Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX P4UG $

~~P Germ 4044.2~~

KH 159

Harvard College Library

FROM

The University Club Library New York City

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

34. Jahrg. / März 1920 / 7. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

SITY CLUB
MAR 2
LI Y

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Kaliklora
Zahnpasta

**Wer Zähne,
Mundhöhle und Rachen**

mit Kaliklora-Zahnpasta dauernd pflegt, schützt sich gegen Infektionskrankheiten, da bekanntlich die Bakterien durch den Mund den bequemsten Zugang zum menschlichen Körper finden. Queisser's Kaliklora enthält Salze, die Mundhöhle u. Rachen kräftig desinfizieren und den Zahnstein auflösen. Das köstliche Aroma hinterlässt im Munde ein behagliches Gefühl der Reinlichkeit u. Frische.

Queisser & Co., G. m. b. H.,
Hamburg 19.

MANNESMANN

**MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE**

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

März 1920 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 10.–. | No. 7, IX. Jahrg.

Die Porzellankunst
auf der Leipziger Messe.

Alt-Leipzig rüstet sich wiederum zur Messe. Für die Porzellan-Künstler der Zeitpunkt anstrengendster schöpferischer Tätigkeit. Grosszügig, getreu den alten Überlieferungen und doch neuartig muss die Porzellankunst auf dieser ersten Friedensmesse vertreten sein, will sie die Vorzugsstellung, deren sie sich innerhalb des deutschen Kunstgewerbes erfreut, behaupten. Man erwartet Höchstes von ihr, veränderte, zeitgemässe Leistungen, die trotz aller Schwierigkeiten vor kritischen Augen bestehen sollen. Viel zu kurz ist die Zeit zwischen den einzelnen Messen für umfangreiche Vorbereitungen. Und doch verrät ein Blick hinter die Kulissen, dass scheinbar Unmögliches möglich gemacht werden kann; wenigstens hat die Fraureuther Künstlerschar unter zielbewusster Leitung eine Fülle von Neuheiten herausgebracht, die der Phantasie der schaffenden Künstler alle Ehre machen.

Überall Ansätze zu wagelustigen Neuem, aus dem Willen zu künstlerischen Eigenleistungen heraus geboren, wenn sich auch — und mit Recht — die Vorliebe für antike Formen und Dekorationsstile zu behaupten weiss. Dieses bewusste Fortschreiten auf der Bahn künstlerischen Geschmacks hat bei einzelnen Fraureuther Erzeugnissen zu geradezu vorbildlichen Leistungen geführt, bei denen man mit wahrem Genuss verweilt.

Es ist nicht allzulange her, da gaben die Sammler für japanisches und vor allem für Alt-China-Porzellan bedeutende Summen aus. Inzwischen ist der deutschen Technik die Erzeugung vollkommen gleichwertigen Porzellans gelungen und chinesische und japanische Motive werden mit glücklichstem Gelingen zur Dekoration verwendet. Etwas Neuartiges ist aber Fraureuth vorbehalten geblieben: die Herstellung von siamesischen Kunst-Erzeugnissen.

„Alt-Siam-Porzellan“ ist eine Verkörperung des altsiamesischen Kunstgewerbes, das leider bisher

Abb. 44. Schlangenbeschwörerin. Modell Carl Nacke.

Digitized by Google

Abb. 45. Kämpfende Bären. Modell Hermann Fritz.

recht wenig Bewunderer gefunden hat. Altsiamesische, der Natur entnommene Motive, bilden die Grundlage für die verschiedensten Modelle und Dekore. In allen Variationen kehren die siamesische „Opferflamme" und die „Reisblüte" als Dekorationsmotiv für Schälchen, Dosen und Vasen wieder, und auch bei Tafelservicen und Dejeuners werden beide mit vornehmer und seltsam eigenartiger Wirkung verwendet. Ein Feld für sich bilden die Email-Malereien, die in ihrer lebhaften und doch dezenten Farbenbuntheit das Auge jeden Kunstfreundes zn entzücken vermögen.

Gross ist die Fülle von neuen Modellen, die die Fraureuther Plastiken-Abteilung hervorgezaubert hat, vorzugsweise Schöpfungen der bewährten Mitarbeiter Carl Nacke, M. Hermann Fritz, Carl Lorenz, Professor Grath und anderer. Wunderhübsch im Aufbau und in der Bewegung wirkt eine Gruppe von M. Hermann Fritz, die „Liebeswerbung". Eine Glanzleistung, die ihresgleichen sucht, ist ein Modell von Professor Grath: „Lady Godiva", entzückend ist eine „Rokokogruppe" von Carl Nacke, die durch ihre farbenprächtige Malerei geradezu besticht.

Eine besondere Neuheit bildet eine erstmalig von der Fabrik herausgebrachte Serie von Kleinplastiken, niedliche Biedermeier- und Rokokogruppen sowie zierliche, moderne und groteske Genre-Figürchen, die ohne Zweifel ihre Liebhaber finden werden, um so mehr als die Dekoration dieser Modelle mit besonderer Liebe durchgeführt worden ist.

Hervorragendes leistet die Fraureuther Filiale in Lichte in der Darbietung von Galeriebildkopien. Noch selten haben Originale alter und moderner Meister eine in Komposition und Farbe so getreue Wiedergabe gefunden, als dies durch die Hand des Kunstmalers Alfred Brödel, dem Leiter der Filiale, geschehen ist. Direkt bezaubernd wirken die Reproduktionen der „Madonna mit dem Blumenkranz" von Rubens, der „Frühlingshymne" von Böcklin, der „Venus mit dem Orgelspieler" von Tizian und der „Diana nach dem Bade" von Boucher.

Abb. 46. Stehende Ägypterin. Modell Berthold Böss.	Abb. 46a. Schlangenbeschwörerin. Eigene Werkstätte.	Abb. 46b. Kniende Ägypterin. Eigene Werkstätte.

Digitized by Google

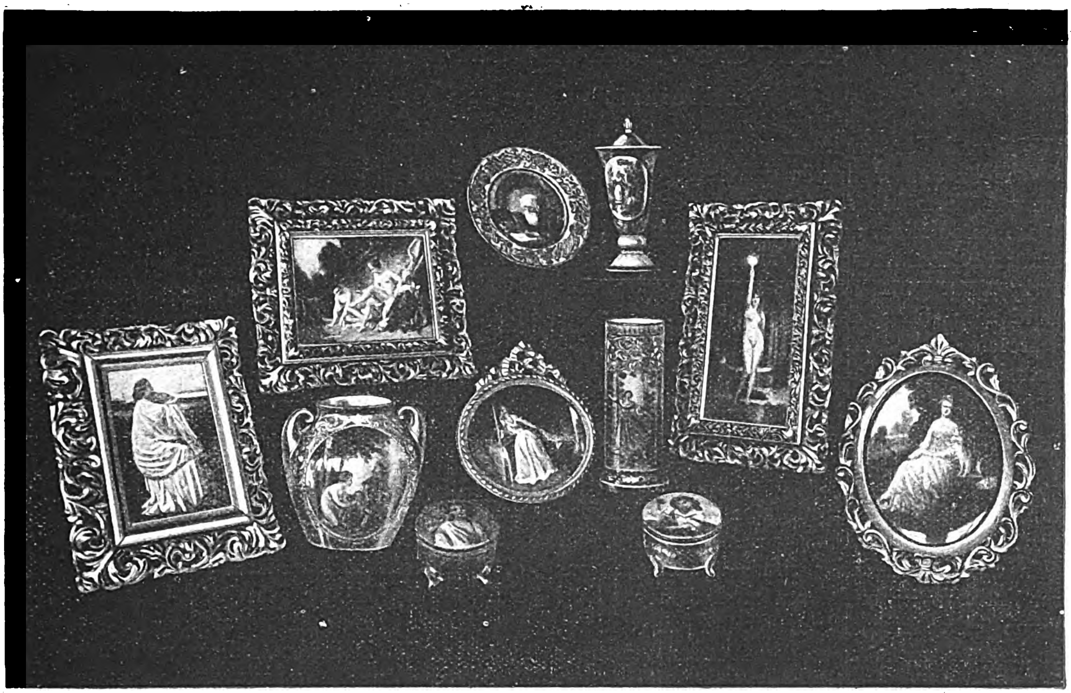


Abb. 47.

Nicht minder beachtenswert ist seine Geschicklichkeit in der künstlerischen Wiedergabe der Porträts von Wagner, Liszt, Beethoven, Mozart, Puscini, Verdi usw.

Aber auch die Dresdener Abteilung, die sich ausschliesslich in die Dienste der Handmalerei gestellt hat, überrascht durch eine ganze Reihe eleganter und geschmackvoll dekorierter Spezialservice. Nicht nur die bei der Damenwelt so beliebten Dejeuners mit Tabletts finden wir in der Dresdener Kollektion in reicher Auswahl und in einzigartigen Formen und auserlesenen Dekoren vertreten, auch die Moccatassen-Sammlung vereinigt die entzückendsten Modelle und Motive. Nicht minder bietet die reiche Auswahl von Obstservicen mit antiken und modernen Früchtedekoren und Stilleben sowie die auserlesene Kollektion von Tafel-, Tee- und Mocca-Servicen mit handgemalten Watteaubildern, Meissner und Wiener Blumen und Kobald-Prunk-Dekoren dem Sammler Gelegenheit, seiner Liebhaberei in ausgiebigster Weise nachzukommen.

Der Händlerschaft bietet sich Gelegenheit, die Kollektion in den Fraureuther Mess-Ausstellungsräumen in Leipzig (früher Auerbachs Hof), Treppe B, viertes Obergeschoss, zu besichtigen.

Abb. 48. Form 838. Dekor 19/808.

Niederländisch-Indien.

Von Heinrich Clemens, Soerabaia.

Während Europa im Laufe der Kriegsjahre mehr und mehr für den hiesigen Import versagte, bemühte sich Japan die entstandene Lücke auszufüllen, und zwar mit einem Tempo, das an Geschwindigkeit nichts zu wünschen übrig liess. Ein ganzer Schub Japaner verteilte sich über das ganze Land. Sie errichteten Verkaufsstellen oder liessen sich als Grossisten und Agenten nieder. Selbst einige japanische Grossbanken errichteten an den Hauptplätzen Filialen, was alles auf eine wohlüberlegte Organisation schliessen lässt. Unterstützt wurde der Optimismus der Japaner durch die grosse Willigkeit des hiesigen Marktes; denn die Lücke war inzwischen zu einem grossen Loch geworden. Man war letzten Endes froh — sei es auch nur zur Aushilfe — an Waren zu kommen. Und Japan erbot sich, jeden Bedarf zu decken. Es konnte immer alles liefern oder versprach es zum mindesten. Dass oftmals diese Versprechungen das Mögliche überstiegen, ist fast selbstverständlich, insbesondere was Qualität anlangt. Wie dem aber auch sei, die hiesigen Kolonien mussten zufrieden sein, wenigstens „eine Aushilfe" an der Hand zu haben und, soviel man jetzt über den „japanischen Rummel" herziehen mag, sie war immerhin von Belang für die Notzeit. Es liesse sich gegen die japanische Konkurrenz nichts einwenden, wenn es sich um einen effektiv reellen Wettbewerb gehandelt hätte. Aber das lässt sich von diesem Industrie-Neuland leider nicht sagen; dieses hat entschieden zuviel auf eine Gabel genommen, sich, ohne die nötige Erfahrungen zu besitzen, auf alle und jede Erzeugnisse geworfen und sich damit selbst einen Strick gedreht. Dabei zeichnet sich der japanische Kaufmann nicht gerade durch Zuverlässigkeit aus. Endlich liessen sich die Japaner ihre Erzeugnisse, ob gut oder schlecht, mehr denn gut bezahlen — oft so gut, dass es beinahe an Dreistigkeit grenzte.

Das alles hat Japan und seine Erzeugnisse in Verruf gebracht. Nachdem nun der europäische Frieden wieder neue (oder die alte) Perspektive sehen liess, hat die chinesische Händlerwelt gerne die Gelegenheit benutzt, durch einen offensichtlichen Boykott japanischer Waren ihre Abneigung gegen den politischen Nebenbuhler zu zeigen. Denn dieser Boykott hat einen politischen Hintergrund, der in Japans Haltung gegenüber China während des Krieges wurzelt. Wie rücksichtslos die chinesischen Handelsleute ihre Absicht durchsetzten, geht daraus hervor, dass bereits geschlossene Lieferungsverträge mit japanischen Firmen aufgehoben, japanische Annoncen in chinesischen Zeitungen verweigert und diejenigen chinesischen Händler von ihren eigenen Landsleuten mit dem Tode bedroht wurden, die noch japanische Waren zu verkaufen beabsichtigten. Blieb etwa ein Bedrohter ungläubig, so wurde derselbe durch allerlei, weniger freundliche Mittel zur Besinnung gebracht, indem z. B. nachts seine Haustüren mit Teer beschmiert, seine Läden oder Lager geplündert oder zertrümmert wurden und dergleichen.

In letzter Zeit haben derartige Gewaltstreiche wohl nachgelassen, jedoch besteht die Fehde zwischen Japanern und Chinesen fort.

Nichts käme jetzt dem Importeur, dem chinesischen Zwischenhändler gelegener als deutsche Waren, deutsche Erzeugnisse, die von früher her noch in so hohem Ansehen stehen.

Es würde zu weit führen, die Bedarfsartikel namentlich aufzuzählen. Die deutsche Schwereisen-Industrie, die Werke für Eisenbahnmaterial, die elektrische Industrie sind hier bereits gut vertreten, Kleineisenwaren, Maschinen und Geräte für die landbaulichen Unternehmungen werden auch bereits von diversen Firmen aus Deutschland bezogen, auch hier findet noch mancher deutsche Fabrikant Platz für seine Produkte.

Neuerdings macht sich eine immerhin beachtenswerte Regung bemerkbar, allerlei Betriebs- und Gebrauchsartikel hier im Lande herzustellen, um — wie es heisst — sich vom Auslande unabhängiger zu machen. Inwieweit diese Bestrebungen Erfolg haben werden, lässt sich vorderhand nicht überblicken; es genügt einstweilen darauf hinzuweisen, da vielleicht allerhand deutsche Halbfabrikate hier Absatz finden können.

Der Bedarf an deutscher Ware (Qualitäts-Ware, das mögen die deutschen Fabrikanten nicht aus den Augen verlieren!) bleibt unvermindert gross, und es wird noch lange dauern, ihn zu decken.

Die japanische Konkurrenz hat Deutschland sicher nicht zu fürchten, auch dann nicht, wenn mit der Zeit mehr Qualität als Quantität seitens Japan geliefert werden sollte, Übrigens: „Konkurrenz belebt das Geschäft", das ist eine alte kaufmännische Weisheit.

Digitized by Google

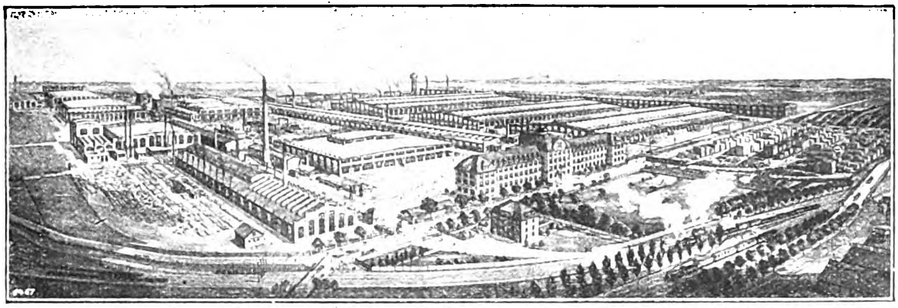


Abb. 49. Gesamtbild der Linke-Hofmann Werke, Breslau.

Linke-Hofmann Werke,
Breslau und Cöln-Ehrenfeld.

Die Linke-Hofmann Werke (Abb. 49), welche heute 9000 Arbeiter und Angestellte beschäftigen und das grösste Unternehmen dieser Art auf dem Kontinent darstellen, haben ihren Ursprung in der bescheidenen Werkstatt für Kutsch- und Lastwagenbau, die der Meister Linke im Jahre 1839 zu Breslau gründete. Die Linke-Hofmann Werke vereinigen heute in sich die Betriebe der Breslauer Aktiengesellschaft für Eisenbahnwagenbau, der Waggonfabrik Gebr. Hofmann & Co. und der Maschinenbau-Anstalt Breslau in Breslau, sowie der Waggonfabrik A.-G. vorm. P. Herbrand & Co. in Cöln-Ehrenfeld.

Das Aktienkapital beträgt 19,3 Millionen, der Jahresumsatz beziffert sich auf etwa 100 Millionen.

Während sich die Cölner Werke lediglich mit Waggonbau befassen, werden in Breslau Waggons, Lokomotiven, Flugzeuge und Maschinen hergestellt.

Abb. 50 zeigt eine schwere 1-D-Heissdampf-Güterzug-Lokomotive, die aus den Werkstätten der Linke-Hofmann Werke hervorgegangen ist. Neben Schnellzug-, Personenzug- und Güterzug-Lokomotiven für Normalspur werden auch solche für Schmalspur gebaut, ferner Feldbahn-, Bau- und Werks-Lokomotiven aller Arten. Die Jahresleistung des Lokomotivbaues beträgt etwa 300 Maschinen, vornehmlich mit Dampfantrieb, aber auch mit elektrischem und feuerlosem Antrieb.

Die Waggonfabriken der Linke-Hofmann Werke bauen alle Arten Eisenbahnfahrzeuge vom luxuriös ausgestatteten Salonwagen bis zum kleinsten Feldbahn-Kippwagen. Die Jahresleistung beträgt etwa 1500 Personenwagen und 6000 Güterwagen.

Der patentierte Ziehl-Schnellentlader, von dem die Abb. 51 schematische Darstellungen zeigt, ist in der jetzigen Zeit der hohen Arbeitslöhne und der Verkehrs-

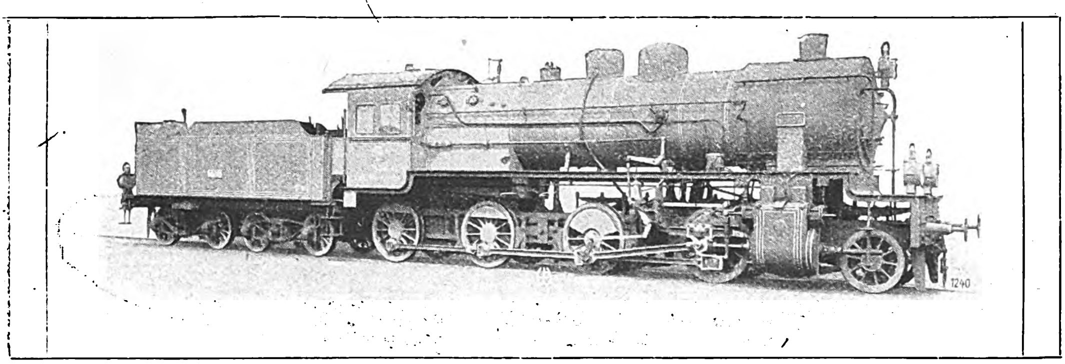


Abb. 50. Schwere 1-D-Heissdampf-Güterzug-Lokomotive. (Linke-Hofmann Werke.)

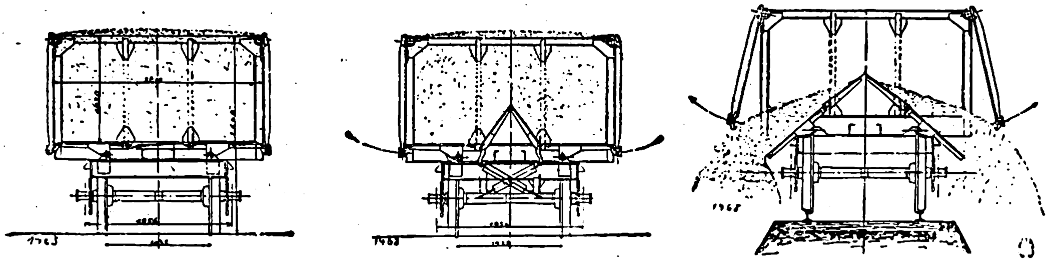


Abb. 51. Patentierter Ziehl-Schnellentlader. (Linke-Hofmann Werke.)

Digitized by Google

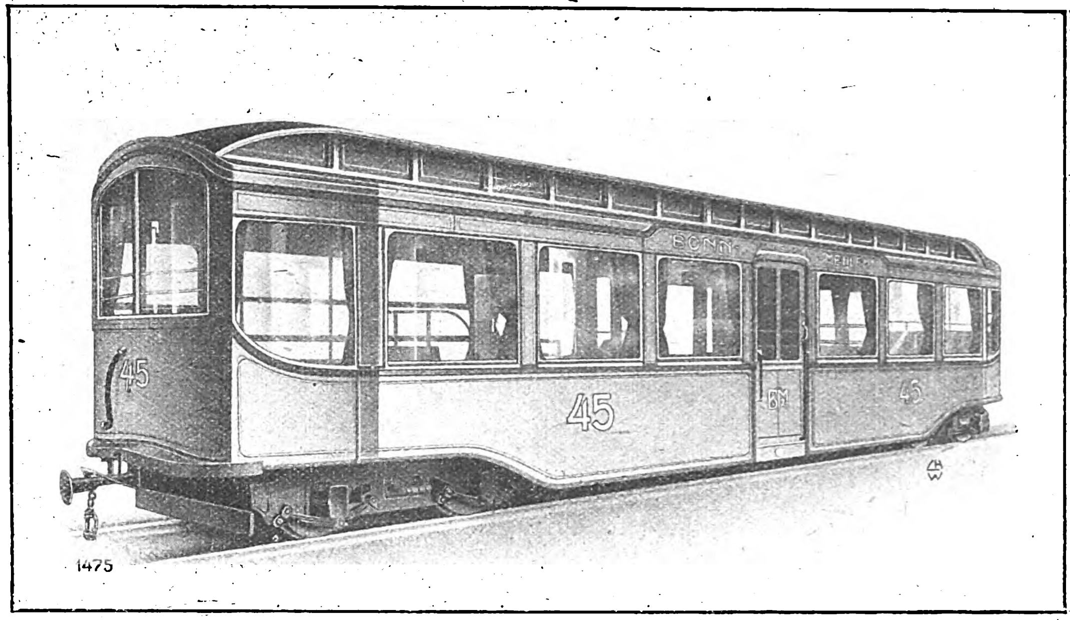


Abb. 52. Niederflurwagen für die Überlandbahn Bonn—Mehlem. (Cölner Waggonfabrik der Linke-Hofmann Werke.)

not von grosser wirtschaftlicher Bedeutung. Er ist als gewöhnlicher Güterwagen verwendbar, vereinigt grösstes Fassungsvermögen mit geringstem Gewicht und gestattet da k seiner wohldurchdachten Bauart eine selbsttätige restlose Entladung auch der sperrigsten Massengüter. Wenige Handgriffe genügen, um den Waggon als Selbstentlader herzurichten. Die zur Entladung notwendige Zeit wird bei seiner Verwendung auf ein Mindestmass zurückgeführt, hohe Arbeitslöhne werden erspart und die Ausnutzung des Waggons ist die denkbar grösste, da er zur Entladung jeweils nur für eine kurze Zeitspanne dem Verkehr entzogen wird.

Die Cölner Waggonfabrik der Linke-Hofmann Werke baut vornehmlich Spezialwagen und Strassenbahnwagen nach neuesten Gesichtspunkten. Als besonders interessant sei der in Cöln für die Überlandbahn Bonn—Mehlem erbaute Niederflurwagen erwähnt. Wie aus der Abb. 52 ersichtlich, ist der Wagen ohne besonderen Fusstritt zu besteigen. Diese Anordnung beugt Unfällen beim Ein- und Aussteigen in denkbar bester Weise vor, bietet dem Publikum grössere Bequemlichkeit und ermöglicht durch die Verkürzug der Wartezeit an den Haltestellen eine Beschleunigung des Verkehrs. Von Bedeutung ist auch, dass infolge der

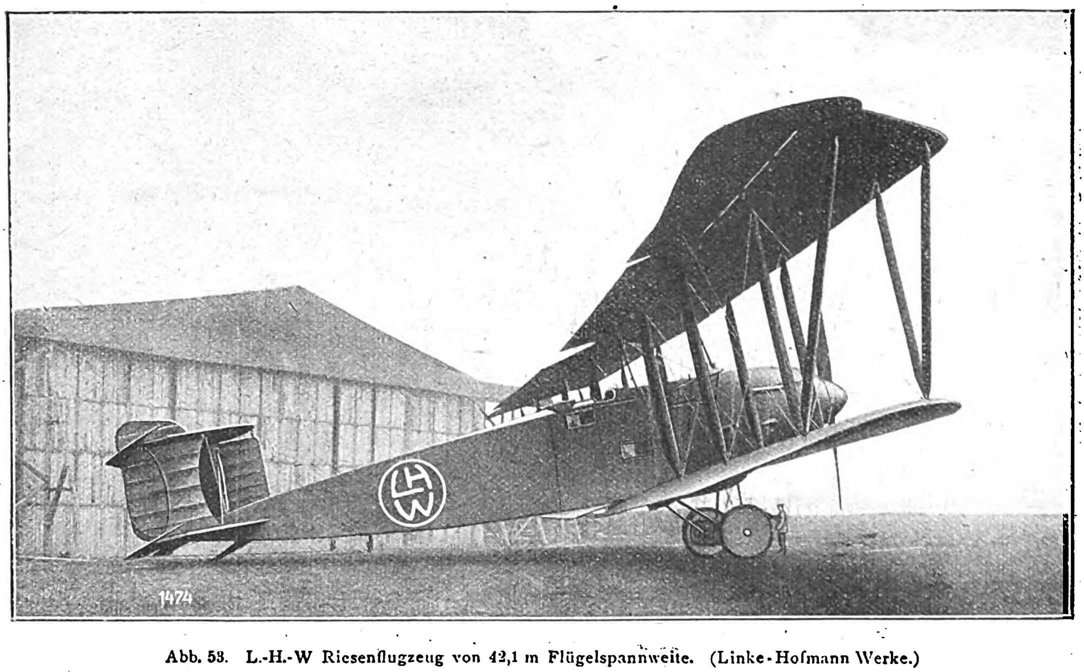


Abb. 53. L.-H.-W Riesenflugzeug von 42,1 m Flügelspannweite. (Linke-Hofmann Werke.)

Digitized by Google

tiefen Lage des Schwerpunktes Schwankungen des Wagens während der Fahrt auf ein Mindestmass beschränkt werden.

Während des Krieges nahmen die Breslauer Waggonfabriken der Linke-Hofmann Werke den Bau von Flugzeugen auf und lieferten Serien-Flugzeuge für die Heeresverwaltung. Daneben wurde die Konstruktion von Riesenflugzeugen eigener Bauart in Angriff genommen. Abb. 53 zeigt ein L.-H.-W.-Riesenflugzeug, das 42,1 m Flügelspannweite besitzt, 7,1 m hoch und 20,3 m lang ist. 4000 kg Nutzlast können mitgeführt werden. Die Geschwindigkeit wurde mit 130 km gemessen. Das Flugzeug unterscheidet sich von allen anderen R-Maschinen dadurch, dass seine vier 260 PS Mercedes-Motoren ihre Leistung nicht an vier oder zwei Propeller abgeben, sondern dass eine einzige Luftschraube von 6,9 m Durchmesser die Gesamtleistung von 1040 PS aufnimmt. Diese Anordnung gewährleistet selbst dann noch ein dauerndes Geradeausfliegen, wenn 1, 2 oder sogar 3 Motoren infolge von Störungen ausfallen, was selbstverständlich bei Flugzeugen mit mehreren Luftschrauben deshalb unmöglich ist, weil durch den Ausfall eines Motores jeweils eine Luftschraube stillgelegt und die Maschine dadurch einem einseitigen Zuge unterworfen wird. Die hohe Betriebssicherheit der L.-H.-W.-Riesenflugzeuge macht sie besonders geeignet zur Überquerung weiter Länderstrecken, welche durch Eisenbahnlinien noch nicht erschlossen sind und wo eine Notlandung wegen mangelnder Reparaturgelegenheit nach Möglichkeit vermieden werden muss.

Von den Erzeugnissen des Maschinenbaues der Linke-Hofmann Werke seien noch erwähnt: Dieselmotoren für stationäre und Schiffszwecke, Dampfmaschinen, Zentralkondensations-Anlagen, Fördermaschinen und Förderhaspel, Kompressoren- und Gebläsemaschinen, Wasserhaltungsmaschinen, Kessel allerart, Überhitzer, Wanderroste, Walzwerke usw.

Sämtliche Abteilungen der Linke-Hofmann Werke sind voll beschäftigt. Infolge zunehmender Arbeitslust der Arbeiter ist eine Steigerung der Produktion zu verzeichnen.

Das deutsche Buch nach dem Kriege.

Wie alle Handelszweige während des Krieges stark gelitten haben, so ist auch der deutsche Buchhandel in ausserordentlichem Masse schwer davon betroffen. Das deutsche wissenschaftliche wie unterhaltende Buch, vor dem Kriege in allen Ländern begehrt und verbreitet, wurde durch die Massnahmen der feindlichen Mächte wie auch der deutschen Regierung bald nach Kriegsbeginn vom Ausland abgeschnitten. Der gesamte Buchhandel lag, nicht minder durch die vielen Einberufungen, schwer darnieder. Erst nach und nach, doch immer erschwert durch die vielen verwickelten Zensurvorschriften, kam der Export nach dem neutralen Auslande einigermassen wieder in Gang. Mehr und mehr machte sich die allgemeine Teuerung und der Mangel an Rohstoffen geltend. Die Ausstattung liess zu wünschen übrig, und die Preise stiegen auf ungeahnte Höhe. Einzelne Bücher, namentlich grosse wissenschaftliche Sammelwerke, die in absehbarer Zeit nicht wieder aufgelegt werden können, haben heute unerschwingliche Preise. Mehr noch als früher wird man zum antiquarischen Buche greifen müssen, obgleich auch hier ein Anziehen der Preise, besonders vergriffener und begehrter Werke, zu bemerken ist. Es liegt deshalb im Interesse aller Bücherkäufer, wenn wir sie auf eine grosse, leistungsfähige Antiquariats- und Sortimentsbuchhandlung, die Firma Emil Gräfe (Inh. Walter Fiedler) Leipzig, Schillerstrasse (neben der Universität) aufmerksam machen. Diese Firma pflegt den Export nach allen Ländern seit Jahren und ist durch ihr bedeutendes Antiquariat, wie durch die zentrale Lage im deutschen Buchhandel in der Lage, wirkliche Vorteile zu bieten. Neben schöner Literatur, Medizin und Naturwissenschaft wird besonders das grosse Gebiet der Technik gepflegt. Wissenschaftliche Kataloge stehen Interessenten kostenlos zur Verfügung, wie auch über das grosse Antiquariatslager Verzeichnisse unberechnet versandt werden.

Eine Geschäftsverbindung mit dieser Firma dürfte für alle Bücherkäufer immer von Vorteil sein.

Digitized by Google

Werkzeugmaschinen der Firma Gebrüder Böhringer, Göppingen (Württ.).

Unter den Erzeugnissen der deutschen Werkzeugmaschinen-Industrie stehen die Böhringer-Drehbänke, -Revolverbänke, -Hobel-Maschinen und Automaten in bezug auf solide Bauart, erstklassige Ausführung wie auch Formenschönheit und Wirtschaftlichkeit mit in vorderster Reihe. Gegründet im Jahre 1845, gelang es der Firma aus kleinen Anfängen heraus sich zu einem Unternehmen emporzuarbeiten, das heute 1400 Angestellte und Arbeiter beschäftigt und eine Jahresleistung von etwa 1650 Maschinen hervorzubringen imstande ist.

Die Böhringer-Drehbänke mit Stufenscheiben- und Einscheibenantrieb gehören zu den besten Er-

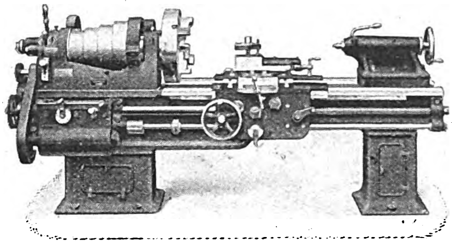


Abb. 54. Schnelldrehbank mit 250 mm Spitzenhöhe.

zeugnissen des Industriezweigs. Zweckmässige, kräftige Bauart, genaueste Ausführung und höchste Lebensdauer sind ihre anerkannten Vorzüge, die ihnen überall, wo sie im Gebrauch sind, den besten Ruf erworben haben. Die Betten haben für Schlitten und Reitstock getrennte, prismatische Führungsbahnen, die durch ein besonderes Giessverfahren eine etwas harte und unbedingt dichte und porenfreie Oberfläche erhalten, wodurch die Abnützung auf das denkbar geringste Mass herabgemindert wird und ein genaues Arbeiten auf die Dauer gewährleistet ist.

Die Böhringer-Revolverbänke bewähren sich überall als wirtschaftlich arbeitende Maschinen, und zahlreiche Nachbestellungen erster Firmen der verschiedenartigsten Industriezweige beweisen, dass in modern geleiteten Betrieben die Maschinen den

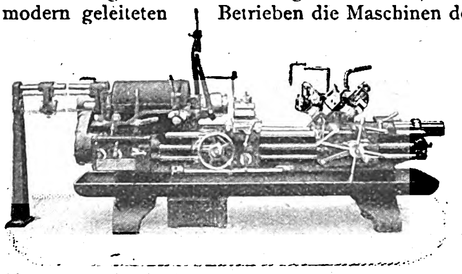


Abb. 55. Revolverbank für Stangenarbeiten eingerichtet.

gestellten Anforderungen in jeder Hinsicht entsprechen. Die Möglichkeit gleichzeitigen oder unabhängigen Arbeitens eines mit einem Vierkantrevolver ausgerüsteten Quersupports und eines auf senkrechter Drehachse sitzenden Sechskantrevolvers, der für die einfache und stabile Befestigung von Werkzeughaltern und Bohrstangen beliebiger Länge von keiner anderen Anordnung übertroffen wird, ergibt nicht nur hohe Arbeitsleistungen der Böhringer Revolverbänke, sondern die Einrichtung verleiht ihnen auch eine leichte Anpassungsfähigkeit für die in Betrieben allerart vorkommenden verschiedenen Arbeiten. Ein für die Böhringer-Revolverbänke charakteristisch und praktisch sehr wertvoller Vorteil ist dass der Schlitten des Vierkantrevolvers so gestaltet ist, dass er unter das Klemmfutter bewegt, mit dem Sechskantrevolver also dicht am Klemmfutter gearbeitet werden kann was die Benutzung kurzer Bohrstangen und einfacher stabiler Werkzeughalter im Sechskantrevolver ermöglicht.

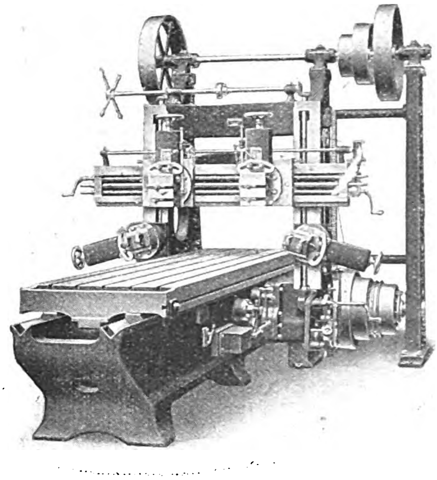


Abb. 56. Schnellhobelmaschine mit 1000 mm Hobelbreite.

Die Böhringer-Hobelmaschinen sind durch fortwährende Verbesserungen allen in den letzten Jahren auf den Markt gebrachten Hobelmaschinen nicht nur ebenbürtig in bezug auf Genauigkeit und einfache Handhabung, sondern bieten in mancher Beziehung noch schätzenswerte Vorzüge. Namentlich die in ihrer Art ausgezeichnet bewährten Mechanismen, durch welche leichter, ruhiger Gang, stossfreie Umsteuerung und eine von letzterer unabhängige Schaltung erzielt werden, bieten Vorzüge, die von keinem anderen Fabrikat übertroffen werden. Die Bewegungen der Supporte und des Tisches lassen sich während des Ganges der Maschine ein- und ausrücken oder ändern. Die grosse Durchzugskraft und die dadurch erreichte Leistungsfähigkeit sind derart, dass diese Maschinen selbst den stärksten Beanspruchungen bei Benützung der besten Schnellarbeitsstähle vollkommen gewachsen sind.

Die Böhringer-Revolver-Automaten werden in drei verschiedenen Grössen ausgeführt, und zwar mit 57, 82 und 108 mm Materialdurchgang. Die besonderen Vorzüge sind:

Äusserst genaue Arbeit infolge der Anordnung vibrationsfreier Werkzeuge auf gut geführten Schlitten.

Weiter Arbeitsbereich infolge unerreicht grosser Drehlänge.

Höchste Leistungsfähigkeit, weil auf dem Schlitten des Revolvers gleichzeitig mehrere Werkzeuge zum Drehen und Bohren aufgesetzt werden können, die Werkzeuge wie auch die Kurvenstücke der Trommeln leicht zugänglich und rasch einstellbar sind.

Böhringer-Werkzeugmaschinen sind ausgestellt und werden im Betrieb vorgeführt auf der Technischen Messe, Leipzig, Ausstellungsgelände Betonhalle A, Seitenhalle B, No. 241.

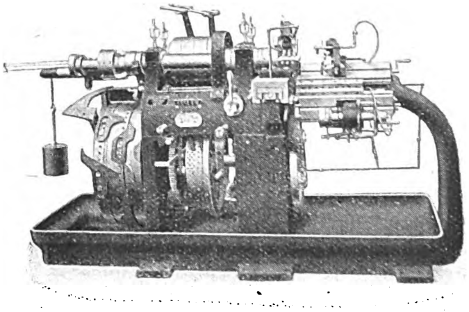


Abb. 57. Revolver-Automat für 82 mm Durchgang.

Digitized by Google

Herstellung von gelochten Blechen und Warmpressteilen.

Veranlasst durch ihre vielseitige Beschäftigung auf allen Gebieten der Industrie, wurde die Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk, darauf angewiesen, gelochte Bleche für die verschiedensten Verwendungszwecke in grossen Mengen herzustellen. Sie hat als erste Fabrik in Deutschland eine Perforier-Anstalt errichtet, in der zunächst die gelochten Bleche für den eigenen Bedarf hergestellt wurden. Sehr bald ist die Fabrikation auch auf andere Zweige ausgedehnt worden. Neben den gelochten Blechen für bergbauliche Zwecke wurde auch die Herstellung von Zier- und Gitterblechen für Heizkörperverkleidungen, Lüftungszwecke, Fenstervorsätze usw., sowie von Kollergang-Rostplatten aufgenommen. Auch die Lieferung von Waffelblechen zu Belagzwecken, Treppenstufen und dergleichen wurde im Anschluss hieran aufgenommen.

Die Zweckmässigkeit dieses Gegenstandes und der immer grösser werdende Bedarf an gelochten Blechen allerart hat den Umsatz der Perforier-Anstalt naturgemäss eine erhebliche Steigerung erfahren lassen. Die Ausdehnung des Maschinenparks hat damit gleichen Schritt gehalten. Ältere Pressen haben solchen neuerer und verbesserter Bauart Platz machen müssen, und fast alljährlich sind weitere dem neuesten Typ entsprechende Pressen und Hilfsmaschinen zur Aufstellung gekommen, so dass die Perforier-Anstalt des Humboldt mit Recht beanspruchen darf, ihre maschinelle Einrichtung als mustergültig zu bezeichnen und den Ruf grösster Leistungsfähigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Sie liefert Bleche allerart und aus allen Metallen, wie Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Bronze, Nickel, in den feinsten Lochungen für Zentrifugensiebe, bis zu den grössten Lochungen für die verschiedensten industriellen Bedarfsfälle und von der geringsten Stärke von 0,35 bis 35 mm. An diese Abteilung gliedert sich eine Schlosserei grösseren Umfanges, in der die erforderlichen Schnitte und Stanzen angefertigt werden. Die Perforier-Anstalt ist dadurch unabhängig von allen Unterlieferanten, und es ist ihr die Möglichkeit gegeben, erstklassige Erzeugnisse zu billigen Preisen herzustellen.

In neuerer Zeit ist auch eine Unterabteilung zur Her-

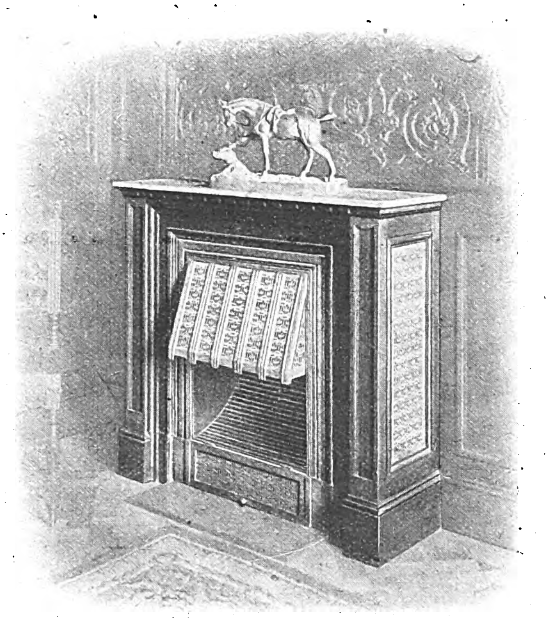


Abb. 58. Heizkörperbekleidung.
(Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk.)

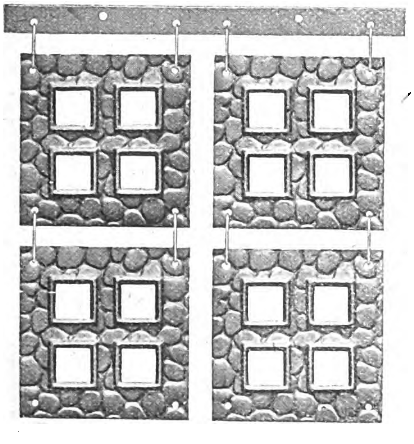


Abb. 59. Zierbleche.
(Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk.)

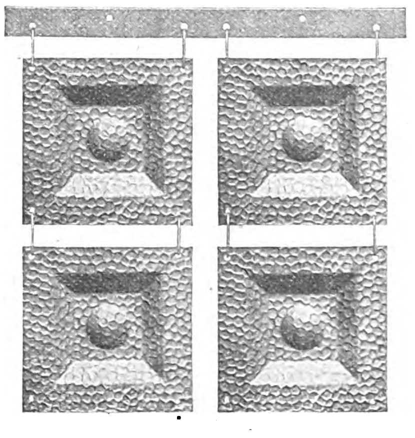


Abb. 60. Zierbleche.
(Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk.)

Digitized by Google

stellung von Streckmetall eingerichtet worden. Streckmetall ist bekanntlich ein aus bestem Stahlblech ohne Materialverlust gestanztes Maschenwerk mit festen Knotenpunkten. Es dient als Ersatz für Drahtgeflecht. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug diesem gegenüber liegt darin, dass ein Verschieben oder Auflösen der Maschen, wie es sonst schon bei geringfügigen Anlässen vorkommt, bei Streckmetall vollständig ausgeschlossen ist. Das Material weist eine äusserst grosse Steifigkeit auf und eine Beschädigung kann kein Auflösen der Maschen verursachen, sondern die schadhaft gewordene Stelle wird durch die festen Knotenpunkte auf ihren örtlichen Umfang beschränkt bleiben. Die Verwendungsmöglichkeit des Streckmetalls ist ähnlich wie bei gelochten Blechen eine recht vielseitige. Vornehmlich wird es zu Einfriedigungszwecken, als Betoneinlage, für Baumschützer usw. verwendet, aber auch als Fenstergitter, für Laufbuhnenbeläge, Treppenstufen und dergleichen vorteilhaft gebraucht. Unsere Anlage ist der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Sie liefert grosse Mengen Streckmetall und setzt uns in die Lage, dasselbe zu den günstigsten Bedingungen auf den Markt zu bringen.

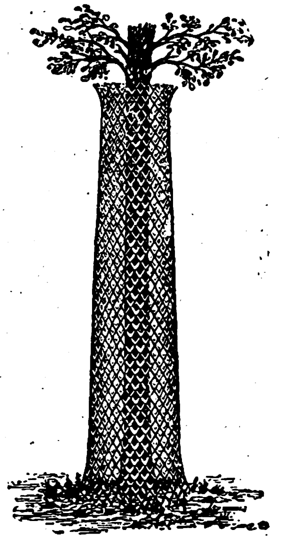


Abb. 61.
Baumschützer aus Streckmetall.
(Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk.)

Erwähnenswert ist auch die Blech-Warmpressanlage. Sie dient zur Herstellung der verschiedenartigsten Pressteile, als Zubehörteile für Automobile, wie Stirnwände, Fussbrett-Träger, Streben, Kastenträger usw.; für den Waggonbau, wie Kastenträger, Konsolen, Kümpelbleche allerart und dergleichen. Auch diese Anlage ist in dem neuzeitlichsten Stil eingerichtet, und der Humboldt ist in der Lage, gute Erzeugnisse zu billigen Preisen herzustellen.

Die Verzinkerei und Verbleierei des Humboldt ist eine der bedeutendsten im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Vier Kessel von erheblichen Abmessungen stehen ständig in Tag- und Nachtbetrieb und erzielen einen Umschlag von ganz bedeutendem Umfange.

In neuerer Zeit gelangten auch zwei Ziehpressen zur Aufstellung, und zwar eine Räderziehpresse für Blech-Hohlgefässe, als: Kochgeschirre für alle Zwecke, Schüsseln, Milchsatten, Randkessel, Behälter für Ölreiniger, Ölfangschalen, Kugelbehälter von 400—500 mm Durchmesser, kleine Waschkessel bis 400 mm Durchmesser und 350 mm Höhe; ferner eine hydraulische Ziehpresse für Kugelbehälter bis 1000 mm Durchmesser, Knet-Tröge, wie sie in Backereien in grossem Umfang in heutiger Zeit benutzt werden, grosse Randkessel, grosse Waschkessel, grosse Kochgeschirre, Futterrinnen, Verkleidungen für Maschinenteile, Schutzvorrichtungen, gepresste Böden bis 1200 mm Durchmesser und 15 mm Blechstärke, ca. 300 mm Höhe, Radnaben für Automobile, Radfelgen für Automobile, Schutzhauben und Schutzbleche für Automobile und sonstige Fahrzeuge, gezogene Teile für landwirtschaftliche Maschinen, wie z. B. Säemaschinen, Badewannen, Ölfangschalen und Windformen für Hochöfen. — Auch auf diesem Gebiet ist bereits eine grosse Leistungsfähigkeit erzielt worden, da die Anlage gleich den übrigen sehr zweckmässig eingerichtet wurde. Hgh.

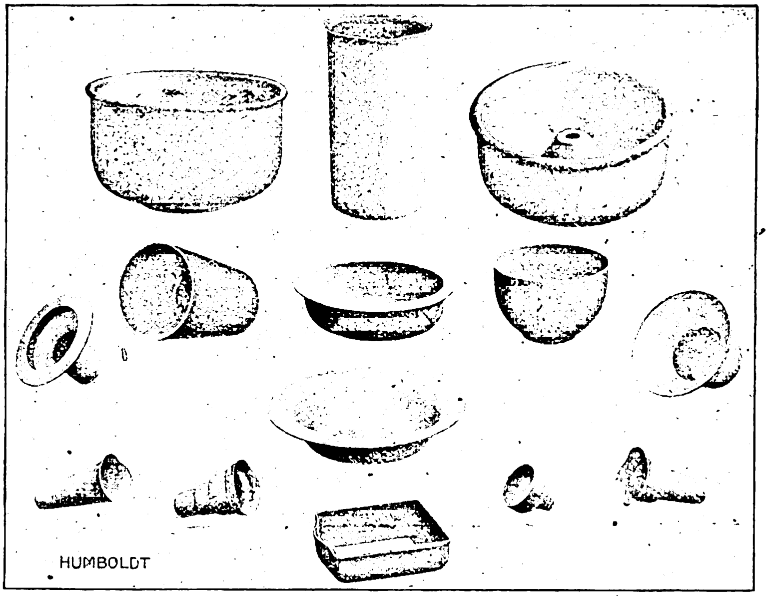


Abb. 62. Blech-Warmpressteile.
(Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk.)

Digitized by Google

Die Parade der keramischen Industrie.

(Fortsetzung.)

III. Gebrüder Heubach A.-G., Lichte i. Thür.

Von Jos. Schwickart, Leipzig.

Die Kunst, das Schöne muss befördert werden,
Denn wenige bringen's hervor und viele bedürfen's!

Der Kampf des einzelnen für die Notdurft des Lebens und für den Wiederaufbau der Nationen, der in der Jetztzeit besonders schwere Opfer von jedem fordert, birgt die Gefahr in sich, dass der Mensch sich nur dem nüchternen Zweck der Nützlichkeit widmet und seine idealen Gefühle unterdrückt. Der Idealismus, der Hang am Schönen, ist Liebe zur Kunst. Und die Kunst ist der Kitt, der die Nation zusammenhält, der sie vor der Auflösung bewahrt.

Nicht nur der irdische Leib braucht Nahrung, auch der astrale Leib, die Seele, verlangt danach. Und was wir ihm bieten können, ist die Kunst. Deshalb beschränkte sich schon der Urmensch nicht auf das Allernotwendigsste — er schmückte sich und sein Heim, er kratzte in die harte Felswand Tierbilder und suchte hinter den ewigen Sternen die mystischen Gestalten der Götter!

Je höher die Kultur stieg, je glücklicher und zufriedener ein Volk lebte, um so herrlicher waren seine Kunstwerke und um so grösser seine Kunstliebe. Aber auch sittliche Verrohung, wirtschaftlicher Niedergang usw. — sie prägen sich in Form und Inhalt der Kunst aus. Die Kunst ist daher das Barometer des kulturellen und volkswirtschaftlichen Zustandes einer Nation.

Abb. 63. Maske. Von Wera v. Bartels.

Wenn aber die Kunst der Zeit der Ausdruck des Menschengemütes ist, so kann auch durch sie der einzelne oder ein Volk sich wieder sittlich aufrichten, wenn ihr der Weg zum Herzen geöffnet wird. Und wo kann das besser geschehen, als im eigenen Heim selbst, wo Zeit und Musse ist, das Kunstwerk auf sich wirken zu lassen, damit es die Festtagsstimmung in uns auslöst, die uns aus dem Gezeter des Alltages emporhebt zu den lichten Höhen erhabenen Empfindens

Digitized by Google

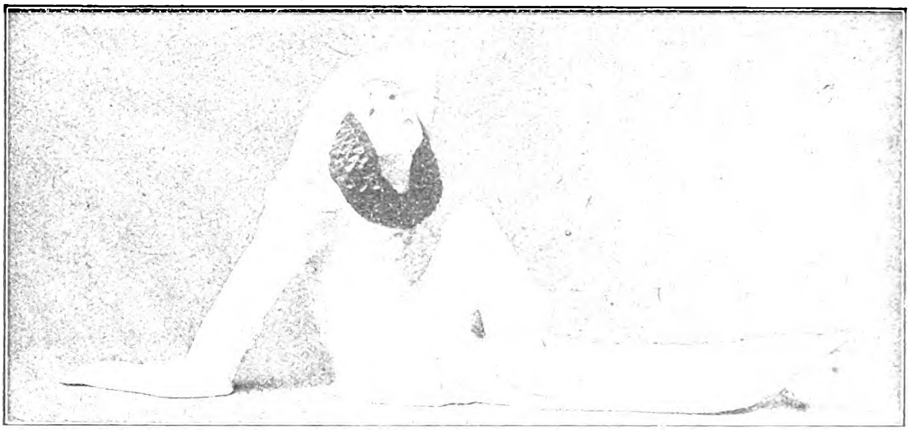


Abb. 64. Bajazzo. Von Wera von Bartels.

und seelischen Gleichgewichtes. — Den Wunsch, ein Originalkunstwerk zu besitzen, müssen sich die meisten versagen, da der Preis dafür unerschwinglich ist. Diese wandern in den Privatbesitz Wohlhabender oder werden in Museen oder auf öffentlichen Plätzen untergebracht. Sie sind also für den einzelnen nicht mehr erreichbar oder bieten ihm nur auf kurze Zeit die Möglichkeit des Geniessens und der Erbauung.

Hier liefert die vervielfältigende Kunst vollen Ersatz, indem sie das Werk eines Künstlers in grösserer Anzahl herstellt und es daher verhältnismässig so billig abgeben kann, dass ein jeder in der Lage ist, es zur Ausschmückung seines Heims anzuschaffen. So trägt er die Kunst in sein Haus, er studiert an dem Erstandenen die Harmonie von Form und Inhalt und überträgt sie von dem Einzelnen auf das Ganze. Die Kleinkunst, mit Liebe betrachtet, bildet dann die Brücke zu den gewaltigen Kunstwerken der Schöpfung, vor denen der Mensch staunend steht und an Fausts Worte erinnert wird:

„Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen."

Die Kunst im allgemeinen und die Kleinkunst im besonderen sind demnach von so hoher Bedeutung für die ethische Erhebung der Volksseele, dass wir ihr unbedingt einen bevorzugten Platz einräumen müssen.

Zu dieser Kleinkunst gehört in erster Linie mit

Abb. 65. Schreitendes Mädchen. Von W. Neuhäuser, München.

die Porzellankunst. Sie wird in Deutschland mit besonderer Liebe gepflegt und gehegt und bringt mit Unterstützung erster Künstler und Künstlerinnen Erzeugnisse hervor, die in der ganzen Welt geschätzt sind.

Unter den vielen deutschen Porzellanfabriken hat sich die Porzellanfabrik Gebrüder Heubach A.-G. in Lichte i. Thür. im letzten Jahrzehnt durch ihre hochkünstlerischen Erzeugnisse rühmend hervorgetan. Die Firma wurde im Jahre 1821 gegründet und bietet heute etwa 500 Arbeitern lohnende Beschäftigung. Ihre Haupterzeugnisse sind Luxusporzellane, Spielwaren und elektrotechnische Porzellane.

Als die Kunstabteilung 1908 zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trat, erregten deren Kleinkunstproben die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber. Es waren Kunstwerke, die einen Vergleich mit denen altberühmter Porzellanfabriken wohl aushielten. In Zukunft beschränkte sich diese Kunstabteilung nicht darauf, auf ebener Bahn still weiterzuwandern, sondern wählte den ansteigenden Weg zur immer höheren technischen und künstlerischen Vollendung, so dass heute das Fabrikzeichen

HEU
BACH

ein Symbol deutscher Kunst und deutschen Könnens ist. Hierzu trug das Bestreben der Firma bei, namhafte Künstler zur Mitarbeit zu gewinnen, von denen fol-

Digitized by Google

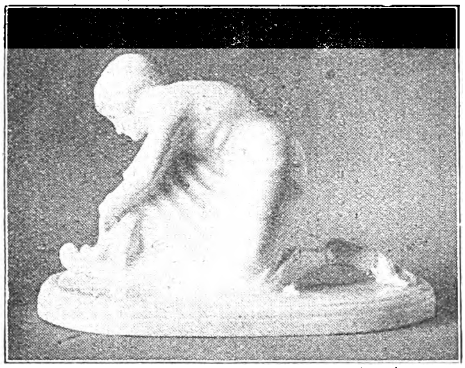


Abb. 66. Schlittschuhläuferin. Von Bradtke, Berlin-Friedenau.

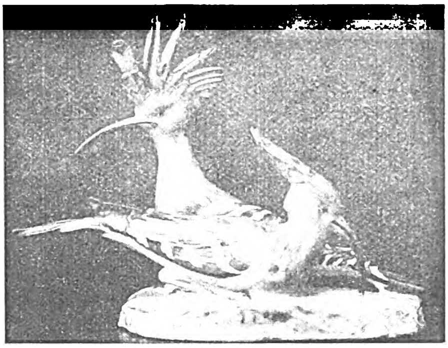


Abb. 69. Wiedehopf. Von Paul Zeiller, Berlin.

gende genannt seien P. Zeiller, Berlin (im Kriege gefallen), W. Neuhäuser, München, Wera von Bartels, München, O. Pflug, Berlin, Chr. Metzger, Regensburg, W. Krieger, München, C. Brasch, Charlottenburg, Wm. Dorrenbach, Charlottenburg, Bradtke, Berlin-Friedenau und E. von Otto.

Alle Erzeugnisse der Firma Gebrüder Heubach A.-G. wirken auf den Beschauer durch die packende Erfassung des Motivs und die grosszügige Modellierung. Jede pedantische Detaillierung ist fortgelassen, ohne dadurch von der Natur abzukehren. Und gerade hierin offenbart sich das Erfassen unserer Zeit, deren Leitmotiv grosszügiges Vorwärtsstreben sein muss, ohne sich in das Unnatürliche und Widersinnige zu verlieren.

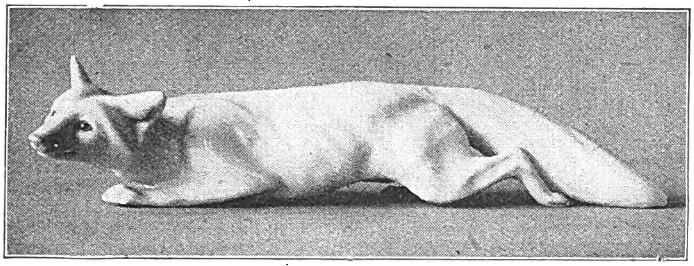


Abb. 67. Schleichender Fuchs. Von Paul Zeiller, Berlin.

Von den vielen Kunstporzellanen der Firma Gebrüder Heubach A.-G. sind in den Abbildungen 63 bis 76 einige Muster wiedergegeben. Wir wenden uns zunächst den figürlichen Darstellungen zu. Abb. 63 stellt „Die Maske" von Wera von Bartels dar. Ein tiefes Empfinden spricht aus der Bewegung und dem Gesichtsausdruck des Mädchens. Wir fühlen die hoffnungsfrohe Freude mit ihr, dass der Freier sie trotz der Larve erkannt hat und sich durch das Gedränge der Scherzenden und Tanzenden durcharbeitet, um zu ihr zu gelangen.

Abb. 68. Die Fischotter. Von Paul Zeiller, Berlin.

Wie ganz anders wirkt der Bajazzo derselben Münchener Künstlerin! Welcher Kontrast liegt zwischen der Kleidung und dem hoffnungslosen Gesichtsausdruck (Abb. 64) und — habe ich recht? — fährt ihm das Sprichwort durch den Sinn:

„Der Weibergeist ist von Quecksilber,
Ihr Herz von Wachs."

Ebensolche philosophische Betrachtungen könnte man über das schreitende Mädchen von W. Neuhäuser, München (Abb. 65) und die Schlittschuhläuferin von Bradtke, Berlin-Friedenau (Abb. 66), anstellen.

Mit besonderer Liebe hat sich die Firma ferner der Wiedergabe von Tieren unter besonderer Berücksichtigung ihrer natürlichen Eigenschaften, ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer charakteristischen Bewegungen angenommen.

In erster Linie sind die Tierplastiken des Berliner Bildhauers Paul Zeiller zu erwähnen. Paul Zeiller, der leider ein Opfer des Weltkrieges geworden ist, unterscheidet sich von der Mehrzahl seiner Berufsgenossen dadurch, dass er das Tierleben nicht ängstlich nach der Natur modelliert, sondern seine Tonbilder nach dem Gedächtnis im Atelier schafft. Dadurch fallen alle nebensächlichen Einzelheiten bei seinen Plastiken fort, wodurch die Psyche des Tieres besonders markant zum Ausdruck kommt. Beispiele dafür sind: „Der schleichende Fuchs" (Abb. 67), „Die Fischotter" (Abb. 68), „Die Wiedehopfe" (Abb. 69) und „Das Windspiel" (Abb. 70).

Von W. Krüger in München stammt „Das Enten-

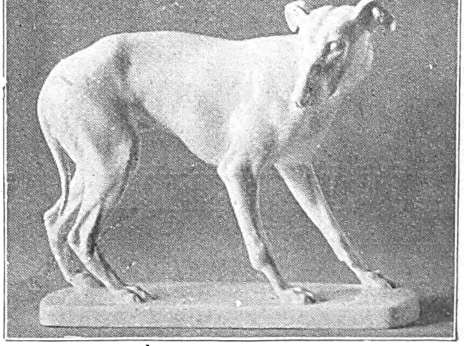


Abb. 70. Windspiel. Von Paul Zeiller, Berlin.

Digitized by Google

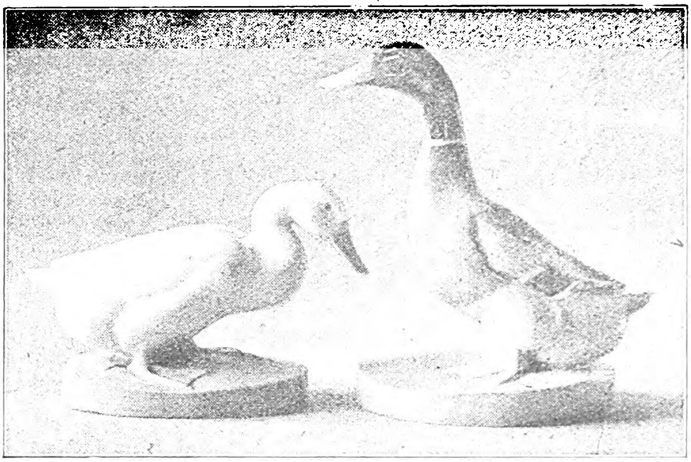


Abb. 71. Enten. Von W. Krieger, München.

paar" in Abbildung 71, das sich den vorhergehenden Bildern würdig anpasst.

Jeder Hundeliebhaber wird mit innerer Befriedigung und Wohlgefallen das Windspiel in Abbildung 70 betrachten. Es ist ein besonderes Verdienst der Firma, sich gerade der Wiedergabe von Rassehunden angenommen zu haben, und es ist zu wünschen, dass aus ihr noch recht viele solch wohlgelungener Hundeplastiken hervorgehen. Dieser Wunsch prägt sich auch in der Begeisterung der Jagd- und Hundesportzeitschriften bei Besprechung dieser Erzeugnisse aus.

Zu den herrlichsten Schöpfungen dieser Art gehören „Der Schäferhund" von O. Pflug, Berlin, der vor Kraft und Entschlossenheit strotzende Bulldogg und der unbeholfene, hilflose und täppische junge Bernhardiner, beide von E. von Otto, Bensheim, sowie die Bulldogge „Sorgenvoll" von Wm. Dorrenbach. Ich hoffe, dass es mir möglich ist, in einem der nächsten Hefte die Tierplastiken noch eingehender zu besprechen.

Auch die Vasen der Firma Gebrüder Heubach A.-G. halten jeden Vergleich mit anderen Fabrikaten aus. Abbildung 72 zeigt eine weisse Vase mit Golddekor und einem Rosenstilleben in freundlich leuchtenden Farben, während Abbildung 73 eine Vase darstellt, deren ganzer Umfang durch eine in zartesten Tönen gehaltene Hügellandschaft mit Baumgruppe bemalt ist.

Eine frohe Stunde, in der die Sorgen des Alltags aufgelöst werden und man wieder in die glückliche

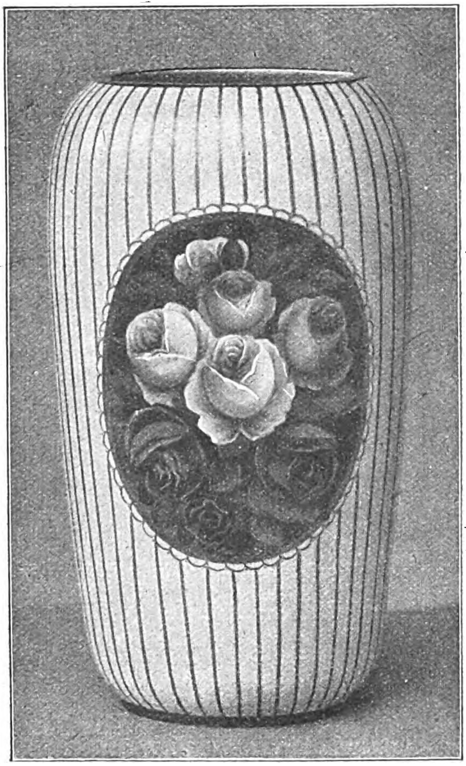


Abb. 72. Vase.

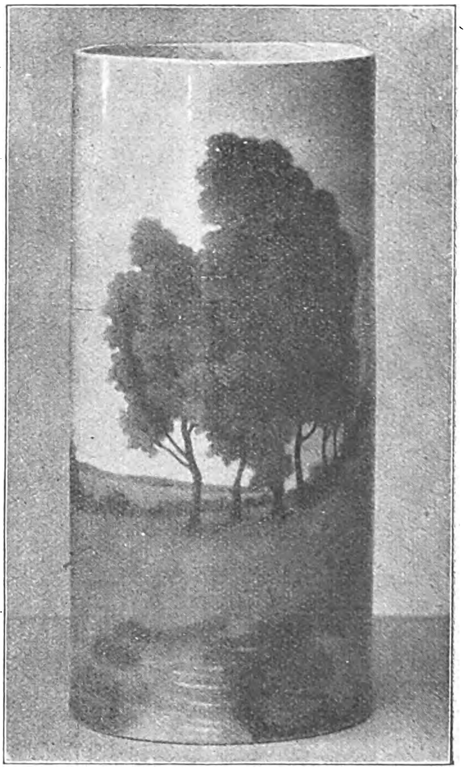


Abb. 73. Vase.

Digitized by Google

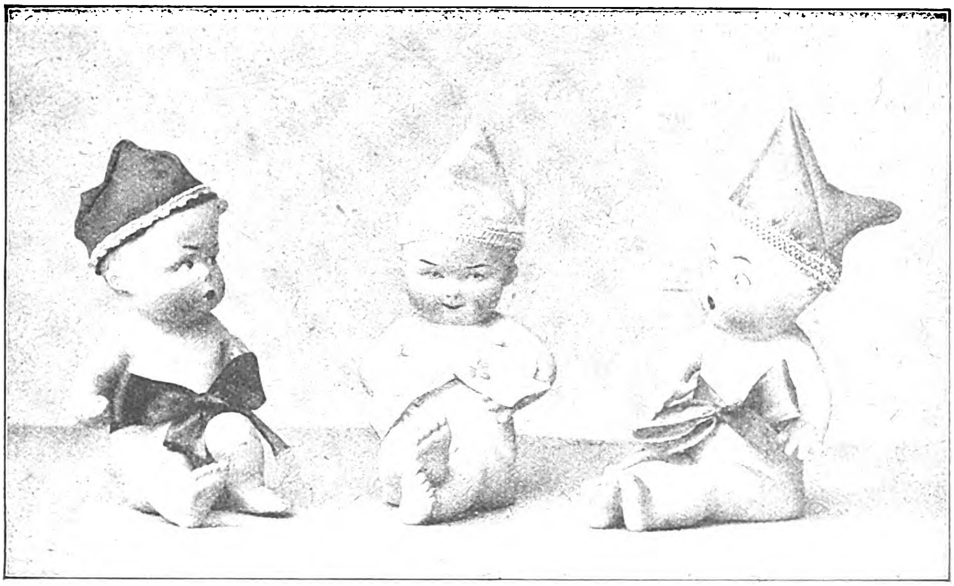


Abb. 74. Unser Kleeblatt. Von B. Zietzmann.

Zeit der Kindheit zurückgeführt wird, bereitet die Betrachtung der Heubachschen Puppen. Sie sitzen vor mir — 7 an der Zahl —, von denen das herzige „Kleeblatt" meine Lieblinge geworden sind. Das sind keine Jahrmarkts- oder Durchschnittspuppen, sie leben. Die Künstlerin B. Zietzmann ist tief in die Psyche des Kindes eingedrungen und hat mit grossem Verständnis das unbeobachtete „Kleeblatt" beobachtet. Wenn schon die Abb. 74 sicherlich jeden Leser erfreuen wird, so ist es doch nur eine notdürftige Wiedergabe der reizenden, lebenswahren Püppchen. Erinnern sie nicht an das Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen"? Wird man nicht unwillkürlich an einen kräftigen Stammtischwitz erinnert, der mit Verachtung und Erstaunen aufgenommen wird?

Ebenso zierlich und lebenswahr sind die Püppchen in Abb. 75 und 76.

Es liessen sich noch Seiten über die herrlichen Erzeugnisse der Firma Gebrüder Heubach A.-G. voll-

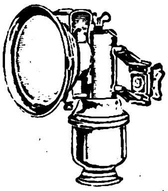
Abb. 75. Puppen.

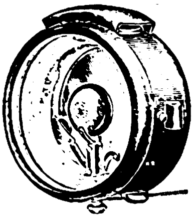
Digitized by Google

Abb. 76. Puppen

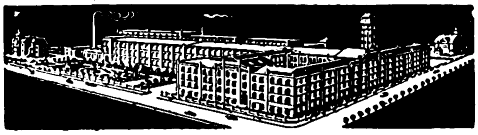
schreiben, doch was nützen die schönsten Worte über all diese wunderbaren Porzellane deutscher Herkunft, wenn man sie nicht besitzt, und wenn sie nicht dort ihren Platz finden, wofür sie bestimmt sind? Die urgrossmütterlichen Zeiten sind vorüber, wo der Glasschrank mit Luxusporzellanen vollgepfropft wurde und die Rokokodämchen um Mitternacht zum Rendezvous hinaustrippelten. Auch die Ausstellung der Porzellane am rechten Platz will gelernt und verstanden sein. Wir schmücken heute die Festtafel, wir beleben heute den Blumentisch, und wir stimmen heute die sonst so monotonen Zimmereinrichtungen mit diesen und erfüllen dadurch alles mit Liebe und kunstsinnigem Verständnis.

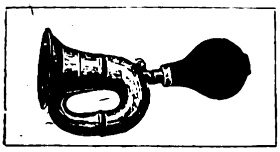
Herm. Riemann
Chemnitz-Gablenz.



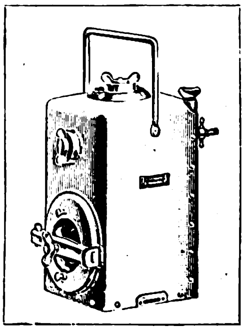


Die Fabrikation von Fahrrad- und Automobil-Beleuchtungen hat durch den Weltkrieg keine Unterbrechung erfahren. Umstellungen der Betriebe waren durch die sich nötig machende Verarbeitung von Ersatzmaterialien zwar immerhin erforderlich, nachdem aber nun schon seit längerer Zeit Friedensmaterialien wieder zur Verfügung stehen, bringt auch die weltbekannte Firma Herm. Riemann, Chemnitz-Gablenz, ihre in aller Welt eingeführten Germania-Laternen für Fahrräder und Automobile wieder in der rühmlichst bekannten Friedensqualität auf den Markt. Der Export hat bereits in umfangreicher Weise wieder eingesetzt, nachdem während des Weltkrieges alle Läger aufgebraucht wurden und der dringenden Nachfrage nach diesem Fabrikate nunmehr wieder entsprochen werden kann.





Die Firma arbeitet bereits wieder in dem früheren Umfange mit einem Personal von gegen 900 Personen, sie konnte während des Krieges ihr 50jähriges Bestehen feiern und hat auch in den letzten Jahren nicht geruht, ihre Fabrikate konstruktiv weiter auszubauen, so dass sie auch heute noch vorbildlich für die gesamte Branche dastehen. Sie ist demzufolge in der Lage, wie früher, so auch heute den weitgehendsten Ansprüchen Genüge zu leisten, und die alten Abnehmer der Firma im In- und Auslande, welche die Riemann-Laternen infolge ihrer Zuverlässigkeit und einwandfreien Ausführung seit langen Jahren als das Beste auf diesem Gebiete schätzen lernten, werden auch an dem jetzigen Erzeugnis nur ihre Freude haben und dasselbe gern in ihren Kreisen weiter empfehlen. —



Digitized by Google

L. Friederichsen & Co., Hamburg 1, Buch-, Land- und Seekarten-Handlung.

Nachdem nunmehr der Weltkrieg beendet ist, setzen an allen Ecken des deutschen Vaterlandes die Bestrebungen ein, die früheren Handelsbeziehungen von neuem wieder anzuknüpfen, wenn auch der schlechte Stand der Valuta und das Fehlen der Rohstoffe die Herstellung von Exportartikeln erschweren. Zur Wiedereroberung des Weltmarktes gehört aber unbedingt eine genaue Kenntnis der überseeischen Länder, wie sie uns unsere altbewährten Atlanten, Globen und die in der ganzen Welt berühmten deutschen Kartenwerke vermitteln. Die erste neue Weltkarte für die Geschäftsräume von Im- und Exportfirmen, Reedereien, Fabriken, Versicherungsgesellschaften, Spediteuren, Reisebüros und Schulen erscheint im März dieses Jahres im Verlage der Buch-, Land- und Seekartenhandlung von L. Friederichsen & Co., Hamburg 1, Bergstr 23. Die in achtfarbigem Steindruck in Merkators Projektion im Äquatorial-Masstab von 1 : 28 Million sehr sauber hergestellte Wandkarte (Format von 91 × 174 cm) zeigt die neuen politischen Grenzen, die Haupteisenbahnlinien und die Dampferwege mit Angaben der Entfernungen in Seemeilen. Wir empfehlen den Besuchern der Bugra-Messe, die Karte bei der Firma Gustav A. Rietzschel, Leipzig, Kreuzstr. 12, oder bei Koehler & Volckmar, Lehrmittelausstellung, Leipzig, in Augenschein zu nehmen. Die Karte bietet günstige Gelegenheit zur Herstellung fremdsprachlicher Ausgaben, für die Vertretungen in den ausserdeutschen Ländern gesucht werden. Die genannte Firma übernimmt überhaupt jegliche Aufträge auf die Bearbeitung und Vervielfältigung von Kartenwerken für Exportzwecke.

Zur Wiederaufrichtung unserer Handelsbeziehungen gehören aber auch gute Telegrammschlüssel (Codes), wie solche von den grossen kaufmännischen Firmen für ihren besonderen Bedarf ausgearbeitet werden. Die Grundlagen hierfür bieten Codewörterbücher mit möglichst grossem Wortschatz. Auch hier ist vorgenannte Firma sehr leistungsfähig. In ihrem Verlage sind erschienen:

Tecklenburg, Code-Wörterbuch „Imperial“ (1600 Millionen Wörter),
Tecklenburg, Code-Wörterbuch „Kosmos“ (5507 Millionen Wörter) und
Vollers 12 Zahlen-System.

Alle diese Werke sind für den internationalen Telegrammverkehr eingerichtet und mit Erläuterungen in deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache versehen. Sie stellen jedes in seiner Art das Beste auf dem Weltmarkt dar und können den höchsten Anforderungen gerecht werden. Es ist nicht nötig auf englische Wörterbücher zurückzugreifen. Auch in Deutschland sind wir in dieser Beziehung konkurrenz- und leistungsfähig.

Eine neue Veröffentlichung, die besonders auch für die übrigen Staaten Europas, in denen — wie in Deutschland — eine starke Auswanderung einsetzen wird, von Wichtigkeit ist, sind die „Auslandswegweiser“, welche vom Hamburgischen Weltwirtschafts-Archiv und dem Ibero-Amerikanischen Institut herausgegeben werden. Sie bieten jedermann, der sich über ein Land eingehender unterrichten will, günstige Gelegenheit hierzu. Bisher ist der 1. Band Argentinien von Dr. B Stichel, von dem gerade die 2. Auflage (6.—10. Tausend) fertiggestellt wurde, sowie der 2 Band, ein „Gesundheitlicher Ratgeber für Auswanderer“, zusammengestellt vom Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg, erschienen. Weitere Bände über die Tropen, Subtropen, Brasilien, Mexiko, Venezuela, Angola, Mittelamerika usw. sind noch in Bearbeitung. Auch hierfür sind die Übersetzungsrechte für fremde Länder zu vergeben.

Allgemeines.

„Die Technische Messe“, bisher Beilage der „Leipziger Mustermesse“, erscheint seit Beginn dieses Jahres als Halbmonatsschrift. Die zeitliche Abtrennung der Technischen Messe (14. bis 20. März) von der Allgemeinen Mustermesse (29. Februar bis 6. März) hat den Aufgabenbereich des Blattes so bedeutend erweitert, dass es nunmehr zum zweiten selbständigen Organ des Leipziger Messamts geworden ist.

❀

Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete der Freilaufschlösser für Fahrräder bringt die Firma Bruno Henning, Düsseldorf, heraus. Es handelt sich um das Tutus-Freilaufschloss mit Uhr, von dem die Firma augenblicklich zwei Ausführungen auf den Markt bringt. Beide erscheinen äusserlich fast gleich. Sie unterscheiden sich wesentlich nur durch ihre innere Konstruktion. Die Betätigung des Schlosses erfolgt bei beiden Ausführungen nur durch die Uhr, man hat demnach einen Schlüssel nicht mehr nötig. Das Öffnen mittels Nachschlüssels fällt somit fort. Es ist also ein unbedingter Schutz gegen unbefugtes Öffnen der Schlösser gegeben. Ein weiterer erheblicher Fortschritt gegenüber den bisher im Handel befindlichen Freilaufschlössern besteht in der Verwendung eines festen Bügels, aus einem massiven Stück gezogen. Ein Zerschneiden mittels Drahtschere oder sonstiges gewaltsames Zerstören des Bügels wird jeder, der das Schloss sieht, als unmöglich bezeichnen.

Um auch den Freunden eines Schlosses, das mittels Schlüssel betätigt wird, anderseits aber den massiven Bügel besitzt, gerecht zu werden, hat die Firma auch ein derartiges Schloss auf den Markt gebracht.

Wir können Interessenten für Freilauffahrradschlösser nur empfehlen, bevor sie sich für dieses oder jenes Fabrikat entscheiden, sich an die Firma Bruno Henning, Düsseldorf, um Angebot in deren Sonderheiten „Tutus mit Uhr“ und „Hercules mit Schlüssel“ zu wenden. Wir verweisen noch auf das Inserat der Firma in vorliegender Nummer.

❀

Trotz der grossen Schwierigkeiten, die auf allen Gebieten der Erzeugung, insonderheit für die elektrotechnische Branche in bezug auf Rohmaterialien bestehen, hat die Firma Klaar & Schultz, Perfektfabrik, Berlin SO. 33, bis heute noch immer ihren Betrieb in uneingeschränktem Masse aufrechterhalten können. Die Firma liefert ihre altbekannten Perfekt-Fabrikate wie Wandarme, Nachttischlampen mit und ohne Batteriekasten, Fassungen und Schalter für Schwachstrom und Kleinbeleuchtung in unveränderter guter Ausführung wie vor dem Kriege. In der heutigen Nummer unseres Anzeigers ist eine neu aufgenommene Starkstrom-Tischlampe aus Kristall wiedergegeben, die besonders mit Rücksicht auf die Knappheit der Gläser mit Freuden begrüsst werden wird und der Firma manchen neuen Kunden auf der bevorstehenden Leipziger Allgemeinen Mustermesse zuführen dürfte, wo die Erzeugnisse in geschlossener Ausstellung Universitätsstrasse 18/20, I, zur Besichtigung einladen.

Digitized by Google

Die homöopathischen Komplexmittel System Mattei.

Auch ich hatte nie etwas von Homöopathie wissen wollen. Warum, konnte ich allerdings nicht angeben. Wahrscheinlich aus Bequemlichkeit. Weil die meisten meiner Bekannten allopathische Ärzte und Heilmittel gebrauchten, kam es mir gar nicht in den Sinn, etwas anderes auszuprobieren. Ausserdem war ich in der glücklichen Lage, nicht oft in meinem Leben krank zu sein und für die paar Fälle vorübergehenden Unwohlseins behalf ich mich entweder ohne Arzt und Apotheke oder ich zog den erstbesten Allopathen zu Rate und war bald wieder auf dem Damm. Wenn mir jemand von Homöopathie sprach oder dieselbe sogar rühmend hervorhob, hatte ich meist ein Lächeln auf den Lippen, weil ich unwillkürlich an lauter kleine weisse Kügelchen denken musste, und es mir so unerklärlich schien, dass diese wirklich schwere Krankheiten heilen sollten. Ich muss gestehen, dass ich wegen jedes dieser unbegründeten Lächeln heute einen Mann extra um Verzeihung bitten möchte, der mich nun durch seine grossartigen homöopathischen Komplexmittel (zusammengesetzt-homöopatnische Mittel) eines Besseren belehrt hat. Und das ging so zu: Unser Junge hatte einen furchtbaren Husten, gegen welchen wir schon alles mögliche versucht hatten, ohne den geringsten Erfolg Immer wollte dieses fest itzende Bellen nicht aufhören. Das Kind kam sichtlich dabei herunter, bis wir schliesslich aufs Land gingen und von Licht, Luft und Sonne die letzte Heilung erwarteten. Aber merkwürdigerweise wollte sie auch dort im Freien nicht kommen. Eine uns benachbarte Familie wurde mit uns bekannt und bat mich, doch einmal Homöopathie bei dem Jungen anzuwenden. Ich hatte wieder mein ungläubiges Lächeln bei der Hand, aber die Dame liess sich nicht abschrecken. Sie sagte, dass sie immer eine kleine Apotheke bei sich habe und dem Spruch huldige: „Hilft's nichts, so schadet's nichts!“ Ich liess sie gewähren und ihr Tränklein mischen. Es hiess Pettorale, und der Junge musste teelöffelweise davon bekommen. Ich dachte mir mein Teil, als ich die helle, wassserartige Flüssigkeit zuerst im Mäulchen meines Lieblings verschwinden sah. Aber wie gross war unser Erstaunen, als das Husten schon nach einem Tage besser wurde und am zweiten fast ganz verschwand. Da habe ich wirklich an Wunder glauben gelernt und bin selbstredend ein glühender Anhänger der homöopathischen Komplexmittel System Mattei geworden. Ähnliche überraschend wirkende Fälle sind mir nachher noch öfters bekannt geworden und bei Kopfschmerzen z. B. habe ich die phänomenale Wirkung dieser Mittel selbst so und so oft ausprobiert. Der pharmokologische Fortschritt dieser Mittel besteht darin, dass die Pflanzenstoffe zum menschlichen Organismus die stärkste Affinität haben — sonst wären sie nicht die natürliche Nahrung des Menschen, die durch die homöopathische Zubereitung ihrer Stoffteile den Zellstoffteilen im feinst verteilten Zustand und damit am schnellsten zugeführt werden. Die zusammengesetzt-homöopathischen Mittel, aus pflanzlichen, also organisierten Stoffen gebildet, sind durch ihre feine Verteilung leicht von den Körperzellen aufzunehmen, zu welchen sie eine chemische Verwandtschaft (Affinität) haben Das System der zusammengesetzt-homöopathischen Mittel heilt die Krankheit auf dem Wege des Stoffwechsels, seine Mittel wirken nicht lindernd, sondern kausal auf die Ursache der Erkrankung, auf das Organ selbst.

In seinem sehr ausführlich behandelten Büchlein „Die homöopathischen Komplexmittel“ spricht sich der Verfasser, Dr. med. Rh. Liertz, mit grosser Offenheit und Genauigkeit über die Zusammensetzung, Wirkungsweise, Anwendung der einzelnen Mittel aus. Zuletzt folgt eine alphabetisch geordnete Übersicht über häufiger vorkommende Krankheiten und die dafür passenden Mittel, sowie deren einzelne Preise. Wer die Mittel noch nicht probiert hat und an irgendeiner Krankheit leidet, ohne bisher Heilung gefunden zu haben, möge sich an die Engelapotheke Regensburg wenden, welche die Hauptvertretung der „Komplex-Homöopathie System Mattei“ hat und Preislisten und Broschüren kostenlos versendet. Ganz augenscheinlich hat dieses System schon vielen Verzweifelten geholfen.

Bücherbesprechungen.

„Internationaler Zahlungsverkehr und Wechselkurse“ von Dr. Fritz Schmidt, ordentlicher Professor an der Universität Frankfurt a. M. („Der Zahlungsverkehr“, Band II.) X und 406 Seiten, geheftet M. 14.—, gebunden M. 17.—. Leipzig 1919, G. A. Gloeckner, Verlag für Handelswissenschaft.

Der Krieg hat Wechselkurse und internationalen Zahlungsverkehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Im Gegensatz zu den zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand betrachtet diese Arbeit das ganze Problem von allen Seiten. Sie baut sich auf selbständiger und eingehender Durchforschung aller erreichbaren Gebilde der Praxis, insbesondere der Banken- und Börsenorganisation wie der Kursberichte des In- und Auslandes und den gleichlaufenden vorzüglichen Arbeiten Schmalenbachs und seines Schülers Mahlberg auf. Dieses Buch löst gleichzeitig alle offenen Fragen der Wechselkurstheorie, schafft damit die Grundlage zu einer gesicherten Beurteilung aller neu auftauchenden Fragen und ist doch auch Lehrbuch, das infolge der Klarlegung der Haupterscheinungen des praktischen Zahlungsmittelhandels in diesen einführt. Es zeigt, von unten aufbauend, dem Praktiker die theoretischen Zusammenhänge, dem Theoretiker die Verfahrensweisen der Praxis und gelangt auf diesem Wege schliesslich zu Beweisen für die vertretenen Ansichten, die an Lückenlosigkeit das Ergebnis der bisherigen Forschungen übertreffen.

Grundgedanke der Arbeit ist, vom Zahlungsmittelmarkte selbst, von den in ihm auftretenden Angeboten und Nachfragen auszugehen und sie bis auf ihre Quellen zurückzuverfolgen. Damit wird die Grundlage einer neuen Zahlungsbilanztheorie gewonnen, deren neue Gliederung auf alle Erscheinungen der Praxis Rücksicht nimmt und damit zu klarer Erkenntnis der Marktbildung im Zahlungsmittel führt. Diese erst erlaubt dann, zu Problemen wie dem Einfluss der Warenpreise und des Marktzinses auf den Wechselkurs sichere Stellung zu nehmen und den Meinungskampf darüber, ob Zahlungsbilanz oder Geldwertänderung im Inlande die Ursache der Wechselkursveränderungen sei, in dem versöhnenden Sinne zu entscheiden, dass letztere durch ihren Einfluss auf die Zahlungsbilanz einen starken Einfluss ausübt. Die Arbitrage, über die sich die Theorie bisher mit einigen oberflächlichen Redensarten abfand, wird nach Aufgabe, Wesen und Wirkung durchleuchtet und schliesslich die Grundsätze einer tiefgreifenden Ausgleichspolitik formuliert, die auch imstande ist, Wechselkurse ohne die bisher für unentbehrlich gehaltene Mithilfe des Goldes auszugleichen und stabil zu erhalten.

Ausgehend von den Verhältnissen der Vorkriegszeit berücksichtigt die Schrift doch auch die anregenden Erfahrungen des Krieges und nimmt zu den Erscheinungen der letzten Jahre wie zu den Problemen des Überganges in die neue, mit so viel Schwierigkeiten gesättigte Friedenswirtschaft kritisch und aufbauend Stellung. Sie versucht zu zeigen, wo die zahlreichen Fehler der Vergangenheit liegen und wie die Zukunft sie vermeiden kann.

Aluminium-Bestecke u. Kochgeschirr
liefern in grossen Posten
Pötters & Grensenbach, Hamburg, Brandstwiete 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Geigerin Gertrud Schuster-Woldan
(Freifrau v. d. Goltz)
Gemälde von Prof. Raffael Schuster-Woldan

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
34. Jahrg. / März 1920 / 7. Heft

Der fremde Vogel

Roman von Friedel Merzenich

Fortsetzung

Das ‚Allerheiligste‘ des Kommerzienrats Lütt war ein verhältnismäßig bescheiden eingerichteter Raum: in der Mitte ein großer, runder Tisch, mit grünem Tuch überzogen; in der Nähe des breiten Eckfensters ein geräumiger Schreibtisch; gegenüber ein mächtiger Bücherschrank für die langen Reihen dickleibiger Fachzeitschriften. An den Wänden hingen in einfachen Rahmen allerlei Ehrenurkunden, die die Lüttsche Fabrik von in- und ausländischen Ausstellungen als rühmliche Zeugnisse ihres Weltrufs geerntet hatte. Das Licht fiel ungedämpft ins Zimmer, so daß es sich in seiner ganzen Helle und Kälte darbot. Lütt, der eine freundliche, ja üppige Gestaltung des Daseins durchaus liebte, zog einen scharfen Strich zwischen Arbeit und Genuß und nahm diese strenge Auffassung auch in den Raum mit, der von dem Lärm und der Hetze seines Unternehmens durch abgedichtete Türen sorgfältig geschieden war. Nur wenn die schweren Lastwagen über den Fabrikhof rumpelten, klirrten die Fenster leise, aber sonst war kaum ein Geräusch zu hören. Was Lütt hier suchte, war nicht Abspannung, sondern nur eine kurze Ruhepause, und die wollte er sich nicht zu verführerisch gestalten. Denn er war noch ein Unternehmer alten Stils und glaubte an das Sprichwort, daß das Auge des Herrn die halbe Arbeit schaffe.

Die Arbeiter nannten ihn den Alten; aber in dieser zutraulichen Bezeichnung lag doch eine stramme Hochachtung und ein bißchen Unbehagen, denn man war nie sicher vor ihm. Bald tauchte er in der Tischlerei, dann im Holzlager auf; jetzt machte er einen Gang durch die lange Reihe der technischen Arbeitssäle, fand in der Saitenspinnerei, im Resonanzbodenmacher-Saal, in der Schlosserei für Plattenbohrung oder in den Stimmsälen eine Anknüpfung, dann fuhr er mit dem Aufzug in die Lagerräume. Und verdoppelt hatten sich für ihn die Wege, seitdem überall die Herstellung der Propeller die kriegsgemäße Anpassung aller Unterabteilungen forderte. Müde, sehr müde machten diese Gänge. Wenn er in sein Arbeitszimmer zurückkehrte, ließ er sich meist in einen der Ledersessel fallen und fühlte sich matt und abgespannt; aber das sollte keiner wissen. Nur kein Mitleid! Es war genug, daß seine Frau herumklagte. Die Gesichtsfarbe war frisch, und der buschige Schnurrbart wehte so unternehmend wie vor Jahren. Daß das Herz nicht mehr so recht wollte, merkte kein Mensch. Aber jetzt mußte er doch bald aufhören, sich und andern die Komödie seiner Rüstigkeit vorzuspielen. Der langjährige Arbeitsgenosse war gestorben. Die Heeresleitung zog immer mehr eingeschulte Kräfte aus dem Betrieb, stellte aber auf dem neuen Arbeitsgebiet täglich schwierigere Anforderungen an die Fabrik. Der Krieg zog sich unabsehbar in die Länge. Er hatte die Lust verloren, den Beginn der alten, liebgewordenen Tätigkeit abzuwarten. Und nicht nur die Lust: es fehlte auch die Kraft. Mochten Jüngere die Last weiterschleppen. Er wollte mit dem Frieden Ruhe haben.

Als es an die Tür klopfte, straffte sich gewohnheitsmäßig seine Gestalt, und er rief mit fester Stimme: „Herein!“

Nachdruck verboten. Copyright 1920 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Tim Vorbusch trat ein. Er wollte wohl ein bekümmertes Gesicht machen. Aber es gelang ihm nicht ganz, denn seine blauen Fischaugen waren von zu großer Ausdruckslosigkeit. Seine unreine Haut stach häßlich gegen den schwarzen Anzug und den hohen weißen Kragen ab. Er hatte wegen des Todes seines Vaters Urlaub aus dem Felde erhalten, aber er trug keine Uniform. Die war ihm zu unbequem; denn er benutzte die paar Tage mit Eifer, um sich in der Fabrik umzusehen. Er war ein Soldat von mittelmäßigen Tugenden — aber ein tüchtiger Geschäftsmann. Vor fünf Jahren hatte er sich nach dem Willen seines Vaters unter Bartenwerffers Leitung mit dem Fabrikbetrieb vertraut gemacht. Was ihm fehlte, war der Blick für Neuerungen. So jung er den Jahren nach war, so schwerfällig entschloß er sich, irgendwelche Änderungen als notwendig einzusehen. Das Schöpferische Bartenwerffers ging ihm ab. Um so regsamer und freier fühlte er sich in seinen künstlerischen Liebhabereien. Hier, wo kein Schade entstehen konnte, schwärmte er für die Berühmtheiten des Tages. Er begeisterte sich heute für eine neu aufgekommene Tanzkunst, morgen für einen französischen Expressionisten und stand übermorgen mit dem Selbstbetrug des Genusses vor scherbenhaften hethitischen Ausgrabungen. Zu keiner Äußerung der Kunst gewann er ein festes Verhältnis, weil ihm die Sammlung des andächtigen Betrachtens mangelte. Denn das Wichtigste war doch das väterliche Geschäft, und er hätte es niemals aus Liebe zu einer Zerstreuung geschädigt.

Tim Vorbusch hatte sich ans Fenster gestellt und stützte sich mit den Händen auf die Fensterbank. „Ich war drüben beim alten Knettebrecht. Seit wann lagern denn die Hölzer im Seitenflügel?"

„Das hat Bartenwerffer noch angeordnet," sagte Lütt ruhig.

Tim strich sich über das spärliche, sorgsam gescheitelte blonde Haar. In sein Gesicht, das in kurzen Zwischenpausen durch nervöse Zuckungen zerrissen wurde, kam ein gespannter Ausdruck. Er betrachtete den Kommerzienrat, der am Schreibtisch saß und den das kalte Licht des Januartages traf. Elend sah er aus. Es war Tim schon gestern beim Begräbnis aufgefallen.

„Onkel Eugen, du solltest dich mehr schonen," sagte er ehrlich besorgt und vergaß seinen Ärger, den er empfunden hatte, als der Kommerzienrat Bartenwerffers Namen nannte. Lütt ließ seinen Schnurrbart durch die Hände gleiten. „Geht nicht, Tim, geht absolut nicht. Die Arbeit, so wenig es verhältnismäßig jetzt ist, muß geleistet werden. Ich werd's schon zwingen, die paar Monate, die der Krieg noch dauert. Aber wir müssen weiter denken: über den Krieg hinaus."

Tim, der sich schlecht hielt, rückte sich mit Gewalt zurecht und meinte leichthin: „Die Sache liegt doch ziemlich klar. Ich trete an Vaters Stelle, und alles bleibt beim alten."

„Bliebe es, wenn ich zehn Jahr jünger wäre. Leider bin ich's nicht. Ich habe in den letzten Tagen gefühlt, wie klapprig ich geworden bin. Es ist nur die Zucht der Gewohnheit, die mich rüstig erscheinen läßt. Und darum: nach dem Krieg mache ich hier Schluß. Aber die Sorge verläßt mich natürlich nicht."

„So. Hm. Du meinst, wenn ich allein die Firma vertrete . . .?"

„Das wirst du noch nicht leisten können, Tim."

In Vorbuschs Gesicht kam eine leichte Überlegenheit. „Ich glaube, du unterschätzest mich, Onkel Eugen."

Lütt machte eine abwehrende Handbewegung. „Das Unternehmen ist zu groß geworden, Tim. Ein Mann in deinen Jahren kann das nicht alles überblicken. Du bist fünfundzwanzig, du brauchst einen älteren Berater. Ich glaube, es ist im Sinne deines Vaters, wenn ich dir einen erprobten Fachmann zur Seite stelle."

„Wen?" fragte Tim scharf.

„Bartenwerffer."

Mit gesenktem Kopf stand Tim da. Seine Gedanken waren bei der Unterredung, die er mit Höllriegel gehabt hatte. Mit gutem Grunde hatte der seine Anspielungen gemacht: Bartenwerffer sei ein hochmütiger Streber und wolle nicht länger Abhängiger, sondern Herr sein. Diese überkühnen Hoffnungen mißfielen Tim. Gereizt erklärte er Lütt, daß davon keine Rede sein könne.

Lütt war auf Widerspruch gefaßt, denn er wußte, wie hoch Tim seine Führerstellung einschätzte. Deshalb fragte er vorsichtig: „Hast du etwas gegen Bartenwerffer? Es ist unser begabtester Kopf. Darüber sind wir uns doch alle klar."

„Gewiß, ich will ihm auch seine Verdienste durchaus nicht abstreiten, aber der Gedanke, daß er mir, dem Erben des Hauses, einmal Vorschriften machen sollte, ist doch — das wirst du mir zugeben — zum mindesten komisch."

„Wer spricht denn davon? Versteh' mich doch nicht falsch. Ich will nur, daß er in fachmännischer Hinsicht seine Kenntnisse und seine Begabung ungehindert zur Geltung bringen kann."

„Er wird nicht taktvoll genug sein, um

Digitized by Google

seine Grenzen zu erkennen. Und was das Gefährlichste ist: er hält sich für unentbehrlich."

„Das ist er auch tatsächlich," sagte Lütt mit Nachdruck. „Er ist schon immer überschätzt worden."

„Überschätzt. So. Das ist also auch ein Vorwurf gegen deinen Vater?"

„Ja, er war sein verzogener Schützling: Vater hatte ihn ‚entdeckt'. Ich glaube, er hat mehr von ihm gehalten als von mir. Doch jetzt will ich den Platz haben, der mir zukommt."

Lütt sah ein, daß er im Augenblick gegen Tims St rrsinn nichts ausrichten könne, und brach die Unterredung ab. Und er dachte ein wenig müde: ‚Was heißt in dieser Zeit Pläne schmieden?' Jeder Tag strich Schicksale zusammen. Es war müßig, sich allzusehr mit der Zukunft zu beschäftigen.

In seinen letzten Urlaubstagen nahm Tim die Angelegenheit mehrmals wieder auf. Lütt erkannte wohl, daß dieser unbeugsame Widerspruch aus dem Gefühl einer gewissen Schwäche geboren war. Tim mußte wissen, daß er auf fremde Hilfe angewiesen war, aber er wollte sich diese Hilfe anscheinend aus eigenem Willen schaffen. Es paßte ihm nicht, so eine Art allmächtigen Hausmeier zu erben. Er hatte noch einmal mit Höllriegel über Bartenwerffer gesprochen. Die ehrgeizigen Absichten Bartenwerffers erschienen ihm immer klarer. ‚Er ist nicht offen, unser vortrefflicher Instrumentenbauer, ich habe Beweise,' hatte Höllriegel gesagt. Nun, es galt, ihm die Überlegenheit des Erben zu zeigen. Bei einem neuen, noch erregteren Zusammenprall forderte er von Lütt, Bartenwerffer fallen zu lassen — ihm bei nächster Gelegenheit zu kündigen. Lütts Finger trommelten nervös auf den Armstützen des Sessels. Endlich sagte er ungeduldig: „Ich verstehe diese — diese Hetzerei nicht." Da Tim aufbrausen wollte, suchte er abzubrechen: „Gut, genug für heute, wir wollen die Angelegenheit später entscheiden. Wir haben ja Zeit."

„Nein, Onkel Eugen, wir haben keine Zeit. Denn Bartenwerffer baut schon allzu siegessicher an seinen Zukunftsplänen."

„Ich kann dir nur sagen, daß Bartenwerffer auch nicht die kleinste Andeutung von solchen — Eroberungsplänen gemacht hat. Wir haben bei seinem letzten Urlaub lediglich über seine Gehaltserhöhung gesprochen. Aber ich werde ihm nun den neuen Vertrag schicken und ihm also mitteilen, daß ich mich künftighin nicht mehr so ausschließlich wie bisher um die Fabrik werde kümmern können, und daß — nun ja, daß du die Fabrik allein und selbständig leiten wirst. Du wirst sehen, er versteht das ganz richtig — und bleibt ruhig auf seinem Posten, der für uns ja wichtig genug ist."

Draußen schrillte die Signalpfeife, die zur dritten Arbeitsschicht rief. Tim Vorbusch stand auf. „Ich danke dir, Onkel Eugen. Hoffentlich beurteilst du Bartenwerffer besser als ich."

In den letzten Tagen des alten Jahres unterbreitete Suzanne ihrer Schwägerin den Plan, sich selbständig einzumieten. Im alten Westen Berlins, im Kielganviertel, hatte Frau Lütt eine Wohnung ausfindig gemacht, die lächerlich billig und ungemein reizvoll war, außerdem für den ausgedehnteren Unterricht, den sie erteilen wollte, günstig gelegen. Die Einrichtung war leicht zu beschaffen. Es gab Firmen, die jeden Geschmack befriedigten und sich mit einer erschwinglichen Anzahlung begnügten. Suzanne sprach rasch und bemühte sich ersichtlich, jeden Einwand im voraus abzufangen. Aber ihre Furcht war unbegründet. Elisabeth hörte gelassen zu. Der Überschlag, den Suzanne machte, war merkwürdig klar und durchaus verständig. Sie verdiente offenbar gut und hatte recht behalten, daß ihr der an sich taktlose Besuch bei Lütts Vorteile bringen würde. Konnte man es ihr da verdenken, daß sie ihre eigene Häuslichkeit haben wollte? Und noch etwas kam hinzu, dessen sich Elisabeth ein klein wenig schämte: sie war im Grunde ihrer Seele zufrieden, daß Suzanne gehen wollte. In den paar Monaten des Zusammenlebens war sie Suzanne nur immer fremder geworden Über ein paar Stadtviertel hinweg ließ sich die Verwandtschaft unbefangener und erfreulicher pflegen als von Tür zu Tür.

Am Tage des Einzugs schickte Elisabeth ihre Kinder mit dem üblichen Brot und Salz und allerlei guten Dingen für die Speisekammer zu Suzanne. Sie empfing die drei mit einer längst se ten gewordenen überströmenden Zärtlichkeit, führte sie durch die Wohnung und zeigte sie ihnen mit Genugtuung. Am schönsten war ihr Schlafzimmer mit dem großen Bal on, der auf alte Gärten mündete. Von dort aus konnte man in Lütts Park sehen. Jetzt lag alles im tiefen Schnee, aber ‚im Sommer müsse es wonnig sein', meinte Liesel. Und dann bewunderte sie das franzö sche Himmelbett, das Spitzengeriesel an den Fenstern, die Lampe mit dem gebatikten Seidenschirm und die grünseidene Wandbespannung. Der Putztisch war nun gar eine kleine Welt für sich Man sah sich in seinen verstellbaren Spiegeln von allen Seiten.

Digitized by Google

„Wie eine Prinzessin hast du's jetzt," sagte Liesel und betrachtete die gehämmerten Silbersachen, die in den mit grünseidenem Moirée ausgeschlagenen Glasfächern des Putztisches lagen.

Suzanne nickte. „Ich habe das alles doch recht entbehrt, Liesel."

Kurt und Hans langweilte das Puppenschlafzimmer, sie ließen sich von George und Berthe in das Dachgeschoß führen. Man stieg vom rückwärts gelegenen Zimmer eine zierliche Wendeltreppe hinauf und war dann in zwei kleineren Kammern, die Suzanne für die Kinder und das Mädchen eingerichtet hatte. Das fand Höllriegel zweckmäßig; so konnte er Suzanne besuchen und zu später Stunde noch kommen oder gehen, ohne daß es bemerkt wurde.

Er hatte wirklich an alles gedacht. Es war ihm eine solche Freude gewesen, für Suzanne die Einrichtung der Wohnung zu besorgen. Und die Rokokopracht der Ausstattung war geradezu ein Spiegel ihres Wesens: anmutig bis zur Schwäche, spielerisch bis zur Torheit, sinnlich bis zur Schwüle, leichtsinnig bis zur Schlüpfrigkeit.

Liesel war ganz befangen von dem übermütigen Luxus. „Wo wirst du denn deine Stunden geben?" fragte sie. „Eigentlich sind die Zimmer viel zu schade."

Suzanne entgegnete mit leichter Verlegenheit: „Ach, meine Schülerinnen sind doch erwachsene Mädchen. Nicht wahr?" Sie lenkte von dem verfänglichen Gespräch ab, indem sie zur Anrichte trat und die große Torte anschnitt, die Frau Lütt gesandt hatte. ‚Das einzig vernünftige Stück im ganzen Zimmer,' dachte Kurt und nahm fröhlich dankend den Teller in Empfang.

Als die Kinder gegangen waren, schickte Suzanne George und Berthe hinauf. Dann klingelte sie Höllriegel an und lud ihn in schelmischen Andeutungen zur Einweihung der Wohnung ein. Darauf klimperte sie ein bißchen auf dem Stutzflügel, spielte mit dem King Charles-Hündchen, das in einem zierlichen Körbchen lag, betrachtete mit kindischer Freude die Nippsachen im Glasschränkchen, setzte sich einen Augenblick an den kleinen Schreibtisch und schob das Bild ihres Mannes mit einem Achselzucken zur Seite. Die Photographie zeigte ihn als Jungen von ungefähr sechzehn Jahren. Elisabeth hatte sich schwer davon getrennt, aber das Bild dann doch Suzanne unter den Weihnachtsbaum gestellt. Sie glaubte, ihr damit eine besondere Freude zu machen; aber Suzanne fand das Bild fremd, so kannte sie Henri doch gar nicht. Das war eben das töricht Langweilige bei den deutschen Frauen: sie klebten an Erinnerungen, schleppten den holden Ballast ihr Lebtag hinter sich drein. Und die Männer machten es nicht viel anders Henri wurde immer noch ein bißchen ernst, wenn er von seiner ersten Jugendliebe, irgendeinem kleinen Mädel, sprach, und sogar ‚joujou' war nicht frei von solchem Gefühlsüberschwang. In seiner Brieftasche lag wahrhaftig ein vertrocknetes Rosenblatt, das hatte sie ihm mit vielen andern über das Gesicht gestreut, als er einmal in ihren Armen lag. Sie lächelte in sich hinein. Er war ein großer Junge, und er liebte sie. Wie hübsch hatte er doch alles für sie eingerichtet. Aber es war doch das Selbstverständliche, daß er sie verwöhnte. Denn er war glücklich durch sie. Sehr sogar. Sie betrachtete sich im Spiegel, zog sich eine Locke tiefer in die Stirn, zupfte an ihrem Morgenkleid und war von ihrem Bilde sehr befriedigt. Noch war sie jung und begehrenswert; aber es galt, klug sein und mit der Gottesgabe sich eine sorglose Zukunft schaffen. Höllriegel sicherte ihr die nicht. Sie wußte von seinen Schulden. Und Henri, der durch den Krieg um Vermögen und Gesundheit gekommen war, erst recht nicht. Wieder hängte sie ihren Berechnungen das schmückende Mäntelchen der Mutterliebe um. Sie hatte die Pflicht, zuerst an die Zukunft ihrer Kinder zu denken. ‚Opfer bringen', nannte sie das — obwohl sie wußte, daß sie sich selber Komödie vorspielte.

❧ ❧ ❧

„... und nun habe ich doch ein leises Gefühl des Mißtrauens, denn die ganze Geschichte mit Tim Vorbusch kommt zu überraschend. Er ist mein Schüler gewesen. Was er in seinem Fach gelernt hat, verdankt er im wesentlichen mir. Ich hätte ihm diese grobe Taktlosigkeit nicht zugetraut. Gewiß, er ist der Erbe des Hauses. Das gibt ihm gewisse Rechte, und ich wäre nie in Versuchung geraten, sie anzufechten. Aber mich ihm in so ausdrücklicher Betonung dauernd unterordnen — das kann ich nicht. Es wäre seine und Lütts Pflicht gewesen, eine Form zu finden, die mich im Betrieb selbst, soweit sich's um Fachdinge handelt, auf die gleiche Stufe mit ihm stellt. Die Gehaltserhöhung, die man mir unter ganz anderen Voraussetzungen zugebilligt hat, kann mir nicht genügen. Ich bin durch dieses Vorgehen tief gekränkt. Namentlich tut es mir um Lütt leid, in dessen Sinnesart ich mich gründlich getäuscht habe. Ich kann mit so undankbaren, eitlen und wankelmütigen Menschen nicht arbeiten und habe mich entschlossen, ohne Rücksicht auf die schwere Einbuße an Geld um meine Entlassung zu bitten. Der

Digitized by Google

Krieg kann ja nicht mehr lange dauern, und ich finde dann jeden Tag eine neue Stellung. Ich weiß, daß Blinck & Kellerheim mich jeden Tag mit offenen Armen empfangen. Du, meine liebe Elisabeth, lebst einstweilen ruhig vom Kapital. Sorgen brauchst Du Dir nicht zu machen ..."

Elisabeth saß immer noch mit einem merkwürdig dumpfen Gefühl vor den Briefen, die Kurt ihr zugesandt hatte. Da war das erste Schreiben, in dem die Gehaltserhöhung in aller Form zugesichert wurde; dann die Nachricht, daß der junge Vorbusch als alleiniger Chef der Firma nach Beendigung des Krieges zeichnen werde, daß er damit natürlich auch die Leitung des Fabrikationsbetriebes übernehme; ein paar Tage später datiert ein Brief Lütts, in dem dieser der Hoffnung Ausdruck gab, Kurt werde seine vorzügliche Kraft wie bisher dem Hause widmen, und, daran angeklammert, die Abschrift der Antwort Kurts. Das alles kam so überraschend, daß Elisabeth sich gar nicht zurechtfand. Tim Vorbusch Mitchef des Hauses — das war die natürliche Folge vom Tode des Geheimrats. Aber daß Lütt zurücktrat, das war für Kurt verhängnisvoll. In der Tat: er konnte sich den Anordnungen eines so jungen, unerfahrenen, dabei eigenwilligen und hochmütigen Menschen nicht unterordnen, zumal alles dafür sprach, daß man ihm keine weitergehenden Befugnisse zuzugestehen gesonnen war als zuvor, da sein Gönner Vorbusch lebte. Das Ganze hatte wirklich etwas Gewaltsames. ‚Höllriegel ehrlich?‘ Zweifellos. Allerdings — er kam nicht mehr. Die geläufige Ausrede von Abhetzerei und Zeitmangel hatte sie ihm geglaubt. Aber zu Suzanne ging er oft. Ob Suzanne etwas wußte? Sie stand so freundschaftlich mit Lütts, vielleicht war ein Wort gefallen, das Aufklärung schaffen konnte. Nun, das Einfachste war, sie suchte die Schwägerin auf.

Sie traf Suzanne inmiten aufgestapelter Hutschachteln. Auf dem breiten Himmelbett, auf Stühlen, Schuhschrank und Diwan lagen die neuesten Frühjahrsschöpfungen. Suzanne winkte ihr zu.

Elisabeth schlängelte sich durch die rotweißgestreiften Schachteln und reichte Suzanne die Hand. „Hast du ein paar Augenblicke Zeit für mich, Suzanne?"

„Natürlich. Komm, setze dich her zu mir." Sie zog mit der linken Hand einen Stuhl heran und hielt mit der rechten einen Tafthut in die Höhe.

Elisabeth wußte, daß es nutzlos gewesen wäre, ungeteilte Aufmerksamkeit zu erbitten. So begann sie denn ohne Umschweife. „Ich habe von Kurt Nachrichten erhalten, die mich so peinlich überrascht haben, daß ich mich aussprechen muß. Hast du eine Vermutung, warum der junge Vorbusch plötzlich alleiniger Chef der Firma wird?"

Suzanne beugte sich nach rückwärts und holte aus einer kleinen Schachtel einen kleinen Laufhut aus braunem Pedalstroh, auf dem eine blaßblaue Moiréeschleife wie ein Schmetterling saß. Ihr Herz schlug rascher, denn sie wußte sehr gut, daß ihre Klatschereien schuld an den Entschlüssen waren. Ob Elisabeth etwas ahnte? Es galt, mit kühler List jeden Verdacht abzuwenden. Durch den Seitenspiegel des Putztisches sah sie Elisabeths Augen erwartungsvoll auf sich gerichtet. „Aber, Elisabeth, das ist doch selbstverständlich, der Geheimrat ist tot, und Kommerzienrat Lütt will sich zurückziehen. Das kann Kurt doch ganz gleich sein. Nicht!" Sie rückte sich den Hut zurecht und betrachtete sich von allen Seiten.

„Es ist Kurt nicht gleich. Er durfte nach seinen Verdiensten um das Haus Rücksichten erwarten. Kurt ist verletzt. Und er hat gekündigt."

Mit ungläubigen, erschrockenen Augen sah Suzanne die Schwägerin an. „Wie leichtsinnig!" sagte sie hastig und vorwurfsvoll. „Soll ich bei Lütts ein gutes Wort einlegen? Ich kann es wagen. Sie tun mir zuliebe alles. Wirklich!"

Verneinend schüttelte Elisabeth den Kopf. „Danke, Suzanne! Kurts Entschlüsse respektiere ich."

„Aber wovon wollt ihr leben? Du wirst Sorgen haben. Ein Glück, daß du die um mich los bist!"

„Sorgen? Ich habe keine. Kurt hat an alles gedacht. Ich kann einstweilen von dem kleinen Kapital leben. Aber ich werde mich selbstverständlich sehr einschränken. Und dann will ich Schlaat fragen, ob er mir zu irgendeiner Nebenbeschäftigung raten und verhelfen kann. — Keine Unterrichtsstunden!" fügte sie matt lächelnd hinzu. „Ich komme dir nicht ins Gehege." Indem sie so zu scherzen versuchte, wehrte sie sich gegen ein Gefühl des Mißtrauens, das in ihr trotz der unbefangenen Miene Suzannes aufsteigen wollte. — „Was macht Höllriegel?" fragte sie ablenkend.

„Ich sehe ihn selten," antwortete Suzanne gleichmütig. „Seit er das Auto nicht mehr hat, ist er nur noch halb so nett." Sie lächelte schelmisch und bat: „Elisabeth, nun rate mir bloß: welchen von den Hüten soll ich nehmen? Ich glaube, der Dreimaster steht mir noch am besten. Nicht?" Ohne Antwort abzuwarten, seufzte sie plötzlich:

Digitized by Google

„Vierhundert Mark hab' ich noch bei der Putzmacherin zu zahlen. Ich habe wirklich Sorgen, Elisabeth. Anständig aussehen muß man doch. Wenn ich bescheiden auftrete, kann ich auch nur wenig für meine Stunden verlangen, nicht wahr? Aber es kostet doch eben alles schrecklich viel Geld."

„Ich finde es überhaupt erstaunlich, daß du so leben kannst, Suzanne." Elisabeth sah sich wie immer, wenn sie Suzanne besuchte, mit Staunen in dem Zimmer um. „Die gehämmerten Silbersachen kosten doch ein kleines Vermögen. Waren die unbedingt notwendig?"

Suzanne meinte eifrig: „Wenn die Schülerinnen sich mal übers Haar fahren wollen, da sieht es doch netter aus, wenn sie in ein hübsches Schlafzimmer kommen." Sie stand auf. „Komm, Elisabeth, wir trinken eine Tasse Schokolade. Sie muß schon im Wohnzimmer stehen." Suzanne öffnete die Tür. Da stand die Kanne ohne Untersatz auf der hellseidenen Tischdecke. Und als Suzanne das Getränk in die Tasse goß, fiel ein Tropfen auf die Decke. Mignon, das King Charles-Hündchen, lag auf dem Sofa und wedelte, als Suzanne sich neben ihn setzte. Sie nahm das Tierchen liebkosend auf den Arm und küßte es, dann ließ sie es den Rest der Schokolade aus ihrer Tasse lecken.

Hier erziehlich zu wirken, hatte Elisabeth schon häufiger versucht, war aber stets auf argen Widerspruch gestoßen. „Mignon wird gepflegt, morgens und abends putze ich seine Zähne." Aber Elisabeth war es unmöglich, bei Suzanne irgend etwas zu genießen.

„Ich glaube, meine Zukunft macht mir mehr Sorge als dir, Elisabeth." Suzanne tupfte sich plötzlich gegen die Stirn. „Du, ich hab's! Jetzt muß Onkel Edu einspringen!"

Wie kommst du auf den?" fragte Elisabeth halb ärgerlich, halb belustigt.

„Oh, ich habe schon öfters an ihn gedacht, wenn ich in Geldverlegenheit war. Ich wollte ihn schon immer einmal aufsuchen." Das sagte sie leicht und unbefangen.

„Aber du weißt doch, daß wir zu Onkel Edu gar keine Beziehungen mehr haben!"

Suzanne nickte. „Freilich. Henri hat mir's gesagt. Aber das ist ja alles Unsinn! Man hat doch berechtigte Forderungen an den Herrn. Wenn die Umstände mich nicht zwängen, dann würde ich natürlich nicht zu ihm gehen. Aber so! Der Krieg hat alle Verhältnisse umgemodelt. Jetzt ist es Zeit: er muß Geld herausrücken!"

Es lag etwas dirnenhaft Gieriges im Ton ihrer Stimme. Elisabeth war davon ganz abgestoßen. „Onkel Edu hat unsern Vater sehr häßlich hintergangen," sagte sie ernst.

„Henri hat manchmal davon gesprochen — ja. Aber ich weiß gar nicht mehr so recht ..."

Elisabeth berichtete, wie ihre Mutter aus der väterlichen Mühle nach guter, alter Sitte ein Bündel mit Vorschriften für Küche und Hausapotheke mit in die Ehe gebracht hatte. Unter diesen Papieren habe sich ein seit Geschlechtern in der Familie gehütetes ‚Rezept, den Boden sonderlich fruchtbar zu machen', befunden; wie man heute weniger umständlich sagen würde: ein künstliches Düngemittel. Jahrelang habe es unbeachtet im Schreibtisch gelegen, nur als Merkwürdigkeit aufbewahrt. Der Vater sei nie auf den Gedanken gekommen, das Blatt seinem Bruder Eduard, der Chemiker geworden war, zu zeigen. „Bis das Papier", fuhr Elisabeth etwas erregter fort, „ihm eines Tages in die Hände fiel, während sie gemeinsam nach einer Familienurkunde suchten. Vater sagte lachend: ‚Totes Kapital!' Ach, ich sehe ihn noch, wie er das vergilbte Blatt dem Bruder zuschob. Onkel Edu prüfte den Inhalt und machte Vater den Vorschlag, er solle ihm das Rezept für einige Zeit überlassen. Er wolle es ausprobieren. Das hat er denn auch gründlich getan. Nach ungefähr einem Jahre brachte er Vater die Ähren. Du hast sie vielleicht gesehen; der heilige Nepomuk hält sie in Händen."

„Ach, die sind's?"

„Ja, ja. Wir standen alle staunend vor den vollen Ähren. Onkel Edu rieb sich die Hände und sagte zu Vater: ‚Nun sieh mal, Franz, welchen Erfolg ich mit meinem Rezept erzielt habe!' Die Betonung lag auf ‚mein'. Vater verbesserte lächelnd: ‚Unser Rezept, Edu!' Aber da hat denn Onkel Edu so recht überlegen gemeint, das Rezept wäre erst durch Zusetzung verschiedener Salze, die er ausprobiert habe, gut geworden. Es sei tatsächlich seine Erfindung. Ich sehe noch seine satte, gönnerhafte Miene, mit der er Vater zehntausend Mark auf den Tisch zählte. Damit wollte er Vater abfinden. Kannst dir denken wie empört Vater das Geld ablehnte."

„Und dann?" fragte Suzanne gespannt. Elisabeth zuckte die Achsel.

„Ihr habt keine Klage angestrengt?"

„Ach, Vater hat den Verlust des Geldes nicht tragisch genommen. Daß er sich in seinem Bruder getäuscht hat, das war ihm so schrecklich." Das alles erzählte Elisabeth eindringlich, um Suzanne von ihrem Plan abzubringen.

Sie hörte aufmerksam zu. „Und Onkel Edu hat viel mit dem Mittel verdient?"

„Unsummen," sagte Elisabeth gelassen.

„Also — ich gehe zu ihm! Das bin ich

Digitized by Google

unsern — nein, das bin ich meinen Kindern schuldig.“

„Das darfst du nicht, Suzanne! Was würde Heinrich sagen, wenn er das hörte?“

Suzanne schob die Oberlippe vor und entgegnete mit verletzender Offenheit: „Henri tut nichts für mich und meine Kinder. So hat er auch kein Recht, meine Handlungen zu kritisieren!“

Elisabeth erschrak. Mit so liebloser Kälte konnte eine Frau über ihren Mann reden? So kraß hatte sie den Abstand noch nie gespürt, der sie von ihrer Schwägerin trennte. Es wäre vergeblich gewesen, sie auf die Anschauungen und Gefühle ihrer Familie verpflichten zu wollen. Eilig stand Elisabeth auf und verabschiedete sich. Suzanne begleitete sie bis an die Tür.

Hernach knipste sie die Lampe über dem Fernsprecher an und schlug im Teilnehmerverzeichnis die Wohnung Onkel Edus auf. — Reichenberger Straße. — Wo lag die? Und wie kam man dahin? Sie mußte sich beim Mädchen danach erkundigen.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich glaube, diesmal haben wir das Richtige getroffen,“ sagte Doktor Schlaat und setzte sich Elisabeth gegenüber. Seine Augen glänzten vor Freude, als er nun von dem Erfolg seiner Bemühungen erzählte. Wie sehr er herumgefragt hatte, wieviel unnütze Gänge er schon gelaufen war, um ihr einen Nebenverdienst zu verschaffen, das ahnte Elisabeth nicht. Er tat immer so, als ob er alles im Vorübergehen erledigte oder höchstens einmal am Fernsprecher mit Bekannten verhandele. Aber nun hatte der Zufall ihn wieder mit einem alten Patienten zusammengeführt, einem reichen Sonderling mit gelehrten Liebhabereien. „Es hat jeder seinen Ehrgeiz,“ sagte Schlaat, „und wenn Ehrgeiz Torheit ist, so muß man froh sein, wenn es sich um eine so ungefährliche Narrheit handelt wie in diesem Falle. Neuerdings hat sich Herr Wendehals auf Kulturgeschichte verlegt. Er will in einem gründlichen Werk die Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme schildern. Übrigens ist es sehr lustig, wie er in mir ein Musterstück der berlinischen Rassenmischung erblickt. Er zerlegt mich in folgende Bestandteile: niedersächsischer Dickkopf, mitteldeutsche Beweglichkeit und sogar ein bißchen slawische Schwermut. Da hat er aber vorbeigetippt, denn meine beiden Großväter waren Schwaben.“

Elisabeth fürchtete, es würde sich in diesem Wirkungskreis für sie nur um mechanische Abschreibearbeit handeln. Aber Schlaat machte eine verneinende Handbewegung und fuhr lebhaft fort: „Wendehals will für seinen großen Gedanken unser gesamtes Schrifttum quellenmäßig durchforschen. Da heißt es zunächst einmal alle Stellen sammeln, in denen unsere Stämme mit irgendwie bezeichnenden Sondereigenschaften erwähnt werden. Das ist eine Heidenarbeit, und Sie“ — Schlaat verneigte sich gegen Elisabeth, und sie sah ihm seine Freude an, nun auf das Wesentliche zu kommen, — „Sie sollen ihm dabei helfen.“ Er schwieg einen Augenblick.

Elisabeth war rot geworden vor Vergnügen. Dann aber fragte sie besorgt: „Werde ich das denn können? Ich bin im Lateinischen nicht aus dem kleinen Ostermann herausgekommen, den ich mit Hans gepaukt habe, und von Altdeutsch weiß ich gar nichts.“

„Sie sind von einer rührenden Gewissenhaftigkeit,“ sagte Schlaat und zündete sich bedächtig eine Zigarre an. „Aber ich kann Sie beruhigen. Die ältere Literatur hat Wendehals bereits durchgeackert. Die Masse des Stoffes in neuerer Zeit überwältigt ihn. Er braucht eine verständige Leserin mit einer verläßigen Feder in der Hand. Sie werden das tadellos machen.“

Elisabeth streckte Schlaat die Rechte hin. „Ich bin so dankbar, Hugo. Das ist ja fein!“

„Na, fein!“ knurrte Schlaat. „Kurt hätte weniger stolz sein sollen, dann wäre das alles nicht nötig gewesen.“

„Aber, Hugo! — Erzählen Sie mir lieber noch ein bißchen von Herrn Wendehals,“ sagte Elisabeth ablenkend. „Wie denkt er sich meine Arbeitszeit? Muß ich zu ihm?“

„Nein, er schickt Ihnen die Bücher ins Haus, und Sie machen nach seinen Angaben die für ihn wertvollen Auszüge. Ja, und nun habe ich für Sie ein monatliches Pauschale in Vorschlag gebracht. Dreihundert Mark. Einverstanden?“ Schlaat stieß die Worte in einiger Verlegenheit heraus. Es ging ihm sehr gegen den Strich, daß Elisabeth in eine gewisse Abhängigkeit geraten sollte. Aber es war gut, mit allen Möglichkeiten zu rechnen. Konnte man wissen, ob Kurt gesund heimkam? Schon beinah zwei Jahre Krieg! Was hatte man für Tragödien erlebt. Und auf jeder Familie lastete der dumpfe Druck kommender Schrecken.

„Der Staat ist ein großer Gedanke, aber eine unangenehme Tatsache,“ sagte Schlaat aus tiefem Sinnen heraus.

Elisabeth, die mit abwesenden Augen in das frische Grün der Maibäume sah, die Liesel auf den Balkon gestellt hatte, nickte. „Nach dem Kriege werden sich die Menschen an ihre engsten und innigsteu Güter hängen,

Digitized by Google

denn sie haben im Kampf für die großen und weltbewegenden zu viel hingeopfert."

„Mit Ausnahmen! Diese verdammten künstlichen D. U.-Leute, für die die andern bluten. Sehen Sie sich mal die Kerle an, wie sie nörgeln, weil ihnen alles zu langsam geht, die dabei die teuersten Weine trinken, sich auf den besten Plätzen im Theater breit machen, immer noch ein Auto finden ... Gerechtigkeit für alle. Keine Vetternwirtschaft, das können die draußen verlangen. Ich freue mich auf die Nachmusterung. Denn ich bin überzeugt, auch Höllriegel zittert schon. Ich hab' ihn gestern in der Untergrundbahn getroffen."

„Höllriegel zittert? Ach, das glaub' ich nicht. Er ist nicht feige."

Schlaat strich sich mit der flachen Hand rasch ein paarmal über seine schwarzen Bürstenhaare und kniff das linke Auge zusammen. „Möglich, daß ihn Pflichtgefühl hier festhielt. Aber der Schützengrabendreck wird ihn auch nicht sonderlich gelockt haben. Übrigens der junge Vorbusch wird erwartet. Nachlaßgeschichten. Dafür hat er länger Urlaub bewilligt bekommen."

„So," sagte Elisabeth ruhig und konnte es doch nicht verhindern, daß in ihr eine peinigende Empfindung aufwallte bei dem Gedanken an Tim Vorbusch, der durch seinen starrköpfigen Ehrgeiz Kurt aus seiner Stellung gedrängt hatte.

Elisabeth litt unter dem Gedanken, daß man Kurt gekränkt hatte. Aber sie klagte nicht über seine Kündigung. In zuversichtlichen Briefen ging sie auf seine Zukunftspläne ein. Er brauche sich keine Sorgen zu machen. Sie käme glänzend aus, und da wäre ein Spargut, von dem er nichts wisse. Jahrelang habe sie ihn mit dem Haushaltungsgeld ‚betrogen'. Er habe nicht darunter gelitten und die Kinder auch nicht. Auf der Schöneberger Stadtkasse liege ein ganz munteres Sümmchen. Monatlich mindestens fünfzig Mark gespart — und Liesel sei jetzt fünfzehn Jahre! Er solle sich das bloß ausrechnen. Sie habe nämlich an ein kleines Sommerhaus gedacht, aber das sei ja jetzt Nebensache ... So half sie ihm in ihrer tapferen Art die Sorgen verscheuchen, die er ja doch um sie haben mußte. Und wie hatte er ihr für den wohlgemuteten Brief gedankt. Sein enger und dunkler Unterstand sei weiträumig und licht geworden beim Lesen ihrer Zeilen, und die Höhe 304, vor der sein Regiment in Erwartung des Sturmes lag, habe für eine flüchtige Stunde ein gut Teil ihrer Schrecken verloren.

⁂

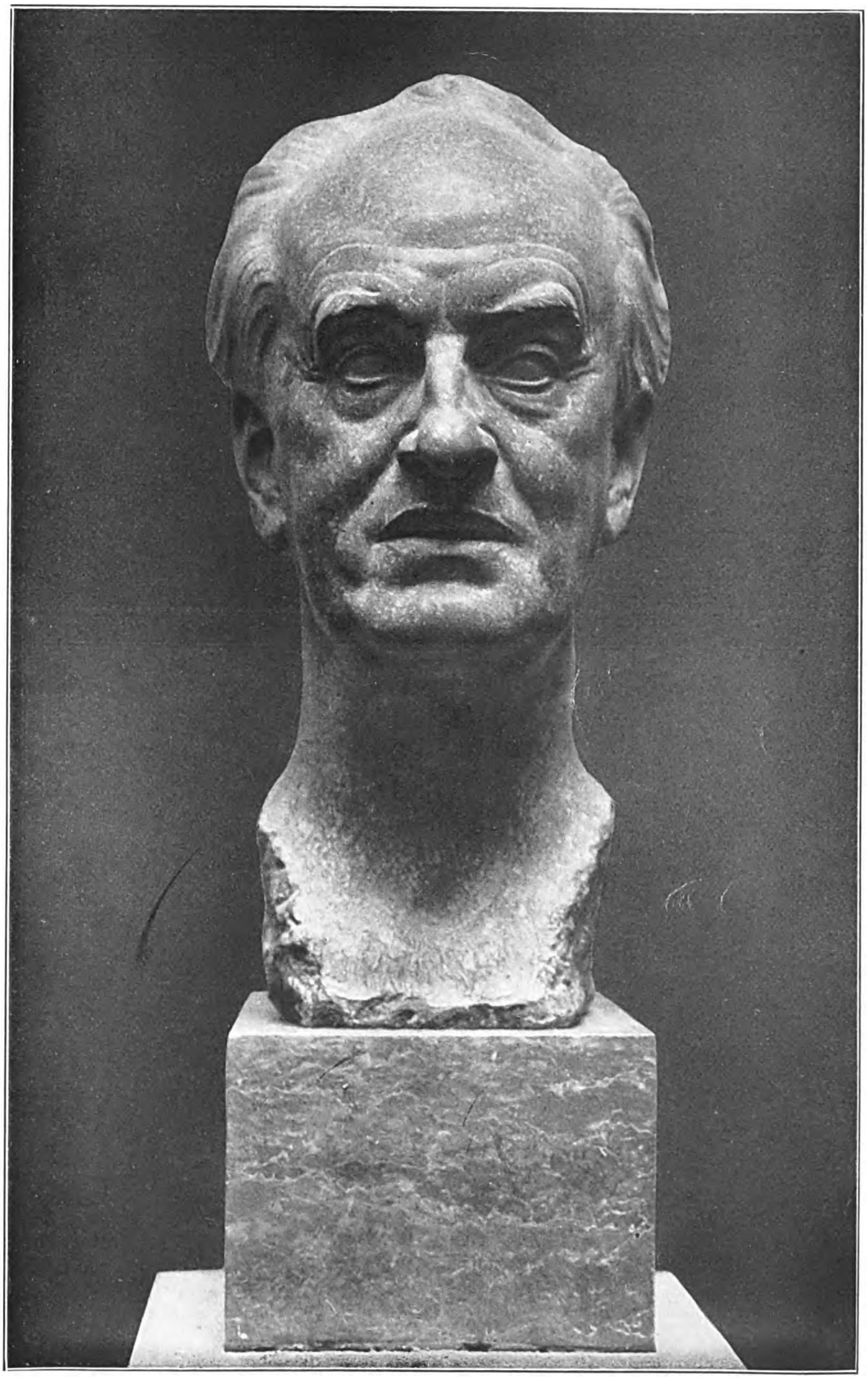
Frau Lütt hatte ihr Päcklein Klagen über ihren traurigen Zustand abgeladen. Nun lag sie wie immer mit einem etwas wehleidigen Ausdruck auf dem mit kostbaren Seidenteppichen belegten Diwan. Berthe schlang zärtlich die Ärmchen um ihren Hals und tröstete sie, streichelte ihr die Backen und gab ihr Küsse. „Meine süße Tante Marianne soll nicht krank sein," schalt sie und verzog ihr Mäulchen.

„Hast du mich denn so lieb?" fragte Frau Lütt und ließ die sofort einsetzende stürmische Beteuerung mit seligem Lächeln über sich ergehen.

Suzannes Kinder waren ihr ans Herz gewachsen. Ihre eingebildete Krankheit führte der Arzt hauptsächlich darauf zurück, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war. Nicht als ob sie etwa für die Pflichten der Mutterschaft besonders begabt gewesen wäre, aber sie hätte in ihr eine tändelnde Beschäftigung gefunden, unterhaltend genug, um ihr über die Leere ihrer Seele hinwegzuhelfen. Nun waren Suzannes Kinder in ihr Haus gekommen, liebenswürdig und hilfsbedürftig. Sie glaubte in einer mehr spielerischen als ernsten Regung mütterlichen Gefühls, an den ‚Halbwaisen', wie sie sie nannte, eine Sendung erfüllen zu müssen. Diese Sendung erblickte sie nicht darin, sich ernsthaft, wie es Elisabeth versucht hatte, um die Entwicklung der Kinder zu kümmern, sondern sie sah in ihnen und namentlich in der hübschen Berthe ein reizendes Spielzeug.

Heute hatte Frau Lütt Suzanne den Vorschlag gemacht, ihr die Kinder während der Ferien zu überlassen. Anfang Juli wollte sie mit ihnen an die See. Das war Suzanne sehr recht, denn sie plante auf eigene Faust eine Reise. Höllriegels lästiger Verliebtheit und Eifersucht konnte sie so geschickt für ein paar Wochen aus dem Wege gehen. Also stimmte sie dem Vorschlag liebenswürdig bei, verfehlte aber nicht, durch ein paar Worte auf das Opfer hinzuweisen, das sie ihrer geliebten Frau Marianne damit brachte. Frau Lütt war ordentlich gerührt, aber sie freute sich auf die Zeit, wo sie die Kinder nicht mit Suzanne zu teilen brauchte. Am liebsten hätte sie die zwei ganz für sich allein gehabt. Sie hoffte darauf, sie während der Wochen an der See die Mutter einmal vergessen zu machen. Und ihre Wünsche rankten weiter. Wenn Suzanne sich scheiden ließe! Denn daß sie ihren Mann nicht liebte, hatte Suzanne ihr längst gestanden. „Ich liebe ihn nicht, ich bin nur an ihn gewöhnt," hatte sie neulich gesagt. Und ihre Angst vor der Zukunft war Frau Lütt auch bekannt. Was sollte auch Suzanne mit einem kranken

Digitized by Google



Gerhart Hauptmann

Bildnisbüste in belgischem Granit von Prof. Fritz Klimsch

Digitized by Google

Mann? Wenn sie sich wieder verheiratete, würden wieder Kinder kommen, und Suzanne war dann vielleicht nicht abgeneigt, George und Berthe ihr zu überlassen. So gingen ihr Wünsche durch den Sinn, während sie Berthe an sich drückte.

Suzanne aber schlenderte mit George von Zimmer zu Zimmer und besah sich wie schon so oft die Kunstschätze, die dem Lüttschen Hause beinahe den Stempel eines gemütlich eingerichteten Museums aufdrückten. Nur mit dem Unterschied, daß die Kostbarkeiten hier so frei aufgestellt waren, als wären es Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Suzanne begriff es nicht, wie man für einen Urbinoteller dreitausend Mark zahlen konnte. Aber ehrfurchtgebietend waren diese Preise, die ihr Höllriegel einmal genannt hatte. Und die vielen kostbaren alten Bilder. Die echten Spitzen, die wundervollen, eingelegten Möbel. Sie seufzte. Wie gut Lütts es doch hatten! Und bei Vorbuschs sollte es ebenso fürstlich sein.

Tim Vorbusch und Höllriegel wurden zum Abendbrot erwartet. Suzanne blickte prüfend in den Spiegel. Sie sah gut aus. Die neue Haartracht stand ihr vortrefflich, und das weiße Kleid war wirklich entzückend . . .

Eben kam das Mädchen, um die Kinder abzuholen. Es gab einen kleinen erregten Auftritt. Berthe schmiegte sich an Tante Marianne und wollte nicht weg. Mit Genugtuung empfand Frau Lütt diese Anhänglichkeit. Sie strich Berthe über die Locken und versprach ihr für morgen eine Überraschung, wenn sie jetzt lieb und artig nach Hause gehe. Dann belud sie die Kinder mit allerlei Näschereien und begleitete sie bis in den Garten.

„Bleiben wir doch noch ein Weilchen hier," sagte Frau Lütt und setzte sich unter eine breitästige Linde.

Es war warm, die Luft war erfüllt von wundervollen Düften. Der alte Garten hatte etwas Geheimnisvolles. Man konnte vergessen, daß man mitten in der Unruhe Berlins steckte. Der Lärm der Stadt verebbte, wenn man auch nur fünfzig Schritt des streng geschnittenen Laubenganges zurückgelegt hatte, der vor einem verwitterten Springbrunnen endete. Die vielen hohen Bäume, die blumenlosen Rasenflächen machten den Garten ernst, beinahe düster. Ein altrömisches Grabmal, aus dem eine Fülle buntester Blumen wucherte, wirkte in dieser kühlen Stille wie ein aufreizendes Rätsel. Lütt hatte das alles mit Bedacht angelegt, denn er besaß ein starkes Gefühl für Würde und liebte sie, wenn nicht in seiner Person, so doch in seinem Hause auszudrücken. Seine Frau spürte nicht den eigenen Reiz dieser verhaltenen Vornehmheit. Sie sah nur Prunk und nahm das als selbstverständlich hin, und Suzanne war verschwiegenen Stimmungen nicht zugängig. So empfanden beide den Zauber des Schweigens nicht, der über dem Park lag. Suzannes Augen spähten nur immer, wo sie einen Gegenstand üppiger Lebenshaltung entdecken konnte, den sie sich versagen mußte. Sie wollte heraus aus der Bedrängnis, wie sie es nannte, und hörte deshalb mit gespannter Aufmerksamkeit zu, als Frau Lütt von Tim Vorbusch zu erzählen begann. Sie schilderte ihn, aus einem uneingestandenen Wunsch heraus, sehr liebenswürdig. „Er ist längere Zeit in Paris gewesen. Oh, er wird sich freuen, mit Ihnen über Paris plaudern zu können. Aber er ist Frauen gegenüber merkwürdig zurückhaltend. Suzanne, Sie müssen sich ein bißchen Mühe mit ihm geben."

Das lag durchaus in Suzannes Absicht. Sie lächelte Frau Lütt an, und es war wie ein heimliches Bündnis zwischen den beiden Frauen.

In lebhafter Fröhlichkeit kam Höllriegel aus dem Hause und schwenkte schon von weitem ein Extrablatt. „Großer Sieg am Skagerrak," rief er in heller Begeisterung und war mit ein paar langen Sätzen bei den Damen. Seine Freude fand aber nicht das Verständnis, das er erwartet hatte, und es ernüchterte ihn, als Suzanne gelangweilt sagte: „Oh, Herr von Höllriegel, immer nur Krieg, Krieg; es ist wirklich eine zu abgedroschene, abscheuliche Melodie."

„Ja, aber eine solche Botschaft, na, ich weiß nicht, die ist doch geradezu überwältigend. Denken Sie doch nur, die Engländer, diese großmäuligen Beherrscher der Meere, kriegen eine solche Schlappe."

Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, aber Suzanne lachte ihn aus. „Mir ist alle Politik zuwider. Bringen Sie die Nachricht, daß der Krieg zu Ende ist, daß die gräßlichen Butterpolonäsen endlich aufhören, dann stimme ich in Ihre Jubelhymne ein."

Er sah sie erstaunt an. Ihre Stimme klang gereizt. „Sie dürfen nicht vergessen, lieber Höllriegel," sagte Frau Lütt liebenswürdig, „daß wir die Freude nicht so teilen können. Wir sind ja beide keine Deutschen."

„Freilich, das vergesse ich manchmal. Aber heute bedauere ich das," sagte er ohne Schärfe. Und er mußte unwillkürlich an Elisabeth Bartenwerffer denken. Wie hatte sie gejubelt, wenn ein Sieg gemeldet wurde. Heute hätte er bei ihr sein mögen. Es war ein großer Jammer, daß Bartenwerffer so niederträchtig an ihm gehandelt hatte . . .

Digitized by Google

Aus seinen Gedanken wurde er durch Frau Lütts Stimme aufgeschreckt. Tim Vorbusch, trat aus dem Wintergarten und sah sich mit seinen kurzsichtigen Augen suchend um. „Hier, hier, Tim!" rief ihm Frau Lütt zu.

Suzanne sah dem Näherkommenden mit einem gespannten Ausdruck entgegen. Sie fand ihn abscheulich. Seine kraftlose Haltung, die unreine Hautfarbe und die nervösen Zuckungen, die sein Gesicht entstellten, stießen sie ab. Ihr Blick glitt zu Höllriegel, der sportgestählt und frisch aussah.

Mit betonter Herzlichkeit stellte Frau Lütt den jungen Vorbusch Suzanne vor. Sie umarmte die junge Freundin und sagte: „Tim, Sie haben Glück, nun können Sie über Ihr geliebtes Paris ausgiebig plaudern."

Tim Vorbusch beugte sich über Suzannes Hand. Höllriegel aber dachte: ‚Sein geliebtes Paris? Der hat doch nie den eigentümlichen Zauber dieser Stadt bewußt erlebt, sondern ihn nur nachredend gepriesen.' Er war begierig, wie die beiden sich unterhalten würden. Aber es kam ganz so, wie er sich's gedacht hatte. Sie schwelgten beide in allgemeinen Redensarten, denn auch Suzanne kannte ja nur das Modegesicht von Paris. Sie sprachen von dem Blick vom Eiffelturm und gingen dann die Vergnügungsstätten des Montmartre durch, machten einen Ausflug nach Fontainebleau, besuchten den Louvre und kamen damit auf das Gebiet, wo Tim sich heimisch glaubte. Er verließ die heiligen Hallen der klassischen Kunst jedoch bald und erzählte von einer Ausstellung der Unabhängigen, die ihm den Blick für wahrhaft moderne Malerei geöffnet habe. In einer entsetzlich langen, stallmäßigen Holzbaracke habe er Bilder von Rousseau gesehen, dem genialen kleinen Zollbeamten, dessen Seele sich von der Niedrigkeit des Alltags in phantastischen Fernen zu erholen pflegte. Vorbusch geriet in Begeisterung: „Die Kühnheit dieses Mannes kümmerte sich weder in Farbe noch in Form um schulmäßige Ge.etze. Mir war er ein Beweis dafür, daß die Gesetzlosigkeit ein unverkennbares Zeichen des Genius ist."

Verständnislos hörte Suzanne ihm zu. Was sollte sie darauf erwidern? Sie überlegte nicht lange, sondern erzählte lebhaft von der Eröffnung der Ausstellung, bei der sie zugegen gewesen war. „Es waren alles bekannte Größen. Am drolligsten war ein Negerkönig aus den Kolonien mit seiner Gattin. Er grinste seine Ehehälfte mit den weißen Zähnen immer sehr vergnügt an, wenn er vor einem neuen Bild des seltsamen Europäers stand."

„Wetten, daß Ihnen der Neger mehr Spaß gemacht hat, als die ganze Ausstellung," sagte Höllriegel lässig und rollte ein Lindenblatt zwischen den Fingern.

Ein böser Blick traf ihn aus Suzannes Augen. „Natürlich, denn Menschen sind fesselnder als Bilder," sagte sie mit leichtem Spott. „Man muß sie nur recht zu betrachten wissen. Ich bin überzeugt, Rousseau wäre der erste gewesen, der sich mit mir über dies exotische Pärchen vor seinen Bildern gefreut hätte."

Höllriegel zuckte unmerklich zusammen. Was war das heute mit Suzanne? Forschend sah er sie an. Aber da lief sie schon mit anmutigen Bewegungen dem Kommerzienrat Lütt entgegen, der eben die Stufen herunter kam, die vom Wintergarten in den Park führten. Zutraulich hängte sie sich in seinen Arm, und so kamen sie langsam näher. Lütt erzählte sofort vom Skagerrak. Und da hörte Höllriegel mit Verwunderung, wie Suzanne in seine Begeisterung lebhaft einstimmte. ‚Sie hat es darauf abgesehen, mich zu quälen,' dachte er und grübelte darüber nach. Er kannte diese Launen bei ihr, sie konnte plötzlich ohne ersichtlichen Grund verstimmt sein, aber eine Stunde darauf war sie dann von hinreißender Liebenswürdigkeit und machte ihn toll mit leidenschaftlichen Blicken und Küssen. Nun, wenn er sie heute nach Hause begleitete, dann wollte er zurückhaltend sein. Sie sollte sich um ihn bemühen. Ja, das sollte sie. Höllriegel empfand im voraus eine gewisse Befriedigung bei dem Gedanken, wie Suzanne nun auch einmal um ihn werben müsse.

Der Widerwille, den Suzanne gegen Tim Vorbusch empfunden hatte, als sie ihn sah, steigerte sich im Laufe des Abends. Er war trocken, hatte keinen Sinn für Witz und keine Ahnung von den Reizen, welche die Anspielung einem Gespräch zu verleihen vermag. Aber sie überwand sich, weil sie in Tim Vorbusch ihre Zukunft zu erkennen glaubte. Sein Reichtum lockte Suzanne mit zwingender Gewalt. So ließ sie all ihre Machtmittelchen spielen, paßte sich seinen Anschauungen mit triebhafter Sicherheit an. Tim fühlte sich geschmeichelt und beglückwünschte sich, endlich eine Frau gefunden zu haben, die seinen Gedanken zu folgen vermochte, und er buchte Suzanne bereits als menschlichen Gewinn. Ja, die reifere Frau, das war das einzig Richtige. Es störte ihn durchaus nicht, daß Suzanne zehn Jahre älter war als er. Man sprach über Mode, von den Bemühungen um eine deutsche Tracht. Mit wachen Augen sah Suzanne zu ihm auf, als er von der Lipperheideschen Sammlung erzählte: daß es dort Kupfer

Digitized by Google

aus den Zeiten der Freiheitskriege gebe, die aus den nämlichen aussichtslosen Bestrebungen entstanden seien. „Oh, die möchte ich brennend gerne sehen," sagte Suzanne lebhaft. „Würden Sie mich einmal mitnehmen?"

„Furchtbar gerne, gnädigste Frau. Und wenn wir über die teutschen Frauen genügend gelächelt haben, dann erholen wir uns an dem feinsten Modekünstler von Paris, an Gavarni. Seine Holzschnitte sind meine besonderen Lieblinge. Kennen Sie seine Maskenbilder?"

Suzanne verneinte und seufzte. „Ach, wann wird man wieder einmal Karneval feiern!" Und nun plauderte sie über die übermütigen Feste, die sie in Paris mitgemacht hatte.

Höllriegel saß mit Lütt in einer Nische des saalartigen Raumes. Lütt erzählte von einer Versteigerung alter Porzellane, die er sich nicht entgehen lassen wollte. Im Katalog waren prächtige Stücke angezeigt. Aber Höllriegel brachte nicht allzuviel Verständnis dafür auf. Es zwang ihn immer wieder, zu Suzanne und Tim Vorbusch hinzuschauen, die sich so lebhaft unterhielten. Wie anmutig Suzanne im Sessel zurücklehnte. Die unverfälschte Lebensfreude, die aus ihren Augen sprach, wie wirkte sie ansteckend. Tim Vorbusch war ganz bezaubert von ihr, das merkte man. Wahrhaftig, in seinen matten, ausdruckslosen Fischaugen glimmte so etwas wie Begeisterung. Höllriegel lachte in sich hinein. ‚Verschlossene Paradiese, mein Lieber,' dachte er, und wie eine Flamme schoß die Freude in ihm empor, daß Suzanne seine Geliebte war. Sein Blut brannte bei der Vorstellung, daß er sie in wenigen Stunden in die Arme reißen durfte. Er schloß die Augen; so schmerzhaft war das Glück seiner Empfindungen, daß er die Hände ineinanderballte.

Auch Frau Lütt beobachtete Suzanne und erkannte den Eindruck, den Suzanne auf Tim machte. ‚Oh, was für eine geschickte kleine Frau,' dachte Marianne Lütt bewundernd. ‚Sie braucht nur zu wollen, dann liegt ihr jeder Mann huldigend zu Füßen. Aber daß sie Tim erobert hat, das ist ein beinahe abenteuerlicher Erfolg. So stumpf und gleichgültig, wie Tim sonst zu Frauen war.'

Als Höllriegel gegen Mitternacht Suzanne nach Hause brachte, dachte er nicht mehr daran, sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen. Es war wie immer: er warb um sie. Suzanne war zuerst verstimmt, denn sie hätte es lieber gesehen, wenn Tim sie heimgeleitet hätte. Aber dann überlegte sie, daß es klüger wäre, Höllriegel nicht eifersüchtig zu machen, denn wenn erst seine Eifersucht geweckt war, konnte er ihre Pläne durchkreuzen. Sie schmiegte sich also zärtlich an ihn und klagte: „Du hast mich heute schlecht behandelt, Joujou. Dein kleines Mädel war sehr traurig."

„Mein kleines Mädel hat sich doch so angeregt mit Tim Vorbusch unterhalten. Nein?"

„Pfui, Joujou. Du sollst dich nicht lustig machen über mich." Sie schüttelte sich. „Der gräßliche Mensch! Was hat er nur für Augen! Oh, und die unreine Haut! Und die Zähne! Hast du's gesehen, wenn er lacht? So lange Zähne hat er" — sie streckte Daumen und Zeigefinger aus — „wie ein Pferd."

Höllriegel lachte. „Ein loses Mäulchen hat mein Liebling. Warum liebst du mich eigentlich?"

„Oh, du," sagte sie leise, „du bist der einzige Mann, dem ich mich gönne," fügte sie schelmisch hinzu, beugte sich vor und sah ihn mit wunschheißen Augen an. Er preßte sie an sich. Die Straße war menschenleer. Ein linder Wind trieb eine Welle von berauschendem Fliedergeruch durch die Luft. „Erfüllerin," klang es leidenschaftlich an Suzannes Ohr, und sie fühlte, wie Höllriegels Hände bebten.

⌘ ⌘ ⌘

Es verging fast kein Tag, an dem Tim Vorbusch nicht wenigstens telephonisch eine Gelegenheit gesucht hätte, Suzanne zu sprechen. Bald trafen sie sich bei Lütts, dann führte er sie ins Museum und zeigte ihr seine Lieblingsbilder; die Lipperheidesche Sammlung hatten sie sogar zweimal besucht. Suzanne nahm regen Anteil an allem und zeigte sprühende Begeisterung für alles Schöne. Je öfter Tim Vorbusch mit ihr zusammentraf, um so heftiger stemmte er sich gegen den Gedanken, daß er nun bald wieder zur Front mußte. Er war ohne Neigung Soldat, und wenn er seine Pflicht im Felde erfüllte, so geschah das mehr aus einem Anstandsgefühl als aus Begeisterung. Nun hatte ihm der Tod des Vaters einen guten Grund an die Hand gegeben, zu Hause zu bleiben. Lütts Gesundheit war auch nicht fest. Er sah sich als die einzige Stütze des großen Betriebes an und wurde in der Wahrnehmung seiner Geschäfte noch kleinlicher als früher. ‚Er ist sein eigner Unteroffizier,' hatte Höllriegel einmal zu Suzanne gesagt. Auf diese Weise hatte Tim Vorbusch in der Fabrik kaum einen Augenblick Ruhe und nährte durch diese Betriebsamkeit in sich den Glauben, daß er hier unentbehrlich sei, daß seine Pflicht ihn viel eher zur Betätigung in der Heimat als im Felde zwinge: kurz, die Firma forderte ihn als unabkömmlich an.

Digitized by Google

Heute war die Antwort vom Kriegsministerium gekommen. Da Höllriegel schon freigegeben war, konnte der Fabrik nicht ein zweiter felddienstfähiger Mann belassen werden.

Das war nun eine überaus peinliche Lage für Tim Vorbusch. Daß Höllriegel ihm Platz machen mußte, war für ihn ganz klar; aber ihm den Entschluß mitzuteilen, dazu fehlte Tim der Mut. Er wollte die Aussprache möglichst hinausschieben, denn er fürchtete sich ein wenig vor Höllriegels spöttischem Lächeln: er fühlte, daß der ihn durchschauen würde. Und so war es ja in der Tat: die Fabrik diente ihm nur als Vorwand; was ihn hielt, war Suzanne. Lediglich Suzanne.

Tim Vorbusch saß, in sich zusammengesunken, in seinem Arbeitszimmer. Wie jäh die Erkenntnis in ihm aufsprang, daß er Suzanne restlos verfallen war! Nein, er konnte sich nicht von ihr trennen. Mochte Höllriegel spöttisch lächeln. Mochten ihn die Kameraden draußen Drückeberger schelten. Wenn er nur in ihrer Nähe bleiben konnte. Und hatte er sein Leben nicht hundertmal aufs Spiel gesetzt? Nein, er war nicht feige, das durfte er mit gutem Gewissen sagen. Aber jetzt war etwas über ihn gekommen, das stärker war als er. Ob es ein Glück war oder ein Unglück, daß er Suzanne liebte, das wußte er nicht. Er fühlte nur, daß er eine nervenvernichtende Sehnsucht nach ihrer Nähe hatte. Ihm war trotz einiger ungeschickt verlaufenen Tändeleien und Abenteuer das Weib bisher etwas Fremdes geblieben. Es hatte Zeiten gegeben, wo er sich einbildete, gegen den Zauber der Frau gefeit zu sein. Es war ihm als eine Schwäche erschienen, sich hinzugeben. Und er, der Vernünftige, litt nun unter seiner Liebe wie ein Romantiker, der im Weibe alle Weltgeheimnisse verborgen glaubt und sie zu offenbaren fleht.

Tim sah nach der Uhr auf dem Schreibtisch. Fünf! Ob er es wagen durfte, heute schon wieder bei Suzanne vorzusprechen? Nun, er hatte ja einen Grund, er konnte ihr die Entscheidung des Kriegsministeriums mitteilen. Ja, und so sollte es sein: in ihre Hände wollte er die Wahl legen, wer in Berlin bleiben sollte. Es war wie ein Zweikampf, und wenn der Unterliegende dem Tode verfiel, so schändete das den Sieger nicht.

Als das Mädchen Vorbusch meldete, verabredete sich Suzanne gerade am Fernsprecher mit Höllriegel. Sie nickte dem Mädchen zu: „Ich lasse bitten!", verabschiedete Höllriegel mit einem eiligen Wort und hängte den Hörer an. ‚Also Tim Vorbusch ist da!' Sie setzte sich an ihren Putztisch und legte ein wenig Rot auf. ‚Er kann ruhig ein paar Minuten warten. Das ist immer wirkungsvoll. Gut, daß ich Joujous Vorschlag abgelehnt habe. Was soll ich in Chorin? Die Kunst des Zisterzienserklosters ist mir so gleichgültig —.' Vorsichtig malte sie sich dunkle Schatten unter die Augen. ‚So, gleich wirken doch die Augen nochmal so groß. — ›Zwei Tage Waldeinsamkeit.‹ — Was Joujou sich einbildet?' Sie belächelte seine Gefühlsverirrung. ‚Mir werden die paar Stunden Einsamkeit, die ich ihm hier opfre, schon immer reichlich lang. Nein, nein, ich brauche Menschen. — Die Ohrläppchen vertragen auch noch ein bißchen Rot. Wozu macht man sich schön, wenn man nicht den Neid der Frauen und die Bewunderung der Männer erregt? — Pfui, der kleine Nagel ist abgebrochen.' Sie feilte ärgerlich daran herum. ‚Heute muß ich Tim Vorbusch ein bißchen aus seiner Zurückhaltung locken. Ich komme ja nicht vom Fleck. Nein, seine Augen! Wie ein Karpfen. Aber bevor er zur Front zurückgeht, muß ich ihn so weit haben, daß er sich erklärt.' Sie zupfte sich an den Haaren. Ein letzter prüfender Blick in den Spiegel, noch ein Tropfen Tuberose zwischen den Fingern zerrieben ... ‚Nun ist's doch wohl Zeit, daß ich den armen Karpfen aus seiner Spannung erlöse,' dachte sie und ging erwartungsvoll in ihr Wohnzimmer. Als sie die Tür öffnete, sah sie noch gerade, wie Tim Vorbusch eine Photographie aus der Hand legte. Es war ein Bild von ihr in einem sehr verführerischen Badeanzug. Eine Liebhaberaufnahme, die ein Bekannter in Ostende gemacht hatte. Das kokette Bild lag, wie zufällig vergessen, auf Suzannes Schreibtisch. Es hatte seinen Zweck erfüllt. Tim Vorbusch wußte nun annähernd, wie wohlgebaut sie war. Aber nun galt es, Theater zu spielen. Mit einem leisen „Oh, Herr Vorbusch!" lief sie auf den Schreibtisch zu und sah mit erschrockenen Augen zu Tim empor, der verlegen, in schlechter Haltung dastand.

„Verzeihung!" sagte er, und Suzanne hörte seiner Stimme die Erregung an. Er küßte ihr die Hand und bat: „Nicht böse sein!" Mit einer leichten Kopfbewegung deutete er nach der Photographie. „Es ist so wunderschön."

Lächelnd schlug Suzanne die Augen nieder. Sie sah entzückend aus, wie sie so in mädchenhafter Verwirrung dastand. „Es ist nicht für die Öffentlichkeit gedacht. Berthe hat in dem Kasten gekramt, da ist das Bild wohl liegen geblieben."

„Wer hat es aufgenommen?" fragte Vor-

Digitized by Google

busch und fühlte, wie die Eifersucht in ihm sich regte.

„Mein Mann.“ Sie schob das Bild in ihre Schreibmappe und setzte sich auf einen Sessel, von wo aus sie sich im Spiegel sehen konnte.

„Haben Sie gute Nachrichten aus Grand Pré?“ Wie töricht ihm die Frage vorkam.

Suzanne aber spürte mit feiner Witterung den Wunsch, der darin verborgen lag. Sie zuckte mit der ihr eigenen hilflosen Gebärde die Schultern. „Henri ist sehr krank. Meine Schwägerin hat endlich die Zusicherung erhalten, daß er nach der Schweiz kommt. Vielleicht schon nächsten Monat.“

Tim Vorbusch sah sie mit schmerzlich gespanntem Ausdruck an. „Werden Sie zu ihm reisen?“ Mühselig stieß er die Worte hervor.

„Voraussichtlich.“

„Freuen Sie sich auf das Wiedersehen?“

„Es wird traurig genug ausfallen.“

„Gewiß. Aber die größte Not ist doch vorbei, sobald Ihr Mann Frankreich verlassen hat.“

„Für mich fängt dann die Not erst an!“ brach es mit gut gespielter Leidenschaft aus ihr hervor. Und dann fügte sie ruhiger hinzu: „Ich werde Henri selbstverständlich aufsuchen. Das ist meine Pflicht!“

„Nur — Pflicht?“

„Was soll ich darauf antworten? Ich lebe augenblicklich in einer Krise meiner Gefühle.“ Sie seufzte. „Die Trennung hat nicht ihre Schuldigkeit getan. Ich fürchte mich vor der Zukunft.“

Sie schwiegen beide eine Weile. Suzanne sah ihr Gesicht, über dem ein Hauch von Schwermut lag, im Spiegel. Die Mundwinkel waren leicht herabgezogen, eine kleine, schmerzliche Falte stand über der linken Braue. ‚Ich wäre eine vortreffliche Schauspielerin geworden,‘ dachte Suzanne und fand ihre Maske beinah rührend.

Vorbusch war von ihrem Bekenntnis tief ergriffen. Er glaubte in ihrem Antlitz zu lesen, wie unendlich schwer ihr diese Beichte geworden sei. Am liebsten hätte er Suzanne in die Arme geschlossen und gebeten: ‚Sei nicht traurig. Verlange, was du willst, sag', womit ich dich froh machen kann. Ich tue alles für dich, nur sei nicht traurig.‘ Aber das wagte er nicht. Zögernd begann er von seiner bevorstehenden Rückkehr an die Front zu sprechen.

Sie hörte mit leicht gesenktem Kopfe zu. Nur manchmal schien sie zu frösteln und schauerte zusammen. ‚Es geht ihr nahe,‘ frohlockte Tim Vorbusch innerlich. Er schob sich einen Sessel heran, setzte sich, schlug die Beine übereinander und stützte das Kinn in die rechte Hand.

„Wann müssen Sie fort?“ fragte Suzanne und blickte Tim mit kummervollen Augen an.

„Ich — könnte hierbleiben, Frau Suzanne.“

Ungläubig sah sie zu ihm auf. „Ich verstehe Sie nicht!“

„Nein, das können Sie auch nicht. Aber jetzt gilt nur die Frage: Wollen Sie, daß ich hierbleibe?“

Sie nickte.

Tim Vorbusch ergriff ihre Hand. „Ich habe noch nicht alles gesagt, Frau Suzanne. Vielleicht ändern Sie Ihren Entschluß. Wenn ich bleibe, muß Höllriegel an die Front.“

„Muß Höllriegel?“ — ‚Eine wundervolle Lösung,‘ dachte Suzanne.

„Ja, das Kriegsministerium stellt uns vor die Wahl: Entweder Höllriegel oder ich. Ich mache die Entscheidung von Ihrem Willen abhängig.“ Seine Augen waren starr auf sie gerichtet.

Suzanne schlug wie in leichter Verwirrung die Hände vors Gesicht. Verhaltene Angst lag im Ton ihrer Stimme, als sie sagte: „Sie — dürfen — nicht fort!“

Feucht und kalt vor Erregung waren die Hände, die an Suzanne herunterstrichen. Tim Vorbusch ließ sich wie unter einem inneren Zwang vor Suzanne nieder und preßte seinen Kopf in ihren Schoß.

‚Er zerknüllt mir das Kleid,‘ dachte Suzanne ärgerlich und strich ihm, wie in scheuer Zärtlichkeit, leise über die spärlichen blonden Haare. Mit glänzenden Augen saß sie da und dachte sich in die Zukunft.

Als Tim Vorbusch zu ihr aufblickte, war er von dem seligen Ausdruck, der in Suzannes Augen lag, ergriffen. Sie liebte ihn, zweifellos, so unbegreiflich es war. Aber er wollte es von ihr hören, nur einmal sollte sie es ihm Aug' in Auge sagen. Und er fragte freudetrunken: „Liebst du mich?“

Suzanne beugte sich zu ihm herab, nahm mit einer unsagbar zarten Bewegung seinen häßlichen Kopf in ihre Hände und flüsterte: „Ich liebe dich!“

⁂

Doktor Schlaat stand am Spittelmarkt und kaufte sich eine Mittagszeitung. Er kam von der Klinik und wollte mit der Untergrundbahn nach Hause fahren. Mit Behagen ließ er sich die pralle Junisonne auf den Rücken brennen; dann stieg er langsam die Treppen zum Bahnsteig hinunter. Es war doch eigentlich ein Widersinn. Da sauste man nun tagtäglich zwei-, nein, viermal durch den Bauch der Erde, maulwurfähnlich, gnomenhaft, und oben schien die Sonne. Wie Heimweh packte ihn die Erinnerung an seine Heidelberger Studentenjahre. Nun war

Digitized by Google

er schon über zehn Jahre in diese unheimlich geschäftige Stadt gebannt. Freilich: Berlin hatte auch sein Gutes. Es zwang ihn zur Arbeit und brachte ihm Erfolge. Aber trotzdem liebäugelte er mit dem Plan, nach dem Krieg ein Sanatorium in sonnegesegneter Gegend zu übernehmen.

In dem Gedränge des Rauchwagens erwischte er den Platz auf der Feuerspritze. Besonders bequem war der Sitz nicht, aber man konnte wenigstens lesen. Er kniffte die Zeitung zurecht und vertiefte sich in den Leitaufsatz, der vom Beginn der russischen Offensive in der Bukowina handelte. Schlaat ließ sich mit stoischer Ruhe auf die Füße treten und bei dem anwachsenden Gedränge stoßen, ohne von seiner Zeitung aufzusehen. Was er da las, packte ihn.

Plötzlich klopfte ihm jemand mit der Krücke eines Stockes leicht auf die Schulter. Unwillig über die Störung sah Schlaat auf und blickte zwischen Damenhüten, Paketen und Zeitungen in das spitze Vogelgesicht seines Patienten Wendehals. Der rief ihm vom Wageneingang her „Tag, Doktor!" zu.

Schlaat erhob sich von seinem Sitz und winkte Wendehals zu. „Kommen Sie doch herüber, Herr Wendehals."

Mit „Verzeihung" und „Ach, bitte einen Augenblick" bahnte sich Wendehals den Weg. Der Doktor warf ihm ermunternde Blicke zu. Endlich standen sie nebeneinander. „Nun sagen Sie mal, Herr Wendehals, wo kommen Sie her? Ich denke, Sie baden Ihre Lunge in ozonreicher Waldluft?"

„Schon erledigt, Doktor. Ich hielt's nicht länger aus als acht Tage. Wenn man so ernsthaft beschäftigt ist wie ich! Sie wissen: meine Studien! Ich kann mir kein otium cum dignitate gönnen."

„Geht's vorwärts?"

„Bin zufrieden. Ich habe mir da eben von der Königlichen Bibliothek Ludolf Wienbarg geholt. Sehr wichtig für die Kenntnis Holsteins, besonders fesselnd sein Kampf gegen die plattdeutsche Sprache. Einer der seltenen Fälle niedersächsischer Treulosigkeit gegen die angestammte Art. Frau Bartenwerffer hat mich darauf aufmerksam gemacht."

„Also Sie sind mit meinem Schützling zufrieden?"

„Außerordentlich! Wie sie mich versteht, das ist vorbildlich. Pflichttreu —" er spitzte den Mund, als ob er pfeifen wollte. „Sie macht mir jetzt eine sehr wichtige und mühselige Hilfsarbeit. Sieht die deutschen Zeitschriften für meine Zwecke durch und erledigt das wirklich mit einer bemerkenswerten Akribie. Ich habe Stichproben gemacht. Sie ist eben ein stilreines Gebilde. Mecklenburger Schlag: vernünftig, ordentlich, treu. Ja, auch ein bißchen nüchtern; aber das ist gerade günstig für wissenschaftliche Arbeit."

Schlaat freute sich, wie gut und treffend der wunderliche Halbgelehrte über Elisabeth sprach. Von der seelischen Volks- und Stammeskunde des Herrn Wendehals hielt er freilich nichts; denn er war der Meinung, daß der Schöpfer die Menschen allerorten bunt gemischt habe. So sagte er, indem er seine lächelnde Zweifelsucht unter dem Schein höflicher Teilnahme verbarg: „Sind Sie denn schon zu einträglich sicheren Maßstäben für Ihre Folgerungen gekommen?"

„Ich mache mich anheischig, jeden auf den ersten Blick ziemlich genau nach Art und Abstammung einzuordnen," erwiderte Wendehals mit einer gewissen Überlegenheit, sah wie prüfend über die Menschen und guckte mit zusammengekniffenen Augen ins Nebenabteil. „Sehen Sie mal, Doktor, da hinten, rechts von der Tür, die Dame in Blau! Haben Sie's?"

Wenn Wendehals von seiner Wissenschaft sprach, wurde er immer sehr lebhaft und redete ziemlich laut. So machte er mit seinem Hinweis auch die Umstehenden aufmerksam, und ein Dutzend Augen spähte neugierig mit in das andere Abteil.

Auch Schlaat folgte der Aufforderung und erkannte Suzanne. ‚Schamlos auffallend,' dachte er gereizt, ließ sich aber nichts anmerken. Und neben ihr, natürlich, das war doch der junge Vorbusch. Wie verliebt er sie anschaute, und wie vertraulich Suzanne mit ihm zu sein schien. ‚Seelisch verlumpt ist die Frau!' Schlaat empfand es gramvoll, daß Suzanne in so naher Beziehung zu Elisabeth stand. ‚Höllriegel ist abgehalftert, nun wird Vorbusch als Vorspann benutzt. Und Heinrich sitzt in Grand Pré, weit vom Schuß. Und sie ziert ihn indessen mit doppelt und dreifachen Hörnern. Man sollte ihm die Augen öffnen.'

„Nicht wahr, Sie sind auch gefesselt, Doktor? Dieses lebhafte Mienenspiel, die leidenschaftlichen Augen. Aber ich kann Ihnen sagen, das ist heute nur ein matter Abglanz gegen gestern. Da habe ich sie beim Rennen draußen gesehen. Auf der Grunewaldbahn."

Schlaat riß sich zusammen. Ungläubig sagte er: „Nanu, Herr Wendehals, seit wann besuchen Sie denn Rennen? Sie hatten doch nie etwas für Pferde übrig."

„Habe ich auch heute noch nicht. Aber Menschenstudien kann man da draußen machen, Doktor! Wie sich die Rasseeigentümlichkeiten gerade bei einem Rennen äußern, das ist ungemein reizvoll und belehrend. Sie

Digitized by Google

hätten die Dame" — er machte eine Bewegung nach Suzanne — „gestern sehen müssen. Wie Pfeile schickte sie ihre Blicke über das grüne Feld. Und wie sie sich vorbeugte und das Tier, auf das sie gewettet hatte, durch Zurufe vorwärts zu peitschen glaubte, es war bezeichnend für ihre Abstammung. Sie ist natürlich rassereine Polin. Das sah ich auf den ersten Blick."

Mit keinem Wort widersprach Schlaat. Es war ja ganz nebensächlich, was der gute Mann sich da zurechtlegte.

An der Bülowstraße stieg Wendehals aus und bat ihn, Elisabeth seiner besonderen Wertschätzung zu versichern.

Nachdenklich, verstimmt blieb Schlaat zurück. Der Zufall brachte es mit sich, daß er am Nollendorfplatz hinter Suzanne und Tim die Treppen hinunterstieg. Und er hörte, wie Suzanne zu Vorbusch sagte: „Also, es bleibt bei morgen nachmittag. Um sechs Uhr holst du mich ab!" Nun — er hatte es nicht anders erwartet, als daß die beiden sich schon duzten; aber als er seine Vermutung bestätigt fand, packte ihn doch ein Grimm. Und er konnte nicht anders, er beschleunigte seinen Schritt, um das Paar zu überholen, sah Suzanne fest, ein wenig verächtlich an und grüßte kurz und gemessen. Sie dankte nachlässig, ohne die leiseste Verlegenheit. ‚Natürlich, was liegt ihr daran, ob man sie durchschaut.'

Bei Elisabeth dämpfte er seine Erregung, sprach nur über die Begegnung mit Wendehals, orakelte über die russische Offensive, aber sie ließ sich nicht täuschen, sie kannte ihn zu gut. Und so fragte sie kurz und bündig: „Ehrlich, Hugo, warum sind Sie gekommen? Denn so vor Tisch — das ist doch nicht Ihre übliche Zeit."

Schlaat strich sich rasch ein paarmal über die Bürstenhaare, dann polterte er los: „Geärgert hab' ich mich. Schmählich geärgert. Ihre Schwägerin hab' ich getroffen. Ausgesehen hat sie! Na! — Woher hat sie das Geld zu dem Luxus?"

„Sie überschätzen vielleicht, Hugo. Herren können das gar nicht beurteilen."

„Aber liebste Frau Elisabeth! Wenn ich auch gottlob! mein Lebtag nicht in die Lage gekommen bin, Reiherstutze und seidene Strümpfe zu kaufen: soviel weiß ich doch, daß die Firlefanzereien jetzt ein Heidengeld kosten und daß man viele, sehr viele Unterrichtsstunden geben muß, um sich das alles leisten zu können."

„Sie hat doch jetzt von Onkel Edu einen monatlichen Zuschuß!"

„Na, Frau Elisabeth, was der ihr schon gibt, der alte Filz, das braucht Ihre Schwägerin allein für Puder. Fingerdick lag er wieder auf ihrer Haut. Ordentlich gestäubt hat es."

Elisabeth lachte leicht auf. „Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Hugo? Wie eine Hilfssteueramtskontrollassistentin, die ihrer Nachbarin den Hut nachrechnet."

Schlaat lachte mit. Aber dann erwiderte er ernst: „An diesen Vergleich glauben Sie selber nicht. Sie wissen genau, daß der pfauenhafte Putz Suzannes nur ein Zeichen ihrer Verlotterung ist."

„Sie sind zu scharf, Hugo. Wirklich."

„Ich bin nur klar sehend. Und es empört mich, daß Heinrich sich an diese Frau weggeworfen hat."

„Aber Hugo! — Sie sind abscheulich!"

„Bin ich's?" Und nun erzählte er Elisabeth, was er gehört hatte. Suzanne mit Tim Vorbusch — Suzanne mit Höllriegel. Daß der schöne Stephan ihr Geliebter gewesen sei, das unterliege für ihn keinem Zweifel. „Und ich bin der Meinung, daß man Heinrich von dem Treiben seiner Frau Mitteilung machen soll. Er muß da eingreifen — irgendwie —"

Abwehrend schüttelte Elisabeth den Kopf. „Wozu den armen Menschen damit quälen, Hugo? Jetzt, wo er so ganz wehrlos, ganz machtlos ist. Er hat doch niemand, dem er sich anvertrauen kann."

Schlaat zuckte die Achsel. Eine Weile sann er vor sich hin. „Natürlich haben Sie wieder einmal recht. Mit mir ging's aber durch, als ich das so sah . . . Also gut, abwarten, bis der Krieg zu Ende ist. Aber dann heißt es: ihn sehend machen."

„Der arme, arme Mensch."

„Scheidung, Frau Elisabeth," sagte Schlaat und erhob sich. „Die verdient seinen Namen nicht." Er griff nach seinem Hut. „Aber ich weiß gar nicht, was die ganze Geschichte mich angeht? . . . Ich hab' mich eben nur so maßlos geärgert. Freundschaftsbeweis. Oder etwa nicht?"

Sie nickte ihm zu, dankbar, überzeugt von seinem guten Willen. Aber sie hatte doch Tränen in den Augen.

⌘ ⌘ ⌘

In heller Erregung kam Höllriegel zu Suzanne. Kommerzienrat Lütt hatte ihm die Mitteilung gemacht, daß statt seiner Tim Vorbusch für die Kriegslieferungen der Fabrik angefordert werden müsse.

Auf einen leidenschaftlichen Auftritt war Suzanne gefaßt gewesen und hatte sich darauf vorbereitet. Es galt eine Rolle zu spielen: die der völlig Ahnungslosen. Es war für die Zukunft notwendig, daß Joujou von Berlin wegkam, aber es war nicht nötig,

Digitized by Google

ihn dies jetzt schon wissen zu lassen. Die Hauptsache blieb, alles mit ruhiger Überlegenheit weiterzuführen. Sie hörte deshalb geduldig zu, wie er sich mit verzweifelten Worten gegen das Schicksal auflehnte, das ihn von ihrer Seite riß. Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, die Nippsachen in dem Glasschränkchen zitterten leicht.

„Tim Vorbusch, der Held, der nicht mal so viel Mut aufbringt, mir ehrlich zu sagen: Höllriegel, ich hab' genug vom Krieg!" stieß er spöttisch hervor. „Nein, da schiebt er seine Firma als Deckung vor und faselt von Pflichten gegen das Erbe seines Vaters. Zum Lachen!"

Mit großen, erschrockenen Augen, in die sich der Kummer über den unerwartet hereingebrochenen Schicksalsschlag geflüchtet zu haben schien, blickte Suzanne zu Höllriegel auf. Er riß sie an sich und küßte sie leidenschaftlich auf Mund, Nacken und Arme. „Suzanne!" Das klang doch wahrhaftig wie verhaltenes Schluchzen. Höllriegel warf sich auf einen der zierlichen Sessel und stemmte die Fäuste gegen die Schläfen. Mit zusammengepreßtem Munde und brennenden Augen sah er vor sich hin.

Suzanne war von seinem ehrlichen Kummer betroffen. Sie hatten doch manche ausgelassen glückliche Stunde miteinander verlebt. Vielleicht sah sie ihn nie wieder. ‚Der arme, liebe Joujou!' Aber bald ließ ihr Eigennutz das Mitleid wieder schweigen. Vor die Teilnahme an Höllriegels Schicksal schob sich das Mitgefühl mit ihr selber. Sie war das Opfer der Verhältnisse: wie beklagenswert spielte das Leben ihr mit. Verkaufen mußte sie sich, um die Zukunft ihrer Kinder zu sichern, den Mann verstoßen, den sie liebte! Sie glaubte beinahe selbst daran, daß nur die Mutterliebe sie zu dem Entschluß getrieben habe, Höllriegel preiszugeben. Sie trat hinter den Sessel und schlang die Arme um seinen Nacken. „Mein Joujou," klagte sie mit erstickter Stimme, und Tränen standen in ihren Augen. „Ich werde krank vor Sehnsucht nach dir. So einsam werde ich sein."

Er drehte sich um und sah ihre feuchten Augen. Nie zuvor hatte er sie weinen sehen. ‚Wie lieb muß sie mich haben,' dachte Höllriegel und sprang auf. ‚Ich darf ihr das Herz nicht noch schwerer machen.' So gab er seiner Stimme Festigkeit, als er sagte: „Schenkst du mir nun noch zwei, drei Tage? Gehst du mit mir nach Chorin?"

„Natürlich, Joujou!" Indem sie dem Vorschlag zustimmte, überlegte sie, was sie Tim sagen könnte, damit er nicht Verdacht schöpfte. Höllriegel zog Suzanne aufs Knie. Er glaubte, sie trösten zu müssen. Er käme ja sicher zu Weihnachten auf Urlaub. Wenn er einen netten Vorgesetzten hätte, wäre die ganze Sache nicht so schlimm. Es wäre nur alles so unerwartet gekommen, und dann habe ihn Vorbuschs fadenscheinige Ausrede geärgert.

Suzanne ballte die schmalen Hände. „Oh, ich könnte ihn erdrosseln! Er ist schuld an allem. Ich werde es ihn aber fühlen lassen, oh, ich werde ihn so schlecht behandeln."

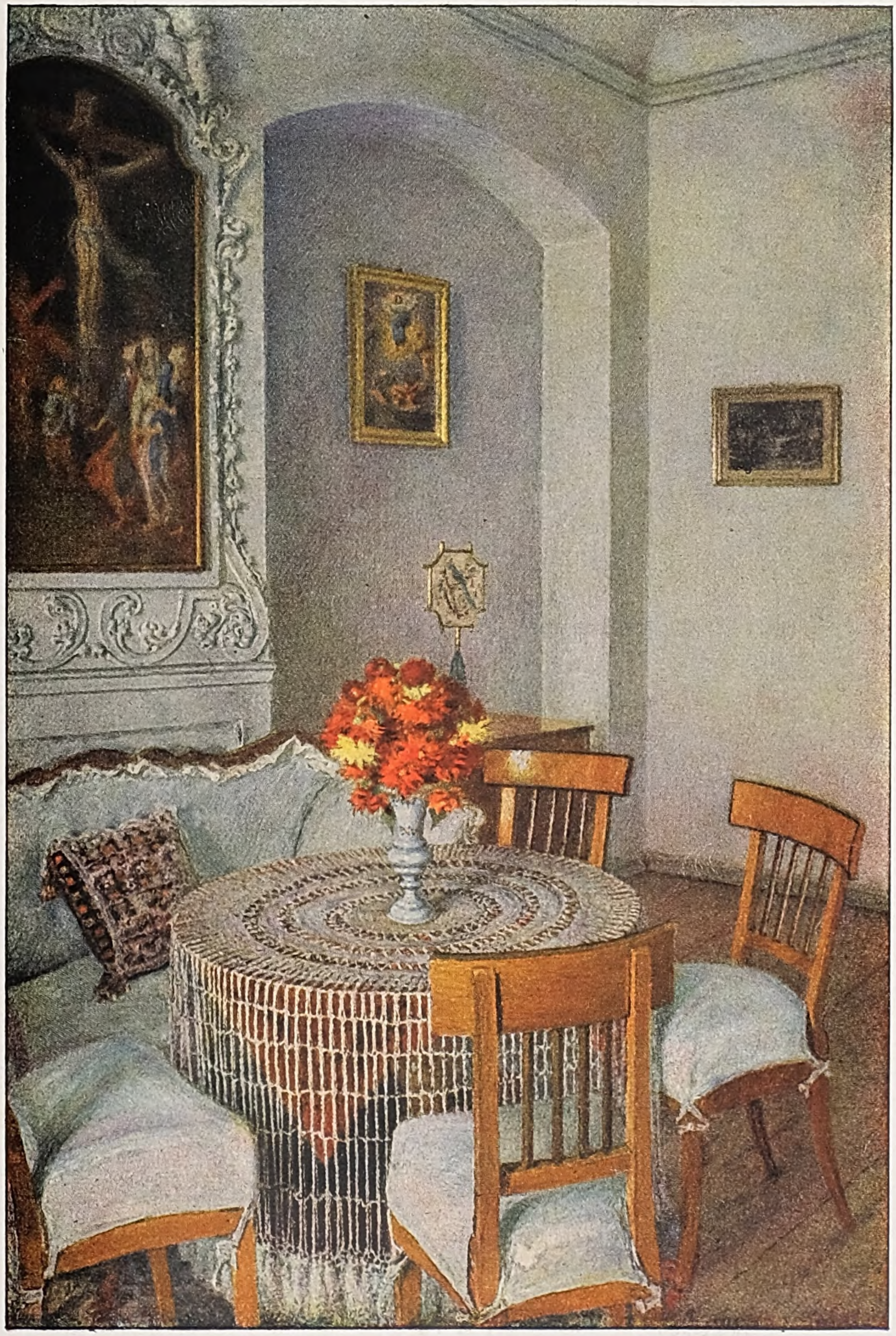
Höllriegel wehrte ab. „Laß, Liebling, wir wollen gar nicht mehr von ihm sprechen. Wir müssen jetzt mit jeder Stunde geizen, die uns noch bleibt." Eine wehmütige Zärtlichkeit erfüllte sein Herz. Es war gewiß nicht immer ein ungetrübtes Glück gewesen, das ihm Suzanne geschenkt hatte. Ihre Launen waren ihm manchmal zur Qual geworden. Ja, er hatte manchmal bittere Stunden der Reue durchlebt, wo er seine Unfreiheit peinvoll empfand. Aber in diesem Augenblick war das alles vergessen. Er fühlte einzig den Schmerz, daß er sie entbehren mußte. Ihm lag daran, sie noch einmal ganz fest an sich zu binden. Das Leid der Trennung wurde ihm zu einem wollüstigen Weh.

Von der Diele wurden Stimmen laut. Flink setzte Suzanne sich in die Sofaecke, und ihr Gesicht trug einen unbefangenen Ausdruck, als es klopfte. Das Mädchen kam mit einem Riesenstrauß langstieliger dunkelroter Rosen. Suzanne warf Höllriegel einen fragenden Blick zu. „Von dir?" Er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, verneinte mit einem Achselzucken, wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus. ‚Wie ärgerlich, daß die Blumen gerade jetzt gebracht werden,' dachte Suzanne und fühlte, wie ihr Herz schneller schlug. Als sie den Umschlag des Briefes öffnete, las sie: Tim Vorbusch. Sie hatte sich rasch wieder in der Gewalt, und als das Mädchen gegangen war, sagte sie empört: „Was fällt Vorbusch ein, mir Rosen zu schicken? Findest du das nicht auch zudringlich, Joujou?"

„Ich finde es bedenklich," entgegnete Höllriegel und sah Suzanne an, als ob er sie noch nie gesehen hätte. Aber dann schlug er seinen Argwohn mit scharf geschliffener Waffe zu Boden: Suzanne hatte um ihn geweint. Es war ein Verbrechen, an ihrer Liebe zu zweifeln. Daß die Männer, mit denen sie zusammentraf, sich um sie bemühten, war selbstverständlich.

Er sah ihr ohne Eifersucht nach, als sie die Blumen aus dem Zimmer trug. Als sie zurückkam, sagte sie mit heller Stimme: „So, die wären erledigt. In meinem Zimmer will ich die Blumen nicht haben!"

Digitized by Google



Klosterzelle in Ottobeuren. Gemälde von Prof. M. A. Stremel

Digitized by Google

Digitized by Google

„Leg' mal deine Hände über meine Stirn!" bat Höllriegel. In ihm war ein feierliches Staunen. Seine Liebe für Suzanne war in diesem Augenblick frei von jeder Sinnlichkeit.

Sie schloß ihm die Augen, blickte mit einem ergebenen, gelangweilten Ausdruck in den Spiegel und fand Höllriegels Bitte spießig und albern.

⌘ ⌘ ⌘

Einschläfernd trommelte ein köstlicher Sommerregen aufs Verdeck des Lüttschen Hausbootes. Der Himmel spannte sich wie schwere graue Seide über die Landschaft. Die schweren Tropfen zerstoben im Wasser. Die Ufer lagen in silberne Schleier versteckt.

Lütt lehnte an der Reling und schaute über den See. Ihn ergriff die Schwermut, die sich seinen Blicken bot, denn weil er seine Mark kannte, so liebte er sie in jeglicher Gestalt, und den Begriff von gutem oder schlechtem Wetter verstand er nicht. Sie war immer schön und am schönsten vielleicht in solcher Einsamkeit. Und Lütt hatte in diesen Kriegsjahren gelernt, zu danken, daß diesem geliebten Erdenfleck der Friede erhalten geblieben war.

Heute vor zwei Jahren war die Mobilmachung verkündet worden. Das vaterländische Hochgefühl, das sich an jenem zweiten August in ihm geregt hatte, war mehrfach wiedergekehrt, aber keineswegs zu dauernder Seelenverfassung bei ihm geworden. Gewiß, es war herrlich, wie Deutschland sich schlug, aber daß es sich schlug und schlagen mußte, blieb ihm eine grausame Laune des Schicksals. Er sah die Notwendigkeit nicht ein, und er wäre ein unerfreulicher Nörgler geworden, wenn ihn die Zeit nicht vor große Aufgaben gestellt hätte. In den ersten Tagen nach seinem Eintreffen in der Fabrik wurden über siebzig gut eingeschulte Arbeitskräfte seinem Betrieb entzogen. Und auch Bartenwerffer ging. Das war ein schwerer Verlust. Da er sich auf ihn gänzlich verlassen hatte und der alte Vorbusch wegen seiner Krankheit kaum noch zählte, mußte er tüchtig zupacken, um die Fabrik im Gang zu halten. Dann waren die Heereslieferungen gekommen, die er ohne Freude und Verständnis übernahm. Da hatte sich Höllriegel ausgezeichnet bewährt. Nun war der auch weg, und er, der sich nach Ruhe sehnte, mußte sich die Stunden stehlen, um sich einmal in den Frieden von Wannsee zu flüchten.

Der Krieg war schlimmer, als er befürchtet hatte. Er beraubte den Bürger der persönlichen Freiheit. Gab es ein friedlicheres Gewerbe als das: Klaviere zu bauen? Es wurde wie jedes andere bis auf das Unerläßlichste beschränkt und mußte Kriegsdienst leisten.

Man war alt und hatte eigentlich das Recht, sich auf Jüngere zu verlassen. Aber man durfte sie nicht halten. Der Krieg nahm die Besten und dann die Guten, und nur die Mittelmäßigen und die Alten und Schwachen ließ er zurück. Das hatte er mit Bartenwerffer und Tim — und jetzt wieder mit Höllriegel erlebt.

Aber war es bloß der Krieg? Gewiß, Bartenwerffer war um der heiligen Not willen gegangen. Doch Höllriegel? Er war leichtsinnig, — immerhin, doch als man ihm eine Verantwortung auferlegte, hatte er sich zusammengerafft, bis er auf einmal nachließ, so daß man ihn ohne großes Bedauern scheiden sah. Tim war fleißig und zäh gewesen, um seinen Posten auszufüllen, aber von dem Augenblick an, wo er endgültig heimgekehrt war, kümmerte er sich nur noch um das Notdürftigste. War daran der Krieg schuld? Ach nein, Tims empfindliches Selbstgefühl trug hieran die Schuld. Überhaupt: das waren alles kleine Menschlichichkeiten. Und sämtlich hatten sie sich seit jenem schönen Herbsttage ereignet, da Suzanne Gertner zum erstenmal auf dem Hausboot aufgetaucht war. Es war offensichtlich, sie verdrehte den Männern die Köpfe, aber sie übte die Kunst so anmutig und gewandt, daß man ihr keinen Vorwurf machen konnte. Es lag so in ihrer Natur. Lütt fühlte den verführerischen Reiz, der von ihr ausging, und er freute sich über ihre Anmut. Auch seiner Frau war sie eine willkommene Ablenkung in ihrem eingebildeten Leiden. Aber daß er dazu verurteilt schien, ihre liebenswürdigen Sünden auszubaden, war doch eine Ironie des Schicksals. Sie verdarb ihm seine tüchtigsten Hilfskräfte. Nie zuvor hatte er sich so aufmerksam um jede Angelegenheit im Betriebe kümmern müssen wie jetzt. Da flatterte so ein fremder Vogel in sein Haus. Einer nach dem andern bewunderte ihn und vergaß darüber seine Pflicht. Das paßte ihm gar nicht. So ein buntschillerndes Vögelchen gehörte nicht in eine märkische Landschaft und am allerwenigsten in seine Fabrik.

Aus seinem Grübeln wurde Lütt durch Tims etwas leimige Stimme herausgerissen. „Onkel Eugen, du möchtest zum Tee kommen."

Langsam wandte Lütt sich um. Tim kam in seiner schlechten Haltung auf ihn zu. Lütt musterte ihn nachdenklich. Es war wunderlich, daß Suzanne sich ausgerechnet in ihn verliebte. Aber seine Frau hatte unzweideutige Anspielungen gemacht, und schließ-

lich: so etwas gab es, daß schöne Frauen sich in einer seltsam krankhaften Verirrung des Gefühls zu häßlichen Männern hingezogen fühlten. Auch Desdemona hatte ihren Othello geliebt.

„Tante Marianne fühlt sich nicht wohl," sagte Tim und blickte mit gespanntem Ausdruck über das Wasser nach dem Seglerhause. Aber es war nichts zu erkennen. Die Hoffnung, daß Suzanne, wie sie es versprochen hatte, noch kommen würde, schwand immer mehr. Frau Lütt war übellaunig und klagte: „Suzanne hätte doch wenigstens die Kinder schicken können." Und Tim mußte das mit anhören und mit höflichen Worten seine Teilnahme äußern, während er selbst unter der Enttäuschung so viel schmerzlicher litt.

Da traf ihn die gereizte Frage Lütts: „Was siehst du denn dort, Tim? Du starrst ja auf das Seglerhaus wie die Katze ins Mauseloch."

Tim schreckte zusammen.

„Junge, was ist denn los mit dir?" sagte Lütt in kameradschaftlichem Ton und sah Tim forschend an.

Der zuckte die Achseln. „Nichts, aber," drängte er, „wir sollen zum Tee kommen, Onkel Eugen." Er fühlte sehr wohl, daß Lütt mit ihm unzufrieden war und ein Recht dazu hatte. Er leistete nicht genug in der Fabrik. Jeden Morgen nahm er sich vor, sich zusammenzuraffen, und dann war der Tag doch nichts anderes als ein unruhvolles Warten auf die Stunde, die ihn in Suzannes Nähe führte. Er kam sich selber jämmerlich vor, aber was half das alles, sein Wille zerbrach an der Leidenschaft, die sein schweres, kaltes Blut in Aufruhr gebracht hatte. Begreiflich war es, daß Lütt sich über ihn wunderte, er selbst stand sich ja manchmal wie einem fremden Menschen gegenüber. Er begriff den Leichtsinn nicht, mit dem er die wichtigsten Arbeiten erledigte, und doch beseligte ihn diese Unbekümmertheit. Er hatte noch niemals im Leben Dummheiten gemacht. Jetzt war er von Herzen dabei und war noch nicht so weit, sie zu erkennen oder zu bereuen. Im Gegenteil: sie täuschten ihm ein Gut vor, das er nie besessen hatte — Freiheit.

Schweigend traten Lütt und Tim in die niedrige eichengetäfelte Messe des Unterdecks, in der Frau Lütt mit müden Bewegungen Tee bereitete. „Wie kann man bloß bei dem abscheulichen Wetter so lange draußen bleiben, Eugen?"

„Verzeih, Marianne, die Luft ist wunderbar erfrischend, und die Landschaft entfaltet bei Regen ihre verschwiegensten Reize." Lütt begegnete den kleinlichen gereizten Vorwürfen seiner Frau stets mit vollendeter Höflichkeit. Und während er sich mühte, kein lähmendes Schweigen aufkommen zu lassen, klang Tim ein Reim in den Ohren, den Suzanne ihren Kindern umlängst vorgesungen hatte:

„Panpan, est-ce la brune?
Panpan, qui frappe en bas?
Panpan, c'est la fortune —
Panpan, je n'ouvre pas."

Der hämmernde Klang und Takt des drolligen Trinkliedes ging ihm durch den Kopf. Er sah Suzannes schelmisches Lachen, ihre verführerischen Lippen, ihre großen Augen und das Flimmergold ihrer Haare.

Jetzt redete Frau Lütt von ihr. Er horchte auf. Schon von Suzanne sprechen zu hören, war Glück. Frau Lütt lobte ihren Geschmack. „Wie entzückend sie immer aussieht," sagte sie mit einem Blick auf Tim.

„Ja, sie versteht's, sich mit dem Modezwang sehr anmutig auseinanderzusetzen," gab Lütt zu und fügte lächelnd bei: „Für ihre eigene kleine Person ist sie gewiß bereit, freudig Opfer zu bringen."

„Wie meinst du das?" fragte Marianne in leiser Unruhe.

„Nun, ich bin überzeugt, daß sie zum Beispiel die Bedürfnisse ihres Herzens hinter die ihres Kleiderschrankes stellt. Sie würde jederzeit um einen ungenähten Rock den Messias ihrer Seele kreuzigen lassen. Für uns hat eine Vernunftehe immer einen üblen Beigeschmack. Ihr würde sie leicht fallen, wenn sie sich durch solchen Handel das Wohlleben erkaufen könnte, das ihrer Veranlagung unentbehrlich ist."

Im Tone erregten Vorwurfs sprudelte Marianne: „Wie kannst du so etwas sagen?"

Er aber erwiderte seelenruhig: „Es wäre doch nicht das erstemal, daß eine Ehe aus rein äußerlichen Beweggründen geschlossen wird, und der Bedauernswerte in solchem Fall ist immer der Mann, der in seiner Frau mehr als ein zierliches Spielzeug sucht. Glaubst du, daß Frauen, die so mit ihrem äußeren Menschen wie sie zu tun haben, auf den Sabbat ihres Herzens achten? Und nur solche Frauen, die den Feiertag schaffen und heiligen, machen glücklich."

Tim rührte nervös in seinem Teeglas, erst allmählich beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß Lütt eben keine Ahnung von Suzannes wahrem Charakter habe. Ihm allein hatte sie sich restlos erschlossen. Er wußte um ihre Seelennot und er sah wie in einen klaren Bergsee auf den Grund ihrer Seele. Es lohnte gar nicht, sie zu verteidigen.

Es ging auf neun Uhr, als Tim aus Wannsee in Berlin ankam. Lütts Bemerkungen klangen in ihm nach. Sie hatten sein Vertrauen nicht erschüttert, sondern ihn

Digitized by Google

in seiner Liebe nur bestärkt. Er konnte jetzt nicht in seine leere Wohnung gehen. Es drängte ihn, Suzanne ein gutes starkes Wort zu sagen, und er war doch im Zweifel, ob er zu so vorgerückter Stunde seinem Verlangen folgen dürfe. Die Sehnsucht nach ihr trieb ihn. Und richtig führten Wunsch und Gewohnheit nach dem Kielganviertel — zur Maienstraße.

Der Regen hatte aufgehört. Von den Bäumen tropfte es noch. In der stillen kleinen Gartenstraße wirkte das leise Rauschen der Blätter und das unaufhörliche Fallen der Tropfen geheimnisvoll. In Erregung blieb Tim vor Suzannes Haus stehen. Er spähte zu den Fenstern hinauf. Durch die Sonnenblender drang ein schmaler Lichtstreifen. Was mochte sie treiben? Er mußte sie sehen und sprechen. Wie unter einem Zwang handelte er, als er kurz entschlossen das Gitter öffnete. Er ging durch den Vorgarten und klingelte an der überdachten Eingangstür. Wie ihm das Herz schlug und wie trocken seine Kehle war!

Das Mädchen öffnete und schien über den späten Gast nicht sonderlich verwundert. Ach, ihre Gnädige hielt sie für dumm, aber sie hatte alles längst durchschaut. Das war wohl der Ersatzschatz für Herrn von Höllriegel? Na, verändert hatte sich die Gnädige, aber verbessert nicht.

Als Tim ins Eßzimmer eintrat, wohin ihn Hulda wies, lachte Suzanne ihn erfreut an. Mit hochroten Köpfen saßen George und Berthe am Tisch, auf dem ein Roulette neben einem grünen Wachstuch mit roten und schwarzen Zahlen stand. George zog mit einem kleinen Holzschieber ein paar Nickelstücke auf seinen Platz, und Berthe beobachtete mit brennenden Augen die weiße Kugel, die mit surrendem Geräusch in der Roulette lief. „Zéro!" rief sie mit leidenschaftlicher Stimme und schlug zornig mit den kleinen Fäusten auf den Tisch. „Schon wieder verloren!"

Zu Tims peinlichem Erstaunen forderte Suzanne ihn auf, mitzuspielen. Er hatte gehofft, sie allein zu treffen. Nun saß sie mit ihren Kindern zusammen. Das war natürlich allerliebst und echt weiblich, aber doch sehr, sehr störend. Und Suzanne tat so unbefangen, als ob sie gar nicht ahne, was ihn hergetrieben habe. Er kannte den Reiz des Spielens nicht. Seiner bedächtigen Natur war die Erregung des Zufalls fremd. Auch jetzt spielte er unaufmerksam und empfand es unangenehm, daß in den Kindern Leidenschaften geweckt und großgezogen wurden, die er für töricht und gefährlich hielt. Aber dann schüttelte er dieses Gefühl als einen Rückfall in überlebte Kleinkrämerei ab und söhnte sich schließlich sogar damit aus, daß er Suzanne nicht allein getroffen hatte. Wenigstens saß er in ihrer Nähe, durfte sich an ihrer Schönheit freuen, ihre Stimme hören.

Gegen elf Uhr kam Hulda und fragte, ob es denn noch nicht Zeit sei für die Kinder, zu Bett zu gehen. Tim pries im stillen das vernünftige Mädchen und sah und hörte ungerührt die stürmischen Bitten von George und Berthe, noch aufbleiben zu dürfen. Aber Suzanne, die selbst den Wunsch hatte, Tim allein zu sprechen, blieb unerbittlich. Schmollend und trotzig verließen die Kinder endlich das Zimmer.

Schweigend lauschten beide den verhallenden Schritten. Als oben die Tür ins Schloß klappte, riß es Tim empor — er kannte sich selbst nicht mehr — er stürzte auf Suzanne zu, umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen und küßte sie. Sie ließ es geschehen. Er merkte nicht, was für eine Überwindung sie diese Zärtlichkeit kostete. Er umschlang sie verlangend. Suzanne machte sich mit einer ruckartigen Bewegung von ihm los. Ernüchtert sah er sie an. In leicht vorwurfsvoll gekränktem Tone sagte sie: „Du wirst unbescheiden, Tim. Es gibt Grenzen!"

Beschämt, verlegen nagte er an seinen Lippen. Er hatte sich wirklich unverzeihlich benommen. Suzanne mußte ja verletzt sein von seiner Sinnlichkeit. Man durfte sie nicht überfallen. Es hieß, um sie werben. Täglich neu.

Mit starrem Ausdruck saß Suzanne steifnackig auf dem Stuhl. Innerlich freute sie sich über ihren wirkungsvollen Rückzug. Da hatte Tim sich bös verrechnet, wenn er vielleicht gehofft hatte, sie als angenehmen Zeitvertreib besitzen zu können. Ihre froschkalte Überlegenheit sagte ihr, daß sie ihn nur durch kluge Zurückhaltung dauernd gewinnen könnte. Einem Mann wie ihm ergab man sich erst in der Ehe. Opfer gegen Opfer. Verzichtete sie auf die Forderungen ihres Geschmacks, so mußte er auf seine Freiheit verzichten. Er durfte nicht sehend werden, und das beste Mittel, ihn blind zu erhalten, war ungestilltes Verlangen. Mit einer Stimme, die etwas Zerbrochenes hatte, sagte sie ihm nun ein paar Worte, die ihr Höllriegel einmal geschrieben hatte: „Glück ist etwas Großes, und zu allem Großen braucht es der Leidenschaft der rechten Stunde. Du glaubst, man könne Glück aus kleinen Freuden addieren. Das ist eine falsche Rechnung, Tim."

Verlegen strich Tim sich über die spärlichen blonden Haare. „Verzeih, Suzanne."

Digitized by Google

sagte er stockend, „ich hatte mich so nach dir gesehnt! Den ganzen Nachmittag habe ich auf dich gewartet. Ja. Und dann trieb es mich zu dir. Ich hoffte, dich allein zu treffen. Zwei Stunden habe ich in qualvollem Verlangen neben dir gesessen. Als wir dann endlich allein waren, schlug es über mir zusammen ...“

Verzeihend lächelte Suzanne und ergriff seine Hand. „Siehst du, Tim, es war mir dem Mädchen und den Kindern gegenüber peinlich, als du noch so spät kamst. Ich muß Rücksichten nehmen, vor allem auf meine Kinder. Es wäre das Furchtbarste, was mir begegnen könnte, wenn sie mich eines Tages verurteilten. Nicht wahr, du verstehst mich, Tim?“

Er küßte ihr die Hände. „Ja, Suzanne, ich verstehe dich!“

Sie beugte sich zu ihm und bat in herzlichem Ton: „Geh jetzt, Tim!“

Scheu blickte er zu ihr auf. „Nur das eine sag' mir noch, Suzanne: wie soll das alles in Zukunft werden?“

Und Suzanne entgegnete ruhig und bestimmt: „Sobald ich geschieden bin, heiraten wir!“

Tim nickte. Und mit der Achtung, die man dem Ruf seiner zukünftigen Frau entgegenbringt, stand er ohne weitere Einwendungen auf und verabschiedete sich.

Hulda schloß ihm verwundert die Tür auf. Da er in seiner verwirrten Stimmung vergaß, ihr ein Trinkgeld zu geben, lachte sie enttäuscht hinter ihm her. „Schön is er nich' und knauserig auch noch. Na, ich bedank' mich!“

⌘ ⌘ ⌘

Als Höllriegel Anfang Dezember zum Gaskursus nach Döberitz kommandiert wurde, umarmte er in stürmischer Vorfreude den nächstbesten Kameraden, sang ein Loblied auf den Krieg, der die Menschen, fern der Heimat, erst gelehrt habe, wieviel Glück ein Wiedersehen in sich berge, fuhr nach Brüssel, kaufte dort für Suzanne in der Spitzenzentrale einen Kragen von abenteuerlichem Wert, ließ sich durch einen armeebekannten belgischen Schieber ein paar Kilo frischer Butter zu noch abenteuerlicherem Preise besorgen, lachte über die nüchterne Gabe und erstand zum Schluß in der Rue neuve ein Paar Schnürstiefel Nummer 37 mit buntem Einsatz für zweihundert Francs. Er hatte keine Augen für die Pracht der Gildehäuser, keinen Sinn für die übermütig geputzten Brüsseler Damen, die auf dem Boulevard d'Anspach spazierten, er dachte nur an Suzanne, und wie er ihr eine Freude machen könnte. Endlich saß er bepackt und erwartungsfroh im D-Zug Brüssel—Berlin. Vollgestopft waren die Wagen. Durch die schmalen Gänge suchten Landser, die mit schweren Tornistern oder Rucksäcken beladen waren, sich durchzuquetschen. Aber man hörte kein unwilliges Wort. Es gab kein Gegenwartsleid, es gab nur noch ein Morgen. So war es auch Höllriegel zumute. ‚Was wird Suzanne für Augen machen, wenn ich morgen plötzlich vor ihr stehe? Auf die Augen freue ich mich am meisten! Oder auf ihren Mund?‘ Ein Liedel ging ihm durch den Kopf: ‚Mein Mädel hat einen Rosenmund — und wer ihn küßt, der wird gesund!‘ Das summte auch draußen der blutjunge Leutnant immer, wenn er sich allein glaubte ... Himmel, war das stickig in dem Abteil. Höllriegel stand auf und stellte sich im Durchgang ans offene Fenster. Das tat wohl. Er zog Suzannes letzten Brief aus der Tasche, der kurz und flüchtig geschrieben war. Aber ausführliche Berichte verlangte Höllriegel auch gar nicht von ihr. Er war glücklich, wenn sie ihm versicherte, daß sie Angst habe um ihn und Sehnsucht und daß sie ihn liebe. Zum Schluß folgten dann gewöhnlich ein paar wirtschaftliche Aufträge: ‚Kannst Du mir Butter, Stoff, Schuhe, Seife, Geflügel, Wäsche besorgen?‘ Und er fand es lustig, daß er wie ein braver, alter Hausvater durch gewandte Einkäufer Dinge besorgen ließ, um die er sich in vorfeldgrauer Zeit nie gekümmert hatte. Nein, was würde Suzanne für Augen machen! Es gab doch nichts Schöneres als Überraschungen.

Ihm selbst wurde die erste Überraschung in Herbesthal. Dort ging Frau von Bertram unermüdlich mit einer schweren Kanne den Zug entlang und labte die Feldgrauen. Frau von Bertram! Er erinnerte sich jenes eindrucksvollen Abends, an dem er sie bei Bartenwerffers zuletzt gesehen — damals hatte Suzanne das entzückende Kinderlied gesungen. Frau von Bertram hatte trotz der geschäftigen Eile, in der sie ihre menschenfreundliche Tätigkeit vollbringen mußte, für jeden ein herzliches Wort oder mindestens einen gütigen Blick und wurde nicht müde und lässig in ihrer Arbeit. Sie wußte, daß ihre Aufgabe noch etwas mehr verlangte, als Durstige zu befriedigen. Sie stand hier als deutsche Frau schlechthin auf der Schwelle zur Heimat.

Als Höllriegel sie begrüßte und sich über ihre Hand beugen wollte, wehrte sie ihm leicht: „Nein, nein, Herr von Höllriegel, das paßt hier nicht her!“

Auf seine Frage, wie sie nach Herbesthal komme, erzählte sie in ihrer gefaßten Art,

Digitized by Google

die den eigenen Kummer nicht preisgeben will, daß ihre Mutter gestorben sei; nun habe sie nichts mehr in Berlin gehalten, und sie fühle sich zufrieden, auch ein wenig Vaterlandsdienst zu tun. „Ein bescheidenes Pöstchen," sagte sie, „aber es tut wohl, wenn man sich rechtschaffen müde arbeiten kann."

Aus den Wagenfenstern wurden mit bittendem Zuruf Becher und Feldflaschen hingehalten. Frau von Bertram reichte Höllriegel die Hand. „Leben Sie wohl, Herr von Höllriegel! Grüßen Sie doch, bitte, Frau Bartenwerffer sehr, sehr herzlich von mir."

An Elisabeths Schwägerin dachte sie wohl kaum mehr. Aber Höllriegel entsann sich doch, wie stark Suzanne ihre Abneigung gegen sie betont hatte.

Er wollte noch sagen, daß er kaum Gelegenheit finden werde, Elisabeth aufzusuchen, aber sie war schon wieder emsig und unverdrossen an der Arbeit. So stieg er mit einem fast etwas unbehaglichen Gefühl in den Wagen, rückte sich in seiner Ecke zurecht und schloß die Augen. Das Räderrollen, das gleichmäßige Schütteln und Stoßen wurde die Begleitmelodie zu dem Lied, das sein Herz sang: der Erfüllung entgegen!

Erst gegen Mittag — mit mehrstündiger Verspätung — lief der Zug in die Halle des Potsdamer Bahnhofs ein. Höllriegel war vielleicht der Ungeduldigste und drängte hastig dem Ausgang zu. Hatte denn ein Mensch schon jemals solche Sehnsucht verspürt wie er? Und solch freudetrunkenes Gefühl? Und solch jubelvolles Glück? Ausgelöscht war aller Kummer: in einer Stunde hielt er Suzanne im Arm ...

Im ‚Fürstenhof' stieg er ab. Eine knappe Stunde später stand er gebadet, rasiert und umgezogen auf der Straße. Der Page, den er mit lustigen Drohungen und üppigem Trinkgeld weggeschickt hatte, einen Kraftwagen zu holen, kam soeben, mit Siegermiene auf dem Trittbrett stehend, vorgefahren. „Schofför, fahren Sie mit polizeiwidriger Geschwindigkeit, ich komme für den Schaden auf," befahl Höllriegel, nannte Straße und Hausnummer und ließ sich in die Polster fallen. So nah am Ziel, es war das köstlichste Gefühl, das er je erlebt hatte.

„Haalt!" schrie er, als er am ersten Blumenladen vorbeikam. Der Schofför bremste. Blumen! Er konnte doch nicht ohne Blumen zu Suzanne kommen. „Warten, Schofför!" Im Schaufenster des Geschäfts stand ein großer Fliederstrauß. „Bitte, Fräulein, geben Sie mir den Flieder, der da steht." Er deutete ungeduldig nach der Auslage. „Wieviel Stengel wünschen der Herr?" Sie hielt ihm einen hin. „Vier Mark." Sehr dürftig sah das blattlose Zweiglein mit der treibhausblassen Blüte aus. „Den ganzen Busch, Fräulein. So ein einzelner Stiel wirkt ja, als sei er in Sibirien gezogen. Nur rasch, liebes Fräulein." Die Verkäuferin beeilte sich, Höllriegel zahlte und saß gleich darauf wieder im Wagen.

Himmel, war das ein Schneckentempo! Aber endlich hielt der Wagen doch vor Suzannes Haus. Schmunzelnd steckte der Schofför das überreiche Trinkgeld in die Tasche. Höllriegel eilte mit den Blumen und Paketen zur Tür und läutete Sturm. Hulda stieß einen verwunderten Schrei aus, als sie öffnete. Er begrüßte sie lachend „Alles gesund, Hulda? Ist die gnädige Frau zu Hause? Melden Sie mich rasch, Hulda." Er steuerte hinter ihr her die Treppen hinauf, hörte Suzannes ungläubiges: „Wer ist da?" und wartete gar nicht erst ab, bis Hulda ihn gemeldet hatte. Hastig trat er ein, warf die Pakete auf den nächstbesten Sessel und umfing Suzanne in wortlosem Entzücken. Hulda zog, verständnisvoll lächelnd, die Tür hinter sich zu.

Suzanne hatte ihren Schreck noch nicht überwunden. Das war ja eine überaus peinliche Überraschung. Heute abend hatte sie sich mit Tim und Frau Lütt verabredet, sie konnte nicht absagen. Verdacht durfte Tim nicht schöpfen. Er war sehr heikel geworden, seitdem er in ihr seine zukünftige Frau sah, und sie nahm sich zusammen, da sie ‚dieses Fegefeuer', wie sie es nannte, gering achtete gegen die unumschränkte Freiheit, die ihr später zuteil werden sollte. Und nun kam Joujou ihr in den Weg gelaufen: fast drei Wochen würde er bleiben, und jede freie Stunde gehöre natürlich ihr!

Er hatte sie auf seine Knie gezogen und unter vielen Liebkosungen erzählte er ihr von seiner Freude, daß er nun bei ihr war Und dann sprang er auf und packte seine Geschenke aus.

Da wurden Suzannes Augen heller, und sie dankte vergnügt für den wundervollen Kragen. Das war ja nun wieder reizend von Joujou. In dieser Beziehung hätte Tim von ihm lernen können. Tim verstand gar nicht zu schenken, und er schenkte auch nicht gern. Ach, und der Fliederstrauß. Sie hielt ihn an die Brust gepreßt, denn sie wußte, das sah besonders anmutig aus. „Die Stiefelchen möchte ich dir aber zuschnüren. Darf ich? Wollen wir sie gleich mal anprobieren?"

Suzanne wehrte lachend ab. „Was denkst du, Joujou! Die Kinder können jeden Augenblick aus der Schule kommen."

Digitized by Google

„Dann heute abend. Nicht wahr? Dann darf ich sie aufschnüren. Das ist noch schöner."

Da war nun die gefürchtete Frage. Suzanne seufzte und strich Höllriegel über die Augenlider. „Oh, Joujou. Es geht nicht. Ich konnte ja nicht ahnen, daß du kommst. Ich habe Elisabeth fest versprochen, heute zum Abendbrot bei ihr zu sein."

„Ach, da sagst du eben einfach ab."

„Geht nicht, Joujou. Du kennst doch Elisabeth."

„Ja, hast du dich denn immer noch nicht frei gemacht?"

„Ich muß Rücksicht nehmen, Joujou. Schon der Kinder wegen. Und Henri, nicht wahr? Er würde es mir nie verzeihen, wenn ich seine Schwester jetzt vernachlässigte." Ihr Hirn arbeitete fortgesetzt, und ihr Mund sprach unaufhörlich. „Ja, und dann, ich komme auch nicht los von dem Dankbarkeitsgefühl. Es ist vielleicht töricht, aber Elisabeth hat mir doch über die ersten Wochen hinweggeholfen. Ich bin nun mal so veranlagt, ich fühle mich da innerlich noch immer gebunden."

„Nun ja, du gehst eben ein andermal hin."

Immer neue Vorwände galt es zu erfinden. „Nein, wirklich, Joujou, wir müssen diesmal vernünftig sein. Der kleine Hans hat nämlich Geburtstag. Elisabeth ist ja so empfindlich, wenn man solche Tage nicht wichtig nimmt."

In Suzannes Augen lag tiefer Kummer über das unglückliche Zusammentreffen, und sie wußte so glaubhaft zu lügen, daß Höllriegel endlich selbst überzeugt war.

Als Suzanne die nächste Gefahr beseitigt sah, atmete sie auf. Für die anderen Tage würde sie schon bald bei Tim, bald bei Joujou geschmeidige Ausreden erfinden. Gewiß war es ein gefährliches Spiel, zu dem sie ein merkwürdiger Zufall wider Willen zwang. Aber vielleicht wurde es ganz amüsant. Jedenfalls traute sie sich zu, das Spiel mit vollendetem Geschick zu führen. Jeder sollte mit ihr zufrieden sein — und vor allen anderen sie selbst.

‚Wie leicht er sich irreführen läßt, der kleine Joujou!‘ Suzanne nahm seinen Kopf in beide Hände. „Du bist noch hübscher geworden, als du schon warst. Die frische Luft bekommt dir. Erzähl' doch, hast du sehr schreckliche Sachen erlebt?"

Höllriegel wurde nachdenklich. Der gewaltsame Übergang war ihm schmerzhaft. Ja, er hatte Grauenhaftes gesehen, aber man redete davon nicht, um von einem unangenehmen Gesprächsstoff abzulenken. Vor seinen Augen standen plötzlich die Kameraden. Gewiß, es war töricht, sich die Stimmung durch einen Vergleich stören zu lassen. Das war ganz unangebracht. Er hatte ein Recht auf die Freuden seiner Liebe. Aber zum ersten Male klagte ihn sein Gewissen an, daß es eines anderen Frau war, von der er diese Freuden nahm. Und dieser andere litt, weil er ein Deutscher war, weil er derselben Fahne geschworen hatte wie er selbst. War das nicht Verrat? Ernst blickte er Suzanne an. Aus ihren Augen sprach die Verwunderung, daß er so still geworden war. Sie ahnte nicht, was in ihm vorging. Sie folgte nur dem mächtigen Trieb ihrer Natur. Wer der Stimme des Blutes und des Herzens gehorchte wie sie, war in einem höheren Sinne, als das Sittengesetz es vorschrieb, unschuldig. Weg mit den dummen Gedanken!

Da war es ihm denn sonderlich lieb, als George und Berthe ins Zimmer stürmten. Berthe sah in ihrem grellroten Mantel und der kecken roten Mütze, unter der die blonden Locken hervorquollen, wieder auffallend hübsch aus. Sie umarmte Höllriegel zierlich und gab ihm mit spitzem Mäulchen einen Kuß. Dann aber wandte sie sich an Suzanne und klagte: „Ich habe Hunger, Maman!"

Nun fühlte auch Höllriegel seinen leeren Magen. Den hatte er über all der Erwartung und Freude vergessen; doch jetzt wollte er nachholen. Er stand auf. „Ich will denn mal losziehen. Um vier Uhr muß ich nach Döberitz fahren. Mich melden. Neugierig, wo ich unterkomme." Er streckte Suzanne die Hand entgegen. „Also dann auf Wiedersehen. Ich komme morgen im Laufe des Nachmittags. Ich darf doch? Soll ich vorher anklingeln?"

„Nein, das ist nicht nötig. Ich bin hier und erwarte dich."

Suzanne begleitete Höllriegel bis zur Haustür. Dort küßte sie ihn noch einmal verstohlen.

Als er auf der Straße war, dachte er: es wäre doch eigentlich hübsch gewesen, wenn sie mich zu Tisch dabehalten hätte... Aber es war am Ende besser so, denn jetzt, wo seine seelische Erregung verebbte, fühlte er doch die Nachwirkungen der Unruhe und Hetzerei der letzten Tage. Er war müde und hatte das Bedürfnis nach Stille. Eine Stunde Schlaf würde ihm gut tun.

Um vier Uhr fuhr er nach Döberitz. Zum Nachdenken kam er von da an nicht mehr. Da waren im selben Abteil gleich ein paar Herren, die er von draußen kannte. Die große Familie der Feldgrauen stieß überall auf Blutsverwandte. Man war guter Stimmung, Berlin! Höllriegel erfuhr, daß der

Digitized by Google

Kommandierende die Herren von Antrittsbesuchen enthoben habe. Man wohnte im Barackenlager, der Dienst sei durchaus erfreulich, das Essen gut. Höllriegel freute sich, daß er durch die dienstlichen Geschäfte, die er, dort angekommen, zu erledigen hatte, abgelenkt wurde. Denn seine Gedanken suchten eigensinnig immer wieder Suzanne auf.

Als es Abend wurde, forderte ihn ein Pionierhauptmann auf, mit nach Berlin zu fahren. Er lehnte ab. Was sollte er in Berlin, wenn er Suzanne nicht sehen konnte? Eine Stunde später fuhr er dann doch. Es schneite, und es war lustig, wie die Flocken durcheinander wirbelten. Höllriegel dachte, wie hübsch die weißen Sternchen auf Suzannes Blondhaar aussehen würden.

Er bog in die Friedrichstraße ein, um in einer Weinstube Abendbrot zu essen. Er kaufte sich eine Zeitung und las bei Tisch. Er durchstöberte sie vom Leitaufsatz bis zur letzten Anzeige, aber sie fesselte ihn mit keiner Zeile. Mit ungewöhnlicher Hast trank er die kühle Flasche Mosel, die er sich hatte bringen lassen. Sie machte ihn warm, aber sie zerstreute ihn so wenig wie das Abendblatt. Immer wieder kreisten seine Gedanken um Suzanne. Es war doch wirklich ein Widersinn, daß er hier allein saß.

Höllriegel klopfte gegen das Glas, zahlte und ging. Unschlüssig stand er auf der Straße und ließ die Menschen an sich vorüberhasten. Es war das alte Bild, aber er hatte es lange nicht gesehen, und so reizte ihn das zitternde Fieber dieses abenteuerlichen Liebesmarktes. Was sich hier Abend für Abend abspielte, zeugte von einer außerordentlichen Dürftigkeit des Gefühls, oft auch des Geschmacks. Aber der tatkräftige Ernst, die schauspielerische Gewandtheit, mit der hier die Formen der Welt zu einem zweifelhaften Geschäft mißbraucht wurden, hatten Humor. Gewiß barg sich hinter dieser anscheinenden Sorglosigkeit eine Fülle von gemeinem Elend. Aber der Mensch ist ja zum Glück so schmiegsam geschaffen, daß er bis auf wenige verzweifelte Fälle über der Not zu stehen meint,' dachte Höllriegel und verscheuchte eine tizianblonde Schöne mit einem gleichgültigen Blick.

Und dann ging er, von einem plötzlichen Einfall getrieben, nach einem Fernsprechautomaten, um mit Elisabeth zu sprechen. So wurde er den Gruß von Frau von Bertram los, und wenn er sich nebenbei nach Suzanne erkundigte, würde Elisabeth sie wohl an den Apparat kommen lassen. Dann konnte er wenigstens ihre Stimme hören. Ganz glücklich über diesen Gedanken nannte er Amt und Nummer. Elisabeth meldete sich. „Hier Höllriegel. Guten Abend, gnädige Frau. Ja, ich bin für zwei Wochen nach Döberitz kommandiert. Gaskursus. Jawohl, Gaskursus. Ich bringe Grüße. Nein, nein, nicht von Ihrem Mann. Frau von Bertram habe ich in Herbesthal getroffen. Und wie geht es Ihnen? Den Kindern? So, das ist ja sehr erfreulich. Und was macht Frau Gertner?" Nun mußte die erwartete Antwort kommen, aber statt dessen hörte er mit verständnisloser Miene, daß Elisabeth schon seit Wochen mit Suzanne nicht zusammengekommen sei. Sie fand gleich ein freundliches Wort der Entschuldigung. Suzanne sei so sehr überlastet mit ihren Unterrichtsstunden, und Berlin reiße die Menschen auseinander. Und dann fügte sie liebenswürdig bei, sie würde ihn gern einmal bei sich sehen. Er dankte und hängte den Hörer an.

Zunächst vermochte er keinen klaren Gedanken zu fassen. Ganz benommen von Elisabeths Antwort verließ er die Fernsprechzelle. Er hatte einen faden Geschmack auf der Zunge und brannte sich eine Zigarette an, um ihn zu vertreiben. Ein scharfer Nordost strich durch die Behrenstraße. Er schauerte zusammen. Langsam schritt er auf die Friedrichstraße zu und ließ sich von den Menschen treiben. So matt fühlte er sich, als wenn er einen langen Tagemarsch zurückgelegt hätte. Wie kleine giftige Feinde stürmten die Gedanken auf ihn ein. Suzanne hatte ihn belogen. Seltsam war nur, daß ihn diese Erkenntnis mehr schmerzte als überraschte. Ihm war zumute, als sei sein Glück nicht erst vor fünf Minuten zerbrochen, sondern als läge diese Enttäuschung seiner Liebe schon weit zurück, und nur die Erinnerung daran würde durch einen peinlichen Zufall noch einmal ans Licht gezerrt.

Aber dann begann sein Herz sich gegen die Wahrheit zu wehren. Er hatte in dieser Frau mehr gesehen als einen liebenswürdigen Zeitvertreib, hätte in ihr die Fülle aller Seligkeit gesucht, und was sie ihm nicht geben konnte, das hatte er in sie hineingelegt. Er, der Flüchtige, den seine Bekannten für einen leichtlebigen Schwerenöter hielten, hatte über Suzanne den Reichtum seines Herzens ausgegossen wie über keine Frau vor ihr. Wie er sie sah, war sie zu seinem Geschöpf geworden. Wenn sie ihm entglitt, war er arm, denn sie raubte ihm mit sich das kostbarste Gebilde seiner Seele. Das durfte nicht sein. Er grübelte, suchte nach einer Erklärung für ihre Lüge. Schon ein Scheingrund hätte genügt, ihm sein Vertrauen zurückzugeben. Aber er fand keinen. Und dann würgte ihn wieder der Verdacht, der im ersten Augenblick als eine Gewißheit in ihm aufgestanden war: sie betrügt dich mit einem andern!

Digitized by Google

Doch das war ja Unsinn. Sie war verheiratet. Sie hatte Kinder. Sie hatte sich ihm mit einer überwältigenden Leidenschaft hingegeben und alle bürgerlichen Rücksichten beiseite geworfen. Gerade weil es eine verbotene Liebe war, die sie ihm brachte, hatte er niemals auch nur im geringsten an der vollkommenen Ehrlichkeit ihres Gefühls gezweifelt. Eine Frau betrog ihren Mann nicht, wenn sie ihr Herz nicht unwiderstehlich trieb. Wie innig hatte sie sich noch heute vormittag an ihn geschmiegt. „Joujou" hatte sie ihn genannt, wie früher, als ihre Tür zu jeder Stunde für ihn offen stand. Der liebe, spielerische Name! War er ihr nur Spielzeug gewesen? Es war unfruchtbar, sich mit Fragen zu quälen, in die nur ein starker Entschluß Klarheit bringen konnte.

So stieg er hastig die Treppen zur Untergrundbahn hinab und löste eine Karte nach dem Nollendorfplatz. Er wollte zu ihr. Jede Gewißheit deuchte ihn besser als die quälenden Zweifel.

Erhitzt vom schnellen Gehen stand er endlich vor Suzannes Haus. Er atmete auf. Nun würde er gleich über seine törichten Ängste lachen. Hulda wußte denn auch Bescheid. „Gnä' Frau ist mit Frau Lütt zur Stadt. Sie wollten im Kaiserhof zu Abend essen, glaub' ich."

Höllriegel dankte. Er habe da wohl etwas mißverstanden, ja, und Hulda sollte die gnädige Frau schönstens grüßen. Und dann ging er.

Und wieder setzten die wirren Gedanken ein: Mit Lütts? Das hätte sie ihm doch sagen können. Warum verschwieg sie diese harmlose Verabredung? Es wäre für ihn doch eine Freude gewesen, sich anzuschließen. So freundschaftlich, wie er mit Lütts stand. Es blieb eine merkwürdige Geschichte, und je mehr er sich Suzannes Ausreden ins Gedächtnis zurückrief, um so verdächtiger erschienen sie ihm. Und seine Zweifel verdoppelten sich. Nein, das war keine Verlegenheitsausflucht von Suzanne: sie wollte ihn los sein für diesen Abend, sie hatte andere Dinge und andere Menschen, die ihr wichtiger waren als er.

Klarheit wollte er haben. Nichts hinderte ihn, auch zum Kaiserhof zu gehen. Und doch: er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. In der Rolle des Spähers kam er sich jämmerlich vor. Ein heißer Zorn packte ihn, daß sie ihn dazu zwang.

Als Höllriegel in der Empfangshalle stand, zauderte er noch einen Augenblick. Jetzt trennten ihn nur noch ein paar Schritte von der Klarheit, die er eben noch von Herzen ersehnt hatte. Aber er scheute sich nun davor. War es lebensklug, sich selbst einen Schmerz zuzufügen? War nicht eine glückliche Täuschung wünschenswerter als eine häßliche Wahrheit? Aber dann trat er doch ein. Wenn er den Verdacht, der in ihm aufgeschossen war, auch heute gewaltsam niedertrat, er würde morgen wieder in Blüte stehen. Und wenn er Suzanne unrecht tat, so war es seine Pflicht, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen.

An der Kleiderablage gab er seinen Pelz ab, fuhr sich gedankenlos über den Scheitel und betrat über die Freitreppe den Speisesaal. Gedämpft klang ihm die Musik der Hauskapelle entgegen.

Der Kellner wies ihm mit bedauernder Miene einen Tisch an, der im Zugwind der offenen Tür stand: alle anderen Plätze waren besetzt. Höllriegel wählte mit ruhiger Sachlichkeit ein Gericht aus und bestellte eine halbe Flasche Rheinwein. Als der Kellner gegangen war, sah er sich suchend um.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er Suzanne unter den vielen Gästen entdeckt hatte. Wunderschön sah sie wieder aus. Unter einer kurzen Überjacke aus grüngoldenem weichem Seidenbrokat trug sie ein Kleid aus mattgrauem Spiegelsamt. Der etwas verwegene Abendhut aus gleichfarbigem Atlas rahmte ihren Kopf malerisch ein. Neben ihr saß Frau Lütt, wie immer einen leidenden Zug um den Mund. Dann war da noch ein Herr, der mit dem Rücken gegen Höllriegel saß. Höllriegel fühlte ein leises Zittern. Jetzt, bei einer halben Wendung, erkannte er Tim Vorbusch . . .

Wie in ihm die Wut steil aufsprang. Und wie er sich doch zwang, mit einem überlegenen, spöttischen Lächeln sich selbst wieder in die Hand zu bekommen. Das war doch eigentlich furchtbar komisch. Das heißt, ein bißchen abgedroschen war ja das Doppelspiel, und wenn man ihm auf der Bühne begegnete, lachte man gezwungen. Und er beobachtete Suzanne mit starrer Verwunderung. Jetzt trank sie Tim zu. Oh, er kannte dies glückverheißende Lächeln! ‚Merkwürdig, daß ein Mensch so klare Augen haben kann und doch voll Lug und Trug steckt,' dachte Höllriegel und verfolgte mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit jede Bewegung Suzannes. Mit höhnischer Selbstverspottung begleitete er jeden Augenaufschlag. Er hatte an sie geglaubt und stand nun verstört vor diesem zertrümmerten Glauben. Aber dann riß er sich zusammen. Brutal wollte er sich rächen. Welche Erlösung, ihr es jetzt ins Gesicht zu schreien . . .

Er wollte aufstehen, aber die Knie zitterten ihm so stark, daß er sich nur halb erheben

Digitized by Google

Cäsars Tod. Gemälde von Prof. Max Klinger

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte. Das gab ihm seine Besinnung zurück. Sollte er wie ein Betrunkener durch den Saal taumeln? So weit hätte ihn diese kleine Dirne beinahe gebracht! Beschämend! Stahlhart wurde sein Wille. Es galt, die Tür der Träume hinter sich zuzuwerfen. Gut. Aber wenn es denn so sein mußte, dann mit kräftigem Schwung und in befreiendem Zorn. Was er zurückließ, war schlechthin Plunder.

❧ ❧ ❧

Jedesmal, wenn draußen die Klingel gezogen wurde, lauschte Suzanne in atemloser Spannung, ob sie Höllriegels Stimme hören würde. Das ging nun schon fünf Tage so. Es war eine Rücksichtslosigkeit von Joujou, sie so auf die Folter zu spannen. Und Hulda war schlechthin ‚bête'. Das einfachste Pariser Zöfchen hätte sich solche Ungeschicklichkeit nicht zuschulden kommen lassen. Wenn Joujou schon so taktlos war zu fragen, wo sie den Abend zubrachte, hätte Hulda bedauernd antworten müssen, sie wisse es nicht. Suzanne blickte gereizt und verärgert in den Vergrößerungsspiegel und zupfte sich mit schmerzverzogenem Gesicht Härchen am Kinn aus. Scheußlich, daß die immer wieder kamen. Dann stand sie auf und ging in ihr Wohnzimmer. Nein, diese Unruhe, es war schrecklich!

War da nicht eben eine Tür gegangen? Suzanne horchte. Nichts. Nur in der Küche sang Hulda: ‚Paulinchen ging einmal spa—zie—hie—ren in den grü—hü—nen Wa—ha—hald.' Suzanne öffnete ihre Schreibtischschublade. Da lagen Joujous Briefe, an denen sich ihre Eitelkeit gern berauschte. Aber es war nun bald Zeit, sie zu vernichten. Neulich hatte Tim schon einmal den Wunsch geäußert, mit ihr in der Schublade kramen zu dürfen, und gemeint, Geheimnisse habe sie ja nicht vor ihm. Lächerlich! Jeder Mensch hatte Geheimnisse.

Aber jetzt — ja, es hatte geklingelt. Suzanne lauschte mit vorgebeugtem Kopfe. Richtig, er war's! Ihr Herz schlug schneller. Sie raffte die Briefe zusammen. Doch dann überlegte sie, daß es sehr günstig auf Joujou wirken müsse, wenn er sie über seinen Briefen fand. So stützte sie die Arme auf, hielt die Ohren zu und tat, als ob sie Huldas Klopfen nicht hörte.

Mit liebenswürdigem Gruß trat Höllriegel ein. Er schien durchaus nicht gekränkt. Da war es wohl das Richtigste, wenn sie ihre Schmollmiene aufsteckte. Es würde keine zehn Minuten dauern, dann bettelte er um einen guten Blick. Aber heute sollte er umsonst bitten, zu sehr hatte sie sich die fünf Tage aufgeregt.

Höllriegel sah sich in dem Raum, wo er so viele glückliche Stunden mit Suzanne verlebt hatte, mit einem seltsamen Gemisch von Schmerz, Ergriffenheit und Ekel um. Alles war ihm so zärtlich vertraut. Nur er selber kam sich fremd und verändert vor. Er sah sich wie auf einer Bühne, im kaltem Licht, und gab sich von jeder seiner Bewegungen Rechenschaft. Und er wußte: es galt, seine Stimme wie ein geübter Sprecher zu meistern. Das erinnerungsselige Gefühl, das ihn einen Augenblick in der alten Umgebung beschleichen wollte, war eine Anwandlung von Schwäche. Um keinen Preis durfte er die lächerliche Rolle des betrogenen Liebhabers spielen.

Stumm saß Suzanne da, beharrlich blieben ihre Lider gesenkt, die Mundwinkel waren ganz wenig herabgezogen. Mochte er das erste Wort sprechen, damit sie wußte, woran sie war.

„Darf ich mir eine Zigarette anzünden?" fragte Höllriegel und klappte die Silberdose auf. Mit einem Blick, den Suzanne unter den halbgesenkten Lidern hervorschoß, sah sie, daß es nicht die war, die sie ihm geschenkt hatte. Jetzt tastete Höllriegel seine Taschen nach Streichhölzern ab. „Bist du verstimmt?" fragte er gleichmütig und blies das Zündholz aus. Sie zuckte die Achseln und zog die Brauen hoch. ‚Geharnischt,' dachte er und freute sich, daß es ihn nicht mehr berührte. Dann gewahrte er die Briefe, die auf dem Schreibtisch lagen. Er empfand es peinlich, daß sie noch in ihrem Besitz waren. Ein Lustspieltitel fiel ihm ein: ‚Man soll keine Briefe schreiben!' Sehr richtig. Dieses Bündel Briefe vereinigte ein Gefühl, mit dem er fertig sein wollte und fertig war. „Ich hatte in den letzten Tagen dienstlich viel zu tun," sagte er zwischen ein paar Zügen. „Wie ist es dir ergangen? Du warst neulich mit Frau Lütt zusammen. War's nett?" Das klang liebenswürdig harmlos.

‚Er hat doch keine Ahnung,' folgerte Suzanne und fühlte, wie ihre Überlegenheit wuchs. „Wenn du nicht kommen konntest, dann hättest du wenigstens telephonieren können," sagte sie trotzig schmollend, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Richtig, das hätte ich gekonnt."

„Und warum hast du's nicht getan? Weil du gekränkt bist. Ja, ja, ich weiß schon. Weil es schließlich anders gekommen war — weil ich den Abend mit Frau Lütt zusammen war. Glaubst du, daß das für mich ein Vergnügen war?"

Wie sie das dahersprudelte, kam sie Höllriegel fast beklagenswert vor. Sie mußte

in einer unerträglichen Unruhe sein. Aber er dachte: ‚Warum soll sie nicht noch ein bißchen für mich schauspielern? Sie hat es ja so lange Zeit getan.' Und wieder stieg der Zorn in ihm auf, daß er so blind gewesen war.

Suzanne sah durch die unmerklich gespreizten Finger, die sie vor die Augen hielt, den spöttisch überlegenen Zug, der um seinen Mund lag. ‚Ob er am Ende doch etwas weiß?' Es war die scheußlichste Verlegenheit, in der sie je gesteckt hatte.

„Ich bin Frau Lütt sehr viel Dank schuldig," fing sie stockend an, da er beharrlich schwieg. „Das weißt du doch. Und an diesem Abend durfte ich sie nicht allein lassen, sie war in einer so trostlosen Stimmung. Sie wollte ein paar Menschen sehen, ja — wir haben im Kaiserhof gegessen und sind dann ganz bald nach Hause gegangen. Für mich war es doch fürchterlich, das kannst du dir doch denken, Joujou. Ich mußte immer daran denken, daß du enttäuscht bist. Und daß ich mit dir hätte zusammen sein können, wenn da nicht Frau Lütt darauf bestanden hätte, daß ich ihr den Abend schenkte ... Ach, Joujou ..."

Höllriegel stand auf und drückte den Zigarettenrest in der Schale aus. „Sag' mal, Suzanne, warum gibst du dir eigentlich so viel Mühe, mich zu belügen?" fragte er gelassen.

Mit großen, erschrockenen Augen, feuerrot im Gesicht, blickte Suzanne zu ihm auf. „Was willst du damit sagen, Joujou?"

„Nun, ich habe dich doch im Kaiserhof gesehen. Mit Frau Lütt. Allerdings. Aber Vorbusch war dabei."

Achselzuckend erwiderte Suzanne: „Wenn du uns gesehen hast, warum fragst du da?" Aber dann fügte sie leidenschaftlich hinzu: „Du spionierst mir also nach! Oh, pfui! Das ist abscheulich, das ist echt deutsche Art, ja, ja, so seid ihr alle!"

„Über Nationaleigenschaften wollen wir uns lieber nicht unterhalten, Suzanne. Es kommt hier nur auf dich an."

„Ich bin dir treu gewesen. Das kann ich schwören."

„Warum, Suzanne? Ich verlange das ja gar nicht. Ich habe an dem Abend klar erkannt, daß ich mich in meinen Gefühlen geirrt habe. Das wollte ich dir sagen."

„Und woran hast du das erkannt? Weil ich mit Tim zu Abend gegessen habe? Es ist nichts zwischen Tim und mir vorgefallen, was ich dir verheimlichen müßte. Nichts, Joujou. Glaub' mir doch." Ihre Stimme wurde plötzlich weich; tränenerstickt verteidigte sie sich: „Er will mich heiraten — und ich lasse ihm die Hoffnung. Das ist alles."

Er fühlte, daß sie die Wahrheit sprach, aber letzten Endes kam es auf die körperliche Untreue ja gar nicht allein an.

Sie fuhr in flüssigerem Tone fort, sich zu verteidigen, denn sie deutete sein Schweigen als günstiges Zeichen.

„Ich habe die Kinder, Joujou. Ich muß an später denken. Nicht wahr? Du kannst ihnen und mir nicht die Stütze sein, die wir brauchen. Aber das sind doch bloß äußere Hemmungen. Man muß sein Leben irgendwie in Ordnung bringen. Das Gefühl, das Herz hat damit nichts zu tun. Meine Liebe hab' ich dir gegeben, und ich hätte dir meine Zärtlichkeit gelassen, immer, Joujou."

Es lag wie eine Verheißung in den Worten, die Höllriegel abstieß. So wehrte er kühl ab: „Danke, Suzanne! Die Rolle des Hausfreundes in deiner künftigen Ehe — die überlasse ich anderen." Mit einem Blick auf seine Armbanduhr sagte er: „Ich muß nun gehen." Und er streckte ihr die Hand hin.

Ihre Eitelkeit erlitt eine starke Niederlage. So wenig Macht hatte sie über Joujou? So leicht gab er sie auf? So ganz schmerzlos konnte er sich von ihr trennen? Ungläubig blickte sie ihn an. „Du willst fort? Bleibe doch, Joujou," bat sie. Ihr war plötzlich, als könnte sie seinen Verlust wirklich nicht ertragen. Sie schlang die Arme um ihn, fest, hingebend, ehrlich.

Aber Höllriegel löste ihre Hände. „Wozu die neue Komödie, Suzanne?"

Da wandte sie sich ab. Sie fühlte, ihr Spiel war verloren in dem Augenblicke, wo sie es ernst zu nehmen begann.

Als Höllriegel auf der Straße war, atmete er tief auf. So, das war erledigt. Unschlüssig, was er nun anfangen sollte, ging er mit langsamen Schritten nach der Kurfürstenstraße. Es dunkelte schon, ein feiner Regen stäubte vom Himmel. Er schlug seinen Pelzkragen hoch und versenkte die Hände in den Taschen. Höllisch gepackt hatte es ihn doch.

Man gab sich nicht ungestraft hin. Irgendetwas blieb zurück. Noch nach Jahren das fühlte er — würde die bittere Erinnerung an den Verrat in ihm auferstehen und die nicht minder feindselige an das Trugglück, das er mit Suzanne genossen hatte. Aber einstweilen war er zufrieden. Er hatte sich gemeistert, hatte seine Rolle gut gespielt; seine tiefe Erregung war Suzanne verborgen geblieben.

Die paar Tage, die er gebraucht hatte, um mit Suzanne ins reine zu kommen, waren nicht umsonst durchgekämpft. Aber

Digitized by Google

etwas lastete auf ihm — und er trug schwer daran —: hatte er nicht in seiner blinden Leidenschaft Bartenwerffer unrecht getan? Dieser grundehrliche Mensch — sollte der wirklich über ihn so niederträchtig geredet haben, wie Suzanne es ihm damals hinterbracht hatte? Höllriegels Zweifel waren entfacht und leuchteten mit grellem Schein in alle Winkel seines Verstandes. Er sah Bartenwerffer in seiner ursprünglichen Reinheit, und es ward ihm plötzlich zur Gewißheit: auch hier hatte Suzanne die Unwahrheit gesagt. Daß er unter ihr litt, das war ein Zoll, den er dem Schicksal ohne Murren zahlte, aber daß er andere in seiner Verirrung geschädigt hatte, das quälte ihn maßlos. ‚Reue ist Blödsinn,' hatte sein Vater immer gesagt, wenn er früher einmal einen dummen Streich gemacht hatte, ‚besser machen, mein Junge.'

Besser machen! Den guten Willen hatte er gewiß. Wenn er zu Elisabeth ginge? Ihr alles offen beichtete? Das wäre Befreiung. Ihm war, als ob dieser Gedanke allein schon Ruhe brächte. Er sah nach der Uhr, deren Radiumzifferblatt matt leuchtete. Sechs vorbei. Elisabeth würde ihm die Stunde nicht nachrechnen. Und sie hatte ihn doch neulich gebeten zu kommen. So schlug er denn die Richtung ein nach der Habsburgerstraße.

Er traf Elisabeth in Aufregung. Sie hatte am Vormittage einen Brief ihres Mannes erhalten, in dem er ihr mitteilte, daß er leicht verwundet sei. Sie solle aber nicht erschrecken, die Sache sei ungefährlich. Knieschuß durch Granatsplitter. Aber der Arzt versicherte, das Bein — es war das linke — würde bei sachgemäßer Behandlung beweglich bleiben. Die Kameraden hätten ihm alle zu dem ‚Heimatschuß' gratuliert, denn er bekäme doch nach der Entlassung aus dem Lazarett voraussichtlich einen längeren Urlaub.

„Ich bin aber doch in großer Sorge," sagte Elisabeth und sah Höllriegel mit ihren klaren, guten Augen an.

„Wo ist Ihr Mann untergebracht?"

„In Cambrai. — Ach, lieber Höllriegel, liegen Sie nicht in der Nähe?"

Höllriegel hörte die Bitte, die in der Frage lag. Er nickte. „Ich werde ihn natürlich so bald als möglich besuchen, Frau Bartenwerffer."

„Und dann schreiben Sie mir offen, wie es ihm geht. Nicht wahr, das tun Sie?"

„Selbstverständlich!" Wie eifrig das klang. Dankbar empfand er die kleine Pflicht, die ihm erwuchs. „Ich nehme auch gern ein paar Pakete für ihn mit," bot er seine Dienste weiter an.

„Wirklich? Ach, Herr Höllriegel, das wäre aber nun ganz besonders lieb von Ihnen."

Höllriegel sah schon Fruchtsäfte, Eier und Kuchen in einem Riesenkorb, der allerlei Unbequemlichkeiten für den Boten mit sich brachte, verstaut, aber er schwor sich, er würde das anvertraute Gut mit Selbstverleugnung nach Cambrai schleppen. Und seine Beichte würde er dann Bartenwerffer dabei Aug' in Aug' ablegen. Die Sache zwischen ihnen mußte ins reine gebracht werden. Er hatte ordentlich Sehnsucht danach, sich anzuklagen, sein Gewissen zu erleichtern.

„Haben Sie für heute abend schon etwas vor?" fragte Elisabeth. Und sie fügte gleich in herzlichem Tone hinzu: „Sonst machen Sie uns doch die Freude und bleiben zum Abendbrot hier. Ja?"

Er dankte, und als er Elisabeth mit der einfachen Entschuldigung, daß sie nur eben dem Mädchen ein paar kleine hausfrauliche Winke geben wolle, das Zimmer verließ, sah Höllriegel sich in dem Raume um, in dem er so lange nicht mehr gewesen war. Zum erstenmal fühlte er bewußt die wohltuende Ruhe, die von ihm ausströmte. Dieses Zimmer legte Zeugnis ab. Es war lange nicht so hell und freudig wie die zierliche Welt, in die seine Verliebtheit Suzanne gesetzt hatte. Aber wer konnte denn immer heiter sein? Eine Umgebung, wie sie Suzanne angemessen war, verführte zur Lüge selbst im Schmerz. Hier herrschte ehrenfeste Ordnung. Er schämte sich, daß er Elisabeth einmal für kleinlich und ihren Mann für einen berechnenden Streber gehalten hatte. Ihm wurde klar, daß er in den alten deutschen Fehler verfallen war: Er hatte das Beste im Deutschen verkannt — und hatte Ausländerei getrieben.

❦ ❦ ❦

„Herr Oberleutnant, Sie bekommen Besuch," verkündete Schwester Barbara, zupfte noch schnell die Bettdecke zurecht, hob eine zu Boden gefallene Zeitung auf und nickte Bartenwerffer freundlich zu. „Darf ich den Herrn hereinbitten?"

„Aber gewiß, Schwester Barbara. Wer ist's denn?"

„Oberleutnant Höllriegel, oder so ähnlich."

„Höllriegel? Na nu! Also ich lasse bitten." Bartenwerffer war ein bißchen verwundert. Aber wer immer ihm über die trostlose Einförmigkeit des Lazarettdaseins ein Stündchen hinweghalf, sollte ihm willkommen sein.

Mit erwartungsfrohem Blick sah Bartenwerffer nach der Tür. Er hörte Schwester Barbaras Stimme, dann klinkte sie dem be-

Digitized by Google

packten Besucher die Türe auf und ließ ihn eintreten. Lachend begrüßte ihn Bartenwerffer. „Grüß' Gott, Höllriegel! Na, hören Sie mal, was hätte man Ihnen in Friedenszeiten für Versprechungen machen müssen, wenn Sie so über die Leipziger Straße hätten wandeln sollen."

Höllriegel legte die Pakete auf den Tisch. „Wenn ich bloß die frischen Eier heil hergekriegt habe! Die hat mir die Gnädigste so dringend ans Herz gelegt. Guten Tag auch, Bartenwerffer." Er trat ans Bett und drückte die ihm entgegengestreckte Hand. „Also zuerst das Wichtigste: Grüße von Ihrer Frau und den Kindern."

„Danke! Waren Sie denn in Berlin?" fragte Bartenwerffer und freute sich, daß er von seiner Familie Näheres hören sollte. Es war doch hübsch von Höllriegel, daß er Elisabeth aufgesucht hatte.

„Ja, vierzehn Tage Döberitz. Gaskursus. Ich muß mich erst allmählich aufrollen, Bartenwerffer. Vor allem: wie geht's Ihnen?"

„Glänzend! Der Tommy hat mir in die Beine geknallt, linkes Kniegelenk, rechte Wade durchschossen, aber sonst bin ich gesund."

„Und was sagt der Arzt?"

„Na, er tröstet immer sehr hübsch mit dem Hinweis, daß ich meine beiden Beine behalten habe. Aber das linke wird wohl steif bleiben."

„Donnerwetter!" entfuhr es Höllriegel ehrlich bedauernd. Wie klar blickten ihn Bartenwerffers Augen an. Daß er sich ihrer nicht erinnert hatte, als er sich gegen ihn so häßlich verging. Es fiel ihm schwer, nicht gleich von dem zu sprechen, was ihm am meisten am Herzen lag, denn die arglose Treuherzigkeit Bartenwerffers bedrückte ihn.

„Nun sagen Sie mal, Höllriegel, wie hat meine Frau die Nachricht aufgefaßt? Von meiner Verwundung?"

Höllriegel erzählte ausführlich von seinem Besuch: wie Elisabeth zwar in Sorge, aber doch bewundernswert tapfer und klaglos wäre.

Leuchtenden Auges hörte Bartenwerffer zu. Ja, das war seine Elisabeth — und da lagen auf dem Tisch noch immer die Päckchen, die sie ihm gesandt hatte, und er undankbarer Mensch hatte noch nicht einmal danach geguckt. „Höllriegel, bringen Sie mir mal die Liebesgaben. Während Sie erzählen, packe ich aus," bat er.

Mit beiden Händen faßte Höllriegel den Tisch und stellte ihn dicht neben das Bett. Vorsichtig, fast zärtlich löste Bartenwerffer die Verschnürungen und freute sich in eigener Rührung über die Sachen. Bald sah es auf dem Tisch kunterbunt aus. Bartenwerffer hörte wie aus weiter Ferne Höllriegels Stimme, so versunken war er in lieben Erinnerungen. Ach, war das schön, sich so umsorgt zu wissen. Da saßen in Berlin vier Menschenkinder, für die er alles bedeutete. So hatte ihn die Sehnsucht nach Elisabeth und den Kindern noch nie gepackt wie in dieser Stunde.

„Ja, Bartenwerffer, als ich von Ihrer Frau hörte, daß Sie verwundet sind, da war ich gleich entschlossen, Sie bei der nächsten Gelegenheit zu überfallen. Ich konnte mir doch denken: so wochenlang liegen müssen, das ist zum Verrücktwerden. Allzu schön ist Ihr Kämmerchen auch nicht." Er sah sich in dem einfenstrigen Stübchen um. „Lang und schmal wie ein Handtuch."

„Sagen Sie nichts über mein Zimmer! Eine ungeheure Vergünstigung. Denken Sie mal: allein zu sein, das ist doch schon viel wert."

„Bleibt aber zu viel Zeit zum Nachdenken. Ich grübelte selbst mit: was Ihnen hier so alles durch den Kopf gegangen sein mochte. Vor allem — die Geschichte mit Lütts."

„Ja: Lütt. Da tappe ich immer noch im Dunkeln." Bartenwerffer faßte sich nachdenklich an das Kinn mit den bläulichschwarzen Rasurschatten und blickte zur Decke empor.

Eine Weile Schweigen. Dann stand Höllriegel auf und sagte kurz entschlossen: „Bartenwerffer, an mir ist's, Licht in die Sache zu bringen."

Verwundert sah Bartenwerffer den jüngeren Kollegen an, der ein so ernstes Gesicht machte, wie er es noch nie zuvor bei ihm gesehen hatte.

„Ja, an mir. Denn ich — hol' mich der Deibel, es muß heraus — ich habe dreckig an Ihnen gehandelt, Bartenwerffer." Einen Augenblick stand Höllriegel mit zusammengepreßtem Mund schweigend da, dann sagte er fest: „Ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen."

Bartenwerffer blieb ganz ruhig. Ja, er forderte Höllriegel auf, sich erst eine Zigarre anzuzünden, und schob ihm die Kiste hin.

Und nun berichtete Höllriegel ohne Beschönigung alles, was er in den letzten Monaten erlebt hatte. Und je mehr er erzählte, um so ungeheuerlicher erschien ihm sein Verirrung. Jetzt, da er alles mit nüchternen Worten darstellte, fand er keine Entschuldigung für seine Verblendung. Als er dann gar zu dem Kapitel kam, wo er Bartenwerffer bei Tim Vorbusch als Streber hingestellt hatte, da mußte er sich zusammenreißen, um auch hier ohne Milderung über sich selbst Gericht zu halten.

Digitized by Google

Bartenwerffer unterbrach ihn mit keinem Wort. Er verstand alles, war er doch selber für ein paar kurze Stunden Suzannes Einfluß unterworfen gewesen, und wenn er sich davon befreit hatte, so war das lediglich Elisabeths Verdienst.

Höllriegel schloß mit den Worten: „Ich habe nun alles gesagt, Bartenwerffer, und ich bitte noch einmal: verzeihen Sie mir." Knabenhaft offen sah er ihn an.

Bartenwerffer streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen, Höllriegel, daß Sie so ehrlich waren."

Es blieb eine ganze Weile still zwischen den beiden Männern. Höllriegel beobachtete eine Winterfliege, die auf dem Tische sehr zierlich an sich herumputzte. Sie rieb die Vorderbeinchen emsig aneinander, das wirkte sehr wohlwollend, jetzt bearbeitete sie ihren Kopf, dann die Flügel. Diese kleine Ablenkung tat Höllriegel wohl, denn das Geständnis hatte ihn sehr mitgenommen, er fühlte sich abgespannt. Irgendwo spielte einer Mundharmonika, an der Tür ging jemand vorbei, das Geräusch der Dampfheizung mischte sich mit dem leisen Knistern des Seidenpapiers, das Bartenwerffer unablässig zwischen den Fingern rollte.

„Sehen Sie, Höllriegel," brach jetzt Bartenwerffer das Schweigen, „ein Fünkchen Wahrheit ist, wie meist, auch bei den Klatschereien meiner Schwägerin. Suzanne ist eine Frau, die noch manchen Männern den Kopf verdrehen wird. Sie kann es einfach nicht ertragen, daß man sie übersieht. Auch bei mir verdroß sie das stille Winkelglück, das ich mit meiner Frau lebe. Sie hat mich durch sehr geschickte Mätzchen begaukelt und es tatsächlich fertig gebracht, daß ich vierundzwanzig Stunden lang verliebt in sie war. Aber dann hatte ich mich wieder. Ihre Versuche, mich weiter zu bringen, prallten ab. Dafür mußte sich die kleine Bestie rächen. Das ist ihr ja auch gelungen. Das heißt, ich habe die Lüttsche Sache längst verschmerzt. Wie weit Sie Ihre Enttäuschung unter sich gezwungen haben, kann ich nicht beurteilen. Vermute aber: Sie sind auch fertig damit."

„Ob man fertig mit etwas wird, das einen doch einmal mächtig aufgewühlt hat, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich mich eklig in die Irre hab' zerren lassen."

„Aber es wird mehr Ärger sein als Gram, Höllriegel. Und in ein paar Jahren haben Sie's überwunden. Ernstlich Sorge hab' ich nur um meinen Schwager."

Höllriegel schob das Kinn vor. „Seiner Eifersucht wegen?"

„Sie kennen ihn nicht, Höllriegel. Er wird furchtbar leiden, wenn er so nach und nach einen Überblick gewinnt. Er ist ein vornehmer, aufrechter Charakter. Schwankungen im Gefühl sind solchen Naturen wesensfremd." Bartenwerffer klemmte ein Zweiglein mit silbergrauen Kätzchen hinter den Rahmen, in dem Elisabeths Bild steckte. „Er hat viel Ähnlichkeit mit seiner Schwester."

„Er war seiner Frau — immer sicher?" fragte Höllriegel gepreßt.

„Heinrich hat Suzanne als ganz junges und bürgerlich streng erzogenes Mädchen geheiratet. Möglich, daß in ihr schon immer die Dirne gesteckt hat — ich glaube es jetzt fast — aber daß sie sich so lange in Suzanne verbarg, beweist, daß sie sich in der Ehe mit Heinrich durchaus glücklich gefühlt haben muß. Sie hat ihn viel Geld gekostet, sehr viel sogar, und der arme Kerl hat nicht geahnt, daß er außer ihren Schneiderrechnungen auch ihre Treue bezahlte." Bartenwerffer zündete sich am Rest seiner Zigarre eine neue an.

„Wer versteht eine Frau in ihren tiefsten Regungen? Ich glaube, wir Männer tappen immer daneben, und wo wir glauben, am klarsten zu sehen, sind wir erst recht blind."

„Solange wir verliebt sind, Höllriegel. Aber bei Suzanne bin ich entschieden im Bilde: Heinrich geriet in Not. Der Eigennutz Suzannes kam nicht mehr auf seine Rechnung. Sie sollte ohne einen ihr zugänglichen Grund mit ihrem Manne leiden. Sie sah sich nach der Gefangenschaft in einer Freiheit, deren Unbeschränktheit sie vordem nicht geahnt hatte, und verfügte gleichzeitig nicht über die Mittel, sich diese Freiheit nach Laune zu gestalten. Sie hielt Umschau nach Hilfe, und die lohnendste und vergnüglichste war: der Mann."

Höllriegel nickte. Bitter sagte er: „Möglich. Ja. Gleichgültig welchen. Denn in ihr ist ja eine ganz andere Rasse."

Mit einem Blick auf Elisabeths Bild stimmte Bartenwerffer ihm zu.

Wieder versanken beide in minutenlanges Schweigen. Die Töne der Mundharmonika drangen wieder deutlich in die Stille. Da sagte Bartenwerffer mit einem Versuch zu scherzen: „Das ist der lange Peter, ein echter prachtvoller Soldat, aber unechte Töne verzapft er! Hören Sie nur, Höllriegel. Des! Des! Peter!" rief er, die Hände zum Schalltrichter formend. Dann sah er Höllriegel mit seinen klugen, offenen Augen fest an. „Also, Höllriegel, nun reden wir wieder von etwas anderem. Wo liegen Sie jetzt?"

Und Höllriegel erzählte von seinen Erlebnissen, um über das quälende Gefühl der Schuld wegzukommen. Sein Gewissen war krank. Er fand keine Entschuldigung vor

Digitized by Google

sich selbst. ‚Es ist nicht anständig, der Zechpreller des Schicksals sein zu wollen,' dachte er, ‚aber hier steht die Rechnung in keinem Verhältnis zu dem Glück, das ich genossen habe.'

Als er sich von Bartenwerffer verabschiedete, drückte er ihm fest die Hand. „Ich schreibe so bald als möglich an Vorbusch," sagte er ruhig. „Ohne Haß, ohne Anklage, nur aufklärend. Er muß erfahren, daß ich übel berichtet war. Und — daß es mir heute leid tut."

Abwehrend schüttelte Bartenwerffer den Kopf. „Wozu noch schreiben, Höllriegel? Begraben wir doch die Sache! Was mich betrifft: ich verzichte wirklich schmerzlos auf eine Rechtfertigung vor Lütts."

„Das glaube ich, Bartenwerffer! Ich tue es auch nur aus selbstsüchtigen Gründen. Lassen Sie mir die Hoffnung, daß ich durch diesen Brief ruhiger werde. Und dann, wissen Sie, Bartenwerffer, dem alten Lütt gönne ich die Genugtuung, daß er Sie immer richtig eingeschätzt hat. Er hat stets auf Ihrer Seite gestanden."

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Und alles Gute für draußen, Höllriegel!"

An der Tür wandte sich Höllriegel noch einmal um. Ein lichtloser Ernst lag in seinen Augen. Wie eine Ahnung stieg in Bartenwerffer der Gedanke auf: ‚Ob ich den noch einmal wiedersehe?'

⌘ ⌘ ⌘

Mit heimlichem Ärger legte Suzanne den großen Tulpenstrauß neben ihre Reisetasche aus Krokodilleder. Tulpen! So gedankenlos konnte auch nur Tim wählen. Was tat man denn auf der Reise mit solchem Blumenrad? Wie lästig, sich damit abschleppen zu müssen.

Zehn Uhr! Noch eine halbe Stunde Zeit! Für zehn Uhr dreißig war der Kraftwagen bestellt. Gereizt blickte Suzanne nach Tim, der sich unablässig mit dem Mittelfinger über eine schlecht rasierte Stelle am Kinn fuhr. Er schien ganz versunken in Gedanken und sah elend aus. Als Suzanne die Reisetasche öffnete, um ein paar belegte Brote hinein zu tun, sah Tim auf. „Ich wollte, du wärest schon wieder zurück, Suzanne. Ich lasse dich sehr ungern fort," sagte er aus seinem Sinnen heraus.

Suzanne hob die Achseln. „Es ist für mich wahrhaftig auch keine Vergnügungsfahrt, Tim, aber sie ist doch notwendig."

„Natürlich. Ja, ja. Aber ich überlege immer noch, könntest du nicht deine Schwägerin schicken? Du wirst Aufregungen haben, Suzanne. Und die Reise ist so umständlich. Wenn ich dich wenigstens begleiten könnte."

Suzanne lachte leicht auf. „Vielleicht würden wir beide vor Henri hintreten? Oh, Tim, du bist manchmal furchtbar drollig. Die Scheidungsfrage muß in vollständiger Ruhe erörtert werden." Und zögernd fügte sie hinzu: „Denn wenn Henri in meinen Vorschlag nicht einwilligt, du verstehst, Tim: ohne die Kinder kann ich nicht leben. Wenn er mir George und Berthe nicht läßt, dann — dann trenne ich mich nicht von ihm." Sie sagte das mit großer Bestimmtheit, denn es schien ihr vorteilhaft und geschmackvoll, vor ihrem künftigen Manne lieber die zärtliche Mutter als die sehnsüchtige Braut zu spielen, obgleich sie wußte, daß die größte Schwierigkeit, die sie zu überwinden hatte, ihr zunächst und vor allem in Heinrich entgegentreten würde.

Tim war aufgestanden und legte seine Hand um ihren Nacken. „Ich hatte immer gehofft, es würde einmal der Tag kommen, wo du über alle Hemmungen hinweg in mir dein Alles siehst. Wo dir selbst das zärtlichste mütterliche Gefühl verblaßt vor deiner Liebe. Ich sehe ein, es war zu viel verlangt."

Ein unmerkliches spöttisches Lächeln lag um Suzannes Mund. Tim litt wirklich an aufreizender Selbstüberschätzung. In ihm ihr Alles sehen! Aber der Ton ihrer Stimme klang überzeugend, als sie antwortete: „Meine Liebe zu den Kindern läßt sich doch mit dem Gefühl, das ich für dich habe, gar nicht vergleichen, Tim. Durch dich weiß ich erst, was eine Frau für einen Mann empfinden kann." Sie schmiegte sich an ihn. Als er etwas erwidern wollte, hielt sie ihm rasch den Mund zu. „Still, Tim, still! Ich habe dir das nur gesagt, damit du etwas hast, woran du dich freuen kannst, wenn ich weg bin."

„Dein Mann wird dich nicht freigeben, Suzanne!" stieß Tim erregt hervor. Er war berauscht von Suzannes Geständnis, denn er glaubte ihren verheißungsvollen Worten.

„Ich kenne Henri. Ich werde ihm sagen, daß ich unter den kläglichen Verhältnissen nicht weiterleben kann, und daß er moralisch verpflichtet ist, mich freizugeben, damit er mich und die Kinder nicht mit ins Unglück reißt."

„Er wird darauf nicht eingehen."

„Wir wollen uns darüber noch nicht aufregen, Tim. Es kommt ja auch immer auf die Stunde an und — was einem da richtig erscheint." Sie gab ihm einen flüchtigen Kuß und sagte mit einem Blick auf die Uhr: „Ich werde mich fertig machen."

„Bleib doch noch ein bißchen, du hast noch mindestens zehn Minuten Zeit," bat Tim. Aber Suzanne gab verschiedene

Digitized by Google

Gründe an: sie müsse dem Mädchen noch allerlei auftragen, und dann dauere es auch immer länger mit dem Anziehen, als man rechne. Er solle unterdessen bei Lütts anfragen, ob Frau Lütt schon mit den Kindern zum Anhalter Bahnhof gefahren sei. „Sie ist selig, daß ich ihr George und Berthe anvertraut habe. Und ich bin auch froh, daß ich die beiden so gut aufgehoben weiß.“ Sie warf Tim noch eine Kußhand zu und ließ die Tür ins Schloß fallen. Tim Vorbusch trat ans Fenster und blickte in den Lüttschen Garten, über dem die helle Vorfrühlingssonne lag. Dort hatte er Suzanne zum erstenmal gesehen. Damals hatte sich sein Leben neu gestaltet. Suzanne nannte es: eine anmutige Zerbröckelung seines versteinten Daseins. Sie hatte recht, das feste Gefüge seines bürgerlichen Ehrgeizes löste sich immer mehr auf. Er fand alles verständlich, was einer um der Liebe willen tat. ‚Es gibt in der Liebe nichts Entwürdigendes,‘ dachte er, und ihm fielen allerlei romantische Geschichten ein. ‚Ulrich von Lichtenstein trank das Waschwasser seiner Liebsten aus. Käthchen folgte ihrem Wetter vom Strahl wie ein Hund. Sie taten beide recht, und nur der Philister rümpft die Nase.‘ Er selbst hatte es auch getan. Fremd und abgeneigt war er jedem Überschwang gewesen. Und nun lebte er seit Wochen wie in einer Wolke von Unwirklichkeit. Man mußte eben selber lieben, dann begriff man auch Verirrungen.

Das King Charles-Hündchen zärtlich ans Herz gedrückt, kam Suzanne ins Zimmer zurück. „Es wird mir so schwer, mich von Mignon zu trennen,“ sagte sie klagend und hätschelte das kleine Tier. „Oh, Tim, du mußt ihn sehr, sehr verwöhnen. Er wird sicher krank vor Heimweh nach mir. Wenn er das Essen verweigert, dann gehe sofort mit ihm zum Arzt. Das mußt du mir versprechen. Nicht wahr?“

‚So besorgt müßte Suzanne ein einzigmal um mein Wohl sein,‘ dachte Tim mit einer eifersüchtigen Regung. Aber dann fiel ihm gleich das Wort ein, woran er sich freuen sollte, und er kam sich lächerlich und kleinlich vor, wie ein reicher Mann, der einem Bettler ein Almosen neidet.

„Bis zur Bahn nehme ich Mignon natürlich noch mit.“ Suzanne legte das Hündchen behutsam auf einen Sessel, wandte sich dann an Tim und sagte wie in verhaltenem Schmerz: „Und nun kommt das Schwerste.“ Sie hob sich auf die Fußspitzen und umschlang Tim. „Auf Wiedersehen, Tim! Schreibe mir bald. Aber vergiß nicht: Absender Frau Lütt. Wie wir's besprochen haben. Und denke lieb an mich!“ Sie hielt ihm verlangend den Mund entgegen. Er küßte sie leidenschaftlich. „Komm bald zurück, Suzanne! Und komme frei zurück.“

Suzanne empfand es erlösend, als Hulda den Kraftwagen meldete.

Am Anhalter Bahnhof war ein ungeheurer Andrang. Suzannes Gepäck war schon am Abend vorher aufgegeben worden, so daß sie ohne weiteren Aufenthalt durch die Sperre gehen konnte. Tim eilte voraus, um einen Fensterplatz zu belegen. Suchend blickte Suzanne sich um, aber es dauerte eine Weile, bis sie Lütts und die Kinder entdeckte. Frau Lütt war von gluckenhafter Ängstlichkeit für George und Berthe erfüllt und hielt die beiden an den Händen. Der Kommerzienrat sah mit hochgestrecktem Kinn über die Menschenmenge. Als Suzanne nun rasch auf sie zuschritt, gab es eine stürmische Begrüßung. Berthe riß sich von Frau Lütts Hand los, stolperte dabei über einen Träger und fiel. Das war für Frau Lütt eine erwünschte Gelegenheit, an Berthe mit tausend Liebkosungen herumzustreicheln. Dann ging man den Zug entlang, und George entdeckte zuerst Tim Vorbusch, der aus einem Fenster lehnte und mit dem Taschentuch winkte. In einem Frauenabteil hatte er einen Platz belegt. Das bemerkte Suzanne mißbilligend; sie war entschlossen, den Platz zu wechseln, sobald der Zug aus der Bahnhofshalle fuhr. Vorläufig ließ sie Tim gewähren und legte Reisetasche und Tulpenstrauß auf den Sitz. Der Kommerzienrat überreichte ihr mit liebenswürdigen Worten Rosen und ein Bändchen Novellen von Mérimée, dessen verhaltene Leidenschaft, lastende Schwermut und romantische Gestaltungskraft er liebte. „Sie werden sich freuen, Frau Suzanne, nun endlich Ihren Gatten wiederzusehen.“ Er selber war durchaus zufrieden, daß Suzanne Berlin verließ. Gewiß, sie war reizend in ihrer lockren Liebenswürdigkeit, und er würde ihr Lob bis zur Ermüdung von seiner Frau hören müssen. Aber letzten Endes war ihm dieser fremde Gast doch zu störend in seine Lebenskreise getreten. Tim zeigte eine geradezu schnöde Gleichgültigkeit gegen die Fabrik. Im Vergleich zu ihm war Höllriegel ein starrer Pflichtenmensch gewesen.

„Grüßen Sie Ihren Gatten recht herzlich von mir!“ sagte Lütt und drückte Suzannes Hand. Sie nickte und sah mit einem Blick innerer Zusammengehörigkeit nach Tim, der mit zerquälter Miene neben Frau Lütt stand.

Ein leiser Schlag auf die Schulter ließ sie sich umsehen. Mit freundlichem Gruß reichte Elisabeth ihr die Hand. Gegen Lütts neigte sie den Kopf mit feiner Zurückhaltung. Der Kommerzienrat trat rasch auf sie zu.

Digitized by Google

„Ich freue mich aufrichtig, gnädige Frau, daß der Zufall mir Gelegenheit gibt, Sie zu begrüßen.“ Elisabeth blieb gelassen, ihre klugen Augen sahen den Kommerzienrat still an. Frau Lütt drängte sich dazwischen und erging sich in Lobpreisungen der reizenden Suzanne und der süßen Kinder. Da glitt ein Lächeln über Elisabeths Züge, das bemerkte Tim mit heimlichem Grimm. Jetzt wandte Elisabeth sich an Suzanne und händigte ihr einen umfangreichen Brief ein.

„Ich möchte dich bitten, den Brief Heinrich zu geben. Es war so ein wundervolles Gefühl, ihm endlich einmal wieder ohne Zwang schreiben zu dürfen. Und dann, hier, dies Paketchen gibst du ihm auch, ja?“

Suzanne übernahm den Auftrag kopfnickend. Es war wirklich eine Zumutung, daß sie so beladen wurde. Aber sie wagte keine Entgegnung.

„Ich freue mich so für Heinrich, daß er dich nun wiedersieht. Sei recht gut zu ihm,“ sagte Elisabeth leise und zog Suzanne ein Stückchen mit ihm fort. „Ich fürchte, er ist sehr krank. Mein einziger Trost ist, daß Schlaat sich seiner annimmt. Sage Heinrich, ich würde alles dransetzen, ihn im Laufe des Sommers zu besuchen. Aber vielleicht ist bis dahin der Krieg zu Ende, und er kommt nach Berlin. Sag' ihm auch, er solle sich nur keine Sorgen machen um die Zukunft; Kurt hat so viele Beziehungen, er kann ihm sicher eine Stellung verschaffen, die Heinrich zusagt.“

Wortkarg hörte Suzanne zu. Es war ihr peinlich, daß Elisabeth zur Bahn gekommen war.

„Nun muß ich mich aber doch wieder um Lütts kümmern, sonst ist Marianne gekränkt.“ sagte sie ablenkend und trat zu der kleinen Gruppe. Elisabeth fühlte die frostige Abwehr und überlegte, ob sie sich nicht verabschieden solle. Aber dann dachte sie: es ist Heinrichs Frau. So blieb sie und mußte an den Junitag denken, wo Suzanne mit ihren Kindern, zerlumpt und elend, zu ihr geflüchtet war. Aus ihren Erinnerungen wurde sie durch Lütt gerissen, der sich nach Kurt erkundigte. Ehrlich bedauernd hörte er von seiner Verwundung, und es zwang ihm staunende Achtung ab, wie klaglos Elisabeth davon sprach. „Ich hoffe, daß er nächsten Monat nach Berlin kommt. Höllriegel hat ihn besucht und mit dem Arzt gesprochen. Gestern hatte ich von Höllriegel einen ausführlichen Brief. Der Arzt fürchtet allerdings, daß Kurts linkes Bein steif bleibt.“

Nachdenklich strich sich Lütt seinen martialischen Schnurrbart. Mit dem steifen Bein wurde Bartenwerffer doch felddienstuntauglich. Und eine kümmerliche Hoffnung lebte in ihm auf, ob Bartenwerffer nicht doch seinen alten Posten in der Fabrik übernehmen würde? Grollend blickte er auf Tim, der in seiner schlechten Haltung bei Suzanne stand und Mignon streichelte, den Suzanne ihm lachend entgegenhielt. So läppisch fand er das

Einsteigen! Türen wurden zugeworfen. Ein letzter hastiger Abschied setzte ein. Dann rollte der Zug langsam aus der Halle.

Elisabeth ging still versonnen ein Stückchen am Lützowufer entlang. Es war reizend, wie an diesem Vorfrühlingstag sogar die Spatzen höchst melodisch piepsten. Und die frischen Blattspitzen, die so mutig an einigen Sträuchern die alten übergrünten, schienen Elisabeth ein freundliches Sinnbild zu sein: gewiß, der alte Wust von Sorgen blieb, aber neue Freuden wachten auf und halfen vergessen. (Schluß folgt)

Frühlingstag

Ich bin ja ganz von Zweigen überhangen,
Die nackte Birke möchte niederlangen
Und mich auf lichtbeglänzte Wolken heben,
Die gegen blaue Höhen still verschweben.

Und immer wollen sich die Wolken neigen,
Ich schwebe auf und liege unter Zweigen.
Oft hemmen sie versonnen ihre Reise,
Und ihre Silberborde schaukeln leise.

Dann ahn' ich einen tauerfrischten Garten,
Drin tiefe Augen meiner sehnlich warten,
Und manchmal tropft es wie von Tränen nieder ...
Dann, durch die Zweige, glänzt die Bläue wieder.

Hans Schwarz

Digitized by Google

Julius Bergmann

Von Dr. Jos. Aug. Beringer

Wie kein anderer ist der bildende Künstler, besonders der Maler, von äußeren Umständen und Einwirkungen abhängig und in seiner Entwicklung bedingt. Wenigstens gilt diese Feststellung für die verschiedenen Kunstweisen des letztverflossenen Menschenalters in Deutschland. Mit einer geradezu treibhausartigen Schnelligkeit und bunten Vielartigkeit haben sich die verschiedensten künstlerischen Entwicklungen und Auswirkungen vollzogen. Seit die große und entscheidende Abwendung von der älteren Kunst- und Malweise gegen das Ende des 19. Jahrhunderts sich auch in Deutschland durchgesetzt hatte, seit mit der Freilichtmalerei und ihren Lichtfluten der Bann der braunen Galerietöne gebrochen war, heischten, aus starkem Selbstgefühl heraus, die neuzeitlich eingestellten Künstlernaturen das Selbstbestimmungsrecht sowohl im Bildinhaltlichen, im Ausdruck und im Vortrag wie im Format und im Darstellungsgebiet. Die Wendung aus der Schulenge in die Freiheit des Individualistischen, ja Subjektivistischen trat mit revolutionärer Gewalt ein. Mit Sturm, Drang und Überschwang stand man vor der Natur, die ihre alten Wunder den suchenden Augen als neue Welten darbot. Nicht die Natur hatte sich erneuert, sondern die Art des Sehens, der Drang des Gestaltens war umgebildet worden. Die neue Freiheit war eine Befreiung von sehgeschichtlichen Lasten und Bindungen, war im letzten Grunde eine Abschüttelung lastenden und lästigen Schulstaubes.

Es ist daher verständlich, daß die heftigsten Stürmer und Dränger jener Zeit, denen es nur auf den Bruch mit dem Hergebrachten ankam, heute kaum mehr anders als Breschenbrecher genannt werden. Sie wähnten, aus dem Chaos des Bruches mit dem Alten eine neue Welt aus dem Nichts zu schaffen. Die Besonneneren jener Zeit bestehen heute noch. Sie streiften veraltete Fesseln ab, um sich einer neuen Gesetzlichkeit zu unterstellen und ihr unter neuen, freieren Verhältnissen gerecht zu werden; denn alle Kunst untersteht unverletzbaren und verpflichtenden Gesetzen. Zu diesen Besonneneren gehört der Meister, dem die nachfolgenden Betrachtungen gewidmet sind: Julius Berg-

Unter den Weiden. Ölgemälde. 1885

Digitized by Google

Die alte Gänsehüterin. 1910

mann. Sein Eintritt in die Welt der Kunst fällt gerade mit den entscheidenden Jahren der allgemeinen Wandlung zusammen. Sein Schaffen gehört der neuen Zeit auf dem Gebiet der Malerei an. Ein glückliches Geschick hat ihn schon während seiner Studienjahre auf den seiner Natur und Wesenheit gemäßen Weg geführt, so daß Umwege, Erschütterungen und Gewaltsamkeiten vermieden wurden und sich sein künstlerisches Wesen ruhig, schrittweise entwickeln und auswirken konnte.

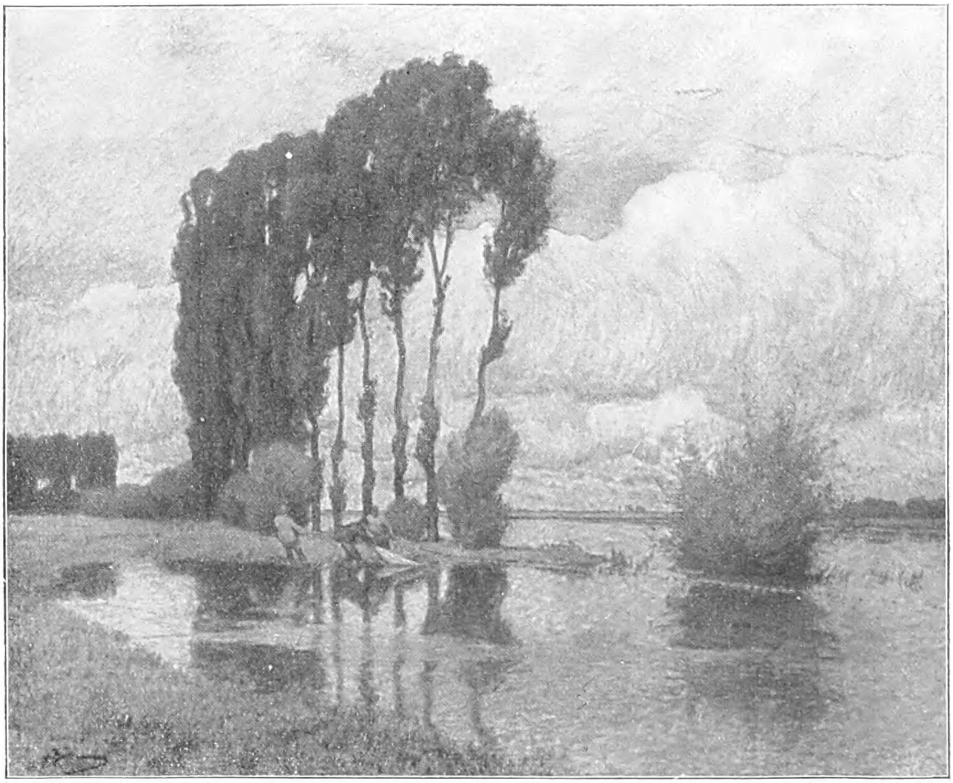
Julius Bergmann ist am 28. Februar 1861 zu Nordhausen geboren, verbrachte aber seine Jugendzeit im schönen Frankfurt a. M. Als er 1879 in die Malschule des Städelschen Instituts eintrat, wurde Hasselhorst sein Lehrer. Dessen Kunstweise liegt im Kleinbürgerlichen. Aber was er seinen Schülern, die einer wuchtiger einherschreitenden Zeit angehören, mitgab, war für die Bildnerkunst doch etwas sehr Wertvolles: die Ehrfurcht vor klarer und strenger Form, die solide zeichnerische Grundlage und die damit zusammenhängende Gewissenhaftigkeit der Beobachtung.

Während der ersten Studienjahre Bergmanns war durch die Berufung Schönlebers an die Karlsruher Akademie und durch die gleichzeitig dort einsetzende Tätigkeit seines Schwagers H. Baisch die Landschaftskunst auf einen neuen Boden gestellt worden. Beide kamen aus der heimatseligen Lier-Schule. Schönlebers Kunstweise mit ihrem damals gepflegten noch großen, sozusagen dekorativen Zug, mit ihrem feinen Sinn für organischen Aufbau, für Raum und mit ihrem empfindsamen Gefühl für abgewogene Verteilung der hellen und der dunkeln Flecken wie für die Harmonie in den Farben und mit ihren auch dem Vorwurf nach neuen Anschauungsformen hatte die jungen, strebsamen Künstler auf Karlsruhe aufmerksam gemacht. Baisch hat dann durch die Frische seiner Farbengebung, durch den Schwung, mit dem er eine Bildidee erfaßte und durchführte, durch seine für Deutschland neue und lebendige Vortragsweise der Luft- und Lichterscheinungen, also durch impressionistische Mittel seine Kunst sowie durch eine außerordentlich glückliche Lehrgabe und Art, mit den Kunstzöglingen zu verkehren, die Karlsruher Landschaftsschule rasch zu einem Anziehungspunkt für die Beflissenen auf dem Landschaftsgebiet gemacht. Eine ganze Reihe tüchtiger Talente kam nach Karlsruhe, unter ihnen (1883) auch Bergmann, der sich der Führung Baischs unterstellte.

Die hier farbig wiedergegebene ‚Schafstudie‘ und ‚Unter den Weiden‘ zeigen sowohl die Schulen, als auch die Fertigkeiten, mit denen Bergmann sich ausein-

Digitized by Google

anderzusetzen hatte, und auch, was jene ihm mitgaben, sowie was er von ihnen gewann. In der Schafstudie (1884), in der die Hasselhorst-Schule nachklingt, ist Bildauffassung und Farbengebung wie bei den alten Meistern. Wir haben es mit Binnenlicht zu tun. Die Mitte des Bildes ist betont, die Zeichnung in Linie und Färbung von erstaunlicher Genauigkeit, die Formbehandlung einwandfrei vortrefflich. Die Farbengebung ist noch im braunen Galerieton gehalten, vor allem sind Boden und Hintergrund noch ganz herkömmlich behandelt und das Stoffliche der Wolle, der Beinhaare, des Fleisches, des Strohes mit der Kleinmalerei durchgebildet, wie die Alten und ihr Publikum es liebten. Der riesige Umschwung im Sehen und im Ausdruck in dem unter Baischs Kunstweise entstandenen Freilichtwerk Unter den Weiden (Besitz des preuß. Staates) ist offensichtlich. Breit und voll ergießt sich das Licht durch den ungeheuren Raum, legt die rechte, untere Hälfte in den Schatten und streicht ungehemmt durch den linken Bildraum, dessen Tiefenwirkung durch den Wasserspiegel vorn vorbereitet und durch die vorn verteilten Tierkörper und Baumgruppen hervorgehoben wird. Zu der lebhaften Bewegung, mit der das Auge links in die Tiefe gezogen wird, steht als Gegensatz die Hemmung durch die Baumkulisse rechts gegenüber. Sie wird aber ausgeglichen durch das durch die Baumkronen gefilterte Licht, das über die Tierkörper streicht und in den Schatten die Farben wirksam dunkel von den lichtfunkelnden Stellen und von den hellen Streiflichtern sich abheben läßt. Das Gleiten des Auges über dieses Netz von hellen und dunkeln Flecken bringt ebenso im verengten Raum wieder jene lebhafte Bewegung hervor, wie die Bewegung des Auges nach der Tiefe in der linken Bildhälfte von Punkt zu Punkt veranlaßt wurde und wie die linke obere Hälfte im Wolkenspiel und die rechte untere Hälfte durch die lockeren Baumkronen und das Lichtspiel über die Tiergruppe hinweg in sich ergänzende Gegensätze gebracht worden sind. Und nun gar die Farbe! Der Akkord ist schon völlig hell auf Silbergrau und Grün gestellt, der im Weiß und Braun der scheckigen Tiere seine Ergänzung findet. Keine Frage: die Baisch-Schule wirkt sich in diesem trefflich komponierten und in der



Fischzug bei hohem Wasser. 1902

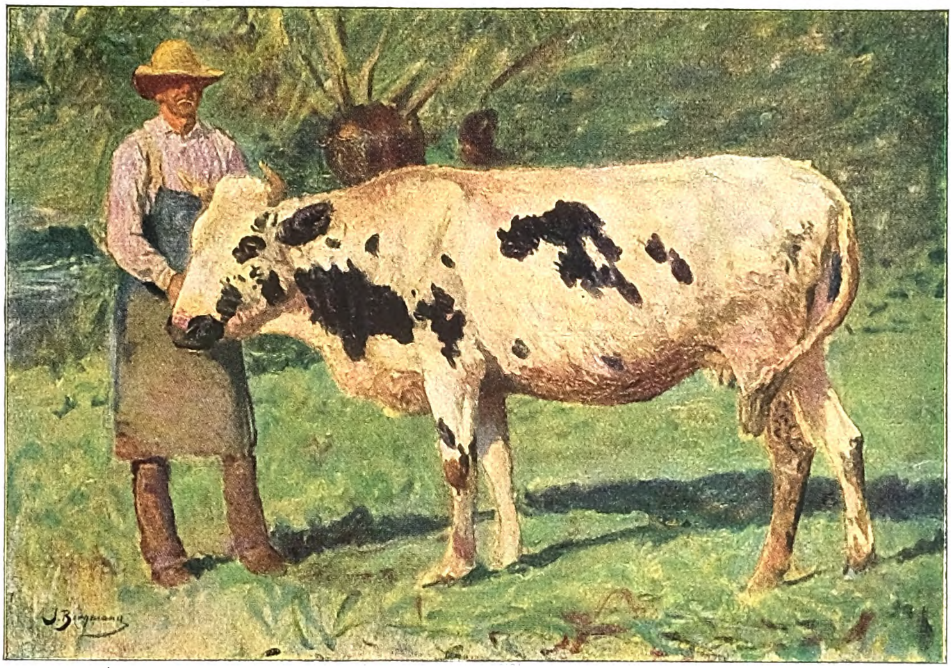
Massenverteilung vollauf gelungenen, hellfarbigen Bilde unverkennbar aus. Ein Zufall will, daß gerade dieses Bild — sicher ohne mindesten Zusammenhang oder Einfluß — in der Art der Komposition, in der Massenverteilung und in der Lichtführung überraschende Ähnlichkeit hat mit Troyons ‚Heimtrieb zum Stalle', nur eben daß Troyons rassenmäßige Verschiedenheit und französische Beweglichkeit in der Tiergruppe bei dem aus deutschem Empfinden kommenden Bergmann zur Ruhe und Behaglichkeit abgedämpft ist. Sicher kann man dieses Werk auf die Nachwirkungen der Schul- und Lehreinflüsse setzen.

Für jeden Schüler, der sich nicht in der Manier seines Meisters verlieren und darin versumpfen will, ist es mehr als eine Ehrensache — es ist Notwendigkeit, den Weg zu sich selbst zu finden. In unserem Fall heißt dies, vor der Natur sich selbst finden, da unser Meister zunächst nur und ausschließlich aus der Natur schöpft. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß Bergmann, sowohl im Einklang mit seinem Meister wie nach eigener Wahl, sich auf verschiedenen Studienfeldern umsah.

Die Schönleber-Baisch-Schule bevorzugte von Anfang an die Erfassung der Naturphänomene unter den verschiedensten äußeren Landschaftsbedingungen, so daß z. B. der später so heimatnahe Schönleber auf dem Umweg über die Studiengebiete an der Adria, an der Nordsee und am Atlantischen Ozean, an der Mittelmeerriviera und in Mittelitalien erst gegen sein Lebensende sich ausschließlich auf seine schwäbische und badische Heimat zurückzog, als ihm seine ungewöhnlich reich und sicher ausgebildete Technik gestattete, die vielfältigen Schön-

Schafstudie. 1884

Digitized by Google



Mann mit Kuh. Ölgemälde. 1892

heiten des süddeutschen Landes mit den leisesten Abstufungen in Vortrag und Stimmung aufzufangen und seinem Werke einzuverleiben. Auch der Sachse Baisch hat sowohl aus Süddeutschland wie von der belgischen und der holländischen Wasserkante seine lichtvolle, lebendig und geistreich vorgetragene Kunst geholt.

Es ist nicht auffallend, daß auch Bergmann sich noch verschiedene Studiengebiete für die seiner künstlerischen Natur gemäßen Anlagen und Neigungen erobern wollte. Diese Versuche galten ebenso dem Tierstück wie der Landschaft und der Verbindung beider in möglichster Hellfarbigkeit und Lichtfülle.

Von Frankfurt her schob sich allerdings noch ein drittes ein, was der beschaulichen Wesenheit Bergmanns entgegenkam: die Stimmung, die aus der Landschaft und der Tierstaffage entwickelt werden und dem eigentlichen Ursprung dieser Naturauffassung und -gestaltung entsprechen sollte.

Abseits vom Lärm der malerischen Wandlungen und unbeeinflußt vom Schrei nach Licht und Hellfarbigkeit, was sich zunächst ja meist nur in einem reichlichen Verbrauch von viel Kremser Weiß ausdrückte, war in Frankfurt durch Thoma und Steinhausen etwas ganz Andersartiges angestrebt und durchgesetzt worden: Stimmung, Poesie, die Seele im Bild. Bergmann hatte zu dieser Richtung in der Kunst ein nahes Verhältnis. Das Stille dieser Kunst entsprach seiner eigenen Natur.

Auch Baisch und Schönleber waren durch die Lier-Schule gegangen, und Lier war der erste deutsche Zögling der Barbizonmeister und hatte mit seinen innigen Landschaften die intime Kunst jener Meister in Deutschland begründet. Eine ähnliche Art der stillen und vertieften Naturauffassung und des Ausdruckes findet sich in ihrem Werk immer wieder und ist auch auf ihre Schüler übergegangen, mochten sie alle zunächst auch nur dem weitläufigen Strom der Entwicklung zu gehorchen scheinen. Von Bergmann wurde zunächst Ungarn mit seiner eigentümlichen Art des Viehbestandes, der Menschenwelt und der Landschaft aufgesucht. Wiederholt aber wurden dann Belgien und Holland bereist, wo die großen Vorbilder der Tier- und der Landschaftsmalerei, die Potter, Berghem, Cuyp und deren Studienfelder: die fetten Weiden, die silbrigklare Luft und die seltsamen Wolkenbildungen vor dem blaßblauen Himmel sowie der weite Raum der Flachlandschaft studiert werden konnten. Auch das einsame und vielfach düstere schottische Hochgebirge mit seiner ernsten, balladenhaften Sprache in Lüften und Färbungen gab wahlverwandte Eindrücke. So steigerte sich denn das Ausdrucksvermögen Bergmanns an so gegensätzlichen Landschaften

Digitized by Google

wie dem ungarischen Binnengebiet und dem holländischen Flachland oder dem schottischen Hochmoor.

Die künstlerische Kraft und Tüchtigkeit, die aus den Werken Bergmanns sprechen und die etwa im starkfarbigen ‚Markttag bei Karczog' (Ungarn) oder in der ‚Schafherde in Holland' (Bes.: Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern) oder im ‚Alten Schäfer' (Nationalgalerie in Berlin), in ‚Mann und Kuh' u. a. dargetan wurden, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit frühzeitig auf den strebsamen, unabläßig an seiner Ausbildung arbeitenden Künstler, dessen Leistungen schon in den ersten Mannesjahren die goldene Medaille in München und in Madrid (1902) errangen. Es konnte nicht fehlen, daß auch die deutschen Kunstkreise auf sein gründliches Können und sein entschiedenes Talent aufmerksam würden. Bei einer Auffrischung der Düsseldorfer Akademie wurde Bergmann (1897) als Professor und Leiter der Klasse für Tiermalerei an den Niederrhein berufen. Alsbald richtete er dort Freilichtateliers ein, um die seiner Kunstweise sich zuwendenden Zöglinge von Anfang an mit den Wechselbeziehungen von Luft und Licht und ihrem Einfluß auf Farbe und Form in der Natur vertraut zu machen. Seine eigenen Schöpfungen, die hervorragenden Kuhbilder und die großen Stimmungslandschaften von feinstem Stimmungsreiz, schienen berufen zu sein, etwas Neues in die Düsseldorfer Kunst zu bringen.

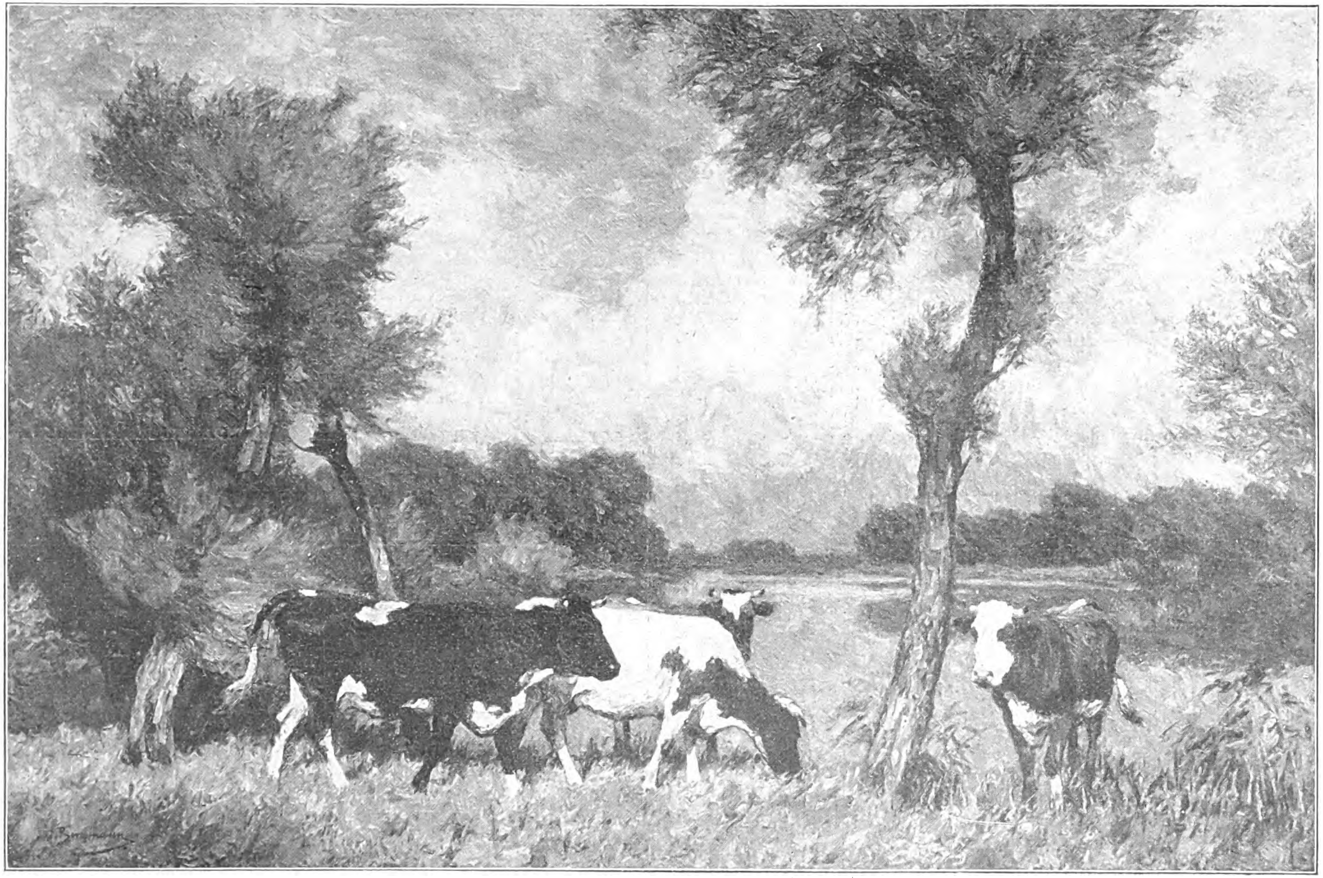
Unsere beiden Wiedergaben ‚Am Flußufer' und ‚Fischzug bei hohem Wasser' geben ungefähr wieder, bis zu welcher Stufe des Ausdrucks Bergmann gelangt war. Hier finden wir keinerlei Anklänge oder kompositionelle Verwandtschaften mehr mit der Kunst der Vorzeit. Hier spricht Bergmann sich selbst aus.

Oberstleutnant Klein. Bildnisstudie. 1912

Bergmann, dem die niederrheinische Landschaft zu wenig gab und dem der Lehrbetrieb wohl auch zu sehr das eigene Schaffen beeinträchtigte, — wir finden kaum ein Werk, dessen Motiv deutlich dem Niederrhein entnommen ist — erbat sich 1903 seine Entlassung von der Düsseldorfer Akademie, um sich in dem seinem Wesen entsprechenderen und ihn anziehenden Elsaß ungeteilt seinen Studien widmen zu können.

Vielleicht empfand Bergmann es selbst — wie es Schönleber in seiner Kunst ergangen war —, daß die in Linie und Farbe dekorative Einströmung in die künstlerische Landschaftsgestaltung ihr etwas von der Seele und Traulichkeit zu nehmen geeignet war. In der heitereren, freundlichklaren süddeutschen Landschaft mit ihrem wechselvollen Luft- und Lichtspiel durfte Bergmann hoffen, das Landschaftsbild mit dem Tierstück zu einem einheitlichen Ganzen und zu einem Stimmungswert zusammenschmelzen zu können. So wurde also der Aufenthalt in Ruprechtsau bei Straßburg i. E. ins Auge gefaßt. Aber schon 1905 wurde er als Nachfolger Weishaupts an die Karlsruher Akademie berufen, um dort das große Erbe der Baisch-Zügel-Weishauptklasse anzutreten und fortzubilden. Sein elsässisches Studienfeld lag dem neuen Wirkungskreise so nahe und war dem Amtsitz im Charakter so ver-

Digitized by Google



Herbstsonne. 1914

Digitized by Google

wandt, daß eine Gefährdung des erstrebten Zieles nicht zu befürchten war. Mit dieser südwestdeutschen Zeit kommt wohl die Ineinsbildung der atmosphärischen Erscheinungen und der landschaftlichen Elemente mit der Tierstaffage zu einer gewissen Abrundung nach dem Stimmungsvollen hin. Das Beschauliche und Anmutende, das Trauliche und Beseelte der Bergmannschen Kunstsprache wird erreicht, ohne daß ein Stillstand in der innerlich so lebendigen Ausdrucksfähigkeit und Kraft zu befürchten gewesen wäre, die dem Neuen prüfend entgegenkommt und es sich angleicht, wenn es sich als fruchtbar erweist. Ein einfaches Stück Natur durch den seelenweitenden Zauber des Raumes, der Luft, der farbigen Harmonie zu einem anheimelnden Bild, zu einer farbigen, klaren und warmen Poesie zu gestalten, das ist jetzt Bergmanns Kunstnatur geworden. Der eigenwillig verzweigte ‚alte Apfelbaum' mit seinem persönlichen eigenartigen Leben auf der stillen Waldwiese und in der großen Natur, der schilfumstandene Wasserspiegel, der noch einmal den Himmelsglanz wiedergibt, der Blick auf die traulich belebte Ferne oder das Malstück der gutmütig blickenden ‚Kuh' mit ihrem kernigen Formausdruck und der liebevoll beobachteten und ebenso wiedergegebenen Farbigkeit vom strahlenden Weiß durch leuchtendes Braun bis ins blauschwarze Dunkel des Felles: das sind Ausschnitte aus dem Schaffen und Gestalten Bergmanns, die bei aller Einfachheit und Schlichtheit doch seine innere Kraft und Empfindungsfähigkeit für die leisesten Schwingungen der Naturpoesie in Form und Farbe verraten. Natürlich bringt diese innere Erfülltheit von der Schönheit der Welt in jeder ihrer Gestalten auch mannigfaltigere und gesteigertere Ausdrucksformen hervor, in denen die Stimmungsträger als Form und Farbe ins Allgemeingültige und Sinnbildliche gehoben sind. Etwas von der Naturmystik Millets geistert durch Werke wie ‚Das Schiffspferd' oder ‚Die Gänsehüterin'. Die Steigerung seines Ausdruckes nach dieser Seite hin hat dem Künstler 1910 zu Berlin die goldene Medaille eingetragen.

Die allgemeinen Verhältnisse in der Malerei, vielleicht im Verein mit der breiten, kühnen, meist aus einem Ton entwickelten Maltechnik, die Trübner mit seiner Berufung an die Karlsruher Akademie gebracht hatte, mögen auch für Bergmann der Anstoß gewesen sein, seine Palette und seine Vortragsweise einer neuen Prüfung zu unterziehen, ob das zu Sagende nicht noch einfacher,

Schiffspferd. Aquarell. 1909

Am Flußufer. Aquarellskizze. 1899

kernhafter, wuchtiger gesagt werden konnte als bisher; ob die feuchte und doch klare Atmosphäre der Mittelrheinebene die Farbwerte nicht abdämpfe und einheitlicher erscheinen lasse; ob also nicht die seither gepflegte starke Lokalfarbigkeit mehr ins Tonige umzubilden sei. Das waren die Fragen, die Bergmann in seiner jüngsten malerischen Entwicklung seit etwa 1910 zu beantworten unternahm und die er löste.

Kuhkopf. Ölstudie. 1908

Digitized by Google

sorgfältige Abstufung und feine Zusammenstimmung der Töne und belebt das Bild durch eine breite, saftige und freie Vortragsweise. Ganz besonders stark und auffallend bewegt läßt er in seinen Landschaftskompositionen die Lüfte, den bewölkten Himmel und die durch Dünste gedämpften Lichtwirkungen sprechen. Diese Sprache des lichtdurchwobenen Äthers, die klare und sorgfältig abgewogene Anordnung der Massen, ihre Inbeziehungsetzung zueinander und die bildgemäße Architektur, die völlige Durchdringung, Ausgleichung und Ineinsbildung der Form-, Raum- und Stimmungswerte ist begründet und gefestigt in der sicheren Führung der Linien, in der feinfühligen Setzung und Verteilung der farbigen Flecken und in der Zusammenstimmung der Tonwerte zu einem vollen Wohlklang. Mehr als kraftbewußte Männlichkeit spricht aus den Bildern dieser letzten Zeit. Beherrschte und haushälterisch verwertete Kraft steigert den Bergmannschen Realismus in die neue Bild- und Ausdrucksform. Sie prägt eine neue und fruchtbare Gesetzlichkeit. Mag man ein Bild wie die ‚Herbstsonne' vornehmen, wo hinter der Reliefebene der Tier- und Baumstaffage des Vordergrundes sich die großartige Raumtiefe unter dem bewegten Wolkenhimmel im matten Herbstlicht entwickelt, oder mag man in der ‚Holzabfuhr' den starken nach links und nach der Tiefe hin betonten vierfach abgestuften Zug beachten, der durch die Gegenbewegung des dunkeln Vogelzuges vor der grauen Luft noch verstärkten Raumausdruck gewinnt, oder spricht sich das ins Ungewisse verdämmernde Mondlicht, wie es in der ‚Herde im Frühmond' gegen die dunkle Silhouette des Schäfers gesetzt ist, klar über die Raum- und Stimmungswerte aus: immer wird man auf die feine Abgewogenheit der sinnlichen und geistigen Kräfte und ihre Ausgeglichenheit geführt.

Herde im Frühmond. Ölgemälde. 1914. Karlsruher Galerie

Wir haben in dieser Kunstweise, die durch ganze Bilderreihen belegbar ist (‚Alte Weiden', ‚Gelbe Kuh', ‚Schafhof zur Regenzeit', ‚Vom Felde zurück', ‚Weidengrund', ‚Der Schäfer' usf.), die Ausreifung von lange aufbewahrten und gebunden immer vorhandenen Natur- und Kunsteindrücken aus der Frühzeit. Man wird in diesen mit gedämpften Farbengebungen aufs Geheimnisvolle, sogar düster und balla-

Digitized by Google

Der alte Apfelbaum. Ölgemälde. 1907

denhaft abgestimmten Werken gewiß die wahrscheinlich unbewußten Nachklänge der schottischen Malerei und Natur erkennen, die von der frühen Wanderzeit her nun dem Meister noch zu Gebote stehen, da seine Natur ihrer für den künstlerischen Ausdruck bedurfte. Daß sich die frühgepflanzten Keime einer einfachen und herben Naturpoesie jetzt entwickeln, und daß sie gesund und zur rechten Zeit im Werk des Meisters aufblühen, geht mit Sicherheit auch aus völlig anders gearteten Werken hervor, sowohl hinsichtlich der Technik als auch des Bildinhaltes. Darauf deutet u. a. die in herbstlich kühlen Tönen gehaltene ‚Bildnisstudie' des Jägers (Privatbesitz Oberstlt. Klein, 1912) hin, wie auch das in feierlicher Pracht sich darbietende ‚Elsässische Dorf an der Ill' (1913) oder auch die gesättigte Abendstimmung des Bildes ‚Vom Felde zurück' (1916).

Gewiß hat sich das Schaffensgebiet Bergmanns in den letzten Jahren auf einen verhältnismäßig engen Kreis zurückgezogen. Wie von Anfang an fast nur das Rind und Schaf, seltener das Pferd und der Mensch in Bergmanns Bildkunst auftreten, so wird immer mehr nur noch die süddeutsche, besonders die elsässische Landschaft als Vorwurf zum Bild genommen. Der Künstler biegt die Bahn seiner Entwicklung somit wieder zum Ausgang zurück. Er nähert sich der Heimatkunst, von wo seine Lehrmeister ausgegangen waren. In gewissem Sinne rundet und schließt sich durch das Schaffen der letzten zehn Jahre das Werk Bergmanns im Sinne voller Ausreifung ab. Wir stehen vor der Frucht einer natürlichen Begabung wie vor ihrer gewissenhaften Ausbildung und Pflege. Begabung und Schulung haben wie in der Weberei Zettel und Einschlag zu einer Einheit sich verwoben, indem sie, jedes nach seinem Maß und Wert, sich zu einem Höheren verbunden und verklärt haben. Indem Bergmann die natürlichen Erscheinungsformen beseelt hat, spann er seine Beziehungen vom Erdgeist zur Weltseele. Mögen in der Kunstwelt auch stürmischere Temperamente mit launischerer oder selbstherrlicherer Beweglichkeit nach ferneren Zielen gegriffen haben: es kommt der Bergmannschen Kunst zugute, daß sich ihre Entwicklung ruhig und unerschüttert, trotzdem aber sehr deutlich und entschieden vollzogen hat. In der sicheren und unbeirrten Haltung, mit der aus eigener Kraft und Anlage von Stufe zu Stufe geschritten wurde, liegt ein Wertvolles für das Bildwerk: die schöne Beschaulichkeit, für die wir in unserer aufgewühlten, haltlosen Zeit besonders dankbar sein wollen. In ihr liegt aber auch die Gewähr, daß Bergmanns Werk der sichtenden Zeit standhalten wird.

Digitized by Google

Holzabfuhr. Ölgemälde. 1915

Digitized by Google

Staatsbankrotte

Von Dr. Georg Tischert – Berlin

Der Hintergrund, aus dem das vielgebrauchte Wort ‚Staatsbankrott' bei uns entstanden ist, sind die ‚allgemeinen Verhältnisse'. Nicht nur etwas, sondern sehr viel ist faul im Staate. Das Reich seufzt unter einer furchtbaren, beständig steigenden Schuldenlast. Bei der Feststellung des Reichshaushalts für 1919/20 teilte der Berichterstatter mit, daß Ende 1918 die Reichsschuld 172 Milliarden Mark betrug. Am 1. April werde sie sich auf 204 Milliarden Mark belaufen. Vor zwei Monaten mußte aber der Reichsfinanzminister den voraussichtlichen Schuldenstand des Reiches am 1. April 1920 schon auf 212 Milliarden Mark angeben. Die Zahlen von heute sind schon morgen nicht mehr richtig ...

Mit der Reichsschuld ist es aber nicht getan. Der deutsche Bürger ist nicht nur Angehöriger des Reiches, sondern auch eines Staates, einer Provinz, eines Kreises, einer Stadt oder Gemeinde. Alle diese Verwaltungskörper haben Schulden, und was für welche! Das geht alles zusammen auch in die Milliarden. Für die preußischen Provinzialverbände lautete die letzte Statistik, die aber schon fast zwei Jahre zurückliegt, auf eine Schuldenlast von gut einer halben Milliarde. Wieviel mag seitdem dazu gekommen sein! Die festen Anleihen, die von den Städten und Gemeinden des Reiches allein im Jahre 1919 aufgenommen worden sind, schätzt man mit zwei Milliarden Mark schwerlich zu hoch. Davon fallen schon auf die Stadt Berlin 400 Millionen. Wenn sich früher das ganze Deutsche Reich zu einer solchen Anleihe verstieg, schlotterten männiglich die Beine. Der letzte Jahreshaushalt der Stadt Berlin schloß mit 719 Millionen ab. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich die Finanzen zahlreicher Städte und Gemeinden Deutschlands in einer höchst schwierigen Lage befinden. Der Bürgermeister selbst hat es gesagt (sonst würden wir den Ausdruck gar nicht gebrauchen), daß die Finanzlage Köpenicks genau so ‚hundsgemein' sei wie die Berlins und der andern Vororte Großberlins. Die Finanznot der Städte und Gemeinden hat die Preise für Elektrizität, Gas und Wasser und die Straßenbahn schon auf eine phantastische Höhe getrieben und nicht nur ungeheuerliche Zuschläge auf die Einkommensteuer, sondern auch die grotesk-traurige Erfindung des fünften Steuervierteljahres gezeitigt.

Aber auch das ist noch nicht alles. Da wir in selbstgeschaffener Knechtschaft den Friedensvertrag ausführen, haben wir nicht nur die ganze Flotte und einen riesenhaften Verkehrspark, sondern auch zahllose Maschinen, Vieh, Waren, Holz und viele andere Dinge an die Feinde abgeliefert. Vor allem zahlen wir ihnen auch eine Kriegsentschädigung, wozu der Reichsfinanzminister hundert Milliarden Mark Schuldverschreibungen oder Schatzanweisungen ausgeben darf. Freundlicherweise hat sich die jetzige Regierung selbst zu dieser Summe bereit erklärt.

Wir können sonach die Verschuldung Deutschlands auf gut dreihundert Milliarden Mark annehmen. Auf ungefähr soviel hat man vor dem Kriege Deutschlands Vermögen geschätzt.

Auch von der Valuta müssen wir ein Wörtlein sagen. Vor dem Kriege war dieses Gebiet fast eine Geheimwissenschaft weniger Fachleute. Heute ist die Valuta Volksgespräch geworden. ‚Die Mark ist nichts mehr wert,' flötet uns selbst die holde Verkäuferin in den Geschäften zu. Daher die Geschäftsleute uns so viele dieser wertlosen Mark abnehmen. Hundert Mark sind heute in Holland fünf Gulden und in der Schweiz zehn Franken ‚wert'. Wenn wir also im Auslande Rohstoffe oder Lebensmittel kaufen wollen, müssen wir ganze Ballen von Markbeträgen aufwenden.

Von der Valuta kommen wir zur Reichsbank. Der Umlauf an papiernen Zahlungsmitteln, also an Banknoten und Kassenscheinen ist von Ende 1918 bis Ende 1919 von $31\,^1/_3$ Milliarden auf 49,2 Milliarden Mark angeschwollen, der Goldbestand der Bank aber von 2262 Millionen auf 1089 Millionen Mark gesunken. Wenn wir im Frieden einen Banknotenumlauf von zwei Milliarden Mark hatten, bekamen Börse und Bankwelt es mit der Angst zu tun, und der Präsident der Reichsbank zog die Diskontschraube an, um den leichtsinnigen Kreditmenschen im Lande das bekannte Warnungssignal zu geben. Heute steigen uns mit fast jedem Bankausweise die Haare immer mehr zu Berge.

Aber der tolle Tanz geht trotzdem weiter. Mancher hat wohl von Umkehr gesprochen. Auch das Wort Sparsamkeit ist öfter gefallen. Man unterhielt sich wohl auch über den Abbau der Preise. Mit schönen Reden sind wir überhaupt groß. Aber der Wirbel wird immer schlimmer. Die Forderungen nach Erhöhung der Löhne und Gehälter reißen nicht ab. Man kann ihnen noch nicht einmal die Berechtigung absprechen. Der Mittelstand, insbesondere der Kopfarbeiter führt einen verzweifelten Kampf, um sich wenigstens einigermaßen zu behaupten.

Und was für eine Verschwendung und Verschleuderung öffentlicher Gelder ist seit Jahr und Tag im Schwange! In diesem Lande, dessen Verwaltung wegen ihrer Pfennigfuchserei fast berüchtigt war, wird nur noch mit Millionen und Milliarden

Digitized by Google

jongliert. Die Freigebigkeit aus fremden Taschen steht in höchster Blüte. Wie viele Milliarden wurden für Arbeitslosenunterstützung gezahlt, während draußen im Lande die Kartoffeln im Boden erfroren, weil keine Leute zu bekommen waren! Bald dieser, bald jener Gruppe unseren werten Zeitgenossen wird irgendeine Zuweisung aus öffentlichen Mitteln bewilligt. Zuletzt verstieg man sich sogar zu einer Weihnachtsgabe für Minderbemittelte aus öffentlichen Mitteln. Um die Aufbringung der Gelder macht man sich keine Bedenken.

Aber wir brauchen diese Gedanken und Betrachtungen nicht noch mehr auszuspinnen. Jeder Leser kann sie beliebig aus seinen eigenen Beobachtungen ergänzen. Aus diesen Zuständen und Vorgängen aber sind die Sorgen entstanden, denen sich viele, klar blickend oder dumpf fühlend, hingeben und die in dem Wort Staatsbankrott ihren Ausdruck finden.

Nimmt man das Wort Staatsbankrott nicht finanziell, dann kann man ohne weiteres zugeben, daß es bei uns zutrifft. Was wir vor uns sehen, ist ein Bankrott des Staates, ein Zusammenbruch, ein Versagen des Volkes in seiner Mehrheit. Wenn wir das Wort Staatsbankrott aber in finanziellem Sinne nehmen, dann müssen wir anders ausholen.

Die Erläuterung des Begriffes Staatsbankrott ist leicht und schwer, je nachdem man sich dem Thema nähert. Wer etwa als ‚Zivil-Jurist' an den Begriff herantritt, wird zu keiner scharfen Begriffsbestimmung kommen. Der Begriff Bankrott, wie er im landläufigen Privat- und Geschäftsleben vorkommt, ist wohl überhaupt nicht auf Staatsbankrott anzuwenden. Der ‚Zivil-Jurist' unterscheidet einfachen und betrügerischen Bankrott. Betrügerischer Bankrott liegt vor, wenn ein Schuldner, über dessen Vermögen das Konkursverfahren eröffnet worden ist, in der Absicht, seine Gläubiger zu benachteiligen, Vermögensstücke beiseite geschafft, Handelsbücher nicht geführt oder sie vernichtet hat usw. Einfacher Bankrott liegt vor, wenn ein Schuldner, über dessen Vermögen der Konkurs eröffnet worden ist, übermäßige Summen verbraucht, keine ordnungsmäßige Bilanz gezogen, Waren verschoben hat usw. Diese Kennzeichen treffen beim Staate nicht zu. Auch die Voraussetzung des Bankrottvergehens, nämlich die Konkurseröffnung, ist beim Staatsbankrott nicht zutreffend. Nach der Konkursordnung, die ein moderner Mann bei den jetzigen Preisen immer zur Hand haben muß, setzt die Eröffnung des Konkursverfahrens die Zahlungsunfähigkeit des Gemeinschuldners voraus. ‚Zahlungsunfähigkeit,' so bemerkt dazu sehr treffend der Kommentator, ‚ist der Mangel an bereiten Mitteln.'

Nun ist Überschuldung beim Staate nicht nur denkbar, sondern, wie Figura (auch in vielen andern Ländern) zeigt, traurige Tatsache. Sowas von Schuldenmachen wie in diesem Kriege hat die Finanzgeschichte der Welt noch nicht erlebt. Je höher die Schuldenlast stieg, um so lauter haben wir gejubelt. Aber der Volkswirtschafts- und Finanzpolitiker wird schwerlich zugeben, daß beim Staate eine Zahlungsunfähigkeit eintreten könne. Alles hat selbstverständlich in der Welt mal ein Ende. Aber rein theoretisch betrachtet ist eine Zahlungsunfähigkeit des Staates nicht denkbar. Dem Staate kann es an ‚bereiten Mitteln' niemals fehlen. Er geht entweder zur Reichsbank mit Wechseln, worauf ihm die Reichsbank Banknoten gibt, oder er druckt einfach staatliches Papiergeld. Die Zahlungsmöglichkeit des Staates wäre also am letzten Ende eine Frage der Lieferung von Papier und Farben, also ganz zuletzt eine Kohlenfrage, wobei der Reichskohlenkommissar kaum versagen dürfte, weil er sonst sein Gehalt nicht bekommen würde. In der Wirklichkeit kommt freilich der Versager schon vorher von anderer Seite. Wenn sich das Papier gar zu stark häuft, sinkt seine Kaufkraft immer tiefer, steigen die Preise immer gewaltiger, ein Vorgang, den wir schon lange alle miterleben. Bei dieser Entwicklung kommt mal der Augenblick, wo man einen Tausendmarkschein auf den Tisch legen muß, wenn man sich rasieren lassen will. Das ist natürlich Blödsinn, wenigstens noch jetzt, aber der Staat kann deshalb noch immer seinen Verpflichtungen nachkommen.

Das Volksempfinden pflegt über solche und ähnliche juristische und volkswirtschaftliche Zwirnsfäden nicht zu stolpern. Nach ihm liegt Staatsbankrott vor, wenn der Staat seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommt. Das betrügerische Motiv ist stillschweigend deshalb vorhanden, weil der Staat nach alter Auffassung eine Vertrauensperson ist. Dem Staate borgt man Geld zu niedrigem Zins und ohne besondere Sicherheit, weil es eben der Staat ist. Wenn der Staat diese heiligen Verpflichtungen nicht erfüllt, begeht er einen Vertrauensbruch, ist er ein Bankrotteur.

Die Verpflichtungen des Staates gegenüber den Bürgern sind heute groß und ungeheuer mannigfaltig. Die ganze Richtung seit Jahrzehnten ging auf Erweiterung der Staatsbefugnisse, also auch der staatlichen Verpflichtungen. Der Staat hat Verpflichtungen gegenüber seinen Lieferanten, seinen Beamten, seinen Anleihegläubigern und andern Leuten. Die Lieferantenschulden dürften bei einem Staatsbankrott nicht gefährdet sein. Eher schon ist es möglich, daß die Beamtengehälter gekürzt werden, obwohl der alte ehrliche preußische Beamte schon heute buchstäblich am Verhungern ist. Aber da bei dem schwebenden ‚Revirement' schon viele ‚Genossen' in die Beamtenstellen gerückt sind, dürfte sich's der Staat reiflich überlegen, ob er seine Angestellten durch eine teilweise Zahlungseinstellung verkürzen soll. Infolge

Digitized by Google

des Krieges ist zu den Staatsgläubigern eine wichtige und sehr zahlreiche Gruppe gekommen, nämlich die Männer, die im Kriege Gliedmaßen oder Gesundheit gänzlich oder teilweise eingebüßt haben, und die Hinterbliebenen der gefallenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Daß der Staat diese Verpflichtungen verletzen wird, ist nicht anzunehmen.

Wenn man von Staatsbankrott spricht, denkt man aber auch in erster Linie an die Verletzung der staatlichen Verpflichtungen gegenüber den Leuten, die dem Staate Geld geliehen haben, also an die Anleihegläubiger, an die Besitzer von Staats-, Reichs- und Kriegsanleihen. Solche Staatsbankrotte hat es in der Geschichte schon oft gegeben. Wer darüber Näheres nachlesen will, nehme das Buch ‚Staatsbankrotte von Professor Manes zur Hand. Die ‚Exoten' stellen den Hauptanteil an den Staatsbankrotteuren. Wenn aber jemand der Regierung von Kolumbia (auch ein Freistaat!) Geld leiht, muß er eben die Folgen tragen. Freilich treffen wir unter den Staatsbankrotteuren auch bessere Namen wie Österreich und Rußland, gar nicht zu reden von Spanien, Portugal, Griechenland, Türkei, Mexiko, Argentinien. Daß Frankreich in der großen Revolution einen saftigen Staatsbankrott gemacht hat, ist allgemein bekannt. Wir erinnern nur an das Wort Assignatenwirtschaft, wie wir sie jetzt ungefähr auch treiben. Sogar das gute ehrliche Preußen hat, allerdings in der schweren napoleonischen Zeit 1806 bis 1814, für die inländischen Anleihen die Zinszahlung eingestellt. Man sieht also, daß die Staatsbankrotteure eine gar bunt gemischte Gesellschaft bilden. Freilich hat der eine leichtsinnig, der andere böswillig gehandelt, während ein dritter durch die Verhältnisse in Not und Schwierigkeit gekommen ist, alles wie beim richtigen Bankrott.

Es gibt verschiedene Arten des Staatsbankrotts. Der schlimmste Fall betrifft die glatte Ablehnung der Zinszahlung und die Streichung des Schuldkapitals, also richtiger Betrug und richtige Gewalttat. Eine mildere Form des Staatsbankrotts liegt in der Herabsetzung des Schuldkapitals oder auch in der Umwandlung einer Metallschuld in eine Papierschuld. Man kann aber auch die Zinszahlung auf eine Reihe von Jahren unterbrechen oder die Rückzahlung des Kapitals hinausschieben. Wenn eine Regierung ihren Staatsbankrott verschleiern will, begnügt sie sich, weil die allgemeine Zinshöhe gesunken sei, mit einer Herabsetzung der Zinsen oder sie nimmt einen Teil der Zinsen durch eine besondere Kuponsteuer weg. Man kann freilich auch eine Mischung der verschiedenen Arten vornehmen oder die eigenen Landeskinder bevorzugen, indem man den Staatsbankrott nur dem ausländischen Gläubiger gegenüber begeht.

Wie ist es nun mit dem Nutzen oder Schaden eines Staatsbankrotts?

Ein gewisser Nutzen ist mit dem Staatsbankrott ohne Zweifel verbunden. Die Zinsenlast wird geringer, also brauchen weniger Steuern erhoben zu werden. Aber dieser Nutzen wird wohl überschätzt, während die Nachteile wirtschaftlicher und moralischer Art nicht scharf genug betont werden können. Die Zinsenlast des Deutschen Reiches für dieses Jahr wird auf zehn Milliarden Mark geschätzt bei einem Gesamthaushalte von 57½ Milliarden Mark. Streichen wir davon also durch einen etwaigen Staatsbankrott zehn Milliarden, dann bleiben immer noch 47½ Milliarden andere Verpflichtungen. Aber was für Elend hätten wir durch den Stattsbankrott angerichtet! Denn es muß beachtet werden, daß die Kriegsanleihen wahre Volksanleihen gewesen sind. Hoch und niedrig, der kleinste Mann, Schüler und Schülerinnen, Sparkassen und Stiftungen, alles hat Besitz und Ersparnisse auf den Altar des Vaterlandes gelegt und zur Zeichnung von Kriegsanleihen oft genug auch noch Schulden aufgenommen. Deutschlands Opferwilligkeit bei den Kriegsanleihen entsprach den Heldenleistungen seiner Söhne an der Front. Wie oft ist dem Volke hoch und teuer versichert worden, daß niemand an die Kriegsanleihen rühren werde. Sogar die Revolutionsmänner haben feierlich erklärt, daß die Kriegsanleihen unangetastet bleiben würden. Das Reich hat Riesensummen aufgewendet, um den Kurs der Kriegsanleihe zu stützen. Im vorigen Herbst wurde mit 400 Millionen Mark Grundkapital die größte deutsche Aktiengesellschaft errichtet zur Stützung des Kurses der Kriegsanleihe. Und nun denke man sich, daß eine Regierung käme und plötzlich die Einstellung des Zinsendienstes für die Anleihen im Reiche und in Preußen anordnete: Zahlreiche Stiftungen wären bankrott, viele Witwen und Waisen verarmt, zahllose vaterländisch fühlende Leute, die ihren ganzen Besitz in Kriegsanleihe angelegt haben, an den Bettelstab gebracht und, was das Schlimmste ist, alles Vertrauen zu dem Staate weg. Dabei würde auch die völlige Einstellung der Zinszahlung für die Anleihen dem Reiche und Preußen nicht viel nützen. Im Reiche blieben immer noch 47½ Milliarden Ausgaben zu bestreiten. Zugegeben, daß der Haushalt des Reiches in den nächsten Jahren kleiner werden wird, so würde doch auch der Staatsbankrott bei den Anleihen keine durchgreifende finanzielle Erleichterung bringen.

Voll Erstaunen aber werden unsere Leser aufblicken, wenn wir jetzt die Behauptung aufstellen, daß die Welt der kriegführenden Staaten sich schon mitten im Staatsbankrott befindet. „Wir sind heruntergekommen und wissen selber nicht wie," können schon zahlreiche Völker sagen, Deutschland mit eingeschlossen. Das Erstaunen der Leser wächst bei den letzten Worten. Jawohl, meine Herrschaften: Das Deutsche Reich ist schon unter die Staatsbankrotteure gegangen, aller-

Digitized by Google

Wallfahrer. Gemälde von Prof. Matthäus Schiestl

Digitized by Google

Digitized by Google

dings ganz sachte und in der anständigsten Weise. Das Reich erhebt nämlich demnächst auf Grund des von der Nationalversammlung angenommenen Gesetzes über die Kapitalertragssteuer auch von den Anleihezinsen eine Steuer von 10%. Damit sich auch niemand der Steuer entziehen könne, wird sie von dem Schuldner, also dem Reiche, abgezogen. Das Reich hat also eigenmächtig seine Schuldzinsen um 10% gekürzt.

Andere Staaten sind mehr oder weniger rücksichtslos gegen ihre Gläubiger vorgegangen. In erster Linie nennen wir Rußland. An sich hätte Rußland, trotzdem es noch tiefer als Deutschland in der Papiergeldflut versunken ist, die Anleihezinsen ruhig weiter zahlen können. Es brauchte eben nur noch mehr Papiergeld zu drucken. Aber der richtige Bolschewist, der in Rußland noch immer am Ruder ist, läßt dem verhaßten ‚Burschui' nichts zukommen. Rußland zahlt seit April 1918 keine Anleihezinsen mehr. Also regelrechter Staatsbankrott. Bösartig ist auch hier das Verhalten unserer früheren Bundesgenossen. Deutschland hat für Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei die schwersten Opfer an Gut und Blut gebracht. Hunderttausend der besten deutschen Männer liegen in fremdem Boden begraben als Opfer deutscher Bundestreue. Milliardenwerte, die in den Ländern der Bundesgenossen angelegt wurden, sind durch den unglücklichen Ausgang des Krieges verloren gegangen. Trotzdem haben Österreich und Ungarn uns gegenüber den Staatsbankrott erklärt, d. h. sie haben für die deutschen Besitzer ihrer Anleihen die Zinszahlung eingestellt, obwohl man gerade für die österreichisch-ungarischen Kriegsanleihen in Deutschland eine starke und erfolgreiche Werbetätigkeit entfaltet hat. Daß die Türkei ihre Zinszahlungen eingestellt hat, wundert uns nicht weiter. Auch Bulgarien ist diesem Beispiel gefolgt. Das Vorgehen von Österreich und Ungarn ist eine besondere Art des Staatsbankrotts insofern, als die Zinszahlung an die eigenen Landeskinder in gewissem Umfange geleistet wird. Es wird da also nur der Ausländer benachteiligt. Aber auch unsere Feinde wandeln, wenn auch blumig umrankt, auf Staatsbankrottspfaden. Man weiß, daß die Länder des Vierverbandes ungeheure Summen bei den Vereinigten Staaten geborgt haben. Sie haben sich aber an Deutschland so totgesiegt, daß sie ihre Zinsen an Amerika nicht zahlen können. Großmütig, wie Wilson und seine Landsleute sind, haben sie den Genossen beim Raub die Zinsen für die ihnen gewährten Darlehen auf einige Jahre gestundet. Auch das ist eine Art Staatsbankrott.

Eine besondere Art des Staatsbankrotts wäre die Devalvation. Das ist etwas so Neues, daß der Leser auch in den gangbarsten Lehr- und Wörterbüchern der Fachwissenschaft nicht einmal das Wort finden wird. Das Konversationslexikon bringt darüber etwa zwanzig Zeilen. Daraus mag man ersehen, daß sich vor dem Kriege niemand mit diesem Thema beschäftigt hat, das heute schon die Kinder und Unmündigen im Munde führen. Devalvation soll ein neulateinisches Wort sein. Auf der Lateinschule jedenfalls haben wir es noch nicht gehabt. Wie Destruktion soviel wie Herunterbauung und Zerstörung bedeutet, so dürfte Devalvation soviel heißen wie Herunterwertung, und zwar mit Beziehung auf die Banknoten. Theorie und Praxis mühen sich damit ab, wie die Banknotenflut, in der die Welt zu ersaufen droht, abgeleitet werden könnte. Viele gute und viele schlechte Vorschläge sind dazu vorgebracht worden. Ein Vorschlag geht auf Devalvation aus, d. h. man will die Banknoten ‚herunterwerten', sie auf den jetzigen wirklichen Wert bemessen. Da die Mark heute etwa zehn Pfennige wert ist, würde also der Tausendmarkschein auf hundert Mark abgestempelt werden. Die Wirkungen mag sich jeder an seinem Geldbeutel und Besitz ausmalen. Im Auslande hat man gegen den Vorschlag der Devalvation nachdrücklichen Einspruch erhoben, denn es sollen dort etwa siebzehn Milliarden Mark deutsche Banknoten liegen.

Vorläufig hat man bei uns kräftige Vorstöße auf dem Gebiete der Steuer unternommen. Es ist aber ein schwerer Irrtum unserer jetzigen Staatsleiter, wenn sie glauben, Deutschland dadurch kurieren zu können, daß sie dem Volke und namentlich den besitzenden Klassen möglichst viel Steuern aufbürden. Sie werden bald entdecken, daß damit die Teuerung nur steigt. Mit der Teuerung schwillt der Notenumlauf an. Die Mark sinkt noch mehr. Die Einfuhr an Rohstoffen und Lebensmitteln wird immer teurer und schwieriger. Die sozialen Kämpfe leben immer wieder auf. Die Steuern bringen auch gar nicht, was man von ihnen erhofft. Das Gemunkel von dem ‚Staatsbankrott' wird immer deutlicher.

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: man kommt auch hier zu der schlichten und nun schon tausendmal und öfter vorgetragenen Weisheit: Auch das Finanz- und Valutaproblem ist nicht rein politisch und finanztechnisch zu nehmen und zu lösen; es ist ein Problem der Moral und Geduld. Keine Gesetzesgaloppade kann uns aus dem Elend herausbringen. Alle Hoffnung auf die Feinde ist eitel und töricht. Wozu hätten sie den Vernichtungskrieg gegen Deutschland geführt, wenn sie uns jetzt wieder auf die Beine helfen wollten? Nur eigene innere Aufraffung kann uns wieder in die Höhe bringen. Wenn wir alle, jeder einzelne, bis herunter zu dem kleinsten Manne, mit Energie an die Arbeit gehen, mit Geduld auch in schwierigen Zeiten durchhalten, wenn wir sparen lernen, kurz, wenn wir wieder von vorn anfangen und mit der früheren Ausdauer, Tatkraft und Schlichtheit am Werke bleiben, haben wir Aussicht, wieder aus dem Elend herauszukommen.

Digitized by Google

Luise im Osten

Novelle von Walter von Molo

Durch den eisigen Schnee- und Regenbrei des nebeldämmerigen Dorfangers weit im Osten, schritt Haugwitz in größter Erregung an Friedrich Wilhelms Seite. Schwermütig und gleichgültig tropfend umstanden die armseligen Hütten des Weilers den Schall der gereizten Worte des Ministers: „Ich bitte inständigst, Eure Majestät, sich doch endlich Ihr entsetzliches Schicksal unverhüllt vor die Augen nehmen zu wollen! Mit Magdeburg ist Ihr letztes und stärkstes Bollwerk gefallen! Ich flehe nicht grundlos Eure Majestät an: Geben Sie General Duroc sofort ihr ungewundenes Ja! Die Katastrophe Ihres Landes ist ungeheuer! Sie müssen bedingungslos die Demobilisierung der Reste Ihrer Armee befehlen! Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig! Der schnelle Fall Ihrer Festungen, das Versagen Ihrer sämtlichen Truppen, das alles gibt Napoleon das Recht, so viel von Ihnen zu verlangen! Worauf wartet denn eigentlich Eure Majestät noch? Die Zeit der Wunder ist vorbei! ...“

„Träte ja mein halbes Reich ab, wenn ich die Oderlinie abträte!“

„Sie werden ganz Preußen verlieren, wenn Sie weiter zögern! Ihre Gattin, die Frau Königin ... Napoleon hat recht, Majestät, die Königin sieht die Dinge nicht, wie sie sind ...“

„Moderieren Sie sich! Bitte darum!“

„Eure Majestät, solange die Erde besteht: jedes Land ging zugrunde, dessen Entschließungen von weiblicher Leidenschaftlichkeit beeinflußt waren!“

„Schweigen Sie jetzt gefälligst von meiner Frau!“

„Sie können aber doch, Majestät, die Verantwortung vor Gottes Gericht nicht tragen?! Majestät! Ich bitte Sie: Seien Sie wieder der gütige Monarch, als den wir Sie liebten!“ Sie standen, schwer, stoßweise rauchte der Atem aus Friedrich Wilhelms Brust; der Atem stockte. „Majestät,“ hatte Haugwitz ungeduldig gesagt, „was wollen Sie überhaupt? Der Friede ist publiziert?!...“

„Wieso denn?“

„Jawohl, Eure Majestät! Kaiser Napoleon hat amtlich in Berlin publiziert, daß der Friede gemäß seinen Wünschen abgeschlossen sei! Es bleibt Ihnen nichts übrig, als sofort zu unterzeichnen!“

Hat Napoleon keinerlei Recht gehabt, den Frieden zu publizieren! Ist das eine neue brutale Gewalttat! Habe ich das Diktat doch noch nicht sanktioniert!?“

„Macht ist Recht, Majestät!“

„Rufen Sie den Staatsrat zusammen.“

Einen jähen Haken schlug Friedrich Wilhelm. Gesenkten Kopfes, verzweifelt, die Pfützen nicht achtend, ging der König bei eingefallenem Rücken dem Schulhause zu, in dem er Quartier genommen hatte. Trübselig qualmte Rauch über das niedere Binsendach.

„Pst!“ Vorsichtig lugte General von Zastrow aus dem dunkeln Hausgang des Dorfkruges neben Haugwitz. „Wie steht es? Wird er unterzeichnen?“

„Schickt die neuen Zeitungsangriffe Napoleons hinüber! Samt den Depeschen vom Falle Nimburgs und Plassenburgs!“

„Haben Sie die Majestät wenigstens dahin gebracht,“ fragte ängstlich Friedrich Wilhelms Generaladjutant von Köckritz, „daß er bereit ist, nach Berlin zu fahren? General Duroc ist der festen Meinung, daß ein Fußfall dort schnell alles in Ordnung schöbe ...“

„Trommelt den Rat zusammen,“ befahl Haugwitz, „sonst kriegt sie ihn drüben noch einmal herum! Schnell! Holt ihn gleich 'rüber! Da! Sie macht schon Licht! Flott, flott, altes Huhn, laufen Sie, Köckritz! Es geht um unsere Existenz!“

Heftig war Luise in ihrem frierenden Hinbrüten zusammengefahren, als sie ihres Mannes Schritt auf dem Lehmboden des Flurs gehört hatte. Hastig drängte sie sich, nun der Schritt verklungen war, am wackeligen Tisch hinter den aufeinandergetürmten Koffern vor. Er war in die Schulstube getreten? Er floh sie? Wider sich selbst hochaufgerichtet, schüttelte Luise den Kopf. Sie trat in das Schulzimmer, Köckritz öffnete die Türe vom Flur.

„Eure Majestät!“ sagte Köckritz verwirrt, reglos hielt Luisens helle Gestalt in der finsteren Dämmerung vor ihm. „Der Kriegsrat erwartet Eure Majestät!“

Friedrich Wilhelm fuhr aus seinem Grübeln beim Fenster auf, er machte zwei gewaltsam entschlossene Schritte zur Türe. Er stand, er sah Luisens Augen. Diese Augen! Sie schenkten alle Kraft einer gemarterten Seele weg, die sich selbst entleibte! „Fritz,“ sagte Luisens Stimme ruhig und klar, „denke nicht zuviel an die Folgen, die du nicht übersiehst, die nur Gott übersieht, die er befiehlt, erfülle deine Pflicht — sei willig, dein Leben zu leiden, für die Fehler, die wir machten, zum Besten derer nach uns!“

Digitized by Google

„Majestät," stammelte Köckritz ängstlich, „General Duroc reist ab, wenn Sie zögern!"

Luise nickte mit einer feierlichen, sicheren Bewegung ihres klarlinigen Kopfes, ihre Augen geleiteten ihren Mann, in den wieder langsam Bewegung kam. „Entscheide dich mit Gott."

Aufgerichtet verschwand Friedrich Wilhelm; betroffen, ihn nach rückwärts deckend, wie ein besorgter Kerkermeister, stapfte Köckritz nach.

Luisens Herz tat einen wilden Schlag. Es wurde groß, füllte Brust und Hals. Stand.

Lärmend fuhren der Wind, der Schnee und der Regen um die armselige Hütte.

„Majestät!" schrie verzweifelt in der Finsternis Köckritzens Stimme auf. „Majestät! Erwachen Sie doch! Der Krieg geht ja weiter! Graf Haugwitz hat resigniert! Herr vom Stein übernimmt sein Portefeuille . . ."

Scheu flackerte eine Kerzenflamme im kalten Dunkel.

Der Truchseß weinendes Gesicht sah Luise vor sich, ganz nahe und dicht war es vor ihr, Köckritzens kurze Gestalt war doppelt so groß als sonst, Luise suchte sich zu erheben, sie lag auf dem Fußboden, ihr Pelzmantel stand offen, ihre Brust war eiskalt, sie hatten ihr den Hals entblößt. „Majestät haben eine . . . Ohnmacht gehabt?!" Luise wollte auf, sie hatte nicht die Kraft, die Arme zu heben; krampfhaft hielt die junge Hofdame der Königin Oberkörper eine Handbreit vom Boden hoch.

„Seine Majestät hat," stotterte Köckritz, „ohne Abstimmung entschieden . . ."

Linnenweiß war Luisens Antlitz, es sank wie abgebrochen neuerlich zur Seite, dem Boden zu. „Sie wird neuerlich ohnmächtig!" schrie die Truchseß.

„Majestät!? — Majestät!" beteuerte Köckritz. „Der König reist heute noch den Russen entgegen! Wir fügen uns nicht der Gewalt . . !"

„Seien Sie still; das regt sie doch nur noch mehr auf! Sie ist ja schon wieder ohnmächtig!"

„Ach Gott, ach Gott, ja, ich bedaure sie gewiß!"

„Ihr seid egoistische Bestien!"

„Nein! Ich protestiere!" schrie Köckritz. „Sie hat ihre Zustände, weil sie nicht gewohnt ist, in ungeheizten Räumen zu sein!"

In Königsberg nahm Rüchel die Parade der geflüchteten Heerestrümmer ab. Blaß und verbissen hielten die Offiziere vor ihren zusammengeschrumpften Eskadronen. Bei blutunterlaufenen Augen, zornrot, ritt Rüchel die kurze Front ab. Er hielt das Pferd in der Pose an, die er als Leutnant bei Friedrich dem Großen gesehen hatte. „Na, mein hochverehrter Herr von Strachwitz," begann Rüchel, im stolzen Bewußtsein, voll dämonischer Schadenfreude zu wirken, „Ihr Schnurrbart ist ja geradezu herrlich gepflegt! Ich konstatiere mit Freude, daß Sie die Not des Vaterlandes nicht touchiert?" Zitternd vor Grimm starrte der Beleidigte Rüchels Weißkopf an. „Und Sie, Herr Major von Pirch," akzentuierte Rüchel, „Sie haben sich doch hoffentlich auch nicht auf der Retirade zu sehr irritiert? Sehen famos aus! Immer gut geschlafen?"

„Exzellenz!?"

„Silentium! Herr von Bismarck, darf ich mir die Frage erlauben, ob auch Ihr Heldenherz intakt blieb? Ja?! Das begeistert mich! Was machen Ihre Hühneraugen? Ich beglückwünsche Sie auf das herzlichste zu Ihrem Wohlbefinden! Das Vaterland freut sich mit mir!" Theatralisch ritt Rüchel weiter. „Darf ich mir, verehrter Herr von Podewils, die Bemerkung erlauben, daß Sie jetzt der holden Weiblichkeit durch Ihre heroischen Taten hinter Jena noch wertvoller geworden sind?" Voll Haß streckte Rüchel die Hand; er faßte den vor Zorn und Ekel betroffen Erbleichenden, dem zwei blutrote, noch nicht verharschte Säbelnarben im schmerzlich hageren Antlitz brannten, an der Schulter; roh riß Rüchel Podewils' Schulter hin und her. „Haben Sie nicht wenigstens am Rücken bei Ihrer glanzvollen Offensive etwas abgekriegt?" Beleidigend, von oben bis unten maß Rüchel den Offizier, der ihn fassungslos anstarrte. „Das Gesäß heil? . . . Gratulor!"

„Herr General!? . . ."

„Gehen Sie zur Rekonvaleszenz in Arrest! Ich bin, Königliche Hoheit, enchantiert," fuhr Rüschel zu Prinz Wilhelm fort, „zu sehen, daß Sie auch Zeit für die Rasüre hatten?" Erbitterter Unwille rauschte die Front entlang auf. „Alle Herren, von hier an," schrie Rüchel, „gehen für acht Tage in Arrest! Major von Münchhausen, setzen Sie sich mit Ihrem aufrührerischen Gesicht dazu."

„Gern! Doch ich rate Ihnen, Exzellenz, unser durch das Unglück aufs letzte gereiztes . . . Ehrgefühl . . . nicht zu sehr mit . . . Füßen zu treten!"

„Herr!?" brüllte Rüchel. „Ich habe für Preußen geblutet! Ich habe Ehrgefühl bewiesen! Ihren Degen!"

„Von Herzen! Da!" Zwei, drei, mehrere Offiziere schleuderten ihre Degen von den Pferden. „Hier!" — „Da haben Sie!"

„Ruhig!" schrie Rüchel, „aufgehoben und pariert!" — „Nein!"

Rüchel riß die Pistole aus dem Sattelhalfter; er schlug sie auf den Nächsten an. „Vorwärts! Oder!? . . ."

Digitized by Google

„Nein! — Niemals."

„Wir verweigern den Dienst, bis uns der König Satisfaktion gab!" Von Erregung geschüttelt, setzte sich ein Leutnant den beim Rückzug erfochtenen Pour le mérite vom Hals; Friedrichs des Großen Ehrenzeichen fiel in den Schmutz.

„Spukt Ihnen der Schuft von Stettin, Ihr Vater, im Blut?"

Leutnant von Romberg zückte den Degen; ohnmächtig durch Scham und Schmerz, sank der junge Offizier vom Pferd, ehe er den Stich tat.

„Meine Eskadron zu mir!" schrie Bismarck, „wir rücken ins Quartier!"

„Die meine auch! Die Parade ist aus!"

„Wer kommandiert!?" brüllte Rüchel.

„Nicht ein Mann wie Sie! Wir reiten zum König! Eingerückt!" Unwillig schwenkte eine Eskadron der Stadt zu. „Ihr treibt Hochverrat!" Eine zweite Eskadron folgte. „Ihr seid ehrlos!" brüllte Rüchel. Sie ritten einander an, die Mannschaft murrte, verzweifelt stierte sie über den Schnee ins Nebelmeer.

⁂

„Ach was," schimpfte Köckritz in der hin und her polternden Kutsche, „einen Rasttag hätte die Königin schon noch machen können! Der hätte ihr gar nichts geschadet! Jetzt, auf einmal, in einer Tour, im Winter! Bei diesen Straßen, wie verrückt nach Osten zu jagen, ist Wahnsinn! Das ist so echt weibisch; unvernünftig, bis zum Exzeß! ..."

„Es ist doch wohl natürlich, daß sich Ihre Majestät sorgt, wenn eines ihrer Kinder krank ist? Sie kennen eben Muttergefühle nicht!" Quer im Fondsitz hockend, sperrte Köckritz die bissigen Knopfaugen auf. „Sie haben kein Kind! ..." stieß die Truchseß zitternd vor.

„Haben denn Sie eines, Bertha?"

Tief errötend, mit glänzenden Augen sah die junge Hofdame vor sich hin. „Wenn mir Gott einmal eins schenken sollte," sagte sie ergriffen; sehnsuchtsvoll, schwärmerisch schickte sie den Blick über die brachen Äcker vor dem Kutschfenster zum verhängten Horizont, „dann will ich ihn bitten, daß er mich eine Mutter sein läßt wie unsere Königin!

„Nanu," sagte Köckritz gelangweilt und schläfrig, „schon gut!" Mißmutig wickelte er sich dichter in die Pelze und Reisedecken; die Truchseß saß nun völlig ohne Schutz auf dem schmalen Rücksitz. „Mir kann es ja recht sein! Auweh, au—weh!" Bei schmerzverzogenem Gesicht griff sich Köckritz über dem Lackstiefel das dicke Bein ab, „die Gicht mordet mich! Ach, auweia! Hätt' das alberne Frauenzimmer, die Voß, nicht noch einen Tag von der Krankheit des Prinzchens den Mund halten können? Dann hätten wir den Rasttag gehabt!"

„Ich bitte Sie, schlafen Sie doch endlich wieder!"

„Ja! Gern!" knurrte Köckritz, wie ein Dachs vergrub er sich unter dem Wärmezeug. „Es ist ohnehin das Klügste, was man tun kann." Er schloß die Augen, dumpfes Grollen drang durch die schütternden Wagenfenster. „Jetzt schießen sie schon wieder!" lamentierte Köckritz, aufbegehrend vermummte er sich die Ohren. „Es ist wirklich zum Verzweifeln! Was diese Russen nur immer zu schießen haben?" Wärme zusammenkramend, verschränkte er die Arme über der Brust; nach wenigen Wagenrumplern war er eingeschlafen. Befreit atmete die Truchseß auf; sie kratzte sich ein Guckfensterchen in die Eisschicht der Wagenscheibe; prüfend spähte sie in die Heimat, in die endlose trostlose Weiße der dünn beschneiten ostpreußischen Äcker hinaus, die langsam vorüberzogen, vom schneebeladenen, tiefhängenden Himmel düster überdeckt, ringsum von finstern Kiefernwäldern umrahmt. „Wir können," flüsterte die Truchseß im aufrichtenden Selbstgespräch, „zu Abend in Königsberg sein, wenn die Relais in Ordnung stehen. Übrigens," sie lugte vor, „es muß jetzt bald wieder eine Relaisstation kommen." Eine gelbe Lehmmauer schnitt das trübe Bild der Landschaft entzwei; der Wagen fuhr langsam neben einem niedrigen Strohdach, von dem lange Eiszapfen niederhingen. Der Wagen hielt. Mit allen Vieren fuhr Köckritz in die Höhe. „Sind Wölfe da?" schrie er. „Franzosen? Was ist los? Schauen Sie doch!" schimpfte er. „Wir stehen ja!" Dumpf polterte der Schall der fernen Kanonenschüsse durch die träge ziehenden Wolkenmassen. Die Truchseß öffnete und spähte vor: man unterschied in der harten Kälte deutlich die einzelnen Schläge der fern kämpfenden Geschütze. „Machen Sie doch die Türe zu! Der Wind mordet einen ja!" Die Truchseß sprang in den tiefen Schnee nieder, heftig warf sie den Wagenschlag hinter sich zu. Luisens Kutsche hielt neben dem einsamen Gehöft; erregter Wortwechsel drang von den Stangenpferden zur Truchseß; sie lief vor. Die Postillone und Diener standen, heftig debattierend, in einem Haufen vor dem Wagenfenster der Königin zusammen; drohend und gestikulierend redeten sie auf einen grinsenden Bauernknecht ein, dem die Pelzmütze schief und trotzig auf dem Schädel saß.

„Der Vorreiter hat doch die Nachricht hergebracht?! ..."

„Es sind aber trotzdem für euch keine Relaispferde da!" sagte widerspenstig, mit

Digitized by Google

polnischem Akzent der Knecht; tückisch lachte er.

„Der Teufel soll dich und deinen Herrn holen!“

„Er wird euch früher holen!“

Das Fenster in Luisens Kutsche glitt nieder; ängstlich sah Luisens blasses Gesicht in die einsame Abenddämmerung.

„Majestät,“ sagte der Postillon, „da ist ein störrischer Lümmel, der uns die Relais verweigert!

„Nimm wenigstens vor deiner Königin die Mütze ab!“ schrie der Bereiter, zornig hieb er sie dem Knecht vom Schädel. „Schaff' die Pferde! Auf der Stelle!“

„Nicht doch!“ bat Luise gequält, sie sah flehend den Polen an. „Ach guter Mann, mein Kind in Königsberg ist krank; ich bitte Sie, halten Sie uns nicht unnötig auf!“ Störrisch bückte sich der Knecht nach seiner schmierigen Kappe.

„Die Pferde her!“ befahl der Postillon, er kehrte grimmig den Peitschenstiel um; gewohnheitsgeschickt wich der Bedrohte dem pfeifenden Stockschlag aus. „Was soll ich denn tun? Wir haben keine Lust, uns euretwegen den Kopf abzudrehen, wo die Franzosen schon im Land streifen!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie der Postillon.

Spöttisch nickte der Knecht. „Heut mittag war eine fränkische Kürassierpatrouille hier; die Russen gehen wieder zurück! Wenn ihr noch lange hier wartet, so kommen die Herren Kürassiere zurück und dann heißt's: Ade, schöne Königin! Sie haben einen Steckbrief erlassen!“ Aufreizend schob der Knecht die Hände in die Hosentaschen, verächtlich vor sich hinpfeifend, ging er ins Haus; ehe er eintrat, im Vorübergehen klopfte er mit gemein anzüglicher Bewegung auf das angenagelte Bild, das sich im Winde wie gekreuzigt krümmte. „Hibsche Frau das!“ Auflachend sprang er durch die Türe und riegelte sie zu.

„Tut ihm nichts!“ bat Luise tonlos, als begriffe sie nicht, was um sie geschah. „Geht es nicht mit dem alten Gespann weiter? Mein Kind liegt im Sterben. Ach bitte liebe Leute, bitte, es muß weiter gehen!“ Die Bereiter und die Postillone schüttelten sorgenvoll die Köpfe; sie schritten bedächtig zu den Pferden vor, die aus hängenden Nüstern schwer und erschöpft in die Dämmerung rauchten. Die Truchseß lief zur Scheunentüre, sie stand starr; das Bild stellte eine schwangere Frau dar, die in Offiziershosen und Reiterstiefeln, die Brust gemein entblößt, sich entkleidete und dabei verliebt zu einem Bilde über ihrem Bette starrte, das des ... Zaren ... Antlitz ... zeigte; die Frau trug — schnell, wie von Sinnen drehte sich die Truchseß, sie deckte mit ihrem Rücken das beschimpfende Flugblatt vor Luise zu. Wie ein fernes Meer stieg und fiel in der trostleeren Stille der Verlassenheit der Schall des Kanonendonners.

„Wir müssen sie in Sicherheit schaffen!“ schrie der Postillon, wütend maß er das stumme Haus. „Und wenn mir meine Gäule verreckten!“ Er kletterte auf den Bock, er tat einen Wutblick zu Köckritzens stummer Kutsche zurück. „Den Dicken, mit seinem Generalschapeau, den schmiss' ich am liebsten in den Dreck! Macht vorwärts!“

„Bertha!“ rief ängstlich Luise, ihr Wagen begann schon zu rollen. „Kommen Sie!“

„Gleich, Majestät!“ Verzweifelt deckten der jungen Hofdame Schultern das napoleonische Pamphlet; aufgeregt sah Luise aus dem Kutschfenster zurück.

„Sie kommen ja nicht mehr nach!“

„Doch.“ Das Bild war nun außer Luisens Unterscheidungsvermögen; gehetzt lief die Truchseß los. „Darf ich wirklich zu Eurer Majestät?“

„Kommen Sie doch, liebes Kind!“ Der Wagen legte sich über einer eingesunkenen Stelle schief. Luise öffnete die Türe.

„Hüh! Vorwärts, oller Fritz! Zieh an, großer Kurfürst!“ schrie der Postillon seine Pferde an, es ging weiter, taumelnd sank die Hofdame auf den Rücksitz vor Luise nieder.

„Ängstigen Sie sich nicht, Kindchen!“ sagte Luise, sie nickte der verstörten Truchseß mutmachend zu. „Die Leute haben alle den Kopf verloren.“

„Ach ja, Majestät! Gewiß nicht!“

„Ihnen ist kalt? Nehmen Sie von meiner Decke!

„Ach nein, Majestät!“ Der Truchseß Augen baten den fahrigen Ton ihrer Antwort flehentlich ab; die jungen Augen waren voll Tränen. „Lassen Sie sich, Majestät, doch nicht durch mich stören!“ flehte die Truchseß. „Ich werde mäuschenstill sein!“ Luise packte das Mädchen in ihre Decke mit ein; dankbar, daß es sich von ihr hatte helfen lassen, lehnte Luise den Kopf wieder zurück, sie schloß die Augen. An den kummervoll angespannten Mienen merkte die Truchseß, daß Luise nicht schlief, daß sie schwer über irgendetwas nachsinnen mußte: die blaurötlichen eingefallenen Lider zuckten, wirr durcheinander spulten die überreizten Nerven Bild auf Bild vor Luise ab: Des Braunschweigs leer geschossene Augenhöhlen sah sie, sie sah seinen vertriebenen Sohn im Lande irren, abgesetzt, verfehmt! Höhnisch ist Napoleons Lächeln! Was will der englische Unterhändler, der seit zwei Wochen in Königsberg sein soll? Will

Gott durch England helfen? ‚Gott,‘ fängt Napoleons letztes Bulletin an, ‚der in seiner Hand alle Gestaltung der Dinge hält, entschied zwischen mir und der preußischen Doppelzüngigkeit!‘ Er beruft sich auf ... Gott? ... Gott! Wenn Massenbach wirklich den Hohenlohe betrog? Dann hätten sie bei Prenzlau gar nicht kapitulieren müssen? Wollten sie den Fritz zum Frieden zwingen? Gott, ich verstehe das alles nicht! ... Karlchen! Stirb mir nur du nicht! Das hielte ich nicht aus!‘ In marternder Qual rieb Luise unter der Decke die Beine aneinander; sie konnte die Füße nicht ruhig halten, sie zuckten wider Willen. Verzweiflungsvoll, um nicht in ihrer Unrast und Angst aufzuschreien, preßte Luise die Kniee aneinander. ‚Wie kriecherisch mich der Kabinettsrat, der Lombard ansah? Er ist so mächtig! Nicht einmal jetzt, in der Not, konnte er sich zurückhalten! Immer hat er mir in den Brustausschnitt geschielt; wie ekelhaft! „Die Königin hat sich übereilt,“ steht in der Königsberger Zeitung! Ich? Ich hab' schon gewußt, warum ich ihn hab' verhaften lassen! Der Fritz traut ihm zu viel, er ist zu wenig energisch! Diese Verleumdungen! Dieses Aufeinanderlosschlagen, wer am Unglück schuld ist! ... Es ist so entehrend! Ich will's ja gern auf mich nehmen, wenn sie dann ruhig sind. Sie sollen doch endlich etwas tun! Bin ich schlecht gewesen? ... Kokett, kokett, ja, das bin ich schon gewesen. Aber, das ist doch kein Verbrechen? Ich hab' doch keinen Einfluß auf die Regierung gehabt!? Gibt es denn gar keine — Lösung? Es muß doch eine geben!?‘ — „Was ist?“ ... „Wollen Eure Majestät etwas? ... Eure Majestät ... träumten wohl ... sehr schwer?“ Verlegen blickte die Truchseß in Luisens aufsehende Verstörung. „Eure Majestät zuckten so im — Schlaf? ...“

„Das hab' ich jetzt oft, liebe Bertha; kehren Sie sich nicht daran! Ich werd' jetzt gewiß ruhig sein! Gute Nacht.“

„Gute Nacht ... liebe Majestät!“

„Gute Nacht ... Kind.“

‚... Ferdinandchen vermag nicht den Kopf zu heben! Oh Gott! Fritz! Bist du mir böse? Ich muß ja Ordnung machen! Stein! Dieser Stein! Die Männer sind so hart zueinander! Warum nimmt er nicht das Portefeuille? Und der Hardenberg? Der nähm's vielleicht, aber den mag doch der Fritz wieder nicht? Ich werd' jetzt viel in Lazarette gehen; der Napoleon tut das auch, heißt es; vielleicht siegt drum seine Armee? Die Not ist ja so groß! Überall hinter uns sollen die Dörfer brennen, sie sollen die Kinder ins Feuer werfen! Wir werden verhungern, wenn sie die Ernte verbrennen! Wir sind so feig, alles will nicht mehr kämpfen, die Minister schwören Napoleon Treue; sie haben doch dem Fritz seinerzeit geschworen? Oh pfui! Sie denken alle nur an sich! Um Gottes willen, wie schlecht sind die Menschen?‘

„Majestät? ...“

Verstört schlug Luise wieder die Augen auf; es war jetzt im Wagen so dunkel, daß sie das Gesicht der Hofdame kaum noch sah.

„Seien Sie mir, Majestät,“ stammelte der Truchseß Stimme, „nicht böse, daß ich Sie wieder — im Schlafe störte ... aber Sie atmeten so schwer? ... Soll ich, darf ich jetzt vielleicht ein Stückchen Schokolade aus dem Fußsack reichen?“

„Essen Sie, Kind!“

„Aber, Majestät! Eure Majestät muß essen!“

„Ich hab' zu viel Schokolade gegessen!“

„Hier, nur das Stückchen, Majestät!“

„Nein, nein, ich hab' viel zu viel Schokolade gegessen, als ich jung war.“

„Eure Majestät sind doch noch jung!?“

„Ich bin schon über dreißig, Kind! Warum ist es denn eigentlich so dunkel?“

„Der Abend ist da, Majestät. Wir können eigentlich nimmer weit haben! Hören Sie nur, Majestät, diese vielen, vielen Raben und Krähen über uns; hören Sie?“ Luise sank in sich zusammen, scheu sah sie zum Wagendach aufwärts. Unheimlich und gierig knarrte der Totenvögel Schreien aus der kalten Finsternis um die hin und her stoßende, jäh gehobene und sich immer wieder wild senkende Kutsche. „Wie arm,“ sprach Luise, mitleidgebeugt lugte sie durchs Kutschfenster in die schnell sinkende Nacht. „Wie entsetzlich arm!“ Sie hatten eine müde schleichende Soldatenschar eingeholt, Tücher hatten die tierisch Trottenden um die Köpfe gebunden, die Fliehenden waren fast durchaus bloßfüßig; erbettelte Bauernkittel hingen ihnen über den zerfetzten Uniformen; sie trugen die Gewehre, soweit sie noch solche hatten, verkehrt, sie nützten sie als Krücken und Stützen. Wie angebunden zogen sie hinter einem rumpelnden Plachenwagen drein, von den schreienden Krähen wie von einem riesigen flatternden Trauerschleier geleitet.

„Das Elend, Bertha! Ach, Bertha, ist das ein Elend! Ach Gott, und jetzt schneit es auch noch! Und wie dicht! Nun werden die Armen zugedeckt, die für uns starben, im Frühjahr wird man sie erst wieder finden, verfault ...“

„Erregen sich Eure Majestät doch nicht so! ...“

„Ich bin ja schon still!“ Luise schloß die Augen, sie lehnte sich wieder zurück.

Digitized by Google

„Majestät!?"

So heftig fuhr Luise auf, daß die Truchseß bis ins Innerste ihrer Seele erschrak.

„Was von Karlchen?"

„Nein, Majestät, aber Kosaken! ... Da: Kosaken!" Luisens Wagen stand quer; Diener steckten lange Kerzen in die Laternen, sie machten Licht: Finster, raschelnd zog ein dunkler Wurm seitab der Straße im Eis über den Äckern vorüber, kleine Pferde schnaubten, Picken starrten schwarz gegen den halbhellen Schnee, der sich farb- und raumlos in die Ferne verlor; ein Mongolengesicht, gelb, mit langem Bart, unter einer hohen Mütze, auf struppigem Pferd, tierische Neugier in den geschlitzten Augen, starrte, dem Wagen näher lenkend, Luise an. Sie erschrak und lächelte dem Kosaken freundlich zu. „Die Hilfe, Majestät! Sie ziehen Napoleon entgegen!"

„Weil wir unfähig sind!"

„Aber Majestät! Wir wollen doch froh sein, daß sie uns helfen? Da! Unsere schwarzen Husaren! Herr von Oppen!" Dicht, wie schützend ritt an den Wagen ein preußischer Offizier heran; er zog ehrerbietig den Hut. Die Truchseß winkte und winkte, sie brach in glückliches Weinen aus und rief: „Man sieht ja schon die Lichter von Königsberg, Majestät! Da! Hier! Dort drüben! Jetzt, jetzt sind Sie bald bei Ihren Kindern!"

Husaren schirrten frische Pferde an den Wagen. „Ich will dem Postillon was geben!"

„Er kriegt schon, Majestät!" Der Wagen jagte los, Luise sank zurück. Sehnsüchtig starrte sie zum fernen Lichtschein am Horizont. Die Husaren galoppierten neben und hinter dem Wagen; es war auf einmal so sicher, wie ein Stück Heimat waren die Husaren! „Nicht, Majestät! Sie werden sich erkälten!"

„Wissen Sie, Herr von Oppen, wie's meinem Karlchen geht?"

„Wie, Majestät?" Des jungen Offiziers Gesicht neigte sich im Galopp zum niedergelassenen Fenster. „Wie es dem Prinzchen geht?" rief die Truchseß.

„Ich soll, Majestät, von der Frau Oberhofmeisterin von Voß melden, daß Herr Geheimrat Hufeland ... hofft!"

„Sehen Sie, sehen Sie, Majestät! ... Wird Ihnen schlecht? ... Ich mache das Fenster zu."

„Nein! Lassen Sie! Es war nur die Freude! Mir ist schon wieder ganz gut!" Bergauf ging es. „Wie steht es denn sonst in Königsberg?"

Verlegen sah der junge Offizier drein. „Wir müssen, wir werden uns finden!" sagte er.

„Lassen Sie doch schneller fahren, Herr von Oppen! Ihre Majestät will zu Ihren Kindern!"

Anklammernd, sehnsüchtig, als könne sie sich am näherkommenden Lichtschein vorwärts ziehen, hing Luises Blick an den Lichtpünktchen. Trommelschlag rasselte auf, wild, ehern, mit entschlossener Kraft. Die Wache stand stramm, für einen Augenblick hielt die finstere Torwölbung Luisens Wagen fest; der Offizier der Wache, der in der hellen Türe stand, hatte freudig gegrüßt? Gäßchenbilder rissen auf; rechts und links, im Schein von Lampen, Laternen und Fackeln standen Menschengruppen, Männer, Kinder, Frauen mit großen Hauben. Keine Hand hob sich, kein Ruf klang, aber die Augen, diese ernsten Augen! Selbstgeschnitten, plump geklebt baumelten die Transparente im Wind. „Hoch"! stand darauf. „Hoch unsere Mutter!" war auf ein Brett gemalt, das im Fenster einer Schusterwerkstatt, inmitten zweier Talgkerzen aufgerichtet war; gebückt hämmerten dahinter der Meister und die Gesellen. Soldatenstiefel! Die Arbeitenden hoben die Köpfe, sie nickten, emsig hämmerten die schwieligen Hände weiter. So muß es sein.

„Was hat der Mann gerufen? Breslau ist ... gefallen?

„Leider, Majestät, leider, wir wissen es schon seit gestern abend!"

„Ach Gott!"

Schwarz, mächtig, mit wenig erleuchteten Fenstern niederstarrend, hob sich die klotzige Kontur des riesigen Ordensschlosses aus dem Düster der Schneenacht empor. Luise riß die Decke von den Knieen. „Noch nicht! Majestät!" Keuchend schleppten die Pferde den Wagen den Schloßberg hinan.

In einem endlosen, dickquadrigen Tor lärmten die Räder. Mit Händen und Knieen stieß Luise die Wagentüre auf. „Majestät?" Luise warf sich in den naß niedersinkenden Schnee hinaus, fast riß sie die Fahrt des Wagens zu Boden, mit flatterndem Kleid lief sie an einer stummen bedrückten Reihe von Offizieren vorbei, die wie erfroren im Dunkel standen, sie prallte an eine erschrocken zurückfahrende Brust, sie rannte quer durch das lautlose Schneetreiben, durch den hochliegenden Schnee im riesigen Burghof, vorbei an den Ratsherren mit den Goldketten, taumelnd, wie fliehend, hetzend der Freitreppe zu, auf der wartende Menschen im Fackellicht standen, vorgeneigt, in höchster Spannung zum königlichen Wagen starrend, der klein und ratlos mit der Truchseß inmitten des weiten Hofgeviertes hielt. Bis ins Herz erschrak die Voß: Aus der Kälte, aus dem Zwitterdunkel des nassen Schneetreibens stürzte eine Gestalt, die Königin ins Licht

Digitized by Google

empor, barhaupt, die Arme gebreitet, mit dem leidenschaftlichen Schrei: „Wo sind meine Kinder!“

„Mama—chen! Mamachen!“

„Kinder!“

Luise kniete, umjubelt von ihren Kindern, im Schnee, sie starrte zur Voß empor, in Todesangst. „Karlchen ist außer Gefahr, Majestät! Willkommen, huldvolle Majestät!“ Dankbar, gelöst sanken Luisens Lippen in das Gewirr der emporgereckten Händchen und Gesichtchen ihrer Kinder nieder. „Mama “

Wie von herrischen Händen aus der Unsichtbarkeit der unendlichen Dunkelheit über ihr gezogen und gehoben, richtete sich Luise langsam auf: erdentrückt leuchtete ihr Blick. Sie umschlang ihre Kinder, die eng an ihren Hüften hingen, und erhob sich zu ihrer vollen Höhe. Sie sah Massow, Buch, Rüchel, die fehlerbehafteten Getreuen ihres Gatten, die sorgenvollen Ratsherren, die im Schnee langsam heranschritten, Hardenberg, reglos glänzten Steins finstere Augen; ausgestoßen hielt die Offiziersdeputation seitab im Hof; Lombards Erbärmlichkeit trat zwischen zwei Russen vor, eine englische Uniform, Luise straffte den Hals, die Fackeln knisterten und qualmten. „Das Vaterland ist gebeugt,“ sprach Luise mit weithinklingender Stimme, „durch unsere Schuld! Ihm helfen nicht Tränen und Zorn! Befreit es!“ Höher hob sich Luisens blasser Kopf. „Und wenn es euch nicht gelingt, sucht den Tod!“

„Gott segne unsere Königin!“ schrie Rüchel, er schwenkte den Dreispitz. „Vivat Preußen!“ Erschrocken neigte Luise den Kopf, zitternd, bestürzt wandte sie sich; sie zog die aufstarrenden Kinder an sich! Luise schritt durch die zurückweichenden Reihen, durchs Schloßportal.

„Jetzt müssen Sie vor allem, Majestät, die Robe und die Schuhe wechseln!“ gebot die Voß. „Gräfin Moltke, springen Sie voran!“

„Wo liegt mein Karlchen, Marianne?“

„Karlchen liegt droben!“

Luise stieg mit der bleichen Schwägerin die steile Treppe hinan. Orientierungslos wirrten überall winzige Menschen im halbdunkeln Riesengeäder der kalten Gänge und Treppen herum.

„Wir wollen mit, Mama!“ schrie der Kronprinz von drunten nach.

„Mund gehalten!“ befahl die Voß. „Delbrück, nehmen Sie endlich die Kinder! Nein, die dürfen nicht hinauf! Lisinka, lassen Sie endlich das Tändeln! Die Kammerfrauen sollen alles für die Königin wärmen!“

Luise stürzte vor Karlchens Bett, das Nachtlicht auf dem Tischchen fiel um; schluchzend umfing sie ihr Kind. „Karlchen!“

Des Leibarztes lange Gestalt kam hastig hinter dem Ofenschirm zum Vorschein. „Nicht so nahe, Majestät!“ bat Hufeland. „Bitte, treten Sie vom Bette zurück, Majestät!“

„Mein Alles, mein Süßestes, mein Karlchen! . . .“ Luise lag quer über dem Bett, sie hielt das Kind in ihren Armen umpreßt, den kleinen Kopf an die Brust gezwungen, tief und dicht neigte sie ihr Haupt über des Kindes Wärme. Erschrocken trat Hufeland näher: die Königin war verändert!? Aufs Letzte überreizt!?. . . „Majestät,“ mahnte Hufeland, der Königin Anblick schnitt ihm ins Herz, mit erregter Hand schob er die Arzneifläschchen auf dem Tischchen hin und her. „Das Kind kommt durch Sie aus dem Genesungsschlaf!“ Luise machte sich eilig und schuldbewußt frei.

„Nicht gehen, Mamachen!“

„Ich bleib' ja bei dir!“ Sie zeigte. „Da nebenan, ganz wuzzeldicht neben Karlchen bleib' ich! Und die Tür zu dir bleibt offen, die ganze Nacht! Jetzt bleibt die Mama bei Karlchen! Du, das wird jetzt schön sein!? Was? Freust du dich? Gelt? Leb wohl, Karlchen; auf Wiedersehen! Die Mama kommt gleich wieder zu dir! . . . Weißt du, dem Onkel Hufeland muß man folgen!“ Atemlos winkte Luise dem Kinde zu; ihr Gesicht war wachsgelb, sie küßte ihren rechten Zeigefinger und warf dem Kinde den Kuß durch die Luft zu. „Jetzt kommt auch bald das Christkindchen! Hast du schon daran gedacht? Huih! Das wird aber dem Karlchen heuer bescheren!? Aber nur, wenn es weiter brav ist! Ich hab' das Christkind schon getroffen; es ist ganz alt und mager geworden, vor lauter Sorgen, was es dir heuer alles bescheren soll!“

„Soldat—chen, Mama—chen . . .“

„Die hat's schon im Sack gehabt; aber es bringt noch viel, viel mehr!“ Glücklich lächelnd schob sich Karlchen im Bett; er faltete die Hände und schloß die Augen; dankbar reichte Luise dem Arzt die Hand. „Mein lieber Freund,“ sagte Luise, „Gott wird Ihnen Ihr Werk lohnen; ich kann's nicht! . . . Ich geh' schon!“ Verlegen lächelte sie in Hufelands vorwurfsvoll mahnenden Blick. „Auf Wiedersehen!“ Auf den Fußspitzen verschwand Luise. „Marianne,“ sagte sie, mit wirbelndem Kopf aus der Türe tretend, an den unruhig fächernden Wimpern hingen Freudentränen. „Warum bist du denn nicht mit hereingekommen?“ Sie sah, daß die Schwägerin — Trauer trug, sie erinnerte sich. „Verzeih!“ bat Luise stammelnd, „ich vergaß“. Neue Tränen stiegen ihr in die Augen. „Ist's denn wirklich wahr? Deine . . . beiden Kinder?“ Verloren strich sich Luise über die wie gelähmte Stirn. „Ich vergess'

Digitized by Google

Bildnis der Schauspielerin Leopoldine Konstantin

Pastellgemälde von Prof. Emil Orlik

Digitized by Google

Digitized by Google

jetzt so oft, was Wahrheit und was Einbildung ist ... sie waren aber doch, als du aus Berlin flohst, noch gesund?"

Sanft strich die Schwägerin Luisens Hand. „Geh zu deinen Kindern, Luise!" sagte sie still. „Freu' dich an ihnen und schone dich! Die meinen sind gut aufgehoben!" In schwererkämpfter Fassung nickte sie Luise zu. „Ich geh' jetzt in mein Zimmer."

Im unteren Stock lärmten Luisens Kinder. „Lassen Sie doch die Türklinke frei!" bat kläglich des kronprinzlichen Erziehers Stimme. „Bezähmen Sie sich doch, Königliche Hoheit! Wie wollen Sie denn einmal Napoleon besiegen, wenn Sie sich nicht selbst bezähmen lernen?"

Über die Treppe emporschießend erschien die Voß vor Luise, keuchend. „Wollen Majestät jetzt nicht endlich etwas an sich denken?"

„Mama!" schrie der Kronprinz, er kam emporgerast, „warum schlägt sich unsere Armee so schlecht?"

„Fritz!" Besorgt mahnend legte Luise ihrem Ältesten die Hand auf den schweißnassen Kopf; sorgenvoll kam Delbrück hinter seinem Zögling emporgestiegen. „Excusez, Majestät, Seine Königliche Hoheit ist vom Unglück des Vaterlandes erregt! Herr Prinz," bat Delbrück, „es würde Ihrer Majestät, der Frau Mama, sicherlich Freude machen, wenn Sie jetzt gehorchten und zu Bett gingen."

„So seien Sie doch endlich energisch mit ihm!" zürnte die Voß.

Mit widerspenstiger Exaltation umschlang das Kind seine Mutter. „Die Mama gehört mir! Geht ihr schlafen!" Geschoben und gedrängt schritt Luise die Treppe nieder; sie trat ins schnell zubereitete Eßzimmer.

„Hier durch, Majestät, hier! Delbrück," die Voß hielt den Kronprinzen, der sich heftig wehrte, beim Arm. „Die Kinder dürfen nicht in der Königin Schlafkabinett! Dageblieben! Fassen Sie zu!"

„Ich will nicht! Mama!!"

Bei halbgeschlossenen, wider Willen zusammengezogenen Augen begrüßte Luise ihre Schwester. „Ach, Ika."

„Majestät! So kommen Sie doch endlich!" schrillte die Voß aus dem Nebenzimmer. „Also doch!" schimpfte sie: die Kinder lärmten und tanzten in Luisens Schlafzimmer herum; jubilierend schlug der Kronprinz Purzelbäume über seinen ‚Sieg'. „Vor der Portiere geblieben!" Willenlos ließ sich Luise hinter die Portiere schieben; gleich einer zornigen Pute deckte die Voß die Königin gegen die andern im Zimmer. „Entschuldigen Eure Majestät, daß einstweilen nur das Allernötigste steht, daß noch keine Bilder hängen! Kammerfrau Schadow! Schlafen Sie? Sehen Sie denn nicht, daß Ihre Majestät von der Kälte ganz erstarrt ist?!"

„Mama! Meine erste Reise geht nach Paris, zu Napoleons Begräbnis!"

„Lisinka, reichen Sie Ihrer Majestät den Handspiegel herein! Durchlaucht," zischelte die Voß Luisens Schwester zu. „Ziehen Sie sich bald zurück, damit die Majestät gleich nach dem Souper zum Schlafen kommt; sie hat es arg nötig! Fällt Ihnen nicht auf, wie sie aussieht!..." Des Kronprinzen verbogenes Galanteriedegenchen kam durch die Gardinenlücke geschlichen, es kitzelte Luisens Sohle, die Voß sah, wie die Erschöpfte jäh zusammenschreckte; die Oberhofmeisterin legte die gewärmten Kleidungsstücke, die sie bereit gehalten hatte, zur Seite. „Er ist horribel!"

Die Voß verschwand vor die Gardine: „Nicht!" heult das kleine Lottchen. „Du tust mir weh."

„Hinaus!" ordnete drohend die Stimme der Voß an. „Marsch! Alle hinaus!" Heulen, Stampfen, Schreien, Türen lärmten auf und zu, dann wurde es still. „Gräfin Truchseß, Herr von Massow soll sofort servieren lassen! Die Viereck soll auch ein wenig anfassen; wir sind im Krieg!" Taumelnd, von der Kammerfrau in ein anderes Kleid gesteckt, trat Luise aus ihrem Versteck. „Sie haben Kopfweh, Majestät? Nicht wahr?"

„Ein bißchen."

„Ist es Ihnen hier zu kalt?"

„Mir ist furchtbar heiß, liebe Voto!" sorgenvoll sah die Voß, daß Luisens Wangen brannten. „Die Luft war so scharf beim Fahren. Aber nicht wahr, ich schlafe drüben, droben, bei Karlchen? Ich hab's ihm versprochen!... Ich brauch' nur ein Sofa ..."

„Droben sind keine Öfen!"

„Mir ist ohnehin zu heiß."

„Weil Sie Fieber haben! Jawohl, Sie haben Fieber! Kommen Sie, Sie müssen jetzt endlich etwas essen!" Kammerherr von Buch stand in Trauer.

„Sein Bruder fiel," erklärte die Fürstin Radziwill; sie trat an Luise heran. „Gott grüße dich in der Fremde!"

„Ach, Herr von Buch, es sind so viele gefallen ... was soll man da sagen?..."

„Servieren!" befahl die Voß. „Wir haben leider nur Rinderbraten, Majestät; die russische Sippschaft requiriert alles für sich!"

„Ist der Graf ... Haugwitz noch hier?"

„Nein, er ist auf ... Urlaub!"

„Er ist aber doch ... entlassen?"

„Nur interimistisch, Majestät! Er wird wohl wieder bald Minister sein! Kommen Sie, essen Sie, bekümmern Sie sich nicht um

Digitized by Google

den Quark! Es steht alles niedlicher denn je bei uns auf dem Kopf!"

„Will Herr vom Stein noch immer nicht?"

„Der Hardenberg will auch nicht! Essen Sie!" Die Voß legte immer mehr auf Luisens Teller. „Essen Sie jetzt nur fest!"

„Du siehst wirklich matt aus," sagte voll sorgender Teilnahme die Radziwill. „Hast du dich erkältet?" Erregt tätschelte Luise der Radziwill Hand, die sich ihr auf dem Tisch anhänglich entgegenschob; die Bewegung bat um die Erlaubnis, nicht antworten zu müssen.

„Ist mein Fritz jetzt immer so ... wild?"

„Du brauchst dich seinetwegen nicht zu erregen, ich habe mit Hufeland über ihn gesprochen," voll Angst starrte Luise die Redende an, „er ist durch die Erlebnisse und alles, was damit zusammenhängt, außer sich, das gibt sich gewiß wieder!" Flehentlich ängstlich sah Luise die Voß an, sie schob den Teller zurück. „Ich kann nichts essen; nicht bös sein; es geht nicht!"

Die Radziwill erhob sich, die Voß winkte den Anderen zu, das Gleiche zu tun. „Wo haben Sie denn, Herr von Massow, den Blumenstock hingetan?" fragte Luisens Schwester den Oberhofmarschall. „Die Blumen sind von deiner Freundin Berg! Ich soll dich schön von ihr grüßen! Sie ist auch hierhergeflohen! ..."

„Ihre Majestät muß jetzt ruhen! Es ist sehr recht, daß sich die Damen empfehlen!"

„Aber gleich, wenn ich aufwach', muß ich den Herrn vom Stein und den Hardenberg sprechen! Bitte!" Traurig bewegte Luise den Kopf. „Ich versteh' das ja alles nicht. Wieso? ..."

„Herr von Buch, sorgen Sie, daß Ihre Majestät Ruhe kriegt! Meine Reverenz meine Hoheiten! Was? Dem Köckritz sind zu wenig Möbel im Schloß? Er soll ins Feld gehen; dort gehörte er schon lange hin; dort sind noch weniger, er soll sich sein Waschbecken auf den Fußboden stellen und mich in Ruhe lassen! Gute Nacht, Eure hochzuadmirierende Majestät! Was ist Eurer Majestät?" Teilnahmlos saß Luise beim Tisch, jeder Energie bar, verloren zeichnete sie mit dem Messer auf dem Tischtuch herum; der Kopf hing vor, sie konnte ihn nicht mehr heben, die Voß umfaßte Luise unter den Armen und hob sie.

„Ich kann schon ... allein ..." Sterbensmatt, wie erstarrend sanken Luisens Mundwinkel herab.

„Hier, Majestät! Hier ist Ihr Bett!" Mit hartem Klatsch schlug die Voß die eiskalte, brettdicke Bettdecke zurück.

„Nicht helfen!" bat Luise, heftig wich sie den aufhaftenden Fingern der Oberhofmeisterin aus. „Ich möchte noch einmal nach Karlchen sehen; er schläft doch ... nebenan?"

„Freilich!" log die Voß. „Aber der Hufeland hat abgesperrt! Gute Nacht, Majestät!"

„Viel, viel Dank! ..."

Der Schlüssel in Luisens Türe drehte sich von außen.

„Gute ... Nacht," sagte Luise tonlos vor sich hin, ins leere Zimmer hinein; langsam, völlig verwüstet drehte sich Luise einmal um sich selbst herum, sie sank schwindelig auf die Bettkante nieder, stumpf starrte sie durch die tiefe Stille, die sie plötzlich umgab, in die Kerzenflamme. Müde und leer ließ Luise nach einiger Zeit den Blick durchs Zimmer schweifen; die Fensterscheiben schütterten. „Immer fällt, immer fällt etwas ... um?" Ein Schüttelfrost faßte Luise. Tastend, in den Kleidern schob sie sich ins Bett, sie fror, daß ihr die Zähne aufeinanderschlugen. „Seid gut zu mir ... seid ... gut ..." bat sie flüsternd in die Kälte der gefühllosen Mauern hinein. „Ich kann ... nicht mehr ... lange, ich ... will ..."

❀ ❀ ❀

Genußvoll stippte Köckritz in seinem Kaffee; steif und zorngespreizt saß die Voß vor ihm. „Es ist platter Selbstmord," zürnte sie, „wie die Königin lebt! Diese ununterbrochenen Empfänge! Heute war der alte Narr, der Rüchel bei ihr, der Österreicher, der Kalckreuth, Lord Hutchinson, die Russen und jetzt," wütend sah die Voß auf die Uhr, „jetzt debattiert sie schon wieder, ohne Frühstück, seit zwei Stunden mit den zwei Böcken herum!" Die Voß schnellte in die Höhe. „Das geht nicht so weiter! Wenn der Staat nur zu retten ist, daß sie sich umbringt, dann soll er zugrunde gehen!"

„Seien Sie doch nicht so unpatriotisch!"

„Stippen Sie und halten Sie Ihr Maul!"

„Voß, der Stein wird Sie anblasen!"

Ohne anzuklopfen, trat die Voß in Luisens Zimmer. „Majestät!?" ..."

„Einen Moment! Bitte, bitte, nur noch einen Moment!" bat Luise peinvoll, fassungslose Verzweiflung in ihrem totenbleichen Antlitz. „Herr vom Stein?" ...

Mit hochrotem Gesichte, als hörte er nicht, ging Stein im Zimmer auf und ab; mitleidig sah Hardenberg die Königin an. „Majestät," mahnte er eindringlich, „es ist tatsächlich die allerhöchste Zeit, daß sich der König von diesen Herren Beyme und Lombard trennt!"

„Es wird," sprach die Voß dem Minister quer in die Rede, „nach meiner Meinung der preußischen Politik nicht zum Schaden ausschlagen, wenn Ihre Majestät mit Dero

Digitized by Google

höchst wertvollem Leben nicht allzusehr va banque spielt! Das Frühstück ist bereits zum dritten Male gewärmt!"

Flehentlich, um Gnade bittend, verstört sah Luise die Voß an. „Herr vom Stein!" sagte sie. Ohne den Kopf zu heben, hielt Stein in seiner Zimmerwanderung inne. „Wollen Sie wirklich, in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr, den König verlassen?"

„Da bei uns bereits für drei Hofstaate geklatscht wird, so werde ich erst antworten, wenn die Frau von Voß nicht mehr im Zimmer ist!"

„Liebe Voto!" bat Luise. „Tun Sie mir den Gefallen! Ich schwöre Ihnen, ich komme jetzt dann sogleich zu Ihnen! Bitte! Bitte, gehen Sie; ich komme gleich!"

„In zehn Minuten bringe ich das dejeuner herein! Guten Tag, reichsfreiherrlicher Grobian!"

Steins Blick hing scharf an der Türe. Als sie die Voß von außen geschlossen hatte, sagte er heftig: „Kein anständiger Mensch kann in einem Lande Minister sein, in dem Leute wie Lombard und Köckritz etwas zu reden haben! Ich kann nicht, ich darf nicht und ich will auch nicht! Majestät! Was bisher geschah, ist nichts im Vergleich zu dem, was kommt! Drei Tage gebe ich dem König noch Zeit!"

„Nicht!" bat Luise verzweifelt. „Nicht so! Bedenken Sie, wie alles auf meinen armen Mann einstürmt! Ich flehe Sie an, Herr vom Stein, stellen Sie kein Ultimatum! Haben Sie nur noch ein wenig Geduld mit uns; es geht ja ums Land!..."

„Deswegen warte ich eben nicht länger!"

Hilfe erbittend, sah Luise zu Hardenberg. „Es ist zum Verzweifeln," sagte sie matt, „ich kann ja nicht alles allein machen; ich bin ja so machtlos..."

„Ich muß mich, Majestät, mit Herrn vom Stein d'accord erklären!" sprach Hardenberg. „So leid es mir tut, Majestät; kein Mann von Horizont kann für die von Seiner Majestät so störrisch und kurzsichtig weitergetriebene Politik der halben Maßnahmen nach West und nach Ost weiter die Verantwortung tragen! Der König muß sein Lavieren aufgeben und Mann sein! Er soll sich auf sein Volk stützen! Wir müssen mit Rußland ein Dauerbündnis abschließen! Wir brechen anders total zusammen!"

In höchster Fassungslosigkeit schob Luise ihr Kleid über der Brust hin und her. „Mein Mann hat aber doch schon nachgegeben?" sagte sie zag. „Er ist eben durch seine Erziehung mißtrauisch und ängstlich; nur darum entschließt er sich so schwer! Mein Mann gewöhnt sich, Herr vom Stein, langsam an neue Dinge und Verhältnisse..."

„Preußen ist keine Kindsfrau für die Erziehungsfehler seiner Könige! Wir haben zu Ammendiensten keine Zeit!" Brüsk wandte sich Stein zur Türe. „Herr von Hardenberg," fragte er kurz, „kommen Sie mit?"

Flehentlich, bei gefalteten Händen sah Luise den Freund ihrer toten Mutter an. „Mein Mann zeigte doch schon," sprach Luise erbarmungswürdig zu Hardenberg, „daß er den Krieg durchhalten will..."

„Kommen Sie mit?"

„Herr von Hardenberg!?"

In schwerem Kampfe blickte Hardenberg vor sich nieder; er hob den Kopf, er hob die Arme zur Seite und ließ sie resigniert fallen; teilnehmend, aber fest, sah er Luise an. „Ich kann nicht, Majestät!" sagte er. Er verneigte sich; hinter Stein und ihm sank die Türe zu. Luise rang die Hände ineinander, sie tastete an dem Medaillon ihrer Kinder, das ihr auf der Brust hing, herum; zum Tollwerden. Der Kopf schmerzte.

„Es ist ... fürchterlich!" Luise schluchzte auf. Immer wieder schüttelte sie den Kopf. Die Voß arretierte Luise, sie führte gewaltsam die willenlos Widerstrebende zum gedeckten Tisch. Die Kinder kamen vom Morgenspaziergang zurück; gehorsam aß und trank Luise; der Kronprinz stopfte seiner Mutter Sardinen in den Mund.

„Malträtieren Sie Ihre Frau Mutter doch nicht so!"

„Sie haben mir nichts zu sagen!"

„Hier, Majestät, Butter nährt!"

„Kieck an, Mamachen, das zeichnete ich heute früh im Bett! Delbrück hat gesagt, ich sei ein großer Künstler! Der Künstler steht nämlich über allen Menschen, Mütterchen, auch über dem König!"

„Solche Reden sind fraglos sehr weise für die Erziehung eines zukünftigen Königs!" stellte mit Erbitterung die Voß fest. „Sie sind ein Genie, Delbrück!"

„Bitte, Frau Gräfin, Kaiser Karl V. hob einmal einem Maler namens Tizian den Pinsel auf, Kaiser Karl V. war ein großer Monarch, Frau Oberhofmeisterin!"

„Kieck, Mama," schrie der Kronprinz und sprang in die Mitte des Zimmers. „Wer ist das?" Die Hände unter den Schößen der Spieluniform, den überlebhaften Bubenkopf hoch erhoben, so schritt Luisens Ältester auftrampelnd durchs Zimmer.

„Der Stein!!" schrien jubelnd die Geschwister. „So geht der Stein!!"

„Ist der Baron Stein wirklich schuld, Muttchen, daß wir jetzt so oft hungrig zu Bett gehen müssen?" Flirrend, in namen-

Digitized by Google

loser Bestürzung sah Luise ihre Kinder an; der Kronprinz wollte sie versöhnen: „Warum jagt Papa die Russen nicht einfach nach Afrika zurück? Ich mag die häßlichen Bestien nicht; Delbrück hat recht: die Franzosen sind viel feiner! Duu?!“ Heftig, die Mutter, die wie gelähmt saß, zu einer Antwort zwingen wollend, schüttelte das Kind Luisens Arm. „Warum sind wir so schlapp?“

„Mütterchen,“ vermittelte Wilhelm, „es gibt aber viele Leute hier in Königsberg, vor allem die Herren Offiziere, die loben Herrn vom Stein! Du mußt das Väterchen sagen, damit er ihn mag!“

„Wer hat euch gesagt, daß Papa ... den Herrn vom Stein nicht — mag?“

„Ich,“ sagte streitbereit die Voß, „weil es wahr ist!“

„Und wer — wer hat euch ... gesagt, daß er an unserer ... Knappheit die ... Schuld trägt?“

„Der Köckritz! Er schimpft jeden Tag über Herrn vom Stein! Muttchen! Warum verbietet Väterchen unseren Untertanen nicht, daß sie Büsten vom Napoleon bei sich aufstellen? Auch Herr von Lombard hat seit gestern eine ...“

„Woher wißt ihr das? Wart ihr denn ... dort? ...“

„Der Herr Kabinettsrat von Lombard bewirtet Eurer Majestät Königliche Kinder oft, Eure Majestät!“ Purpurrot war Delbrück im Gesicht. „Der Herr Kabinettsrat ist sehr liebreich zu uns, gestern verteilte er wieder prima Bonbons unter uns, er hat sie trotz der Besetzung aus Berlin erhalten! ...“ Die Voß sprang vom Sessel auf. „Ich habe sie selbst versucht, Majestät!“ beteuerte Delbrück. „Sie können Dero Königlichen Hoheiten nicht schaden; sie sind prima!“

„Soll ich Hufeland holen?“

„Zum ... König,“ stammelte Luise; vergeblich versuchte sie, sich zu erheben; die Voß verschwand.

„Delbrück,“ schrie der Kronprinz. Mit schiefem Kopfe, betrachtend trat Luisens ältester Sohn zurück, zeichnend umfuhr in der Luft seine Hand der Mutter Konturen. „Schauen Sie, wie schön meine Mama ist! Wie ihr der Rock fällt!“ Mit jähem Satze sprang das Kind küssend an Luisens Hals. „Heute male ich den Raub der Sabinerinnen! Die schönste kriegt Mamas Gesicht!“

„Weg die Kinder!“ sprach eine hastige Stimme.

„Kommen Sie, Prinz!“ zeterte Delbrück voll Angst. „Ich flehe Sie an; Sie dürfen dafür aus der ‚Indianerbraut‘ lesen!“

„Man ... muß ...“

„Majestät, legen Sie sich lang, bitte!“

Luise starrte in Hufelands Antlitz, wild, unterliegend zerrte sie an der Bernsteinkette mit dem Kindermedaillon, zornig ankämpfend, als wolle sie die Kette zerreißen. „Es muß alles neu werden.“ Sie wollte auf ... „Man ...“ Eine unsichtbare Macht drückte ihr den Kopf auf die Tischplatte. Sie wankte und brach dann in Hufelands und der Voß Armen zusammen.

⌘ ⌘ ⌘

Hell rasselten, als Friedrich Wilhelm in Luisens Leidenszimmer trat, auf dem steilen Dache des Königsberger Schlosses herunterstürzende Ziegel durch die Finsternis. Der orkanartig heulende Sturm hatte vom alten Bau einen Giebel abgerissen und in die nächtliche Weite geworfen. Bang forschte des Königs zerwühlter, mit Gott und den Menschen zerfallener Blick. Luise schlief; ihr mattes Gesicht, dem eine aufgeklappt stehende Riesenbibel den Schein der flackernden Kerze fernhielt, zeigte den Ausdruck äußerster Erschöpfung; wie leblos lag die Kranke. Hufeland wich Friedrich Wilhelms verzweifelt fragenden Augen aus; forschend lag des Arztes Hand auf dem nassen Umschlag vor Luisens Stirn; immer schwächer und schwächer wurde das zurückgeworfene Aufbäumen der Lebensflut; zäh und stockend schleppte sich der Puls.

„Gott kann noch helfen, Majestät!“

„Meiner Frau nicht!“ Friedrich Wilhelm ergriff eine Strähne von Luisens Haar, das todmüde gelöst auf dem Kissen lag, düster in sich starrend, langsam und liebkosend zog er die Haarwelle durch die Finger.

„Kann sie weg?“

Bestürzt fragend hob sich Hufelands Kopf. Als glaube er nicht recht gehört zu haben. Der Wind heulte, er pfiff gehässig durch die klappernden Fensterscheiben. „Wie, Majestät?“

„Napoleon hat wieder gesiegt; er kann morgen schon hier sein!“

„Die Königin kann nicht reisen; es ist unmöglich!“

Lethargisch nickte Friedrich Wilhelm vor sich hin. „So ist die Chose aus!“ Luise bewegte sich.

„Gehen wir nebenan!“ flüsterte Hufeland.

Im Eßzimmer war Frau von Berg; finster warf sich Friedrich Wilhelm auf den Absätzen herum; er ging zurück und trat durch eine Tapetentüre in eine leere, spinnwebübersäte Kammer, auf deren Fußboden die Voß, hochrot, mit großer Anstrengung, ein mächtiges Eisstück für Luisens Umschlag zerstach. „Übermorgen,“ sagte die Voß aufsehend, „können die Kinder schon in Memel sein, Majestät!“ Sie erhob sich in jäher

Digitized by Google

Neue Griffelkunst: Studienkopf

Radierung von G. Gelbke

Digitized by Google

Sorge. „Wer ist denn jetzt bei der Königin?" Eine Handbewegung Hufelands bat sie zu schweigen.

„Majestät," sagte Hufeland tonlos, „ein Wegtransport der Königin ist ausgeschlossen!"

„Sie hat aber doch kein Fieber mehr?"

„Die Schwächereaktion ist beim Nervenfieber gefährlicher als das Fieber, Eure Majestät! Das Herz der Königin ist mehr als schwach!"

Die Türe aus Luisens Zimmer öffnete sich. „Ihre Majestät wünscht," sprach Frau von Berg, „daß man sie sofort nach Memel schafft!" Eifersüchtig und gereizt sah die Voß der Königin Freundin an; sie drängte sie zur Seite und lief, als sei Schutz nötig, zu Luise. Schroff ging Friedrich Wilhelm an der Berg vorbei, die anderen folgten.

„Lieber Freund," sprach Luise mit zittriger, kaum hörbarer Stimme, zu schwach, sich zu bewegen, „laß mich nicht in die Hände des Teufels fallen!"

Sie sah, wie aus einem Abgrund zu den Umstehenden empor. „Ich muß zu meinen Kindern; ich muß sie ganz anders erziehen!" Der Sturm heulte und tobte; Hufeland stand in schwerem Innenkampf. „Ich fühl' mich schon viel besser..." Ungläubig prüfte Hufeland Luisens Puls; der Puls schlug zornig und stark, er lehnte sich auf. Halbirr vor Angst, was Hufeland fühle, blickte Luise den Arzt an; der Blick der Berg bat, Friedrich Wilhelm kniete vor dem Bette seiner Frau nieder; krampfhaft, anklammernd zog Luise ihres Mannes Hand auf ihr Herz.

„Beruhigen sich Ihre Majestät!" sagte Hufeland, „Sie reisen! In Gottes Namen!"

„Er darf auch dich nicht ... fangen."

„Ich folge, sobald ich kann; ich werde noch vor dir in Memel sein!" Der Voß Hand ermahnte den König, sich zu erheben.

„Mitsammen," hauchte Luise; die Augen fielen ihr zu, „... mitsammen!..."

„Holt mich, wenn alles so weit ist!" Friedrich Wilhelm ging durch das unordentliche Eßzimmer, durch den finsteren, langen Gang, in dem schadenfroh die Kälte wehte und hallte. Alle Zimmertüren standen offen und klapperten in der hereingepreßten Zugluft. Lärmende Spukgestalten schleppten.. Möbel, Tische und Betten im Dunkel davon.

„Was macht ihr da?"

„Mein Herr Prinzipal will nicht," sprach eine Hausknechtsvisage, „daß ihm der Napoljum auch noch die Möbel, die er Ihnen lieh, in Ihrem Schlosse verbrennt! Friedrich Wilhelms Gesicht war verzerrt; lärmend kam im Scheine einer Stocklaterne eine neue Schar die Treppe heraufgeeilt.

„Majestät," rief die Voß im Pelz, „kommen Sie, die Königin reist ab!"

„Jetzt schon? Wieso?"

„Rüchel sandte einen Boten, es sei die höchste Zeit; wir müssen fix machen!"

Von zwei Husaren getragen, durch die stützende Berg aufrecht gehalten, wie leblos, saß Luisens Gestalt, das Antlitz mit einem Schleier bedeckt, auf schwankendem Sessel im wirbelnden Schnee. Hufeland ordnete im schwarzen Riesensack des winddurchfeuchten Hofgeviertes die Polster und Decken der kleinen Halbkalesche, in die der Schnee wehte. „Schnell, schnell!" mahnte Hufeland.

„Warum habt ihr denn nicht wenigstens eine geschlossene Kutsche genommen?" zürnte die Voß.

„Der Herr — Generaladjutant von Köckritz fuhr in der Letzten davon!"

„Der Teufel hole dieses Mannsgebilde!"

„Weiter, weiter!" drängte Hufeland. „Hebt die Königin!" Verstörte Gestalten tauchten aus dem Schneegestöber auf; scheu küßten sie, was sie von Luisens Leidensthron erreichen konnten. Hufeland und die Berg betteten Luise, Hufeland hängte seinen Mantel an die schneeverklebte Laterne, deren Licht trüb durch das Eis schien; der Arzt deckte Luise notdürftig zu. „Vorwärts!" rief er; die Pferde sprangen unter dem jähen Peitschenhieb an. Stoßend, überstürzt verschwand Luisens Wagen im Torbogen. Barhaupt stand Friedrich Wilhelm im Sturm. Verwehtes Kanonengebrüll klang durch die Nacht, Schreien und Rufen Fliehender. Über den dunkeln Himmelsfleck des Schloßhofgeviertes jagte der Feuerqualm.

⁂ ⁂ ⁂

Luise sah die Schwägerin voll innigster Liebe an. „Du bist edel!" flüsterte Luise. „Ich weiß jetzt, Marianne, daß deine Kinder nur deswegen auf der Flucht starben, weil du den Hufeland zu meinem Karlchen gesandt hattest!"

„Willst du jetzt nicht Helleres denken?"

„Liebe zu erleben ist das einzige Heilmittel für mich!..." Luise nahm das Buch auf, das neben ihr lag. „Das ist, als wär's eigens für uns geschrieben." Ergriffen, mit schwacher Stimme, jedes Wort mit eigenem Erleben zutiefst füllend, las Luise:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Röte stieg in Luisens bleiches Antlitz, ehrfürchtig nickte Luise vor sich hin, als sie weiterlas:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden..."

Digitized by Google

Luisens Augen strahlten; das Büchlein sank. „Ist das nicht schön? Und wie wahr es ist?"

„Du solltest jetzt nicht solche aufwühlende Sachen lesen, liebe Luise," mahnte die Schwägerin. „Ich meine, du solltest jetzt nur daran denken, wie du wieder zu Kräften kommst!"

„Kräfte gibt uns nur die innere Erlösung! Wenn ich diese Zeilen lese, fühle ich mich leicht und klar." Ergeben sah Luise zur Stubendecke empor. „Es mußte alles so kommen, wie es kam," sagte Luise still, in demutvoller, schmerzlicher Erkenntnis, „weil wir nicht mit der Zeit fortgeschritten waren, überflügelte uns die Zeit! Wie Gott will; alles, wie Gott will!" Sie streichelte Mariannes Hand. „Ich bin nicht mutlos, Marianne," versicherte sie. „Ich seh' nur jetzt, daß alles bloß ein Übergang ist! Wir haben nur zu sorgen, daß wir mit jedem Tage besser werden! Dann ist alles leicht, Marianne!"

An die Scheiben prasselte der Schnee, sterbend floß er daran nieder.

„Zieht's dir nicht zu sehr vom Fenster her?"

„Ach nein! Mir ist's überhaupt jetzt oft, als ob mich Gott in seinen Armen hielte und im Weltall schaukle! Sag's aber nicht der Voß!" bat Luise ängstlich. „Wenn sie immer alles so hermetisch am Abend verhängt, dann ist's mir, als sei ich wie aus der Schöpfung ausgesperrt — ich kann dann nicht schlafen!" Luisens Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich werde dir jetzt ein wenig Musik machen."

„Ach ja! Nur das Eine noch: ist Haugwitz jetzt wirklich ... entlassen?"

„Ja!"

„Und Lombard auch ...?"

„Ja. Aber jetzt geb ich dir keine Antwort mehr!" Das Memeler Schneetreiben verdunkelte das Zimmer; die Ostsee schrie. Marianne von Hohenzollern saß vor dem Klavier, ihre Finger begannen das Lied:

„Jesus lebt, mit ihm auch ich;
Tod, wo sind nun deine Schrecken?"

Glücklich schloß Luise die Augen.

✠ ✠

Mürrisch sah der König seinen neuen Generaladjutanten an. „Gäbe kurioses Gequirle und Getue ohne Ende," sagte Friedrich Wilhelm, „wenn ich die alten Generale mit dem viel jüngeren Oberst von Scharnhorst überspringen wollte! Ist nicht zu ändern und wird nicht geändert! Vertraue den Russen mehr als meinen anmaßlichen Herren!" Köckritzens Nachfolger maß den König. „Was soll ich denn tun?" stieß Friedrich Wilhelm ärgerlich und schuldbewußt vor. „Erst habt Ihr mich zum russischen Bündnis gedrängt, und jetzt ist es euch wieder nicht recht? Seid ihr Querköpfe! Lassen Sie Herrn von Beyme eintreten! Habe mit ihm auch zu arbeiten!"

„Ihre Härte, Majestät, ist nicht Ihre wirkliche Natur! Sie sind zermürbt, Majestät!" rief Kleist ungeduldig. „Wir sind doch keine Lombards! Hören Sie Scharnhorst!"

„Lassen Sie jetzt Herrn von Beyme eintreten!" Trotzig und hilflos setzte sich Friedrich Wilhelm vor seinen Schreibtisch; er schlang die Finger ineinander und knackte aufbegehrend damit; er sah erst wieder auf, als Kleists zorniger Schritt verklungen war und Beyme ins Zimmer dienerte.

„Haben Sie sich die Steuerschosen noch einmal überlegt? Referieren Sie!"

„Ich muß dringend abraten, die Pläne Herrn vom Steins durchzuführen!"

„So? ... Warten!"

„Eure Majestät sandten mir," sprach Beyme bekümmert, „die Abschiedsgesuche der Beamten des Herrn vom Stein zurück. Soll ich das so auffassen, daß Eure Majestät Herren im Dienst behalten will, die so renitent wie ihr ehemaliger Amtschef sind?"

Ungeduldig schnalzte Friedrich Wilhelm mit den Fingern. „Kann die Herren nicht entbehren! Wissen sie wenigstens, was Arbeiten heißt! Herr von Beyme: das wissen andere ... nicht!! Comprenez? Gehen Sie! ... Habe keine Zeit mehr! Arbeiten Sie!"

„Eure Majestät?"

„A Dieu!"

„Meine untertänigste Reverenz liegt zu Eurer Majestät Füßen!"

„Sehe wirklich nicht ein," sagte Friedrich Wilhelm aufbegehrend hinter Beyme drein, „warum ich nicht auch einmal das Recht haben soll, bei ihr zu sitzen? Will sie ja immer, ‚solle unter die Menschen gehen'!" Eilig trat Friedrich Wilhelm vor den Spiegel, er besah sich eifrig im Glas. Sorgsam stäubte sich Friedrich Wilhelm die abgewetzten, spiegelnden Ärmel und Schultern seines Uniformrockes rein. „Muß leichter werden! Los!" Rasch, voll Sehnsucht, damit ihn der Entschluß nicht zu sehr reue, ging er nebenan ins Zimmer seiner Frau.

„Seine Majestät!?" sagte die Voß; sie erhob sich, starr vor Staunen. „Seine Majestät ist hier!"

„Ja, Fritz!? ..."

Der ‚verliebte' Ton Luisens und der Radziwill Blick, die in die Höhe springenden Hofdamen, dies alles ärgerte Friedrich Wilhelm. „Tja, tja!" sagte er höhnisch. „Bin es schon! Ist kein Gespenst! Störe ich? Kann ich gleich wieder gehen?! ..."

„Aber, Fritz! Ich freu' mich doch so, daß du — Zeit hast!" Eilig rückte Luise zur Seite.

Digitized by Google

„Komm! Setz' dich zu mir!" Mit Hast machte Frau von Voß befriedigt den Sessel neben ihrer glückstrahlenden Königin frei. Friedrich Wilhelm setzte sich demonstrativ auf der Voß Sessel, Luise gegenüber. Im betretenen Schweigen ergriff Friedrich Wilhelm einen Teelöffel; er sah ihn tiefernst an. Glanztilgend legte sich ein Hauch auf Luisens Augen. „Nu?" fragte Friedrich Wilhelm nach einer Weile verlegenen Schweigens, ‚sarkastisch' sah er auf. „Trinkt ihr euren Tee immer so stumm?"

„Bevor Eure Majestät nicht das Wort ergriff," sprach die Voß, „geziemt es sich für uns, zu stehen und zu schweigen!"

„Setzen, setzen!" befahl Friedrich Wilhelm, er winkte. „Wenn der Napoleon Euer Herr sein wird, dann könnt ihr vor ihm stehen bleiben! Der soll ja etwas auf solchen Schwindel geben; ich mache mir nichts daraus!"

„Bitte, setzt euch!" bat Luise.

„Wie Eure Majestät befiehlt!"

Ärgerlich drehte Friedrich Wilhelm den Teelöffel zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hin und her. ‚Die Luise ist traurig!' dachte er mit zorniger Kümmernis. ‚Nie kann ich es ihr recht machen! Und wie sie mich alle angaffen!? Wäre ich nur drüben geblieben!' Er nahm die Tasse, die ihm die Voß mit einem tiefen Knix reichte, so hastig auf, daß der Inhalt überschwappte; er trank. „Häh?" fragte Friedrich Wilhelm übertrieben nachschmeckend. „Das ist ja gar nicht das übliche ... Kartoffelkraut?"

„Es ist echt russischer Tee, Majestät!" antwortete die Voß. „Tee, den die Frau Zarin Mutter Ihrer Majestät, dero hoher Frau Gemahlin, zur Genesung sandte!"

„Teurer Tee, das! Sehr teurer Tee für mich!" Zitternd stellte Friedrich Wilhelm die Tasse nieder; sie sahen alle vor sich nieder und schwiegen. Friedrich Wilhelm trommelte auf den Tisch. „Habe ich wohl die Herrschaften in schöngeistigen Gesprächen gestört? Soll ich gehen?"

„Wenn es dir recht ist, Luise," sagte die Radziwill, „kommt mein Anton morgen zu dir und zeichnet dich fertig?"

„Ja, gern. Bitte!"

„Na, Lisinkchen," sprach Friedrich Wilhelm die Hofdame von Tauentzien an; er stach mit seinem Zeigefinger in den vollen Arm des beglückten Fräuleins, „was sagen denn nun deine Karten über den Krieg? Ist er bald aus? Wann wird Friede?"

„Ich werde sogleich das Orakel befragen... ach bitte, lieber Herr von Buch, seien Sie doch so gütig, reichen Sie mir die Karten!" Lisinka zog die Hand wieder zurück.

„Wollen wir die Zeit nicht besser nutzen?" hat die Königin, bittend, mit leidenschaftlichem Unterton gesagt. „Erlaubst du, Fritz, daß uns Herr von Buch weiter vorliest?"

„Aha? Doch sogenannte — schöne Literatur? Brauche ja nicht zuzuhören! In Jottes Namen, los!"

„Das Trauerspiel handelt, Eure Majestät," spöttisch und verlegen sah Friedrich Wilhelm den Kammerherrn an, der informierte: „von der Jungfrau von Orleans! Die Heldenjungfrau hält, Eure Majestät, in einem Monolog ihrem inneren Drängen, ihre Unschuld aller Welt zu offenbaren, verschiedenes, was der Seele angehört, entgegen..."

„Lesen Sie doch lieber!" sagte Luise gequält.

Buch räusperte sich und las:

„Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen ..
Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen? — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!..."

Friedrich Wilhelm unterbrach: „War der Herr von Schiller nicht umsonst ein Schulkamerad meines famosen von Massenbach? ‚Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!' Schwäbische Käuze! Ist die Jungfrau von Orleans übrigens nicht auf dem Schlachtfelde gefallen! Ist sie verbrannt worden! Alles Schall und Rauch, was aus dem Süden kommt!" Friedrich Wilhelm erhob sich; er sagte mit stoßenden, sich überstürzenden Worten: „Glaube nicht an den ‚Tag der Wahrheit', den ein Massenbachscher Freund verkündet! Werde jetzt in die Kaserne gehen, passe dort besser hin; guten Abend!"

Luise zerkrümelte ein Stückchen Brot auf dem Tischtuch. „Geben Sie doch endlich die Karten weg, Gräfin Tauentzien!" herrschte wild die Voß die junge Hofdame an. „Diese ... Ihre ewige Oberflächlichkeit bringt mich noch außer Rand und Band!"

„Ist es nicht sonderbar?" sprach Luise versonnen, völlig verinnerlicht, als sei sie allein; die Voß gab dem Hofstaat einen Wink, sich zurückzuziehen, „es ist so sonderbar."

„Was ist sonderbar, liebe Luise?"

Traurig sah Luise die Radziwill an. „Immer gehen die Menschen am Besten, das sie haben, vorüber! Und es könnte ihnen doch die freudige Kraft geben, das Schwere zu tragen! Es ist gerade, als ob Gott nicht wolle, daß wir am Werk des Geistes mitschaffen." Tief und stockend seufzte Luise. „Schau!" sagte sie. „Es könnte so leicht Friede in jedem Menschen und unter allen Menschen sein, wenn jeder immer nur aufs Letzte, aufs Göttliche in sich sähe und zu jedem Mitmenschen vertrauensvoll wäre!? Aber keiner fängt damit an!"

„Wir müssen mit der Sachlage der Welt

Digitized by Google

Karussell am Sonntag. Gemälde von Richard Duschek

Digitized by Google

Digitized by Google

rechnen, liebe Luise, nicht wie die Welt in der Idee sein könnte! Du wirst dich zerstören, wenn du anders denkst!"

„Die Idee ist das einzig Wahre ..."

„Luise!" sagte die Radziwill beunruhigt. „Mir ist es schon gestern aufgefallen! Du redest jetzt so oft ... energielos! Ich bitte dich, raffe dich wieder zusammen! Du gerätst sonst auf gefährliche Abwege! In der Welt muß Kampf sein! Die Beschränkung des Menschlichen ist notwendig für den Einzelnen und auch für den Staat! Liebe Luise, versinniere dich nicht! Wir gehen zugrunde, wenn du uns im Stich läßt!"

Wehmütig lächelte Luise. „Ich tu schon weiter meine Pflicht," sagte sie resigniert, „ganz gewiß, verlaß dich drauf. Es ist ganz richtig, daß man nicht leichtfertig von diesen Dingen sprechen darf, aber man kommt eben hin, wenn man das andere durchgemacht hat! Erst liebt man sich; dann nur seine Familie." Sehnsüchtig schweifte Luisens stillklarer Blick durchs Fenster weit weg. „Wenn man das alles durchgemacht hat, dann endet man da! Hab' keine Angst," unterbrach sich Luise, sie sah die besorgte Freundin aufrichtend an, „ich tu schon weiter meine Pflicht! Bloß schön wäre die Menschenbruderschaft! Schließlich handelt doch alles Große von der Menschenliebe ohne Grenzen ..."

„Die Menschen sind noch nicht reif dazu, Luise! Glaube mir!"

„Dann wäre mein Deutschland noch für lange eine Schimäre."

Das Zimmer war stockdunkel. Luise erhob sich. „Wenn du noch Zeit hast," bat sie, „sieh im Vorübergehen nach meinen Schätzen! Bitte! Es ist ja so traurig, daß wir nicht einmal genug Platz haben, um zusammen zu wohnen!" Rötlich grell blitzte ein Strahl vor den Fenstern durch die Finsternis des Schneetreibens. Die Scheiben klirrten, schütternd rollte ein schwerer Donnerschlag durch die Luft, dumpf vergrollte er über dem in der Dunkelheit rauschenden Meer. „Jetzt ... im Winter ... ein Gewitter?" stammelte Luise.

„Ich hätte es für einen Kanonenschuß gehalten!" Die Radziwill erhob sich und tat einen Blick durchs Fenster. „Es schneit wie verrückt! Ich muß mich sputen! Au revoir, und denke nicht zuviel über alles nach, Luise! Gelt? A Dieu!"

Friedrich Wilhelm trat ein; Luise streckte ihm die Hände entgegen. „Zeppelin meldete mir soeben," sprach Friedrich Wilhelm gewürgt, „daß die Russen gestern Napoleon angriffen! Die Schlacht ist im Gang!"

„Wir wollen beten, Fritz!"

⁂

„Köckritzchen, Köckritzchen!" jubelte die Hofdame von Viereck, ausgelassen schwenkte sie den Dicken im Zimmer herum. „Es ist ja zum Kopfstehen vor Freude!"

„Wie in Wallensteins Lager war es," rief pathetisch die Truchseß, „als unsere göttlichen Gendarmen mit der herrlichen Siegesnachricht die Straße heraufgeritten kamen! Wie im Märchen! Die blasenden Trompeter voran: tatata, tratata!"

Lisinka rannte zum Tisch, auf dem noch die Kerze brannte, an der der Hofstaat die Briefe mit der Siegesnachricht gesiegelt hatte. „So ... so liebe ich unseren großen König! Au!!" schrie sie; schreiend riß die Tauentzien den Finger aus der Flamme; dumpfe Rufe erhoben sich vor dem Hause.

„Hört doch, wie das Volk jubelt!"

„Vivat, vivat!"

Sie winkten durch die Fenster nieder: vom feierlichen Dankgottesdienst kommend, durchschritt Luise in großer Begleitung die reisergeschmückte Toreinfahrt.

„Wir müssen hinunter!" schrie die Tauentzien. „Die Königin besieht sich jetzt die Siegestrophäen! Wir müssen dabeisein!"

Strahlend rauschte die Voß ins Zimmer; hinterdrein kam der Kronprinz mit geschwungenem Degen gesprungen. „Ich habe mich heute zum ersten Male dem Volke gezeigt! Hurra! Preußen voran!"

Lisinka sank auf die Kniee, sie riß den Prinzen an sich. „Himmlischer Junge!" Sie fuhr hoch; Diener öffneten die Türen.

„Exzellenz von Voß!" sprach galant des Zaren Vertreter. „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

„Ihr erhabener Monarch ist groß!" antwortete Frau von Voß; sie hakte sich majestätisch ein. Auf dem Gang konversierte das Diplomatenkorps.

„Wie schlug sich eigentlich der preußische Truppenteil?" fragte Englands Gesandter einen russischen General.

„Gott! Sie waren eben dabei!"

Im Hofe des Kaufherrnhauses, inmitten leerer Kaffeekisten stand ein schlankes französisches Geschütz. Freudestolz hielt je ein Kosak und ein Preuße eine schwerseidene Standarte vor Luise ausgebreitet. Ein russischer General trat vor, barsch nahm er dem Preußen das Fahnenende aus der Hand.

„Unsere Truppen haben wieder für Eure Majestät wie Löwen gekämpft! Dreimal rannte Napoleon mit seinen Horden gegen uns an; bis wir sie in Leichenhügel gelegt hatten!"

Luise verabschiedete sich; Verbeugungen Säbelgerassel.

„Ich muß jetzt ein bißchen allein sein, liebe Voß. Nicht wahr, Sie sind mir nicht bös?"

„Stets wie Eure Majestät befiehlt!"

Müde und mutlos stieg Luise die Treppe hinan; sie hörte Beymes Stimme im Zimmer ihres Mannes; wartend setzte sie sich im Vorraum nieder.

„Hätte ich den Chiffreschlüssel nicht im Kopf," sprach Friedrich Wilhelms Stimme, „Sie säßen morgen noch drüber! Geben Sie endlich her!! — Also," Friedrich Wilhelms Stimme schulmeisterte: „das heißt: ‚Die Schlacht war eine der blutigsten, die die Geschichte nennt... kennt... die Verluste sind ziemlich egal. Die Franzosen dürften auch ein ... Drittel ihrer Armee eingebüßt haben! Unser schwaches Korps litt — stark...'"

„Das haben Ihnen die Herrn Russen schon wieder verschwiegen, Eure Majestät..." sprach Beyme; ärgerlich dechiffrierte Friedrich Wilhelm weiter: „‚Dem Herrn Oberst von Scharnhorst gebührt das Verdienst des siegreichen Schlachtausganges' ..." Friedrich Wilhelms Stimme stockte. „Der Kleist schmiert, keine Sau kann das lesen!" Friedrich Wilhelm las: „‚Nach dem ersten Schlachttage war der russische Flügel so zurückgedrängt, daß die größte Gefahr an ... einem Haare hing ... daß den Russen alle Rückzugs- und Nachschublinien verloren gingen; sie standen ohne uns der völligen Vernichtung preisgegeben ... Wir waren mehr als einen Tagesmarsch entfernt, in schwerem Kampfe gegen dreifache Übermacht! Herr von l'Estocq befahl, infolge der russischen Hilferufe, unsere erschöpften und dezimierten Truppen die Nacht über ruhen zu lassen, um sie für den Eilmarsch zum Entlastungskampf zu kräftigen! ... Herr Oberst von Scharnhorst ließ, als Herr General von l'Estoq zur Ruhe gegangen war, unsere Truppen durch Graf Nostitz ... alarmieren ... Seit vierundzwanzig Stunden ohne jede Nahrung, nach einem vierzehnstündigen Vernichtungskampf, traten unsere herrlichen Truppen, kaum mehr achttausend Mann stark, den nächtlichen Eilmarsch an. Bis zum Bauch in Schnee und Eis einfallend ... einbre .. chend, marschierten sie im Eiltempo die ganze Nacht. Sie trafen gegen Mittag, gerade in dem Augenblicke am russischen linken Flügel ein, als sich die russische Armee in volle Flucht aufzulösen begann. Wie Berserker griffen unsere Truppen in die Schlacht ein ... Oberst von Scharnhorst führte persönlich die Infanterie zum Sturm. Wir nahmen im ersten Anlauf zwei Dörfer und avancierten nachmittags unaufhaltsam gegen Kuschitten, vor dem ein Birkenwald die Stellung dominierte. Eure Majestät müssen jetzt wieder stolz auf Preußens Truppen sein! Ohne einen Schuß aus dem kleinen Gewehr zu tun, gingen sie die feindliche Stellung an. Sie brachen unaufhaltsam, Oberst von Scharnhorst immer an der Spitze, in die Stellung ein und entschieden, als die Dunkelheit zum zweiten Male sank, die Schlacht. Ich ... empfehle neuerlich dringend Herrn von Scharnhorst Eurer Majestät allerhöchster Fürsorge und Beachtung!' Sehen Sie, Beyme, Ihr gehaßter Scharnhorst ist doch mehr wert, als Sie und der Köckritz behaupten!"

„Wieso, Eure Majestät? Herr Scharnhorst hat doch gegen den .. Befehl ... seines Vorgesetzten gehandelt?! .."

„Seien Sie so liebenswürdig, mich jetzt allein zu lassen!" Hastig erhob sich Luise; am falsch schielenden Beyme vorbei, trat sie in ihres Mannes Zimmer. Wie tot saß Friedrich Wilhelm; geballt lag seine Hand auf der Tischplatte..

„Fritz? .."

„Was?"

„Von Napoleon soll ein Unterhändler zu dir unterwegs sein?"

„Ja! sagte Friedrich Wilhelm mit hartem Gesicht. „Der Herr kommt aber jetzt zu spät; jetzt geht es Auge um Auge und Zahn um Zahn!

„Ach, Fritz, vielleicht ist der Friede jetzt doch möglich?"

„Erst will ich mein Land zurück haben! Willst du plötzlich zu Kreuz kriechen? Du siehst elend aus; lassen dich wieder die Nerven im Stich? Ich gebe nun Hardenberg die Zügel in die Hand und ... vertritt mich bei Tisch; ich muß meinen Soldaten Orden verleihen!"

⌘ ⌘ ⌘

Halb hingestreckt lag Luise auf dem Sofa. Der Begrüßungssalut der preußischen Kanonen für den Zaren dröhnte ins Zimmer.

„Es war, Majestät, nach meiner Meinung," sprach Hardenberg, „nicht völlig diplomatisch, daß sich Seine Majestät so schroff gegen Kaiser Napoleons Vorschläge stellte! Im Grunde bot Kaiser Napoleon günstige Bedingungen! Seine Majestät ließ sich ein wenig zu sehr vom begeisternden Augenblick des Erfolges hinreißen!"

„Wenn jetzt alles rückhaltlos zusammenhält," sagte Luise, „so muß doch Ruhe kommen, und zwar Ruhe von Dauer." In qualvoller Unruhe setzte Luise den einen Fuß auf den Teppich; das Zimmer begann sich zu drehen; sie schloß die Augen; mit beiden Händen hielt sich Luise auf dem Sofa fest; immer näher klang der Lärm der Musiken, das Geschrei der russischen Garden hallte. „Hätte ich jetzt, da mein Mann endlich ent-

Digitized by Google

schlossen etwas will, ihn darin lähmen sollen? ..."

„Gewiß nicht." Hardenberg erhob sich. Pompös barbarisch kam Alexanders Einzugslärm um die Ecke herum, die Straße herauf; durchsichtig wie edelstes Wachs wurde Luisens Antlitz; sie erhob sich, der Lärm der Blechmusiken schwieg. Mit gesenktem Kopf, mühsam die Fassung bewahrend, half Hardenberg Luise, die Knöpfe ihrer langen Handschuhe schließen; drunten erschollen die lärmend russischen Kommandorufe und verbissene preußische Gewehrgriffe.

Die Voß trat ein und sah Luise fragend an, Luise nickte: Weit öffneten sich die Flügeltüren, stürmisch erschien der Zar an der Spitze eines glänzenden Gefolges. „Dem Allmächtigen sei heißester Dank," rief Alexander, „daß ich Sie, teure Kusine, so wohl finde! Ich bringe Ihnen tausend Grüße meiner Zarinmutter und der Kaiserin. Sie sollen krank gewesen sein? Das glaube ich nicht! Sie sind ja schöner denn je! Oh, da ist auch meine liebe Gräfin von Voß? Wie macht es nur Ihre Majestät, liebe Gräfin, daß sie noch immer entzückender wird?"

„Ich leide." Luise erschrak über Alexanders betroffen fragenden Blick; das Gefolge bewegte forschend die Köpfe, heftig begann Luise, ihren Arm in Alexanders Arm schlingend: „Wie freue ich mich, daß Sie endlich hier sind, lieber Kusin! Ich vertraue Ihnen voll; mein Mann steht und fällt mit Ihnen! ..." Luise neigte, durch die Türe schreitend, den Kopf. „Ich vertraue Ihnen gern, sehr gern!"

Traurig sah Hardenberg, daß sich des Zaren Gefolge hinter Luise zusammenschloß; er trat auf des Zaren Gesandten zu. „Ich hoffe, wir kommen uns nun ganz nahe?"

„Es ist mir noch immer so befohlen, Herr Baron!"

❧ ❧ ❧

Frau von Berg stand in großer Unruhe in Luisens Zimmer. Trüb sah ihr Blick in den Memeler Frühling hinaus: Regen, Sturm; schwerbeladen hing der Himmel über dem karg aufsprossenden Grün; hochgehend und gleichgültig brauste in der Ferne das Meer. Sorgenvoll wanderten der Berg Augen zum Tisch. Frischgezupfte Scharpie lag in Luisens Arbeitskorb. Ein zerrissenes Leinenzeug war auf der königlichen Kinder aufgeschlagene Arbeitshefte geworfen, eine Nadel steckte in einem Hemd der jüngsten preußischen Prinzessin. Mitleidig strich der Berg Hand über Luisens Sorgenkram, der überfüllte Nähkorb wich zur Seite: Ein französisches Pamphlet, die Berliner Presseangriffe kamen unter dem Versteck zum Vorschein; Luisens Gebetbuch war aufgeschlagen, als Lesezeichen lag das Verzeichnis der Tänze darinnen, die Luise als Braut getanzt hatte. ‚Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet...' stand mit Bleistift darauf. „Arme Luise!" flüsterte die Berg vor sich hin, sie wandte sich erregt: Leise und vorsichtig trat Luise auf den Zehenspitzen aus ihres Mannes Schlafzimmer.

„Er schläft!" flüsterte sie. „Hufeland meint, es sei vielleicht doch nur ein Niederbruch der Nerven und keine Gemütskrankheit!" Voll Liebe sah Luise zur Türe Friedrich Wilhelms zurück. „Ich hab' ja nicht gewußt, was in ihm die ganze Zeit vorging! Er ist anders, liebe Berg, als wir ihn sahen; er hat bloß der Anständigkeit der Menschen zu sehr vertraut, das ist sein ganzer Fehler." Ehrfürchtig den Kopf bewegend, setzte sich Luise vor den Tisch; hurtig schob sie den Fingerhut auf den zerstochenen Finger, sie zog den unteren Teil eines Musselinrocks aus der Lade und begann hastig zu nähen. „Sei nicht böse, daß ich vor dir arbeite," entschuldigte sich Luise, „aber ich muß mir heimlich die Borte bessern; die Voß verklatscht mich sonst beim Fritz, wenn sie's sieht; ich kann kein Geld unnütz ausgeben!..." Luise nähte, das schlicht gescheitelte Haupt tief gebeugt; ängstlich hob sie den Kopf, draußen klang eine Türe. „Ich mach's doch lieber erst wieder in der Nacht!" Luise verbarg den Rock. „Es ist jetzt zu unruhig!" Vorsichtig schloß sie die Lade. „Warum setzt du dich denn nicht?" Luise ergriff das Kinderhemdchen; sie nähte emsig daran. „Hast du schon etwas gehört, ob sich endlich der Hochadel und der Grundbesitz Hardenbergs Wünschen fügen wird?"

„Ich weiß nur, Luise, daß es so mit dir nicht weiter geht! Jeder denkt an sich, bloß du nicht! Die du vor allen die Pflicht dazu hättest!" Mit sicherem Blick sah Luise auf, gewinnend lächelte sie das vorwurfsvolle Antlitz der Freundin an.

„Fein schauen wir schon aus! Was?" sagte Luise. „Wenn ich nur mehr Schmuck gehabt hätte, zum Verkaufen!" Langsam und stockend nähte Luise weiter, eine Träne fiel auf ihres Kindes Hemd.

„Wir haben Angst um dich, Luise!"

Luise ließ wieder ihre Arbeit sinken; ruhig und fragend, wissend sah sie in der Berg Antlitz.

„Du gehst ja ganz in der Pflege deines Mannes auf! Es ist gerade so, Luise, als wolltest du dich durch die Sorge für die anderen — auflösen. Warum hast du mir gestern wieder alle Bücher zurückgeschickt? Was heißt das alles? Es kommt dir ‚komisch' vor zu lesen?"

5*

Digitized by Google

„Wenn einen das Schicksal in die letzte Not gedrängt hat wie mich, findet man alles in sich selbst! Die großen Menschen, liebe Berg, sagten nur Bedeutendes, weil sie unglücklich waren und dadurch ins Wesen der Dinge sahen. Wir sind jetzt auch unglücklich! Das Leben ist so einfach!" Widersprechend schüttelte die Berg den Kopf. „Die Radziwill hat mir erzählt, daß du ungehalten bist," fuhr Luise fort, „weil ich jetzt die Reitermärsche und leichte Musik spiele. Seht doch tiefer, bitte, tut es! Es ist das Dasein anders, als ihr es seht! Wenn ich dem Fritz seine geliebten Reitermärsche vorspiele, so beruhigt ihn das, die Märsche richten ihn auf! Für ihn ist ein Klang vom Heldentum unserer Vergangenheit darinnen! Der Mensch kann nur glücklich sein, liebe Berg, wenn er andere glücklich macht! Wir sind nur in der Welt, um zu lieben! Ich habe viel zuviel früher herumgesucht. Jeder ist der Richtige, wenn wir ihm von ganzer Seele anhängen!..."

„Das ist nicht so, Luise! Nein! Wenn ein Mensch wie du gar nicht mehr an sich denkt und nur für den anderen lebt, so zerstört er sich! Du gehst zugrunde! Auch alle deine Geschwister sind meiner Ansicht! Wir haben Angst um dich! Luise, um alles in der Welt, ich bitte dich: gehe in dich, kehre um, solange es noch Zeit ist!"

„Ihr werdet auch noch drauf kommen, daß man nur glücklich ist, wenn man sich einem anderen zu Liebe aufgibt! Nur so, liebe Berg, kommt den Menschen der Friede! Werdet gut!" Luise drehte den Kopf. „Warte?!..." Sie erhob sich, angestrengt lauschend, die Augen besorgt auf ihres Mannes Türe gerichtet.

„Es ist nichts!" sagte die Berg ungeduldig. „Luise, du vergißt, daß der Mensch nicht nur aus Seele besteht!"

„Ich muß zu ihm! Er ist aufgewacht! Grüß' die anderen!" Luise verschwand. „Hollah, Freundchen!?" klang völlig verändert Luisens Stimme durch die Türe zur Freundin heraus. „Was ist denn das? Was sind denn das für Geschichten, verehrter Herr Rex, die Sie mir da machen? Sie sollen ja schlafen!? Werden Sie gleich Ihren verehrungswürdigen Leib wieder ausstrecken? Na!!?..." Aufmunternd trippelten Luisens Füße drinnen auf den Brettern „Wird's, Herr Folgenicht!?..."

„Ich kann nicht!" sprach gequält Friedrich Wilhelms Stimme; er saß auf dem Liegestuhl, und seine Füße zuckten auf dem Fußboden hin und her, gelb war sein Gesicht, mit Bartstoppeln übersät. „Kann nicht schlafen, geht mir die Sache nicht aus dem Kopf!"

Luise strich über ihres Mannes Schläfen. „Was geht dir nicht aus dem Kopf, Liebling?"

„Hat das der Zastrow im Ernste gemeint? Will er mich mit seiner Eingabe völlig verrückt machen? Sollte unseren Fritz zu — Napoleon in die Lehre schicken? Was heißt denn das?"

„Die Schwierigkeiten! Du lieber Gott!..."

„Sei gefälligst ernst!" Friedrich Wilhelms verstörter Blick fragte. „Meint er das — ernst? Bin ich verrückt? ... Ich bin verrückt, natürlich, hätte ich mich doch sonst nicht solchen Menschen anvertraut?"

„Guck!" rief Luise. „Guck nur, jetzt geht auf einmal die Sonne auf! Schau nur! Wie herrlich! Komm! Wir eschappieren ins Freie! Das wird dir gut tun!" Scherzend hob sie ihn unter den Armen auf. „Hurtig, hurtig, liebes Rexlein, sonst fängt's wieder zu regnen an!" Unentschlossen stand Friedrich Wilhelm; Luise öffnete die Türe und schob ihren Mann auf den Gang. Mit unsicheren, tappenden Schritten, wie gelähmt, stieg Friedrich Wilhelm gehorsam die Treppe nieder.

„Wenn uns aber jemand entgegenkommt, kehre ich um!"

„Wir gehen durch die Hintertüre aufs Feld!" Friedrich Wilhelms Hand zappelte zornig.

„Wenn ich jemanden sehe, drehe ich um!"

„Du wirst niemanden sehen!"

Hoch über den dampfenden Ackerschollen flossen die Wolken. Hier und da sah ein Stück Himmelsbläue auf die weite Ebene, auf der winzig, der Stadt zu, sich bedrückt die Seuchenbaracken aneinander reihten; ängstlich lauschend blieb Friedrich Wilhelm stehen. „Hörst du die Kanonen von Danzig? ..."

„Sie setzen doch jeden Tag aus; der Wind bläst heute anders!" Friedrich Wilhelm schritt weiter, den Kopf gesenkt. Nach neuem Werden rochen die Felder, der Wind war stark und frisch. Hinter einer zaghaft begrünten Buschgruppe klang Kindergejubel: Friedrich Wilhelms Kinder suchten Schneeglöckchen und spielten blinde Kuh. „Wir gehen vorüber," beruhigte Luise, „sie können uns hinter der Hecke nicht sehen!" Wortlos wanderten sie, in der riesigen Weite verloren, wie Fliehende über den aufgeweichten Rain; die Lachen, von den letzten Schneeresten umrahmt, kräuselte der scharfe Wind. Schütter und kühn spähten überall grüne Zukunftsspitzen aus den mangelhaft bestellten Feldern dem Lichte zu. Lautlos hurtig drehten die Windmühlen am Rande der Ebene ihre Arme. Aus der Birkengruppe, die wie

Digitized by Google

eine Kulisse vor dem niederen, finsteren Kiefernwald stand, löste sich eine Gestalt. Luise sah, daß es ein Offizier war! Er schritt mit weitausgreifenden Kavalleriestiefeln, das gesenkte Haupt starkwillig dem Winde entgegengestemmt; wie ein Segel blähte sich der graue Radmantel. Unschlüssig blieb Luise halten. „Fritz," sagte sie besorgt; zusammenschreckend sah Friedrich Wilhelm auf. Der Offizier hob den Kopf. Es war ein alter Mann. In langen Sprüngen begann er auf sie — zuzulaufen. „Fritz, es kommt ein Offizier auf uns zu! Willst du umkehren?" Der Offizier riß den Hut vom Kopf; ein unartikulierter Schrei hallte durch die dünne Luft. Mit gebreiteten Armen kam der Offizier gerannt; ein Ziethenscher Husar! Friedrich Wilhelm verlor die Kappe.

„Blücher!" schrie er auf. „Blücher!" Sie liefen sich entgegen.

Luise stand, sie sah ihren Mann an Blüchers Brust schluchzen. Mit taumelnden Knieen lief nun auch Luise Blücher entgegen. Die muskelkräftige Linke schützend um des Königs eingesunkene Schultern gelegt, die blanken, unbeugsamen Augen voll freudiger Tränen, streckte Blücher der Königin burschikos die Hand entgegen. „Da bin ich! Der Napoleon hat mich ausjeliefert, weil er meint, daß der Krieg zu Ende jeht! Sagen Sie mich, Majestät, warum haben Sie eijentlich den Stein rausjeschmissen?" Friedrich Wilhelm richtete sich auf, erregt greifend suchte er an seinem Rock herum. „Det war nich recht!" — „Väterchen, Mütterchen!" Die Kinder galoppierten über den Feldrain heran, leidenschaftlich sprang Friedrich Wilhelm auf seinen Ältesten zu. „Nicht," zeterte der ausweichend, „nicht!" — „Hier, Väterchen!" schrie Willy; Friedrich Wilhelm riß den Schwarzen Adlerorden seines Zweitgeborenen an sich; zitternd am ganzen Körper, in höchster Erregung trat Friedrich Wilhelm vor seinen General.

„Aber, Majestät!"

Mit zuckenden Fingern heftete Friedrich Wilhelm Blücher den höchsten Orden seines Hauses auf die Brust. „Sie machten mir keine Schande! Ihnen und Scharnhorst danke ich's, daß mich noch nicht jeder anspeien darf! Kommen Sie!" An den Arm des gerührten Greises gehängt, verjüngt, schritt Friedrich Wilhelm den Weg zurück.

„Wir schaffen es, Majestät!"

Luise streichelte die Köpfe ihrer Kinder, die dem Vater nachstarrten.

„Werdet brav," sagte Luise „und nützt jeden Augenblick; ihr werdet anders und gerechter leben müssen als wir!"

⌘ ⌘ ⌘

„Brot! Chleba!" schrien die Bettler vor Luisens Logis. „Brot! Chleba! Brot, Frau Königin!" Luise gab ihr letztes Geld. „Mehr habe ich nicht, ihr armen Leute; kommt, Kinder!" Überall humpelten Einbeinige und anders Verwundete im dünnen Sonnenschein. Quer über den Straßenkot krochen Soldaten wie mißgestaltete Kröten, die beide Beine verloren hatten; an den Straßenecken klebten Affichen über Affichen, papierene Notschreie, jedes zweite Haus ließ ein warnendes schwarzes Seuchenfähnchen wehen. Das russische Geschützfeuer, das noch in der Frühe von Süden her gegrollt und gedonnert hatte, war verstummt.

Gefangene Franzosen trugen Fischkörbe aus den wenigen Barken, die auf Fang aus gewesen waren. Roh schrien die Fischweiber auf die widerwillig Arbeitenden ein. Zwei Leichenwagen, hoch getürmt mit ungestrichenen Särgen, rollten in den Dünen zum Massenfriedhof; ein Wagen mit leeren Holzsärgen kam eilig von dort ins Städtchen zurück.

Hoch, in stählerner Bewegung sang, hob und senkte sich das Meer. Spritzend sprangen die überschwankenden Wogen die Mole hinan. Die See kochte; sie rang in sich, wider sich. Mit zertrümmerten Kämmen, in tausend rauschende Kaskaden zerstiebend stürzten die Wellen zusammen, sie gohren wieder zu gischtbestäubten Hügeln neu auf. Grün, wie flüssiger Smaragd leckten sie hoch, tiefblau sanken sie, um neuerlich aufzubrausen.

„Es wallet und siedet und brauset und zischt," deklamierte der Kronprinz begeistert, „wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt!"

Im schrillenden Möwenschrei nahm Luise ihr Kind beim Arm. „Sieh dort hin!" gebot sie. „Zur Dünenkette, wo der Sand wirbelt! Dort hat Scharnhorst die Nehrung befestigt, um deinem Vater das letzte Stück seines Reichs zu retten!" Kleinlaut schwieg das Kind; Luise ließ sich im Dünensand nieder; sie nahm ihrem Ältesten die Kappe vom Kopf und strich den verschüchtertem Kind das dünne, zusammengeklebte Haar aus der Stirn. „Werde Herr über dich!"

„Mütterchen, dort kommt Herr von Köckritz! Und eine Menge Leute sind hinter ihm! Ich lauf' hin!" Luise richtete sich auf; sie erhob sich, der Wind umfuhr sie. Schluchzend kam ein Diener gelaufen.

„Majestät! Die Festung Danzig ist gefallen, und die Schlacht ist — verloren!"

Wild weinte der Kronprinz auf.

„Fritz, beherrsche dich, hab' jetzt ein Herz von Stahl!"

Auf ihre Kinder gestützt, totenbleich und ruhig sah Luise dem schreienden, wild

gestikulierenden Menschenhaufen entgegen. Hochaufgerichtet, im brausendem Sturm.

❧ ❧ ❧

Luisens Wagen hielt im ängstlichen Mondschein.

Der Duft blühender Blumen erfüllte die Nacht. Im Schein der Wagenlaternen stand des General von Kalckreuths hohe Gestalt.

„Hier, Eure Majestät!" Eine niedere Gartentür öffnete sich; Luise ging vorwärts, ihr Fuß streifte Gemüsebeete; zwei Fenster des kleinen Pfarrhauses waren erleuchtet.

„Kaiser Napoleon hat heute Mittag," sprach Kalckreuth verlegen, „auf Eurer Majestät Gesundheit ein Glas Champagner geleert! Wenn auch Seiner Majestät Ton vielleicht nicht immer der Ton für Damen erhabener Bildung ist, er wird sich morgen sicher artig gegen Eure Majestät benehmen." Luise trat in den Flur. „Ihr hoher Herr Gemahl, Majestät, wird sogleich hier eintreffen!"

„Gute Nacht, Herr Graf" ... Luise trat in das Zimmer zur Rechten, dessen Türe halb offen war. Hardenberg stand vor ihr. Um Jahre gebeugt und gealtert. Luise streckte ihm die Hände entgegen. „Ich unterstützte Graf Kalckreuths unverantwortliches Handeln nicht, Majestät!" sprach Hardenberg mit fremder Stimme, mühsam atmend. „Ich war machtlos; die Clique hat ihr Haupt erhoben!"

Sie saßen wortlos.

Das Mondlicht wanderte. Hunde bellten in der Ferne, Stimmen sprachen im Garten; Hardenberg trat zum Fenster. Luise erhob sich. „Wirken Sie für Steins Rückkehr!" sprach Hardenberg. „Er ist Preußens und Deutschlands einzige Rettung!"

Der Zar und Friedrich Wilhelm traten ein. „Teure Kusine, ich bin unschuldig; man fiel mir in den Rücken ...!"

„Ich freue mich, Eure Majestät zu sehen!" Luise ging zu Friedrich Wilhelm, der in finsterster Schwermut aus tiefliegenden Augen vor sich hinstarrte; Hardenberg ballte die Hände, mit bebenden Schultern trat er vor Luise. „Ich muß reisen, Majestät; Kaiser Napoleon empfängt Sie morgen nur, wenn ich Preußen bereits verlassen habe!" In Hardenbergs trüb verschleierten Augen stand brennend ein Wort, das Wort: Stein! Er trat zu Friedrich Wilhelm, der unverändert blind und taub vor sich hinstierte. Tiefschmerzlich waren Hardenbergs Züge; er verneigte sich und wandte sich zur Türe.

„Nehmen wir Platz!" sagte Luise. „Es ist sehr aufmerksam von Ihnen, lieber Kusin, daß Sie mir, trotz der späten Stunde, heute noch Ihre Aufwartung machten.

Röchelnd richtete sich Friedrich Wilhelm auf. „Sie haben mir zwei Drittel meines Reiches gestohlen!" stieß er vor. „Ihr Friedensangebot war feig und voreilig. Ich hätte durchgehalten! ..."

„Es war Ihre zögernde Politik, die mein Land zermürbte und gegen mich aufbrachte! Die verlorene Stimmung ist nicht mehr zu retten gewesen! Ich habe nicht wie Sie Herrn Kalckreuths herabwürdigenden und diffamierenden Vorschlag, eine Königin, diese, Ihre Frau vor deren Verleumder als Bittstellerin treten zu lassen, zugestimmt! ..."

„Sie sagten," schrie Friedrich Wilhelm, „daß dies die einzige Rettung wäre, die Sie für mein Land sähen! — Sie ..."

„Ich ..."

„Alexander!" sagte Luise bestimmt. „Fritz!" Sie rissen die wutverdunkelten Blicke voneinander; verzweifelte, haltlose Augenpaare starrten Luise an; diese nahm des Zaren Hand und führte den Widerstrebenden zu ihrem Mann, der ihn drohend anfunkelte. „Ihr seid Herrscher," sprach Luise, „Herrscher sind von aller Not Beherrschte! Ihr seid Opferlämmer! Wollt ihr armen Prügelknaben der Menschheitstragödie euch nicht vertragen?"

Schluchzend stürzten sie sich in die Arme.

❧ ❧ ❧

Unter den Fenstern verstummte das ehrerbietige, hetzende Hufklappen der Mameluken, die Napoleon vorangesprengt waren. Lautlos umstand die Volksmenge das kleine Haus. Tobend erscholl das „Vive l'empereur!" der Gardenspaliere zu Luise empor; knatterndes Hufgetrappel, Musikengelärm, wieder brach jeder Ton ab; unirdisch, allein klangen einzelne, harte, feste Hufschläge.

Luise öffnete die Tür und trat in den Gang; sie hörte ihres Mannes heisere Stimme, eine fremde, helle Stimme fragte, lässig, spielerisch und befehlend: „Die Königin ist wohl oben?" Eine kleine, stämmige Gestalt in grünem Chasseurfrack klomm eilig die Stufen herauf, Napoleons dunkle Augen trafen Luisens ruhigen Blick. Napoleon nahm den Hut ab; bedachtsam die letzten Stufen emporsteigend, trat er vor Luise. Er verneigte sich.

„Ich bitte Eure Majestät, bei mir einzutreten."

Napoleons Gestalt wich zurück, seine Hand machte die banale Bewegung der üblichen Höflichkeit. „Nach Ihnen, Madame, nach Ihnen!" In die Mitte des Zimmers tretend, sagte Napoleon: „Ich freue mich, Sie endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen!"

„Ich freue mich auch, zu sehen, daß Sie ein Mensch sind!"

Digitized by Google

„Sie haben wohl gedacht, ich sähe wie der Teufel aus? Häh? Sagen Sie, Madame, was fiel denn eigentlich Ihrem Gatten ein, daß er mit mir Krieg begann? Sehr schön!" sagte Napoleon, „Sie haben da ein herrliches Kleid an! Ist's Crepe de Chine oder indisches Gazezeug?"

„Sind wir deswegen zusammengekommen, Majestät?"

„Ich hörte mit aufrichtiger Teilnahme, daß Sie nicht wohl seien? Das wird sich jetzt wohl bald geben, da der Krieg aus ist?"

„Ist der Krieg wirklich aus?"

„Tja, Madame, das wird ganz davon abhängen, ob Ihr Gatte sein Unrecht einsieht und brav zahlt! ..."

„Und unser Volk? Was soll aus diesem werden? Soll das so furchtbar büßen!"

„Ich habe nichts dagegen, Madame, daß sich die Preußen einen anderen Monarchen wählen, wenn sie vorher durch Demut sühnten, was sie mit Ihrem Gatten fehlten; der Entschluß des Volkes bleibt in dieser Hinsicht völlig frei ... soweit er sich nicht gegen mich richtet!"

„Sire, ich flehe Sie an: Sollen Millionen Menschen, deren Kinder und Kindeskinder in Knechtschaft und Unglück vegetieren, nur deswegen, weil mein Mann Fehler beging, für die er nichts kann? Vergessen Sie nicht: wir sind alle nur Werkzeuge in der Hand einer höheren Vorsehung! Jawohl, Majestät lächeln! Überspannen Sie den Zweck Ihres Menschseins nicht! Sie waren auserwählt, den Anstoß zur Veränderung zu geben; alles, was Sie weiter wollen, der entsetzliche Friede, den Sie uns befehlen, er würde nur für noch längere Zeit das Glück und die Ruhe der Erde zerreißen, er würde Rache und Haß gegen Sie zeitigen, mehr nicht!"

„Beruhigen Sie sich, Madame! Vor den Folgen werde ich mich zu schützen wissen! Es ist nicht klug, Madame, mich jetzt an Revanchegelüste Ihres Volkes zu erinnern!"

„Es ist meine Pflicht! Mir tun die Menschen zu leid!"

„Die Menschen! Sie sind Raubtiere; ihr Deutsche macht euch viel zuviel Illusionen über das Dasein!"

„Es gibt nur auf einem Wege ein Glück der Menschheit!"

„Genug! Warum hat Ihr Gatte die Besteuerung aller preußischen Vermögen noch nicht durchgeführt?"

„Sie wollen sich Gott nicht fügen?"

„Ich will von Ihnen wissen, warum die Besteuerung des Geldes in Preußen noch nicht durchgeführt ist!"

„Das Volk ist dagegen."

„Lassen Sie doch den Pöbel schimpfen!"

„Ich flehe Sie an, Majestät! Das Glück der Menschheit liegt in Ihrer Hand! Gebrauchen Sie Ihre Gewalt zum Guten! Es ist schon so viel Blut geflossen! ..."

„C'est la guerre! Genug der Ideologie!" Luise senkte den Kopf.

„Denken Sie nicht weiter darüber nach, wie Sie mich zu Fall bringen können! Es nützt nichts!" rief Napoleon. „Die Besteuerung muß durchgeführt werden!"

„Wir hätten," sprach Luise matt, schneeweiß im Antlitz, „nur einen Mann, der das Geld, das Sie aus unserm armen, ausgebluteten Lande herausholen wollen, herbeischaffen könnte!" Gequält, bittend sah Luise ihren Gegner an, sie stockte, ihr Nacken zuckte; das Herz schlug im Halse.

„Her damit! Ich mache ihn zum Marquis, wenn er mir nützlich ist!"

„Mein Mann, will den Mann ... nicht."

„Dann will ich ihn! Wie heißt er?"

Luise trat zurück. „Majestät!" flehte sie; unerbittlich schüttelte Napoleon den Kopf. „Mein Mann würde ... niemals ..." stammelte Luise, „einwilligen, daß dieser Mann wieder Minister wird ...!"

„Ich will ihn! Wer ist's!"

„Er war schon einmal ... Minister."

„Es ist doch nicht dieser ... Hardenberg?"

„Nein — es ist Herr vom — Stein!"

„Prächtig! Ich habe einen Punkt des Friedensvertrages mehr!"

Entsetzt sah Luise Napoleon an. Sie zuckte zusammen: Friedrich Wilhelm trat ein. Mit kurzer Bewegung, gutgelaunt, wandte sich Napoleon zum Tisch zurück, lächelnd nahm er Hut und Handschuhe, er sagte: „Der Friede ist binnen vierundzwanzig Stunden zu unterzeichnen! Unverändert! Der Name des neuen Finanzministers wird eingefügt! Ich empfehle mich! Ich habe in Spanien zu tun!"

Friedrich Wilhelm starrte in Luisens Züge.

„Du bist Sieger," sagte Luise, bei wesenlosem Blick, im Fenster zog majestätisch eine weiße Wolke im Wolkengrau vorbei. „Stein und dein Volk werden den Unglücklichen richten ... Großer Gott!" Luise griff an ihr Herz.

„Hast du denn nicht Magdeburg verlangt?" Luise schloß die Augen. „Und was war mit der Kriegsentschädigung?" Tosendes „Vive l'empereur!' scholl wieder auf der Straße.

Totenbleich, mit geballten Fäusten traten Scharnhorst und Blücher ein. „Majestät, geben Sie Stein freie Hand! Sofort! Es gilt den Volkskrieg vorzubereiten!"

Lautlos sank Luise zusammen. Sie glitt ohnmächtig zu den Füßen der Männer nieder.

Digitized by Google

Der Wunsch des Tsoukhapa

Tsoukhapa, Buddhas geistgewalt'ger Schüler,
Stand als ein Greis versunken im Gebet. —
Schon rührte ihn talaufwärts abendkühler
Die Winterluft, die um die Gräber weht.
Da ward ihm eine lichte Offenbarung.
Aus einer Wolke silberblassem Flor
Gab eine Hand ihm wunderkräft'ge Nahrung
Und Gottes Stimme rauschte an sein Ohr:
„Tsoukhapa, Hüter meiner heil'gen Lehre,
Getreuer du in Demut und Geduld!
Heut sei der hohe Festtag deiner Ehre,
Erbitte ein Geschenk von meiner Huld!"

Des Mönches Haupt sank auf die Brust in Sinnen,
Indes sein Geist urew'gen Raum durchmaß.
„Du ließest deine Gnade mich gewinnen,
Wie gäb' es Größres, das ich nicht besaß? —
Du gabst mir viel von tieferer Erkenntnis,
Der andern Fehler milde anzusehn,
Des eignen Unvermögens leicht Geständnis,
Erhabenheit ob jeglichem Geschehn!
Viel weiß ich von den heil'gen letzten Dingen, —
Doch eines blieb mir ewig unentdeckt:
In Gottes Wissenschaften einzudringen,
Wann diesem Leben er ein Ziel gesteckt!
Die Stunde meines Todes laß mich wissen,
Und ohne Zittern will ich dankbar sein!
Wo liegt das Lager, wo das letzte Kissen,
Wann geh' ich selig in Nirwana ein?
Um vieles besser nützt' ich dann die Stunden,
Die deine Gabe hier mir noch geschenkt,
Wie goldne Früchte sollten sie sich runden
Vor meinem Geist, der an das Ende denkt.
Des Todes strenge, ungeliebte Schergen,
Sie kämen nicht wie Diebe über Nacht.
Mit ihnen betend stieg' ich zu den Bergen
Im Abendgold, nachdem mein Werk vollbracht!" —
Mitleid durchstrahlte Buddhas Weltenzüge:
„Sei wissend," sprach er, „wie du es verlangst!
Doch wenn dein Herz des einmal Reue trüge,
Gib dem nicht Schuld, dem du die Gabe dankst! —"

Drauf schwand der Gott. — Tsoukhapa stand betroffen.
Er sah im Geist der kurzen Tage Lauf.
Am Ende unerbittlich ohne Hoffen
Tat sich die schwarze Tür des Todes auf.
Verschwunden schien Nirwanas Rosengarten,
Denn alles schlang die letzte Stunde ein.
Viel schwerer doch, Gewisses zu erwarten,
Als Ungewissem blind ergeben sein!
Rastlos und ruhlos zählte er die Tage,
Es floh der Schlaf den stillen Gottesmann,
Und jeder Augenblick ward ihm zur Plage,
Weil er verronnen, eh' er noch begann.
Kaum im Gebet mehr mocht' er sich zu finden
Und starrte mutlos in die Dunkelheit.
Er seufzte: „Meine Sünden, meine Sünden!
Sie all zu büßen blieb mir nicht die Zeit."
In Kerkerhaft, verdammt zum Schierlingsbecher,
Den in der Frühe ihm der Henker bot,
So harrte gleich dem niedrigsten Verbrecher
In banger Nacht Tsoukhapa auf den Tod. —

Und endlich flehte er: „Mein Herr und Meister,
Grausamer Gott, lös' aus den Ängsten mich!
Ein Führer war ich in dem Reich der Geister,
Wie ward ich irdisch nun und jämmerlich!"

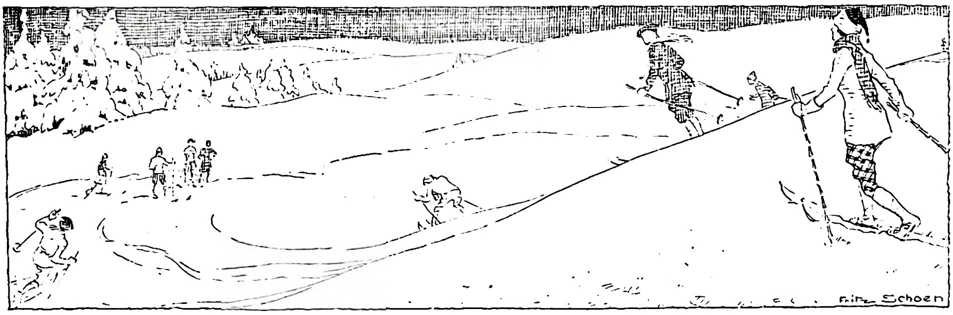
Buddha erschien. Zerknirscht zu seinen Füßen
Sank hin der Mönch samt seinem Wissenswahn,
Nur wünschend diese Augen still zu schließen,
Die allzutiefen Blick ins Nichts getan.

Doch Buddha hob ihn auf, und heiß Erbarmen
Umschloß mit diesem aller Menschen Los.
Denn selig sind in Gott die Wissensarmen,
Sie leben hier schon in Nirwanas Schoß.
Doch Wissensdurst entfernt die besten Ringer
Von jenem gottgewollten Ideal,
Ihr rastlos Denken wird zum Sorgenbringer,
Und hundertfach umgibt sie Todesqual.

„Geh hin, mein Sohn, und frag' nicht nach dem Ende!
Im Ungewissen lebt sich's sanft und gut!
Leg' du zurück in meine Vaterhände
Das ew'ge Rätsel, das dir wehe tut!" —

Karl von Berlepsch

Digitized by Google



Auf Skiern

Von Eva Gräfin von Baudissin

Als mir vor nun bald zwanzig Jahren eine Verwandte aus den nordischen Ländern ein Paar Skier mitbrachte, fragte der Berliner Kutscher vertrauensvoll, während sie die langen Hölzer auf das Wagenverdeck legte: „Will sick die Dame da uff produziern?"

So ganz unrecht hatte der Gute ja nicht, denn zuerst war's fast ein ‚Produzieren', wenn man sich mit der Ski-Ausrüstung blicken ließ. Doch unglaublich schnell hat sich der schöne Sport eingebürgert, zuerst in den Kreisen der Hochtouristen, jetzt wohl in allen Gesellschaftsschichten. Bietet doch er allein uns die Möglichkeit, auch in tiefem Winter das Gebirge aufzusuchen und fern dem bedrückenden Dunst der Städte Sonne, Licht und reinste, staubfreie Luft zu genießen. Zu der Freude an der Natur kommt noch die gesunde Betätigung des ganzen Körpers; die Muskulatur wird ausgebildet und gestählt, die Lungen werden zu gleichmäßiger Arbeit angehalten, die Hautatmung wird gefördert — kurzum, für einen gesunden Men-

Auf halber Höhe. Naturaufnahme von Hans Hildenbrandt

Abfahrt. Naturaufnahme von Hans Hildenbrandt

daß das Riemenzeug und die Bindung in Ordnung sind. Dieselbe Genauigkeit muß dem Anzug gegenüber gelten. Noch weniger als bei der Hochtouristik ist es angängig, alte Kleider beim Skilaufen aufzutragen — ein Vorwurf, den der Süddeutsche nur zu gern gegen den Norddeutschen erhebt und zwar, wie man sich in jedem Sommer von neuem betrüblich überzeugen kann, nicht zu Unrecht. Was jetzt steigt, wie es steigt und wie es sich benimmt, das anzumerken war mir besonders im Jahr 1919 wieder traurige Pflicht. Alle guten Geister, die sonst mit Vorliebe in den Hütten herrschten und den bescheidenen Aufenthalt angenehm zu machen verstanden, sind irgendwohin in tiefe Höhlen entflohen, und dem freundlichen Ton der Gemeinsamkeit, gegründet auf dieselben Anstrengungen und gleiche Freude an der Natur, ist derb-zudringliches oder grobes Wesen gefolgt. Wie kann man sich nur selbst so den Genuß beeinträchtigen! Oder tritt er erst in zweite Linie — steht voran die Großtuerei, der Sportsnobismus?! Dann wehe uns! Dann wird dem Hochtouristen und Skiläufer alter Schule nichts anderes übrig bleiben, als mehr noch als bisher die überlaufenen Hütten zu vermeiden und die Einsamkeit hochalpinen Geländes aufzusuchen.

schen läßt sich kein besserer und verlockenderer Sport als der Skilauf denken. Auch der Reiz der Gefahr, der beim richtigen Sport nun einmal unerläßlich ist, fehlt ihm nicht. Plötzlich eintretende Witterungswechsel, Schneestürme, Lawinen, die gefürchteten Schneewächten, sie alle verlangen Geistesgegenwart, Gewandtheit, Mut und Ausdauer. Die letzte Eigenschaft ist überhaupt der Grundstock, auf dem sich die übrigen des Skiläufers aufbauen müssen — das Urelement sozusagen. Denn je schöner die Tour sein soll, um so höher muß man steigen und das Bergauf mit geschulterten Skiern oder auf den Hölzern mit untergeschnallten Seehundsfellen erweist sich jedesmal als eine Prüfung auf die Tugenden. Den Gletscherbrand zu kriegen, bei dem sich die Haut in bequemen Stücken von Gesicht oder Nacken löst, oder einmal etwas angefrorene Finger- und Zehenspitzen, trotz zweckmäßiger Kleidung, das darf ebensowenig anfechten wie das gelegentliche Naßwerden bis auf die Haut. Man muß nur selbst dafür sorgen, daß nicht eine unsachgemäße Ausrüstung eine Tour in Frage stellt oder gar einen selbst und die übrigen Teilnehmer in Gefahr bringt. Deshalb vertraut der Sportmann seine Hölzer auch niemand anderem an, reinigt sie nach vollbrachter Fahrt sorgfältig vom Schnee, glättet sie, wenn's nottut, mit heißgemachtem Wachs und überzeugt sich,

Die häßlichen Vorkommnisse in den oberbayrischen Gebirgsorten in den letzten Wintern warfen schon ein bezeichnendes Licht auf die Spannung zwischen Einwohnern und Sportsgästen. Aber es ist nicht nötig, meine Damen, wenn man nur vom Übungshügel herabsaust, den ganzen Tag in Beinkleidern herumzulaufen, so schick man sich selbst auch darin finden mag. Gegen ernsthafte Sportsdamen, die im fertigen Kostüm gleich den Ort verlassen haben oder abends ebenso zurückgekehrt sind, hat sich die in ihrer Scham beleidigte Volksseele nie gewandt. Der Eingeborene hat eine feine Empfindung dafür, was zweckdienlich und deshalb selbstverständlich — und was Schein ist. Wir sind bei Skikursen unter Meister Zdarskys

Leitung mit andern Lehrern und später zu vielen ruhig durch alle Ortschaften Touren gefahren, ohne daß je Anstand an den Frauen in Beinkleidern genommen wäre. Es ist auch hier der Takt, der alles ausgleicht! Ich persönlich nehme im Rucksack, der ja doch bei jeder Skitour unentbehrlich ist, weil man Geräte zum Ausbessern, Proviant, Handschuhe usw. braucht, wenigstens für kürzere Touren, wo die Mehrbelastung keine Rolle spielt, gern meinen überknöpfbaren Rock mit. Weil er beim Rasten gleich eine behagliche Wärme gibt, man also sein ‚Klima' bei sich hat, wie Pettenkofer von der Kleidung sagt. Das lange, nordische Beinkleid paßt nur für sehr schlanke, jugendliche Figuren; für den Durchschnitt ist das nicht zu weite Kniebeinkleid — keine breeches! — mit Wickelgamaschen vorteilhafter. Die Jacke sei aus demselben glatten, undurchlässigen Stoff. Gestrickte und flauschige Wollsachen sind unpraktisch, weil sie Schnee durchlassen und er sich an ihnen festhängt. Als Handschuhe kommen nur Fausthandschuhe in Frage, weil sie das Erfrieren der Finger verhindern; für die Füße braucht man doppelte Socken, von denen das zu oberst getragene Paar aus gewalkter Wolle oder Ziegenhaar sein muß, um keine Feuchtigkeit durchzulassen. Im übrigen braucht man sonst nicht auf warme Kleidung zu achten; im Gegenteil, man wird bald beim Laufen zu warm; es genügt eine leichte Woll- oder Flanellbluse, über die man bei Wind oder beim Rasten noch die im Rucksack mitgebrachte Woll- oder Lederweste anzieht. Auch die Kopfbedeckung sei nicht zu schwer, vor allem undurchlässig. Zipfelmützen, meine Damen, besonders starkleuchtende, farbenfreudige stehen wirklich nur jungen, pikanten Gesichtern; aus den älteren machen sie gar zu gern eine Karikatur. Das sogenannte ‚Skihaserl', das sich meistens durch Schick, aber auch durch ganz unzweckmäßige Kleidung auszeichnet — einer Ausrüstung, wie sie dem Hirn irgendeines Schneiders entsprungen ist, der Berge nur aus dem Kino kennt —, ist sehr nett im Tal, im Wirtshaus oder auch auf Bildern und Plakaten. Aber beim ersten Schneesturm stürzt die Schönheit in sich zusammen. Ein ‚aufgelöstes' Skihaserl ist ein ärgerliches Hindernis auf kleinen Touren; auf größeren, wie gesagt, kann es zu einer ernsten Gefahr für alle seine Kameraden werden, wenn es gilt,

Beim Aufstieg. Aquarell von Edwin Henel-Oberstdorf

in höchster Fahrt einer Lawine auszuweichen oder zu entkommen, wenn Nebel einsetzt und die Rückfahrt beschleunigt werden muß, oder wenn gar durch das Erfrieren der Füße oder Hände ein Transport nötig wird. Mir fällt dabei der freundliche Zuruf eines Hochtouristen ein, als wir vor kurzem hintereinander vorsichtig ein steiles, vereistes Schneefeld passierten und ein Übermütiger aus der Reihe trat, um sich selbst einen Weg zu suchen; da hieß es: „Sakra, sakra, bleiben S' drin! Nacha derfn mir Sie aus die Felsen holen und heimtransportiern." Auf diesen herzlichen Wink hin trat der Überläufer zurück.

Ist nun die Ausrüstung bereit und hat man auf harmlosen Hügeln geübt, so bietet ja gerade unser deutsches Vaterland die reichste Auswahl für jede Sorte von Touren. Da ist das deutsche Mittelgebirge: der Harz, die Thüringer Berge, das Riesengebirge. Sie haben schönes Skigelände, wenn ihnen auch die starke Wintersonne fehlt, die das Hochgebirge auszeichnet, und leiden mehr vom Nebel. Der Schwarzwald mit seinen ausgedehnten, wenig steilen Hängen ist sogar schon ein ganz prächtiges, dabei noch immer leichtes Skigelände. Die Vogesen — mit Schmerz denkt man an sie und ihre Kuppen zurück! Aber für lange Zeit werden dort wohl die letzten deutschen Skiläufer unsere Schneeschuhtruppen gewesen sein; vorläufig kommen diese schönen Berge nicht mehr für uns in Betracht. Das Schicksal jedoch läuft oft auch auf schnellen Schneeschuhen — wer weiß, wer weiß!

Die höheren Teile der Allgäuer Alpen lassen wegen der sehr steilen Hänge wenig Touren zu; dagegen sind die Vorberge gegen Immenstadt zu und vom Walser Tal aus besonders beliebt. Der Weiherkopf, das Rietberger Horn bei Fischen, der Hohe Ifen von Riezlern aus bieten köstliche Abfahrten, ohne zu große Anstrengungen beim Aufstieg zu verlangen. Natürlich ist das reizend gelegene Oberstdorf der Mittelpunkt des Sports. Die verschiedenen Täler, von Bächen durchströmt, die sich zur Iller vereinigen und sich fächerförmig um Oberstdorf herbreiten, sind bequeme Ausgangstore zu Übungshügeln oder Tagestouren. Wenn die warme Mittagssonne in den Ort herablacht und an der Kirchhofsmauer auf geschützten Bänken Parade abgehalten wird über alle Sorten von Sportsleuten, so kann man sich an einen der besuchtesten Kurorte der Schweiz versetzt glauben und sich gar nicht vorstellen, daß man in Deutschland erst so spät darauf gekommen ist, das Winterklima der Berge auszunutzen. Denn da zeigt das Thermometer in der Zeit von zwölf bis vier Uhr oft eine Wärme von 25—30° und erlaubt auch dem Nichtsportsmann stundenlangen Aufenthalt im Freien.

In der Kurve. Naturaufnahme von Hans Hildenbrandt

Von Garmisch-Partenkirchen aus, den beliebten Zwillingsorten in der Nähe Münchens, die auch die Norddeutschen stets bevorzugt haben, ist die Gegend um das Kreuzeck herum, das man über den Risser-See erreicht, dem Skilauf besonders günstig. Rüstige, gewandte Läufer ersteigen vom Kreuzeckhaus die Alpspitz, deren wie mit einem scharfen Messer zugeschnittener Gipfel das Tal von Garmisch beherrscht. Sehr schöne Touren sind auch in der Gruppe des Krottenkopfs zu machen, in die man von Partenkirchen aus über St. Anton gelangt und die herrliche Abfahrten nach verschiedenen Zielen gewährt. Den Münchnern noch näher und daher an Sonn- und Feiertagen ‚ihre' Zuflucht, ist das Gebiet der Schlierseer Berge. Hat es überhaupt einen Nachteil, so ist es der, daß man in der Waldregion auf Straßen und Ziehwege beschränkt ist. Bei ‚Fin-

Digitized by Google

Auf dem Gipfelgrat. Naturaufnahme von Hans Hildenbrandt

sterlin' in Fischhausen, in Neuhaus, im Josephstal, auf den Wegen zur Brecherspitz der Bodenschneid, dem Jägerkamp, der Rotwand, von Bayrisch-Zell aus zum geliebten Sudelfeld hinauf wimmelt es an klaren Wintertagen förmlich von Skiläufern jeden Alters und aller Arten. Sogar ganz kleine Mädels und Buben von vier, fünf Jahren stehen mutig auf ihren Brettern, mit bunten Zipfelmützen und vor Wonne glühenden Gesichtern. Und gar oben erst. Z. B. das Leben und Treiben im Kessel der Fürstalm, zu der ein köstlicher Weg über den Spitzingsattel hinaufführt und die selbst wieder das Sprungbrett für den Gipfel des Stümpflings ist. Da wird gelagert, nach Zdarskys Weise aus den Skiern Sitzplätze gemacht, alle Schätze aus dem Rucksack geholt, die Spirituskocher zum Abkochen aufgestellt, mit den Nachbarn ein wenig eingetauscht — denn man mag ja immer lieber, was der andere hat! — ganz Feine haben sogar Zelte mitgebracht, die sich im Handumdrehen aufstellen und ebenso schnell wieder einpacken lassen, und sänge gar einer aus des alten, braven Matthias Claudius Lied 'Hinterm Ofen', das den Winter noch fast als Feind betrachtet, die Strophe:

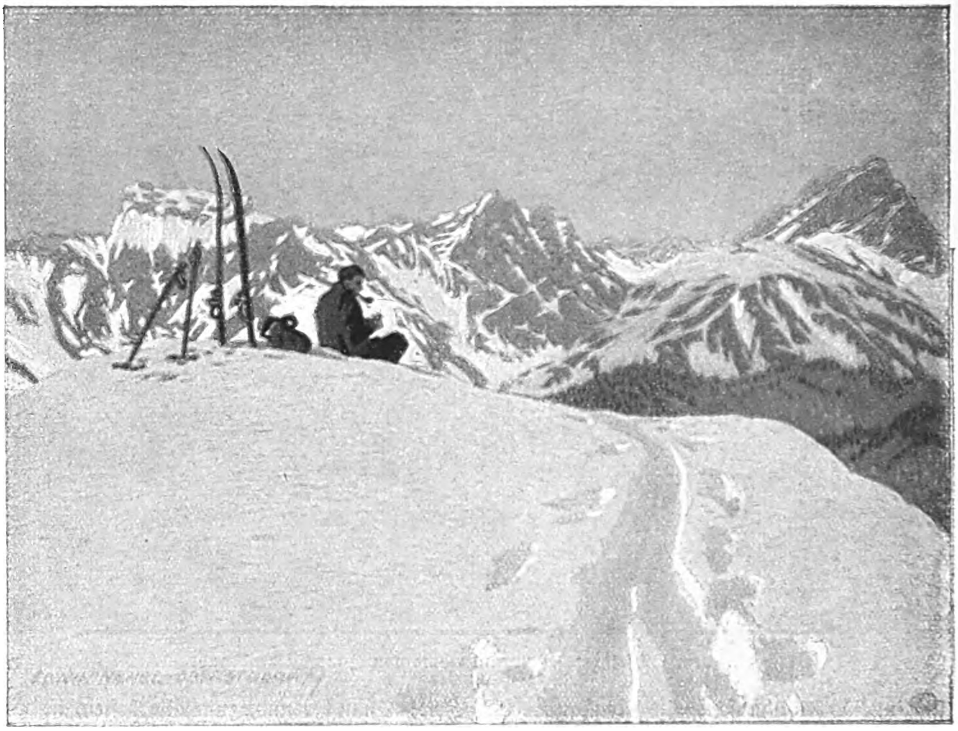
„Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren —"

so wär' es wie eine Sage aus verschollener Zeit! Zum Freund, zum allerbesten, ist der Winter den jungen und den gesunden Menschen geworden. Denn all ihre guten Eigenschaften: Kameradschaftlichkeit, Mut und Naturliebe pflegt und fördert er.

Bad Kohlgrub am Fuße des mit Skiern bequem zu ersteigenden Hörnle, ebenso das benachbarte Oberammergau haben ausgezeichnetes Übungsgelände und leichte, für Anfänger geeignete Bergtouren. In Kohlgrub habe ich vor Jahren einmal das erste Ski-Sportfest miterlebt und vergesse nie den Eindruck, den mir die gewaltigen Sprünge von den künstlichen Sprungschanzen aus gemacht haben. Noch verstärkt wird diese Erinnerung durch ein Fest in Garmisch, das im Januar 1914 stattfand und unsere wie fremde erstklassige Läufer und Springer vereinte. Einen Augenblick steht einem förmlich das Herz vor atemloser Spannung still, wenn der Läufer den Hang hinuntergesaust kommt, in voller Fahrt von der Schanze abspringt und durch seine Eigengeschwindigkeit weit in die Luft hinausgeworfen wird. Kerzengerade steht die junge Gestalt im Raum, ganz wagerecht müssen die Skier nebeneinanderliegen: kreuzt sich auch nur ihre Spitze, so weiß man, daß er beim Aufschlag stürzt. Aber nein: wie ein Vogel sich senkt, so leicht berührt er den steilen Hang, nimmt sofort die Fahrt wieder auf und schließt mit einem endigenden Schwung.

Gutausgeführte Sprünge sind mit das

Digitized by Google



Gipfelrast. Aquarell von Edwin Henel=Oberstdorf

Schönste, was man beim Skilauf sehen kann; und je eleganter und einfacher sie sich vollziehen, um so sicherer muß der Springer die Technik beherrschen, die ihn zwingt, schon etwa zehn Meter vor der Kante der Sprungschanze den Absprung dadurch vorzubereiten, daß er die Knie ein wenig beugt und sich so stark nach vorn legt, von den Hüften ab, daß die Hände fast den Boden berühren. Nur so erhält er den erforderlichen Ruck, wenn er sich nun plötzlich in Hüften und Knien streckt und die Arme weit nach vorn und oben schleudert. Während des Sprunges muß der Körper gestreckt bleiben, die Arme sich aber wieder senken und möglichst unbeweglich sein. Die Skier müssen parallel zum Hange stehen, da sie beim Aufstoß gleichzeitig mit ihrer Lauffläche den Schnee berühren sollen. Zu kleineren Sprüngen hat man auf Touren öfters Gelegenheit; sie sind vortrefflich, um Balance zu lernen; große, weite Sprünge von hohen Sprungschanzen sind von Frauen jedenfalls zu vermeiden.

Eine reizende Abwechslung, die man jetzt auch bei uns von Skiläuferinnen ausgeführt sieht, ist das Skifahren (Skikjoering) mit Pferden; überkommen ist uns auch dies, wie wohl eigentlich das Skifahren überhaupt, aus den skandinavischen Ländern. Es eignet sich natürlich nur für ebene Straßen, überschneite Felder oder zugefrorene Seen. Die Verbindung zwischen Pferd und Mensch wird nur durch die Zügel hergestellt, die man entweder in der Hand hält oder die am Gürtel befestigt werden. Das Ski=Segeln, ähnlich dem Schlittschuh=Segeln, ist auch in Schweden sehr gebräuchlich und wird viel in den dortigen geräumigen und flachen Gletschertälern verwendet.

Ein Himmelreich für Skilaufen sind die Gruppen der Kitzbühler Alpen. Der liebe Gott scheint diese runden Kuppen, die nicht zu steilen Hänge, die Möglichkeit zu ausgedehnten Kammwanderungen, die geringe Neigung zu Lawinenbildungen für den Skisport erschaffen zu haben. Kitzbühl, Jochberg, Saalbach sind die Haupt= und Standquartiere, von denen aus eine Anzahl Gipfel erstiegen werden können; und zwar lassen sich die Skier schon am Quartier anschnallen, ohne daß man sie zu schleppen brauchte, und bringen den Ausgetobten wieder bis an seine Tür zurück.

Für den hochalpinen Skiläufer bietet natürlich das Skigelände, das oberhalb der Baumgrenze liegt, wo man also nicht durch Wald und durch Ziehwege beengt ist und sich seine Spur nur nach der Beschaffenheit

Digitized by Google

des Geländes anlegt, den größten Genuß. Freilich ist dazu eine Kenntnis des winterlichen Hochgebirges, namentlich in bezug auf Lawinenmöglichkeit und -gefahr, unbedingte Voraussetzung. Das wird gewöhnlich leider zu leicht genommen, daher stammen die zahlreichen Unglücksfälle, ohne die kein Winter vorübergeht. Gegen elementare Katastrophen ist man ja machtlos; aber weniger diese als wirkliche Unvorsichtigkeiten oder gänzliche Unkenntnisse der Schneeverhältnisse sind oft die Ursache des Unglücks. Manche Touren werden kaum mehr zu Sportzwecken unternommen; ihr Ziel ist der Gipfel, der Ski nur noch das Mittel, ihn auch im Winter zu erreichen. Daher muß auch die Ausrüstung tadellos sein, und der Läufer nimmt besser statt des — oder der — Stöcke einen Pickel mit, dessen Haue wegen der Kälte mit einem Futteral versehen wird. Die Schuhe müssen benagelt sein — was für einfache Touren nicht durchaus notwendig, aber immer besser ist —; auch ist es vorteilhaft, nicht zu lange Skier zu haben wegen ihrer leichteren Lenkbarkeit. Die eigentliche Voraussetzung bei Hochtouren, besonders auch für Frauen, ist, daß sie gute Hochtouristinnen, nicht nur sichere Skiläuferinnen sind. Denn alle Anstrengungen des Bergsports finden sich bei winterlichen Besteigungen verdoppelt und verdreifacht. Das sogenannte alpine Fahren — Stemmfahren und Stemmbögen — muß zuverlässig beherrscht werden, um auf steilen Hängen das Tempo in jedem Augenblick in der Gewalt zu haben; und an das lange Bergaufgehen soll man eben durch sommerliche Übungen gewöhnt sein. Abhärtung und Widerstandsfähigkeit müssen der Frau eigen sein, die sich plötzlich einsetzenden, oft lange andauernden Schneestürmen, großer Kälte, peinlichem Nebel, früher Dunkelheit und dem ärgsten von allem: Lawinen und Gletscherspalten aussetzen will. Es ist bekannt, daß die letzteren im Winter noch weit gefährlicher sind als im Sommer, weil der Schnee tückische Brücken

Skispringen im Allgäu. Aquarell von Edwin Henel-Oberstdorf

Digitized by Google

über sie schlägt, während sie in der guten Jahreszeit ‚aper‘ daliegen. Von den Lawinen sind die gefürchtetsten die Pulverschneelawinen, die sich aus trocknem Schnee bilden und überall plötzlich abbrechen können; nicht minder heimtückisch sind die Schneewächten, die wie Bretter oder Balkone in die Luft hinausragen, beim Betreten sich vom Gestein lösen und in die Tiefe stürzen.

Eine Frau wird selten soviel Erfahrung haben, um sich allein ins winterliche Hochgebirge zu wagen. Jedenfalls sollte sie sich auch nur solchen Leuten anschließen, deren Zuverlässigkeit ihr bekannt ist und deren Geboten sie sich unbedingt fügen muß und will. Kalte Nächte in unbewirtschafteten Hütten, oder gar im Freien, wenn durch irgendeinen Wetterumschlag oder eine Verspätung die Rückfahrt unmöglich gemacht wird, hat sie auch in den Kauf zu nehmen; lauter Dinge, mit denen sich der kräftigere Mann viel eher abfindet. Es klingt beinah, als wollte ich der Frau überhaupt von alpinen Skitouren abraten; gewiß nicht! Aber die Mühen werden so oft unterschätzt, daß man sich vorher prüfen soll, ob man ihnen auch gewachsen ist.

Das ‚Ski-Haserl‘. Zeichnung von Edwin Henel

Das von Süddeutschland aus am leichtesten zu erreichende hochalpine Skigelände, und daher auch von Deutschen sehr viel besucht, ist das des Arlbergs, mit der prachtvoll angelegten Arlbergbahn zu erreichen. Den Stützpunkt für alle Touren der umliegenden Gruppe bietet das fast 2000 m hoch gelegene Hospiz St. Christoph, das jahrhundertelang in Trümmern lag und nur dem Skisport seine Auferstehung verdankt. Vor etwa zwanzig Jahren wurde es neu erbaut. Gerade die schönste und beliebteste Tour der Hochalpen nimmt von dem einsamen und feierlich liegenden Hospiz aus ihren Ausgang, nämlich die Besteigung der Valluga (2811 m), deren Gipfel eine wunderbare Rundsicht über die Bergwelt des ganzen westlichen Tirols und Vorarlbergs bis weit hinein in die Schweiz gewährt. Die Station für den Arlberg ist St. Anton am östlichen Eingang des großen, über tausend Meter langen Arlbergtunnels, dessen Durchfahrt fast zwanzig Minuten in Anspruch nimmt. Von dem an seinem westlichen Eingang gelegenen Langen erreicht man in dreiviertel Stunden das kleine, durch riesige Lawinendämme geschützte Dörfchen Stuben, und von diesem führt die prachtvolle, erst vor etwa fünfundzwanzig Jahren erbaute Flexenstraße an sehr steilen, lawinengefährlichen Hängen, zum Teil in Felsgalerien nach dem schönen Zürs. Glücklicherweise wird der Schnee so in die Galerien geweht, daß man die Skier nicht abzulegen braucht und auf der Straße eine vorzügliche Abfahrt hat. — Noch um einen Grad hochalpiner ist Kühtai, von der Station Ötztal der Arlbergbahn in sechs Stunden zu erreichen. Unterkunft bietet dort ein altes Jagdschloß des Erzherzogs Siegesmund. Prachtvolle Besteigungen sind von hier aus möglich, mit Nordabfahrten verbunden, und noch bis in den Mai hinein findet man guten Schnee. Doch ist gerade in diesem Gebiet die Lawinengefahr nicht zu unterschätzen.

Die Wiener lieben ihren Semmering; und gewiß ist er das Muster eines vornehmen Winterkurortes. Doch ist der Skilauf hier wohl mehr Gesellschaftssport und ein angenehmes, dabei gesundes! Mittel zum Flirten. Denn das Gelände ist eigentlich wegen steiler Hänge und viel Wald durchaus nicht günstig.

Damit wären nur einige der beliebtesten Skigelände Deutschlands und der nordtiroler Alpen genannt — die Schweiz mit ihren herrlichen Abfahrten bei Klosters und Davos wird vorläufig auch nur für wenige unsrer Volksgenossen in Betracht kommen. Aber Deutschland ist wahrlich reich genug an herrlichen Bergen und wunderschönen, vielbesuchten wie stilleren Wintersportsplätzen. Für jeden Geschmack und für jede Leistungsfähigkeit gibt es da eine Auswahl. Der Herr Verkehrsminister wird hoffentlich einsehen, daß der Sport im Winter vielleicht nicht ganz so nötig ist wie das tägliche Brot, aber doch eine dringend erwünschte, gesunde und wohlschmeckende Auflage.

Digitized by Google

Die Medizin in der Bibel

Von Prof. Dr. Max Neuburger

Dem wahrhaft erstaunlichen Hochstand, den die Hygiene bei den Kulturvölkern des Altertums erreichte, entspricht nirgends eine gleichwertige Entwicklungsstufe der Medizin im engeren Sinne des Wortes, und je weiter wir in der historischen Betrachtung stromaufwärts zurückwandern, desto greller tritt das Mißverhältnis zwischen Gesundheitspflege einerseits und Krankheitserkenntnis, Krankenheilung anderseits zutage. Was bedeutet die Medizin der Papyrosrollen gegen die hygienische Weisheit ägyptischer Priester, wie seltsam mutet der Gegensatz an, der zwischen etruskisch-römischem Heilaberglauben und den überraschend zweckmäßigen Maßnahmen öffentlicher Gesundheitspflege dieser Völker klafft? Lange bevor die Heilkunst auch nur den Schein von Wissenschaft gewinnt, kann die in ihren ersten Anfängen mit dem Kult innig verknüpfte Hygiene in der Regel schon auf Vorschriften, Einrichtungen, Werke hinweisen, die der Kritik der Jahrtausende standhalten.

Denselben Eindruck empfängt man beim Vergleich der bewundernswerten Sozialhygiene des Pentateuchs mit den in den biblischen Urkunden niedergelegten medizinischen Kenntnissen der alten Israeliten, wobei freilich nicht außer acht gelassen werden darf, daß ein tieferes Eindringen, eine systematische Behandlung medizinischer Fragen nicht in den Rahmen eines religiösen Gesetzbuches fällt, daß man in den historischen, prophetischen, poetischen Büchern des Alten und Neuen Testaments von vornherein nicht mehr als Andeutungen, gelegentliche Erwähnungen, dichterische Ausschmückungen von Krankheitszuständen oder Heilungen erwarten kann. Es sind kultische, sanitätspolizeiliche Vorschriften, Erzählungen aus der Geschichte des jüdischen Volkes oder aus dem Leben hervorragender Persönlichkeiten, Strafandrohungen aus dem Munde der Propheten, Allegorien und Gleichnisse, welche hier und da den Anlaß bieten, auch krankhafte Affektionen, Seuchen, empirische Heilverfahren oder übersinnliche Heilerfolge, mehr oder weniger ausführlich, kaum jemals aber vollständig zu schildern. Das solcherart zusammenkommende Material ist ziemlich bedeutend und stellte nicht nur die theologischen Erklärer vor schwierige Aufgaben, sondern auch jene bibelkundigen Ärzte, welche Neigung hatten, ihren Scharfsinn in nachträglichen Diagnosen zu erproben. Über das Thema liegt eine Literatur vor, die sich über Jahrhunderte erstreckt, die Medizin in der Bibel teils im allgemeinen, teils in Sonderfragen behandelt, ohne daß aber dem heißen Bemühen gar viele, wirklich einleuchtende, allseits anerkannte Ergebnisse entsprungen wären. Befremden kann dies nicht, wenn man sich darüber klar ist, welche Kluft zwischen moderner und antiker Krankheitsauffassung und Krankheitsbeschreibung liegt, wodurch selbst in ärztlichen, streng fachlichen Schriften des klassischen Altertums, geschweige denn des Orients, die Deutung gewisser Stellen höchst zweifelhaft, nicht selten ganz unmöglich wird. Noch mehr wächst die Schwierigkeit, wenn es sich um das Verständnis von Krankheitszuständen handelt, deren Beschreibung uns nichtmedizinische Verfasser hinterlassen haben; so ist es beispielsweise bis heute nicht gelungen, einwandfrei festzustellen, welche Infektionskrankheit während des Peloponnesischen Krieges in Athen gewütet hat, trotzdem kein Geringerer als der Meister der Geschichtschreibung, Thukydides, eine anscheinend erschöpfende, jedwede charakteristische Einzelerscheinung umfassende Darstellung von der Seuche gibt. Bei der Erklärung einschlägiger Bibelstellen kommen aber zum bloß Bruchstückhaften der Krankheitsbeschreibung überdies noch andere Schwierigkeiten hinzu, so namentlich textkritische, philologische, die zu großer Vorsicht mahnen, will man nicht einfach der Phantasie die Deutung überlassen. Es sei hier gleich bemerkt, daß erst die allerneuesten, mit den Sicherungen wissenschaftlicher Kritik unternommenen Bibel-Übersetzungen diesen Umständen einigermaßen Rechnung tragen und daher gegenüber medizinischen Fachausdrücken eine gewisse Zurückhaltung bewahren. Es ist ganz besonders das Verdienst des Berliner Arztes Julius Preuß gewesen, auf Grund wirklich tiefschürfender Quellenforschung, auf Grund rührig umfassender linguistischer, bibelexegetischer und medizinischer Kenntnisse, sowohl die leichtfertige Hypothesensucht als auch den vorschnellen, überklugen Rationalismus in die Schranken verwiesen zu haben.

Ohne hier das Gebiet der mosaischen Hygiene berühren zu wollen, welche durch die Einsetzung des Sabbats, die Regelung der Arbeit, durch die Prophylaxe und Bekämpfung der Seuchen sowie der venerischen Krankheiten, durch die Speisegesetze usw. eine einzig dastehende Erscheinung bildet und auch im Lichte modernster Wissenschaft nichts von ihrem hohen Werte einbüßt, sei nur darauf hingewiesen, daß im Zusammenhang mit dem kultischen, religiösen Wesenszug der Gesundheitspflege selbstredend die Priester, die Leviten, als Gesundheitsbeamte tätig gewesen sind und wahrscheinlich auf dem Wege mündlicher Überlieferung ihr Wissen fortgepflanzt haben. Keineswegs läßt sich, außer den sanitätspolizeilichen Obliegenheiten eine berufsmäßige Ausübung der Heilkunst seitens der Leviten nachweisen. Daß

Digitized by Google

hingegen den Propheten die ärztliche Kunst nicht fern lag — gerade medizinische Wundertaten waren überall, zu allen Zeiten am meisten begehrt — geht aus den Heilerfolgen eines Elisa, Elia, Jesaja hervor; vielleicht wurde in den ‚Prophetenschulen‘ die Heilkunst in den Unterricht einbezogen. Niemals werden aber die Propheten als Ärzte bezeichnet, und spätestens für ihre Epoche ist die Existenz eines eigenen Ärztestandes anzunehmen. Hält es doch Jeremia für unglaublich, daß in Gilead kein Arzt wohnen sollte. Vom König Asa wird erzählt, daß er nicht bei Jahwe, sondern bei den Ärzten Hilfe gesucht habe, und Hiob nennt seine Freunde ‚nichtige Ärzte‘. Die Bezeichnung: Arzt, hebr. rôphê — hergeleitet von einem Wortstamm, der so viel wie Lindern, Besänftigen bedeutet, eine andere Erklärung stützt sich auf das arabische raphâ, Nähen, also wäre rôphê = Näher (von der Wundnaht), bei Luther ‚unseres Herrgotts Flicker‘ — kommt in der Bibel zum erstenmal bei Erwähnung der ägyptischen Sklaven vor, die Josefs Vater einbalsamierten; hier ist rôpheim lediglich ein Ersatzwort für den der hebräischen Sprache fehlenden Ausdruck ‚Einbalsamierer‘. Unter den ‚Ärzten‘ sind während des biblischen Zeitalters übrigens nur Heilpersonen mit sehr verschiedenem Wissen und Können zu verstehen, wie auch noch durchaus keine Abgrenzung der Volksmedizin erfolgt ist. Daß im zweiten vorchristlichen Jahrhundert der Ärztestand Ansehen genoß, erweisen folgende Stellen aus den Sprüchen Jesu, des Sohnes Sirachs: „Halte den Arzt in Ehren, so wie es ihm zukommt, damit er dir zur Verfügung stehe — seine Kunst als Arzt erhöht sein Haupt, und angesichts der Großen wird er bewundert. Der Herr schafft aus der Erde Heilmittel, und der verständige Mann wird sie nicht verschmähen. Und er verlieh den Menschen Einsicht, um sich als herrlich zu erweisen durch seine wunderbaren Heilmittel, durch sie beseitigt der Arzt ihre Beschwerden, der Apotheker bereitet aus ihnen eine Mischung, und noch hat er nicht dieses sein Geschäft zu Ende gebracht, da stellt sich schon Wohlbefinden durch ihn auf der Erde ein“ ... „Mein Sohn, wenn du krank bist, so verabsäume es nicht, sondern bete zum Herrn, und er wird dich heilen“ ... „und dem Arzte gib Zutritt, denn auch ihn hat der Herr geschaffen, und er weiche nicht von dir, denn du bedarfst ja auch seiner. Zuzeiten liegt auch wirklich in ihren Händen das Gelingen; denn auch sie werden zum Herrn beten, daß er es ihnen gelingen lasse, Linderung zu verschaffen und Heilung.“ Diese von dem Sirakiden hier so kräftig verdolmetschte Anschauung, daß der Arzt ein Werkzeug in der Hand des Schöpfers, ein Vollbringer des göttlichen Willens ist, löst den zwischen der Vorausbestimmung und dem ärztlichen Eingriff anscheinend bestehenden Widerspruch. Im Sinne einiger Bibelstellen wie z. B. der im 2. Buch Mos. 15, 26 „... ich, der Herr, bin dein Arzt“ oder der Erzählung des Chronisten, welcher es dem König Asa zum Vorwurf macht, daß er in seiner Krankheit nicht Gott suchte, sondern die Ärzte, verwarf nämlich eine Minderheit die Beiziehung von ärztlicher Hilfe, weil dies ein Zeichen mangelnden Gottvertrauens wäre. Einem solchen entschiedenen religiösen Fatalismus dürften späterhin auch jene jüdischen Weisen gehuldigt haben, welche es dem König Hiskia zum Verdienst anrechneten, daß er das (nach der Legende von Salomo verfaßte) ‚Buch der Heilmittel‘ — vielleicht ein Kräuterbuch mit magischen Formeln — der Benutzung entzog. Die Anschauung, daß allein das Gebet Genesung von der als Züchtigung verhängten Strafe herbeizuführen vermöge, kommt ja auch im Jakobusbrief zur Geltung, wo es heißt (5, 14): „Ist jemand krank, so rufe er zu sich die Ältesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Öl im Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen.“ Für die vorherrschende Ansicht, daß die Beiziehung des Arztes erlaubt, mit der Ergebung in Gottes Fügung vereinbar sei, konnte übriges ganz besonders jene biblische Vorschrift als Stütze herangezogen werden, gemäß welcher der Schläger dem von ihm Verletzten das Arzthonorar erstatten muß (2. Buch Mos. 21, 19). Hieraus folgt, daß das Vorhandensein von Ärzten von der göttlichen Weltordnung vorausgesetzt wird.

Der Arzt des biblischen Zeitalters war wahrscheinlich zugleich Wundarzt und sein eigener Arzneibereiter; mit der Geburtshilfe hatte er nichts zu tun, den nötigen Beistand leisteten Hebammen, die schon im Pentateuch erwähnt sind. Der Grenzen ärztlicher Kunst ist man sich bewußt gewesen: „lange Krankheit,“ sagt Sirach, „spottet des Arztes,“ und zu Jesu Zeiten war es eine sprichwörtliche Redensart: „Arzt hilf (zuerst) dir selber“.

Was die Krankheitsauffassung anlangt, so galten namentlich die Seuchen als Schikkungen oder Strafen Jahwes, wie aus zahlreichen Stellen hervorgeht, und dementsprechend wurde Rettung und Genesung von Gebeten, Opfern, priesterlicher Entsühnung, Reue und Buße, Kasteiung (Fasten) erhofft. Eine Folge des strengen Monotheismus ist es, daß der allen Völkern des Erdkreises auf einer gewissen Kulturstufe eigene Glaube an Dämonen als Krankheitsbringern im Alten Testament verpönt ist. Daß aber das jüdische Volk diesem Glauben anhing, geht zur Genüge aus dem Neuen Testament und dem Talmud hervor, wo auch die magische Therapie reich vertreten ist. Spuren einer mehr nüchternen, nicht supranaturalistischen, Krankheitsauffassung finden sich vereinzelt vor. Der Heilschatz der Bibel ist sehr gering, wobei wieder nicht außer acht gelassen werden darf, daß die Bibel eben kein — medizinisches Werk ist. Zu den erwähnten Mitteln zählen

Digitized by Google

z. B. Bäder (im Jordan, in Heilquellen, Ölbäder), Wein, Feigen (als Pflasterbestandteil), Öl, Honig, Fischgalle (als Augenmittel im Buche Tobiä), Räucherungen, Pflaster, Salben. Bekannt war die günstige Einwirkung der Musik auf seelische Depressionszustände (Davids Zitherspiel vor Saul). Bei der Wundbehandlung kommen das Ausdrücken, der Verband und Bähungen mit Öl in Betracht, besonders hervorgehoben wird der Wundbalsam von Gilead.

Von den Krankheitsschilderungen, die sich in der Bibel finden, zeichnet sich wohl keine durch eine solche Genauigkeit und bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Sorgfalt aus wie diejenige, welche den ‚Aussatz' und seine verschiedenen Formen zum Gegenstand hat. Diese Genauigkeit ist deshalb nötig gewesen, weil ja hier von der Diagnose das weitere Schicksal des Erkrankten abhing. Denn wurde jemand, der aussatzverdächtig erschien, durch das sachverständige priesterliche Urteil tatsächlich als ein mit der — für die Umgebung gefährlichen — Zaraath-Krankheit Behafteter, als ‚unrein' erklärt, so erfolgte seine Ausschließung aus der Gemeinschaft des Volkes. Das 13. und 14. Kapitel des 3. Buches Mosis enthalten die einschlägigen sanitätspolizeilichen Vorschriften. Es sind dort die diagnostischen Kriterien des biblischen Aussatzes gegenüber anderen Hautleiden angeführt (mit besonderer Berücksichtigung des Kopf- und Barthaares, der Verfärbung der Haut und des Haares u. a.), ferner Isolierungsmaßnahmen bei zweifelhaften Fällen mit darauffolgender neuerlicher Untersuchung, Reinigungsverfahren mit religiösem Zeremoniell bei geheiltem ‚Aussatz', Maßregeln zur Beseitigung des ‚Aussatzes' der Kleider und Häuser. Eine ganze Literatur knüpft sich an den ‚Aussatz', über dessen Wesen ziemlich stark abweichende Ansichten geäußert worden sind, wobei auch die in der Bibel vorkommenden Einzelfälle (Mirjam, Naeman, Gehasi, König Usia) berücksichtigt wurden. Eine Gruppe der Autoren hält den biblischen Aussatz für Lepra, also Aussatz im Sinne der modernen Pathologie; eine zweite Gruppe vertritt die Meinung, daß der biblische Aussatz außer der Lepra auch noch andere Hautleiden in sich begreife (Ekzem, Psoriasis, Skabies u. a.); eine dritte Gruppe will die Lepra ganz ausschließen und unter dem biblischen Aussatz verschiedene Dermatosen, wahrscheinlich auch Lues verstehen. Das Wahrscheinlichste ist es wohl, daß der biblische Aussatz einen Sammelnamen für verschiedene parasitäre Hautaffektionen darstellt.

Noch größere Unklarheit herrscht über andere in der Bibel vorkommende Krankheiten, so über die sechste Plage Ägyptens (Bläschenekzem), über die Krankheit des Königs Jehoram (Ruhr, möglicherweise auch Karzinom), über die Krankheit Hiobs, die als ‚Aussatz', Syphilis, Pocken gedeutet wurde, aber am ehesten dem universalen Ekzem entspricht, über die Krankheiten des Antiochus und des Herodes, denen, als besonders mißliebigen Persönlichkeiten, eine fabelhafte ‚Läusesucht' angedichtet worden ist. In allen diesen und anderen Fällen wurde von ausgezeichneten Fachmännern nicht wenig Scharfsinn aufgeboten, um zu einwandfreien Ergebnissen zu gelangen, und in den Deutungsversuchen spiegelt sich der jahrhundertlange Entwicklungsgang der medizinischen Wissenschaft wider.

Zu den von Jahwe besonders angedrohten Strafen gehört auch die ‚Pest', ein Krankheitsbegriff, der in dem Sinne, wie er im Altertum gebraucht wurde, von vornherein keineswegs mit der ‚Beulenpest' gleichzusetzen ist. Im 3. Buche Mos. 26, 25 heißt es beispielsweise: „Ich bringe über euch das Schwert, daß ihr euch in euren Städten sammelt, und sende Pest in eure Mitte" — ein Hinweis auf den begünstigenden Einfluß, welchen die dichte Zusammenhäufung von Menschen bei der Verschleppung von Seuchen ausübt. Im 5. Buche Mos. 28, 27 wird angedroht: „Jahwe wird machen, daß sich die Pest an dich heftet, bis sie dich aus dem Lande ausgetilgt hat, in das du einziehst, um es in Besitz zu nehmen." Ähnliche Stellen finden sich namentlich bei den Propheten (Ezech. 7, 15; Jerem. 21, 9 u. a.), und die Schilderungen von Seuchen, welche die Bibel bietet, liefern den Beweis, wie oft diese Strafandrohungen zur schreckensvollen Wirklichkeit geworden sind. Merkwürdig ist der Zusammenhang, den einige Bibelstellen zwischen der Durchführung einer Volkszählung und der darauffolgenden Epidemie erwähnen; dies gilt z. B. von der sogenannten Davidischen Seuche (2. Buch Samuel 24, 15—16; 1. Buch der Chronik 21, 14—16), welche nicht weniger als 70000 Menschen das Leben kostete. Mörderisch verlief auch die Seuche zur Zeit Korahs (4. Buch Mos. 16, 49), mit 14700 und die Seuche beim Baal Peor (4. Buch Mos. 25, 8) mit 24000 Todesfällen. Daß der Hohepriester, um dem Fortschreiten der Seuche Einhalt zu tun, bald nach dem Ausbruch der Epidemie (nach Korahs Empörung) Feuer vom Altar auf seine Pfanne nahm, Räucherwerk darauflegte und eilends zwischen die Gestorbenen und Lebenden trat — diese Maßnahme macht den Eindruck einer bewußten, zweckmäßigen hygienischen Handlung, ohne daß man der Räucherung an sich (Entwicklung von Dämpfen ätherischer Öle) eine allzu große desinfizierende Wirkung zuschreiben muß. Von den in der Bibel vorkommenden Pestilenzen — sie betrafen teils das jüdische Volk, teils feindliche Völker — kann keine einzige mit der ‚Beulenpest' gleichgesetzt werden. Auch nicht die sogenannte Plage der Philister (1. Buch Samuel 5, 6 u. ff., 6, 4 u. ff.), welche beim Transport der Bundeslade sich von Stadt zu Stadt verbreitete und zahlreiche Opfer heischte. Für die Annahme einer Beulenpest wurde einerseits das in den Berichten

Digitized by Google

erwähnte Auftreten von ‚Beulen' an verborgenen Körperstellen, anderseits die Tatsache ins Treffen geführt, daß die Philister neben fünf goldenen ophalim' (Nachbildung der erkrankten Körperstellen) auch fünf goldene Mäuse als Sühngeschenk darbrachten — welch letzterer Umstand darauf hinweise, daß man das dem Ausbruch der Beulenpest erfahrungsgemäß vorausgehende Sterben von Ratten als Vorboten bereits klar erkannt habe, wobei eben zu berücksichtigen wäre, daß das hebr. áchbâr auch Ratte bedeuten soll. Der Bibeltext spricht freilich von „Mäusen, die das Land verderben", und Josephus (Antiquit. VI, 1) sagt, daß goldene Mäuse als Weihgeschenk dargebracht wurden, ähnlich denen, welche die Felder verheert und verwüstet hätten, also zum Dank für die Abwehr der Mäuseplage — aber von einem Abhängigkeitsverhältnis der Pest zur Mäuseplage weiß der Text nichts. Die Deutung der Philisterplage als Syphilis kann den dagegen erhobenen Einwänden auch nicht stichhalten.

Die interessantesten unter den im Alten und Neuen Testament erwähnten Krankheitsfällen — Fieber, Hitzschlag, Ruhr, Wassersucht, ‚Blutfluß', Gonorrhöe, Verletzungen verschiedener Art, Blindheit, Taubheit u. a. — sind unstreitig jene, welche ins Gebiet der Neurologie und Psychiatrie fallen und zum Teil durch den Dämonismus eine eigentümliche Färbung bekommen.

Auf Gehirnblutung (Apoplexie) dürfte wohl der im 1. Buche Samuel (25, 36) erzählte Todesfall des Nabal, sowie derjenige des Alkimos zurückzuführen sein, von dem das 1. Makkabäerbuch (9, 55) berichtet: „Sein Mund war geschlossen, und er wurde gelähmt und konnte kein Wort mehr sprechen und sein Haus nicht mehr bestellen. So starb er unter großer Qual." Nicht sicher zu entscheiden ist die Art der ‚Lähmung' des Jerobeam, dessen Hand Jahwe „verdorren ließ, daß er sie nicht wieder an sich ziehen konnte" (1. Buch der Könige 13, 4); bei dem Manne aber, der „eine trockene Hand" hatte und von Jesus durch die Aufforderung: „Strecke deine Hand aus!" geheilt wurde (Luk. 6, 6; Matth. 12, 10; Mark. 3, 1) ist jedenfalls eine Lähmung im ärztlich-klinischen Sinne mit sekundärer Atrophie anzunehmen.

Die ‚Lahmen' (παραλυτικοί), deren Heilung im Neuen Testament erzählt wird — eine verhältnismäßig große Zahl — sind durchaus nicht einem einzigen Krankheitszustand einzuordnen. So ist z. B. der Gelähmte des Johannesevangeliums (5, 5) ein Kranker mit chronischem Rheumatismus, die meisten der in Betracht kommenden Paralytischen dürften allerdings als Hysterische aufzufassen sein, wofür besonders die Plötzlichkeit ihrer Wiederherstellung spräche; merkwürdig bleibt es dabei immerhin, daß sich unter den Gelähmten im Neuen Testament keine Frauen befinden. Typisch ist der (Mark. 2, 4, Matthäus 9, 2 und Luk. 5, 18 mitgeteilte) Fall des Gelähmten, welcher von vier Mann getragen werden mußte und der von Jesus mit den Worten geheilt wurde: „Nimm dein Bett und gehe heim." Als Beispiel einer Heilung ‚in die Ferne' muß die am Knechte des Hauptmanns von Kapernaum vollzogene (Luk. 7, 2) hervorgehoben werden. Unzweifelhaft hysterischer Natur ist die Stummheit des Zacharias, welcher plötzlich die Sprache verlor, nach der Geburt des Sohnes aber wieder zu reden anfing (Luk. 1, 20 u. 65).

Der bekannteste Fall von Geistesstörung im Alten Testament ist der des Königs Nebukadnezar; die im Buche Daniel (4, 29 ff.) gegebene Schilderung des Depressionszustandes zeichnet sich durch besondere Eindringlichkeit aus. Nebukadnezar wurde aus dem Kreise der Menschen gestoßen und aß Graß wie die Stiere, und vom Tau des Himmels wurde sein Leib genetzt, bis sein Haar viel wurde wie das von Adlern und seine Nägel wie die von Vögeln. Nach sieben Jahren hebt er seine Augen zum Himmel, und sein Verstand kehrt ihm wieder, und er lobt den Herrn. Die Erinnerung an die Lykanthropie der Alten, den mittelalterlichen Werwolfglauben, steigt bei diesem Krankheitsbild auf.

Die psychiatrisch ebenfalls interessante Leidensgeschichte Sauls, welche mit Selbstmord endet, berechtigt nicht, die Seelenstörung des unglücklichen Königs einfach als Melancholie in dem Sinne, wie die heutige Wissenschaft diesen Terminus gebraucht, anzusprechen. Nicht wenige Tatsachen, fern von jeder Wahnvorstellung, machen seine zeitweilig auftauchende, dann wieder verschwindende Schwermut begreiflich: das Bewußtsein, von Jahwe verworfen, von Samuel verlassen zu sein, die triumphierende Gegnerschaft Davids, dem sich selbst Mitglieder der Königsfamilie zuwenden, der Verzweiflungskampf um die Krone, beständige Kriege mit den Philistern, die zuletzt eine ungünstige Wendung nehmen. Und auch der Selbstmord, der dem Leiden ein Ende macht, ist psychologisch durch die eingetretene Zwangslage völlig verständlich. Saul hat die Schlacht verloren, die drei Söhne und ein großer Teil des Heeres sind gefallen, er selbst ist verwundet und der Gefahr preisgegeben, den Feinden in die Hände zu geraten und gemartert zu werden — er bittet daher, um der Schande zu entgehen, seinen Waffenträger, ihn mit dem Schwerte zu durchbohren. Trotzdem weist Saul Züge auf, die zeigen, daß seine ganze Geistesverfassung nicht in die physiologischen Breiten zu setzen ist, und zwar schon zu einer Zeit, wo seine Laufbahn noch im Aufstieg war. Sein Gebaren, als er, einer Schar von Propheten begegnend, sich wie ein Verzückter benahm, als er „immer sonderbar redend" bis Najoth ging (wie die anderen Weissagenden), seine Kleider auszog und „nackt hinfiel den ganzen Tag und die ganze Nacht", all dies spricht deutlich genug; nachdem er

Digitized by Google

Jahwes Gunst verscherzt, „überfällt ihn plötzlich ein böser Geist vom Herrn", d. h. eine, von der Umgebung übrigens keineswegs für Besessenheit gehaltene psychische Depression, die zwar eine Zeitlang von dem Zitherspiel Davids günstig beeinflußt wird, dann aber wiederkehrt; „es durchdringt ihn der böse Geist des Herrn, er führt sonderbare Reden im Hause". Man könnte demnach am ehesten an einen epileptoiden Zustand denken. — Daß man unruhige und gewalttätige Irre Zwangsmaßregeln unterwarf, darauf deutet Jeremia (29, 26) mit den Worten hin: „Jahwe hat dich eingesetzt, damit du auf jeden Verrückten und vom Prophetentaumel Ergriffenen wohl achthabest und solche in den Block und das Halseisen legest." Ebenso wird im Evangelium Marcus (5, 4) von einem Wahnsinnigen gesagt, daß er oft mit Fesseln und Ketten gebunden gewesen sei.

Die ‚Besessenen' und ‚Mondsüchtigen' der Evangelien gehören zu den Irren, Epileptischen und Hysterischen, wobei es wieder auffällt, daß die Kranken, mit wenigen Ausnahmen wie Maria Magdalena, durchweg Männer sind. Die schlimmsten Formen erinnern an Melancholia agitata, bzw. Furor melancholicus. Im Evang. Matthäus (8, 28) wird von zwei Dämonischen im Lande der Gadarener berichtet, die so gefährlich waren, daß man dort an der Straße nicht vorübergehen konnte; Markus (5, 1—5) und Lukas (8, 26) erzählen von einem Besessenen, der keine Kleider anlegte, in keinem Hause blieb, sondern sich bei Tag und Nacht auf den Bergen und in den Grabhöhlen aufhielt, schrie, sich mit Steinen schlug, und der oft die Fesseln abgeworfen, die Ketten zerrieben hatte, von niemand gezähmt werden konnte. Die von Matthäus (17, 14) mitgeteilte Krankheitsgeschichte des ‚mondsüchtigen Knaben, der ein schweres Leiden hatte, oft ins Feuer und oft ins Wasser fiel', weist entschieden auf Epilepsie. Zwei weitere Berichte des Matthäusevangeliums (9, 32; 12, 22) erzählen von Besessenen, die ‚stumm' oder ‚blind und stumm' waren.

Die meisten der als Besessenheit aufgefaßten Krankheitsfälle sind dem medizinischen Verständnis erklärlich geworden, haben im Lichte der Psychiatrie und Neurologie, sowie der Kulturgeschichte Deutung gefunden. Bezüglich der von Jesu und seinen Jüngern erzielten Heilerfolge mag manchen die Lehre von der Suggestion, die moderne Psychotherapie teilweise oder restlose Enträtselung der wunderbaren Tatsachen bringen, die übrigen, die davon nicht befriedigt sind, werden in ihren religiösen Empfindungen, im Glauben den Schlüssel finden. Die Wissenschaft, in stetem Flusse begriffen, gerade in den letzten Jahrzehnten zur Anerkennung mancher Erscheinungen der Geistessphäre genötigt, die sie vordem einseitig rationalistisch und voreilig als unmöglich verworfen hatte, muß sich in ihrem Urteil weitgehend bescheiden. Der Glaube an das Dämonische im Goetheschen Sinne, an das, was die Vernunft und der Verstand des Alltags nicht zu lösen vermag, an noch unenthüllte, im Unterbewußtsein schlummernde gewaltige geistige Kräfte hat in jüngster Zeit durch vielfache unerwartete Erfahrungen Rechtfertigung gefunden und mahnt zur Vorsicht. Jesus heilte die Besessenen durch seine Persönlichkeit, durch den Glauben an ihn, Berührung, Handauflegung, Exorzismus — bei sonstigen Kranken kamen auch allerlei äußerliche Mittel in Betracht, die dem Zeitalter nicht fremd waren; davon sei hier nur die in Fällen von Blindheit geübte Anwendung des Speichels hervorgehoben. Im Evang. Markus (8, 23) wird erzählt, daß Jesus einen Blinden heilte, indem er in seine Augen spützte, ebenso berichtet Johannes (9, 6), wie er einem Blindgeborenen das Augenlicht wiedergab; er spützte auf die Erde, machte aus Erde und Speichel einen Brei und bestrich damit des Blinden Augen. Auch bei einem Taubstummen, den man im Gebiete der Dekapolis zu ihm brachte, bediente er sich eines ähnlichen Verfahrens; er nahm ihn vom Volke gesondert, legte ihm die Finger in die Ohren, spützte, rührte seine Zunge, sah auf gen Himmel und sprach: „Hephata" d. i. tue dich auf (Mark. 7, 32). Daß man damals dem Speichel hervorragender Persönlichkeiten (Fürsten) besondere Heilkraft zuschrieb, beweist unter anderem die von den römischen Historikern erwähnte Wunderwirkung vom Speichel des Vespasian; auch der Speichel eines Erstgeborenen, eines Nüchternen galt im Altertum und späterhin als heilsam, wie aus Plinius, Marcellus Empiricus, aus dem Talmud entnommen werden kann.

Im Neuen Testament erscheinen nur Jesus und seine Jünger als Heilpersonen, doch finden sich Hindeutungen auf Berufsärzte (z. B. Mark. 5, 26), auch war ja (nach Epist. St. Pauli an die Kolosser 4, 14) Lukas ein Arzt.

Mögen einzelne Stellen im Neuen Testament zugunsten ausschließlicher Gebetsheilung sprechen, so werden andere doch dem ärztlichen Beruf vollkommen gerecht, so namentlich die Worte: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken" (Luk. 5, 31), woraus sich eben die Notwendigkeit ärztlicher Hilfe klar ergibt. Und wenn auch die Auffassung der Krankheit als Strafe für Sünden aus dem Alten Testament nachhallt, so antwortet doch Jesus einmal auf die Frage der Jünger: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?" — „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern" (Joh. 9, 1—6).

Das Buch der Bücher ist nicht nur seit alten Zeiten bis in die Gegenwart auch vom medizinischen Standpunkte durchforscht und erläutert worden — eine Forschung, die noch lange nicht abgeschlossen ist — es hat auch auf den Gang der Medizin selbst Jahrhunderte hindurch Einfluß geübt. Dies im einzelnen nachzuweisen, bedürfte einer besonderen Untersuchung.

Digitized by Google

Bekanntschaften

Novelle von Theodor Bohner

Es war schon eine ingrimmige Überraschung für den illustren Herrn Cantagalli, zu deutsch den hochwohlgeborenen Herrn Hühnersang, was ihm da seine Ehefrau mitten in die heiligsten Gefühle am Grabe der Rosina unter die Nase hielt, der Schönen, der Einzigen, die, nach dem Grabstein, hingesunken war, „im Lenz des Lebens", „so untadeligen Leibes wie untadelig an edlen Sitten".

Friedlich blakte das rote Petroleumlämpchen weiter, das Sparpatent „Brennt in der Stunde nur ein viertel Centesimo", das sie mit so viel Liebe ausgesucht, und sein stiller Schein mischte sich weiter sanft in den ungewissen Schimmer der Groschenstümpchen, die ringsherum auf den Tausenden von Gräbern feierlich in den plötzlich kalt einsetzenden Totenabend brannten. Vom Sockel sah die Photographie der verklärten Rosina herab, so neugierig schelmisch, wie das Fräulein lebenslang gewesen war: ihre Lippen kräuselten sich leise, als vergnüge sich noch das Bild an der Kartenschale, die man für die Feiertage auf dem Grabe aufgestellt hatte und in der Mama unter den zerknirschten Grüßen der einstigen Mitschülerinnen, den verliebten Klagen alter Tanten und dem höflichen Beileid der nächsten Nachbarn das Schreckliche gefunden hatte.

„Ahns Sstubbenweisserre, Pitorre (Maler)" entzifferte Herr Hühnersang und schaute zornig ungläubig nach dem hinzugefügten kurzen italienischen Gruß. Und das erlebte man am Grabe seiner Tochter! Je fester man die Schriftzüge ansah, desto heißer zog es von Leber und Galle herauf, so daß Herr Hühnersang fast beim Leibe der Madonna geflucht hätte. Aber das tut ein Christ nicht. Herr Hühnersang schluckte rasch hinunter, was die Kirchenlehre verbietet herauszutun, um mit dem ungefährlicheren ‚Leib des Bacchus' und einem kräftigen, schön herausgeholten Ausspucken glücklich auf dem festen Boden rauher Römerselbstbeherrschung zu landen. Jetzt erinnerte er sich auch, daß man in jeder Fährlichkeit gut tut, erst das Weib zu befragen. Er wandte sich an die Gattin und fragte, den Kopf vorgestreckt, daß er sofort die mütterliche Weisheit höre: „Und was sagst du dazu?"

Frau Hühnersang hatte das schlaueste Gesicht aufgesetzt, das je ein Huhn gemacht hat, wenn es den Fuchs im Walde bellen hört. Ihre Gedanken waren bei der Freierliste, die sie rasch geändert hatte und auf der nun obenan der fremde Maler prangte. Natürlich wäre er unermeßlich reich gewesen und eine Ehre für die Frau Fumatesta, d. h. Kopfdunst, mit Hühnersangs aufs nächste bekannt zu sein. So sah sie mehr nach dem köstlichen Glanzkärtchen mit den eingedruckten Buchstaben als nach dem Gesicht ihres Herrn und Gebieters, das sie nach einer langen Bekanntschaft von über zwanzig Jahren genügend zu kennen glaubte, und bemerkte die zürnenden Schatten nicht. „Ob er wohl reich ist?"

„Wer?" fragte Herr Hühnersang, wie ein richtiger Ehemann immer wieder nach dem Selbstverständlichen fragt.

„Rosinas Geliebter! Kannst du mich denn nicht verstehen?" Frau Hühnersangs Stimme ließ ebensoviel Eifer erkennen, als Herr Hühnersang schwerfällig schien, und sichtlich war ein ganzer Strom bereit, da drüben hervorzubrechen, so daß es eines deutlichen Hinweises des beleidigten Familienhauptes bedurfte, daß die Diphtheritis schon vor über einem Jahr allem Hochzeiten und Heiraten ein dickes Ende gesetzt habe und daß man heute als am Totenabend gekommen sei, sein Lichtlein am Grabe der nunmehr vermutlich bereits in den Himmel eingegangenen, leichtsinnigen Tochter zu brennen.

„Rosinas Geliebter! Aber natürlich, du bist auch so eine Mutter, die mit dem Kinde immer ein Geheimnis vor dem Vater hat, ihre Tochter dem Fremden vorsetzt, bis er davongeht, nachdem er das Fleisch abgekratzt hat und die Knochen auf dem Teller liegen."

Frau Hühnersang wußte im ersten Schreck nicht, ob sie richtig gehört habe, und sie mußte eine kleine Pause einlegen, bevor sie antworten konnte. „Mir das zu sagen! Am Grabe meiner Tochter! O ich hätte nicht heiraten sollen! Wo ist Rosina? Laßt mich zu Rosina!" Und sie bückte sich nach dem kleinen Lämpchen und den weißen Astern, die ihr den Weg versperren konnten. Dagegen haben die alten Römer keine Waffen hinterlassen, und seine rauhen Worte taten nun Herrn Hühnersang doch leid. Auch gefiel ihm seine Ehefrau neu und angenehm, wenn sie mit soviel schönem Feuer an die Ausführung auch eines unmöglichen Vorhabens ging. Also faßte er die Ehehälfte zart am rundlichen Arm, sagte, die Erde sei feucht, und sie schade ihrer Gesundheit; dazwischen lobte er ihre Ehrenhaftigkeit, soweit es ratsam schien, bis sich der Sturm legte und man gemeinsam das weitere Verfahren gegen die leider schon jedem Gericht entzogene Tochter einleiten konnte.

Zunächst wurde Teresa herangerufen. Denn wenn auch der Grabstein von einer Einzigen sprach, so hatten doch Hühnersangs lebenslang zwei Töchter gehabt, von denen keine der andern jemals nachstand.

Teresa hatte ihrer Trauer diesen Nachmittag schon mehrmals Genüge getan und

Digitized by Google

war wie alle Welt gegangen, den ersten Trefftag nach dem langen Sommer wacker auszunützen. Sie stand mit ein paar Freundinnen in andächtiger Bewunderung vor der neuesten Zierde, die dieses Gräberviertel auf das Totenfest erhalten hatte: Herr und Frau Rechnungsrat Esposito, zu deutsch Ausgesetzt, im Sonntagsnachmittagsstaat in Marmor nachgebildet und so köstlich lebenswahr, vor allem die Frau Rat im seidenen Kleid mit allen Spitzen und Spitzchen am Halsausschnitt, daß man unwillkürlich versucht war, ihr eine Kaffeetasse in die zärtlich ausgestreckte Gattenhand zu drücken.

In die allgemeine Bewunderung fiel schneidend mit jähem, scharfem Unterbrechen der gebieterische Ruf des Herrn Hühnersang. Aber Teresa war nicht umsonst drei Jahre lang musikalisch ausgebildet worden in wöchentlich zwei Klavierstunden, die man wohlweislich Demoiselle Lagrange anvertraut hatte, um Unterweisung in französischer Grammatik damit zu verbinden. Soviel sie von Untertönen verstand und soweit sie den väterlichen Ruf vernommen hatte, war es besser, des Hauses Haupt erst noch einige Minuten sich selbst zu überlassen. Sie zeigte sich also noch entzückter von dem Schwarzseidenen der Frau Rat Ausgesetzt, während sie in das abendliche Dämmer, in dem die verlangenden Eltern harrten, nur ein außergewöhnliches melodisches Aaoh zurückhauchte. Es war eine Art Gehorsam, die immer zum Ziele führte und die sie von vielen Stürmen kannte. Wirklich flauten die väterlichen Drohrufe langsam ab, nachdem sie sich erst noch einmal zornig gesteigert hatten, und es klang endlich wie im tiefsten Frieden hinter den Zypressen hervor: „Teresa, aber warum kommst du nicht?"

Also verabredete Teresa mit den Freundinnen rasch ein neues Wiedersehen, womöglich noch auf den Abend, wenn man das Totenmahl, die schwarzen Bohnen mit den Schweinsfüßen, verzehrt habe, setzte ihr holdestes Brummgesicht auf und schob den Eltern zu in peinlicher Ungewißheit, was für ein Gewitter eigentlich hereinbrechen sollte. Doch gibt es ja immer Mittel und Wege: nach alter Erfahrung hat man sich an den weiblichen Elternteil zu wenden, der stets das Übel aufzufangen und sanft in die verschiedenen Kanäle abzulenken weiß, so daß es niemand erschlagen kann. Sie schlüpfte geräuschlos zwischen den Zypressen hindurch, die das Gräberfeld umrahmten, und stand auf einmal wie einer der schnellen Abendschatten neben der liebenden Mutter. „Da bin ich, Mama."

Ach, sie hätte sich diesmal besser gleich dem zürnenden Vater überliefert. Denn Frau Hühnersang, die bei dem Anblick der Tochter sich an den groben Anwurf des Eheherrn neu erinnerte, faßte sie bei der Hand und zerrte sie ohne Rücksicht auf die gepflegten Rosenfingerchen.

„Hier! Habe ich euch zu dem Fremden hingeführt? Sage die Wahrheit vor deinem Vater! Heilige Mutter, was hat man für Not mit seinen Kindern!"

Eine Antwort blieb Teresa erspart; denn Herr Hühnersang hatte mit Schrecken gesehn, wie sehr sich seine Stellung durch die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte verschlechtert hatte, und zog es vor, lieber noch einen Sturmangriff auf die Hauptstellung zu machen. „Gewiß! Hast du sie nicht jeden Tag auf dem Korso bis in die Nacht allein herumspazieren lassen? Welche andere Römerin erlaubt das ihren Töchtern?"

Das war wieder eine solche eheliche Ungerechtigkeit, daß Frau Hühnersang kein Wort über die wutbebenden Lippen bringen konnte. Dafür beeilte sich Teresa, die gänzliche Unerfindlichkeit und Unwahrheit des väterlichen Vorhaltes ausführlich zu beweisen, mit Rückgriffen auf traurige Erlebnisse einer gar nicht so fernen Jugend, Erlebnisse, die keineswegs mit moralischen Siegen Herrn Hühnersangs geendet hatten, als ihr Blick auf das Kärtchen fiel, das die Mutter noch immer krampfhaft in der schwarz behandschuhten Hand hielt. Sie bückte sich neugierig, las mit leisem Blähen der feinen Nasenflügel den sonderbaren Namen, soweit es der Schein des Lämpchens und der glorreich hinter Wolken aufgegangene Mond erlaubten, und sah die Mutter fragend an. Ach, es war nichts mit dem zierlich unschuldigen Näschen. Sie entfesselte nur einen neuen Wutanfall, der sich in weiterem Zerren an allen Gelenken der gefesselten Hand schmerzlich Luft machte. „Wer ist es? Wo habt ihr Herrn Ahns Gstubbennerre kennen gelernt?"

Und Herr Hühnersang, der den Sieg wieder erhoffen konnte, schimpfte mit, so schnell es nur hinter den stockigen Zähnen hervorkommen konnte: „Gesteh' es, entartete Tochter deiner Mama!"

Also wußte Teresa, daß kein gefährliches Geheimnis der verewigten Rosina herausgekommen war; die Augen funkelten, sie stampfte mit dem kleinen Füßchen auf, so viel das enge Kleid und die Rücksicht auf die neuen Halbschuhe erlaubten. „Laßt mich in Ruhe! Was weiß ich von eurem Ahns Gstubberre?"

Es war eine so gründliche Absage an diesen Herrn und seine gänzliche Preisgabe an die andere Partei, daß auch die mißtrauischsten Eltern die Unschuld wenigstens dieser Tochter zugegeben hätten. Aber wer hätte vermuten können, daß man es mit dem schändlichsten Streich eines Inglese, eines Fremden zu tun habe?

„Ja, hat denn Rosina vor dir Geheimnisse gehabt? Ihr wart doch immer zusammen gegen uns. Na warte, mein Töchterlein, dich wollen wir anders halten."

Teresa hatte manches Geheimnis mit der geliebten Rosina vor der elterlichen Neugier zu bergen gehabt, und manches war so süß gewesen, daß man es nicht einmal der

Digitized by Google

Schwester hatte anvertrauen können; ähnlich mochte es auch Rosina gehalten haben. Aber wie es auch war, sie hatten immer genügend einheimische Verehrer gehabt von der Zeit an, da ihnen von begeisterten Gymnasiasten die Schulmappen nach Hause getragen worden waren, und sie hatten sich nicht erst nach einem schundigen fremden Maler umsehen müssen. Der Vorwurf war noch ins Grab eine schmerzliche Beleidigung der Schwester, und um so mehr war es Pflicht, jede verhängnisvolle Maßregel der Eltern abzuwehren, die nachträglich zur Strafe für Rosina ihre eigene Freiheit beschränken konnte.

„Was können wir für die Narrheit eines Fremden? Aber Schande über die Eltern, die ihr totes Kind noch beschimpfen! Laßt mich zu Rosina, laßt mich zu meiner Schwester!" Und sie verlangte dahin mit ebenso viel Tränen und anmutig zornigen Zuckungen des Leibes, wie sie eine Viertelstunde vorher bei dem gleichen Verlangen Frau Hühnersang bereit gehabt hatte, wenn sie auch gemäßigter gewesen waren wegen der lieblich angesetzten Fülle der Jahre.

Nach allem, was er wußte, mußte Herr Hühnersang vorziehen, nachzugeben, bevor auch die Gattin noch einmal den gefährlichen Wunsch äußere. Ja, er ließ sich herbei, vorsichtshalber wacker auf den ungezogenen Fremden mitzuschimpfen, wenn er auch keineswegs überzeugt war und sich vornahm, alle heimlichen Wege zu erkunden, auf denen je die geliebte Tochter gewandelt war.

❧ ❧ ❧

Hans Stubenweißer, Besitzerssohn aus Schmällertswylen, Kanton Thurgau, und Malhoffnung der gesamten Zeichenschule zu Frauenfeld, der Hauptstadt des gesegneten Kantons, hatte nun schon seit ein paar Monaten ein bescheidenes Zimmer auf dem Marsfeld inne, ohne darüber mit Haut und Haaren ein Römer geworden zu sein. Die Antike blieb die Antike, Raffael und Michelangelo waren tote, große Meister, große Meister auch nach dem Urteil Hans Stubenweißers; die Leute auf der Straße zeigten vielleicht noch in Worten und Haltung eine Verwandtschaft mit den großartigen Helden und Frau Venüssern, die an den hohen Wänden der Paläste abgeschildert waren: trotz alledem wollte die Welt ringsum gar zu oft durchaus nicht mit den peinlichen Maßstäben von Ordnung, Sauberkeit und Würde übereinstimmen, die ein gerechter Schweizer überall im Busen hegt und die nach der Unterweisung in Frauenfeld ein unveräußerliches Kennzeichen aller Größe waren. Es mußte einen wundern, wie in solcher Umgebung die Größe emporgesproßt war; ja man konnte stille Zweifel an dieser Größe bekommen, obwohl sie frei und sicher überall entgegentrat und groß war, wenigstens nach dem zu schließen, was die Professoren in Frauenfeld gesagt hatten.

Als solcher heimlicher Ketzer und Verächter des heiligen Roms wandelte Hans Stubenweißer schon den ganzen Nachmittag auf dem städtischen Friedhof herum, wohin er einem immer mehr anschwellenden Strom Menschen vom Bahnhof durch die verwahrlosten Gassen von San Lorenzo gefolgt war, ohne das Ziel zu kennen. Es hätte das auch kein Nordmann ahnen können in dem Jahrmarkt, der sich vor dem Tore auftat, mit quiekender Musik, Bettlern und Krüppeln, deren Arbeitsfeld heute nicht die Spanische Treppe war, mit Verkäufern von Kinderspielzeug, Trompeten und kleinen Lichtern, von Backware und Äpfeln. Er wunderte sich nur über die vielen Kreuze, die an ihm vorübergetragen wurden, und über die Berge weißer Herbstblumen, die wahllos auf dem kotigen Pflaster aufgetürmt waren, und die ihn, als er sie aus der Ferne sah, mit leisem Heimweh getroffen hatten, da er an Schafschur und nasses Wetter in den Bergen denken mußte. Er wollte einen der niedergekauerten Campagnabauern fragen, die hier harmlos kleine Äpfel zum Verkauf ausboten, während ihre verschossenen Röcke von ganz anderen Dingen zu erzählen schienen, Lieder von harter Arbeit und manch wildem Sturm in den Bergen. Aber wie er sich bücken wollte, verrieten hohe Zypressen schon das Ziel.

Mit Spannung durchschritt er das große Tor. Da fesselte ihn zunächst von all dem vielen ein Familiengrab: Großvater und Großmutter, Marmorrundbilder in leidlicher Form, darunter Vater und Mutter, schon nach dem allerneuesten Geschmack; auf den Stufen in Lebensgröße und in allen Röckchen und Jäckchen, wie es aus der Kinderstube gekommen war, ein spielendes Mädchen; gegenüber theaterhaft erschrocken, der zwölfjährige Bruder; liebende Hände hatten auf den Scheitel des Mädchens und die gefalteten Jungenhände schon welke Blumen gelegt. Er sagte sich, daß es fremder Schmerz war, und ging weiter. Da waren wilde Felsblöcke aufgetürmt, Marmorquader, die für einen neuen Moses ausgereicht hätten; aber oben prangte nur das Emailbild einer schmalen Lehrerin oder eines ganz harmlosen Postfräuleins. Und wo er nun hinsah: überall Bilder aus römischem Familienleben, peinlich in Stein verewigt, schlecht angezogene Bürger, dicke Frauen, verhätschelte Kinder, alles fröhlich zur Schau gestellt und wenig bekümmert um den Betrachter, ja fast in einem heimlichen Trotze gegen jeden fremden Besserwisser von der Thur.

Er wandte sich verlegen zu den neueren Gräberfeldern. Hier war ein Grab ums andere mit einem Blechkranz verziert von so abenteuerlichen Formen, daß sie der Haarbeutler von Schmällertswylen nicht auf das Grab der Gattin hätte stellen mögen. An den Kreuzen baumelten sonderbare, im Sonnenlicht hellfunkelnde Gefäße. Das war ganz, wie sich Marietta, die leichtsinnige Tochter seiner Hausfrau, in Nöten half: immer mit dem Nächsten, grüne Wolle in

Am Spinett
Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch

Digitized by Google

Digitized by Google

den blauen Strumpf. Die Leute hatten Thunfischbüchsen und Tomatenkessel als Blumenständer mitgebracht, sie auch sorgfältig mit Eisenschlössern gekettet, damit ja kein Böswilliger sie stehle; und so schlummerten Generäle friedlich den letzten Schlaf, während an ihrem Kreuz eine Gemüsetonne mit prachtvoll roten Paradiesäpfeln den köstlichen Tomatensaft aus Castellamare anpries; eine Mutter beweinte ihren Sohn in rührenden Versen, die halb versteckt waren hinter einer Büchse, die den Thunfisch aus Palombaro als den besten der Welt hinstellte. Und über alledem funkelte und glänzte erbarmungslos die klare Wintersonne.

Der Schmällertswyler schüttelte den Kopf. Diesen Leuten schien auch das Sterben kein ganzes Geschäft zu sein, das ordentlich und sauber in stiller Feiertagskammer betrieben werden muß, wenn es schon nicht auf freiem Felde ist. Nein, sie starben aus den Küchen, den Kramläden, den Geschäften, den Kneipen und suchten noch im Tode davon mitzunehmen, soviel möglich war. Er fand sich erst wieder in der Gräberkammer der Domherren von St. Peter, die mönchisch streng hinter unscheinbaren, grauen Marmorplatten in die kahlen Wände vermauert beieinander ruhen. Hier konnte man bleiben. Wesentlich milder gestimmt, stieg er zum Schluß die neuen Grabterrassen am Südende hinauf zu dem herrlichen Blick auf das Gebirge und die gewellte Campagna, über dem er lange alles andere vergaß.

Als er umdrehte, brannten auf allen Gräbern im immergrünen, abendlich nassen Laube kleine Lichtchen, und das große, geräuschvolle und doch rührende Familienfest des Totenabends drängte zum Schlusse. Er wanderte mit der Menge an den geschmückten Gräberreihen hin, schaute ihrem Treiben zu und blieb mit seiner Verwunderung an den Kartenschalen hängen, die er auf manchem Grabe aufgestellt fand und in die er ein Heer müßiger Besucher gedankenlos die Karten werfen sah. Er blieb vor einem einsameren Grabe stehen und las die aufgehäuften Karten durch.

Es war ein wunderliches Gefühl, so in fremdes Leid hineinzusehen, und er schämte sich leise. Aber es konnte kein Ernst aufkommen; denn über all dem ausgestellten Leid baumelte wieder eine runde Tonne mit vergnügten Bildern. Da winkte ein heidnisch kräftiger Neptun vom Felsblock und hatte seine Nacktheit nur wenig mit einem purpurnen Mantel verhüllt; ein Dampfer rauchte im Hintergrunde, der Ätna spie Feuer, und zu seinen Füßen taumelten sich die Fische, deren schönes, fettes Fleisch eine ausführliche Inschrift rühmte. Er hätte manches darum gegeben, zu wissen, wer diese Tonne mit Blumen schmückte und wem die Karten bestimmt waren, und er besann sich, was dieser Mann wohl sagen würde, wenn er seine Karte darunter fände. Rührseligkeit und Schalk sind enge Wäldergeschwister.

In diesem Augenblick schlug helles Geplauder von Mädchenstimmen an sein Ohr, metallische Italiener-Mädchenstimmen, die er so gern hörte und bei deren Klang ihm war, als seien die Sprecherinnen eben aus einem der frischkühlen Bilder des jungen fünfzehnten Jahrhunderts herausgeschnitten und ins Leben getreten, der Bilder, denen in den Museen sein Herz gehörte. Er wandte den Kopf, ohne zu bedenken, daß man ihn oft nicht mehr so leicht zurückdreht.

Da war wieder die entzückende aufrechte Haltung, leuchteten die weißen Batistkragen und der köstliche Ausschnitt der Hälse in wundersamem Gegensatz zu den dunklen Augen; und da war das Spiel der Glieder, auf das Hans Stubenweißer immer wieder hineinfiel, da er an Franziska Haberbosch in Schmällertswylen gewöhnt war, welche großen Wert auf einen schön gestärkten und steif gefälteten Unterrock legt, indes die junge Römerin leichtsinnig sich die Bequemlichkeiten der Mode zu eigen macht und ohne all die heimlichen Hüllen geht, auf daß ein enger Rock noch enger sei.

In seiner Verblendung folgte er dem jungen Volk, und als sie am Grabe einer Gespielin eine Weile ihrer Mühlen Räderwerk anhielten und plötzlich fromm ein Vaterunser und den englischen Gruß beteten, um dann mit sanfter Gewalt die Schönste von allen hinwegzuziehen, da mußte auch er das Grab besehen. Auf dem Sockel glänzte wieder die Emailphotographie, doch jetzt war ihm das gar nicht unangenehm, und er las mit Rührung den Namen Rosina Cantagalli, fand, daß ein Röschen Hühnersang gar heimatlich klinge, schaute noch einmal nach dem Bilde und wieder nach den Mädchen, die eben um die Ecke bogen. Er hatte so gar niemand in Rom. So gab Hans Stubenweißer seine Karte ab, ahnungslos, was für betrübliche Schatten sie auf das unbefleckte Andenken Rosina Hühnersangs werfen konnte.

Die Mädchen fand er nicht mehr. Dafür lockten ihn die leuchtenden Flammen, die aus großen Kesseln im Schatten hoher Zypressen gespenstig hervorschlugen. Er trat näher und sah mit Staunen ein ganzes Volk herankommen, Mann um Mann, Weib auf Weiblein, um aus mitgebrachten, armseligen Kännlein oder Arzneifläschlein Öl in die flackernde Glut der Kessel zu gießen und dann die letzten Rosen und Astern über das Gitter auf ein ödes Feld grauer Schließplatten zu werfen. Man redete wenig, und es war niemand da, der einem Fremden verraten konnte, daß hier in gewaltigen Schächten das Gebein der Armen aufbewahrt wird, die keine dauernde Stätte erwerben konnten, aufbewahrt und in seiner Namenlosigkeit ein kostbarer Besitz eines Volkes, das zum Toten nur das sinnliche Band hat.

Den Sinn des großartig düsteren Bildes ahnte Hans Stubenweißer auch, und er gab

Digitized by Google

sich gern dem Zauber der Litaneien hin, wie sie immer wieder von demütig Hingeknieten gemurmelt wurden, die, das Lichtlein auf die kalten Platten hingestellt, ihren Toten die letzte Fürbitte zukommen ließen:

„Der Reiche baut sich wohl ein Haus
Und ruht darin vom Leben aus.
Wir haben nur ein armes Licht.
Ave Maria! Vergiß sie nicht!
Weit über allen Landen
Ziehst du, o Königin;
Die blauen Meere schlagen
Zu deinen Füßen hin.
Wir haben nur ein armes Licht,
Ave Maria, vergiß sie nicht!"

Er wurde plötzlich ernst, denn er mußte an einen verschneiten Friedhof denken mit Bauernkreuzen unter entlaubten Bäumen und zwischen ragenden Tannen. Die an die Ölkessel kamen, waren seine Verwandte, irgendwie in einem anderen Leben. Er wandte sich zum Gehen und schwamm mühselig in dem großen Strom von Besuchern dem Ausgange zu. Auch draußen litt es ihn nicht. Er wußte nicht, was er von dem Volke halten sollte, das er eben noch so fromm gesehen und das jetzt bei wilder Musik in verrauchten Schenken mit Essen und Trinken die Geister der Toten zu bannen und sich des eigenen Lebens fest zu versichern suchte. Einen Becher Rotwein stürzte er in einer kleinen Kneipe hinunter, in der alle Tische von schmausenden Feiernden besetzt waren und in die doch unaufhörlich neue Besucher nachdrängten. Er wollte vergessen.

Schließlich fiel es ihm ein, Frau Ronzi zu besuchen. Das war eine Bekannte aus Frauenfeld, die ihren Empfang jeden Sonn- und Feiertag in einer schmalen Seitenstraße des Corso am Augustusgrabe hielt, in einem Eckhause, an dem ein einfaches Schild mit zierlichen Biedermeierbuchstaben verkündete, daß der zweite und dritte Stock dieses Hauses freies Eigentum des Federigo Ronzi seien, den Gott erhalten möge, eben des Fritz Ronz, der als erster vor hundert Jahren als junger Geselle aus der Schweiz eingewandert und im päpstlichen Rom langsam verwelscht war. Die Verbindung mit der Schweiz war immer lebendig geblieben; vor allem hatte kein Ronz-Ronzi versäumt, jeweils zu rechter Zeit ein schön begütertes Bräutchen aus der alten Heimat zu holen und behaglich am Tiber einzupflanzen, eine Gewohnheit, deren Befolgung die gegenwärtige Frau Ronzi für den jetzigen Herrn Ronz lebendig bezeugte.

Frau Ronzi hatte es verstanden, am Tiber sich genau so feierlich behäbig einzurichten und einen gebührenden Bekanntenkreis zu verpflichten, wie es ihre an der Thur gebliebenen Vorbilder und Freundinnen zu tun pflegten. Und da sie einen guten Brocken Schweizer Franken und Batzen in die neue Heimat mitgebracht hatte und mit keiner Herrlichkeit zu kargen brauchte, die deutsche und sizilische Zuckerbäcker in Rom hervorzaubern und da es außerdem so lustig ist, Fremde zu studieren, wenn man auch nichts von ihnen lernen kann, so folgte, was zum guten Ton und Kreise in der ganzen Straße gehörte, nicht ungern ihrem sanften Druck bis auf die verarmten Herzoginnen aus dem dritten Stock.

Diese Vorzüge konnten Herrn Stubenweißer allerdings nur wenig locken. Er schimpfte, während er über den schlecht erleuchteten Hausflur hastete und die steile Marmortreppe hinaufstieg, über die eigene Empfindsamkeit. Was suchte er hier! Sicher nicht Mümpheli, die einzige Tochter. Als richtiger, romtrunkener, guter deutscher Malergeselle lud er allen Spott auf das arme Kind und redete sich vor, solche sommersprossige Kugelgesichter und verdruckte windschiefe Schultergestelle habe er in der Heimat genug gesehen, und was könnten die gegen die bleiche Pracht einer Römerin? Ja, wenn er die eine vom Friedhof hier fände! Er kostete es noch einmal in Gedanken durch, wie zierlich und sicher sie die Füße gesetzt und wie anmutig der Leib in dem leichten Lilakleide den Bewegungen gefolgt war. Warum hatte er sie nicht weiter verfolgt? Beinahe wäre er an die efeuumsponnene Venus gestoßen, die in der dunklen Nische am Treppenabsatz stand.

Mürrisch grüßte er das Mädchen, das ihm öffnete, und schritt rasch durch den Vorraum, in dem das gewöhnliche Durcheinander von alten Truhen, Waffen und Schränken von einer riesigen Mohrenstatue bewacht war. Das verbesserte seine Laune nicht. Der zusammengehäufte Plunder gab den Ronzis doch nicht den Firnis alten Römertums. Er erschwerte nur das Vordringen bis zur Türe.

Die Götter geben uns nicht, daß wir Ahnungen oder gar klare Erkenntnis dessen haben, was hinter einer alten, immer noch gut schließenden Tür vorgeht, selbst wenn wir es so nötig brauchten wie Herr Hans Stubenweißer von der Thur.

Es war eine stattliche Gesellschaft bei Frau Ronzi zusammengekommen, lauter Festtagsgäste. Man hatte von den Toten gesprochen, vom Friedhof, von der Beleuchtung und hatte dann den neuesten Plan verhandelt, der in den Zeitungen auf die Feiertage aufgetaucht war: alle die kleinen Lampen auf dem Totenplatze abzuschaffen und dafür die ganze Anlage elektrisch zu beleuchten. Wer es wolle, könne ja dann eine besondere Lampe brennen. Besonders auf den Gräberschächten müsse es ein herrlicher Anblick sein, wenn Tausende kleiner Glühbirnen erglänzten. Für vier Soldi könnte man so eine Lampe vierundzwanzig Stunden lang brennen lassen. Dem hatte Herr Ronzi mit einem schlauen Lächeln zugehört und dann bescheiden einfließen lassen, daß er sich schon um die Anlage beworben habe. Darauf hatten sich die Männer sofort zu einer besonderen Gruppe zusammengetan, um die Aussichten des Unternehmens zu berechnen.

Digitized by Google

Unter den Frauen erhob jetzt Frau Hühnersang ihre Stimme. Es hatte Teresa keine Mühe gekostet, die aufgeregte Mutter zu dem Besuche bei Ronzis zu veranlassen. Sie saß breit und stattlich da, während sie erzählte, und vergaß keine Steigerung mitzunehmen, die am Wege lag. Wäre Herr Hühnersang nicht so eifrig in das Gespräch auf der Männerseite vertieft gewesen, sicher hätte er nachträglich noch einmal alles bereut, was er die Gattin am Grabe der Tochter hatte leiden lassen; so oft unterbrachen Tränen den Gang der Erzählung. Grell aber stach dagegen ab, wie Teresa im Nebenzimmer, wo sie mit den Freundinnen beim Schwarzen Peter saß, dem einzigen erlaubten Zeitvertreib außer Schwatzen, mit ein paar losen Worten den Vorfall abgetan hatte. Aber so sind diese Töchter. Eine allgemeine Entrüstung begleitete den Schluß und eine tiefe Verwünschung gegen diese Fremden.

Frau Hühnersang holte zur feierlichen Bekräftigung aus der großen Handtasche das Kärtchen hervor und reichte es als erster der Herrin des Hauses. Die brauchte kaum hinzusehen.

„Mümpheli, der Herr Stubenweißer!"

„Ah nai, der Herr Stubenweißer!" antwortete das Mümpheli.

In diesem Augenblicke ging die Stubentüre auf, da Herr Stubenweißer seinen eigenen Namen gehört.

„Ja, da isch er!" schrie Frau Ronzi und zog den Übeltäter vollends herein, der widerwillig folgte, den Kopf geduckt, gleich dem heimatlichen Stier, der zur Ausstellung gefahren ist und nun aus seinem Bahnwagen heraus soll. Und da war schon die köstliche Gestalt in dem Lilakleid. Er hörte plötzlich eine ganze Kuhherde läuten. Darum waren ihm die Mädchen so bekannt vorgekommen. Wie hatte er nur so vernagelt sein können!

Aber die eine stand nicht mit liebeverheißenden Augen vor ihm. Sie mußte gewaltsam schnell begriffen haben, viel schneller, als Franziska Haberbosch solche Ereignisse begriff. Ach, und sie konnte dringlich schnell fragen, wie es Franziska Haberbosch nie getan hätte und mit glühend funkelnden Augen: „Was haben Sie mit meiner Schwester Rosina zu tun? Wirst du mir jetzt glauben, Mama?"

Und das war nicht das Schlimmste. Bei dem Anblick des Täters kam die Erinnerung an Rosina und den schlimmen Streich, den man ihr gespielt, so lebhaft, daß sie weinen mußte.

In solcher Not darf auch ein Thurgauer verzagen. Es war ein Glück, daß Frau Ronzi in ihrer fernen Jugend selber zu viel Narrenstreiche mit ausgeheckt hatte, denn daß sie den reuigen Sünder aus Schmällertswylen ungetröstet hätte verschicken können. Aber seine Lehre sollte er haben. „Wie chönne Sie au so was mache, Herr Stubenweißer?"

„Ja, Hergott, Frau Ronzi, wenn in dem Rom niemets ä Spaß versteht!"

Das war schwer zu übersetzen für das Verständnis der Frau Hühnersang, und sie hatte eine klare Antwort darauf: „Sind wir denn so spaßig oder unsere Tochter?"

Hans Stubenweißer hob den Kopf; er besah das Kavalierschnurrbärtchen der immer noch stattlichen, wenn auch schon runden Mama, sah die schlanke Blüte der Jungen.

„Ja sägge Sie numme dem Fräulein, ä bizzele Sympathie isch weger au dabi gsi!"

„Si, simpatia!" wiederholte Teresa, die plötzlich die hellen Augen in dem gutmütigen Gesicht entdeckte.

„Es war nur Sympathie," sagte Frau Ronzi, die die Ehre des Hauses gerettet sah, und sprach rasch von den fühlenden Jünglingen, die es in ihrer Heimat gab. In der Freude über den Ausweg achtete sie nicht auf die finstere Mißbilligung, die Herr Hühnersang zur Schau trug, da man ihn noch gar nicht gefragt hatte. Auch alle heimlichen Gedanken mit Mümpheli waren vergessen.

„Sagen Sie, Frau Hühnersang, Sie wollten doch immer Rosinas Photographie vergrößern lassen. Wenn sie Herr Stubenweißer malte, billig, per simpatia?"

Hans Stubenweißer brummte zwar gleich etwas, daß ihm ein lebendes Fräulein lieber wäre und besonders Teresa wie geschaffen scheine zu einem Malvorwurf. Wenn man das auch zunächst überhörte und vor allem Herr Hühnersang bei der toten Rosina blieb, so kam doch eine munter laufende Unterhaltung zustande über alle Klippen der feindlichen Sprachen hinweg.

Herr Stubenweißer hat dann auch Teresa Cantagalli gemalt und das liebliche Kind zusammen mit Mümpheli gar oft in seinen Skizzenbüchern verewigt, sie auch öfter über die großen Trümmerfelder der alten Heiden geführt und sich an ihrem raschen Urteil erfreut, wie es ein Volk hat, das noch auf seinen Wiesen lag oder auf schönen Treppen den heiteren Tag verhockte, während die anderen schon in dem allgemeinen Fabrikofen sich abbacken ließen. Und wenn er Teresa doch nicht geheiratet hat, da ihm zu rechter Zeit das Nudelessen verleidete und er Heimweh bekam nach einer frisch geöhmdeten Wiese, auf der zwei überbeladene Apfelbäume stünden und darunter eine Franziska Haberbosch mit derben, kräftigen Armen, so hatten sie doch einen Winter und einen Sommer, so lange Hans Stubenweißers Romzeit dauerte, frohe Freundschaft und viele Freude aneinander, während sie aus zweier verschiedener Völker Augen gemeinsam eine große Welt besahen, und sie nahm in ihre italienische Ehe auch eine stille, frohe Hoffnung mit von den sonderbar bebuschten Bergen, die es in seiner Heimat geben sollte.

Digitized by Google

Als deutscher Student in Prag
Erinnerungen aus der verlorenen Heimat
Von Karl Hans Strobl

Hin nach Pragien, hin nach Pragien
Sollst, o Musenroß, mich tragien,
Wo der Typhus stets grassiert,
Wo's gibt Tafeln weiß-blau-rote,
Gelbe auch — doch die mit Kote
Und mit Eisenlack beschmiert.

— Zu singen nach der Melodie des Prinz Eugen-Liedes. Zu meinem innigen Bedauern darf ich nicht behaupten, dieses schönste Gedicht deutscher Zunge sei von mir. Es ist vielmehr nicht von mir, sondern, wenn ich nicht irre, von Anton Willomitzer, dem dereinstigen Chefredakteur der Prager ‚Bohemia', und nie war eine Dichtung gleich ausgezeichnet durch den hohen Flug der Gedanken, durch die Schönheit der Form und vor allem durch die ihr innewohnende Wahrheit. Was die Straßentafeln anlangte, so genügte schon der kurze Weg vom Bahnhof durch die Hybernergasse zum Altstädter Ring, um die volle Übereinstimmung der Poesie mit der Wirklichkeit festzustellen. Die Prager Stadtgemeinde hielt Straßentafeln und Hausnummern ausschließlich in den tschechischen Nationalfarben weiß-blau-rot; die prangten in schönster, unversehrter Farbenpracht. Wo aber ein deutscher Hausbesitzer gewagt hatte, auf eigene Kosten daneben eine deutsche Straßentafel anzubringen, auf daß ein verirrter Fremder sich etwa zurechtfinden könne, da merkte man die Klaue des böhmischen Löwen. Diese deutschen Tafeln waren ohnehin meist bescheiden in dunkle Ecken gedrückt und so hoch angebracht, daß sie nicht allzusehr in die Augen fielen. Und sie waren ohnehin nicht etwa im aufreizenden Schwarz-rot-gelb gehalten, sondern trugen schwarze Buchstaben auf kanariengelbem Grund, ergaben also zusammen das — hör' ich! — völkerverbrüdernde altösterreichische Schwarzgelb. „A. E. I O. U!" „Viribus unitis!" „O, du mein Österreich — Österreich — Österreich!" „... Laßt uns seiner Väter Krohone... schirmen wider jeden Feind..." Aber auch dieses sanftmütige Bekenntnis zu Kaiser und Reich erregte, in der deutschen Muttersprache abgelegt, den hussitischen Zorn und galt als Herausforderung. Volkes Stimme ist Gottes Stimme, und der Herrgott von Prag sprach durch Straßenkot und Eisenlack. Nachdem die kochende Volksseele sich davon überzeugt hatte, daß auch die größte sokolistische Turnergewandtheit nicht dazu ausreiche, um die schwarzgelben Tafeln von den unzugänglichen Stellen herunterzuholen, an denen man sie vorsichtsweise angebracht hatte, nahm sie die blechernen Wegweiser zum Opfer volkstümlicher Schützenfeste. Man ballte Straßenkot zu Klumpen und begann ein fröhliches Wettwerfen. Mehr Vorbereitung erforderten die Beschießungen mit Eisenlack. Hierzu wurden Eier ausgeblasen und an Stelle des Dotters und Eiweißes mit dem schwerflüssigen Farbstoff gefüllt. Das gab wuchtige, massige Geschosse, die am Ziel zerkrachten und bei gut gezielten Treffern die herausfordernde Deutschheit an der Hauswand unleserlich machten. Man traf nicht selten eine ganze Schar junger Schützen im eifrigsten Wettbewerb um die Meisterschaft. Das Publikum stand herum und freute sich, als würde da um den Ölkranz der olympischen Spiele gerungen. Und irgendwo im Hintergrund stand ein Polizeimann und freute sich auch. Auf den Fremdenverkehr wirkte dieser Zustand der Straßenbezeichnung ja nicht eben belebend. Aber lieber kein Fremdenverkehr, dachte man im goldenen Prag, als einer durch deutsche Sprachenvermittlung.

Um von Iglau nach Böhmen zu kommen, bedarf es weiter keiner besonderen Anstrengung. Man geht einfach durch die Spitalgasse und die Bahnhofgasse und hügelabwärts die Prager Straße zum Igelfluß und wenn man über die große Steinbrücke gekommen ist, betritt man böhmischen Boden nach einem Weg von nicht mehr als zwanzig Minuten vom Hauptplatz aus. Ein bescheidenes Denkmal rechts von der Straßenbrücke am Flußrand bezeichnet die Stelle, an der als der Landesgrenze die böhmischen Stände im Jahre 1527 den neuen König Ferdinand, den nachmaligen römisch-deutschen Kaiser Ferdinand I., alleruntertänigst empfingen. Der Hügel, der hier vom Fluß ansteigt, heißt, wohl von dieser Begegnung her, Königsberg, und wenn man ihn etwa dreißig Schritte hinangeht, steht man vor dem Wirtshaus ‚Zur Schwane', wo das Wiener Schnitzel mit Gurkensalat Anno Dazumal vierzig Kreuzer kostete, das Schnitzel, goldbraun, in Butter gebacken und über den Tellerrand hängend und der Gurkensalat ein kleines grünes Gebirge, eine Nachbildung des Schatzberges, der drüben aus Wäldern schwillt. Bis hierher ist der Weg nach Prag einfach und nur ein Vergnügen, aber dann zieht er sich ein wenig, und es ist nur gut, daß die Nordwestbahn die Beförderung übernimmt. Sie geht über Deutschbrod, das aber heute ebensowenig mehr deutsch ist wie die anderen Brode der weiland österreichisch-ungarischen Monarchie: als Böhmisch-Brod, Ungarisch-Brod, Bosnisch-Brod und Brody in Galizien. Sie geht über Czaslau, wo dem Liede nach die Böhm' auf den Bäumen wachsen. Sie geht über Kuttenberg, das

Digitized by Google

sich einst sein Bergrecht von Iglau entlieh. Sie geht über Kolin, wo man links von der Bahn auf flachem Gehügel das Denkmal der Schlacht sehen kann. Sie geht über Podiebrad, von dem es im Lied heißt: „San S' me nit aus Podiebrad, gar kan Spur." Und sie kommt schließlich nach Prag.

Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn man nach Prag kommt als ein der ‚zweiten Landessprache', die sich hier zur ersten ausgewachsen hat, Unkundiger wie ich, der ich nach dem ersten Ungenügend im Zeugnis jeden Versuch, sie mir anzueignen, aufgegeben hatte. Notabene, wo die gelben Straßentafeln mit Eisenlack unkenntlich gemacht waren. Indessen gab es, was auch die Tschechen dagegen tun mögen, doch so viel Deutsche in Prag, daß ich mich mit meinem schwarzen Studentenkoffer vom Bahnhof in die Teingasse durchfragen konnte, wo mir mein Quartier bereitet war. Die Teingasse ist ein ganz schmaler Straßenschlitz im allerältesten Prag, vom Altstädter Ring weg, an der Teinkirche hin, am Alten Ungeld vorbei, unter einem düsteren Schwibbogen, durch Winkelwerk, nach ungelüfteten Jahrhunderten duftend. Stellenweise war sie so eng, daß man mit ausgebreiteten Armen beiderseits die Hauswände berühren konnte. Wo sie ein wenig breiter wurde, standen einige neugebaute Häuser, und in einem von ihnen war mir meine Wohnung durch einen einstigen Geschäftsfreund meiner Eltern besorgt, der mir bei einer Witwe ein hübsches Zimmerchen ausgefunden hatte. Vom Fenster sah man tief in die enge Straßenschlucht hinab, auf deren Grund in engen Läden allerlei Geschäft und Handwerk seine Stätte hatte. Das war schon lustig genug, diesem Gewimmel da unten aus der Höhe eines fünften Stockwerkes zuzusehen, wie Sankt Petrus von der Himmelstür auf das Weltgetriebe schaut. Noch lustiger aber war der Blick über die alten, verschnörkelten, wirr durcheinandergeschachteten Dächer hin auf die zwei Türme der Teinkirche, die oben um das steile Dach noch je acht unglaubwürdig kühne und bizarre Nebentürmchen stehen hatten. Die Lage meiner Wohnung war so günstig wie möglich. Man war hier in einem Stadtteil, wo man alle Romantik zur Nachbarschaft hatte, und empfand, wie deutsch sie auf dem Grund ihres Wesens war. Die Teinkirche versteckte ihre Vorderfront hinter einigen Häusern, die sich mit düsteren Laubengängen gegen den Ringplatz öffneten und mit seltsamem Zimmerwerk gegen die dahinter aufragende Kirchenwand absetzten. Das Innere der Kirche war das leibhaftige Mittelalter, düster, abgründig, fanatisch, wundervoll, erhebend und zermalmend. Der Grabstein des Tycho de Brahe war da, des ritterlichen Astronomen mit der zerhauenen Nase, und der wurde mir im Lauf der Zeit immer besser befreundet, weniger wegen der Wissenschaft als weil er auch auf Mensur gestanden hatte. Ein Seitenportal der Kirche ging in die Teingasse, das war ein ganzes Museum von Heiligen und grotesken Tieren, von steinernem Rankenzeug wild durchwachsen. Ohne kunstwissenschaftliche Begründung spürte ich den deutschen Atem des Steins. Durch einige Winkelgäßchen nach links kam man ins Herz der Judenstadt, wo es immer noch enger und malerischer wurde, als verliere man sich durch die Jahrhunderte rückwärts in die Dunkelheit der Zeiten. Mitten im zermürbenden Gassengedränge dann die grüne Insel des Todes, der Judenfriedhof unter blühenden Sträuchern und alten Bäumen, Grabsteine ungezählter Geschlechter übereinandergeschichtet, und als ehrwürdig geheimnisvollster von allen der des Rabbi Löw, dem die Geister der Kabbala gehorcht hatten und dem der Golem diente. Im 16. Jahrhundert hatte ihn der Todesengel abberufen, und noch immer sammelten sich auf dem Sims seines Denkmals die Steinchen, die ihm fromme Juden widmeten.

Das war meine Nachbarschaft: mystische Versunkenheit des Ostens und Glaubensinbrunst der Gotik, Betriebsamkeit des Alltags und Erinnerung an große Vergangenheit. Wenn man von meinem Haustor aus die Teingasse nach rechts ging, quer über den Altstädter Ring und in die Eisengasse, so kam man zur alten Universität, zum Bau Karls IV., wo die akademischen Behörden und meine Fakultät, die juridische, ihren Sitz hatten. Wenn man aber die Teingasse nach links ging, so kam man um einige Ecken herum und kurze Straßen hin zum Hotel Stadt Karlsbad auf dem Fischmarkt, und dort hatte die Austria ihren Sitz.

Es war gleich weit zur Wissenschaft und zur Burschenherrlichkeit, aber wenn ich auch im Anfang beide Wege gleich oft gegangen war, so entwickelte sich im Laufe der Zeit doch die Überzeugung, daß die Carolo-Ferdinandea weit entlegener und beschwerlicher zu erreichen sei als die Austria. Es war ein schaurig ehrfürchtiges Gefühl gewesen, sich in den Schwarm der Studenten zu mischen, der sich an den Stufen zum Tempel der Weisheit drängte, aber noch weit schaurig ehrfürchtiger war mir zumute, als ich zum erstenmal die Türe des Glasverschlages öffnete, über der ein Papierwappen mit den Farben Schwarz-Weiß-Orange hing. Dahinter gab es Waffengeklirr und eine Art Gebrüll, das mich an einen Kasernenhof erinnerte, auf dem Rekruten gedrillt werden. Ich öffnete; da stand jemand, der sah aus wie Rabbi Löws Golem, vom Kopf bis zu den Knien ein plumpes Ungetüm, breiter als hoch, in Fetzen und Seegras gepackt, das büschelweise aus dreieckigen Löchern quoll. Auf dem Kopf trug das Ungeheuer ein engmaschiges eisernes Gitter, und die Hand, die so dick verpolstert war wie ein Elefantenbein, hielt er schützend über seinem Dach, während eine blanke Klinge in seltsam schräger Verdrehung quer

Digitized by Google

über seinen Molochwanst verlief. Das ganze Menschenwesen sah aus wie ein Klumpen Unglück in Originalverpackung. Und ihm gegenüber stand ein großer, rotbärtiger Kerl, der nur einen Armstulp hatte und sonstigen Schutz verachtete.

„Was, du Saufuchs, du elendiger," brüllte der Rotbärtige, „du wirst beim Quartenschlagen rotieren? Rotieren? Was? Glaubst du, du bist ein Jupitermond mit der Umdrehungsgeschwindigkeit Groß Bau Halbe? Na warte, ich werd' dir das Wackeln austreiben." Und bumm — bumm — bumm krachten drei Hakenquarten auf den filzbewehrten Schädel des Unglücklichen nieder, daß es aus allen Fugen staubte.

Das waren freilich andere Töne als die lieblichen Melodien, mit denen man mich zu Budweis eingesponnen hatte. Und das Waffenhandwerk wurde hier offenbar wesentlich ernsthafter und gründlicher genommen, als im Salettl der Cimbria in der Sängerhalle, wo unsere Säbelübungen ein harmloser Sport geblieben waren.

Inzwischen hatte man mich an der Türe stehen sehen; von einem Tisch erhoben sich einige ehrwürdig gesichtszerschlissene Jünglinge und kamen auf mich zu, erkannten in mir den neuen Fuchsen aus Iglau, begrüßten mich herzlich. Der rotbärtige Wüterich nahm den Armstulp ab, schüttelte mir die Hand, daß ich lebhaft an die Kriegerprobe zu Zeiten Musils aus Heraletz in Böhmen erinnert wurde, und war der Fechtwart Wessely. Das zerhämmerte Menschenwesen stülpte sich schnaufend den Stierkopf vom Schädel, die Haare klebten ihm wirr an der schweißtriefenden Stirn, die Augen stierten aus rotverquollenem Gesicht in mein annoch unbelämmertes. Er sah mich an wie einer, der schon mitten darin ist und weiß, wie es tut, den, dem es noch erst bevorsteht. Und war mein Mitfuchs Rott. Und sagte zur Begrüßung: „Friede deiner Asche!"

Am nächsten Abend schon stand ich an seiner Stelle, und Barbarossa Wessely hämmerte auf meinem Schädel herum, daß ich glaubte, die Gehirnwindungen würden mir ausgebügelt wie Hemdkragen. „Handgelenk hoch! ... Spitze nach außen! ... Quart ... Eins ... Zwei ... Haalt ... Versetzen! Handgelenk hoch! Hoch, sag' ich! Abdrehen! Eins! ... Zwei! Waas? Rotieren wirst du? Rotieren ...? Du glaubst auch, Schlägerschlagen ist dasselbe wie Schinakelfahren, mein Lieber!" Und bumm, bumm, bumm krachten drei Hakenquarten hintereinander auf meines Hirnes beinerne Kapsel, und das Weltall füllte sich mit Gedröhne. Nein, wahrhaftig, das Schlägerschlagen war kein Schinakelfahren; es war sogar von einem sanften Geschaukel auf weichen Wellen gründlich verschieden. Einiges Zähnezusammenbeißen, Augenzudrücken und Muskelanspannen war nötig, um Wesselys harte Schule zu überstehen. Aber dafür konnte man, wenn man erst einmal hindurch war, gewiß sein, daß einem im Leben künftighin nur wesentlich sanftere Lehrmethoden begegnen könnten. Ganz zufrieden war Wessely ja eigentlich niemals, und gelegentlich krachte einem mitten im schönsten Schulgang eine gänzlich außertourliche Hakenquart strafweise über den Schädel. Schließlich aber war es mit Versetzen, Abdrehen und Standfestigkeit doch so weit, daß man mich auf Mensur stellen konnte, und als ich mich da einigermaßen bewährt hatte, gönnte mir der rotbackige Waffenmeister ein hildebrandisches Lächeln und ein Profit Blume.

Es war nicht ganz leicht, sich in das Leben bei der Austria hineinzufinden, denn nach einem Zeitraum des Rückganges, in dem keine neuen Füchse eingetreten waren, hatte erst das Wintersemester 1894/95 wieder einen Aufschwung gebracht, und so fehlte es zwischen der alten und der allzu grünen Generation an einer Verbindung mittlerer Semester. Die Säulen der Austria waren zum größten Teil an der Grenze der Aktivität, kurz vor dem Übergang ins Inaktivum, von Studiensorgen in Anspruch genommen und nur mit Aufgebot aller Kräfte noch am Verbindungsleben beteiligt. Es waren lauter leuchtende Beispiele, aber zu hoch über uns. Es fehlte an Mittlern zwischen ihrer Abgeklärtheit und unserer Fuchsenkrasheit.

Dem Mediziner Perko wucherte ein blonder Bart um die Wangen spitz gegen das Kinn zu. Er war eine geborene Herrennatur, riß die Verhältnisse an sich und zwang sie seiner besseren Einsicht unter. Ein etwas gewalttätiger Diplomat, immer bereit, in strittigen Fällen an das Schwert zu berufen. Ein glänzender Fechter und hinreißender Redner vertrat er die Austria bei allen kriegerischen und friedlichen Anlässen aufs beste, er beherrschte die einzelnen und die Massen; und wenn einem, dann war es ihm Ernst mit der heiligen Dreiheit: Ehre, Freiheit, Vaterland! Er war später Werksarzt in Nürschan in Böhmen, geriet in die Politik und brachte es zum Landtagsabgeordneten. Man sagt sonst, die Politik verdirbt den Charakter. Den seinen hat sie nicht verdorben, und vor kurzem, als er die heilige Dreiheit seiner schwarz-weiß-orange umränderten Jugend stürzen und verloren gehen sah, hat er sich selbst getötet.

Der Mediziner Trinks war ein Prager. Trinks war nicht etwa sein Kneipname, er hieß wirklich so und sprach das berühmte Prager Deutsch, als welches bekanntlich das reinste und mundartfreieste Deutsch ist, das es gibt. Klingt nur etwas härtlich durch die ständige Nachbarschaft der zweiten Landessprache. Eben damals, als meine Fuchsenschaft begann, hatte sich sein medizinischer Ehrgeiz darauf gerichtet, das Mensurbadern zu erlernen, und ich war sein erstes Opfer. Er wollte wirklich etwas lernen und ging ungemein gründlich vor, indem er mir aus einer schönen Quart, die mein Dach getroffen hatte, die Arterien mit der Pinzette einzeln

Digitized by Google

herausfing. War schon das Rasieren der Wundränder durch ihn kein Vergnügen gewesen, so war dieses Arterienfangen ein noch minder erhebendes Gesellschaftsspiel. Es ging nämlich bei aller Gründlichkeit bisweilen daneben, und was Trinks gefangen hatte, war gar keine Arterie, sondern eine Muskelfaser, die man schon gar nicht zu unterbinden braucht. Oder die Arterie war gefangen, aber entglitt der Pinzette wieder und versteckte sich neuerdings ins Fleisch. Ich mußte mit allem Nachdruck meine Gedanken auf meine Aufnahme in den Männerbund durch Wenzel Musil aus Heraletz in Böhmen richten, aber trotzdem gestand ich mir, daß mir etwas weniger Gründlichkeit und mehr Geschicklichkeit lieber gewesen wäre.

Auch Toni Müller war Mediziner, wohl an Semestern der vorgerückteste, aber er wandte seine Aufmerksamkeit weniger dem Menschen als dem Viecherzeug zu, das er in ungeheurer Zahl um sich versammelte. Auf seiner Bude sah es aus wie auf der Pfingstversammlung am Hofe des Königs Nobel oder in Brehms Tierleben, große Ausgabe. Von den Infusorien bis zu den Säugetieren waren alle besseren Familien vertreten, im Waschbecken schwammen die Makropoden, in Einmachgläsern hockten die Salamander und Frösche, hinter dem Ofen stanken die Meerschweinchen, unter dem Bett fauchten die Igel, an den Wänden tobte und sang das bunteste Vogelgesindel, zwischendurch trappten, knurrten und zausten sich immer einige junge Hunde, und wenn man unversehens in einen dunkeln Winkel geriet, glitschte immer irgendeine Schlange davon, harmlos, aber überraschend. Sich mit dieser Menagerie doch im ganzen gütlich abzufinden, war nur einer einzigen Quartierschachtel auf der weiten Welt möglich, eben dieser verwitweten Frau Stöckl, an die Toni zu seinem Glück geraten war. Es gab wohl bisweilen kleine Palastrevolutionen, wenn etwa Frau Stöckl des Abends beim Aufschlagen ihres keuschen Witwenbettes auf dem Leintuch einen Feuersalamander oder morgens in den Tiefen des Kaffeetopfes eine Ringelnatter fand. Aber Toni, der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse wußte die Stürme witzig und geistvoll zu beschwören. Er besaß wirklich Geist, und ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß er es war, der die sinnreichen Beziehungen zwischen meinem Namen und meiner Wohnung in Iglau und Prag entdeckte und auf eine mathematische Form brachte. Frage: Wenn der Fuchs Strobl in Iglau in der Steingasse wohnt, wie heißt er in Prag, in der Teingasse wohnend? Mathematisch dargestellt:

Steingasse : Strobl = Teingasse : x

Aus dieser Proportion wurde das x, nämlich mein Name für Prag, mit Trobl berechnet. Und eine Zeitlang hieß ich auch wirklich so.

Auch mein Leibbursch Hollan, der Tote von Wonau, war ein Mediziner an der Inaktivitätsgrenze, und insofern hatte ich es mit ihm nicht eben günstig getroffen, als ich sozusagen, kaum in die Austria hineingeboren, eine vaterlose Waise war. Wir einigten uns darauf, daß mir als Hüter meines zarten Kulöralters eine Art Pflegevater zugeteilt werde, und das war Karl Johannes Schwarz, auch ein Mediziner, aber etwas jünger als Hollan. Und mit dieser Wahl hatte ich Glück. Karl Johannes Schwarz war einer der beweglichsten Geister der Austria und einer der offensten Köpfe, etwas zu beweglich vielleicht und etwas zu offen, weil ihm die widersprechendsten Dinge zugleich eingingen, aber nach kurzem Verweilen gleich wieder ausfuhren. Seiner unzweifelhaften Genialität mangelte nur das Quentchen spießbürgerlicher Beschränktheit, ohne das die genialste Begabung sich nicht ins Wirken umsetzen kann. Er war lauter Auftrieb ohne jeden Ballast und also ein recht unbeständiges Fahrzeug. Er unterhielt Beziehungen zur Prager Literatur, die damals hauptsächlich aus Friedrich Adler und Alfred Klaar bestand, war, als ein gebürtiger Prager, in deren erbgesessener guter Gesellschaft heimisch und ging dort als ein Salonlöwe um, suchend, wen er verschlinge; war aber auch, wenn es darauf ankam, bramarbasierender Landsknecht und Schelmuffsky; er war vom Stamm der Christian Günther und Reinhold Lenz, nur daß er immer Geld bei sich hatte und, als man schon glaubte, nun werde er verbummeln, sich hinsetzte und seine Prüfung mit derselben Leichtigkeit machte, mit der andere Leute ein Gefrorenes essen.

Er war unter vielem anderem auch Zauberer und gab an Geschicklichkeit und Eleganz irgendeinem anderen Salonmagier seiner Zeit wenig nach, wandelte spielend Wasser in Wein, zog Kaninchen aus dem Zylinder, zerstampfte Uhren und gab sie dem schreckensbleichen Besitzer wieder unbeschädigt zurück, und die Zahl seiner Kartenkunststücke war Legion. Und mich ernannte er zu seinem Zauberlehrling. Wie es aber mit Zauberlehrlingen manchmal zu gehen pflegt, einmal mißriet es dem Hexenmeister mit mir. Das war im Wintergarten bei irgendeinem Fest der Lese- und Redehalle deutscher Studenten in Prag, und auf dem Programm stand der Salonmagier Carlo Giovanni Negrini. Für diesmal waren ganz besonders verblüffende Dinge geplant, überwältigende Überraschungen, die dem Publikum den Atem versetzen sollten. Und damit alles wohl gelänge, saß ich, der Zauberlehrling, unter dem Tisch, der auf das Podium gestellt war und hatte dem Meister durch die Klappen in der Tischplatte die Handreichungen zu leisten, deren er bedurfte. Alles war auf das genaueste verabredet und hätte niemals mißlingen können, aber leider war die Negrinische Zauberei gegen Ende des Abends angesetzt und in dessen Verlauf hatte auch ich schon Geister angerufen, die ich

Digitized by Google

nicht so ohne weiteres loswerden konnte, als ich unter dem Tisch saß. Jene Geister, die durch die chemische Formel $C_6 H_{12} O_6$ auszudrücken, aber nicht zu bannen sind. Sie verwirrten mir den Sinn, und als der Meister bei seinen Hauptkunststücken angelangt war, hatte ich unsere Abrede gänzlich vergessen. Karl Johannes deckte einen Zylinder über ein Weinglas, klopfte mit dem Zauberstab darauf, sprach Hocus pocus malus jocus und hob den Zylinder wieder ab. Aber da war anstatt des Vogelkäfigs, der nun hätte unter dem Zylinder sein sollen, ein Blumenstrauß. Der Vogelkäfig hingegen kam an einer anderen Stelle zum Vorschein, wo dem Kriegsplan nach eigentlich hätte ein Kaninchen auftauchen sollen. Es riß eine heillose Unordnung im Geisterreich ein, die Transporte kreuzten und verwickelten sich immer mehr, der Meister trat unter dem Tisch mit den Füßen nach mir, daraufhin rächte ich mich, indem ich den Wein austrank, den er dringend in einem Glas haben mußte. Schließlich brannte mir das Kaninchen durch und hüpfte vergnügt zwischen den Beinen des Magiers auf das Podium hinaus, und da erklärte der Meister, in der vierten Dimension wäre der Streik ausgebrochen, warf den Tisch um und zeigte mich einem verehrlichen Publiko, als wäre von allem Anfang an nur ein Ulk beabsichtigt gewesen. Denn Karl Johannes Schwarz war jeder Situation gewachsen. Das hat er später nacheinander als Arzt des Österreichischen Lloyd, als Badearzt, als Dramaturg, Theaterdirektor und Schriftsteller bewährt und bewährt es derzeit als Herausgeber der ‚Wiener Mode'.

Wenn im Deutschen Theater Amschel Neumanns König Heinrich sang: „Für deutsches Land das deutsche Schwert — so sei des Volkes Kraft bewährt," da donnerte der Beifall von den Galerien ins Parterre herab und brandete aus dem Parterre wieder zu den Logen hinan. Es war eine große, allgemeine Begeisterung, und wenn König Heinrich das Schwert hoch aufreckte und die brabantische Ritterschaft, Herrn Zangerl, den Papierhändler aus der Brennte-gasse mit eingeschlossen, gegen die Schilde hieb, hätte man von den Versammelten alles oder doch vieles haben können. Wenn dann Lohengrin wieder in seinem Schwanen-Schinakel davongefahren war und man beim Piskacek saß, beruhigte man sich allmählich, weil schließlich die echteste und wärmste Begeisterung doch immer am Alltag erkälten und verlodern muß. Vor allem das mit dem Schwert war leichter gesungen als getan. Man konnte sich einen solchen bewaffneten Volkszustand gar nicht recht vorstellen, gemütlich wie man im Grunde ja doch war, und wenn schon von einem Schwert die Rede sein sollte, so stand es damit so, daß die Tschechen das Heft in den Händen hatten und wir uns an der Schärfe der Klinge die Finger zerschnitten.

Nicht nur in Iglau, wo wir ja den tschechischen Nachbarn immerhin erst in verhältnismäßiger Bescheidenheit zu erleiden hatten, auch in Prag, wo man ihn im Laufe eines Menschenalters hatte heran- und sich über den Kopf wachsen sehen, wo jeder Tag neue Proben seines Machtdünkels brachte, täuschte man sich über sein wahres Gesicht. Man beging denselben Fehler, wie er jenseits der schwarzgelben Grenzen im Deutschen Reich gegenüber den Franzosen begangen wurde: man nahm sie für minder zäh und gefährlich und vom Haß erfüllt, als sie waren. Man hielt die Fanatiker nicht für die Wortführer des Volkes. Man glaubte nicht daran, daß sie im Ernst je dächten und hofften, auch nur einen Teil ihrer übertriebenen Forderungen in Wirklichkeit umsetzen zu können. Während die Tschechen unter lebhaftem Gejammer über ihre Unterdrückung im Staate Österreich ganz im geheimen daran arbeiteten, ihn zu zerstören, um sich selbständig zu machen, lächelten die Deutschen über die zu Beginn jeder Parlamentsperiode wiederholte staatsrechtliche Erklärung der Tschechen als über eine politische Kleinkinderkomödie. Es war den Tschechen aber keine Komödie, sondern eiserne Entschlossenheit. Ein wenig von diesen Umtrieben und geheimen Machenschaften schien an den Tag kommen zu wollen, als der Prager Omladina der Prozeß gemacht werden mußte. Man sah plötzlich in eine weitverzweigte Verschwörung junger Leute und Prager Intellektueller mit keinem anderen Zweck, als sich irgendwie dem großen Mütterchen Rußland an den Hals zu werfen und dem deutschen Nachbarn dabei womöglich den Kragen umzudrehen. Der k. k. Regierung waren solche Geschichten höchst peinlich. Sie sorgte dafür, daß im Laufe des Prozesses mehr vertuscht als enthüllt wurde, so daß die ganze Angelegenheit schließlich als eine belanglose Dummheit einiger überhitzter Köpfe hingestellt werden konnte.

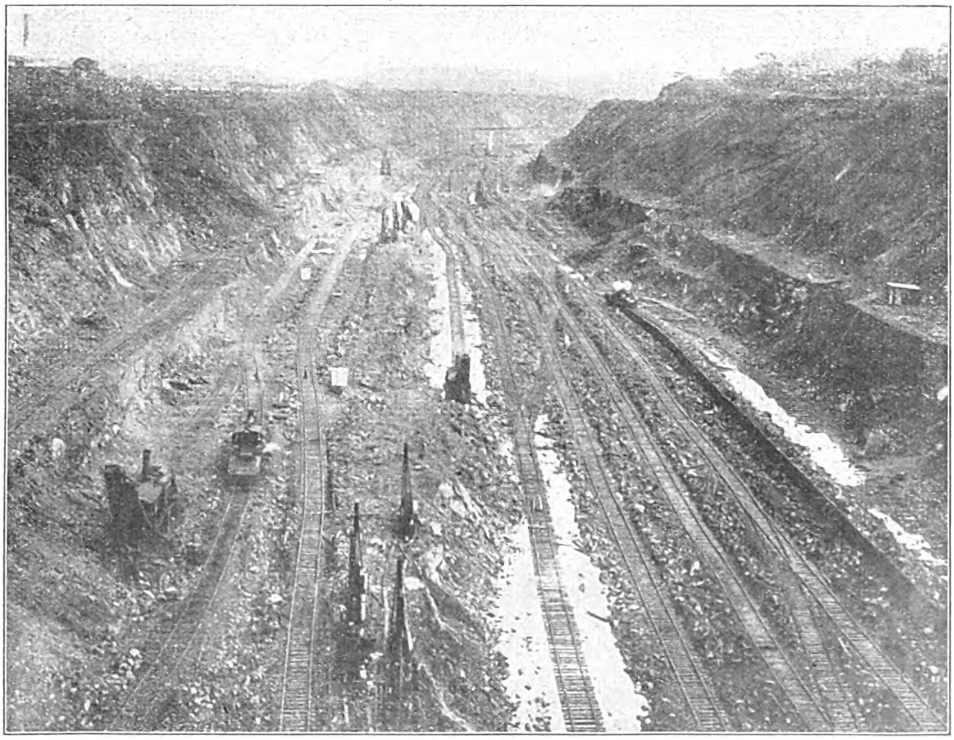
Von der k. k. Regierung war nichts Gescheiteres zu erwarten. Man war einmal mit der ganzen Maschinerie aufs Fortwursteln eingerichtet und wurstelte also weiter. Aber auch die Deutschen beruhigten sich, nachdem der erste Schrecken aus dem Gebein gewichen war, bei dem Gedanken, es werde auch in politicis nichts so heiß gegessen als gekocht; und so blieb es bei den schönen Kommersreden, Zeitungsartikeln, Frühlingsfesten, Sommerfesten, Herbstfesten und Winterfesten mit ansehnlichen Reingewinnen zugunsten des deutschen Schulvereines, der Südmärker, Westmärker, Ostmärker und Nordmärker. Ganz im stillen bauten die Tschechen an der Ertüchtigung ihres Volkes weiter; sie erzogen ihre Jugend im nationalen Sinn, sie bauten die rothemdigen Sokolvereine zu einer Wehrmacht aus, ihre Dichter und Künstler gingen nach Paris, holten sich das Neueste vom Neuen, sie nahmen die große europäische Geste an, aber sie wirkten daheim im völkischen Geiste. (Schluß folgt)

Die erste Durchfahrt durch den Panama-Kanal

Von Dr. Otto Lutz

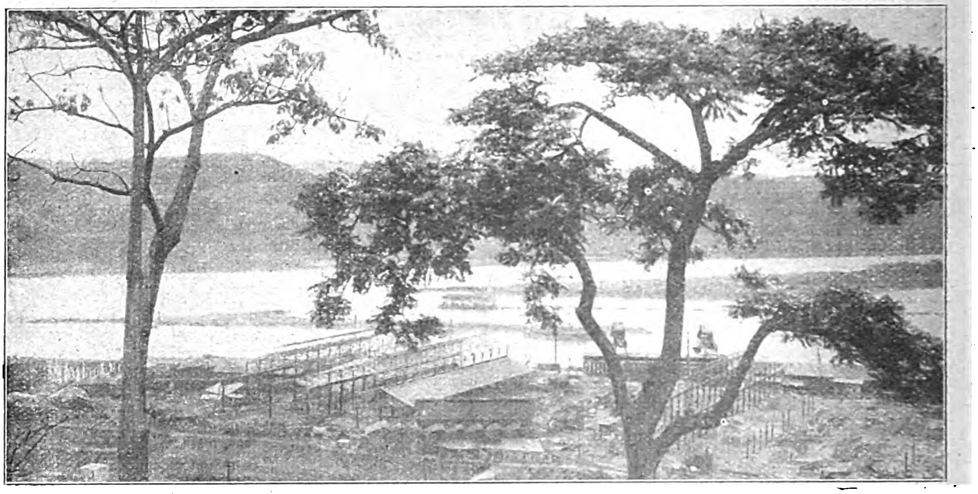
Das Jahr 1920 wird die feierliche Eröffnung des Panama-Kanals erleben. Dem Weltverkehr ist damit nach langen Mühen eine neue wichtige Straße geschaffen worden. Verbunden waren die beiden Ozeane seit dem Maitag des Jahres 1913, an dem der Erddamm, der die Baustelle des Culebra-Einschnitts (heute Gaillard Cut) gegen das Chagrestal abschloß, gesprengt wurde. Ein Jahr später zog der erste große Überseedampfer mit wehenden Wimpeln über die Wasserbahn, die, Jahrhunderte altes Sehnen erfüllend, eine Kampfstätte deckte, an der in wuchtiger Kraftentfaltung Werkzeug, Maschine und Menschenwille der Natur abgerungen, was sie selbst Jahrtausende zuvor gebildet hatte. Ich habe die erste Durchfahrt durch den Kanal mitgemacht.

Am 4. August 1914 trat ich, einer Einladung des Kanalerbauers folgend, auf einem Dampfer der Panama Rail Road-Linie die Fahrt vom pazifischen Hafen Balboa durch den Kanal auf dem Wege zur Front an. Ein trüber, feuchtheißer Morgen hing über dem Stillen Ozean. Es war, als ahnte das schimmernde Ungetüm das Gewitter, das sich über Europa entlud. Scharf umrissen hob sich die Insel Taboga, die später unsere Landsleute als Internierte beherbergen sollte, am Horizont ab. Vom Erddamm nach dem stark befestigten Naos leuchteten die Betonmauern des Forts Amador herüber. Der Hafen selbst bot noch das Bild des Unfertigen, Halbvollendeten. Dampfschaufeln schürften auf der Sohle des Trockendocks. Die Reparaturwerkstätten waren kaum über den Rahmenbau fortgeschritten, die Fundamente der Piers erst teilweise gelegt, aber auf dem riesigen Sumpf, der noch vor zwei Jahren jedem Eingriff der Erbauer zu trotzen schien, reckte sich eine freundliche Villenstadt, und von beherrschender Höhe blickte das Verwaltungsgebäude auf den Zugang zum



Die Einschnittleere des Gaillard-Durchstichs vor dem Wassereinlaß

Digitized by Google



Einfahrt zum Panama-Kanal am Stillen Ozean. Hafenanlage in Balboa im Bau

Kanal. In endlosen Reihen dehnten sich auf dem Friedhof am Anconhügel die hölzernen, weißen Gräbertafeln der Arbeiter aus der französischen und amerikanischen Bauzeit. Ungezählte bleichten hier, die dem mörderischen Klima erlegen waren oder ihr Leben durch Unfälle eingebüßt hatten.

Aus dem Einschnitt schleppten die Güterzüge die Reste der Werk- und Wohnstätten heran. Abbau und Aufbau, wie zu den Zeiten der gewaltigsten Arbeitsleistungen, hielten sich auch jetzt noch in wohlgeordnetem Kräftespiel die Wage.

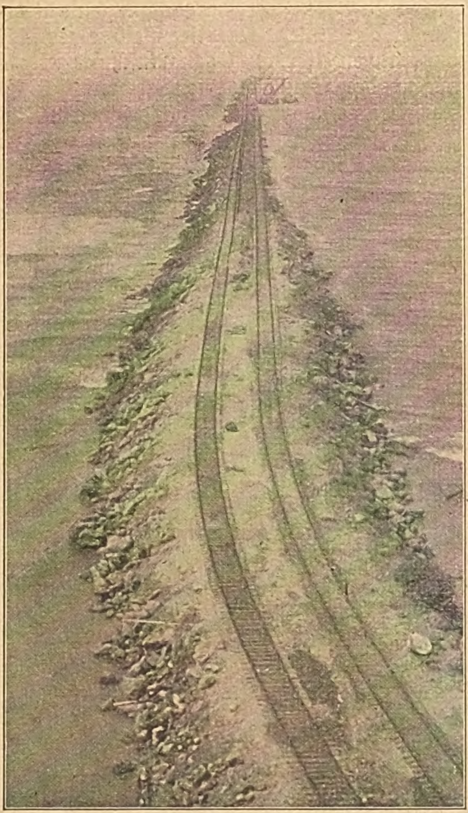
Am Steg zum Schiff stand Oberst Goethals, um die Abfahrt zu überwachen. Auf seinen Mienen lag die unbewegliche Ruhe der Pflicht, fast der Teilnahmlosigkeit. Ihm war der bedeutungsvolle Augenblick dieser Erstlingsfahrt der nüchterne Abschluß eines zähen, erbitterten Ringens, das bis zuletzt seine Kräfte anspannte. Lärmen und Festtreiben war er abhold. Noch war das Werk nicht vollendet, noch drohten Erdrutsche — die unbeugsame Energie des Führers durfte sich nicht in Festrausch begeben, solange die Tücke des Cucaracha-slides nicht überwunden war. Er gab mir die Hand zum Abschied: „Kommen Sie heil wieder, und erzählen Sie mir, wie die deutsche Armee das Erkundungswesen gehandhabt hat. Ich interessiere mich dafür besonders. Good bye."

Der gedrosselte Schiffsleib löste sich vom Lande und schob sich langsam nordwärts in die Zufahrtsstraße des Kanals. Baggerschuten zogen nach See und heulten den Signalgruß. Das Stelzwurzelwerk der Mangroven versank in der anrollenden Flut, die hier sechs bis acht Meter hoch in die Bucht von Panama hereindrängt. Auf den umliegenden Höhen wurde der Urwald gelichtet; unsichtbare Hände hoben vorbereitete Feldstellungen aus, zum Schutze des Kanaleinganges und der Schleusen. Der eben erklärte Kriegszustand beschleunigte die Arbeit. Dreißig Jahre zuvor hatte hier an derselben Stelle der greise de Lesseps in theatralischer Aufmachung den ersten Spatenstich versucht; aber als das mit Festgästen überfüllte Schiff der denkwürdigen Stelle sich näherte, hatte die steigende Flut das Land geborgen. Man wußte sich indessen zu helfen und ließ eine Champagnerkiste an Land mit Erde füllen, in die dann an Bord das Töchterchen von de Lesseps mit silbernem Schäufelchen die ersten Spatenstiche tat. Der Zwischenfall rief bei vielen Anwesenden schlimme Ahnungen für die Zukunft hervor. Teilnahmlos zog unser Dampfer über Erinnerungsstätten hinweg. Ein Neues war geworden.

In den Miraflores-Schleusen machten wir an der weit in das Fahrwasser hinausragenden Mole fest. Die Balkenfender krachten beim Anprall. Neger warfen die Stahltrossen herüber. Die Maschinen stoppten. Das Maschinenhaus wurde versiegelt. Der lahmgelegte Riese durfte nicht mit eigener Kraft die Schleusen durchmessen. Die Führung des Schiffes lag in Händen des Kanallotsen. Langsam krochen an Hinter- und Vorderschiff vom Mittel- und Seitenwall aus die elektrischen Zuglokomotiven, Maultiere genannt, heran. Ein weiteres Paar machte an Mittelschiff fest. Oben im Schleusenhaus schaltete der Betriebsbeamte die unsichtbaren Motoren und beobachtete am Modelltisch die Füllung der Schleusen-

Digitized by Google

kammern. Die Bewegungsvorgänge, die am Modell nicht darstellbar waren, ließen sich beobachten und in graphischer Form nachprüfen. In einer einzigen Hand lag die streng mechanische, gegen Fehlzüge am Schalthebel automatisch gesicherte Auslösung der für die gesamte Durchschleusung erforderlichen Vorgänge. Zweihundert Motoren stellten sich sinngemäß in das Gefüge ein. Es war, als ob die Bewegungen des menschlichen Hirns, das dieses materielle Kräftespiel ersonnen, im Gleichtakt der Motoren wieder auflebte. Die quer vor den Schleusenkammern gespannte, durch hydraulischen Druck gehaltene Schutzkette sank langsam zu Boden, die vorderen Stemmtore öffneten sich, die Zuglokomotiven am Vordersteven strafften die Schleppleinen, mit majestätischer Ruhe glitt der Riesenleib in die Kammeröffnung. Die am Mittel- und Hinterschiff arbeitenden Zuglokomotiven übernahmen die Steuerung. Oberst Goethals erschien auf dem Schleusenwall, um die Durchfahrt zu überwachen; er hatte die Zwischenstrecke im Schienenauto an Land zurückgelegt. Eine Kompagnie Marine-Infanterie, kriegsmäßig ausgerüstet, lagerte auf den Seitenwällen. Es war verschärfter Kriegszustand.


Der Wellenbrecher von Toro Point am atlantischen Kanaleingang

Wie von unsichtbaren Händen getragen, hob sich das Schiff langsam empor. Die Verschlußvorrichtungen der Umläufe im Seiten- und Mittelwall hatten sich geöffnet, das Wasser war unter den Kammerboden gelangt und trat durch die Stichkanäle in breiten Quirlen an die Oberfläche. Alles vollzog sich mit unheimlicher Ruhe und unter Aufwand geringster Menschenkraft. Der Riesenbau war ganz Maschine geworden. Nur der schweißtriefende Neger, der auf einer Holzlatte die Stahltrossen gegen Reibungen am Mauerrand schützte, zeigte, daß die technische Vollkommenheit doch der Handarbeit noch etwas überlassen hatte. Hoch überragte der Schiffsrumpf die Wälle. Spielraum nach beiden Seiten war genügend vorhanden. Die Länge der Kammern (etwa 330 Meter) und ihre Breite (etwa 32 Meter) hätte selbst ein Schiff von der Größe des Riesendampfers „Vaterland" zu fassen vermocht. Nach knapp einer Viertelstunde öffnete sich das Torpaar nach der zweiten Schleusenstufe, die uns um weitere $8^1/_2$ Meter über die Höhe der untersten Treppe hob. Die Bewegungsvorgänge im Kontrollhaus wiederholten sich, die Füllung vollzog sich ohne Störung, und in weiteren fünfzehn Minuten schwangen die Stemmtore am Ausgang der Doppelterrasse aus, um den Weg in das Staubecken von Miraflores zu öffnen. Zur Rechten hob sich die Entlastungsvorrichtung, der bogenförmige spillway, scharf ab. Am Kopf der Seitenwälle glitten die Gerüste des emergency dams, einer Schwingbrücke zum Abschluß der Schleusen in Fällen der Not, vorüber. Die Schlepptaue der Zuglokomotiven lösten sich. Das Schiff trat unter eigenem Dampf die Fahrt in den vom Rio Grande gespeisten kleinen Stausee von Miraflores an. Der bei Regengüssen rasch anschwellende Fluß war durch einen am westlichen Teil der Miraflores-Schleusen errichteten Erddamm gezwungen worden, die Wasserhaltung zu füllen. Sie liegt etwa 18 Meter über Meereshöhe. Die Fahrstraße von kaum 2 Kilometer Länge ist durch Bojen ausgelegt.

Blendend weiß strahlten die Mauern der Pedro-Miguel-Schleuse über dem Vorderschiff aus der trüben Flut. Die Schleuse, nach demselben Doppelkammersystem für

Digitized by Google

Berg- und Talfahrt und in denselben Ausmaßen wie in Miraflores angelegt, stützt sich auf die basaltischen Felsen der den mittleren Kanalabschnitt beherrschenden chaotisch angeordneten Hügelwelt. Im Dorfe selbst herrschte geschäftiges Abbruchtreiben. Die Holzhäuser wurden zerlegt oder auf Wellen gesetzt und mit Insassen und Gerät abgerollt. Die Durchschleusung vollzog sich in derselben Weise wie in Miraflores. Das Schiff erklomm über die letzte Stufe hinweg die Höhe des Kanals (26 Meter über dem Meer) und trat mit eigener Kraft die Fahrt durch den Gaillard-Einschnitt an. Die alte Schwingbrücke nach dem westlichen Ufer, auf der die Panama-Eisenbahn die Baustelle überschritt, war noch im Betrieb, da die Zone eben geräumt wurde. Selbst auf dem jenseits Paraiso liegenden Friedhof der alten französischen Baggermaschinen, aus denen munter eine echt tropische Flora sproßte, regte es sich. Ein paar der grauen, vom Roste zerfressenen Ungetüme sollten nach San Franzisco auf die Panama-Ausstellung geschafft werden.

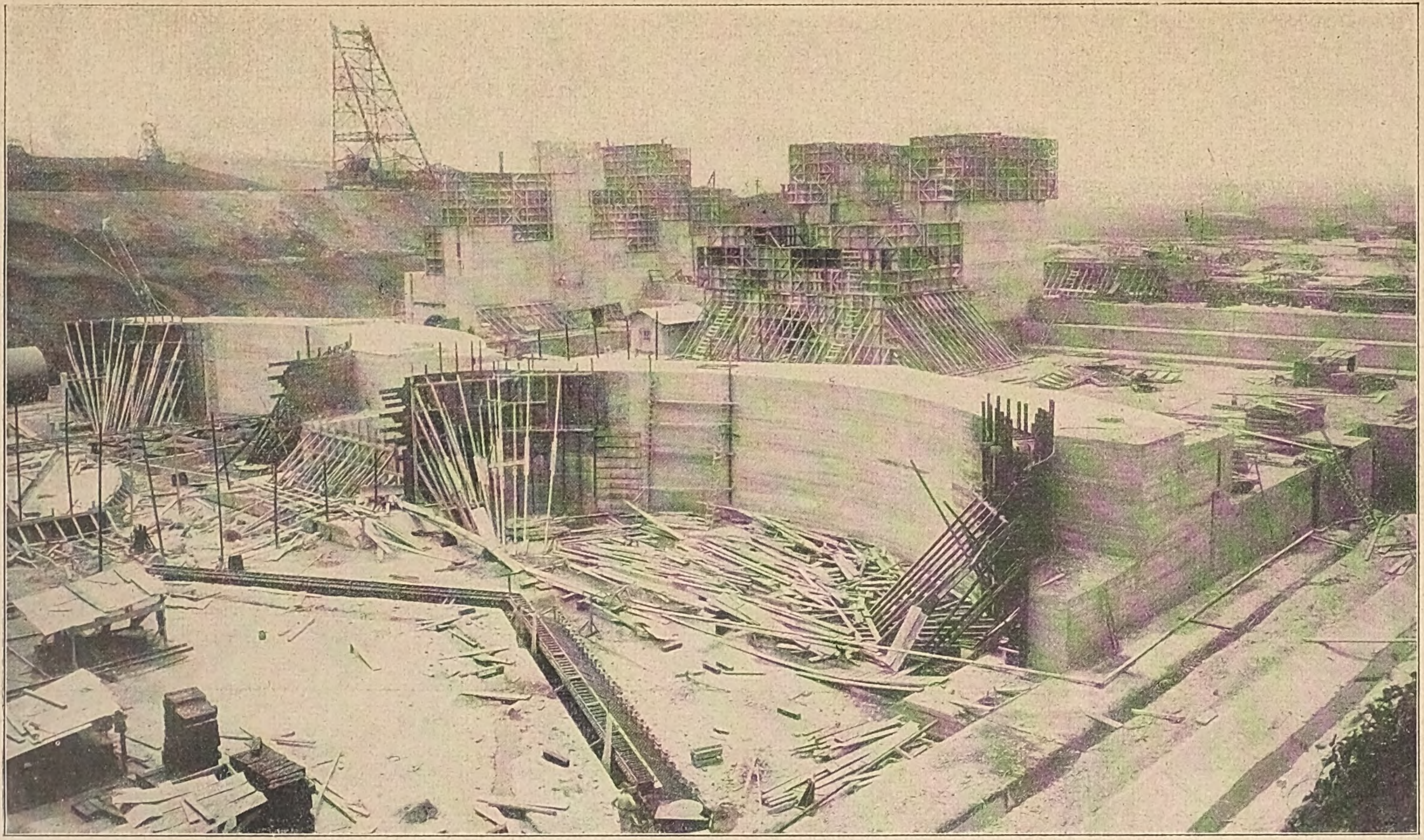
Wie ein natürlich durchbrochener Flußlauf windet sich der 93 Meter breite Wasserarm des Kanals zwischen den bald in niedrigen, steilen Terrassen, bald in flachen, weit landeinwärts zurückgetragenen Böschungen dahin. Aus dem tropischen Busch ragt die stolze Cavanilesia, das botanische Wahrzeichen der pazifischen Pflanzengemeinschaft, auf. Im Schatten der bananenumrankten Bretterhütte sitzt träge ein Negerweib, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und glotzt mit neugierigen Augen dem vorüberziehenden Riesen nach. So war es doch wahr geworden, was der „chief" ihrem Alten, der als Führer einer „Powder monkey" (Dynamitträger)-Kolonne in Atome zerstoben war, einmal gesagt hatte, daß sie den ersten Kahn vorüberziehen sehen werde. Ihr neuer Gebieter, dem sie sich nach Landessitte ohne Traualtar verschrieben, arbeitete an den Pumpen am Cucaracha-Erdrutsch, die durch Wasserstrahlen die lockeren, dauernd gleitenden Massen abtrugen. Außer ihrem „home" standen in Paraiso nur noch wenige Negerbuden.

Was lag hier alles begraben an menschlicher Arbeit! Wie nüchtern mutete dieser graufahle Wasserstrich den an, der das einst so lebendige, machtvolle Toben der Arbeitsschlacht in der Einschnittsleere aus der Nähe beobachten konnte! Jahre zuvor stand ich fast täglich auf der Aussichtsplatte bei Culebra und lauschte dem Pulsschlag des Riesenwerkes. An den Bermen prusteten die Dampfschaufeln, maschinengewordene Hände gruben die Schneidezähne des Löffels tief ins gesprengte Felsengefüge, balancierten wie Artisten im Varieté Felsblöcke auf dem Löffelrand, schwangen über die Förderwagen aus und entluden den Hub durch den Klappboden. Ununterbrochen rollten die Lastzüge durch den Cut, 75 am Tage und mehr. Die Bohrerkolonnen ratterten in eintönigem Taktgang. Der Geleiseverleger schwang die Schienenstücke aus und ließ neue Stränge wachsen. Nach Schichtschluß zur Mittagszeit und am Abend donnerte das Trommelfeuer der Sprengungen durch die Baustelle. Der Riesenleib eines Erdrutsches hatte sich über den Einschnitt gelegt. Von allen Seiten griffen die Bohr- und Ausschachtmaschinen an, und nach Wochen und Monaten ging die Arbeit wieder in den alten Geleisen. Tag um Tag rauschte mit betäubender Wucht diese Arbeitssinfonie am Morgen auf und verklang am Abend in harmlosen Negerliedern und Tänzen in den Niederlassungen. Menschen und Mittel wurden gleich rücksichtslos eingesetzt und abgenutzt. Was der Führer von sich selbst verlangte, eiserne Disziplin und höchste Anspannung der Kräfte, heischte er auch von jedem Arbeiter und Angestellten.

Wir passierten die Wasserscheide zwischen den beiden höchsten Erhebungen, dem Gold- und dem Contractor-Hill. Dräuend starrten die schwarzen Basaltmassen über unserem Fahrzeuge auf. Weiße Tafeln kennzeichneten die Punkte, an denen die französischen Ausschachtungsarbeiten zum Stillstand gekommen waren — in gleicher Höhe mit den Mastspitzen. Fieber und andere Seuchen, technisch unzulängliche Grabmaschinen, Bestechlichkeit in der Verwaltung und ausschweifender Lebensgenuß hatten die Kräfte der ersten Erbauer weitab vom Endziel zerrüttet. Die glücklichen Erben des Werkes führten in straffer Ordnung aus, was französischer Geist ersonnen hatte. Aus dem Wasser ragten die Trümmer der wenige Tage zuvor bei einer Sprengung zerstörten alten französischen Unterwasser-Bohrmaschine „Terebro", der Stolz ihres Erbauers, Bunau-Varilla, des damaligen Chefingenieurs. Die tragische Verkettung der Zufälle wollte es, daß in dem Augenblick, als Bunau zur Eröffnung des Kanals in Culebra weilte, die letzte Erinnerung an sein Werk in den Fluten verschwand.

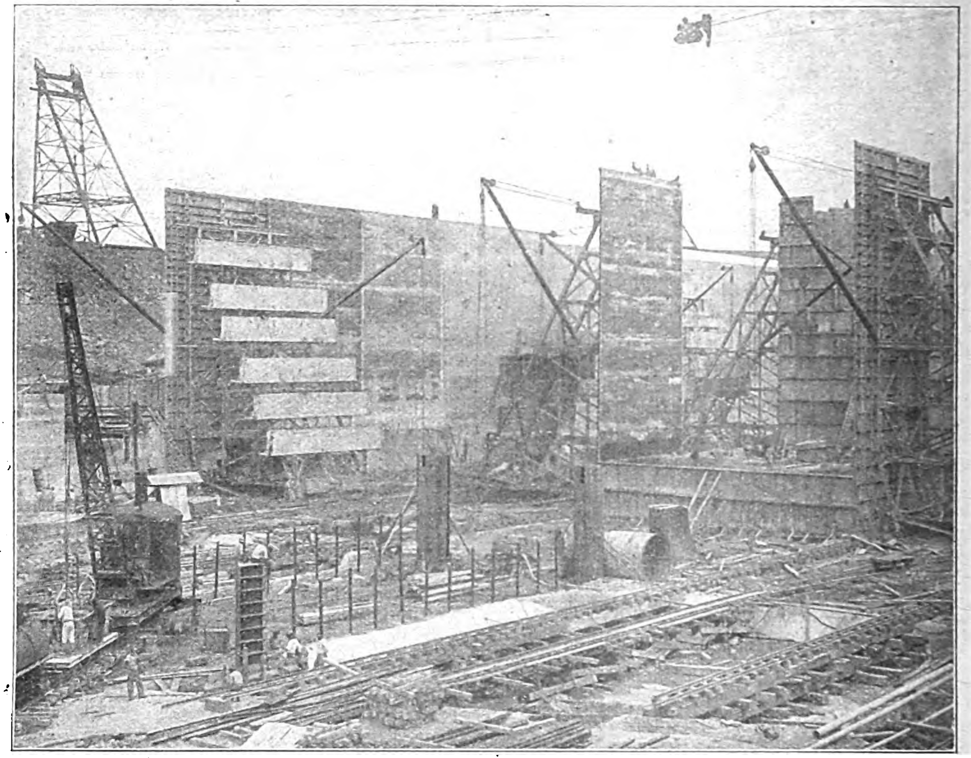
An beiden Uferrändern arbeiteten Riesenbagger, um die Sohle einzuebnen, die unter dem Druck der seitlichen Böschungen sich dauernd emporwölbte. Ein Bild wüster Zerstörung boten die zahlreichen Einbruchsstellen der Erdrutsche. Noch flossen träge die Massen des Cucaracha und der unter-

Digitized by Google



Der Schleusenbau in Gatun (Stand vom April 1910)

Digitized by Google



Die Stahlgestelle zum Formen der Wälle für die Gatunschleuse

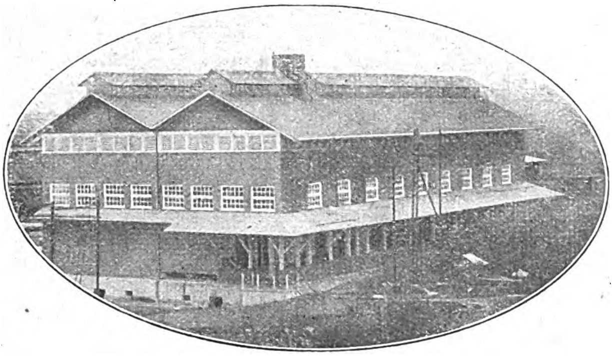
halb Culebra liegenden sandigen Mergel, entwurzelte Bäume, abgestürzte Felsblöcke, verschüttete Maschinen mit sich führend. Wie manches Mal hatte ich hier mit dem Kanalgeologen aus den klassisch schönen Aufschlüssen die Zeichen der Vorzeiten zu deuten versucht. In ewig munterem Wechselspiel hatten hier auf- und abbauende Kräfte, die Schwemmarbeit der terrestren Gewässer und die Kalkbaumeister des Meeres, die Züge des Antlitzes der Erde gemeißelt, vulkanische Riesenarme die Hügelwelt durch das strenggeordnete Gefüge der Schichten emporgetürmt. Wie kaum merkliche Schürfung der Außenhaut hatte die Menschenhand in ungeheurem Kraftaufwand sich vermessen, dieses Wesens Bild umzugestalten. Wohl waren augenfällige Änderungen geschaffen, Berge versetzt, Flüsse aus ihrem Lauf geworfen, ein ungeheurer Stausee mit Inseln in die Landschaft geworfen, aber die Spuren unserer Tage werden in Jahrtausenden kaum mehr zu finden sein. Die gestaltenden Kräfte der Erde gönnen menschlichem Bemühen nur kargen Raum.

Von der Höhe Culebras, der Hauptniederlassung der Kanalzone, tönte das Triumphgeheul der Zuschauer zu uns herab, von der Sirene des Dampfers sinngemäß erwidert. Die amerikanische Freude pflegt sich in schrillen, unmelodischen Lauten zu äußern. Verfeinerte Lebenskultur ist ihr fremd, und doch sollte dieses tüchtige, geschulte Volk wenige Jahre später Europas Kämpfern den Todesstoß versetzen.

„Look here, Doctor," sagte mein Nachbar, ein biederer Dampfschaufelführer, den ich oft auf seiner Maschine besucht hatte, „dicht dort bei Km 58" — er wies auf eine kleine Tafel an der Böschung — „habe ich den Rekord der Achtstundenarbeit geschlagen und mir die Denkmünze geholt." Stolz hob sich seine Brust mit dem kupferbronzenen Ehrenzeichen, das die Inschrift trug, „The world divided, the sea united". „Es hat manchen — damned — Schweißtropfen gekostet, aber wir Amerikaner haben es geschafft." „Vergessen sie nicht," wandte ich ein, „daß die Franzosen die Hauptarbeit geleistet, daß sie die geistigen Schöpfer des Werkes sind." Er sah mich ungläubig an. „Wir haben ihre geistige Arbeit ja billig gekauft und den Kanal gebaut, sonst würden wir jetzt nicht zwischen den Weltmeeren schwimmen". Ich wiederholte im stillen: „Die geistige Arbeit gekauft!" und sah im Geiste die Krämerseelen der neuen Welt Europa überfluten auf der Jagd nach Kultur, die ihnen wie „souvenirs" käuflich dünkte.

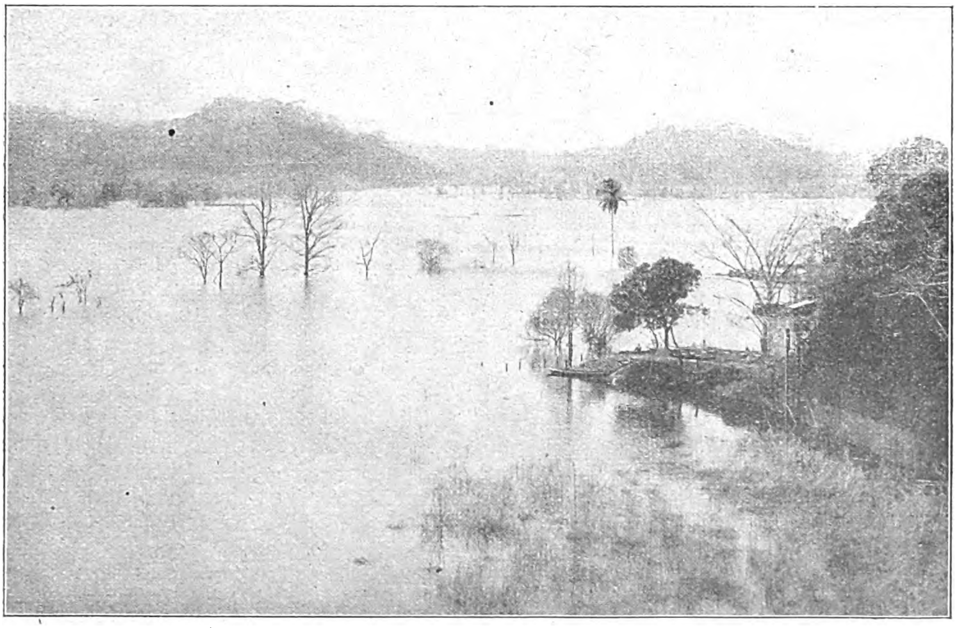
Digitized by Google

Wir waren inzwischen unter der Brücke von Emperador, die das Zeitliche nunmehr gesegnet hat, durchgefahren. In scharfen, geweiteten Kurven steuerte das Fahrzeug an Camp Elliot, der Garnison der Marine-Infanterie vorbei, passierte Gamboa, Bas Obispo, Las Cascadas, und andere erinnerungsreiche Orte, die längst nicht mehr waren, und gewann die Höhe des künstlichen Sees. Von Südosten her wälzte der Chagres seine trüben Fluten heran, das Fahrwasser weitete sich, Leuchtfeuer und Leuchttürme blinkten auf. Der alltägliche tropische Regenguß entlud sich um die Mittagsstunde. Das Schiff lag auf voller Fahrt. Grüne Inseln abgeschwemmter Rasenstücke trieben im Fahrwasser umher, aufgeschreckte Kormorane und Edelreiher, Pelikane und Aasgeier umzogen unsere Bahn. Träge glitten Kaimane von den Sonnenplätzen ins Wasser. Am Ufer ragte ein Dachfirst aus den Fluten — ein Jahr zuvor hatte ich in diesem Hause noch Vampire und Fledermäuse für das Nationalmuseum gefangen.



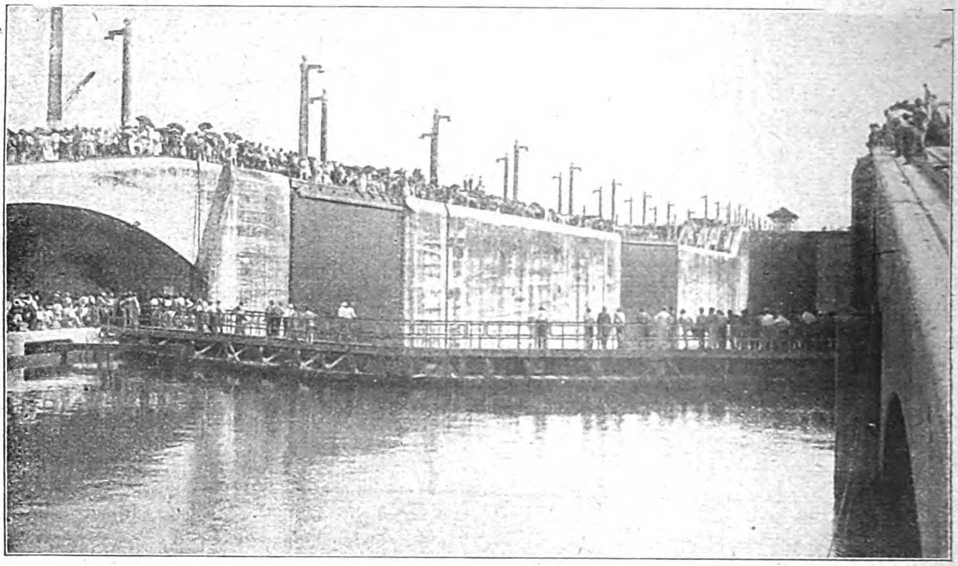
Blick auf die Kraftstation in Gatun

Es schien, als ob die Sintflut über diese in verschwenderischer Lebensfülle strotzende tropische Welt hereingebrochen wäre. Entblätterte Riesenstämme ragten mit verdorrten Ästen, Palmwipfel mit den letzten grünen Fiederblättern über dem Spiegel empor. In trägem Schwung stürzten sich die auf den Ästen liegenden riesigen Baumeidechsen (Leguane) von ihren Ruheplätzen ins Wasser. Buchten öffnen sich, Inseln, die vor einigen Jahren noch dem festgefügten Lande angehören, drängen sich an die Fahrrinne. Fern am Horizont tauchen die niedrige Hügelbarre des Gatun-Dammes und die Schleusenwälle auf. Der Überlauf, ein halbkreisförmiger Betonbau mit zahlreichen Zugtoren hebt sich vom tiefen Rot der mergeligen Dammassen ab. Dort wird der Wasserstand



Der Kanal auf der Höhe von Bohio: Der Stausee von Gatun. Im Vordergrunde absterbender Urwald und schwimmende Rasenflächen

Digitized by Google



Einlaß des Wassers in die erste Schleusenkammer in Gatun. Im Vordergrunde ein geschlossenes Stemmtor

des Staubeckens, das 425 qkm Fläche bedeckt (halb so groß wie der Bodensee), beobachtet und die Wasserkräfte für das Turbinenhaus entnommen. Bei hohem Pegelstand stürzen die Fluten über die Zugtore in mächtigem Fall 22 Meter in die Tiefe, branden an stählernen Wellenbrechern wieder in die Höhe und hüllen die ganze Umgebung in Wasserdampf, in dem das Sonnenlicht im Spiel der Regenbogenfarben sich bricht.

Die Gatunschleusen wurden bei der Talfahrt in derselben Weise überschritten. Die Ausmaße sind weit beträchtlicher als an der pazifischen Seite, da die einzelnen Stufen nicht getrennt, sondern zu einer einzigen, fast zwei Kilometer langen Schleusentreppe gekoppelt sind.

Von Gatun aus nahm unser Schiff mit verminderter Fahrt seinen Weg nach dem atlantischen Hafen Cristobal. Der alte französische Niveaukanal wird quer durchschnitten. Die heutige Fahrstraße ist 150 Meter breit und 12—14 Meter tief. Zu beiden Seiten dehnen sich mächtige, von den Amerikanern sanierte Mangrovensümpfe. Glühende Hitze brütet über dem grotesken Stelzwurzelwerk dieser „amphibischen" Gewächse. Der Hafen von Cristobal stand damals vor seiner Vollendung. Die zahlreichen Piers mit geräumigen Ladehallen und modernen Transportmaschinen, die Reparaturwerkstätten, Docks, Trinkwasser-, Öl- und andere Tanks für Betriebsstoffe gewähren einer stattlichen Flotte von Ozeandampfern Aufnahme. Die alte Hafenstadt Colon ist modernisiert worden und macht einen sauberen Eindruck.

Die Durchfahrt hatte acht Stunden gedauert. Was jahrhundertelang das technische Sehnen der Welt erfüllte, war nach opferreichen Mühen Wirklichkeit geworden — unser Schiff hatte als erstes den Durchgang zwischen den Weltmeeren gefunden.

Unweit des Hafens von Cristobal steht ein Standbild des Entdeckers der Neuen Welt. Vier Jahrhunderte zuvor hatte seine kleine Flottille die Mündung des Chagresflußes abgetastet, um den von ihm vermuteten Verbindungsweg nach dem Traumlande Indien zu finden. Kaum drei Jahrzehnte zuvor waren die letzten Reste des stolzen Weltreiches der kanilischen Könige unter den Hammerschlägen der Neuen Welt zusammengebrochen. Der Atlantische und Stille Ozean lagen zu Füßen der amerikanischen Machtpolitiker.

Wir saßen noch am Abend nach der Durchfahrt mit den Duisburgern, die die großen Schwimmkrane in Gatun montierten, zusammen und plauderten unter dem Gegröhle von Niggern über die kommenden Ereignisse. Die rheinischen Jungen brannten darauf, mit uns den Weg an die Front anzutreten, aber ein Kontrakt band sie an den Isthmus. Auf der Reede von Colon lagen einige Walddampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die vor englischen Kreuzern sich geborgen hatten. Unter dem noch neutralen Sternenbanner fuhren wir nach Norden, sorgenschwer, aber siegessicher, trotz der Welt von Feinden. Wenige Wochen später stahl uns der Brite von neutralen Schiffen und zwang uns in jahrelange Stacheldrahthaft.

Digitized by Google

Romantische Reise nach Vaduz, Orplid und Bimini

Von Dr. Georg Giesecke

Das Schlaraffenland ist nicht nur, wie Hans Sachs meint, den faulen Leuten wohl bekannt. Im Märchenreich unserer Kinder ist es zu finden, genau so wie es der Nürnberger Meistersänger, alte Überlieferungen zusammenfassend, geschildert hat. Drei Meilen hinter Weihnachten ist es gelegen. Durch einen Berg von Hirsebrei muß sich essen, wer seine Herrlichkeiten genießen will. Aber dann hat er's gut, und wenn uns die Schilderung schon in wohlhäbigen Zeiten das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ, um wieviel mehr jetzt, wo all die guten Dinge wahrhaft zur Legende geworden sind:

„Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Türen sind und Laden,
Von Speckkuchen Deck' und Wand man find't,
Von Schweinebraten die Balken sind.
Um jedes Haus ist dort ein Zaun,
Geflochten mit Bratwürsten braun,
Von Malvasier sind oa die Bronnen,
Kommen einem selbst ins Maul geronnen."

In dieser Art geht es weiter. Auch der Jungbrunnen für die Alten fehlt nicht. Die Faulpelze haben es gut, und um ihre liederliche Art zu strafen, hat Hans Sachs seine Reimpaare geschrieben. Er endet mit der treuherzigen Mahnung:

„Auf daß sie haben auf Arbeit acht,
Weil faule Art nie Gut's gebracht."

Die Sehnsucht nach dem Schlaraffenlande ist uralt, mag es nun in den wandelnden Vorstellungen der Zeiten und Völker in der Bibel das Paradies, in der Antike das goldene Zeitalter, im Mittelalter das Reich Cucania heißen oder ernst und politisch den idealen Staat verkörpern, von Plato über Thomas Morus bis Bellamy. Es ist in den mannigfaltigsten Gewandungen immer der gleiche Wunsch einer Flucht aus einer bedrängenden Wirklichkeit, der sich Genüge schafft, kindlich oder wissenschaftlich schwärmend. Jeden packt einmal der Ekel des Lebens. Jedem brennt einmal der Boden unter den Füßen, so daß er sich hinaussehnt aus der Qual eines von Sorgen und Not eingeengten Daseins. Wenn unsere Väter in Scharen nach Amerika auswanderten, so erträumten sie sich dort eine Art Schlaraffenland; wenn sie auch nicht auf gebratene Tauben hofften: das Gold lag auf der Straße. Man brauchte sich in Kalifornien nur danach zu bücken. Und wenn heutzutage der Zug nach Argentinien einsetzt — trotz allen nüchternen Aufklärungen werden viele auf ein Wunderland hoffen, das zum mindesten ihre Arbeit zehnfach lohnt und schmerzliche Enttäuschungen der Heimat vergessen macht. Man will noch einmal von vorn anfangen, und sei es so mühselig wie Robinson. Das Leben, das man so fröhlich begonnen hatte, ist matt geworden; ein anderes, frisches lockt mit neuem Anfang und mit neuen Zielen. Man genießt das Glück einer Wiedergeburt und ahnt die Enttäuschungen nicht, die auch am Ende dieses Weges warten.

Lindener, der zu Luthers Zeiten schmutzige Schwänke schrieb, erwähnt einmal das Schlaraffenland als das „große königreych Narragonien, da das edel geschlecht, die Fantasten, wachsen". Romantische Phantastik schuf romantische Nirgendheime, nicht in der groben Art des kuchen- und bratenduftenden Schlaraffenlandes, sondern zarter, geistiger. Das Glück liegt nicht mehr hinter dem Berg von Hirsebrei; es liegt im Ländchen Vaduz, in der seligen Einsamkeit von Orplid und von Bimini. Brentano, Mörike und Heine sind ihre Herren.

Das Ländchen Vaduz hat ein Kind geschaffen. „Ich habe es," erzählt Brentano in der Einleitung zum ‚Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia', „von Jugend auf seines kuriosen Namens wegen gar lieb gehabt, ohne doch je zu wissen, wo es eigentlich liegt; ich habe auch nie danach gefragt, um nicht aus einem jener Träume zu kommen, welche die Pillen der sogenannten Wirklichkeit vergolden. Vaduz ist mir noch jetzt das Land aller Schätze, Geheimnisse und Kleinodien." Als der strenge Vater den jungen Klemens in die Kaufmannslehre nahm, hatte die höhere Wirklichkeit von Vaduz ihre erste Probe vor der harten Wirklichkeit zu bestehen. Wenn der Knabe einem Kunden Sirup in einem alten Heringsfaß übersandte, mochte der ihm vom Vater gestellte Lehrmeister, der alte Buchhalter Schwab, bedenklich den Kopf schütteln, aber er konnte seinem Lehrling nicht böse sein und spürte gewiß etwas von der ewigen Jugend des Märchens, die hier lebendig waltete. Er schenkte ihm ein altes Faß, damit er sich sein Vaduz in der Dachkammer recht wohnlich einrichte. Hierher flüch-

Digitized by Google

tete sich Klemens aus der Welt der Zahlen und Dinge, die so unbarmherzig forderte, beachtet und berechnet zu werden, und beweinte die Blindheit der Menschen. „Auswendig sah es noch ganz aus wie ein Faß, und die Türe war so geschickt darin angebracht, daß man sie nicht bemerkte. Es war inwendig mit Matten und Tuch von Ingwer- und Pfeffer- und Anisballen ausgeschlagen; oben herum hing eine Girlande von Morcheln, gedörrten Pflaumen, Mandeln und Rosinen, Feigen, Hausenblase, Zitronat, verzuckerten Pomeranzenschalen und Kakaobohnen. An der Wand ringsherum war ein Sitz von alten Zitronenkistenbrettern angebracht, auf welchen Polster lagen von den Binsensäcken, worin die Smyrnaschen Feigen gepackt werden, und diese waren mit verdorbenem Safran und Sennesblättern ausgestopft. Der Tisch, der mitten in dem Faß stand, war eine aufgerichtete Zimmetkiste; auf diese war ein Brett genagelt, auf dem einstens Schokolade war gemacht worden." Diese schlaraffische Einsamkeit, das „Ruheplätzchen holder Schwärmerei und Lieblingsörtchen der Sehnsucht", wurde von einem Eichhörnchen im Trillerhäuschen, einem sprechenden Star im Vogelbauer, einer Wachtel in ihrem grünen Haus geteilt. Die Dachkammer barg allerlei abenteuerliches und doch so kostbares Gerümpel. In diesem ‚Arsenal verflossener Christfeste' wurden die Dekorationen und Maschinerien der Weihnachtskrippen, einer geistlichen Prozession niedlicher Wachspüppchen, ein hölzernes Kriegsschiff aufbewahrt. Von allen Herrlichkeiten dieser Schatzkammer von Baduz entzückte den Knaben ein Besatz von den Braut- und Festkleidern der Großmutter am meisten. Er vergleicht die Bauschen und Puffen von Seide und Spitze mit Berg und Tal eines Feenlandes, mit den Zaubergärten der Armida. Diese biegsamen, unzerbrechlichen Zaubergärten legte er um sich und las Gozzi. Er glaubte sich selbst einen verschäferten Prinzen, der voll Sehnsucht seine Lämmer in den Tälern dieses Paradieses weidete und nach Erlösung seufzte. Hier lebte er eine Märchenwelt, „die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag".

Im Jahre 1791 wurde Leopold II. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt. Das große Ereignis wurde im Brentanoschen Hause selbstverständlich gründlich besprochen. Man erzählte von Reichskleinodien und Belehnungen, und die Kinder kamen auf den Gedanken, auch ihr Baduz müsse derlei äußere Zeichen seiner Hoheit haben. Das Glitzerndste, was Klemens je gesehen, waren die Achselstücke eines ungarischen Magnaten; in Goldpapier und Flittern wurden sie nachgemacht, und stolz trug der Zwölfjährige sie unter seiner Weste. Auch mit einer ehrwürdigen Geschichte begabte er sie. Die ältesten Kleinode, die er kannte, waren die Armringe, die Abrahams Knecht der Rebekka anlegte. Seine Achselstücke waren diese Schulterbänder der Rebekka, und als die Kaiserkrönung vor sich ging, hielt er sich für den heimlichen Herrscher von Baduz.

So träumte der Kleine und merkte nicht, daß er sich aus den leichten Höhen der Phantasie langsam herabgleiten ließ zu den Menschen und ihren Ordnungen. Dem ‚ewig teuren' Herrn Schwab, der dem Jungen das heimliche Reich auf dem Boden gestiftet hatte, wurde es wohl ein bißchen unheimlich, als er merkte, wie sich Ernst und Spiel im Kopf seines Lehrlings zu mischen begannen. Er nahm ihn sich vor und klärte ihn sehr gemessen darüber auf, daß der eigentliche Besitzer von Baduz der Fürst von Liechtenstein sei. Klemens glaubte dem Buchhalter nicht. Man schlug ihm im Lexikon Baduz auf, wo alles Wissenswerte bis auf den letzten Kreuzer Reichsmatrikularanschlag verzeichnet stand. Doch der Ungläubige erwiderte, Papier sei geduldig, und vieles lasse sich darauf drucken, was nicht wahr sei. Man mußte ihm mit religiösen Gründen kommen. Im römischen Katechismus stand, daß es eine unverzeihliche Sünde sei, der anerkannten Wahrheit zu widerstreben. Da mußte er freilich klein beigeben und es dulden, daß man ihm sein verlorenes Reich unter den verlorenen Sachen im Wochenblatt vorlas. Frau Rat Goethe jedoch, die weise und gütige, wußte, wie einem enttäuschten Kinderherzen zumute ist, und tröstete ihn: „Laß dich nicht irre machen, glaub' du mir, dein Baduz ist und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht,

Wo dein Himmel, ist dein Baduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen. Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verwüsten — nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie."

In den ‚Blättern aus dem Tagebuch der

Ahnfrau', die ursprünglich als ein Seitenstück zum ‚Wunderhorn' alte Volksbräuche und Volkslegenden bewahren sollten, erzählt Brentano ausführlich die Geschichte von Vaduz und hebt sie aus dem kindlichen Vorstellungskreise in den christlichen. Curio, Kaiser aus Rom, hat das ‚kuriose' Ländchen im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt gestiftet. Er ist dank seinem frommen Eheweib Docka eifriger Christ. Ein alter jüdischer Mann schenkt ihm zwei schöne Spangen von Einhorn, die Achselbänder Rebekkas, Kleinode von höchstem Heiltum, denn sie stammen aus dem Paradies; sie sind von dem Stein, auf welchem Jakob die Himmelsleiter sah und von welchem auch der Siegelring Salomos war, durch den dieser alle seine Wünsche erfüllen konnte. Geistige Stärkung gibt das rechte, leibliche Kräftigung das linke Schulterband Von Curio kommen die Bänder auf seinen Enkel, den Grafen Anselm von Monfort, dessen Gemahlin Zwillingsbrüder zur Welt bringt, den bösen Wolfbrand und den guten Hugo. Der Böse hatte sich ein Spiel erdacht, das nannte er Hammelstutz. Es bestand darin, daß er mit seiner harten Stirn gegen die seines Bruders rannte, und wenn dieser, oft blutend, zur Erde fiel, rief der böse Bube: „Vaduz!" Nach dem Tode der Mutter bricht Fehde unter den Brüdern aus, bis endlich der wackere Hugo die Lehnskleinode erringt und als ein Wohltäter der Menschen herrscht. Als Brentano dieser Geschichte in den dreißiger Jahren die endgültige Fassung lieh, hatte er den Schritt von der künstlerisch-kindlichen zur spekulativ-religiösen Weltanschauung getan. Um so ergreifender wirkt es, daß er dies Wolkenkuckucksheim über der ewigen Heimat, nach der er pilgerte, noch nicht vergessen hatte, daß er es in die Nachbarschaft des Heiligen Landes rückte. Er hatte den Kindertraum nicht vergessen. „Wonach das Herz sich sehnt, das hat man immer vor Augen," heißt es im ‚Märchen von dem Myrtenfräulein'.

❈ ❈ ❈

Brentanos Vaduz war ein Kindertraum; der Traum eines Jünglings ist Mörikes Orplid. Es war während seiner Studentenzeit in Tübingen, und er hatte sich seit seinen Schülerjahren nicht geändert, wo ihn der Lehrer einmal mit gutmütigem Spott aufrüttelte: „Nun, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder nuntergucкt?" Er wollte nichts von der Welt und errichtete, wie David Friedrich Strauß erzählt, auf der Hochschule eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher alle Profanen ausgeschlossen waren. Zu den Auserwählten gehörte Ludwig Bauer, der gute Freund, der auch mit Waiblinger verbunden war und 1846 als Gustav Schwabs Nachfolger am Stuttgarter Gymnasium starb, ein tüchtiger Mann und begabter Dichter. Mit ihm zusammen schuf Mörike die Zauberinsel Orplid; das auf dem Österberge gelegene Gartenhäuschen des Dekans Pressel war die Geburtsstätte der Orplidschen Sagenwelt. An einem Sommermorgen des Jahres 1825 begab sich nach Bauers Schilderung das Wunder. Auf einem Waldspaziergang machte Bauer den Vorschlag: „Wir sollten mit Zweigen eine Hütte bauen im Walde, und dies sollte vorstellen, wie sich Leute eine Stadt bauen; — wie möchte sie doch heißen?" — „Orplid," antwortete Mörike. Der Gedanke zündete. Am Nachmittag wurde das Kolleg geschwänzt und die Gestalt der Insel leichthin auf dem Papier entworfen. Flüsse und Berge, Wälder und Seen wurden auf der Karte verzeichnet und benannt. Zwischen Amerika und Asien, im Stillen Meere war sie gelegen, mäßig groß. Ihre Bewohner wußten nichts von der übrigen Welt und glaubten auch, daß es außer ihnen keine Menschen gebe. Orplid ist für Sterbliche unzerstörbar. Ein Glücksstern strahlt über der Insel und ihren Bewohnern, Göttern, Elfen und Helden. Freilich, auch Rüpel gibt es wie den groben Buchdrucker und Wispel den Barbier, aber sie sind durch einen Zufall auf die heilige Insel verschlagen, die durch sie auch die Heimat drolliger Narrheit wird. Weder Hungersnot noch schwere Krankheit treffen die Bewohner. Schloß und Riegel sind ihnen unbekannt. Sie leben in seliger Abgeschiedenheit und in unbewölktem Frieden.

Die Phantasie der beiden Freunde spielte zunächst ganz ohne künstlerische Absichten. Dann aber formten sich ihre Gebilde zu festen Gestalten. Fürsten und Völker besiedelten das Eiland und traten in friedliche oder feindselige Beziehungen, und damit war Orplid eigentlich seines Glückes beraubt. Auf steilem Felsenschloß Malvoa saß König Maluff; er herrschte über das Gebirge und seine Bewohner, die Schmetten. Im Weylatal blitzte der Spiegel des Nicarissees; in seiner Mitte ragten wunderlich gestaltete Felsen empor, auf denen die Stadt Orplid lag. Hier war Ulmon König. Hier befand sich auch der einzige Tempel der Insel, dem Sonnengotte Sur geweiht und Nid-Nu-Haddin genannt. Orplid war der Liebling der Götter. In seinen Mauern strömten an festlichen Tagen die Bewohner der Insel zusammen, aber sie beneideten die Stadt um ihren Vorzug. Das räuberische Volk der Hynnus unter ihrem König Orm

Digitized by Google

hauste am Fuß des unwirtlichen Hyänenberges. Der heimliche Maluff war Ulmons geschworener Gegner und brachte sein Reich zweimal an den Rand des Verderbens. Aber vor Sterblichen ist es gefeit. Erst als die Götter selbst ihr Auge wenden, geht es mit Orplid bergab. Tausend Jahre waren Gebete, einfältige Herzen und Danksagung. Dann dünken die Menschen sich klüger als die Götter. Sie steigen in die Tiefe des Meeres, fahren gen Himmel und lesen in den Sternen. Darauf werden sie vertilgt und fallen ab vom Baume des Lebens Der letzte König wird durch abertausend Jahre leben, bis eine neue, bessere Zeit heranbricht.

So deutet der Sonnengott Sur in dem Drama ‚Oplids letzte Tage' das Schicksal der Insel und ihrer Beherrscher, die sich durch Gewalttat auf den Thron geschwungen haben und ihre Untat büßen. Die Fortsetzung dieses Stückes bietet Mörike in dem Schattenspiel ‚Der letzte König von Orplid', das er in den ‚Maler Nolten' verwoben hat. Die Versuche Maluffs, die Stadt Orplid zu erobern, behandelt Bauer im ‚Heimlichen Maluff', ebenfalls einem Drama. Der halbe Dichter hatte nicht das Feingefühl, das Mörike gebot, diese zerbrechliche Welt in einem bloßen Schattenspiel aufzubauen. Geliebt haben sie beide ihr Orplid mit gleicher Zärtlichkeit, und das Heldische ihrer Könige und Mannen war ihnen nicht viel mehr als ein ossianischer Nebel. Das Wertvolle, das Ergreifende war ihnen wie Brentano bei seinem Ländchen Vaduz das erste Erlebnis, das ihnen ihre Schöpfung als eine Insel der Seligen vor Augen stellte. Daran denkt Bauer, nicht an seine schwertdurchklirrten Dramen, wenn er nach Jahren in sehnsüchtiger Rückschau an seinen Freund Eduard schreibt: „Ich kann's mir kaum denken, wie es sein wird, wenn wir einmal den rostigen Schlüssel zu unserer Feenburg probieren, die ungelenken Angeln ihrer Tore knarren hören, durch ihre bestaubten Schneckengänge hinstreifen und die alten Säle mit ihren rätselhaften Bildern und gewölbten Fenstern betreten, von Saal zu Saal, von Treppe zu Treppe, bis wir das lichte Zimmer im obersten Turm erreichen, wo der einsame Wächter längst eingeschlafen ist: um ihn verglommene Kohlen und Spinneweben an den großen Fensterscheiben." Und ins Schattenhafte versinken Mörike die Erschütterungen seines letzten Königs von Orplid, wenn er dem Gesang der Göttin Weyla lauscht:

„Du bist Orplid, mein Land,
Das ferne leuchtet.
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind."

In einem Brief an Hartlaub scherzt Bauer einmal, was einem nicht genommen werden könne, seien solche Dinge, die gar nicht in den Magen kämen. Er spricht damit denselben Gedanken aus, den Frau Aja dem weinenden kleinen Klemens Brentano zum Troste sagte. Das Schlaraffenland, Vaduz, Orplid — sie liegen unzerstörbar im Reich der Phantasie, unzerstörbar, aber auch unbetretbar. Doch gibt es noch eine Insel, im blauen Märchenweltmeer gelegen, auch eine Art Schlaraffenland: Heines Bimini. In der Matratzengruft hat der altgewordene Dichter den Sang von Bimini gedichtet, dem Wundereiland mit dem Jungbrunnen. Don Juan Ponce de Leon, der Reisegenosse des Kolumbus und Entdecker Floridas, hat es jahrelang gesucht. Alles hat er, wonach die Menschen gierig laufen: Fürstengunst und Ruhm und Würden. Reich ist er an Gold, an Edelsteinen und Perlen. Aber alles gäbe er gern für die Jugend, die verlorene, hin. Da singt ihm die alte Kaka das Ammenlied von Bimini, wo ewige Frühlingswonne blüht und das Wasser der Verjüngung quillt. Don Juan rüstet die ‚Speranza' zur Seefahrt aus und wirft sich, froher Hoffnung voll, ins Kostüm der lieben Jugend, in die Geckentracht der Mode, er, der Alte mit der meckernden Stimme. Wundergläubig zweifelt er nicht an dem Erfolge seiner Irrfahrt. Doch als er endlich, verrunzelt und abgemergelt, an Land steigt, ist es das stille Land, wo unter schattigen Zypressen das heilsame Flüßchen Lethe fließt.

„Gutes Wasser! Gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini."

Ein siecher Mann hat diese Verse geschrieben. Er hatte die romantische Reise vollbracht, und die blauen Berge lagen hinter ihm. Der Wandermüde sah die letzte Rast vor sich, das Ende aller Fahrten und Träume. Er hatte auf dieser Welt nichts mehr zu tun und lächelte spöttisch über die goldene Zeit, von der romantische Kinderherzen schwärmten, als einen holden Wahn. Aber ist wirklich der stille Platz unter den ragenden Bäumen als Wächtern das wahre Bimini, das ewige Orplid, das unzerstörbare Vaduz? Ist es unmöglich, den Himmel auf die Erde zu holen? Das Nirgendheim zu unserer Heimat zu machen? Mahnung und Trost spendet Goethes Weisheit:

„Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück."

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Thomas Mann: Herr und Hund. Gesang vom Kindchen (Berlin, S. Fischer) — **Jakob Schaffner: Die Weisheit der Liebe** (Leipzig, Grethlein & Co.) — **Elisabeth v. Heyking: Liebe, Diplomatie und Holzhäuser** (Stuttgart, J. G. Cotta Nachflg.) — **Gorch Fock: Schiff vor Anker** (Hamburg, M. Glogau jr.) — **Friedrich Lienhard: Westmark** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — **Peter Scher: Die Bruderschaft vom heiligen Wanst** (Dachau, Einhorn-Verlag)

Thomas Mann gehört zu den bestumstrittensten Dichtern der Gegenwart. Man kommt in Versuchung, die etwas abgedroschene Wendung von der ‚Parteien Haß und Gunst' mit Bezug auf ihn literaturgeschichtlich zu wenden, aber eigentlich „verwirrt" kann man sein Charakterbild doch nicht nennen, die Erscheinung ist besser so zu kennzeichnen: daß Freund und Feind die Gegensätze seines literarischen Wirkens allzu einseitig auftreiben. Eins aber müssen gerechterweise Freund und Feind ihm zugestehen: er hat Mut. Gegen Ende des Krieges hatte er den ungewöhnlichen Mut, mit spitzer Feder in das Wespennest der ententefreundlichen ‚Zivilisationsliteraten' zu stechen — hui! wie es ihn da umsummte und umschwirrte! Die Sonne wurde von ihrem Schwarm verdunkelt, er mußte im Schatten kämpfen; auch hat er wohl den Stachel manches hinterrücks Bewehrten (und darin Bewährten) gefühlt ... Jetzt offenbart er den Mut zum Idyll, zum anspruchlosen Lichtbild seiner kleinen und großen häuslichen Freuden daheim in *Herr und Hund* und *Gesang vom Kindchen*. Mut, sage ich, weil er so mit ungepanzerter Brust vor die Welt tritt und seinen Gegnern Wasser auf die Mühle ihrer Behauptung treibt: seit den ‚Buddenbrooks' — d. h. also seit nunmehr neunzehn Jahren — ginge es mit ihm bergab, er habe sich verausgabt, zu großem Wurf lange es nicht mehr. Denn wirklich, groß kann man diese beiden Würfe nicht nennen, zumal den ersten nicht. Auf hundertvierundzwanzig Seiten schildert Thomas Mann uns die alltäglichen, sehr alltäglichen Erlebnisse mit seinem Hunde ‚Bauschan' — wie er ihn wohl in Erinnerung an Jochen Nüßlers treuen Lebensgefährten getauft hat. Meisterhaft in der Form, was bei diesem Prosakünstler, der zu unseren ersten gehört, kaum bemerkt zu werden braucht, und darum auch da immer wieder durch eine feine Wendung aufmunternd, wo man wie Vossens redlicher Tamm beim Lesen befürchten muß, daß „allmählich starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer". Denn wirklich, hier hätte Polonius recht: „Das ist zu lang." Bei seinem Bart, es muß zum Barbier. Die Schilderung des Hundes selbst, die von intimster Beobachtung zeugt, ermüdet trotz ihrer Umständlichkeit und trotz mancher Wiederholung nicht, schon weil sie mit einem feinen lächelnden Humor gewürzt ist, aber daß wir nun auch auf den verschiedensten Streifzügen durch das ‚Revier' Bauschan begleiten müssen, immer zu eingehender Betrachtung des ziemlich belanglosen Geländes genötigt, stellt die Geduld des Lesers doch auf eine harte Probe. Nicht weil Naturschilderung an sich ermüdet, sondern weil sie bei Thomas Mann ermüdet. Sie ist nämlich nicht seine Stärke. Weil ihm offenbar die rechte Liebe dazu fehlt, bestimmter gefaßt: das liebevolle verstehende Auge für die Naturwirklichkeit im kleinen. Erkennbar ist das an falschen Zügen; da heißt es einmal: „Ich sah eine Entenmutter mit ihrer Brut — es war im Frühling, der Fluß war schon leer von Vögeln, diese allein war mit ihren Kleinen, die noch nicht ziehen konnten, zurückgeblieben." Das könnte auf den Herbst, allenfalls auf den Spätsommer zutreffen, aber niemals auf den Frühling. Man kann ein großer Epiker sein und braucht darum nicht zu wissen, daß die Wildenten im Frühling noch nicht mit ihren Jungen davonfliegen können, weil sie dann noch nicht einmal ausgebrütet haben, aber er soll es dann vermeiden, davon zu „berichten". Thomas Mann sieht die Natur mit den Augen des Großstädters, das hat er mit vielen Schriftstellern unserer Zeit gemein und es tut seiner literarischen Bedeutung keinen sonderlichen Abbruch, denn es gibt andere Gebiete der Darstellung genug. Aber darum gerade sollte er langatmige Naturbeschreibungen vermeiden, hierin sind ihm andere überlegen, sogar solche, die sonst nicht von ferne an seine Kunst hinanreichen. Und wer nun gar einen Hund zum Mittelpunkt und alleinigen „Helden" einer Erzählung macht, der muß, weun er uns fesseln soll, etwas vom Kind in seinem Mannesherzen haben, muß sich seiner ästhetischen Herrlichkeit begeben und mit dem Tier wie ein Spielkamerad, wie ein Freund fühlen können. Thomas Mann gibt sich alle Mühe, uns diese Teilnahme einzureden, und manchmal gelingt es ihm auch beinahe. Niemals ganz, denn man spürt immer wieder den Ästheten, nach dessen Kunstanschauung das warme Gefühl dichterisch nichtssagend ist, während die „Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres artistischen Nervensystems" die eigentlichen künstlerischen Werte bieten.

Digitized by Google

Die Skizze Manns verliert an Bedeutung, wenn man sich manches anderen Dichters oder sonstwie bedeutenden Menschen erinnert, der ein Hundefreund war: Hebbel, Schopenhauer, Turgenjew, oder wenn man an die wundervolle Hundegeschichte „Krambambuli' von Marie von Ebner-Eschenbach denkt; man findet dort stärkere Anteilnahme, mehr schauende Liebe.

Dennoch ist die Erzählung als Tierstudie wertvoll; der selbständige aufmerksame Geist eines Thomas Mann verleugnet sich eben auch bei einem solchen Thema nicht, übrigens brauchte er sich auch wirklicher Kälte dieser Tiergattung gegenüber nicht zu schämen, er hätte das große Beispiel Goethes für sich. Auch kommt uns Thomas Mann durch manche zartsinnige Betrachtung und durch einen feinen verhaltenen Humor (namentlich in den stummen Zwiegesprächen mit Bauschan) menschlich näher. Noch mehr durch den zweiten, kleineren Teil des Büchleins ‚Gesang vom Kindchen', so namentlich in den sehr hübschen Gesängen: „Die Unterhaltung" und „In der Frühe". Daß Mann just den Hexameter als Versform für diese Idyllen gewählt hat, war freilich kein glücklicher Einfall; man braucht nicht einmal die Hexameter von Klopstock, Voß, Platen und Heyse zum Vergleich heranzuziehen, um die von Mann teilweise mißraten zu finden; mitunter muß man, wenn man sie laut liest, an das Stuckern eines mit Steingut beladenen Karrens denken, der über einen gefrorenen Sturzacker gezogen wird... Aber es wäre ungerecht, Thomas Mann nach diesem Büchlein beurteilen zu wollen, das sicherlich nur ein Intermezzo, ein Ausruhen und ein Vorbereiten auf den großen Wurf bedeutet, den wir von ihm erwarten und erhoffen.

Jene Lehr- und Programmeinung gewisser Literatursekten: daß der Dichter nicht lebhaft mitfühlen dürfe mit seinen Gestalten, um die Ruhe der Zeichnung nicht zu stören — eine Theorie, die z. B. die Pariser Dichterschule der ‚Parnassiens' aufstellte — beruht wie so manche andere programmatische Erörterung in Kunstfragen auf einem Mißverständnis, wo sie nicht als eine in Tugend verkleidete Not kalter Naturen vorgeschützt wird. Gewiß kann ein leidenschaftlich Empfindender nicht in diesem Affekt die Leidenschaft künstlerisch gestalten; so wenig der Maler ein in Sturm kenterndes Schiff malen kann, während er sich darauf befindet. Aber nur wo starkes Gefühl den Dichter spornt und weiterreißt, kann das wahrhaft Große entstehen. Als Kleist seine ‚Penthesilea' vollendet hatte, fand ihn ein Freund tief erschüttert. „Nun ist sie tot!" rief Kleist unter Tränen aus. Freilich darf dies starke Mitgefühl in dem Werk nicht monologisch hörbar werden, es muß in den Gestalten des Dichters verborgen wirken und weben. Und ein geheimnisvoller Stromschluß läßt uns sehr bald empfinden, ob der Dichter mit vollem Herzen bei seiner Sache ist, oder nicht, mag er seine Anteilnahme noch so geschickt verschleiern. Sehr gelegen als Beispiel für diesen Satz kommt mir Jakob Schaffners neuer Roman Die Weisheit der Liebe in die Hand. Dieser geborene Schweizer — er wurde es im Jahr 1875 zu Basel — hat wie sein großer Vorgänger Gottfried Keller sich unzweideutig zum Deutschtum bekannt. Er lebt, wenn ich nicht irre, seit vielen Jahren in Berlin und jetzt zum erstenmal hat er es unternommen, das Berlinertum in einem großen Roman zu erfassen. Nicht wie jene zahllosen „Berliner Romane", die, meist nach französischen Mustern, das Eigentümliche dieser Millionenstadt in Äußerlichkeiten oder doch in den auf der Straße und in Kneipen oder den Vergnügungsstätten sichtbaren Schichten erblicken. Nicht einmal dem gattungsmäßigen Berliner Geschäftsmann gilt Schaffners Beobachtung, für ihn hat er zu Beginn einmal ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln; nach voraufgegangener Schilderung des sinnbetäubenden Großstadttreibens heißt es: „Da und dort sieht man einmal einen dieser nervösen gescheiten Menschen stehen bleiben und einen verwundert denkenden Blick um sich werfen. Beinahe scheint es, als ob er sich besinnen und zu sich kommen wolle, um alle diese unnatürlichen Ansprüche von sich abzuwerfen und von Stund an ein Mensch zu sein; aber dann zuckt irgend etwas über sein Gesicht, eine Erregung, eine Unruhe, eine Spannung, und er setzt sich von neuem in Trott. Sein Gesicht nimmt wieder einen rechnenden, spekulierenden Ausdruck an. Schon im nächsten Moment zankt er mit einem Kutscher, rennt er, als ob es sein Leben gälte, in einen eben abfahrenden Zug der Untergrundbahn hinein..."

Schaffner bleibt ein stiller Dichter auch im Gewühl und Lärm Großberlins. Er sucht das Herz des Volkes, sucht es in seinen kleinen Stuben und kleinen Schicksalen auf, die doch unter seinen formschaffenden Händen sich ausweiten und Raum bieten für das schwarze Fittichrauschen der Tragödie. Schon auf den ersten Seiten sehen wir etwas wie ein fahles Wetterleuchten an einem Frühlingsabend und ahnen das heraufziehende Ungewitter. Emil Felgentreu und seine Frau Meta, die in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe leben, haben eine Nichte der Frau als Adoptivtochter angenommen. Alma ist zwanzig Jahre und hübsch — muß ich noch mehr sagen? Bei einer Frühgeburt stirbt Alma, Emil richtet sich selbst in einem Augenblick der Verzweiflung, auch eine andere Familie, deren Sohn Alma heiraten sollte, geht zugrunde, und schließlich bleibt Meta, das aufrechte Weib mit ihrem „protestantischen Pflichtbewußtsein" allein übrig; sie nimmt in schlichter Größe und Selbstverständlichkeit das übriggebliebene Kindchen der beiden zu sich. So ist ein Fünkchen von dem verheerenden Schicksalsbrande übrig ge-

Digitized by Google

blieben, in dem das Leben fortglimmt, denn „das Leben behält immer recht wenn auch der Tod einmal das letzte Wort sein wird".

Es ist der im Aufbau formsicherste, in der Anlage größte, in der Folgerichtigkeit einwandfreieste Roman, den Schaffner bisher geschrieben hat. Es versteht sich bei diesem eigenwüchsigen Erzähler, daß er nicht schwach genug ist, sich an einen Ismus zu klammern, um sich über Wasser zu halten. Jeder wirkliche Dichter weiß, daß es nichts als eine modische Zeiterscheinung ist, wenn Idealismus und Realismus, Expressionismus und Impressionismus — von anderen Ismen ganz zu schweigen — als Gegensätze wie „Hie Welf, hie Waiblingen" ausgeschrien werden; er, der Könner, lacht darüber und schafft mit fröhlicher Benutzung jeder „Richtung", wie sie ihm just zu seinen höheren künstlerischen Zwecken paßt. Die besten Romane der Weltliteratur sind entstanden ohne jenen literarischen Kastengeist, können nur ohne ihn entstehen (wo wäre denn auch ein wirklich großer Roman der „Ausdrucks"-Kunst, obwohl sich diese lauteste Mode unserer Zeit jetzt schon überlebt hat?). Schaffner findet hier meist die vernünftige Richtlinie. Er ist im Grunde mehr Ausdrucks- als Eindruckskünstler — wenn wir einmal flüchtig auf diese Programmunterschiede eingehen wollen. Er läßt seine einfachen kleinen Leute aus dem Arbeiterstande nicht etwa so reden wie der Naturalist, der Impressionist, obwohl er zur lokalen Färbung die berlinische Mundart mit „ick" und „det" durchführt, sondern er legt ihnen Worte auf die Zunge, die sie selber vielleicht nur ausnahmsweise so finden würden, die aber doch ihr eigenstes Wesen und Wollen ausdrücken, so zwar, daß, wenn sie diese Worte hörten, sie ausrufen würden: „Ja, das wollte ich sagen, so meinte ich es, ich fand nur den rechten Ausdruck nicht, schönen Dank, Herr Dichter." Und so, meine ich, ist es recht.

Wie in seinen früheren Erzählungen schon, bevorzugt Jakob Schaffner auch diesmal Menschen, die in der Seele hungrig sind; eine rastlose Sehnsucht, bald bestimmter, bald unbestimmter, treibt sie über den engen Kreis ihrer Umwelt hinaus, und sie gehen dann auf die Öffnung dieses Kreises, mag sie ihnen auch nur als solche erscheinen und in Wirklichkeit eine Fata Morgana sein, mit unbeirrbarer Entschlossenheit zu. Dabei geben sich die Hauptgestalten beharrlich Rechenschaft über ihr eigenes Ich; sie wollen auch mit ihren Gedanken, Begriffen und Anschauungen unablässig über sich selbst hinaus. Freilich überschreiten sie in ihrer Besinnlichkeit wie in ihrer Selbstgewißheit meist das gewöhnliche Maß. So sind es Wesen ganz besonderer Art, die Schaffner gestaltet, keine Berliner, überhaupt keine Typen, sondern vollsaftige Persönlichkeiten, aber alle mit ein wenig Einschlag vom eigenen Innenleben des Dichters, dürstend nach Betätigung, mehr noch nach Träumerei, immer mit ihren Gedanken beschäftigt, philosophierend — schließlich gar ihr eigenes Seelenleben allzu hellsichtig und allzu lehrhaft enthüllend. Erinnerungen an Hauptmanns Michael Kramer scheinen in der Gestalt des Julius und in den Reden Felgentreus nach dem Tode Almas leise und vielleicht unbewußt aufzuklingen. Doch das bedeutet nichts bei einem Epiker, der so voll Saft und Kraft auf eigenen Füßen steht, dem Gipfel seiner Reife vermutlich nahe, in sicherer Beherrschung aller Mittel der Erzählungskunst. Er versteht sich auf das Klare und Reine, aber auch auf das Krause und Vertrackte, auf seltsame Charaktere, auf das Wühlen und Grübeln der deutschen Seele. Schließlich finden wir hinter alledem den Reiz einer eigenen Persönlichkeit, der am schönsten in dem durch Tränen humorvoll lächelnden Schluß erscheint, wo des Dichters Herzensgüte, seine Freude am Kleinen und sein unbeirrbarer Glaube an den Sieg des Lebens sich wundervoll und doch höchst künstlerisch ineinanderschlingen. Die kleinen Mängel dieses Romans und seine großen Vorzüge haben als gemeinsame Wurzel die Eigenart einer Dichterpersönlichkeit.

Eine Persönlichkeit hat auch den Roman, den wir im folgenden betrachten wollen, verfaßt, und doch — wie himmelweit ist sie von jener verschieden! Und nicht nur nach Gesellschaftsschicht und Geschlecht. Man hat sich daran gewöhnt, bei Erwähnung des Namens **Elisabeth von Heyking** hinzuzusetzen: „die Verfasserin der Briefe, die ihn nicht erreichten." In diesem Brauch spricht sich ein Urteil aus. Frau von Heyking hat seit jenem Erstling eine ganze Reihe von Erzählungen geschrieben, und wenn man jenen Buchtitel immer wieder neben ihren Namen setzt, so heißt das ungefähr: sie ist die Verfasserin jener „Briefe, die sie nicht (wieder) erreichte"; in künstlerischem Sinne gemeint. Große Erfolge sind wie berühmte Eltern — Gläubiger, sie fühlen sich zu Forderungen berechtigt, sie präsentieren befristete Wechsel, sie mahnen an schuldige Leistungen. Nun, mir scheint, mit ihrem neuen Buch, das den etwas verzwickten Titel **Liebe, Diplomatie und Holzhäuser** trägt, hat Frau von Heyking den Hauptwechsel eingelöst, der Roman gehört zu ihren besten, er vereint alle ihre Vorzüge und hält sich klug innerhalb der ihrem Können gezogenen Grenzen. Eine „Balkanphantasie von einst" nennt die Verfasserin den Roman, aber er scheint mehr Wirklichkeit als Phantasie, und der Untertitel soll vielleicht nur Spuren verwischen. Sie führt uns in die Kreise der Diplomatie, in denen sie so heimisch ist, und schildert sie mit jener feinen Witterung für Unterströmungen, jener leicht bedeckten Ironie, jener unerbittlichen Wirklichkeitstreue und doch vornehmen Zurückhaltung, die schon an ihren ‚Briefen' in dieser Verschmelzung bewundernswert waren. Wir sehen hinter die Kulissen der Diplomatie auf dem Balkan

Digitized by Google

vor dem Kriege und gewinnen Einblick in manche Komödie. An gut und schlecht gespielten Rollen, an Masken, Perücken, Schminke, an Inspizienten und Souffleuren, an täuschenden Kostümen und großen Theatergesten fehlt es nicht. Auch an diesem Theater spielt, wie an fast jedem anderen, der Kassierer die Hauptrolle. Wie man die Lieferung von Holzhäusern mit dem Geschäft der Diplomaten, mit dem Wohl der Staaten und Völker und schließlich sogar mit der allmächtigen Liebe zu verbinden weiß, wird von der scharfäugigen Beobachterin spannend und ergötzlich erzählt, und erst gegen das Ende des Romans fühlt man, daß die Hauptgestalt einer Tragödie entgegengeht. Sie ist unglücklich verheiratet, diese im besten Sinne vornehme Frau, an einen hohlen Gesandten, spät erst erwacht die wahre Liebe in ihr — um so stürmischer, um so leidenschaftlicher. Aber auch der Mann, dem sie nun ihr ganzes Dasein wie einen ver sacrum, einen heiligen Frühling, opfern möchte, erweist sich bei der entscheidenden Probe ihrer nicht würdig: für ihn war nur Episode, was für sie Leben und Schicksal war; so geht diese edle Menschenblüte, diese Seele, die so tief zu leiden wie zu lieben weiß, an der Kälte der Welt zugrunde. Diese Frau ist mit den reichen Beglaubigungszügen des Selbstempfundenen gestaltet. Groß und tragisch klingt der Roman aus. Wie mit unterdrücktem Stöhnen einer tiefverwundeten Brust, mit einem Schmerz, der die Zähne in die Lippe gräbt und sich bemüht, im Augenblick der Verzweiflung noch die Bitterkeit zu verbergen, und, zwar zerrüttet vom Weh, aber doch weltverstehend, entsagend und ergeben zu lächeln.

⌘ ⌘ ⌘

Das Bildnis eines toten Dichters steigt herauf: In **Schiff vor Anker**, einem Bändchen nachgelassener Skizzen und Erzählungen, herausgegeben von Aline Bußmann, spricht **Gorch Fock** noch einmal zu uns, der längst selber vor Anker gegangen ist, der helläugige, lebensfrohe Sänger des Meeres und der Seefahrt. Sehr verschieden nach Art und Werte sind die kleinen Stücke, aber in ihrer Zusammensetzung geben sie doch das Mosaikbild dieses urwüchsigen, echt deutschen Dichters mit dem kühnen, lachenden Wikking- und Hanseatengeist. Als er in der Schlacht im Skagerrak fiel, waren wir erschüttert von tiefer Trauer — heute segnen wir die Kugel, die ihn traf, denn wie hätte er, Gorch Fock, den Untergang seiner Welt ertragen . . .

An den Krieg erinnern auch die nachfolgenden beiden Bücher und nur darum kommen sie etwas verspätet an die Reihe. Denn in letzter Zeit wollte der Leser mit gutem Grunde nichts mehr vom Kriege wissen, in seinen eigenen Erlebnissen stand zu viel und zu Schmerzliches davon geschrieben, und — um die Wahrheit zu gestehen — dem ‚Rezensenten‘ erging es nicht anders: auch er hatte seit dem Ausgang des Jahres 1918 eine Weile genug von allen Kriegsbüchern, zumal sich zuletzt wenige noch über den Durchschnitt erhoben. Dies Urteil hat Friedrich **Lienhards** Roman **Westmark** nicht verdient. Dieser liebenswerte Elsässer hat sich hier den Schmerz über den Verlust seiner Heimat von der Seele gedichtet, aber er ist nicht hoffnungslos; in seinem Vorspruch ruft er nach einer Klage über das zerbrochene Reich aus: „Nun bleibt uns aufzubaun aus Licht Ein Seelenreich, das nie zerbricht, Hier deutsche Jugend ist die Bahn: Beseelt Neu-Deutschland! Fanget an!“ Der Roman selbst, der nach der Revolution geschrieben wurde, befleißigt sich einer bemerkenswerten Objektivität; er zeigt, im allgemeinen unbefangen, wie etwa die Ereignisse vom Oktober bis gegen das Ende 1918 auf die Verhältnisse im Elsaß eingewirkt haben, besonders aber, wie sie auf den Dichter selbst eingewirkt haben. Tief ist seine Trauer:

> Zu Straßburg auf der Schanz,
> Da ging mein Trauern an,
> Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
> Ins Vaterland wollt ich hinüberschwimmen,
> Das ging nicht an...

Trotz dieser Trauer bemüht sich Lienhard, die Dinge so zu schildern, wie sie wirklich liegen; er beleuchtet die elsässische Frage von vielen Seiten, oder um einen Lieblingsausdruck des Dichters zu gebrauchen, er ‚durchleuchtet‘ sie, übt ernste Kritik nach beiden Richtungen hin. Aber im Grunde ist das Buch ein Bekenntnis Lienhards zum festen Glauben an den guten Kern in unserem Volk; so sind denn auch die Angehörigen des deutschen Lagers meist innerlich Verwandte des Dichters, voll Höhensehnsucht und tiefer Bildung. Der in seiner Form wechselreiche Roman ist gut geschrieben, in Lienhards poetischer, an die Romantik streifender Sprache.

Auch noch ein Kriegsbuch, wenn auch erheblich leichterer Art, ist die bunte Sammlung humorvoller und witziger Skizzen, die **Peter Scher** unter der Aufschrift **Die Bruderschaft vom heiligen Wanst** herausgibt. Der Verfasser, Schriftleiter des ‚Simplizissimus‘ (in dem diese Satiren wohl auch ohne Ausnahme erschienen sind), geißelt hier sehr treffsicher, wenn auch meist mehr humoristisch als beißend, die vielen üblen Erscheinungen, die während des Krieges namentlich in den Großstädten zu sehen waren: die Selbstsüchtigen und Satten, die Lauen und Flauen, die Schwätzer und Wichtigtuer, die Snobs und Emporkömmlinge, die Kriegsgewinnler und Schieber, kurzum die stattliche Reihe jener, die „all ihr Sinnen darauf richten, in jedem Betracht nur sich selbst zu leben, und zwar so, als ob die Angelegenheit des Krieges, die so viele mehr als nötig in Anspruch nimmt, überhaupt nicht existierte“. Die kleinen Geschichten sind sehr ergötzlich zu lesen. Daß der Verfasser aber auch ein Dichter ist von kräftigem Heimatgefühl, bezeugt die Skizze ‚Oll Poppensiel‘, in der es herb nach Moor und Heide und Wacholderrauch duftet.

Digitized by Google

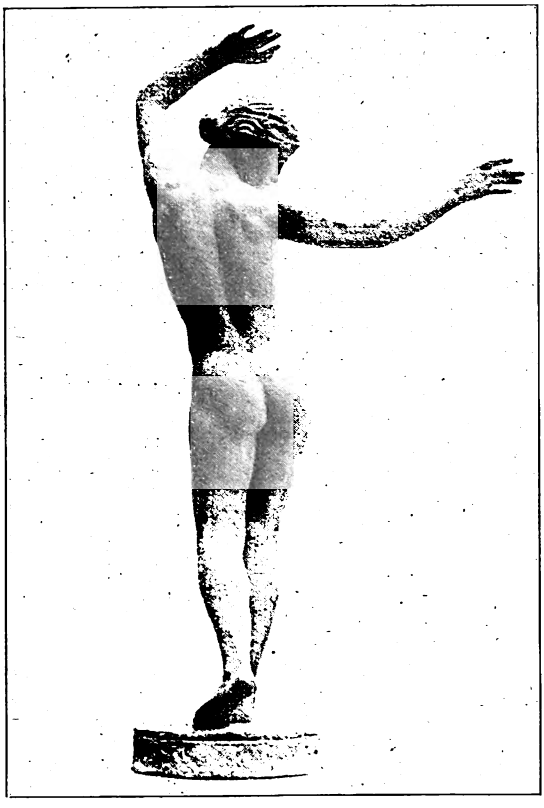
Illustrierte Rundschau

Arbeiten von Prof. Hans Schwegerle — Hutschenreuthers Porzellan — Sepp Francks Radierungen zu Goethes Balladen — Der Tempel der Menschen von Dr. Hans Eibl — Innenkunst von Wilhelm Keppler und Erna Plümke — Versteigerung aus dem Berliner Kupferstichkabinett — Zu unsern Bildern

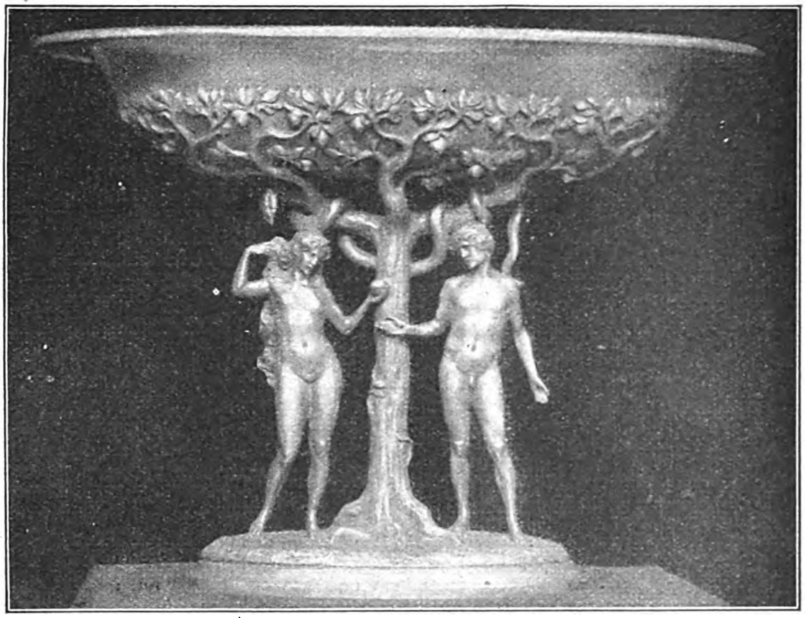
Die beiden Werke, mit denen wir diese ‚Rundschau' eröffnen, stammen von dem Münchner Professor Hans Schwegerle und haben etwas ungemein Heiteres und Festliches. Mit Wohlbehagen gleitet das Auge über die fein abgewogenen Linien der ‚Tanzenden', und mit bewundernder Freude empfinden wir die reizvolle Erfindung und Ausführung der im Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg aufbewahrten Silberschale. Schwegerle ist ein Künstler, der mit Bewußtsein und Stolz in klassischer Überlieferung wurzelt und dessen Eigenleben stark genug ist, diese Überlieferung kräftig und selbständig zu durchdringen.

Hutschenreuthers Porzellane sind mit Recht beliebt und angesehen. Die Manufaktur zählt zu den bestgeleiteten, die wir in Deutschland haben und kann sich seit langem neben die berühmten alten stellen. Sie hat einen Stab tüchtiger Künstler an der Hand, und die Sammler und Liebhaber tun klug daran, ihre Erzeugnisse aufmerksam zu verfolgen. Vieles wird den vergänglichen Tagesgeschmack überdauern und im Laufe der Zeit aus einem Gegenstand des Luxus zu einer kulturgeschichtlichen Kostbarkeit werden. Mit wie beweglicher Phantasie, mit welch reichem Formgefühl sind z. B. die neun Dosen auf S. 114 gestaltet!

Der Münchner Sepp Franck hat eine Folge von Radierungen zu Goetheschen Balladen geschaffen und in einer Mappe vereinigt. Wir zeigen hier einige Proben als Beispiele dafür, wie sich altvertraute Vorgänge und Gestalten in der Seele eines jungen Künstlers spiegeln. Franck sieht die Balladen mit frischen Augen an. Er ist nicht wie der gewöhnliche Leser mit vielen althergebrachten Vorstellungen belastet. Die Dichtungen packen ihn, als wären sie eben erst geschrieben, und er gestaltet zu ihnen Bilder, die frei sind vom Herkömmlichen. Er wittert das Unheimliche, Gespenstische, das in diesen Gedichten lebt, und so befremdlich das manchem auf den ersten Blick erscheinen mag — es hat unleugbar seinen Reiz. Am bewegtesten unter den von uns wiedergegebenen fünf Proben ist das Bild zum ‚Untreuen Knaben'. Hier hat Franck den schauerlichen Schluß gestaltet, wo der Untreue, von Irrlichtern gelockt, in dem Saal steht mit den hundert hohläugigen Gästen, darunter sein Schätzel. Wundervoll, wie das Grauen in den spinnig ausgestreckten Fingern lebt. Von der heiteren Ballade ‚Wirkung in der Ferne' stellt Franck nur die Personen in ruhigem Beieinander dar: die Königin, die Hofdame und den Pagen. Den ‚Rattenfänger' steigert er über Goethe hinaus ins Gruselige. Sehr einfach drückt er den ‚Fischer' aus, und fast ins Seltsame verliert sich seine Auffassung beim ‚König in Thule',



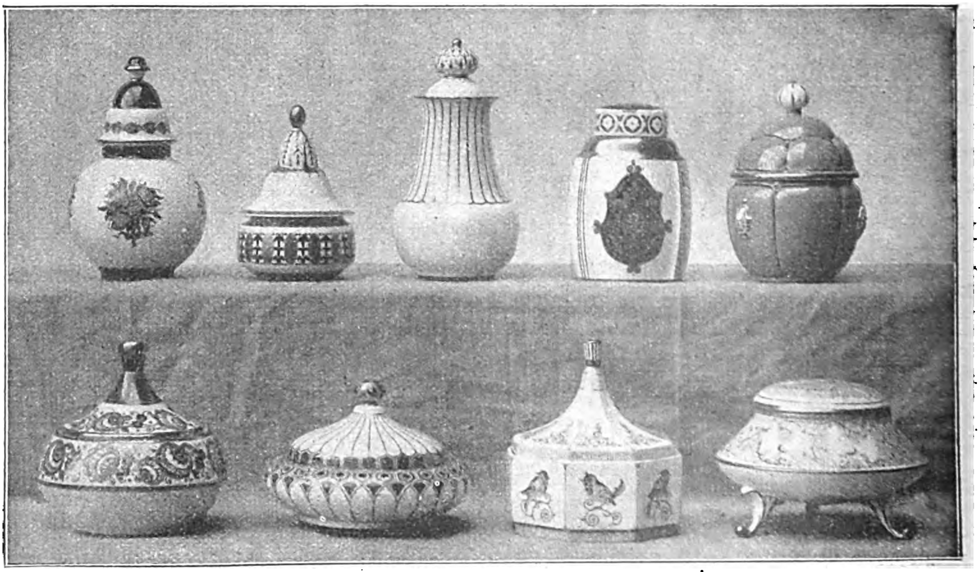
Tanzende. Kleinplastik von Prof. Hans Schwegerle



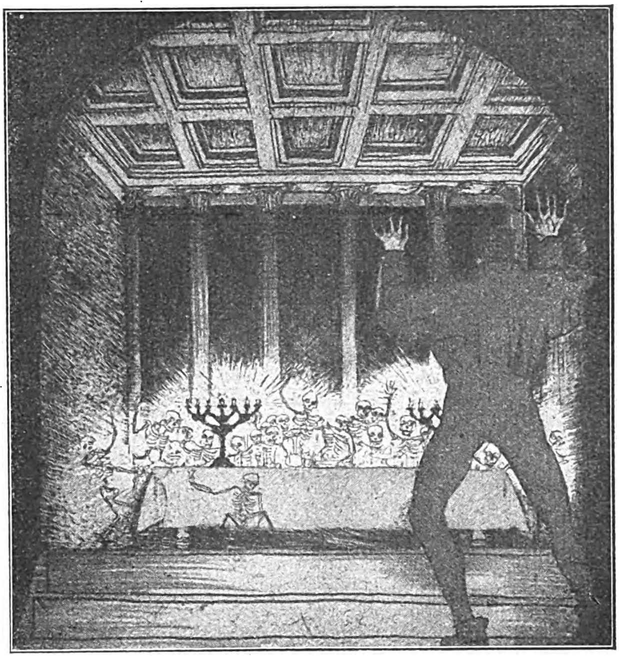
Silberschale von Prof. Hans Schwegerle. Im Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg

der eher wie eine Mumie, denn als der alte Zecher und Held aussieht. Trotzdem läßt auch dieses Blatt die Freude und den Ernst erkennen, womit der Künstler seine Aufgabe angepackt hat.

Wir Deutschen können das Träumen nicht lassen; es ist doch wohl unsere stärkste Eigenschaft. Während wir zerschlagen sind wie nie zuvor in unsrer Geschichte und nicht wissen, ob wir morgen noch unser täglich Brot haben, hat der Wiener Architekt Dr. Hans Eibl den gewaltigen Plan zu einem Tempel der Menschen gefaßt und gestaltet, einem Tempel, der einen aus Museen und Studienanstalten bestehenden Stadtteil krönen soll. Nach seinem Wesen soll dieser Tempel ein Sinnbild der Menschheit sein, die in gemeinsamer Arbeit die ihr vom Kriege geschlagenen Wunden heilt. Aber einstweilen, solange die Verträge von Versailles und St. Germain bestehen, ist seine Aufgabe enger begrenzt. Er soll das Selbstgefühl und das sittliche Ansehen des deutschen Volkes kräftigen. Das Innere des auf einem 7 Meter hohen Stufenbau gelagerten Tempels ist eine dreischiffige Basilika mit er-

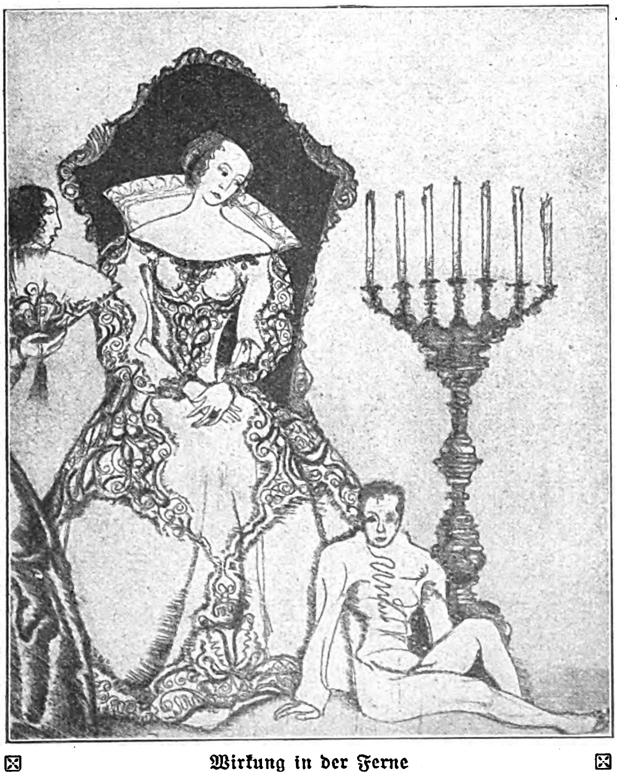


Porzellandosen der Porzellanfabrik Lorenz Hutschenreuther



Der untreue Knabe

höhtem Mittelschiff, welches vorne in eine von Oratorien rechts und links flankierte hohe Kapelle mündet. Der Grundgedanke eines durch Tod und Leiden nicht beirrten Glaubens an die schöpferischen Kräfte wird, abgesehen von der Giebelinschrift, durch Statuen in der Mittelachse und namentlich durch eine reiche Folge von Glasbildern ausgedrückt. Für diese Bilder sind Heilige, Götter und Helden aus der christlichen, germanischen und antiken Vorstellungswelt aufgeboten, alle zu dem einen Zweck, den Sieg der aufbauenden über die zerstörenden Kräfte zu verkörpern. Unsere Abbildungen zeigen Ausschnitte aus dem Karton, auf dem das Gotteskind vom Reich der Güte und Liebe predigt und Gott um Einigkeit bittet. Wir sehen nur die ergriffen lauschende und sehnsüchtig die Arme ausstreckende Menge, links im Vordergrund den ‚schwarzen Sohn', den Unheilstifter und Kriegshetzer, der nichts von der frohen Botschaft wissen will und der doch dem Gotteskind zu erliegen bestimmt ist. Der Künstler hofft, daß eine bessere Zeit ihm den Tempel am Rhein oder an der Donau bauen hilft. Es ist billig, über die Verstiegenheit des Planes zu lächeln. Wir deuten ihn unsern Lesern als tröstliches Zeichen dafür an, daß deutsche Künstler noch immer die Schwungkraft haben, ihren Willen auch an scheinbar Unmöglichem zu stählen. Was wir eigentlich alle tun müßten.



Wirkung in der Ferne

Goethes Balladen in Radierungen von Sepp Franck, München

Vor dem Kriege wurden ‚herrschaftliche Wohnungen' angeboten, und die Innenkünstler konnten sich nicht genugtun in der Anwendung edler Hölzer und kostbarer Stoffe. Wir gingen staunend und bewundernd durch die Ausstellungen und machten uns nicht immer klar, um wieviel leichter es sei, mit verschwenderischer als mit sparsamer Wirtschaft zu wirken. Notgedrungen und doch zu unserm Besten sind wir jetzt auf bürgerliche

Digitized by Google

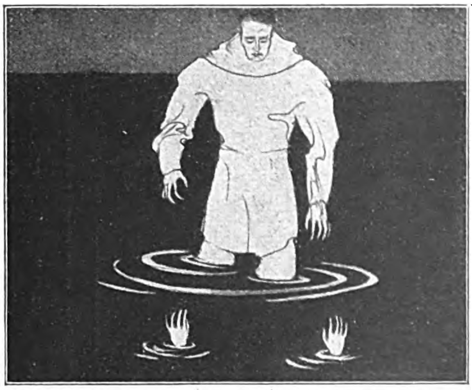
Schlichtheit aus, und freundlich begrüßen wir einen Künstler wie **Wilhelm Keppler**, der diesen Geschmack bereits vertrat, als ihn der Zwang noch nicht zur Mode gestempelt hatte. Er legt den Hauptnachdruck auf Brauchbarkeit und sauberes Handwerk, und da er mit Liebe und Zartgefühl arbeitet, fällt ihm wie von selber das Beste zu:

Der König in Thule

Der Rattenfänger

in seinen Zimmern wird man warm; sie sind gemütlich. Sein Wohnzimmer ist für den meist engen Raum einer Mietswohnung gedacht. Er vereinigt deshalb Bücherschrank und Schreibtisch zu einem Möbel und macht das so geschickt, daß es auch nicht den Anschein der Dürftigkeit erweckt, der sonst bei derlei Behelfen sehr leicht entsteht. Auch der Putztisch mit seinen vielen Schubläden und Fächern ist sehr praktisch. Die Dame kann auch auf die Platten unterhalb der seitlichen Spiegel etwas legen, ohne sie in ihrer Beweglichkeit zu beeinträchtigen.

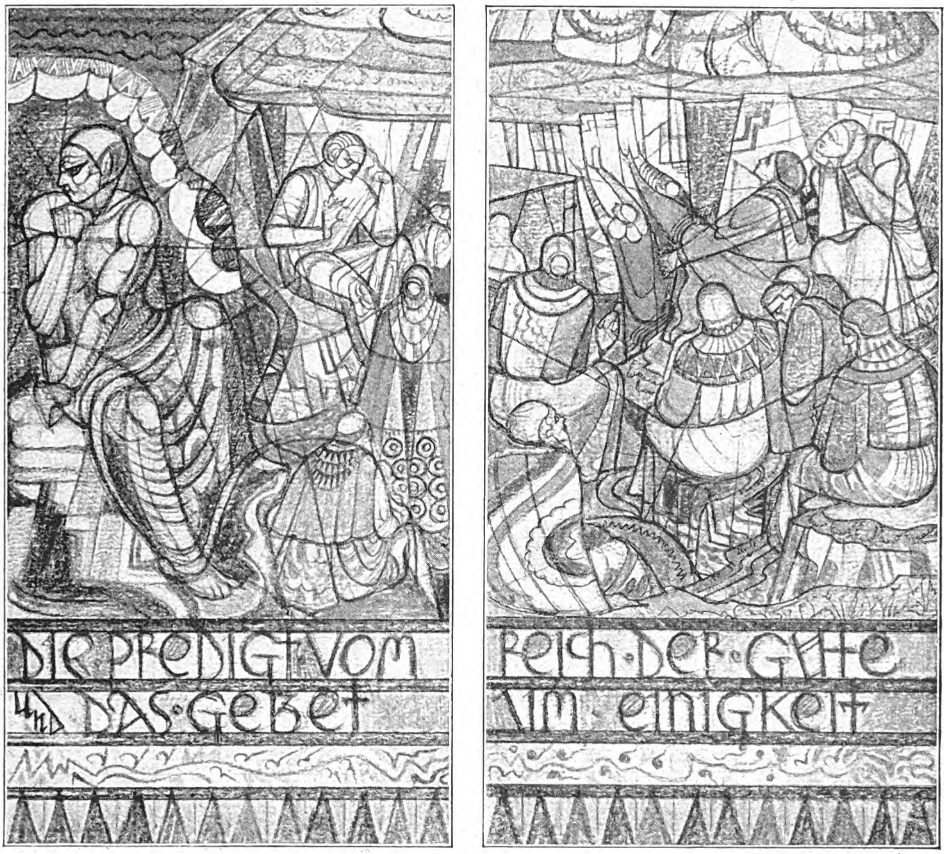
Der andere Putztisch (auf S. 118) ist die Arbeit einer jungen Kunstgewerbeschülerin, des Fräuleins **Erna Plümke** in Berlin, die ihren Unterricht bei dem Berliner Architekten A. Kuhno erhalten hat. Die Dame ist noch nicht fertig, aber ihre Entwürfe zeigen, daß sie begabt ist und Geschmack hat und ihr Ziel, eine tüchtige Innenarchitektin und Kunstgewerblerin zu werden, wohl erreichen wird. Sie hat eine Vorliebe für zarte und zierliche Linien und wirkt — etwa im Vergleich zu Keppler — leicht zerbrechlich, und wenn man auch nicht verlangen wird, daß sie ihre weibliche Eigenart verleugnet: man kann doch wünschen, daß sie mit der Zeit kräftiger und bestimmter aufzutreten lernt.



Der Fischer

Vor einigen Monaten ist an dieser Stelle berichtet wor-

Goethes Balladen in Radierungen von Sepp Franck, München

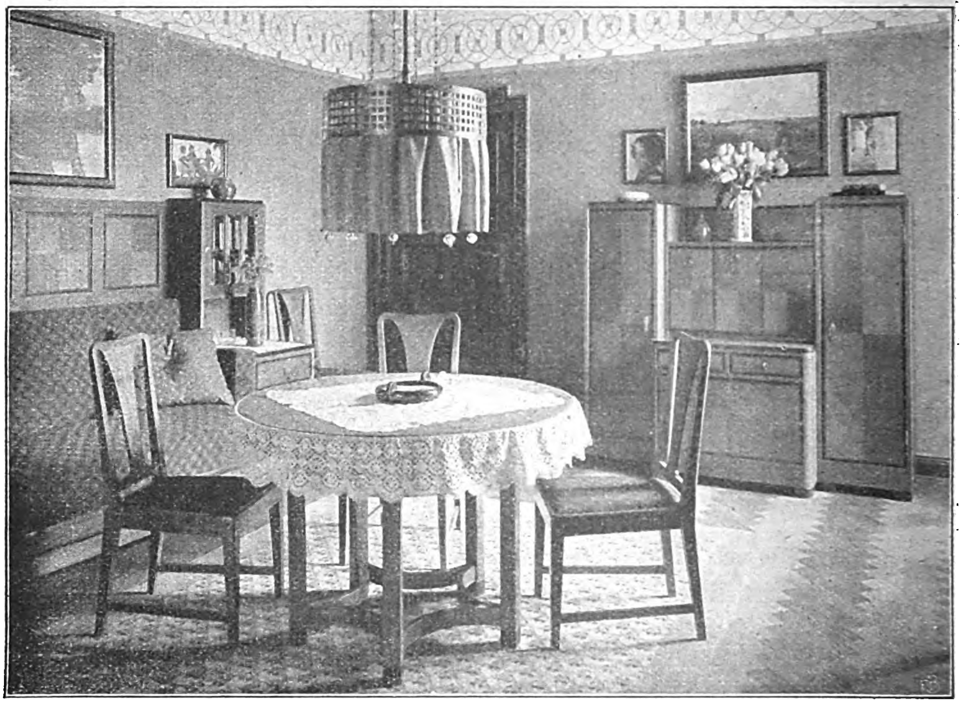


Ausschnitt aus einem Entwurf für ein Glasgemälde in Dr. Hans Eibls Tempel der Menschen:
Die Predigt vom Reich der Güte und das Gebet um Einigkeit

den, daß die Staatliche Porzellansammlung in Dresden sich eines Teiles ihres Überflusses entäußert hat, indem sie eine Anzahl ihrer Kostbarkeiten, die sie doppelt und dreifach besaß, versteigern ließ. Es kamen auf diese Weise außerordentliche Seltenheiten in den Handel, und dem Sammler boten sich nie erwartete Gelegenheiten, seine Schätze zu vervollständigen. Das Berliner Kupferstichkabinett hat jetzt ähnliche Wege eingeschlagen. In der bekannten Kunsthandlung von Amsler & Ruthardt in der Behrenstraße läßt es aus seinen Beständen Dubletten versteigern, darunter eine Anzahl hervorragender Bildnisse und Darstellungen zur Geschichte Preußens, Werke von Hosemann, Krüger und Menzel. Wir bilden außer einem Stich von dem Bayreuther Bildhauer Ränz je ein Blatt von Krüger und Hosemann ab, den beiden Meistern, die das vormärzliche Berlin mit Anmut und Würde, mit Humor und Witz vertreten.

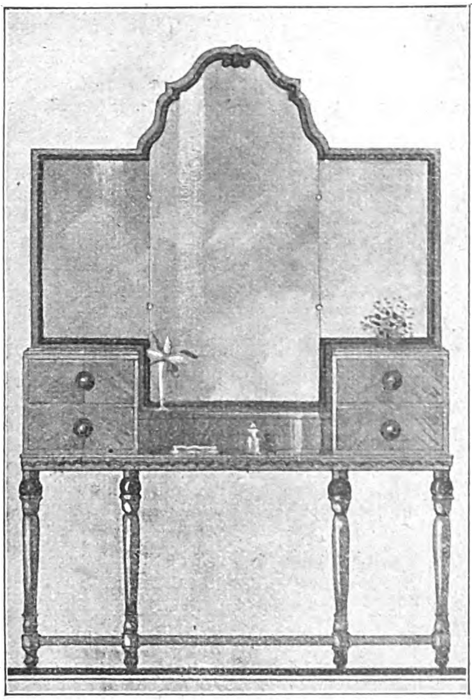
⌘ ⌘ ⌘

Das Heft eröffnet ein Damenbildnis von Raffael Schuster-Woldan, ein bestechendes Werk von einschmeichelndem Liebreiz. Es ist gesättigt mit der weichen Schönheit des Rokokos und hält sich doch fern von der Süßlichkeit, die auch den feinsinnigen Nachempfinder dieser Stimmung so leicht befällt. Das Bild ist sehr geschickt aufgebaut. Der zarte Fluß der Linien, der sich bis in den Rahmen fortsetzt, tut dem Auge wohl, und das Ganze ist in ein duftiges Blaugrau gehüllt, aus dem ein paar kräftigere Farben, das Gelb des Tuches rechts, das Rot und Blau des Kissens links, hervorleuchten, ohne den Gesamteindruck zu stören. Der Künstler hat hier ein Bild geschaffen, das die Sinne aufs liebenswürdigste beschäftigt und das man in der Erinnerung bewahrt wie eine Mozartsche Melodie. — Prof. Arthur Stremels Ruhm gründet sich auf seine Innenräume. Seine „Klosterzelle in Ottobeuren“ (zw. S. 16 u. 17) erweist das unsern Lesern aufs neue. Mit eingehender Liebe zur Sache ist da jede Einzelheit behandelt, und doch verliert sich der Künstler nie ins Kleinliche, sondern sorgt dafür, daß eine malerisch reizvolle Einheit entsteht. — Beunruhigende Nachrichten gingen während



Wohnzimmer. Entwurf von Wilhelm Keppler, Berlin-Schöneberg; Ausführung von Albert Fochlers Kunsttischlerei, München

des Winters über Max Klinger durch die Blätter. Der Meister war schwer erkrankt, und man mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Doch ist er uns erhalten geblieben, und als ein günstiges Zeichen völliger Genesung wurde die Botschaft aufgenommen, daß er seinen ‚Cäsar' vollendet habe (zw. S. 24 u. 25). Das Bild, das drei Verschworene an der Leiche des Ermordeten zeigt, hat eine lange Geschichte. Vierzig Jahre hat sich Klinger mit dem Vorwurf beschäftigt, bis er sich ihm zu der gewünschten und bewunderungswürdigen Ruhe und Einfachheit läuterte, die das Gemälde jetzt auszeichnen. Das

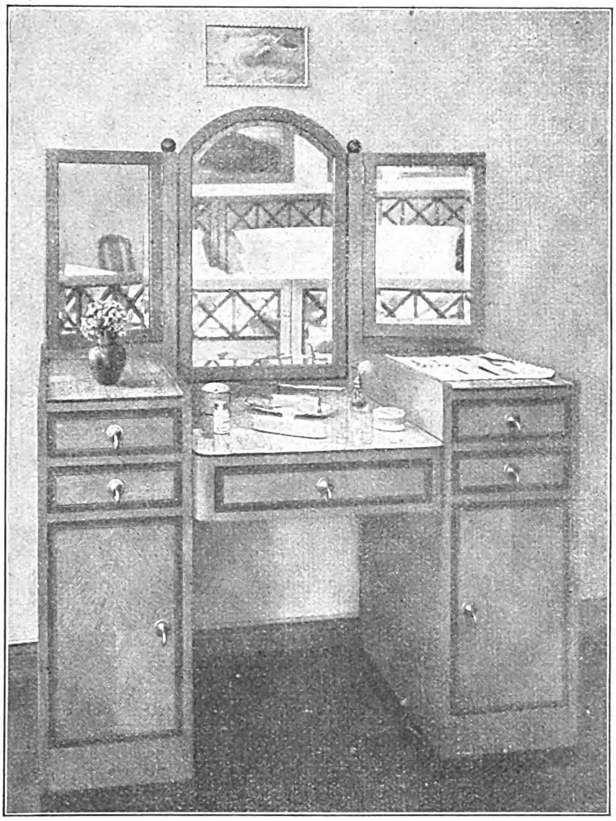


Putztisch in geflammter Birke und Ebenholz Entwurf von Erna Plümke

Bild war auf der Leipziger Jahresausstellung zu sehen und ist von einem Leipziger Kunstfreund erworben worden. — Mit großer Sicherheit hat Prof. Emil Orlik das Wesen Leopoldine Konstantins erfaßt (zw. S. 56 u. 57). Das Springlebendige dieser Künstlerin, deren Stärke in der Gestaltung etwas katzenhafter Charaktere liegt, ist in der Haltung des Körpers wie in der Wendung des Kopfes herausgearbeitet. — Auf S. 61 bringen wir einen Studienkopf nach einer Radierung von dem Dresdner Georg Gelbke, eine leicht hingehauchte Arbeit vornehmen Gepräges. — Ein lustiges Bild ist das ‚Karussell am Sonn-

Digitized by Google

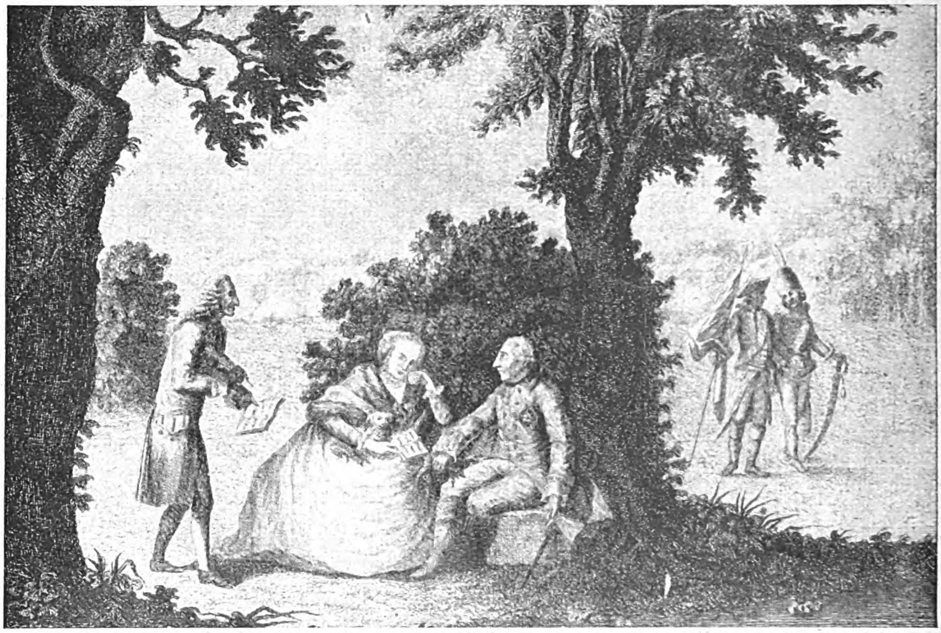
tag' von Richard Duschek (zw. S. 64 u. 65). Wenn man die grell gegeneinandergestellten Farben sieht, denkt man leicht an slawische Bauernkunst, und wenn man erfährt, daß der Künstler im Leitmeritzer Kreise geboren ist, möchte man vermuten, daß er aus seinem deutschböhmischen Winkel auch manchmal ins Tschechische gewandert ist und dort Eindrücke gewonnen hat, die ihm auch heute, wo er seit achtzehn Jahren in Berlin wohnt, noch nicht verloren gegangen sind. Nachdem er sich eine Weile selbst zu bilden versucht hatte, kam er auf die Berliner Kunstakademie und wurde Schüler von Kallmorgen. Während des Krieges trat er freiwillig in deutschen Heeresdienst und ist jetzt wieder an der Berliner Hochschule, wo er ein Atelier unter Leitung von Professor Olaf Jernberg hat. Mit Vorliebe landschaftert er im Neckartal und in Fritz Reuters Heimat. — Ein Meister volkstümlich-religiöser Kunst ist Prof. Matthäus Schiestl, ein deutsch-katholischer Romantiker von inniger und mannhafter Frömmigkeit. Seine Malerei ist an altdeut-



Putztisch. Entwurf von Wilhelm Keppler, Berlin-Schöneberg; Ausführung von Albert Fochlers Kunsttischlerei, München

Berliner Rennbahn. Stich von Franz Krüger. Aus der Versteigerung von Dubletten des Berliner Kupferstich-Kabinetts durch Amsler & Ruthardt, Berlin

Digitized by Google



Friedrich der Große und seine Schwester, die Markgräfin von Bareut, mit dem Philosophen Voltaire im Elysium. Im Hintergrunde Feldmarschall von Schwerin und General von Ziethen. Stich von Räntz

schen Mustern geschult und verzichtet auf das Lockmittel der Modernität. Farben und Formen sind klar, fest, bestimmt und dienen nicht bloß als Augenweide, sondern schaffen Bilder, die auch zu erzählen verstehen. Könnte nicht die Geschichte von den ‚Wallfahrern‘ (zw. S. 48 u. 49) in Kellers ‚Sieben Legenden‘ zu finden sein? Matthäus Schiestl, ein Bruder Rudolfs, den die Leser der Hefte als humorvollen und warmherzigen Zeichner der ‚Liller Kriegszeitung‘ kennen gelernt haben, ist 1869 in Zinge bei Salzburg geboren und lebt als Professor in München. Er studierte an der dortigen Akademie und schloß sich als Schüler an zwei der wirkungsvollsten Lehrer: W. v. Dietz und L. v. Löfftz. — Der Dresdner Prof. Ferd. Dorsch bezeugt in dem Gemälde ‚Am Spinett‘ (zw. S. 88 u. 89) seine Vorliebe für das Kostüm, die Dekoration. Dorsch, geb. 1875 zu Fünfkirchen, war Schüler des Bildnismalers Pohle sowie von Gotthardt Kuehl. Wir hoffen über das Schaffen dieses Künstlers ausführlich zu berichten. — Von Fritz Klimsch endlich bringen wir eine vortreffliche Büste Gerhart Hauptmanns (zw. S. 18 u. 19). Sie ist in Granit gearbeitet und zeigt den Kopf des Dichters in naturalistischer Treue, ohne ihn deshalb bildnerisch weniger groß aufzufassen.

P. W.

Münchhausen von Theodor Hosemann. Aus der Versteigerung von Dubletten des Berliner Kupferstichkabinetts durch Amsler & Ruthardt, Berlin

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

Biologische Schönheitskultur

Wer sich der natürlichen Mittel meiner biologischen Schönheitskultur bedient, hat das denkbar Beste gewählt und wird niemals enttäuscht werden. Diese Schönheitspflege ist besonders wichtig für alle, die schnelle und gründliche Erfolge in ihrem Streben nach Schönheit und Gesundheit — deren wir heute mehr denn je bedürfen — wünschen.

Zur Hautpflege:

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenke's Schälkur, ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Schälkur beseitigt unmerklich in kürzester Zeit die Oberhaut mit allen in und auf ihr befindlichen Teintfehlern, wie Mitesser, Pickel, Sommersprossen, gelbe Flecke, Nasenröte, grossporige Haut usw., welke, schlaffe Haut. Nach Beendigung der Kur zeigt sich die Haut in blendender Schönheit jugendfrisch und rein. — Ausführung bequem zu Hause und unmerklich für Ihre Umgebung. Preis M. 20.—

Gegen Fältchen Hautnährcreme **„Pasta Regis“**, dringt vollkommen in die Haut ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Dose M. 9.50

Schönheit der Zähne:

Sauerstoff-Zahnbleichpulver **„Schneeperlen“** mit herrl. Geschmack, antiseptisch, macht die Zähne blendend weiss, verhüt. Zahnsteinbildung. M. 2.50

Mundwasser **„Imperial“** übertrifft an Geschmack und erfrischender Wirkung alle Mundwässer, beseitigt üblen Mundgeruch, vernichtet Fäulniserreger u. erfrischt das Zahnfleisch. Preis M. 5.—

Zur Haarpflege:

„Haarkraftbalsam“. Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung meines Haarkraftbalsams die Schönheit u. Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. Haarkraftbalsam ist das denkbar beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 5.50

Haarkräusel-Lotion **„Isolde“** macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. **„Isolde“** ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 6.—

Schönheit der Augen:

Bestrickenden Reiz, strahlend. Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch mein **„Dämon“**; absolut unschädliches, vegetabilisches Präparat. **„Dämon“** M. 7.—

Mein **„Asiatischer Augenbrauensaft“** fördert das Wachstum der Augenbrauen u. Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig. Preis M. 6.—

Schröder-Schenke

Eigene umfangreiche Betriebe in Wien 61, Wollzeile 15 — und Zürich 61, Glasbachstr. 33

Berlin 51 Potsdamer Str. E.A., 26 vom II

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Grösste europäische Lebensversicherungs-Ges. auf Gegenseitigkeit

Sicherste Kapitalanlage

Bankvermögen Ende 1918 ··· 542 Millionen Mark
davon erststellige Hypotheken- und Kommunaldarlehen 410 Millionen Mark

Versicherung der **Jugendlichen** vom 10. Lebensjahre ab
Versicherung der **Frauen** ohne Sonderprämie

Kostenlose Auskünfte und Berechnungen

Digitized by Google

Wissen und Fleiss sind unüberwindlich!

Das hält sowohl vom einzelnen Menschen wie von ganzen Nationen gut. Nur wer ein ausgedehntes, sicheres Wissen in seinem eigenen Fach und dessen Grenzgebieten besitzt, dasselbe in praktisches Können umsetzt und mit Fleiss und Ausdauer seinem Ziele zustrebt, wird dasselbe zum Schlusse auch erreichen, und wenn sich noch so viel Hindernisse in den Weg stellen. Wissen, Können und Fleiss sind Schätze, die ihm kein Feind entreissen kann, und die jeder, der sie noch nicht besitzt, erwerben kann, ohne Ansehen des Berufes oder Alters.

Wie vielen hervorragenden Männern in der Welt war es in der Jugend versagt, sich grössere Kenntnisse anzueignen, oder sie haben aus eigener Schuld die günstige Gelegenheit in der Jugend versäumt, sind dann aber mit doppeltem Fleiss ans Werk gegangen und haben es noch zu grossen Erfolgen gebracht. Darum versäume niemand die Gelegenheit, alle seine Geisteskräfte weiter auszubilden und sie so zu tüchtigen Werkzeugen für das Sammeln und die Verwertung umfangreicher Kenntnisse zu machen. Die besten Anleitungen hierfür finden Sie in Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, welche in 25 Jahren vielen Zehntausenden von Menschen jeden Standes und jeden Alters ein treuer Berater gewesen ist. Gerade den Erwachsenen fällt das Lernen häufig schwer, so dass sie trotz des besten Willens oft mutlos werden. Poehlmanns Geistesschulung zeigt Ihnen wie man lernen soll, wie man leicht lernt und sicher behält. Dadurch, dass jeder einzelne mit dem Verfasser in fortlaufendem brieflichen Verkehr steht, hat er stets einen erfahrenen Berater an der Seite, der ihm über alle Schwierigkeiten hinweghilft.

Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Jedem, der sich um Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, jedem, der sich um Technik der geistigen Arbeit und Hygiene des Geistes bemüht, sei das Werk von Poehlmann auf das wärmste empfohlen. E. W." — „Immer mehr komme ich zu der Ansicht, welch ein grosser unbezahlbarer Schatz in Ihrer Lehre verborgen liegt. Durch gründliches Vertiefen in Ihre Methode wird man innerlich ein ganz anderer Mensch. Ein ganz anderes, zielbewusstes Arbeiten beginnt da. A. H." — „Seit nahezu fünf Jahren bin ich Anhänger Ihrer Lehre. Fast bei jeder sich bietenden Gelegenheit habe ich sie angewandt und immer hat sie mir die vortrefflichsten Dienste geleistet. G. H."

Verlangen Sie heute noch Prospekt von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Wie werde ich wahrhaft glücklich?

Ein Lebensführer von Christ. Ludw. Poehlmann.

Geheftet M. 8.25. Gebunden M. 10.50.

„Der Verfasser von Poehlmanns berühmter Geistesschulung und Gedächtnislehre behandelt in dem neuen Buche ein Gebiet, auf dem er vermöge seiner 25jährigen Erfahrung zu Hause ist, wie kein anderer. Ganz zweifellos zeigt der Verfasser in diesem neuen Werk allen innerlich strebenden Menschen einen Weg, um sich aus der Not der Zeit heraus zurückzufinden zu den Quellen wahren Glückes und zur Zufriedenheit mit sich selbst."

„Darmstädter Tagblatt."

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

34. Jahrg. / April 1920 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Gesichtspflege

Pasta Divina

weltbekannter Hautcreme zur Verschönerung und Pflege der Haut. Gibt Frische u. matten, durchsichtigen Teint. Erhaltung der Jugendlichkeit. M. 5.—, 11.—, 22.—

Creme Royal

ein fettfreier Creme für den Tag. Für spröde u. aufgesprungene Haut besonders vorzüglich, da von heilender Wirkung. Auch vor dem Pudern sehr zu empfehlen. Preis . . . . . M. 5.—, 12.—, 24.—

Ebee-Schälpaste

geg. alle Hautunreinheiten, Mitesser, grossporige Haut, Röte, Sommersprossen usw., selbst in veralteten Fällen! Erneuert die Haut ohne jede entzündliche Reizung. Das Original aller Schälpasten. Preis M. 22.—

Flüssiger Puder „Welda“

macht die Haut pastellartig matt u. weiss. Entfernt Hautunreinheiten, färbt nicht ab und haftet fest, ohne zu fetten. Schutz gegen Sommersprossen. Weiss, rosa, gelbrosa, gelb . . . . Preis M. 12.—

Ratschläge

Rezepte und praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch „Der einzige Weg zur Schönheit u. Gesundheit“. 260000 Auflage . . . . Preis M. 2.—

Haarpflege

Ingold

macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen . . . Preis M. 12.—

Ebee-Haarkur

gegen Haarausfall, Schuppenbildung usw. Das einzige Mittel von wissenschaftl. Wert, das bei energischer Durchführung Erfolg verbürgt. Besteht aus drei verschiedenen Präparaten. Prospekt frei. Preis M. 48.—

Haarkräusel-Essenz Ariane

macht das Haar vollauftragend und wellig. Preis . . . . M. 10.—

Augenbrauensaft

Der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Brauen durch den dunkler färbenden Augenbrauensaft . . . . . . Preis M. 10.—

Nero

echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung sechs Wochen anhaltend, unbeeinflusst durch Waschungen. Farben: Blond, Braun, Schwarz. Preis M. 12.—

Auskünfte

Prospekte kostenfrei. Illustrierter Katalog M. 3.—. Telephon Steinplatz 1650

FRAU ELISE BOCK G M B H

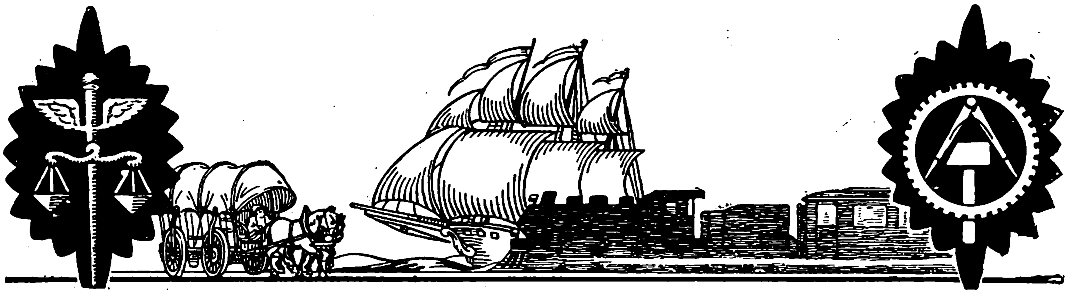
BERLIN-CHARLOTTENBURG 32 KANTSTRASSE 158

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

• April 1920 •

Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27.
Jahresbezugspreis Mk. 10.—.

No. 8, IX. Jahrg.

Die japanische Exportkontrolle und ihre Wirkung.

Seit dem 1. November 1919 ist die Ausfuhrkontrolle für baumwollene Textilwaren eingeführt worden. Damit reiht die japanische Regierung ein weiteres Glied an die Kette ihrer Bestrebungen, die darauf abzielen, jenen Missständen im Exportgeschäft zu steuern, welche schon so viel Klage und Unzufriedenheit über exportierte Ware verursacht haben. Tatsächlich waren selbst jene Märkte des fernen Ostens, die wahrlich keinen allzuhohen Massstab an Qualität anlegen, wenn die Vorbedingung der Billigkeit nur erfüllt ist, mehr und mehr gegen japanische Lieferungen eingenommen. Schritthaltend mit den japanischen Bestrebungen auf ihre wirtschaftliche Eroberung, zunächst das östliche Sibirien, die Mandschurei und Nordchina, dann das Inselgebiet Australasiens, Australien selbst, Hinterindien und Vorderindien, zeigten sich Klagen über die schlechten japanischen Lieferungen zunächst an den nahe gelegenen Versorgungsmärkten. Sie führten in Sibirien zu regelrechten Protesten und Vorstellungen bei den massgeblichen Stellen Japans und bewirkten später in Australien sogar Einfuhrverbote für japanische Waren und neuerdings in China die grosse Boykottbewegung „minderwertiger Ware".

Man muss der japanischen Regierung das Zeugnis ausstellen, dass sie vom ersten Tage, da derartige Beschwerden bei ihr laut geworden waren, bemüht gewesen ist, Abhilfe zu schaffen. Zunächst durch Fühlungnahme mit den Exporteuren und systematische Aufklärungsarbeit. Als diese Massnahmen nichts fruchteten, vielmehr mit dem Aufblühen der Industrie und der Einführung immer neuer bisher nicht betriebener Fabrikationszweige die Gefahr schlechter Lieferungen nach dem Auslande wuchs, griff sie mit fester Hand energisch durch und errichtete schon im Jahre 1917 eine Ausfuhrkontrolle. Allgemein und jeden Exportartikel umfassend, konnte sie zunächst natürlich nicht sein. Das hätte bei den neu erstehenden Fabrikationszweigen jeglichen industriellen Fortschritt gehemmt. Hingegen gelangte sie für Glas- und Emaillewaren, sowie einige andere Artikel, in denen das japanische Exportgeschäft bereits einen grossen Umfang angenommen hatte, sogleich zur Einführung. Später folgten Seide, Papierwaren, gewisse Eisen- und Stahlwaren und neuerdings Baumwollgewebe. Die Kontrolle selbst wird derartig gehandhabt, dass die beauftragten Regierungsbeamten, die Fachleute sind, wo das auf Antrag geschieht, in den Fabriken selbst, im allgemeinen aber in den Verschiffungshäfen, die Ware eingehend auf ihre Beschaffenheit hin nachzuprüfen haben. Eine solche Nachprüfung erfolgt an der Hand von Mustern, die sich entweder als Standardtyp in Händen der Regierung befinden, oder vorher vom Fabrikanten übergeben worden sind. Vielfach haben auch die Fabrikanten selbst Normen aufgestellt. Entspricht die nachgeprüfte Exportsendung den gestellten Anforderungen, so wird sie mit der amtlichen Bescheinigung versehen, dass sie für den Export freigegeben ist; im anderen Falle erfolgt ihre Zurückweisung, wonach der Fabrikant die Wahl hat, ob er nachträglich eine Verbesserung vornehmen oder die zurückgewiesene Ware im Inlande absetzen will. Der erstere Fall wird nur selten eintreten, da an minderwertigen Web-, Glas- und Emaillewaren durchschnittlich wenig oder gar nichts mehr nachzubessern ist.

Das scharf und streng gehandhabte Kontrollsystem der japanischen Regierung hat sich im grossen ganzen bewährt. Man würde sonst wohl kaum dazu geschritten sein, es weiter auszudehnen. Insbesondere ist festzustellen, dass die Bestrebungen der Regierung von den einzelnen Industrien unterstützt und gefördert werden. Das ist beispielsweise in der Glas-Industrie der Fall. Dort herrscht zwischen Regierung und Fabrikation sogar eine höchst bemerkenswerte Übereinstimmung in dem Bestreben, den Aussenhandel, den man sich während des Krieges gesichert hat, auch in der Zukunft fest zu behalten. Nachdem die Regierung Verfügungen erlassen hatte, die darauf hinzielen, für ausgeführte Glaswaren einen hohen Grad von Güte zu gewährleisten, traten die Fabrikanten selbst dafür ein, nicht amtlich besichtigte Glaswaren von der Ausfuhr unbedingt auszuschliessen. Demnach müssen die einzelnen Partien den Besichtigungsvermerk tragen. Eine Vereinigung der Fabrikanten, die sich gegründet hat, um den Handel zu stabilisieren und die Preise zu regeln, hat auch Normen aufgestellt, wonach Glaswaren mit Blasen oder Streifen, die nicht genügend durchsichtig sind oder in denen die Farben sich verändern und verblassen, nicht ausgeführt werden können. Diese Vorschriften werden strikt innegehalten. Ähnlich liegen die Verhältnisse in einem besonderen Zweig der japanischen Stahlwaren-Industrie, der Herstellung von Scheren. Dafür haben die Fabrikanten selbst eine Kontrollorganisation eingerichtet, da die Regierung diesem aussichtsreich emporblühenden Zweige der heimischen Stahl-Industrie noch keine scharf durchgeführten Massnahmen aufzwingen will. Durch einheitliches Vorgehen haben die Fabrikanten erreicht, ein sehr konkurrenzfähiges Fabrikat an den Markt zu stellen, das zunächst in England eingeführt wurde und von Sheffielder Fabrikanten als höchst bemerkenswerte

Digitized by Google

industrielle Leistung bezeichnet wird. Ein Fachmann bezeichnete sie sogar als wunderschönes Fabrikat von unübertrefflicher Politur und vorzüglichem, hohlem Schliff, dessen Preis genau die Hälfte dessen ist, was man für Sheffielder Scheren ähnlicher Art verlangt.

Allerdings deuten auch Berichte neueren und neuesten Datums darauf hin, dass die Regierungskontrolle Japans doch nicht immer und überall einen wirksamen Schutz gegen schlechte Lieferungen darstellt. Man gewinnt den Eindruck, dass in verschiedenen Branchen Missstände eingerissen sind, die den beabsichtigten Zweck der Regierung teilweise umgehen oder gänzlich vereiteln. Das ist vor allem in der Emaillewaren-Industrie der Fall. Ein Beispiel dafür: Nach Sydney gelangte eine sehr grosse Sendung Emaillekessel, wovon jedes Stück leck war. Der Käufer telegraphierte sofort an den Fabrikanten, erreichte aber nicht das geringste Entgegenkommen. Daraufhin wurde die Angelegenheit dem japanischen Generalkonsul unterbreitet, der sein Bedauern ausdrückte und schliesslich Veranlassung gab, dass nach längerer Zeit und vielen fruchtlosen Versuchen, beim Fabrikanten etwas herauszuholen, eine Drahtnachricht aus Japan die Sendung zurückbeorderte. Man fragt sich, wie es möglich sein kann, eine grosse Sendung leckender Kessel vor einer ordnungsmässig gehandhabten Exportkontrolle bestehen zu lassen. Die Autwort darauf muss unbedingt lauten, dass der exportierende Fabrikant mit dem Kontrollbeamten gemeinsame Sache gemacht haben muss und die minderwertige Ware ihren Weg durch Bestechung an die Weltmärkte fand. Nach der bisherigen Haltung der japanischen Regierung wird der erwähnte Fall eingehend untersucht werden nnd dadurch möglicherweise ein ganzes korruptes System entdeckt und abgestellt werden. Der Fall beweist, dass in Japan, dessen Beamtenmoral im Kriege so häufig betont und lobend hervorgehoben ist, mit der Entwicklung der Industrialisierung und dem Anwachsen des Aussenhandelsgeschäftes auch die Korruption im Beamtentum und geschäftlichen Leben Fortschritte gemacht hat. Peinlich ist für Japan, dass sich gerade in Australien derartige Fälle fehlerhafter Lieferungen beständig wiederholen. Es mag seine Ursache darin haben, dass die australische Geschäftswelt durch die europäischen Lieferungen vor dem Kriege besonders stark verwöhnt ist und die vorgeschrittene Entwicklung seiner Bevölkerung an sich höhere Ansprüche an die Bedarfsartikel des täglichen Lebens stellt, als das beispielsweise in Indien der Fall ist. Die Japaner versäumten dagegen diese höheren Anforderungen durch Lieferung entsprechend besserer Waren zu würdigen. Tatsächlich haben sie sich die Gunst des australischen Konsumenten vielfach verscherzt. Dafür bietet das Einfuhrverbot auf japanische Farbwaren ein Beispiel.

Hingegen ist es den Japanern verhältnismässig leicht gelungen, sich in Indien einzuführen. Lange, bevor sie dorthin lieferten, erfolgte ein sehr eingehendes Studium der Verhältnisse; es war sorgsamer als auf jedem anderen für die Einfuhr japanischer Ware in Aussicht genommenen Markte, weil man sich von dem riesenhaften Bedarf und der ungeheuren Aufnahmefahigkeit Britisch-Indiens die richtige Vorstellung machte. Die Japaner kamen bald auf den rechten Weg. Sie erkannten, dass vor allem billige und in die Augen springende Artikel das Richtige seien, und lieferten vorzugsweise billige, gut aussehende Ware, allerdings von sehr geringer Güte. Wussten sie doch, dass ausserordentlich billige Artikel auf die armen Massen der indischen Bevölkerung starke Anziehungskraft ausüben, auf ihre Nützlichkeit und Dauerhaftigkeit dagegen keine Rücksicht genommen wird. Demnach ist eine geradezu ungeheure Zunahme der Einfuhr japanischer Garne und Baumwollwaren, sowie gebleichter, gefärbter und gedruckter Gewebe zu verzeichnen. Auch baumwollene Wirkwaren bürgern sich mehr und mehr ein.

Der japanische Wettbewerb in Indien ist überhaupt ein Faktor, mit dem vor allem England für die Zukunft rechnen muss. Und wenn man auch neuerdings mehr und mehr dahinter kommt, dass die japanischen Webwaren eigentlich im Gebrauche teuer und an sich nicht viel mehr als Schund sind, wenn ausserdem eine Erhöhung der Preise durch Verteuerung der Arbeitslöhne festzustellen ist, so ist es für den europäischen, im engeren Sinne den englischen Lieferanten unter den heutigen Verhältnissen ausgeschlossen, zu ähnlichen Preisen eine Belieferung der Massen indischer Eingeborener vorzunehmen. Nun macht in Indien die Textil-Industrie erstaunliche Fortschritte. Es erstehen Eingeborenenfabriken neben den bereits vorhandenen britisch-indischen. Dennoch ist Japan nicht gewillt, seine Vormachtstellung preiszugeben, vielmehr dürfte gerade die jetzt eingeführte Ausfuhrkontrolle für japanische Baumwollwaren die Verhältnisse in Indien besonders in Berücksichtigung ziehen.

Nachteiliger als das Anwachsen der indischen Konkurrenz und die geringe Dauerhaftigkeit japanischer Waren ist es für die Japaner entschieden, dass sie neuerdings im Interesse einer Vergrösserung ihres Aussenhandels zu unlauteren Geschäftsmethoden ihre Zuflucht nehmen. Insbesondere spielen falsche Handelsbezeichnungen eine grosse Rolle. Auf Ceylon ist beispielsweise festgestellt worden, dass in 86 derartigen Fällen Japan allein 59 mal beteiligt war. Man bedient sich der Namen bekannter und angesehener Firmen, um unter diesem Deckmantel das minderwertigere japanische Fabrikat einzuführen. Zweifellos wird die japanische Regierung auch hiergegen in Bälde einschreiten, aber man darf nicht vergessen, dass in der heutigen Zeit die Weltmarktskonkurrenz bereits wieder vorhanden ist und jede unfaire Geschäftsmethode irgendeines Mitbewerbers viel kritischer beurteilt und schärfer abgelehnt wird, als damals, da man mangels anderer Möglichkeiten der Warenbeschaffung mit wenigen Wettbewerbern und grosser Warenknappheit rechnen musste.

Dieser Gesichtspunkt ist es auch, der bei den Bestrebungen Japans im Europageschäfte Fuss zu fassen, Berücksichtignng finden muss. Japan wird seine Ausfuhrkontrolle sehr viel schärfer handhaben müssen, um mit seinen Lieferungen an den europäischen Märkten bestehen zu können. Vor allem werden seine Fabrikanten bei Orders für Europa besonders sorgfältig in der Herstellung verfahren müssen und trotzdem manchen Fehlschlag verzeichnen. Ist ihnen doch eine gewisse Sorglosigkeit über die Ansprüche der Käufer zur zweiten Natur geworden, weil sie im Kriege gewohnt waren, die weniger anspruchsvolle, vielfach sogar primitive Kundschaft der Märkte des fernen Ostens zu befriedigen. Symptomatisch dafür, dass diese Taktik nicht überall Erfolg verheisst, war für den japanischen Exporteur bereits die Erfahrung mit Australien, der sich neuerdings die mit den südamerikanischen Märkten anschliesst.

Und trotzdem muss festgestellt werden, dass die japanischen Bestrebungen, die europäischen Märkte zu erobern, weder aussichtslos noch erfolglos sein werden. Das Geheimnis der starken Erfolge des japanischen Aussenhandelsgeschäftes beruht in der Organisation. Diese ist vorhanden, nachweislich vorhanden, durch jenes enge Zusammenarbeiten aller an der Förderung des Aussenhandels Interessierten. Regierung, Banken, Schiffahrtsgesellschaften, Fabrikanten, Exporteure und sonstige Kaufleute arbeiten Hand in Hand. Es besteht unter ihnen eine höchst bemerkenswerte Übereinstimmung, ein gegenseitiges Stützen und Einfügen. Willig ordnet sich der Exporteur den Regierungsmassnahmen unter, die Fabrikanten gründen sogar selbst Organisationen zur Durchführung dieser Vorschriften und wenn ab und zu Fälle verlauten, dass sie durchlöchert werden, so sind anderseits die Bande der Interessenpolitik wieder um so fester geknüpft. Hinzu

Digitized by Google

kommt die Billigkeit der Preise. Zwar hat auch Japan mit einer bemerkenswerten Teuerung der Lebenshaltung zu rechnen, doch wird auf Jahre hinaus drüben die Produktion noch billig sein. Man sollte vor allem in Europa kein übergrosses Gewicht auf die Arbeiterunruhen in Japan legen. Weitgehende Unzufriedenheit ist drüben zwar vorhanden, weil die Regierung angesichts der steigenden Preise der Lebenshaltung eine stark passive Haltung einnimmt. Streikbewegungen sind die Folge davon, sie können aber so lange keinen grossen Umfang annehmen, als Einrichtungen für einen Zusammenschluss nicht bestehen und das Gesetz Arbeitervereinigungen durchaus verbietet. So sind Streiks, wenngleich an Zahl und Umfang zunehmend, doch sporadische Erscheinungen und werden durch Verständigung schnell beseitigt. Es handelt sich stets um Fragen des Lebensunterhaltes, während ernsthafte soziale Ziele, wie sie die Arbeiterbewegungen Englands oder Amerikas charakterisierten, nicht in Frage kommen. Auch hat der bolschewistische Gedanke noch keinen Eingang gefunden. Durch das Beispiel des Auslandes vorsichtig gemacht, denkt die Regierung gar nicht daran, den Arbeitern Sondervorrechte einzuräumen oder die Bildung von Arbeiterorganisationen zu befürworten.

Zusammenfassend mag demnach gesagt sein, dass Japans Ambitionen, in Europa wirtschaftlich Fuss zu fassen, mit Utopien und Phantastereien nichts zu schaffen haben. Sie begründen sich auf eine zielbewusste Vorarbeit, die von einem starken Gemeinschaftsgefühl und jener grossjapanischen Wirtschaftspolitik getragen werden, welche die Regierung seit langem verfolgte und die in diesem Weltkriege so deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Ob es demgegenüber richtig ist, die japanischen Bestrebungen durch Einfuhrverbote und schutzzöllnerische Massnahmen zurückzudämmen, bleibt eine offene Frage an die Zukunft. Mit den wirtschaftlichen Zielen des Völkerbundsgedankens sind sie nicht zu vereinbaren. Anderseits erscheinen sie in manchen Fällen als ein Akt der Selbsthilfe. Besonders in England hat man sich mit diesen Fragen bereits ernsthaft in der Praxis zu beschäftigen gehabt. Was Deutschland anbetrifft, so sind die ersten wirtschaftlichen Beziehungen zu Japan geknüpft. Japanische Schiffe gelangen nach deutschen Häfen, sie bringen Stückgüter und laden solche für den fernen Osten ab. Was sich weiter entwickelt, muss die noch unübersichtliche Zukunft lehren. Jedenfalls steht fest, dass wir mit Japan als einem wirtschaftlichen Austauschfaktor rechnen müssen, Handel und Wandel treiben, handelspolitische Beziehungen unterhalten und uns drüben wirtschaftlich betätigen müssen, genau wie wir das vor dem Kriege mit den europäischen Kulturländern und Nordamerika getan haben. Und möglicherweise wird sich aus diesen Beziehungen für die Weltmarktsstellung Deutschlands im fernen Osten sogar Gutes ergeben, vorausgesetzt, dass die unserem Velke innewohnende ungebrochene Wirtschaftskraft nach dieser Richtung hin frühzeitig zum Durchbruch kommt. Anzeichen dafür sind vorhanden.

Die Ziehverfahren für Wolframdrähte.

Von Albert Ohnstein, Zivil-Ingenieur. (Nachdruck verboten.)

In dem Entwicklungsgange der Metallfadenlampen bedeutet die Verwendung gezogener Wolframdrähte ein lange erstrebtes Ziel, das beste Lichtausbeute mit langer Lebensdauer der Glühlampen vereinigt. Wegen seines ausserordentlich hohen Schmelzpunktes (annähernd 3000° C) lenkte das Wolfram, nachdem einmal der Weg zur Metallfadenlampe beschritten war, die Aufmerksamkeit der Glühlampentechniker auf sich. Auer von Welsbach war es durch die Erfindung der Osmium-Lampe gelungen, erhebliche Energieersparnisse gegenüber der Kohlenfadenlampe zu erzielen. Dem gebrechlichen Osmiumfaden erstand jedoch in dem gezogenen Tantaldraht ein erfolgreicher Wettbewerber. Gelang es aber, das spröde Wolframmetall, dessen hoher Schmelzpunkt eine weitere Temperaturerhöhung zuliess, in eine dem duktilen Tantal gleichende Struktur überzuführen, so musste sich der endgültige Sieg der Wolframlampe zuneigen. Es bedurfte jedoch überaus eifriger Laboratoriumsarbeit, um den sehr gebrechlichen Wolframfaden zu einem erschütterungsfesten Draht zu entwickeln.

Die ersten brauchbaren Wolframlampen wurden von Dr. Just und Hanamann in Wien nach der sogenannten Substitutionsmethode hergestellt, indem nach dem Patentanspruch ein Kohlenfaden in dem Dampf einer Oxyhalogenverbindung des Wolframs bei Anwesenheit von wenig freiem Wasserstoff mittels hindurchgeschickten Stromes hoch erhitzt wird, wodurch die Kohlenseele durch Wolfram ersetzt wird. Bei der zweiten Methode, dem Spritzverfahren, wird Wolfram in Form eines feinen Pulvers mit einem Bindemittel, Leim, Gummiarabicum, Zucker oder anderen leichtflüchtigen Substanzen zu einer Paste gemischt und unter hohem Druck nach Art des Kunstseideverfahrens durch feine Düsen gepresst. Die so erhaltenen Fäden werden in einer indifferenten Atmosphäre geglüht, darauf in einer Wasserstoffatmosphäre bei Weissglut entkohlt.

In bezug auf verringertem Stromverbrauch erfüllten zwar die Lampen mit nach diesen Methoden hergestellten Wolframfäden die gehegte Erwartung, jedoch standen die mangelhaften mechanischen Eigenschaften der Fäden der allgemeinen Einführung dieser Lampen entgegen. Erst der gezogene Draht kann dem Glühkörper jene Dauerhaftigkeit verleihen, die neben dem sparsamen Stromverbrauch unerlässlich ist, und es seien im nachstehenden einige der hauptsächlichsten Verfahren beschrieben, die zum vollen Erfolge der Wolframdrahtlampe führten.

Nach dem Verfahren der Siemens & Halske A.-G. wird die Ziehbarkeit des Wolframmetalles in der Weise erzielt, dass es mit einer Hülle aus ziehbarem Metall umgeben und mit dieser Hülle einer starken Erhitzung unterworfen wird. Die Hülle besteht aus Kupfer, Eisen oder Nickel; die Erhitzung, welche bis zu heller Rotglut erfolgen soll, geschieht unmittelbar vor Einführung in die Walz- oder Ziehvorrichtung durch ein Gasgebläse, oder indem ein elektrischer Strom durch das zu verarbeitende Material hindurchgeschickt wird; zweckmässig ist es auch, die Walz- oder Ziehvorrichtung zu erhitzen. Das in Form eines Pulvers, einer filzigen Masse oder eines homogenen festen Körpers in der ziehbaren Hülle befindliche Wolframmetall ist gezwungen, an der Dehnung des Hilfsmetalles teilzunehmen, und lässt sich nunmehr zu Bändern, Blechen und Drähten von feinsten Abmessungen walzen bzw. ziehen, wobei die Erhitzung des Materials den Vorgang wesentlich begünstigt.

Nach Beendigung des Verfahrens kann die Hülle auf chemischem Wege oder durch elektrische Zerstäubung beseitigt werden. Die von derselben Gesellschaft fortgesetzten Versuche führten zu dem interessanten Ergebnis, dass die Hülle keineswegs ein unbedingtes Erfordernis darstellt, um das Wolframmetall ziehbar zu machen, vielmehr benutzt diese Firma nach

Digitized by Google

einem weiteren geschützten Verfahren ein Hilfsmetall von grosser Ziehbarkeit in Pulverform als Zusatz zu pulverförmigem Wolfram, um die Ziehbarkeit des Wolframs zu erzielen. Als Bindemittel wird am besten eine kolloidale plastische Masse aus Wolframverbindungen verwendet. Die so hergestellte Mischung wird in die Form eines Stäbchens gebracht und bis zur Sinterung erhitzt. Ein solches Stäbchen von beispielsweise 20—30 cm Länge und 1—2 mm Durchmesser wird in einem elektrisch heizbaren Rohr unter allmählicher Temperatursteigerung der reduzierenden Wirkung eines Wasserstoffstromes ausgesetzt. Bei 1400° C weist das Stäbchen eine ziemlich gleichmässige Masse, die nur aus Wolfram und Nickel besteht, auf. Es erfolgt darauf eine abermalige Erhitzung über 1400° C hinaus, und es zeigt sich, dass z. B. eine Legierung von 90% Wolfram und 10% Nickel gute Ziehbarkeit besitzt. Ein Material aus 7—20% Nickel und 73—80% Wolfram lässt sich zu allerfeinsten Fäden ziehen. Der so erhaltene Draht wird in einer stark verdünnten Atmosphäre bis zur Verdampfung des Nickels, jedoch unterhalb des Schmelzpunktes der Legierung erhitzt, so dass der reine Wolframfaden zurückbleibt.

Ausschliesslich auf der Umwandlung der kristallinischen in eine faserige, ziehbare Struktur beruht das Verfahren der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Das Ausgangsmaterial bildet nach diesem Verfahren Wolframpulver, welches meist durch Reduktion von Wolframtrioxyd mit Wasserstoff oder Kohlenstoff erhalten wird. Bei Anwendung hohen Druckes lässt sich das Pulver in einer Gussstahlform zu Stäben pressen, die gerade genug Festigkeit besitzen, um zusammenzuhalten. Um ein leichtes Loslösen aus der Form zu ermöglichen, werden die Innenflächen der Form poliert und mit einer Mischung aus Terpentingeist und gekochtem Leinsamenöl eingeölt. Die Stäbe, welche zweckmässig eine Länge von 200 mm und einen quadratischen Querschnitt von 10 mm Seitenlänge haben, werden alsdann in einen mit Gas heizbaren Eisenrohrofen eingesetzt. Während der Erhitzung, die zwei Stunden hindurch bei etwa 1200° C erfolgt, wird der Ofen von Wasserstoff durchströmt; hierbei destilliert das Schmieröl, der Kohlenstoffrest wird durch den Wasserstoffstrom beseitigt, die Stäbe schrumpfen zusammen und werden viel fester. Hierauf werden die Stäbe in einer grossen, mit Wasserstoff gefüllten Flasche lotrecht befestigt, und es wird ein Wechselstrom von 1400 A. zehn Minuten lang durch die Stäbe geleitet. Während des Stromdurchganges befinden sich die Wolframstäbe in glänzender Weissglut und sintern zu dichten, harten Stäben zusammen, die bei gewöhnlicher Zimmertemperatur zerbrechlich sind. Den Gegenstand der Erfindung bildet die Bearbeitung, welche die Form des Körpers durch Walzen, Ziehen oder Hämmern in gleichmässige, sehr feste Drähte umwandelt, deren molekulare Eigenschaften von dem ursprünglich kristallinischen Zustande sehr verschieden sind, so dass das Metall bei gewöhnlicher Temperatur ziehbar ist. Die Bearbeitung beginnt mit dem Walzen oder Hämmern und endet mit dem Ziehen, wobei das Metall in erhitztem Zustande den Bearbeitungsmechanismen zuzuführen ist. Die Hammerwerke, wie sie in der Nähnadelfabrikation bekannt sind, bestehen im wesentlichen aus zwei um den eingeführten, erhitzten Draht rotierenden, in Gleitbahnen geführten Hämmerchen, die bei der schnellen Rotation an einem System von Rollen vorbei von diesen auf den Draht geschlagen werden. Die hohe Schlaggeschwindigkeit (4000 in der Minute) bewirkt eine energische Durcharbeitung und Streckung des Materials. Die Bearbeitung eines quadratischen Stabes von 10 mm Seitenlänge bis 1,5 mm im Hammerwerk genügt, um Wolfram in den ziehbaren Zustand überzuführen, so dass der Draht bei Zimmertemperatur gebogen werden kann. Die ursprünglich kristallinische Struktur des gesinterten Stabes zeigt bei Unterbrechung des Hammerprozesses zunächst einen glasigen oder muschligen Bruch und weist schliesslich eine längsfasrige Beschaffenheit auf.

Die vorstehend beschriebenen Verfahren erläuterten den Hergang bei der Umwandlung des spröden Wolframmetalls in einen ziehbaren Körper mit und ohne Anwendung eines Hilfsmetalles. Im folgenden soll das Ziehverfahren des Wolframs zu feinsten Drähten, wie sie in der Glühlampentechnik Verwendung finden, beschrieben werden. Dem Ziehen geht das Anspitzen des Drahtes vorauf, das die Einführung in die Ziehdüse ermöglicht; es folgt das Schmieren des Drahtes vor Eintritt in die Ziehdüse, einige dieser Verfahren seien hier genannt.

Das Anspitzen der feinen Wolframdrähte auf mechanischem Wege durch Feilen oder Schleifen ist mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, um so mehr, als die anzuspitzenden Enden eine konische Form haben müssen. Nachstehend sei je eine chemische und elektrolytische Anspitzmethode beschrieben:

Nach dem Verfahren der Julius Pintsch A.-G. wird das Drahtende über einer Bunsenflamme erhitzt, bis die erwärmte Oberfläche sich mit einer Oxydhaut überzogen hat; nach dem Abstreifen der Oxydrückstände ist der Durchmesser des Drahtes je nach der Glühdauer verringert. Wird die Glühdauer von der äussersten Spitze des Drahtes aus allmählich verkürzt, so entsteht ein konisches Drahtende, wie es aus Gründen der Festigkeit für das Ziehverfahren erwünscht ist. Das Anspitzen kann ebenso durch elektrische Erwärmung erfolgen, die Erwärmung kann auch im laufenden Draht vorgenommen werden, so dass man zwei Drähte mit angespitzten Enden erhält, wenn man an der am meisten oxydierten Stelle durchschneidet.

Nach dem Anspitzverfahren der Westinghouse Metal Filament Lamp Co. wird das anzuspitzende Drahtende als Kathode gegenüber einer als Anode dienenden Metallplatte an einen Elektrolyten gebracht und durch Anwendung sehr hoher Stromdichte, die ein hohes Erhitzen bzw. Erglühen des eingetauchten Drahtendes zur Folge hat, in die gewünschte Form gebracht. Das Verfahren beruht anscheinend auf einer kathodischen Zerstäubung des in das Bad getauchten Drahtendes. Auf diese Weise kann ein Wolframdraht von etwa 0,03 mm Dicke in verdünnter Schwefelsäure bei 25—30 A. Stromdichte auf 1 mm² in 2—5 Sekunden angespitzt werden.

Beim Ziehen der harten Wolframdrähte unterliegen die Profile der Ziehsteine starker Abnutzung; so wurde festgestellt, dass das Metergewicht des Fadens auf 1000 m Länge um 25—120% zunahm. Da die feinsten Kaliber der Ziehsteine naturgemäss besonders kostspielig sind, so ist auf die Erhaltung der Ziehsteine grösste Sorgfalt zu verwenden; die Mittel hierzu bieten die verschiedenen Schmierverfahren, von denen einige beschrieben seien:

Bei dem hohen Druck, den die Düse auf den zu ziehenden Draht ausübt, werden gewöhnliche Schmiermittel wie Fette die Düse nicht passieren, die Schmiere würde vielmehr vor der Eintrittsöffnung abgestreift werden. Nach dem Verfahren der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft wird feinverteilter Graphit verwendet, der in Wasser, Öl oder anderen Flüssigkeiten suspendiert ist, solche Suspensionen in Wasser oder Öl sind im Handel unter dem Namen „Aqua-dag" bzw. „Oil-dag" erhältlich. Bei Anwendung der wässerigen Suspension wird ein Zusatz von etwa 10% Ammoniumsulfid empfohlen, dem selbst eine gewisse Schmierfähigkeit zukommt. Das Schmiermittel soll die Konsistenz einer dünnen Salbe haben, sie befindet sich in einem Gefäss, durch das der Draht vor dem Ziehen geführt wird, zweckmässig wird der Faden durch einen Baumwollpfropfen geleitet, der das Schmiermittel im Überschuss enthält. Unmittelbar vor dem Eintritt in das Schmiermittel wird der Draht durch

Digitized by Google

eine Gasflamme geführt und auf Rotglut erhitzt, auf diese Weise gerät das Schmiermittel selbst ins Sieden und brennt in den Draht ein, der, so behandelt, mit einem glänzend schwarzen, festhaftenden Überzug die Düse passiert, ja ohne Erneuerung der Schmiere durch eine grosse Anzahl von Ziehdüsen hindurchgehen kann. Um den diesem Verfahren anhaftenden Mangel zu beheben, der in der Aufbringung eines Fremdkörpers auf den gezogenen Draht besteht, wendet die A. E.-G. nach einem ihr geschützten Verfahren Wolframverbindungen in Suspension an, welche sich beim Glühen zersetzen und auf dem Draht nur Wolfram als festen Bestandteil zurücklassen. Als geeignete Wolframverbindung kommt für diesen Zweck Wolframsulfid (WS_2) in Betracht, das in Form eines weichen Pulvers bzw. feiner, weicher, graphitähnlicher Kristalle erhalten werden kann.

Entgegengesetzt dem soeben beschriebenen Verfahren erreicht die N. V. Philips Metall-Glühlampenfabrik in Eindhoven ihren Zweck nach der Kältemethode. Das Schmieren der Drähte erfolgt bei stark erniedrigter Temperatur, indem das Schmiermittel durch Kohlensäure, Äther oder flüssige Luft abgekühlt und der Draht vor Eintritt in das Zieheisen durch die Schmiere hindurchgeleitet wird. Anscheinend verursacht die Viskosität des Schmiermittels infolge der starken Abkühlung ein besseres Haften auf dem Draht während des Durchganges durch die Ziehsteine.

Nachdem der Draht das Walzwerk oder die Hämmermaschine mit einem Durchmesser von etwa 0,9 mm verlassen hat, in die er als Stab von 10 mm Stärke eingeführt wurde, wird der angespitzte und geschmierte Draht in den Drahtzug, dessen wesentlichste Bestandteile der Ziehstein und die Ziehzange sind, eingeführt. Nach dem oben angeführten Verfahren der A. E.-G. kann für die stärkeren Drähte Schnellaufstahl, der eine Erhitzung auf Rotglut verträgt, verwendet werden, doch sind Diamantziehsteine in jedem Falle zu bevorzugen. Die Düsen sollen besonders an der Eintrittsstelle des Drahtes gut abgerundet sein. Da durch Erhitzen der Ziehprozess bedeutend erleichtert wird, so werden die Düsen durch Gas oder Elektrizität erwärmt; auch der Draht wird vor Eintritt in die Düse durch eine geeignete Wärmequelle erhitzt. Die Temperatur soll beim Ziehen von Durchmessern zwischen 0,65 und 0,45 mm 600—650° C, bis zu 0,25 mm 500° C, darunter 400° C betragen. Die im Profil aufeinanderfolgenden Düsen sind aufs feinste abgestuft; so nehmen die Düsen bei einer Querschnittsverringerung von 0,65 mm Durchmesser auf 0,35 mm Durchmesser um je 0,0125 mm ab, zwischen 0,35—0,1 mm um je 0,006 mm, von 0,1—0,075 mm um je 0,003 mm, von 0,075—0,0375 mm um je 0,0025 mm, von 0,0375 bis 0,025 mm und darunter um je 0,00125 mm. Ein bis 0,18 mm gezogener Wolframdraht kann, ohne zu brechen, bei Zimmertemperatur um den Finger gewickelt werden, bei Fortsetzung des Ziehprozesses wird der Draht immer geschmeidiger, bis er bei etwa 0,1 mm in jedem Sinne ziehbar ist, so dass er auch bei Zimmertemperatur durch Düsen gezogen werden kann. Der auf diese Weise erhaltene Wolframdraht besitzt eine Zugfestigkeit von 420—460 kg/mm², ist elastisch, unmagnetisch und wird chemisch nicht leicht angegriffen.

Beim Drahtziehen von feinsten Durchmessern von etwa 0,02 mm an abwärts verursacht das Anspitzen und Einfädeln der Drähte bedeutende Schwierigkeiten, auch die Erzeugung so feiner Ziehdüsen von genauem Kaliber ist sehr schwierig, es wird daher empfohlen, bei Drähten von geringsten Querschnitten das mechanische Verfahren zu verlassen und die gewünschte Querschnittsverringerung auf elektrochemischem Wege zu erreichen, womit nach einem Verfahren von Burgstaller & Schwarzkopf zugleich eine Reinigung von den festhaftenden Schmiermitteln verbunden wird. Der Reinigungs- und Verjüngungsprozess vollzieht sich nach diesem Verfahren in mehreren Bädern, in deren erstem der Draht oxydiert wird, während im zweiten eine Reduktionswirkung eintritt. Das Verfahren gestaltet sich bei Anwendung von zwei Bädern wie folgt:

Der Wolframdraht wird auf isolierten Rollen laufend zunächst in ein mit verdünnter Kalilauge gefülltes Gefäss eingeführt, sodann, wiederum über isolierten Rollen laufend, in ein Bad geleitet, das mit etwas verdünnter Schwefelsäure angesäuertes Wasser enthält. In das erste Gefäss taucht eine Eisenelektrode, in das zweite eine Platinelektrode. Werden Eisen- und Platinelektroden mit einer Stromquelle verbunden, so stellt der Draht die leitende Verbindung zwischen den beiden Gefässen bzw. den beiden Elektroden her, wobei das Stück des Drahtes in dem mit Kalilauge gefüllten Gefäss als Gegenpol zu der Eisenelektrode, das Drahtstück in dem mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Gefäss als Gegenpol der Platinelektrode wirkt. In beiden Bädern findet eine Zersetzung des Wassers in Sauerstoff und Wasserstoff statt, wobei sich der Wasserstoff an der Kathode, der Sauerstoff an der Anode ausscheidet. Die alkalische Flüssigkeit des ersten Bades bewirkt nun eine Oxydation des Drahtes, während die Säure im zweiten Bade die reduzierende Wirkung hervorruft. Die beschriebene Anordnung führt das gewünschte Ergebnis herbei, wenn man die als Beispiel gewählte Eisenelektrode in dem ersten Gefäss als Kathode an die Stromquelle anschliesst, die Platinelektrode im zweiten Bade als Anode. Das Verfahren wird bis zum gewünschten Erfolge fortgesetzt. Nach Beseitigung der aufgelockerten Hülle und Wiederholung der Operation lässt sich eine sehr gleichmässige Querschnittsverringerung erzielen.

Es ist schliesslich noch auf das eigentümliche Verhalten der gezogenen Wolframdrähte in den Lampen beim Betriebe mit Wechselstrom hinzuweisen. Unter dem Einfluss des Wechselstromes zeigen die Wolframdrähte eine sehr ungünstige Strukturveränderung, wie dies übrigens auch bei Tantalfäden der Fall ist. Es treten seitliche Verschiebungen der einzelnen Moleküle zur Achse des Fadens auf, so dass nur noch eine punktförmige Berührung der einzelnen Abschnitte des Leuchtkörpers stattfindet. Diese schachtelhalmartigen Strukturänderungen, welche wahrscheinlich auf die durch den Wechselstrom hervorgerufenen Erschütterungen zurückzuführen sind, verursachen ein frühzeitiges Brechen der Drähte. Die Auer-Gesellschaft gibt einige Mittel zur Behebung dieser Übelstände an, worüber folgendes bemerkt sei:

Es hat sich gezeigt, dass ein Phosphorgehalt von 0,02 % die charakteristische Wechselstromstruktur des Wolframdrahtes beseitigt, ohne die Ziehbarkeit des Drahtes herabzusetzen, ein höherer Phosphorgehalt würde allerdings die Ziehbarkeit beeinträchtigen. Nach einem zweiten Verfahren werden Kalk- oder Calciumverbindungen, welche leicht in Calciumoxyd übergehen, dem Ausgangsmaterial hinzugesetzt. Als Beispiel sei eine Mischung nach dem Hilfsmetallverfahren herangezogen: Zu einer Mischung von etwa 8 % Nickeloxyd und etwa 92 % Wolframmetall wird eine verdünnte Lösung einer Calciumverbindung hinzugesetzt. Nach vollständigem Trocknen wird die Mischung mit Wasserstoff reduziert, und es werden Stäbe, wie oben beschrieben, durch Zusammensintern gebildet. Nachdem schliesslich das Hilfsmetall durch Erhitzen ausgetrieben worden ist, bleibt ein calciumoxydhaltiger Wolframdraht zurück, der sich gegen Wechselstrom unempfindlich zeigt.

Digitized by Google

Die Parade der keramischen Industrie.

(Fortsetzung.)

IV. Zehscherzer-Kunstporzellane, Rehau in Beyern.

Die Porzellankunst wurde von jeher, besonders in den Zeiten regen geistigen und kulturellen Lebens gepflegt. Kultur im höchsten Sinne des Wortes bedeutet verinnerlichtes geistiges und künstlerisches Leben und Erleben und braucht nicht, wie man gemeinhin unter Verwechslung der Begriffe annimmt, mit Zivilisation oder gar technischem Fortschritt identisch zu sein. Die weltberühmten Manufakturen von Meissen, Berlin, Nymphenburg, Fürstenberg und Sèvres, um nur die bedeutendsten zu nennen, entstanden zu einer Zeit, als ein klaffender Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten bestand, als wirkliche Bildung und Kunst nur ein Gemeingut weniger war und die Ideen der Humanität, die sich auch der niederen Klassen annahm, eben erst anfingen, Wurzel zu schlagen. Demzufolge war auch jene alte Porzellankunst, zu deren Erzeugnissen wir Nachfahren mit Bewunderung emporblicken, mehr ein Privileg der Höfe und führenden Schichten, und ihre bis ins Raffinierte gesteigerten Ausdrucksformen wären auch bei dem damaligen Stande der Volksbildung von der breiten Masse der Bevölkerung überhaupt nicht verstanden worden. Das ist jetzt anders geworden. Mit dem zunehmenden Kunstverständnis, das in dem Deutschland der letzten zwanzig Jahre dank der Arbeit des Dürer- und des Werkbundes erfreuliche Fortschritte gemacht hat, wandten sich immer weitere Kreise, zumal auch der Wohlstand gestiegen war, den Erzeugnissen der Porzellankunst zu. Und diese kulturelle Aufgabe der Porzellankunst ist heute nach dem verlorenen Kriege und nach den Stürmen der Revolution dringlicher denn je. Es gilt, das deutsche Volk von der politischen Unrast und Unzufriedenheit zur Verinnerlichung zurückzuführen, und neben guten Büchern, die wirkliche Bildung übermitteln, und Bildschmuck, der das Heim behaglich macht, ist dazu, wie keine Kunst sonst, die Porzellankunst geeignet, die als Kleinkunst und angewandte Kunst vermöge ihrer Ausdrucksmittel und Wirkungen in bestem Sinne künstlerische Empfindungen auszulösen imstande ist. Voraussetzung ist natürlich, dass die Fabrikation auch den höchsten künstlerischen und technischen Anforderungen gerecht wird und schlechthin Vollendetes liefert. Diese Bezeichnung verdienen die Kunsterzeugnisse der bekannten Porzellanfabrik Zeh, Scherzer & Co., A.-G Rehau in Bayern, die sich schon wegen ihrer Gebrauchs- und Luxusporzellane von jeher in Fachkreisen und beim kaufenden Publikum eines anerkannten Rufes erfreute, in vollstem Umfange.

Die neue, erst im vorigen Jahre gegründete Kunstabteilung der Firma knüpft an die besten Traditionen der älteren Porzellankunst an und stellt sich deren vorbildlichen Erzeugnissen ebenbürtig an die Seite. Dabei sind die Zehscherzer Kunstporzellane, was Entwurf, Modellierung und Farbengebung anlangt, durchaus eigenwüchsig, ohne irgendwie auf Nachahmung angewiesen zu sein. Im Gegenteil, die Firma ist bestrebt, nur solche Künstler in ihren Dienst zu ziehen, die für andere Porzellanfabriken nicht tätig sind, so dass ihrer künstlerischen Fabrikation wirkliche Originalität gesichert ist. Die Firma führt auch für ihre Kunstabteilung eine besondere Fabrikmarke, und man kann überzeugt sein, dass die Zehscherzer Marke, ein springendes Reh zwischen zwei Tannen, sich bei allen Liebhabern und wirklichen Kennern für hoch qualifiziertes Kunstporzellan einer immer steigenden und dauernden Beliebtheit erfreuen wird.

Höchst eigenartig in Entwurf und Aufbau erscheint eine ziemlich umfangreiche, 34 cm hohe Plastik von Professor Heilmaier, Lehrer an der Kunstgewerbeschule Nürnberg: „Mariandl". Ein kleines Mädchen schaukelt sich ernsthaft und doch voll jauchzender Lust, wie es eben nur Kinder beim Spielen tun können, auf einem Ziegenbock. Äusserst wirkungsvoll ist der Augenblick festgehalten, wo infolge der Schaukelbewegung der vordere Teil der Gruppe sich hebt. Die weit auf den Nacken des Tieres herunter gebogenen mächtigen Hörner harmonieren sehr glücklich mit den runden Kufen, auf denen es schaukelt, und verleihen im Verein mit der sich kräftig nach hinten reckenden Gestalt der kleinen Reiterin dem Ganzen eine architektonische, in gewissem Sinne monumentale Wirkung. Das blendend weisse Fell des Tieres, seine matt vergoldeten Hörner, das Gelb der breiten Kufenflächen, sowie das Blau der Kleidung des Mädchens bilden eine förmliche Farbensymphonie. Das Stück ist mit so viel Liebe modelliert, so aus dem Leben gegriffen und so fein durchgeführt, dass man wohl nicht fehl geht, in „Mariandl" das Töchterchen des Künstlers zu erblicken, das ihn zu dieser Kunstleistung begeistert hat. Von diesem Modell wird auch eine Variante in der Farbengebung, bei der das Rot dominiert, hergestellt, die gleichfalls viel Anklang finden dürfte.

Hat hier das kindliche Spiel seinen künstlerischen Ausdruck gefunden, so verkörpert eine andere Reiterin, die auf einem Stier sitzt, ein weitaus anderes Motiv. Der Künstler, Bildhauer Amereller, hat seine Gruppe „Sehnsucht" genannt. Es ist eine Variation des uralten erotischen Themas von Europa und dem Göttervater Jupiter, der sich ihr in Gestalt eines Stieres genaht hat. In rasendem Lauf, mit gesenktem Kopf jagt der mächtige, in seiner lebendigen Kraft ganz meisterhaft modellierte Stier mit seiner holden Beute davon, die aber keine Furcht zeigt, sondern mit verlorenem Blick sehnsüchtig in die Ferne schaut.

Von Amereller stammt auch die „Bajazzogruppe". Bajazzo im geblümten Clowngewand folgt hochmütig-frech der Colombine, die aber augenscheinlich wenig von ihm wissen will. Sehr wirkungsvoll sind bei dieser Gruppe die Farbenkontraste, die sich aus der bunten Kleidung beider Personen ergeben. Den Gegensatz zum „Bajazzo" bildet der „Freier" desselben Künstlers. Ein fein komisch aufgefasster Jüngling mit lockigem, gescheiteltem Haar in Biedermeiertracht — blaue Jacke, gelbe Weste, graue Hose — nähert sich, eine Rose in der Hand haltend, schüchtern seiner Angebeteten, die ihm die Hand zum ewigen Bunde reichen soll. Sehr vornehm in Auffassung und Farbengebung sind auch ein Paar Gegenstücke Amerellers, „Dame mit Fächer" und „Dame mit Strauss", beide im historischen Kostüm.

Mehr das künstlerisch Groteske bringen die Modelle von Professor Drexler-München zum Ausdruck. Sein „Münchener Kindl" zeichnet sich durch den Reiz der Farbengebung — gelb-schwarz — aus und dürfte schon wegen des Sujets, das sich beim Publikum von jeher grosser Beliebtheit erfreute, viele Käufer finden. Ist das „Münchener Kindl" das Wahrzeichen der Bierstadt München, so führt uns die „Winzerin" desselben Künstlers an die sonnigen Ufer des Rheins zur Zeit der Rebenernte. Die gesucht bäuerische Plumpheit der Figur, der treuherzig beschränkte Gesichtsausdruck erinnern an mittelalterlich primitive Darstellungen. Auch hier ist die Farben-

Digitized by Google

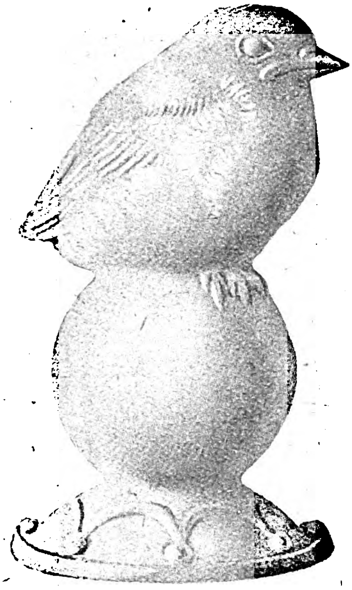


Abb. 77. Kücken.

zusammenstellung, die sich aus der Kleidung und dem Früchtekorb der Trägerin ergibt, in seltenem Masse fesselnd. In das klassische Altertum führt uns Professor Drexler mit seinem „Faun", der auf dem rechten, hoch erhobenen Arm, von dem Trauben und Weinlaub herunterhängen, einen Papagei hält und nach ihm emporblickt. Diese Plastik atmet Böcklinschen Geist; bemerkenswert ist auch die feine, naturalistische Modellierung des nackten Oberkörpers, während die Bocksbeine daran erinnern, dass wir hier jenes Fabelwesen vor uns haben, von dem das „faunische Lächeln" stammt. Den Gipfel der künstlerischen Groteske erreicht Drexler mit seinem „Glücksschwein". Eine Putte mit einem Glückshorn, dem Blumen entquellen, sitzt auf einem karikaturistisch modellierten, geflügelten Schwein, das von einem mit vierblättrigem Klee dekorierten Unterbau getragen wird.

Das Gebiet der Tierplastiken ist reich bestellt. Ein gewaltiger, den Brunftschrei ausstossender „Vierzehnender", dessen mächtiges Geweih den Traum jedes Jägers bildet, sowie ein balzender „Auerhahn" führen in die deutschen Wälder. Der Künstler, M. Fritzsche-Leipzig, hat beide stolze Vertreter der hohen Jagd mit glücklichem Griff in ihrem Liebesrausch festgehalten.

Eine neue Erscheinung in der Tierplastik ist der Münchener Bildhauer Hans Ischinger, dessen Modelle sich durch eine geradezu wunderbare und natürliche Linienführung auszeichnen. Seine „Gruppe Vögel" — im Gezweig sitzende Junge, die sich von der Alten füttern lassen — ist mit vollendeter Naturtreue wiedergegeben, ebenso einzelne kleine Waldvögel — Gimpel —, deren Farbenkleid in moderner Pointilleur-Malerei gehalten ist. Auf den ersten Blick befremdet dieses Verfahren, das aber bei entfernterer Betrachtung, wenn für das Auge die Farben wieder zusammenfliessen, von um so eindrucksvollerer Wirkung ist. Auch ein eben ausgekrochenes „Kücken", das in drolliger Natürlichkeit auf einem Ei als Unterbau sitzt, ebenso seine „Mäuse", die in allen möglichen Stellungen wiedergegeben sind, zeigen Ischingers Künstlerschaft, der bei seinen „Froschkönigen" die Natur verlässt und Fabelwesen bildet — mit der Krone auf dem Haupt —, die glotzenden Auges vor sich hinstarren.

Die Tier- und Vogelkollektionen der Firma sind überhaupt selten reichhaltig. Ein majestätisch ruhender, aus klugen Augen blickender Neufundländer stammt im Entwurf vom Bildhauer Billmann. In das tropische Afrika führt uns die Plastik einer „Meerkatze", die im Baumgeäst, auf allen vieren sitzend, das von fächerartigem, vergoldetem Backenbart umrahmte Gesicht dem Beschauer zuwendet. In exotischer Farbenpracht — vorwiegend alle Töne des Blau und Gelb — prangen phantastisch anmutende „Nashornvögel", die auf reifer, gelb-roter Ananasfrucht sitzend, gierig auf diese lospicken. Beide Modelle stammen von der Kunstschule Nürnberg.

Bemerkenswert ist auch der „Papagei" — Modell von Billmann —, der in der für diese Vogelart charakteristischen lauschenden Haltung der Natur nachgebildet ist. Die Farbengebung ist weiss, mit leichter Tönung des Gefieders, während Schnabel und Krallen vergoldet sind.

Eine ganze Anzahl weiterer Vogeldarstellungen zeigt diese einfache Farbengebung Weiss und Gold — letzteres vorzugsweise für Schnabel und Krallen. Grundsätzlich kann man wohl darüber sagen, dass der Verzicht auf die Buntheit Sache des individuellen Geschmacks ist, und dass die Farbengebung Weiss-Gold in jedem Falle trotz oder vielmehr wegen der Einfachheit vornehm dekorativ wirkt und zu jeder Tapete, zu jeder Holzart, kurz zu jedem Hintergrund und in jede Umgebung passt und infolge der leuchtenden Weisse, die noch durch das Lichterspiel der Glasur gehoben wird, stets einen belebend dekorativen Mittelpunkt bildet. Anderseits hiesse es aber gerade die Porzellankunst um ein gut Teil ihrer Wirkung bringen, wenn die Fabrikation auf die bunten Farbeneffekte verzichten wollte. Aus diesem Grunde stellen auch Zeh, Scherzer & Co. ihre Stücke zum grossen Teil weiss und farbig her und überlassen den Käufern die Wahl. Fraglos wirkt die Buntheit, namentlich bei Tier- und Vogelplastiken, naturalistischer, ja sie kann auch phantastisch wirken, wenn in künstlerischer Freiheit über die Natur hinaus die Farbeneffekte noch gesteigert werden. Es gibt eine Reihe heimischer Vögel, die schon bunt genug sind, so der „Nusshäher", der bekanntlich zu den farbenprächtigsten Bewohnern des deutschen Waldes gehört. Bei einigen Exemplaren dieser Kollektion ist nun das schlichte Braun des Rückengefieders in schwarzblauen Glanz verwandelt worden, nicht zum Schaden der Wirkung, die förmlich zauberhaft ist. Die Entwürfe für diese Gruppe der „Nusshäher" stammen aus den Werkstätten der Firma selbst, ebenso wie die der „Enten" und „Eisvögel". Der Ente, die sich in den letzten Jahren bei unseren Tiermalern wegen der Buntheit ihres Gefieders und der Drolligkeit ihrer Erscheinung immer grösserer Beliebtheit erfreute, ist nun auch in der Porzellankunst eine Heimstätte geworden. Zierlicher und seltsamer wirkt die Kollektion der „Eisvögel". Wie wenige haben schon in der Natur diesen scheuen Gast unserer heimischen Gewässer gesehen! Hier sitzt der kleine Kerl mit seinem dicken Kopf, dem langen Schnabel und kurzen Stummelschwanz, förmlich gefroren

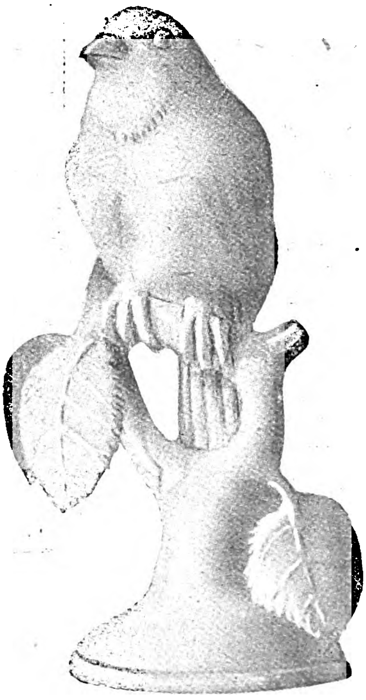


Abb. 78. Gimpel.

Digitized by Google

zu eisiger Würde, auf seinem Podest — ein Bild der Komik in der Natur —, so dass es erklärlich ist, dass gerade er auf den Leipziger Messen als Schlager wirkte. Das Stück wird nicht nur in den natürlichen prächtigen Farben — bläulich und rot gesprenkelt — sowie in Weiss-Gold, sondern auch einfarbig in tiefem, sattem Granadinrot geliefert, wobei es unter Bezugnahme auf die vorstehenden Ausführungen über die Farben in der Natur und das Recht der Kunst, sie nach Belieben zu verwenden, überflüssig ist, zu betonen, dass es weisse oder granadinrote Eisvögel nicht gibt.

Ein im besten Sinne dekoratives Stück ist auch die Gruppe der „Papageitaucher“ — Modell Fachschule Selb —, die infolge ihres breiten Schnabels und der Schwimmhäute die Verwendung reichlicher Vergoldung ermöglichen.

Prächtig in ihrer ernsten Würde und der Geschlossenheit ihrer Formen wirkt die Kollektion der „Eulen“ — Entwurf von W. Veit, Lehrer an der Fachschule Selb. In Lebensgrösse, mit blendend weissem Gefieder, die Augen golden mit schwarzer Pupille, den Federkranz um die Augen leicht mit Gold getönt, tiefschwarz die mächtigen Krallen —, so sitzen sie da auf gelb-schwarzem, weinlaubumkränztem, reich ornamentiertem Sockel.

Das Vogelsujet hat W. Veit auch bei dreien seiner Tafelaufsätze mit dekorativ glücklichstem Gelingen verwandt. In der Mitte einer Fruchtschale sitzt auf aus ihr herausragendem Podest ein sich schnäbelndes Papageienpärchen. Während die Entwürfe „Dietfrieda“ und „Dietgard“ ein verhältnismässig einfaches Randornament zeigen, ist dieses bei dem Modell „Dietgrimm“ zu reichster Blumenbuntheit gesteigert. Der vierte Tafelaufsatz „Dietmund“ zeigt durchbrochenen, vergoldeten Rand und ebensolchen Unterbau, während die Papageien durch eine Putte, die vergoldetes Weinlaub und Trauben trägt, ersetzt sind. Diese Tafelaufsätze werden, weil sie eine selten glückliche Verbindung von Gebrauchs- und Kunstporzellan darstellen und der vornehmsten Tafel zur Zierde gereichen, sich grosser Nachfrage erfreuen.

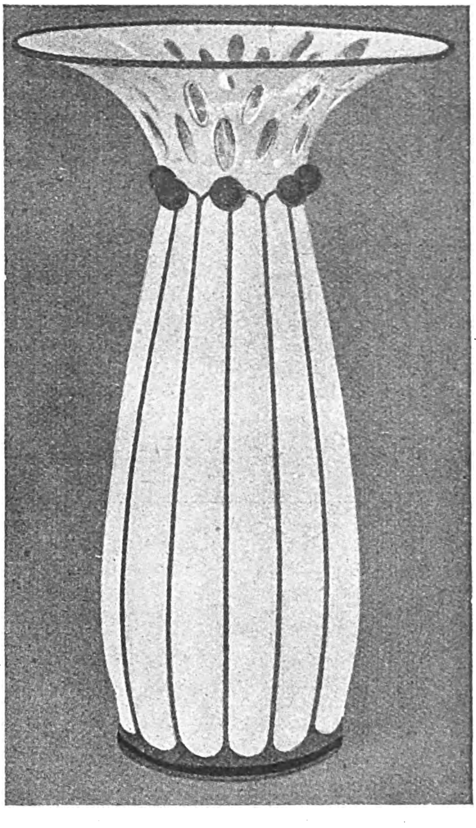


Abb. 79. Adeltrud.

Von der rein figürlichen zur mehr angewandten Kunst führen auch die Vasenmodelle Veits, die sich, was gerade auf diesem Gebiete sehr schwer ist, durch wirkliche Originalität auszeichnen. Seine Erfindungsgabe ist geradezu bewundernswert. Den Vasenformen „Adeltrud“, „Bathilde“, „Clotilde“, „Clotwiga“, „Dagmara“ und „Dankrada“ ist das vertikal und tiefgerillte Unterstück gemeinsam, das sich bei der Kollektion „Adeltrud“ kolbenförmig nach oben verjüngt, von einem schwarzen oder blauen Knopfornament abgeschlossen und von breit ausladendem, durchbrochenem Randstück gekrönt wird. Bei der Kollektion „Bathilde“ ist die Vasenform kürbisartig bauchig, das Aufsatzstück fehlt, wodurch die Vase etwas Massives, Geschlossenes erhält. Bei Form „Clotilde“ wächst das Aufsatzstück gewissermassen als Blüte aus einer Samenfrucht hoch empor, und vergoldete Blattornamente deuten auf diesen Entstehungsprozess in der Phantasie des Künstlers hin. Die Form „Clotwiga“ gleicht ihrer soeben beschriebenen Vorgängerin, nur dass das Aufsatzstück um ein Bedeutendes kürzer ist, wodurch die ganze Form gedrungener wirkt. Auch die Vasen „Dagmara“ und „Dankrada“, deren runder Unterbau aus drei übereinander gelagerten, sich nach oben verjüngenden Teilen besteht und mit netzartigem, vergoldetem Ornament verziert ist, unterscheiden sich nur durch die Höhe des Aufsatzstückes, das bei „Dankrada“ bedeutend kürzer ist. Verhältnismässig einfach wirkt die Kollektion „Drudhild“, deren Unterbau gleichfalls aus drei übereinanderliegenden, aber durch farbige Linien scharf getrennten runden Teilen besteht, während das Aufsatzstück sich leise nach oben verjüngt. Der Reiz dieser Vase liegt vor allem in der Farbengebung. Das Gelb des Aufsatzstückes tritt zu dem Weiss des Unterbaus, das durch schlitzartige, blaue Bemalung belebt wird, in äusserst wirkungsvollen Gegensatz.

Ungleich reichhaltiger und phantastischer wirken die Kollektionen „Edelfrieda“ und „Egmara“. Während „Edelfrieda“ im Aufbau horizontal gegliedert ist und jeder der vier Teile verschiedene Farben trägt — grün, weiss mit Streublumen, gelb und grün —, zeigt die Vasenform „Egmara“ wieder den kürbisartig bauchigen, sich nach oben verjüngenden Unterbau. Beide Vasenformen sind in Zweidrittel der Höhe mit reichem stilisierten vergoldeten Fruchtornament versehen, über dem bei „Egmara“ ein breites Blumenband, das vorwiegend aus roten Rosen besteht, liegt. Die Vasenformen „Elfruna“ und „Ebergard“ sind Variationen der vorhergehenden, nur dass aus dem breiten Band des Blumenornaments vier füllhornartige, goldgestreifte, besondere Aufsatzstücke herauswachsen, wodurch eine seltsam eigenartige Wirkung erzielt wird.

Das Schaffen ihrer Künstlerschar unterstützt die Leitung der Zeh, Scherzer & Co. A.-G. dadurch, dass sie ihren Entwürfen eine in jeder Hinsicht vollendete technische Ausführung zukommen lässt. Die Modellierung, der Brand, die Malerei und vor allem die Glasur werden denkbar höchsten Ansprüchen gerecht, so dass aus diesem verständnisvollen Zusammenwirken von Kunst und technischer Ausführung Kunstwerke hervorgehen, die diesen Namen mit Recht tragen und von bleibendem Werte sind. Dem Liebhaber von Kunstporzellan wird kein Kitsch, nichts Gekünsteltes geboten, sondern Fabrikate, die auch in ihren kleineren Abmessungen keinen nippesartigen Charakter tragen,

Digitized by Google

sondern vor dem Auge der schärfsten Kunstkritik bestehen. Es ist deshalb zu erwarten, dass die Zehscherzer-Marke immer mehr Eingang nicht nur bei Kennern wirklicher Porzellankunst finden wird, sondern auch in weiteren Kreisen. Sie ist dazu bestimmt, kulturfördernd zu wirken, und jede Förderung der Kultur tut uns nach diesem Kriege, der so viel gerade auf diesem Gebiete zerstörte und eine sittliche und politische Verwilderung ohnegleichen im Gefolge hatte, doppelt not.

Dr. E. H.

Zur Kritik der Danziger Messe.

Von E. Trott-Helge, Misdroy, Ostsee.

Nach Veranstaltung der ersten Danziger Frühjahrsmesse ist es zweckmässig, sie sowohl ihrer Bedeutung und künftigen Daseinsberechtigung nach zu würdigen, als im Zusammenhang damit die Zukunftsentwicklung des jungen Freistaates nach den gegebenen Möglichkeiten hin zu erwägen.

Meinungsäusserungen über die Gefahren der Zersplitterungen des deutschen Messewesens stehen augenblicklich im Mittelpunkte der brennenden wirtschaftlichen Fragen. Ein Reichsmesseamt ist im Entstehen, eine Reichskonferenz hat stattgefunden, auf der allerdings abschliessende Klarheit nicht gewonnen wurde. Vielmehr ergaben die Verhandlungen, dass jeder deutsche Platz, der in letzter Zeit eine Messe geschaffen hat — Breslau, Frankfurt, Köln, Königsberg —, auf seinem Standpunkt beharrt, die Daseinsberechtigung der lokalen Messen betont und in Abrede stellt, dass man sich gegen Leipzig wenden wolle; vielmehr handle es sich in jedem Falle um die Ausnützung spezieller Vorteile, um die Erfassung eines besonderen Gebietes, dessen Konsumenten gerade jetzt im Zeichen der allgemeinen Verkehrsteuerung einen näher gelegenen Platz sehr viel leichter besuchen könnten, als einen entfernteren. Wie gesagt, die Meinungen scheiden sich noch immer in zwei Lager. Die letzte Klärung steht aus.

Was Danzig anbetrifft, so hat man sich, nachdem ursprünglich auch bezüglich dieses Platzes von einer Zersplitterung des deutschen Messewesens gesprochen worden war, mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass dieser Platz aus dem Bereich des deutschen Messeinteresses endgültig ausgeschieden ist. Eindringlicher als alle ins Feld geführten Theorien spricht die Praxis: die Schwierigkeiten bei der Einreise nach Danzig, die Pass- und Grenzkontrollen, die ungeklärte Währungsfrage, die Erklärung Danzigs als Zollausland. Alles das hämmert auch dem Optimisten mit rücksichtsloser Deutlichkeit die Erkenntnis ein, dass Danzig und sein Gebiet ausserhalb Deutschlands liegen. Und wer in Danzig selbst geweilt hat, der nimmt diesen Eindruck auf Schritt und Tritt in sich auf. Darüber wird weiter unten noch mancherlei zu sagen sein.

Zunächst zur Messe selbst. Sie wird vom Messeamt der Stadt Danzig veranstaltet. Ihre Vorbereitung hat dem Magistrate Kosten von etwa $1\,^1/_2$ Millionen Mark auferlegt. Sie hat ihn aber auch vor Schwierigkeiten gestellt, die so mannigfach und gewichtig waren, dass das programmässige Stattfinden der Messe zeitweilig, sogar noch in letzter Zeit, ernsthaft in Frage gestellt war. In erster Linie sind es die völlig ungeklärten politischen, wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen gewesen, welche die Messeleitung schwere Befürchtungen hegen liessen. Dann war das Gelände als reichsfiskalisches Gebiet des ehemaligen Korpsbekleidungsamtes mit für die Veranstaltung äusserst geeigneten Baulichkeiten dadurch bedroht, dass ein erheblich höheres englisches Besatzungskontingent erwartet wurde, als tatsächlich zunächst in Danzig eingezogen ist und dieses das alte Korpsbekleidungsamt mit in erster Reihe belegt haben würde. Und doch hat das Messeamt, als es galt, die letzte Entscheidung zu fassen, sich für die Durchführung des bestehenden Planes erklärt, es hat daran festgehalten, selbst inmitten einer Übergangszeit von vollständiger Undurchsichtigkeit, die erste allgemeine Frühjahrsmesse zu veranstalten.

Die Gründe, welche dafür ausschlaggebend waren, betonte Oberbürgermeister Sahm in seiner Eröffnungsrede anlässlich der offiziellen Einweihungsfeier im Ratsweinkeller. Er sprach von dem berufenen Einfahrtstor für den Welthandel nach dem Osten Europas, das Danzig darstelle, von der ehrwürdigen Tradition des Dominiksmarktes, jener Danziger Messe, die in mittelalterlicher Zeit jahrhundertelang den polnischen und russischen Kaufmann nach Danzig geführt hatte. Er schilderte, wie später Danzigs Zugehörigkeit zu Deutschland, seine isolierte Lage im Osten und seine Einbeziehung in die deutschen Zoll- und Verkehrsgebiete die Danziger Messe schliesslich zur Bedeutungslosigkeit verurteilte und wie jetzt, nachdem Danzigs Stellung durch den Friedensvertrag eine völlig andere geworden sei, der junge Freistaat Möglichkeiten finden müsse, um der gefährlichen und drohenden Vereinsamung zu entgehen, statt dessen zu einem Bindegliede nach dem Osten zu werden. Und wenn der Messegedanke in Danzig schon kurz vor dem Weltkriege wieder aufgelebt war, damals aber unfruchtbar bleiben musste, trotzdem die weitblickenden Volkswirtschaftler Danzigs erkannt hatten, dass für seine Industrie, seinen Handel, seinen Verkehr mehr getan werden müsse als bisher, so fand der Keim doch erst fruchtbaren Boden, als Danzigs Geschick durch den Friedensvertrag besiegelt war. Dann allerdings entfaltete er sich kraftvoll. Man sah in der Messe einen starken Grundpfeiler für den wirtschaftlichen Aufbau des Freistaates, man hofft auf Danzigs Zukunft und rechnet damit, dass seine Flagge in nicht allzu ferner Zeit auch auf den Meeren wieder sichtbar sein werde.

Was Oberbürgermeister Sahm in seiner Einweihungsrede ausführte, das fasst eigentlich alles das zusammen, was für die Messe und ihre Berechtigung spricht. Wenigstens in der Theorie. Praktisch haben sich für Danzig und seine Messe noch weitere günstige Momente dadurch ergeben, dass die jetzt beendete erste Veranstaltung tatsächlich ein starker Erfolg gewesen ist. Elfhundert Aussteller, dazu ein Heer von vielen tausend Einkäufern, grosse Umsätze und vor allem eine seltene Anpassungsfähigkeit der Aussteller an die undurchsichtigen Verhältnisse, das sind die Hauptattribute für die erste Frühjahrsmesse. Hatte man erwartet, dass der Zustrom aus dem sich Danzig wieder erschliessenden polnischen Hinterlande gross werden würde, so sind diese Hoffnungen weit übertroffen worden. Polnische Besucher waren beispielsweise im „Haus Osten", dem Sitz der Textilgruppe, weit in der Überzahl. Ähnlich gross war der Zudrang im „Haus Weichsel" mit seinen Möbeln, Hausgeräten, Werkzeugen und wirtschaftlichen Bedarfsartikeln allerart. Auch landwirtschaftliche Maschinen und Geräte wurden von ihnen umlagert. All das entspricht der Tatsache, dass eben in Polen nach reichlich fünf Jahren völliger Isolierung vom ausländischen Einfuhrgeschäfte in Bedarfsartikeln des täglichen Lebens nahezu katastrophaler Mangel herrscht.

Nun muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Einkaufshoffnungen der polnischen Besucher sich nicht restlos erfüllen konnten. Einer primitiven Auffassung vom Wesen der modernen Messe folgend, glaubten sie vielfach sofort greifbare Ware in Danzig anzutreffen. Auf der gleichzeitig stattfindenden, aber

Digitized by Google

nicht nur räumlich, sondern auch durch eine eigene Leitung getrennten Textilmesse des Einkaufsverbands Osten, der dritten Veranstaltung dieser Art in Danzig, fanden sie allerdings greifbare Webwaren und anderes im Werte von etwa 25 Millionen Mark, aber auf der Hauptmesse selbst erfolgte der Verkauf nur gegen Muster. Allerdings sind sämtliche Aussteller in der Lage gewesen, entweder sofort oder in absehbarer Zeit zu liefern, woraus sich ergab, dass mancher seinen Stand schon nach den ersten Tagen verliess, weil er ausverkauft hatte.

Festzustellen ist, dass die deutsche Industrie, die neben Danziger Firmen das Hauptkontingent der Aussteller bildete, den gegebenen Richtlinien folgte und tatsächlich überwiegend Qualitätswaren zeigte, die von der hohen Leistungskraft deutschen Gewerbfleisses nach dem Kriege einen Begriff geben. Hervorragend schöne Gold- und Silberwaren Pforzheimer Fabrikation, hessische und andere Bijouterien in gediegener Ausstattung, Offenbacher Lederwaren in erstklassiger Qualität, Danzigs unerreicht schöne Bernsteinwaren, kunstgewerbliche Erzeugnisse von erlesenem Geschmack, sächsische Wirk- und Webwaren bester Friedensqualität, seidene Strümpfe in den zartesten Farbenschattierungen, wundervolle Möbel und Innendekorationen, Porzellane und Glaswaren, alles vereinigte sich zu einer Schau, welche die schweren Erschütterungen unseres Wirtschaftslebens vergessen machte.

Vielfach liefert man Luxusgegenstände, Möbel und Glaswaren, allerdings nur für den Export, von dem Gedanken ausgehend, dass das teuer eingekaufte Rohmaterial den Fabrikanten am inländischen Markte nicht konkurrenzfähig macht. Dem stehen allerdings diametral entgegen, dass manches Land die Einfuhr von Luxuswaren erschwert oder gänzlich inhibiert. Darunter gehört wieder das in Danzig meist interessierte Polen. Gern würden die Inhaber der vornehmen Warschauer Geschäfte die schönen und kostbaren Erzeugnisse der deutschen Kunst-Industrie kaufen, doch schiebt sich das Verbot der Einfuhr von Luxusware davor. Darin besteht überhaupt eine der grossen Schwierigkeiten der Danziger Messe, dass gerade der Osten, für den sie in Szene gesetzt wird und nach dem sie hinüberleiten soll, vor grossen Schwierigkeiten steht. Mancher Pole möchte kaufen, hat aber keine deutsche Währung und der deutsche Fabrikant verkauft an Polen mit seiner unterwertigen und schwankenden Valuta begreiflicherweise nur in Reichsmark. Vielfach haben die Branchenkonventionen neben der Klausel, „zahlbar in Reichsmark", noch besondere Aufschläge auf die Originalpreise beim Verkauf nach Kongresspolen vereinbart, während man den ehemaligen deutschen Landsleuten im alten Posen und Westpreussen gegenüber entgegenkommend ist. Erklärlich wird diese Taktik einmal durch die völlige Unsicherheit über die polnische Finanzwirtschaft, zum anderen dadurch, dass man überhaupt nicht weiss, ob die Lieferungen für später auszuführen sein werden. So unsicher wie die polnische Wirtschaftspolitik sich darstellt, so ungewiss wie die politischen Verhältnisse Polens jetzt sind und in der nächsten Zukunft voraussichtlich sein werden, so wenig entgegenkommend, wie sich ausserdem die Polen den Reichsdeutschen gegenüber gezeigt haben, als es galt, den ungehinderten Zugang von Messegütern und Messebesuchern nach Danzig zu ermöglichen, darf es nicht in Erstaunen setzen, wenn Spannungen auf beiden Seiten bestehen.

Reibungen zwischen Polen und dem Freistaat zu beseitigen und freundschaftliche Verhältnisse anzubahnen, wird hingegen von polnischer Seite erstrebt. Es besteht sogar eine überall wahrnehmbare Liebedienerei, die darauf gerichtet ist, den polnischen Einfluss im freien Staate Danzig Boden gewinnen zu lassen. Daraus ergeben sich geheime Kämpfe, äusserlich wenig sichtbar, aber doch mit zäher Energie und Zielsicherheit geführt. Die Polen sind eifersüchtig auf den englischen Einfluss und möchten es gern auf eine Kraftprobe ankommen lassen, die zeigen soll, wer Sieger bleiben wird.

Es darf als sicher gelten, dass der Freistaat Danzig längst erkannt hat, was sich vorbereitet. Nur bestehen eben augenblicklich jene schon erwähnten Übergangsverhältnisse mit ihrer völligen Ungeklärtheit über die künftige Entwicklung. Aber mögen auch die politischen und handelspolitischen Verhältnisse zur Stunde noch so ungeklärt sein, mag Danzig in eindringlicher Weise bei den Ententekommissionen darüber vorstellig werden, dass die jetzige Abgrenzung des Freistaatgebietes infolge eines allzu gering bemessenen landwirtschaftlichen Hinterlandes die städtische Bevölkerung der Hungersnot aussetzt, mag schliesslich die Frage, ob Polen und Danzig zu einer Zollunion zusammengefasst werden, und ob eine neue Währung für den Freistaat in Betracht kommen wird, noch so stark zur Entscheidung drängen, der Magistrat Danzig hat sich bezüglich seiner Messepläne von seinem einmal gesteckten Ziele nicht abbringen lassen. Es ist denkbar, dass unter ähnlichen Verhältnissen mancher andere Platz schwankend geworden wäre, die Messe verschoben hätte bis auf stetigere Zeiten. Danzig aber hatte nun einmal zu bedenken und auch rechtzeitig erkannt, dass es mit der Messe eine Lebensnotwendigkeit schaffen, einen Grundfaktor für den Aufbau seiner Wirtschaftspolitik errichten müsse. Vom alten Mutterlande losgerissen, steht der junge Freistaat nahezu isoliert da. Wohl umwerben ihn Polen und England, wohl hegt man einerseits vielleicht grosspolnische Hoffnungen, während der andere Teil möglicherweise von einem Gibraltar der Ostsee träumt. Aber gerade deswegen stellt sich Danzig auf eigene Füsse. Es erkennt die Gefahren, die es umlauern, und erhofft letzten Endes jene Unterstützung seiner Messe durch das alte Mutterland, die auf Grund einer Beteiligung von gegen neunhundert reichsdeutschen Ausstellern und durch den Besuch tausender reichsdeutscher Messegäste diesmal tatsächlich erfolgte. Nicht minder haben es sich die kaufmännischen Korporationen angelegen sein lassen als Parole auszugeben, Danzig müsse unter allen Umständen versorgt werden. Was Danzig für eigenen Bedarf kaufe, das sei ihm in erster Reihe zuzuteilen und selbstverständlich zu Preisen ohne jeden Aufschlag.

Wenn nun also bezüglich der im Laufe der letzten Jahre ins Leben getretenen Messen von seiten Leipzigs, in massgebenden Kreisen der deutschen Industrie und bei manchen Organisationen und Körperschaften entgegengewirkt wird, so sollte man mit Bezug auf Danzig von reichsdeutscher Seite aus doch sehr, sehr vorsichtig und zurückhaltend sein. So weit die Volksstimmung heute zu übersehen ist, lebt ganz allgemein schmerzlichstes Bedauern und tiefste Trauer in jedem Herzen darüber, dass Danzig von uns gerissen wurde. Wer die uralte Stadt an der Weichselmündung besucht, ihre mittelalterliche Pracht geschaut hat, ihr emsig schaffendes Bürgertum mit seinem genügsamen Sinn kennen lernte — Danzig ist heute wahrlich nicht auf Rosen gebettet —, der wird es für eine Ehrenpflicht betrachten, dieser kerndeutschen Stadt auch weiterhin treulich zur Seite zu stehen. Und wenn dort, wie jetzt, polnische und englische Einflüsse um den Vorrang streiten, dann darf wahrlich auch Deutschland, das dorthin sehr viel zahlreichere Beziehungen unterhält als Polen oder England, nicht zögernd beiseite stehen. Es ist vielmehr seine Pflicht, um Danzig zu werben und alles einzusetzen, damit der deutsche Einfluss nicht schwächer werde, sondern sich stärke und mehre. Schon aus diesem Grunde wird man, wenn Danzig wieder zur Messe ruft, seiner Aufforderung Folge leisten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

34. Jahrg. / April 1920 / 8. Heft

Don Juans Überwindung

Novelle von Franz Adam Beyerlein

Der König hatte im Walde von Fontainebleau gejagt. Es war ein wundervoller sonniger Herbsttag gewesen, nur viel zu warm für die Jahreszeit. So hatte sich denn auch am Abend ein Gewitter zusammengeballt und in heftigen Regengüssen entladen.

Der neue Morgen stieg trüb herauf. Immer noch rauschte es eintönig vom dicht bewölkten Himmel hernieder, und ein naßkalter Nebel braute über dem Schloß, den zierlich gestutzten Gärten und dem weiten Forst.

Gegen neun Uhr — die gewohnte Stunde war also bereits überschritten, — entschloß sich Bontemps, der erste Kammerdiener, die Majestät zu wecken. Er eilte zum Herzog von Gesvres, dem diensthabenden Oberstkämmerer, fand ihn schon seiner harrend und begab sich, ihm die Türen öffnend, in den Vorraum zum königlichen Schlafgemach. Erstaunlich wenige Menschen warteten darin auf das Lever. Stand auch die Blüte des Adels im Felde gegen Holland, so hatten doch noch am Abend zuvor die Säle und Spielzimmer die Menge der Gäste kaum zu bergen vermocht. Wer irgend Urlaub hatte erhaschen können, war dem König, den die Liebe zu Frau von Montespan aus dem Kriegslager zurückgeführt hatte, gefolgt, und als sich erst die Nachricht von der Heimkehr des Herrschers verbreitet hatte, waren sogleich die allenthalben zerstreuten Höflinge nach ihrem gleichsam natürlichen Mittelpunkte wieder zusammengeströmt. Nun aber lehnten nur die beiden Leibärzte Ludwigs XIV., der Wundarzt Daquin und der etwas verkrüppelte Fagon, an einem der hohen Fenster, und breit und gewichtig war in all ihrer runden Fülle die Amme des Königs, Frau Desterres, mitten in das Zimmer gepflanzt, eine kleine blankbäckige Frau, die das Recht der entrée familière nicht um die Schätze beider Indien verkauft hätte. Kein Prinz, kein Pair war zugegen. Schweigsam hielten an der weißgoldenen Pforte zum Schlafgemach zwei Herren von der grauen Kompagnie der Musketiere Wache.

Herr von Gesvres zögerte einen Augenblick. Er entsann sich: am verwichenen Abend war, nachdem sich die Majestät beizeiten zurückgezogen hatte, Condé, der Sohn, der tatenlos seine Tage verzettelte, während sein Vater, der ‚große‘ Condé, noch an der frischen Wunde vom Rheinübergang darniederlag, der Tonangeber im Zimmer der Pairs gewesen. Condé liebte einen derben Trunk und einen derberen Witz, da hatte es wohl ein lärmendes Gelage bis in den Morgen hinein gegeben. Der Oberstkämmerer lächelte ein wenig; mochte Ludwig immerhin den hochmütigen Condé und seine Kumpane vermissen! Etwas weniger Gnade nach jener Seite hin bedeutete zwar nicht unbedingt einen Zuwachs an eigener Gunst, aber sie wurde doch gewissermaßen anderweit verfügbar und konnte möglicherweise ihm, dem Herzog von Gesvres, zufallen.

Leise trat er ein, verneigte sich und schritt auf das ringsum geschlossene Bett zu. Er hob den Vorhang mit der Rechten und hielt ihn ehrerbietig, bis Bontemps ihn über die silbernen Halter gerafft hatte.

Ludwig schien soeben erwacht zu sein. Er hatte eine gute Nacht gehabt, aber der Anblick des regnerischen grauen Himmels erfüllte ihn ersichtlich mit Mißbehagen. Dazu verdroß es ihn, daß keiner der Prinzen von Geblüt, kein Pair es für nötig erachtete, ihm die morgendliche Ehrfurcht zu bezeigen. Gemach füllte sich freilich das Zimmer, aber

 Nachdruck verboten. Copyright 1920 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

die Miene des Königs blieb gemessen und kalt. Nicht ein einziges Mal schürzten sich seine Lippen zu einem freundlichen Lächeln, wenn ihm die Kammerherren die Namen der Herren, die der Vorstellung gewürdigt worden waren, ins Ohr flüsterten.

Es hatte fast den Anschein, als wolle sich die träge, bleierne Stimmung des Regenmorgens an diesem Tage dem ganzen feierlichen Vorgang des Levers mitteilen. Die Darreichung des Frühstücks, einer kleinen Tasse Fleischbrühe, verzögerte sich, nur um ein ganz Geringes, aber doch so, daß die Hand des Monarchen ein paar Sekunden heischend ausgestreckt war, und der Page, der das linke Schuhband zu binden hatte, ein Neuling, der junge Graf von Saint-Pierre, vermochte lange nicht mit der einfachen Verrichtung zustandezukommen.

Ludwig wartete schweigend. Eben in der peinlichen Stille, während dem Unglückspagen keine ordentliche Schleife glücken wollte, kratzte es an der Tür, — Klopfen galt für unschicklich, — und der Türhüter ließ einen neuen Ankömmling ein. An den Regentropfen, die auf den Federn des Hutes versprüht waren, sah man, daß er soeben erst angelangt und aus der Kutsche gestiegen sein mußte. Keiner der Höflinge meinte ihn zu kennen. Aber die Sicherheit, mit der er eintrat, und der Anstand, mit dem er sich betrug, bezeugten sogleich, daß er kein Unwürdiger war. Er ragte, breit und mächtig, wohl um eines halben Hauptes Länge über die Menge hinweg, sein Anzug war reich, jedoch dunkel und unauffällig gehalten. Was ihn aber von allen anderen unterschied, war die dunkle Färbung seines Gesichts. Mit Ausnahme der bleichen, starken Stirn, auf welcher der Hut schützend gesessen hatte, trug das grobgemeißelte Antlitz eine fast schwarzbraune Farbe, wie sie etwa den Berbern eigen war, die Augäpfel stachen mit einem seltsam bläulichen Weiß aus dem Dunkel hervor. Die Gesichter Ludwigs und aller Herren seiner Umgebung waren vom Feldzug und von der Jagd her gewiß wacker gebräunt, aber dem unbekannten Manne mußte noch eine andere Sonne wie die Frankreichs geglüht haben.

Wenige Augenblicke später, nachdem der Fremdling eingetreten war, entnahm Moreau, der zweite Kammerdiener des Königs, dem silbernen Wärmebehälter das Taghemd der Majestät, und nun ereignete sich das Unerhörte, — es fand sich niemand, der sogleich bereit gewesen wäre, dem Herrscher das Kleidungsstück darzureichen. Weder Monsieur, der Bruder des Königs, noch ein Prinz von Geblüt waren zur Hand, und die vornehmsten Herren unter den Anwesenden waren sich vielleicht gerade selbst nicht im klaren, wer unter ihnen der Höchste und Berufenste sei. Da trat der Fremde herzu, ergriff mit einer etwas hastigen, aber gleichwohl feierlichen Würde das Hemd und bot es dem Könige dar. Bontemps nahm es aufatmend von ihm in Empfang, um seines Amtes zu walten; er durfte beim Anziehen den rechten Ärmel halten, während der linke dem Aufseher der Garderobe anvertraut war. Ludwig aber lächelte dem entschlossenen Helfer gütig zu. Er, der Herr, kannte, obschon er sie oft nicht zu kennen schien, alle seine Diener. „Ah, Bellecourt, du bist es?" sprach er und streckte seine Rechte hin. Und der Herzog von Bellecourt beugte überwältigt von soviel Gnade das Knie und küßte in wahrhafter Ergriffenheit die Hand seines Königs.

Mit einem Male flatterten nun im Schwarm der Höflinge Geflüster und Geschwätz auf. Natürlich, das war Hugo von Bellecourt, der mit dem Prinzen von Harcourt, dem Marquis von Cavoye, dem Grafen von Guiche, Herrn von Latour du Pin und anderen noch dem jungen unmündigen Herrscher als ungefähr gleichalteriger Spielgenosse zugesellt worden war und heranwachsend auch die ersten Zech- und Liebesabenteuer gemeinsam mit Ludwig hinter sich gebracht hatte. Ein etwas schwerfälliger Pikarde, soweit man sich erinnerte, hatte er dann dem König im Revolutionskrieg und in der Freigrafschaft mit Auszeichnung gedient. Danach aber war eine schwarze Stunde über ihn hereingebrochen: er war genötigt gewesen, sein Weib Madeleine, die einzige Tochter des Herzogs von Grimont, mit der er bisher überaus glücklich gelebt hatte, zu töten, nachdem er sie im Ehebruch überrascht hatte. Der Störer des ehelichen Friedens war damals im Dunkeln geblieben, aber der Leumund hatte deutlich auf den galanten Grafen von Guiche hingewiesen. Bald darauf war Herr von Bellecourt den Augen des Hofes entschwunden; er hatte ein hohes Amt in Kanada oder auf Martinique — oder war es in Asien? — erbeten und erhalten. Nun, nach fast vierjähriger Abwesenheit, war er also zurückgekehrt, und was für das Wichtigste gelten mußte, er war der erste, der an diesem grauen Septembertage der Majestät ein freundliches Lächeln abgelockt hatte.

Als der König nach dem Gebet das Schlafgemach verließ, um im benachbarten Saale dem nunmehr vollzählig versammelten Hofe die Einteilung des Tages zu verkünden, blieb Bellecourt zurück. Alsbald

Digitized by Google

sah er sich von einer Schar von Menschen umringt, die ebenso eifrig wie unterwürfig auf ihn einsprachen, ihm ihre innige Freude über seine Rückkehr versicherten und sich ihm aufs angelegentlichste empfahlen. Unsicher, hilflos fast ließ er den Schwall von Redensarten an sich heranbranden, plötzlich aber kehrte er sich mit einem harten, notdürftigen Dank ab und wandte sich, die Zudringlichen abstreifend, nach dem Ausgang.

In der Tür begegnete er Herrn von Guiche, der lustig plaudernd am Arm des Prinzen von Condé daherkam. Groß und starr richteten sich Bellecourts Augen auf den Grafen. Guiche stockte einen Augenblick und schritt dann weiter.

„Wer war dieser Nigger?“ fragte Herr von Condé.

„Wenn mich nicht alles täuscht, — Bellecourt,“ antwortete Guiche.

„Bellecourt?! Sieh an! Er ist also wieder im Land. Was sagst du dazu?“

„Was soll ich sagen? Es fiel mir auf, —“

„Nun, was fiel dir auf?“

„Seine Augen glänzten eigentümlich, wie Perlmutter. Oder noch besser wie die einer Schlange.“

Der Prinz lachte hellauf. „Bellecourt, dieser ungefüge Riese, dieser Polyphem — eine Schlange!“ spöttelte er. „Mein lieber Graf, du siehst Gespenster!“

Guiche blickte stumm vor sich hin. Nach einer Weile aber warf er den Kopf in den Nacken zurück und stimmte in das Lachen des anderen ein.

❀ ❀ ❀

Der Kriegsminister Franz Michel Letellier, Marquis von Louvois, war mit dem Könige aus dem Felde zurückgekehrt. Nicht ohne Genugtuung erstattete er in dem noch auf den Vormittag anberaumten Ministerrat Bericht über die beispiellosen Erfolge, welche die französischen Heere fast mühelos in Holland davongetragen hatten. Michel Letellier, der Vater, der als Staatssekretär und voraussichtlicher Kanzler die Sitzung leitete, beobachtete mit zärtlichem Stolz, wie geschickt, spielerisch gleichsam und zufällig, und doch höchst zweckvoll, der Sohn sein Verdienst ins Licht zu stellen verstand. Der Alte, ohne alle Ansprüche für sich selbst, hatte nur Teilnahme für seine Arbeit und seine Kinder.

Ludwig, der die Beratung ziemlich gleichgültig eröffnet hatte, gewann im Verlauf einen immer besseren Humor. Die Ausbreitung des Ruhmes der französischen Waffen und damit des eigenen schmeichelte ihm. Nach Aufhebung der Sitzung zog er die beiden Letellier in ein gnädiges Gespräch, aber auch dem Finanzminister Colbert gebot er durch einen Wink zu verweilen.

„Mein Herr Minister,“ wandte er sich schließlich zu ihm, „ich bemerkte diesen Morgen, daß einer meiner ältesten Freunde wieder an Frankreichs Küste gelandet ist.“

„Eure Majestät meint den Herrn Herzog von Bellecourt?“

„Ja, ebendiesen. Erzählen Sie! Wo hat er sich aufgehalten? Was hat er geleistet?“

„Der Herr Herzog konnte nicht mehr leisten, als er Eurer Majestät schuldig war,“ antwortete höfisch gewandt der Finanzminister, dem gleichzeitig die Marine unterstellt war. Und er fuhr fort: „Aber er hat mehr Einsicht und Geschick dabei bewiesen als manch ein anderer. Auf der Insel Martinique —“

Es bedeutete den Gipfel guter Laune, daß der König jetzt, seine Unwissenheit heiter bekennend, fragte: „Martinique —, um der Gnade Gottes willen, sagen Sie mir, mein sehr werter Herr Minister, Martinique — wo ist das?“

„Martinique ist ein westindisches Eiland, eine der Inseln über dem Winde,“ versetzte Colbert, „ein Kleinod, Sire, wahrlich nicht unwert, daß es Ihrer Krone eingefügt wurde.“

„Und Bellecourt?“

„Der Herr Herzog hat die Insel nicht allein durch eine weise Anlage von Befestigungen und Blockhäusern recht eigentlich erst für Frankreich erworben, er hat auch jüngst heftige Angriffe der Holländer heldenhaft abgeschlagen. Gänzlich unverrichteter Dinge hat Admiral de Ruyter mit seiner Flotte von Martinique abziehen müssen.“

Ludwig nickte beifällig. „Siehe da, zu Wasser und zu Lande haben wir sie besiegt. Das ist mir angenehm zu hören. Ich möchte mich Bellecourt erkenntlich zeigen. Wie kann das geschehen, Herr Minister?“

Colbert verneigte sich und erwiderte: „Wie mir berichtet wird, hegt der Herr Herzog von Bellecourt einzig den Wunsch, so schnell wie möglich auf seinen Posten als Gouverneur nach Martinique zurückzukehren. Er gedenkt nur seine beiden Kinder mit sich zu nehmen und will sich einschiffen, sobald Sie, Sire, ihm Urlaub geben.“

Der Herrscher neigte den Kopf und war eben im Begriffe, gnädige Worte der Zustimmung auszusprechen, da lenkte ein Zufall das Geschehen auf ein durchaus anderes Gleis. Der empfindliche Louvois meinte plötzlich, schon allzulange abseits gestanden zu haben. Er arbeitete mit Colbert, dem Vorgange des Vaters folgend, gemeinhin einträchtig zusammen, aber gerade an diesem Tage vertrug er die Verkleinerung seiner

9*

Digitized by Google

Leistung durch ein so unbedeutendes Ereignis weit weg bei den braunen Heiden schlecht. Gerade heute hätte es ihm noch gefehlt, wenn die Majestät, die bisher dem Wasser aus Gründen der Seekrankheit grundsätzlich abhold gewesen war, für die Marine eine auch nur zeitweilige Vorliebe gefaßt hätte. Also brachte er sich etwas gewaltsam in Erinnerung, indem er Colberts Worten einen bissigen Epilog nachschickte. „Welches Glück für gewisse Leute!" sagte er anzüglich. „Wie wird Herr von Guiche aufatmen!"

Ludwig empfand die ungefragte Dreinrede als ungehörig. Aber er horchte auf, als er den Namen Guiche hörte. Er liebte den Grafen von Guiche nicht, der zwar gleich dem Herzog von Bellecourt und anderen sein Jugendgespiele gewesen war, aber es nie, auch jetzt noch nicht, gelernt hatte, die Majestät vom Kameraden zu trennen. Der höfische Klatsch hatte es außerdem vorzeiten mit höhnischer Gewissenhaftigkeit in sein Notizbuch eingetragen, daß Armand von Guiche rein aus Übermut gleichzeitig mit dem König das zarte Fräulein von Lavallière bestürmt hatte und daß im Wettbewerb um die Gunst der liebenswürdigen Henriette von England die Wage sogar bisweilen zu seinem Vorteil ausgeschlagen war. Schweigend hatte der König damals die Demütigungen hingenommen; aus Scheu, dem Gerede neue Nahrung zu geben, zeigte er sich auch fürderhin nicht eigentlich ungnädig gegen den kecken Nebenbuhler, aber — darin hatte Louvois ganz richtig gerechnet, — jedermann, der Herrn von Guiche Ungelegenheiten bereiten konnte, war Ludwig willkommen.

Aus dieser flüchtigen, zufälligen Wallung heraus griff nun seine übermächtige Hand gewaltsam in das Geschick des Herzogs von Bellecourt ein. „Louvois, was meinst du da?" fragte er streng.

„Je nun, Sire," erwiderte der Marquis, indem er heuchlerisch das Haupt wiegte, „man sagte damals, Herr von Guiche habe dem wackeren Bellecourt Hörner aufgesetzt, er habe sich aber selber so geschickt im Verborgenen gehalten, daß nur Frau von Bellecourt der Rache des beleidigten Ehemannes zum Opfer fiel."

„Ich entsinne mich des Vorfalls," sagte der König. „Aber" — damit wandte er sich an Colbert, — „das sollte niemals ein Anlaß sein, daß ein so ausgezeichneter Mann wie der Herr Herzog sich dauernd von uns fern hält."

Die unerwartete Wendung störte die Pläne des Ministers empfindlich. Aber er fügte sich sogleich und versetzte: „Sire, der Herr Herzog wird gewiß die unvergleichliche Gnade, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen, voll einzuschätzen wissen."

⌘ ⌘ ⌘

Draußen vor der Tür auf dem weiten Treppenflur, in den der Sitzungssaal des Ministerrates ausmündete, wartete ungeduldig Hugo von Bellecourt. Er hatte nicht die Absicht, den König zu sprechen, lediglich mit Colbert gedachte er noch einige Abreden zu treffen. Bis dann die Fregatte „Die Donnernde", auf der er reisen sollte, ihre Ausrüstung in Le Havre vollendet hatte, hoffte er seine häuslichen Verhältnisse ordnen zu können, um schließlich nach einer kurzen Abschiedsaudienz bei der Majestät der Alten Welt wiederum und damit wohl für immer Lebewohl zu sagen.

Jetzt erschien Ludwig im Rahmen der Tür und schritt langsam auf die Treppe zu. Der Herzog verneigte sich tief. Da spürte er, wie der Fuß des Königs vor ihm innehielt, und richtete sich auf.

„Bellecourt, mein Freund," sprach der Herrscher, „man erzählt mir, du wolltest, kaum erst angekommen, Frankreich schon wieder verlassen. Laß dir sagen: ich, dein König, würde deine ausgezeichneten Dienste gern dem Vaterlande selbst erhalten wissen."

Bellecourts Antlitz erbleichte jäh unter der sonnverbrannten Haut. „Sire!" vermochte er nur zu stammeln. Und noch einmal: „Sire!" Weiter nichts.

Ludwig war sogleich weiter gegangen und stieg die breite Treppe hinunter. Die Schar der Höflinge ergoß sich, gemessene Entfernung innehaltend, über die Stiegen hinter ihm drein. Der Herzog blieb allein zurück.

Die gewohnheitsmäßigen Worte untertänigen Dankes, welche die Verwirrung hinter seinen Lippen festgebannt hatte, murmelte er nun immerfort vor sich hin: „Zuviel der Gnade, Sire! Zuviel der Gnade!" Und er sprach sie so lange, sich das Gehirn zergrübelnd und doch eigentlich nichts denkend, bis er sie fast laut in den leeren, hallenden Raum hinausrief: „Zuviel der Gnade, Sire! Zuviel der Gnade!"

Einige Bedienstete, die in ihren Obliegenheiten hin und wieder liefen, schauten verwundert auf. Einer von ihnen näherte sich ihm. Da winkte er ihn herrisch von sich weg und floh strauchelnd die Treppe hinab, hinter dem summenden Schwarm vorbei, der dem König bei seiner Prunkmahlzeit aufzuwarten sich drängte, baren Hauptes, ohne Mantel, in den regennassen Garten hinaus.

II.

Anton Latour du Pin, Graf von Rubigny, hatte seinen Ordensbruder, den Pater La-

Digitized by Google

chaise d'Aix, im Wagen ein Stück Weges begleitet. Pater Lachaise war an Stelle des schwerkranken Paters Ferrier zum Beichtvater des Königs ausersehen und hatte sich dem Monarchen in Fontainebleau vorgestellt. Ordensgeschäfte riefen ihn sogleich von der morgendlichen Audienz weg nach Lyon zurück, wo er als Provinzial und daneben als Lehrer der Physik und der schönen Wissenschaften am Kollegium der Väter Jesu wirkte.

Seine Zeit war allzu knapp bemessen gewesen, und er beteuerte jetzt Herrn von Latour aufrichtig seinen Dank, daß er einer eingehenden Aussprache zuliebe die Unbequemlichkeit einer Wagenfahrt auf sich genommen hatte. Denn Anton Latour war wie Bellecourt und Guiche mit Ludwig aufgewachsen und darum imstande, wichtige Aufschlüsse über die Sinnesart des Herrschers und die geschickteste Betreuung seines Gewissens zu geben.

Der Wagen hatte bereits das Gatter am Südrande des Forstes hinter sich, als Latour, der nur eine kurze Soutanelle über dem modischen Gewand trug, ausstieg und sich von dem Ordensbruder verabschiedete. Er schwang sich auf einen Schecken, den ein berittener Diener zur Hand nachgeführt hatte, und trabte den Weg zurück. Der Regen hatte aufgehört, und gerade wie die wohlgepflegten Parkwege die Nähe des Schlosses ankündigten, lugte eine etwas bleiche Sonne durch die Wolken. Latour verspürte nach der inhaltreichen Unterhaltung, die er eben gepflogen hatte, wenig Neigung, im nichtigen Gezwitscher des Hofes unterzutauchen. Er saß ab und schickte den Reitknecht mit den Pferden heim. Ein Heckenpfad, der längs von der Sonne beschienen wurde, lockte ihn, und er beschritt ihn kurzerhand, ohne zu sorgen, wohin er führte.

Geraume Zeit schon wandelte er, in seine Gedanken versunken, zwischen den gestutzten Taxuswänden hin, da kreuzte kurz vor ihm ein Mann in höfischer Tracht, barhaupt, den Blick stier vorausgerichtet, in hastiger Flucht seinen Weg. Latour meinte ihn zu erkennen, aber für den Augenblick wußte er nicht, welchen Stunden seines Lebens er ihn beiordnen, wie er ihn nennen sollte. Endlich, wie der andere schon an ihm vorübergeschossen war, blitzte es auf in seinem Gedächtnis, und er rief: „Hugo! Bellecourt!"

Der Flüchtling hielt inne im Laufen wie von einer Kugel getroffen und kehrte sich um. Auch in seinen Augen leuchtete ein Erkennen auf. Aber dann ereignete sich etwas gänzlich Unerwartetes: er brach in ein wildes Schluchzen aus, streckte die Arme nach Latour hin wie ein Ertrinkender nach dem rettenden Boot, tastete auf ihn zu, sah ihn nochmals an, hilfesuchend, fast kläglich und umhalste ihn alsbald mit einer inbrünstigen Gebärde, nicht anders als umfasse er die Füße des Gekreuzigten.

Latour führte den Freund behutsam nach einer abseitigen Bank. Dort hieß er ihn niedersitzen und ließ geduldig den Sturm sich austoben. Fürs erste nahm der Herzog alles willenlos hin. Aber als das krampfhafte Weinen sich endlich gelegt hatte, schrak er heftig zusammen. Er trat aus der Finsternis der leidenschaftlichen Gefühle wieder in das Licht der Vernunft und entsetzte sich vor sich selbst. „Ich schäme mich, ich schäme mich," stöhnte er, wollte aufspringen und von dannen eilen. Aber Latour hielt ihn mit sanfter Gewalt zurück. „Ich hörte davon, daß du zurückgekehrt bist," sprach er. „Nun würde ich mich freuen, dir einen Dienst leisten zu können. Wenn du dich schämen zu sollen glaubst, betrachte mich als deinen Beichtiger. Gott weiß alles, Gott begreift alles."

Bellecourt schaute ihn lange prüfend an. „Ja," versetzte er, „du hast die Weihen empfangen, man sagte es mir. Aber gebeichtet habe ich längst. Es ist mir auch vergeben worden. Nein, es könnte sein, daß ich viel eher eines Freundes als eines Beichtvaters bedürfte. Denn nicht sowohl um Vergangenes handelt es sich für mich, sondern mehr noch um die Zukunft.

„Ich bin dein Freund," antwortete Latour einfach. „Vertraue mir an, was dich bedrückt! Es soll unter dem Siegel der Freundschaft nicht schlechter bewahrt sein als unter dem Beichtsiegel."

Der Herzog schwieg eine Weile. „Der König will, daß ich in Frankreich bleibe," flüsterte er dann stockend. „Er hat es mir in den gnädigsten Worten befohlen."

„Ist das ein Unglück, Hugo?"

„Je nun. Hierzulande wird es für ein Glück gehalten. Für mich aber ist es das Verderben."

„Enträtsle mir das, Freund!"

Die Sonne war jetzt ganz hervorgetreten. Weil der Himmel noch lose von Wolken verhangen war, hatte sie einen silbrigen Schein. Aber sie strahlte gleichwohl schöne Wärme aus, und der Mann ohne Mantel freute sich dessen. Merklich gewann er an Fassung.

„Drüben in Martinique lebte ich zufrieden dahin," begann er, „und wenn mich die Unruhe ergriff und schüttelte, so war es mir, als geschähe es im Traume, trotzdem ich natürlich vollkommen wach war. Hier soll diese Unruhe das Element meines Daseins sein. Ist das nicht schrecklich, Anton?"

„Nein," antwortete Latour lächelnd, „das

Digitized by Google

Leben ist nun einmal Unruhe. Nur der Tod ist Friede. Das ist eine Alltagsweisheit."

„Du mißverstehst mich. Ich weiß recht gut, das Leben ist ein rastloser Kampf, es ist ein immerwährendes Ringen, und nicht dem will ich mich entziehen. Nein, gerade daß ich durch diese Unruhe, die ich meine, abgelenkt wurde vom tätigen Wirken, das mir allein der Sinn des Lebens zu sein scheint, gerade das dünkt mich schrecklich."

„Was ist das für eine Unruhe, Freund?"

„Das ist — Guiche."

„Der Graf von Guiche?"

„Ja, der Graf Armand von Guiche. Jetzt weiß ich es für gewiß, er war es, der Madeleine betört hat."

„Hast du Beweise dafür?"

„Beweise? Nein, die braucht es nicht. Auch solche Vorgänge vollziehen sich ja durchaus gesetzmäßig, und geht man in ihren Spuren zurück, so gelangt man schließlich zu ihrem Ausgang und gleichzeitig zum Ziele."

Der Jesuit überlegte. Er gedachte der Unterhaltung, die er kurz zuvor mit Pater Lachaise gehabt hatte; es war natürlich von den Sultansgelüsten Ludwigs die Rede gewesen und davon, wie schwierig es selbst für einen so welterfahrenen Orden wie den der Väter Jesu war, ihnen gegenüber eine würdige Stellung zu bewahren. Man mußte milde und klug sein, und vor allem galt es an diesem Hofe, Aufsehen zu vermeiden. Es war auch nicht allzulange her, daß Latour die Weihen empfangen hatte; er stand noch unter dem frischen Eindruck der eingeprägten Glaubenslehren. Ernster als bisher also, indem er sich gleichsam in den Mantel seines geistlichen Amtes hüllte, versetzte er: „Nun gut, zugegeben, du hättest recht, so gebietet die Kirche: vergib!"

Bellecourt aber schleuderte zurück: „Lehre mich vergessen, dann will ich auch vergeben."

Behutsam tappte sich der weltliche Beichtiger weiter. „Meinst du nicht vergeben zu können," erwiderte er, „so wirst du vielleicht nach dem Gesetz adeliger Ehre handeln wollen. Die Kirche erkennt es zwar nicht an, aber sie gibt zu, daß es für einen Edelmann zum übermächtigen Zwang sich verstärken könne."

Wiederum fiel eine schroffe Entgegnung von den Lippen des Herzogs: „Ich bin ein Edelmann, aber kein Henker."

Latour schüttelte ernstlich befremdet das Haupt. „Als Prahlhans hab' ich dich nie erfunden, Hugo," tadelte er. „Herr von Guiche ist eine der feinsten Klingen Frankreichs."

Bellecourt blickte kaum auf. „Ich weiß es," nickte er, „ich habe sein System studiert, als wir miteinander noch jünger waren. Er hat ein paar prachtvolle Finten, alle von derselben Art, aber es gibt eine Gegenfinte. Die ist so einfach, daß niemand darauf kommt. Ich kenne sie. Wenn Guiche den Degen mit mir kreuzt, ist er ein toter Mann."

Ersichtlich meinte er die Wahrheit zu sprechen. Er hockte freilich kläglich in sich zusammengesunken auf der Bank, aber vom Handgelenk aus führte die Rechte wie zur Probe den behenden, todbringenden Stoß. „Ach," seufzte er, indem er sich ein wenig aufrichtete, „hätt' ich doch damals gewußt, was ich heute weiß! Ich habe es erfahren, ein Degen oder auch ein Dolch ist so leicht in Menschenblut getaucht, wenn man vorangeweht wird vom Sturm der Wut. Nach vier Jahren —?"

Er verstummte und fiel abermals in sich zusammen. „Glaube mir, Anton," fuhr er leise fort, „bei jedem Verbrechen, das begangen wird, darfst du die Verletzung des geschriebenen und des Sittengesetzes in eine Wagschale legen, in die andere alles, was zur Reinigung des Übeltäters dienen kann, Leichtsinn, Not, Nichtbesserwissen, mangelhafte Unterweisung in den göttlichen Geboten, und fast immer werden sich die Schalen die Wage halten."

Der Jesuit sah Wasser auf seine Mühle fließen. „Recht so," mahnte er. „Das ist die vortrefflichste Vorbereitung zur Versöhnung. Denn ist es nicht bereits halbe Verzeihung, daß du dem Gegner das Leben lässest, das du ihm nehmen könntest? Lege nun noch Zeit und Ort zwischen das Einst und Jetzt! Kehre zurück, wie du wolltest, nach Martinique!"

Der Herzog träumte vor sich hin. „Ja, Martinique!" schwärmte er. „Du mußt wissen, Anton, dort ist es wundervoll heimlich in den lauen Nächten. Es scheint dir dort, als sei die alte Europa im Schoße der Neuen Welt ganz eingeschlummert. Nur die Passatwinde wecken bisweilen die Erinnerung an Frankreich wieder auf. Die braunen Menschen sind wie Kinder, und du kannst nicht anders, du wirst ihnen allmählich gleich. Kurzum, Freund, du lebst wie im Paradies, und erst die holländischen Kanonen müssen dir den Irrtum ins Ohr donnern. Aber der König —!"

Latour erregte sich. „Was kümmert dich der Wille der Majestät?" fragte er. „Es ist nicht einmal ein Wille, es ist nichts wie eine Laune. Drüben dienst du dem König vielmals besser als hier. Sicherlich, Louvois wird dir ein Infanterieregiment oder ein Reiterregiment geben, was für eines du haben willst, aber für diesen Posten gibt es Dutzende

Digitized by Google

von Anwärtern, die sich mit dir messen können. Drüben jedoch muß ein Neuling an deine Stelle treten, und es ist gar nicht anders möglich: seine mangelnde Erfahrung wird unserm Herrn empfindlichen Schaden zufügen. Kehre zurück, sag' ich! Geh nach Martinique!"

Bellecourt blieb lange stumm. Dann sagte er langsam: „Das wäre feig!"

Dem Edelmann in Latour, der noch nicht vollständig im Priester aufgegangen war, gab es einen Ruck. Aber er bezwang sich. „Du bist nicht sehr liebenswürdig," antwortete er. „Wenn mein Rat dir nicht gefiel, stand es dir frei, ihn nach Gefallen zu kennzeichnen. Das Wort ‚feig' aber muß auf den Ratgeber zurückfallen."

Klar und schlicht hob der Herzog den Blick. „Beim heiligen Sakrament," beteuerte er, „mich allein sollte das Wort aufreizen. Wie vermagst du denn zu ahnen, was in mir wühlt, wie ich umhergeworfen werde? Oh, hier weht eine harte, kalte Luft, und sie hat mich ganz und gar verändert. Ich spürte die Wandlung, sobald ich den Fuß auf Frankreichs Boden setzte. Drüben war ich nur ein Mensch, hier — was bin ich hier nicht alles? Ich bin ein Franzose, dem das Wort des Königs ehrwürdig sein soll, ich bin ein Edelmann, den der Sohn dereinst befragen wird, ob er den Schild seines Geschlechts blank gewahrt hat, ich bin ein Christ, der nicht morden darf, obwohl ihn das Gebot der Ehre zur Rache ruft, ich bin ein Unglücklicher, der unglücklichste von allen Menschen unter dieser Sonne!"

„So fasse einen Entschluß! Kehre zurück, mein Freund!"

Aber Bellecourt schüttelte den Kopf. Voll Trauer und doch entschieden versetzte er: „Nein. Mich hält eine Aufgabe hier fest, eine große Aufgabe."

„Was ist das für eine Aufgabe?"

„— — Guiche!"

Latour empörte sich: „Guiche und immer Guiche! Glaubst du, die Weltgeschichte wird es in ihren Annalen verzeichnen, ob du den galanten Grafen getötet hast oder nicht?"

„Ich will ihn ja nicht töten! Ich bin kein Nachrichter! Sagt' ich es nicht schon einmal? Überdies — was wäre damit gewonnen? Wie dem Soldaten, der im Treffen den Tod findet, ein wohlverdienter Kranz zuteil wird, so würde Herrn von Guiche, der ein Held der galanten Sittenlosigkeit ist, der Ruhm seines Handwerks in die Grube nachfolgen. Nein, vernichtet, ausgetilgt müßte sein Gedächtnis werden für alle Zeiten."

„So sehr hassest du ihn?"

„Ich ihn hassen? — Ich weiß nicht. Nein, ich hasse ihn nicht, weil er gerade mir das Glück zerbrochen hat. Bedenke, es sind vier Jahre, Anton! Willst du vier Jahre lang Wasser am Sieden erhalten?"

„Das Feuer kann auch schwelen."

„Dann siedet aber das Wasser nicht mehr. Und gleichwohl hass' ich ihn wiederum. Denn er sündigt immer noch ungestraft, und seine Sünde ist ein häßlicher Flecken auf dem Bilde der Erde."

„Auf dieser Erde und besonders an diesem Hofe wird viel gesündigt, Hugo. Bist du berufen zu richten?"

Latour spürte, wie es den Mann neben ihm durchzuckte. Bellecourt sprang empor und stand mit einem Male hoch aufgereckt vor dem Freund. Die bebenden Finger wiesen voraus ins Ungewisse, und er sprach: „Das ist es! Du hast es auf die rechte Formel gebracht: bin ich berufen zu richten?"

Behutsam zog ihn Latour auf den Sitz zurück, aber der Herzog fuhr aufgestört fort: „Damals, als man mir den Argwohn tropfenweise ins Ohr und Herz träufelte, — oh, wie hab' ich zuerst die schlechten Freunde und auch die guten verlacht! Als das Schreckliche dann Gewißheit wurde, als ich getan hatte, was ich tun mußte, da stürzte in meinem Hirn die Welt zusammen. Eckig, würfelig lag alles durcheinander geworfen und schnitt in meine wehen Gedanken schmerzhaft ein. Aber zwischen den schrecklichen harten Kanten schimmerte stets eine Helligkeit von oben her, das Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit, das Vertrauen darauf, daß mein furchtbares Schicksal nur eine Ausnahme war, daß vielmehr jenseits alles Geschehens eine göttliche Idee schwebte, die nur rein und gut war, ebenso wie die Sünde ihre Strafe und Selbstverneinung in sich tragen mußte. Nun aber soll ich zusehen, wie Guiche täglich ärgere Frevel begeht, unbekümmert, ungestraft?!"

Der Pater schüttelte bedachtsam den Kopf. „Kurzsichtig bist du, Hugo!" versetzte er. „Meinst du, daß Gottes Absichten in den Grenzen eines Menschenlebens sich enthüllen sollen? Kann nicht jeder Frevel Guiches, jede Sünde dieses Hofes der Pulsschlag einer Kraft sein, die einst ganz Frankreich aus den Angeln heben und umwälzen wird?"

Bellecourt überlegte einen Augenblick. „Ja, du!" antwortete er danach. „Du segelst auf dem weiten Ozean, seit du dich zu den Vätern Jesu zählen darfst. Ich aber bin festgebannt in eine seichte Pfütze, in der sich immer wieder die Terrasse mit dem Pavillon spiegelt, in dem ich Madeleine fand, und aus der mir immer wieder höhnisch lächelnd Guiche entgegengrinst. Aber warum hatte

Digitized by Google

Gott just mich zum Opfer ausersehen? Das geschah nicht ohne Plan. Es ist kein Zweifel, ich bin berufen, die Welt wieder aufzubauen aus ihren Trümmern und den Thron der Gerechtigkeit wieder aufzurichten. Verstehst du mich jetzt, Anton? Ich bin der Held, dem die erhabenste Aufgabe gestellt ist, und ich habe diese Aufgabe auch begriffen, aber ich bin zugleich das elendeste, schwächlichste Geschöpf, dem doch die Kräfte fehlen, sie durchzuführen, so heiß ihm auch der Wille brennt. Ich bin — wie eine Ameise, die einen Felsen wälzen soll!“

Er schlug die Hände vors Gesicht und verharrte eine Zeitlang in stummem Sinnen. Dann aber straffte sich langsam sein Wesen. Er erhob sich und stand fast gebietend da. „Ich danke dir, Anton,“ sprach er mit fester Stimme.

Latour verwunderte sich immer aufs neue. „Wofür?“ fragte er erstaunt.

„Du hast mir den Weg gewiesen. Oh, ich wußte längst, die Väter Jesu sind ausgezeichnete Köpfe. Bisher war es mir, als ginge ich im Nebel. Du hast mir den Nebel weggeblasen, jetzt sehe ich mein Ziel klar voraus.“

„Was willst du tun, Hugo?“

„Das weiß ich natürlich für den Augenblick nicht, aber es wird sich finden. Als wir einst von Rochefort ausfuhren, sahen wir Martinique ja auch nicht. Aber es war ein Kompaß auf unserm Schiff. Das genügte.“

Die Freunde waren gemächlich den Heckengang entlang gewandelt. In der Verlängerung eines Querpfades zeigte sich das Schloß. Der Herzog bog in den Weg ein.

„Sieh an,“ plauderte er leichthin, „jetzt hab' ich meinen Hut irgendwo da drinnen vergessen. Gestatte, daß ich deinen Arm nehme! Man wird dann glauben, die Sonne hätte uns herausgelockt und wir seien ein wenig spazieren gegangen.“

Der Jesuit blieb schweigsam. Verstohlen musterte er den Gefährten. Bellecourt trug den Kopf sehr aufrecht und schritt munter und federnd einher. Aber weder Haltung noch Bewegung entflossen seiner innern Art, und sein Antlitz war trotz des Lächelns tot wie eine Maske.

III.

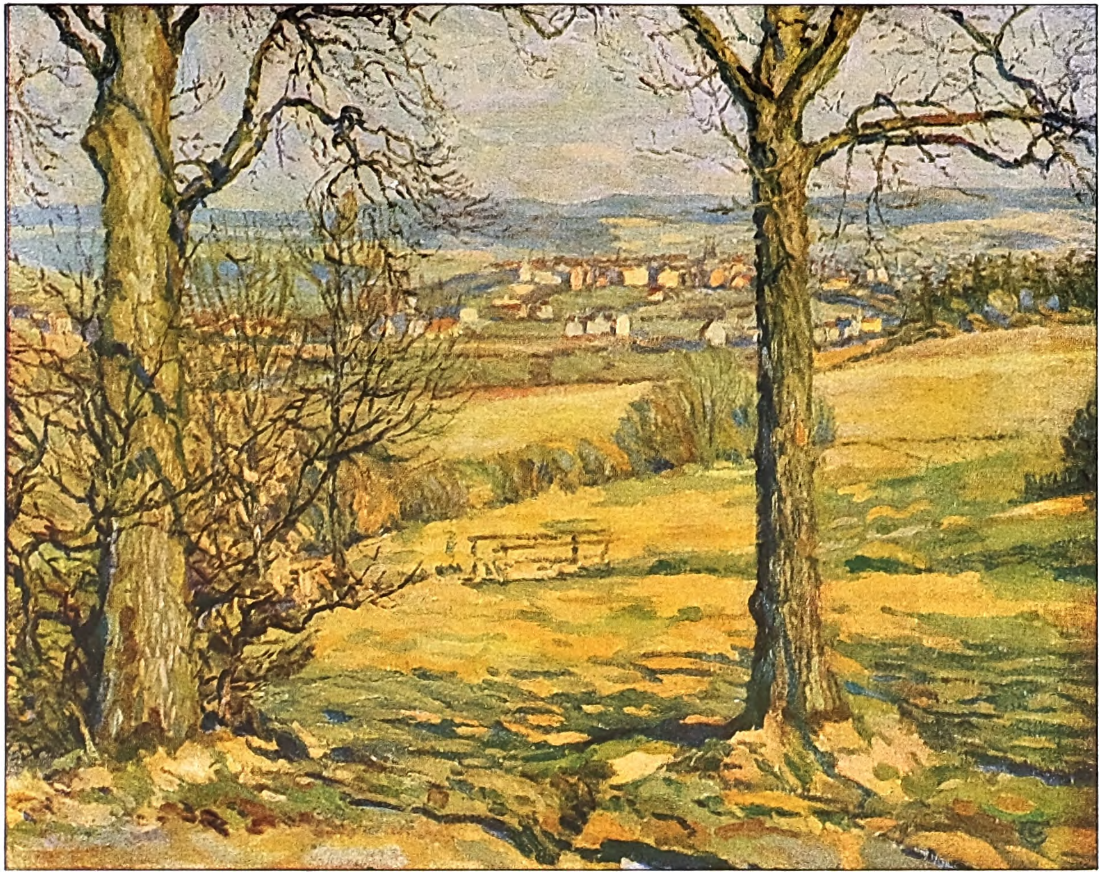
Der holländische Feldzug war im herbstlichen Unwetter allgemach steckengeblieben und die Truppen hatten ihre Winterquartiere bezogen. Um so lebhafter manövrierten am königlichen Hofe die Parteien und führten einen listenreichen, verbissenen Krieg um Gunst und Gnade der Majestät.

Es war die Zeit der drei Königinnen. Neben der Infantin Maria Theresia, der rechtmäßigen Gemahlin des Monarchen, standen Frau von Lavallière und die Marquise von Montespan, die beide Anspruch auf den Titel der anerkannten Favoritin erhoben. Der Herrscher schwankte hin und her zwischen der sanften Lavallière, die in selbstloser, unbedingter Hingebung schmachtete, und der gewaltsamen, herrschsüchtigen Montespan, die Teufelsmessen lesen ließ, um sich der königlichen Leidenschaft zu versichern und deren unbequemer Gemahl immer noch drohend Rechte geltend machte. Sonnenblick und Regenschauer wechselten je nach der täglichen Stimmung wie für die beiden ungekrönten Fürstinnen so auch für ihre Anhänger, und der König, der um ebendiese Zeit die Allongeperücke, die Nachahmung olympischer Lockenfülle, zur Mode erhöhte und Versailles zum sichtbaren Abbild seiner Macht ausgestaltete, schien eine besondere Genugtuung darin zu empfinden, dem Hof den ungeheuren Abstand vom Thron durch eine außerordentliche Launenhaftigkeit recht deutlich einzuprägen.

Einer der wenigen, denen sich die Majestät gleichmäßig gewogen zeigte, war der Herzog von Bellecourt. Es galt z. B. für eine seltene Gunst, den Leuchter halten zu dürfen, wenn sich der König zu Bett legte. Ludwig, ein Meister der Kunst, auch dem Unbedeutendsten Inhalt zu verleihen, nannte immer selbst den Glücklichen, der dieses ausgezeichnete Amt verrichten sollte, und rief häufig Bellecourt dazu auf. Dabei geschah es mehr als einmal, daß er dem Namen eine schmeichelhafte Bemerkung hinzufügte: „Bellecourt, der uns einen großen Dienst geleistet hat,“ sagte er das eine Mal, ein andermal: „Bellecourt, unser lieber Freund, von dem wir nie anderes wie Treue erfuhren.“

Der Herzog sog keinen Übermut aus diesen billigen Beweisen von Neigung. Aufrecht, gewissermaßen ohne links oder rechts zu schauen, ging er inmitten des Trosses der Höflinge einen geraden Weg. Einige versuchten, der Barke seines Glückes, die vor vollen Gnadensegeln daherrauschte, die eigenen bescheidenen Nachen anzuhängen, um also bugsiert geschwinder voranzukommen, aber es stellte sich zur allgemeinen Verblüffung heraus, daß Bellecourt nicht einmal für sich selbst Vorteile erstrebte. Wie sollte er sich erst für fremden Nutzen einsetzen? Da ließ man den Unbegreiflichen seine Straße ziehen und begnügte sich, ihn anzustaunen und in den Spott einzumünden, der ihn Sankt Johann den Täufer von Martinique betitelte.

Digitized by Google



Vorfrühling auf Wilhelmshöhe. Gemälde von Rudolf Siegmund

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Herzog war wohl viel um den König, aber es war nicht Ergebenheit allein, die ihn fast täglich nach Versailles führte. Langeweile tat ein gutes Teil dazu. Bellecourt hatte zwar mit Louvois über eine Anstellung im Heere verhandelt, aber während der Winterruhe rückte die Angelegenheit nicht vom Fleck. So hatte er kein eigentliches Amt zu versehen, und auch aus der Verwaltung seiner pikardischen Güter erwuchs ihm wenig Mühe. Ein umsichtiger Intendant hielt sie in trefflicher Ordnung, erstattete wöchentlich einen meist erfreulichen Bericht und legte vierteljährlich eine glatte, saubere Rechnung. In unruhiger Trostlosigkeit flossen so die Tage für den Herzog dahin. Ehedem war er wohl ein Freund ernsthafter Bücher gewesen. In der Gewissenspein indessen, die ihn neuerdings befallen hatte, vermochte er seine Gedanken nicht mehr zu der gehörigen Teilnahme zusammenzuraffen. Er saß oft stundenlang hinter einem Band und schaute nur hinweg über die Buchstaben. Dann wieder grub er sich gewaltsam in die Seiten ein und zersann sich fast das Gehirn über ihren Sinn.

Von der Kirche glaubte er sich im Stiche gelassen. Sie antwortete seinen Zweifelsfragen immer nur mit allbekannten Grundsätzen, die ihm für seinen besonderen Fall nicht zuzutreffen schienen. Darum beschloß er, sich weltlicherer Führung anzuvertrauen. Er war durch Madeleine Grimont, die Mutter seiner Kinder, mit dem Herzog Franz von Larochefoucauld verschwägert, dessen ‚Maximen' noch immer, obschon bereits sieben Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen waren, die Bewunderung Frankreichs wachhielten. Dieses Buch war es, mit dem er sich gemeinhin in dieser Zeit um jeden Preis auseinanderzusetzen trachtete. Er litt Qualen darunter, daß er den Verfasser, den er verehrte, nicht widerlegen konnte. Aber die Gegengründe, die, der Tiefe seines Gemütes entsprungen, für ihn selbst unbedingt überzeugend lauteten, erschienen ihm, gemessen an der wundervollen Klarheit, mit welcher der geistreiche Vetter seine Lebensbeobachtungen darlegte, stets plump und stumpf. Und dennoch wollte er sie nicht preisgeben. Wie ein Verrat seiner selbst hätte ihn das angemutet.

Am liebsten suchte er dann Larochefoucauld auf. Der alternde Herzog lebte gänzlich zurückgezogen in seinem großen Palast am Seineufer. Nur wenige Standesgenossen gingen bei ihm ein und aus. Denn es war offenkundig, daß Ludwig ihm die Teilnahme an der Fronde niemals verziehen hatte, und dieser Umstand reichte vollauf hin, daß selbst der Sohn den Vater scheinbar mied. Überdies hatte Larochefoucauld bei dem Treffen an der Porte St. Antoine eine dauernde Beeinträchtigung seines Sehvermögens davongetragen; dies und zunehmende Kränklichkeit verwiesen ihn ohnehin in die Einsamkeit. So nahm er denn die Ungnade des Königs mit der Gelassenheit des Weisen hin. Gleichwohl freute er sich des männlichen Mutes, mit dem Bellecourt sich zu ihm bekannte. Sein Geist, der die Klarheit selbst war, vermochte nur dunkel die Bedrängnis eines Menschen zu ahnen, der sich mit den ungefügen Gewalten des Gefühls herumschlagen mußte und dem dafür die blanken, scharfen Waffen des Verstandes nicht ausreichend zu Gebote standen. Aber er hatte unschwer eingesehen, daß der düstere Vetter ein Glied dieser so andersartigen Gattung war, und wollte ihn von seiner hauptsächlichen Not, als die er das zwiespältige Verhältnis zu dem Grafen von Guiche sogleich richtig erkannt hatte, gern heilen. Obschon oft genug seine feinsten Beweisführungen durch gänzlich unphilosophische Herzenshilferufe des andern unterbrochen und verkehrt wurden, ermüdete er nicht in diesen Bemühungen.

„Laß dir doch raten!" mahnte er. „Zergliedere vorerst die Gründe, aus denen du dieses unternehmen, jenes unterlassen willst! Dann wirst du sogleich wissen, was sich zu tun empfiehlt, und oft wirst du einen Entschluß, der anfangs unerschütterlich war, umstoßen und das Gegenteil tun. Zuerst die Dinge klar und scharf ins Auge fassen, mein lieber Vetter, und dann entschieden handeln!"

Bellecourt schaute unverwandt in die Flammen des Kamins. „Nein," beharrte er trotzig, „es gibt Dinge, die sich niemals scharf erfassen lassen, von keinem Auge. Ebenso wie es Empfindungen gibt, die du zergliedern magst, soviel du willst, und es bleibt dennoch ein trüber, zäher Bodensatz zurück, der auch unter dem Scheidewasser des schärfsten Denkens unteilbar und unbestimmbar verharrt."

„Das sind Allgemeinheiten," versetzte Larochefoucauld. „Laß uns auf den besonderen Fall eingehen! Denn an dem liegt dir, nicht daran, philosophische Gemeinplätze aufzustellen. Zwei Möglichkeiten stehen dir diesem Teufelsbraten Guiche gegenüber offen. Die erste ist: du verzeihst ihm. Klipp und klar, du stellst dich, als wäre nicht er es gewesen, der — —, nun, du weißt, — als wäre sozusagen überhaupt nichts geschehen. Warum aber würdest du so handeln? Aus Feigheit, das heißt: aus Furcht für dich? Nein; dafür bist du ein Bellecourt. Aus Furcht vor den Folgen? Abermals nein. Wie sich die

Digitized by Google

Kirche nicht unversöhnlich zeigen würde, sind auch die weltlichen Strafen milde für die Tötung im Duell. Sie werden für dich noch milder sein, da die Majestät einen geheimen Groll gegen Guiche hegt, dir aber wohlgesinnt ist. Im übrigen weißt du sehr gut: ein allgemeiner Tadel würde dich nicht treffen. Im Gegenteil! Du würdest dir eine Art gesellschaftlichen Ruhmestitel erwerben. Und dennoch ist ein Mangel an Mut im Spiele. Beruhige dich! Ich meine nicht den gemeinen Mut der Übereinkunft, sondern den höheren Mut der Sittlichkeit, der etwa dazu gehören würde, es lächelnd zu ertragen, wenn Frankreichs Adel dich der Saumseligkeit zeiht, nachdem du einmal — aus Gründen, die nur deine Sache sind, — dich entschlossest, den Grafen Guiche ungeschoren zu lassen. Denn wohlverstanden: du selbst, du ganz allein bist Richter über deine Ehre, und was dir genügt, sollte allen genügen. Aber so närrisch ist der Mensch: daß andere ihm einen solchen selbstgewollten Verzicht als Makel anheften, vermag er durchaus nicht zu leiden. — Oder besitzest du diesen Mut? — Du schweigst? — Nun freilich, es ist auch der Mut des goldenen Zeitalters, nicht unserer Tage. Da also die Laster ausscheiden, so bleiben dir die Tugenden als Beweggründe. Güte, Großmut! Der Mensch ist nicht gut, ist nicht großmütig. In deinem Falle bestehen Großmut und Güte, da sie nicht der Furcht entstammen, aus Schwäche und Bequemlichkeit. Du, mein Freund, bist mir so ein schwerfälliger Bär, der niemals gern Entschlüsse faßt, sondern gerade möglichst lange Herr seiner Entschlüsse bleibt, weil er eingesehen hat, daß er nur zu leicht ihr Sklave wird, sobald sie einmal in Taten umgesetzt sind. Es ist wie mit einem Stein, den du einen Abhang hinabrollst. Will es der Zufall, kann ein Bergsturz daraus entstehen. Lieber lässest du den Stein liegen, versperrt er dir auch täglich den Steg. Lieber steigst du täglich über ihn hinweg. Aber ich prophezeie dir: er wird dir wahrhaft ein Stein des Anstoßes werden. Du wirst ihn überall auf deinen Pfaden finden, er wird im Sattelpolster stecken, wenn du zu Pferde steigst, er wird auf dem Grunde deines Glases liegen, wenn du trinken willst, und du wirst ihn unter deinem Laken spüren, wenn du zur Ruhe gehst. Und niemals kannst du dich seiner entäußern. Denn der Stein bist du selbst, deine Ichsucht, deine Eigenliebe. Also, mein lieber Vetter, — willst du großmütig sein?"

Gespannt wartete Larochefoucauld auf eine Erwiderung, aber Bellecourt blieb stumm.

Das Zimmer war trotz der vorgerückten Stunde nicht erleuchtet, der geschwächten Augen des Greises halber. Nur wenn die glühenden Buchenscheite im Kamin zusammenbrachen, tasteten rötliche Lichter in die Dunkelheit hinein. In einem solchen huschenden Streifen erhob sich die Hand Bellecourts zu einer unbestimmten hilflosen Gebärde, die weder bejahend noch verneinend war. Der alte Weltweise aber las ein Nein heraus, das ihm in seinen Plan paßte, und setzte seine Bemühungen, den Vetter endlich aus der zermürbenden Unschlüssigkeit zu retten, munter fort.

„Gut," sprach er, „du verwirfst also diesen Akt der Großmut. Ich billige das. Bleibt demnach die zweite Möglichkeit übrig: du bringst deine Rechnung mit Guiche ins reine, wie es unter Edelleuten üblich ist. Das Wie ist leicht gefunden. Du sagst ihm etwa: ‚Graf, du solltest deine Perücke verkehrt aufsetzen, denn dein Gesicht drückt die Kehrseite alles dessen aus, was ein menschliches Antlitz anständigerweise darstellen sollte.' Oder du reizest ihn anderswie. Warum aber willst du das tun? Darauf kommt es an. Da ist erstens Rachsucht, der schlichte Trieb wieder zu schlagen, wenn du geschlagen wirst. Du schüttelst den Kopf? — Möglicherweise mit Recht. Denn das ist eine Sache des Temperaments. Zweitens ist da verletzte Eitelkeit. Du schüttelst abermals den Kopf? Mit Unrecht, mein Freund. Denn das wäre wider die Natur. Niemand nimmt es gelassen hin, übertroffen zu werden, auf welchem Gebiet es immer sei. Übrigens darfst du an Stelle von Eitelkeit das besser klingende ‚Ehre' setzen, so wirst du im Augenblick mit mir übereinstimmen. Nicht zu vergessen wäre ein Gran verspätete Eifersucht. Aber der hauptsächlichste, entscheidende Grund ist der: du mußt endlich einmal dieser ewigen Unruhe ledig werden! Sonst wird dir das Leben eine beständige Pein sein, und wenn es auch niemals ein Glück bedeuten kann, jedenfalls tut keiner klug, der es sich zur Qual gestaltet. Also um deiner selbst willen empfiehlt es sich, dem leichtsinnigen Herrn die reichlich verdiente Lehre zu erteilen."

Bellecourt regte sich in dem tiefen Sessel, in dem er seine Not geborgen hatte. „Aber —," begann er.

Larochefoucauld unterbrach ihn. „Ich weiß," sprach er, „du reitest wieder dein Steckenpferd. Du glaubst, Herrn von Guiche auf der Mensur überlegen zu sein, und willst deshalb nicht ritterliche Genugtuung von ihm fordern. Warum nun dies wieder? Sieh, mein Freund, auch das hab' ich mir zer-

Digitized by Google

gliedert. Großmut? Wer weiß? Mir scheint, dir ist es nicht genug, dem gleichgültigsten Menschen ein Recht einzuräumen, das Maß deiner Ehre zu bemessen, was lediglich deine innere Angelegenheit ist, nein, du hast auch einen Teil deiner selbst künstlich herangezüchtet, daß er das Tun des anderen, natürlicheren Teils nachprüft und lenkt, und vor diesem erhöhten Selbst fürchtest du dich allen Ernstes. Immerhin, meine Bewunderung gehört dir dafür, denn es handelt sich um eine ziemlich reinliche Sache. Aber ich muß dir entgegenhalten: nüchtern betrachtet begehst du einen Rechenfehler. Was verbürgt dir, daß Guiche und nicht du ein paar Zoll spitzes Eisen zwischen die Rippen bekommt? Du kannst schlecht träumen in der Nacht vor dem Zweikampf, dein Puls kann ein wenig schneller oder langsamer schlagen im Augenblick der Entscheidung, ein Sonnenblick kann dich blenden, eine Mücke dich stechen, — kurz, vorausgesetzt selbst, du fichtst wirklich erheblich besser als der Graf, es gibt eine solche Menge von Zufällen, die diesen Vorteil auszugleichen imstande sind, daß du unbesorgt deine allzu zarten Bedenken hinter dich werfen darfst. Denn abermals: dieser Pfahl muß aus deinem Fleische gezogen werden — um deiner selbst willen!"

Wiederum wartete der Greis auf Antwort. Er wußte seit langem, daß sich die Vorgänge des Lebens immer wieder glichen und doch sich in stets neuen Beleuchtungen und Brechungen darstellten. Nun war er müßig gespannt, ob der Fall Bellecourt nach der Schablone auslaufen oder eine außerordentliche Wendung nehmen würde.

Endlich sprach es leise aus der Buchtung des Lehnsessels heraus: „Wollte doch Guiche bereuen! Wollte er doch umkehren vom Wege des Lasters!"

Der Weltweise lächelte. „Nein, mein guter Freund," erwiderte er, „diesen Gefallen wird dir Herr von Guiche sicher nicht tun. Das glaube ich dir versichern zu können. Vielleicht kleidet er sich in Sack und Asche, wenn ihm Methusalems Alter beschieden wird. Aber da ihr gleichalterig seid, ist das noch lange hin. Du wirst dich wohl oder übel damit abfinden müssen, daß er den Lasterpfad weiterwandelt."

„So helfen mir Gott und seine Heiligen!"

Mit einem Ruck hatte sich Bellecourt aus seinem Stuhl aufgerichtet und stand mächtig, dunkel drohend und von unbestimmten Umrissen inmitten des Raumes.

„Du willst ihm also eine Ausforderung schicken? Recht so!"

„Aber nein! Was da — Guiche! Es handelt sich ja gar nicht um ihn und mich. Es handelt sich um weit mehr, um etwas, was all dein Scharfsinn nicht zu zergliedern vermag und worauf all deine Grundsätze nicht zutreffen."

Larochefoucauld freute sich des Ausbruchs. „Da bin ich voller Erwartung," versetzte er behaglich, „laß hören, mein Freund!"

Bellecourt sprach weiter. Es war, als sei ihm die Zunge gelöst. Behende und beseelt floß ihm die Rede von den Lippen. „Ich vermeinte, die Religion könne das Rätsel entwirren," fuhr er fort, „aber ich blieb unberaten von ihr. Da pilgerte ich zu deiner Weisheit und muß vor der gleichen Düsternis haltmachen. Klarer bin ich wohl geworden dank deinem Geiste, aber den Weg, den ich finden muß, können mir deine ‚Maximen' auch nicht weisen. Du selber bist ja der überzeugendste Beweis gegen sie. Du streitest jeglicher Tugend das Dasein ab und bist doch die Verkörperung der Großmut und Güte selbst. Wer immer sich dir naht, sei es auch ein Feind, geht nicht unbereichert von dannen. Und du hilfst, rätst und tröstest nicht aus Trägheit oder Schwäche. Denn du brauchst nur den Pförtner anzuweisen, und kein Bittsteller beschreitet mehr die Schwelle dieses Zimmers. Noch weniger handelst du in dem Wunsche, es möchte dir einst Gutes mit Gutem vergolten werden, denn du weißt, daß Guttaten eher Feinde schaffen. Am wenigsten endlich aus Furcht, denn die Majestät, der Herr dieser Welt, würdigt dich bereits der allerhöchsten Ungnade, und was Lohn oder Strafe des Jenseits anbelangt, so führst du, mögen auch deine Schriften unchristlich genug klingen, ein so gottgefälliges Leben, daß du dem Richterspruch Gottes mit Ruhe entgegenharren darfst. Nein, du handelst gütig und großmütig, weil Güte und Großmut, die dein Verstand verneint, dein innerstes Wesen ausmachen, und deshalb wirst du auch mich begreifen, wenn ich sage: es handelt sich wahrlich nicht um Guiche und mich, aber ich habe nun einmal das Unglück, durch eine Laune des Schicksals der von Guiche Beleidigte zu sein, der befugt oder auch berufen ist zu rächen und zu strafen."

„Nun also!"

„Ja, mein hochgeschätzter Vetter, wenn es mit einem Degenstich getan wäre! Aber beliebe dich an die Zeit zu erinnern, als Herr von Molière seinen ‚Don Juan' im Palais Royal aufführte! Der Wüstling wird in dem Stück zuletzt vom Teufel geholt."

„Und mit Recht!"

„Gewiß. Denn der Dichter hat ihn mit durchaus nicht liebenswerten Eigenschaften

Digitized by Google

ausgestattet. Aber gab es einen unter den Zuschauern, der dieses Ende als einen Akt ewiger Gerechtigkeit und nicht vielmehr als einen Theaterwitz beklatscht hätte? Gab es eine unter den Damen, die zuhörten, deren Herz sich mit Abscheu von dem Abscheulichen abgewandt hätte? Neigten nicht vielmehr alle mit ihren verschwiegenen Sympathien dem Verführer zu? Und in ebensolcher Glorie würde Guiche untergehen, wenn ich ihn in seiner Sünde Maienblüte zum Hades schickte. Nein, er selbst muß sein Lotterleben ausdrücklich verneinen, er selbst muß dem Gedanken der Gerechtigkeit seinen ausdrücklichen Tribut zahlen, und ich — darf ihn nicht vernichten, bevor er sich zu ihm bekannt hat. Danach erst, nachdem er dies getan hat, wird der Baum der Gerechtigkeit wieder auf Erden blühen."

Jetzt war es an Larochefoucauld, stumm zu bleiben; erst nach geraumer Zeit versetzte er: „Wie aber soll das geschehen?"

Da stöhnte Bellecourt aus tiefster Brust: „Das eben, mein Vater, — das eben vermag ich nicht zu finden."

Der Greis tröstete: „Wie weißt du denn, daß es deines Amtes ist? Jedermann trägt das Gesetz seines Handelns in sich und muß die Folgen seines Tuns und Lassens auf sich nehmen. Vielleicht ist die Rache in höherem Sinne, die göttliche Strafe für Herrn von Guiche bereits auf dem Wege? Ein Vater, der lebt wie er, wird vielleicht Kinder erzeugen und erziehen, die sein Geschlecht dereinst mit Schande bedecken. Oder hat er nicht ein schönes, junges Weib, die Tochter meines alten Freundes, des Herrn von Béthune? Der Wüstling Guiche wird es vernachlässigen. Vielleicht ist es eben dabei, ihm Hörner aufzusetzen? Oder was weiß ich! Du aber, mein Freund, wolltest den ewigen Mächten, die beständig am Werke sind, ohne daß du es begreifst, ins Handwerk pfuschen?!"

„Oh," erwiderte Bellecourt, „wie gern blieb' ich davon! Aber Gottes Finger hat auf mich gewiesen; er hat mich zugleich zum Opfer und zum Werkzeug erkoren. Ich muß meine Sendung erfüllen."

„Wie aber, wie? frag' ich dich."

„Das eben muß ich finden."

„Und wenn du es nicht findest?"

„Dann — dann muß ich daran zugrunde gehen. Es ist mein Schicksal."

Bellecourt war dicht an das Gitter des Kamins getreten, so daß sein Schatten den ganzen Raum mit Finsternis erfüllte. Er streckte die großen weißen Hände nach den Flammen aus, sehnsüchtig, als erhoffe er aus der dürftigen Helligkeit eine Sonne.

IV.

Der Herzog von Larochefoucauld empfand wirkliche Teilnahme für seinen Vetter. Aus seiner Auffassung des Lebens heraus vermochte er zwar die Nöte Bellecourts nur als eine Grille zu betrachten, als eine Laune, die vielleicht etwas hartnäckiger und gewichtiger plagen mochte, als es gemeinhin bei derlei Anwandlungen der Fall war, aber es würde ihm doch entschiedenen Schmerz bereitet haben, wenn der grüblerische Mensch durch seine Schwerblütigkeit ernstlichen Schaden genommen hätte. Darum ließ er es sich angelegen sein, die Fäden des Spiels ein wenig in die Hand zu bekommen. Durch seinen Sohn, der zu den Vertrautesten der Majestät zählte und mit dem er trotz der zur Schau getragenen Entfremdung im glücklichsten Einvernehmen stand, wußte er zu bewirken, daß Bellecourt mit einem ebenso wichtigen wie schwierigen Auftrag nach Madrid an den spanischen Hof gesandt wurde. Es galt neben weitausschauenden, äußerst empfindlichen politischen Vorbereitungen auch den Unwillen zu beschwichtigen, den die beständigen Klagen der Infantin über die Kränkungen ihrer Ehe allmählich hervorgerufen hatten. Bellecourt bewies bei der Erledigung seiner Aufgaben soviel Scharfsinn und Entschiedenheit und zugleich einen so feinen weltmännischen Takt, daß König Karl, über den nun freilich in ebendiesen Abmachungen höchst eigennützig verfügt wurde, mehr als einmal den französischen Schwager zu dem ausgezeichneten Diener beglückwünschte. Immerhin vergingen Monate über den angesponnenen Verhandlungen, und als der Gesandte endlich mit jedem gewünschten Ergebnis nach Versailles zurückkehrte, war der Karneval mit seinen strahlenden Bällen und prunkvollen Festlichkeiten größtenteils schon verronnen. An einem schwarzen Tage ritt Bellecourt durch Paris hindurch: in der Frühe war Molière gestorben.

Ludwig empfing den Botschafter, den er recht eigentlich für den Mann seines Vertrauens und seiner höchsteigenen Wahl zu halten geneigt war, auf das allergnädigste. Er zog ihn fortan in den engsten Kreis seiner Umgebung und versäumte keine Gelegenheit, ihn auszuzeichnen, obwohl die inbrünstige Ehrlichkeit, mit welcher der Herzog ihm den Zoll seiner Ehrerbietung entrichtete, wunderlich von der leeren, aber formvollen Würde abstach, deren sich die übrigen Pairs beflissen. Bellecourt in seiner ehrenfesten, aufrechten Art überhob sich auch um dieser Gnade willen keineswegs, aber der spanische Erfolg schien ihm allerdings vermehrte Sicherheit verliehen zu haben. Als er

Digitized by Google

dem Herzog von Larochefoucauld seinen Besuch abstattete, brachte er seinen alten Kummer überhaupt nicht zur Sprache. Mit stiller Verwunderung nahm jener dies wahr. Der Greis spürte zwar sehr deutlich, daß ihm nach wie vor innige Ergebenheit und Dankbarkeit dargebracht wurden, indessen wollte ihm das absichtliche Übergehen ehemaliger gemeinsamer Sorgen ein wenig wie Mangel an Vertrauen vorkommen, und darum schwieg auch er für sein Teil. Ganz freilich traute er dem glatten Frieden nicht.

In der Fastenzeit beschränkten sich die höfischen Veranstaltungen auf die allabendlichen Empfänge. Dann wandelte Ludwig mit seinem angeborenen Anstand durch die Säle, um, hier eine Ansprache gönnend, dort mit gütigem Lächeln grüßend, den Pflichten eines fürstlichen Gastgebers zu genügen. Bisweilen ließ er sich auch zu einem modischen Kartenspiele nieder, obschon er niemals mit Leidenschaft bei der Sache war.

Bei einem solchen Empfang geschah es, daß Bellecourt mit dem Grafen von Guiche an einen Tisch zu sitzen kam. Er war neben dem Herzog von Beauvilliers der Gunst gewürdigt worden, mit dem Herrscher selbst eine Partie L'Hombre zu spielen. Aber der König, der von Anfang an dem Spiel mit geringer Aufmerksamkeit gefolgt war, hatte die Karten bald wieder beiseite gelegt. Am Nebentisch, auf den seine Blicke beständig gerichtet gewesen waren, spielte Frau von Montespan mit dem boshaften Schwätzer Langlée Landsknecht und verlor über die Maßen. Nach den Flüsterreden ringsum war sie bereits mit mehr als zwei Millionen Livres im Nachteil. Über diesem Gewinst hatte selbst Langlée schweigen gelernt; mit heißen, trockenen Augen spähte er nach den Blättern, die seine zitternden Finger aufschlugen, während die Marquise im Brand der Leidenschaft glühend schöner denn je über den Tisch vorgeneigt verharrte. Ludwig, solcher sinnlosen Verschwendung durchaus abhold, erhob sich kurzerhand und gab damit das Zeichen zum Aufbruch, dem sich Frau von Montespan als Palastdame der Königin ohne weiteres anzuschließen hatte. Alle diejenigen aber, die nicht unmittelbar zum Hofstaat der Majestäten gehörten, blieben alter Gewohnheit gemäß noch versammelt. Bellecourt begleitete Herrn von Beauvilliers, der nach Paris zurückzukehren gedachte, zur Tür, trank noch im Salon der Venus ein Glas Eislimonade und schlenderte dann planlos durch die immer noch menschengefüllten Säle. Ohne es eigentlich zu wollen steuerte er schließlich auf einen Tisch zu, der von einem Schwarm gespannt zuschauender Zaungäste umlagert war. Eben in dem Augenblick, in dem er sich dazu gesellte, erhob sich Herr von Condé mit einem Fluch von seinem Stuhl. „Setz' du dich auf meinen Platz!" polterte er, indem er die trüben, zornigen Augen plump auf Bellecourt richtete. „Vielleicht nimmst du es mit Guiche auf. Dieser Himmelhund würde mir noch die Frau aus dem Bette abgewinnen, wenn ich sie auf eine Karte setzte."

Über das dunkle Antlitz des Herzogs zitterte eine flüchtige Helligkeit. Sogleich aber antwortete er: „Ich will versuchen, dir Genugtuung zu verschaffen, Prinz," schob gelassen den Sessel zurück und setzte sich, sodaß er Guiche sich gerade gegenüber hatte. Er sah ihn frei und ein wenig starr an und sprach: „Wenn es beliebt, Herr Graf, so wollen wir das Glück gegeneinander versuchen."

Guiche zögerte ein wenig unter diesem Blick, dann versetzte er: „Es gereicht mir zur Ehre, Herr Herzog."

Unter einer befremdlichen Stille, die den ganzen Kreis um den Tisch herum in ihren Bann zog, spielten nun die beiden ein träges, zähes Spiel, das weder durch die Höhe der Einsätze noch durch besondere Glückswendungen überraschte und bei dem das Mischen, Geben und Aufdecken der Karten seltsam langsam vor sich zu gehen schien. Dazu unterhielten sie sich über allerhand fernliegende Dinge und schließlich aufs eingehendste über den Götzendienst der Indianer von Martinique. Der Herzog vermochte erschöpfende Auskunft darüber zu geben und versäumte nicht, seinem Partner Bemerkungen hinzustreuen, die sich auf gewisse erotische Besonderheiten der Fetischverehrung bezogen. Guiche indessen biß nicht an, sondern glitt hastig darüber hinweg. Er redete faselig draufzu und vollendete bisweilen seinen Satz nicht einmal. Nach einiger Zeit erklärte er, todmüde zu sein und bat, zumal sich Gewinn und Verlust ungefähr ausglichen, die Partie aufgeben zu dürfen. In der Tat war er bleich, dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und er taumelte, als er mit einer flüchtigen Verneigung sich erhob. Bellecourt blieb allein am Tisch. Er schaute stier voraus, dahin, wo eben noch der andere gesessen hatte, und hielt ein Spiel Karten mit seinen großen, weißen Händen umklammert. Erst als auch er aufgestanden war und die vollständig zerknitterten Karten auf die Platte geworfen hatte, löste sich der Zauber des Schweigens ringsum. Es ging wie ein Aufatmen durch den Raum, und alsbald hob ein desto emsigeres Stimmengesumm an.

In der Folge begegneten die beiden Wider-

Digitized by Google

sacher, als welche der gesamte Hof Bellecourt und Guiche ansah und mit grausamer Neugier beobachtete, einander immer öfter. Solches Zusammentreffen lag niemals in ihrer bewußten Absicht. Guiche insbesondere mied eher den Herzog. Aber bisweilen schien es fast, als zöge Bellecourt seinen Feind auf eine geheime Weise an. Der Graf dachte wohl z. B.: ‚Siehe da, an jenem Tisch geht es besonders lärmend und ungebunden her, da ist der steife Bellecourt sicher nicht von der Partie,' aber just der Herzog saß mitten in der lauten Gesellschaft als einziger Nüchterner unter trunkenen, tobenden Genossen verloren. Oder er überlegte: ‚Ich will mich jener Gruppe anschließen, bei welcher der hochgewachsene Herr im hellblauen Rock spaziert; Bellecourt ist es bestimmt nicht, er kleidet sich stets dunkel,' aber wie er schon den Hut grüßend lüftete, war der Hellblaue gerade der Herzog, der es endlich für an der Zeit gehalten hatte, sich einen Rock nach dem Geschmack und in der Lieblingsfarbe Ludwigs schneidern zu lassen. Hatten sich dann die beiden unvermutet gefunden, so blieben sie meist länger zusammen, als vonnöten war. Ja, sie trafen wohl auch Verabredungen für ein weiteres Begegnen. Dazu aber kam es nie; sie wußten es jedesmal unter einem glimpflichen Vorwand zu hintertreiben.

Es geschah sogar, daß sie sich, niemals vorbedacht, sondern immer aus einer plötzlichen Eingebung heraus, einen Dienst erwiesen. Wegen seiner Besuche beim alten Herzog von Larochefoucauld, der soeben durch einige höchst bissige und geistreiche Bemerkungen den Zorn des Königs neu erregt hatte, geriet Bellecourt beispielsweise in Gefahr, in Ungnade zu fallen und etwa nach dem einst so heiß ersehnten Martinique verbannt zu werden. Frau von Montespan, die den geraden, aufrechten Edelmann für ihren Gegner halten zu sollen glaubte und auch alle Ursache dazu hatte, war bereits drauf und dran, den Klatsch vor die Ohren des Königs zu bringen, da erstickte Guiche das Ränkespiel im Keime, indem er in seiner schnodderigen Art die Karikatur einer Unterhaltung gab, die angeblich zwischen den beiden Herzögen, dem witzigen Larochefoucauld und dem täppisch-ehrlichen Bellecourt, geführt worden sei. Die Harmlosigkeit Bellecourts war darin trotz aller Ironie so überzeugend und zugleich so lustig dargetan, daß Frau von Montespan statt des Tratsches dem Herrscher lieber die hübsche Anekdote vortrug. Ludwig änderte denn auch seine Gesinnungen durchaus nicht.

Bellecourt erfuhr davon. Er wußte nicht recht, sollte er für die Unterstützung dankbar sein oder sollte er sie für eine Beleidigung nehmen. Aber lange vorher hatte er schon einmal handfest den Grafen von Guiche davor bewahrt, den Hals zu brechen. Auf einer Saujagd war das, zu der ein schöner Vorfrühlingstag den König nach der engen Winterhaft hinauslockte. Guiche hatte sich wieder einmal geirrt. Er hielt es nicht mit dem planlosen Drauflosreiten, sobald die Jagd begonnen hatte, sondern beriet erst noch ein wenig gelangweilt mit sich, welche Richtung er einschlagen und welchen Reitern er sich zugesellen sollte. ‚Jener dort in Grün reitet einen Rappen und keinen Fuchs, wie Bellecourt gewöhnlich; an den will ich mich machen,' überlegte er, aber eben der Grüne auf dem Rappen war Herr von Bellecourt, dessen Fuchs einen Verschlag hatte. So galoppierten sie mitsammen auf dem weichen Waldboden, der rings von welkem Laub verhüllt lag. Der Graf freilich hatte seine Augen beständig seitwärts gerichtet, wo Frau von Lavallière, der Gegenstand seiner einstigen kecken Leidenschaft, als eine wunderschöne Amazone einhersprengte. Darüber versäumte er, seinen Gaul vor einem Graben, der ganz von rotem Buchenlaub angefüllt war, zum Sprunge zu versammeln. Ein Zuruf des Herzogs verwehte im Sturm der Bewegung, und Bellecourt mußte ihm in die Zügel greifen, um Unheil zu verhüten. Guiche dankte nach einem unwillkürlichen, trotzigen Aufbegehren über die plötzliche Bevormundung, indem er sich ein trauriges Lächeln aufs Antlitz zwang und den Nachbar auf dem Rappen mit einem seltsamen Blick voll ersterbender Ergebenheit anblickte, als wollte er sagen: ‚Es wäre schon das Gescheitere gewesen, du hättest mich kopfüber gehen lassen, — nun aber mag das Schicksal seinen Lauf nehmen.' — —

Für die Karwoche gedachte sich Bellecourt nach dem Kloster La Trappe zurückzuziehen, um dort, unter der Aufsicht des Stifters und Abtes, des Herrn Le Bouthelier de Rancé, der ihm väterlich zugetan war, zu fasten und sich geistlichen Bußübungen zu widmen. Es gab am Hofe zahlreiche Herren und Damen, die sich derartigen selbstgewählten Kasteiungen unterwarfen, sei es, daß sie aus wirklicher altgläubiger Frömmigkeit dazu schritten, sei es, daß sie, vor dem blanken Nihilismus der zeitgenössischen Philosophie erschreckend, ein bequemes Notpförtchen nach dem Himmel sich offen zu halten trachteten. Der König selbst, freilich durch den Umstand begünstigt, daß er sich seinen Beichtvater in den langen Jahren allgemach nach seinen allerhöchsten Wünschen hatte modeln können, verschmähte

Digitized by Google

es nicht, daran teilzunehmen, und billigte jedenfalls durchaus das Bekenntnis zum kirchlichen Wesen. Immerhin geschah es selten, daß jemand in die Obhut eines Ordens von so strengen Gepflogenheiten, wie sie die Zisterzienser der Trappe hatten, sich begab, und der Herzog erweckte durch den Ernst seiner Bußfertigkeit nicht geringes Aufsehen.

Das Begehren floß ihm aus dem Innersten. Umhergeworfen von Zweifeln, wie er sich in der entscheidenden Frage seines Lebens zu verhalten hätte, wollte er sich in der Stille der Zelle sammeln und nach den mancherlei Anfechtungen des höfischen Treibens wieder eine reinliche Beziehung zu Gott herstellen. Er hegte zwar nur eine schwächliche Hoffnung, daß ein Lichtstrahl in die hauptsächliche Verfinsterung seines Daseins fallen würde, aber schon wenn es ihm gelänge, den übrigen unnötigen Ballast aus seinem Schifflein auszuwerfen, meinte er, es sicherer und glückhafter steuern zu können.

Herr von Guiche, der ihm, kaum daß dieser Entschluß kund geworden war, wieder einmal ins Netz lief, bezeigte sofort eine angelegentliche Wißbegier nach den Einrichtungen der Trappe und stellte allerhand Fragen. Da blitzte in Bellecourt der abenteuerliche Plan auf, den Grafen zu bekehren.

Der Augenblick begünstigte das Unternehmen. Guiche hatte soeben auf dem Schlachtfelde der Liebe eine empfindliche Niederlage erlitten, indem ihn ein Fähnrich der grauen Musketiere, ein Herr von Crévic, durch keine anderen Mittel als die Frische seiner Jugend und seinen schlanken, feinen Wuchs aus der Gunst der reizenden Marquise von Livry verdrängt hatte. Anderseits verlautete, seine schöne Gemahlin Marguérite-Louise, der er natürlich die gegenseitige Freiheit des Betragens hatte verstatten müssen, treibe es mit allerhand Liebeleien ein wenig toller, als selbst dem überaus nachsichtigen Hofe zulässig dünkte, und der Gatte habe schon manchen Verdruß dadurch gehabt. Der Graf gab sich den Anschein, als rühre ihn dies alles nicht sonderlich an. Er hielt eine leicht melancholische Maske vor und scherzte mit sauersüßem Beischmack, auch von ihm werde nun bald das Alter seinen Tribut einheimsen, und es sei Zeit, dem Beispiel zu folgen, das schon so viele junge Sünder und vor allem Sünderinnen gegeben hätten, wenn sie sich mit zunehmenden Jahren zu Heiligen wandelten.

In dieser Gemütsverfassung wurde er von dem inbrünstigen Eifer Bellecourts überfallen. Die Waffen des Spottes entglitten ihm vor solchem Ungestüm, und er fühlte sich schlechthin verlegen vor solcher Ehrlichkeit. Wenn die starren Augen des Herzogs beschwörend auf ihn geheftet waren, vermochte er es nicht zu hindern, daß sein aufbäumender Trotz dahinschmolz. Aufs äußerste brachte er es zu einem Hinauszögern der Unterwerfung. Dem schwerfälligen Bellecourt aber flossen immer beredtere und überzeugendere Predigten von den Lippen, und er wußte in sich Saiten einer glutvollen Schwärmerei zum Tönen zu bringen, die wiederum in dem leicht entflammbaren Herzen des Grafen ein verwandtes Echo weckten.

Niemals indessen erwähnte er die eine große Schuld, die der Graf ihm gegenüber auf dem Gewissen trug. Er meinte sie stets, und Guiche sehnte sich nach dem klaren, erlösenden Wort, aber dieses Wort blieb unausgesprochen. Wäre es gefallen, vielleicht hätte der Bekehrungsversuch mit wahrhafter Reue und Zerknirschung geendet.

Da warf sich Herr von Condé, der Sohn, ins Mittel, um, wie er sagte, seinen Busenfreund vor der Mönchskutte zu retten. Er ließ die seichtesten Künste seines Hirns spielen, verschmähte auch nicht, dem Kumpan ein neues Eintagsliebchen zuzuführen, und erreichte in der Tat, daß Guiche allmählich das Netz, das ihm der Herzog unversehens über den Kopf geworfen hatte, spürte, es als höchst lästig empfand und abzustreifen versuchte. Bellecourt kämpfte wie der Erzengel um eine gefährdete Seele, aber er mußte es erleben, daß Plattheit und Schlauheit dem besten Willen und der reinsten Begeisterung den Rang abliefen. Guiche stellte sich ihm zuletzt nicht mehr Auge in Auge zum Redegefecht, sondern hielt sich beständig, solange er Bellecourt begegnen zu können glaubte, inmitten einer Schutztruppe von lockeren Gesellen, die jegliches ernsthafte Gespräch durch Possen und Zoten unmöglich machten.

In St. Cloud bei einem Empfang, den Monsieur und seine junge Gattin, die Pfälzerin, dem Könige zu Ehren veranstalteten, trafen die beiden noch einmal zusammen. Guiche zankte sich halbberauscht mit der Schranze Langlée, von dem er sich im Spiel betrogen glaubte, da näherte sich ihm Bellecourt und richtete, mehr aus glatter Höflichkeit als aus ehrlicher Wißbegier, die Frage an ihn, wie es denn nun mit seiner Absicht, ihn nach der Trappe zu begleiten, stünde. Der Graf aber diente ihm mit einer Erwiderung, die einen so frevelhaften Hohn auf die Passion enthielt, daß selbst die sittenlose Tischrunde betreten verstummte und die Verunglimpfung in der plötzlichen Stille doppelt häßlich

Digitized by Google

widerhallte. Der Herzog biß sich auf die Lippen und trat mit einer Gebärde entschiedenen Abscheus zurück. Guiche aber trieb es maßloser denn je an diesem Tag. Zuletzt schlug seine Trunkenheit unvermittelt um und endete nach einem wahren Tobsuchtsaufbegehren damit, daß er sich in erbärmlichster Erniedrigung wand und kindisch lallend um Schutz vor einer geheimnisvollen, sein Leben bedrohenden Gefahr flehte. Condé, der Sohn, erklärte, noch niemals so gelacht zu haben wie an diesem Abend.

V.

Bellecourt verlebte in der Trappe eine wundervolle friedliche Zeit. Das Fasten und die strengen Bußübungen dämpften die Glut seines Blutes und reinigten es vom aufgärenden Schaum. Sein Sonderleid vertraute er zwar dem Herrn von Rancé nicht an, aber schon das bedeutete eine herrliche Erfahrung: in der reinen Luft schrumpfte es gleichsam zusammen, einer dörrenden Frucht ähnlich, die alle Keime der Fäulnis ausscheidet und einzig noch Süßigkeit und Bitterkeit ihrer Art bewahrt. Dazu träufte von den Lippen des verehrungswürdigen Abtes ein Zauberbalsam, der den Seelen alle Erdenschwere nahm und sie mühelos zu himmlischen Höhen emportrug. Mehr als einmal trat die Versuchung an den Herzog heran, sich für immer hinter einer Mauer so milder christlicher Weisheit vor dem Leben zu verschanzen. Aber zuletzt verwarf er jedesmal wieder den Plan. Immer noch glaubte er, in der Welt eine Aufgabe zu erfüllen zu haben. Er feierte noch die Ostern mit den Brüdern der Trappe, ließ sich von dem frommen Stifter des Klosters zum Abschied segnen und zog seines Weges.

Weiche, warme Aprilluft umkoste das Land, als er gen Osten ritt, um bei Dreux die Eure zu überschreiten. Er war gleichsam einem Jungbrunnen entstiegen oder aus einem Paradies hervorgeschritten und durfte sich rein wie den ersten Menschen vor dem Sündenfall wähnen. Aber gerade um deswillen bedrängte ihn die sehnsuchtsvolle, fruchtverheißende Mahnung des Frühlings mit desto eindringlicherer sanfter Gewalt. Eigensinnig schwang sich sein Gedenken immer wieder zu Madeleine, seiner Gattin, zurück. Es hatte längst alle ätzenden Tropfen des Grolls und der Eifersucht von den Flügeln gestreift; zärtlich ließ es sich jetzt bei der Unseligen nieder und weinte in lauterem Mitleid mit ihr, die nun im ewigen Feuer brennen mußte, weil sie ohne christliche Wegzehrung auf die dunkle Reise geschickt worden war.

Zu Neauphle machte er einen letzten Futterhalt in der alten Herberge zum Kaiser Karl. Er hatte zwei Reitknechte bei sich, während zwei andere mit den Packtieren in kleineren Strecken hinterdrein reisten. Beim Aufbruch hieß er den einen der Diener zurückbleiben, um den Nachfolgenden Bescheid zu geben. „Denn, meine braven Burschen," sagte er, „wir reiten nicht nach Versailles, sondern nach St. Germain."

„Nach St. Germain?" erstaunten die Knechte.

Aber er antwortete fest: „Ja, nach St. Germain."

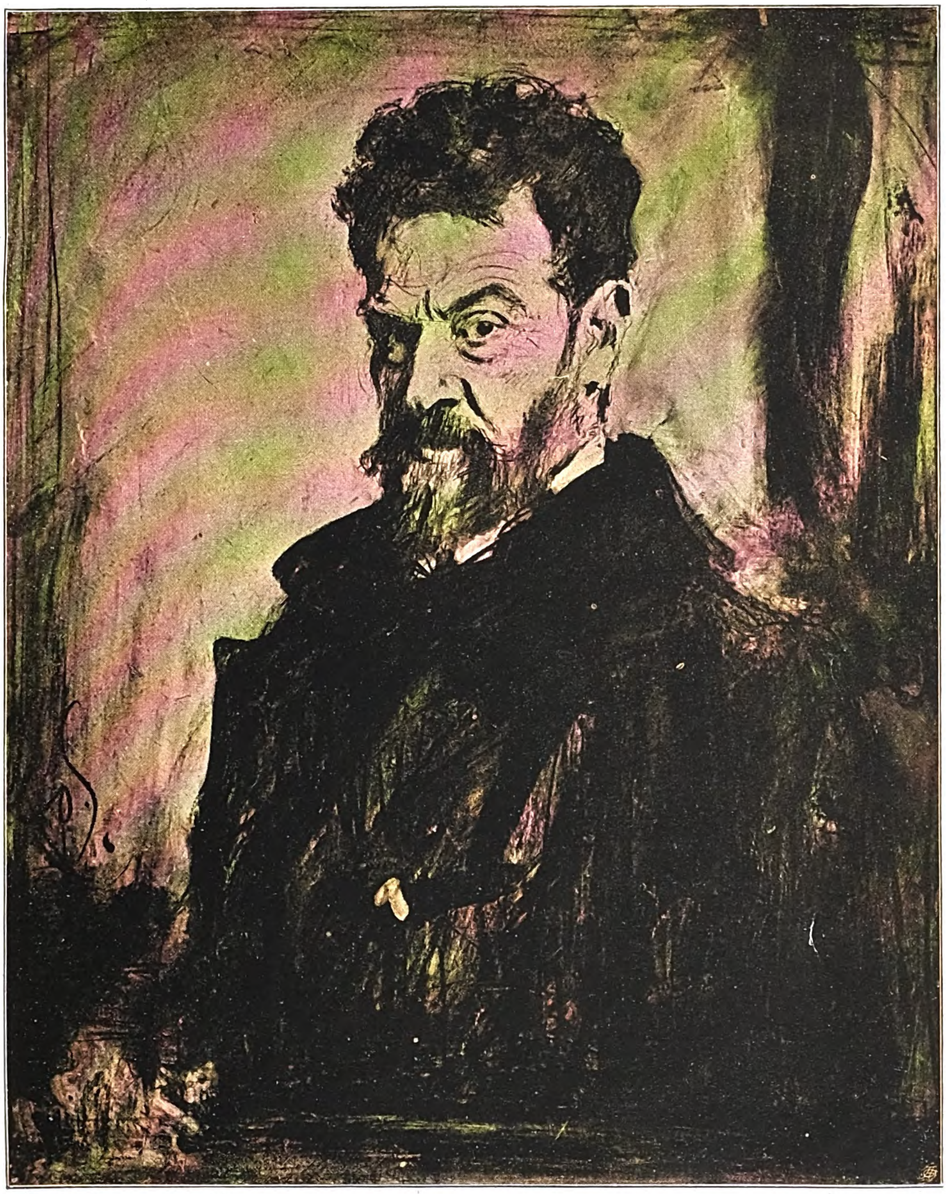
In St. Germain war Madeleine Bellecourt durch die Hand ihres Gemahls in den Tod gefallen. — —

❦ ❦ ❦

Foucquet, Ludwigs erster Finanzminister, hatte auf dem Gipfel seines Einflusses und seiner Eitelkeit die Dreistigkeit besessen, ganz nahe beim Schlosse von St. Germain sich einen eigenen Wohnsitz schaffen zu wollen, der, die lieblichen Hügel des Geländes bastionsartig ausnutzend, den königlichen Palast um ein beträchtliches überragen und das veraltete, zusammengestückte Bauwerk an Pracht jedenfalls weit hinter sich lassen sollte. Nach seinem Sturze hatte der alte Herzog von Bellecourt, Hugos Vater, das halbvollendete Besitztum erworben, selbstverständlich nachdem er sich zuvor der Zustimmung des Königs versichert hatte. Die Pläne waren auf ein schickliches Maß zurückgeschraubt und die fertiggestellten Baulichkeiten alsdann dem jungen Paar als Sitz angewiesen worden, während der Herzog selbst sich nach der Pikardie zum Sterben zurückzog. Seit dem großen Unglück des Hauses waren sie unbewohnt geblieben.

Bellecourt langte mit dem hereinbrechenden Abend in St. Germain an und schellte mit dem Pförtner das ganze verträumte Anwesen aus dem Schlafe. Indessen faßte sich die kleine Dienerschaft schnell, und alsbald war dem so unverhofft einsprechenden Gebieter ein hinreichendes Unterkommen bereitet. Der Herzog schlief in dieser ersten Nacht einen schweren, traumlosen Schlummer. Sogleich nach dem Erwachen unternahm er unter einem festlich sich wölbenden blauen Himmel und in den Strahlen einer jubilierenden Sonne einen Rundgang. Mit ängstlicher Teilnahme, ja mit Bestürzung sahen ihn die treuen Leute zuletzt den Stufensteig emporwandern, der zu dem Pavillon der Herzogin hinaufführte, zu ebenjenem Ort, an dem die Ehebrecherin überrascht und gerichtet worden war. Noch am Morgen erklärte darauf der Herr, er gedenke einige Zeit in St. Germain

Digitized by Google



Professor Fritz August von Kaulbach †
Bildniszeichnung von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

Digitized by Google

zu verbringen, wünsche aber nicht, daß sein Aufenthalt nach außen hin bekannt werde, wie denn auch jederlei Besuch abzuweisen sei und Verbindung und Nachrichtentausch nur mit den Kindern und dem Intendanten gehalten werden solle.

Unter strengster Beobachtung dieser Regeln führte er nunmehr ein durchaus weltabgeschiedenes, einzig sich selber gehörendes Leben. Bücher waren wieder einmal seine alleinigen Gefährten. Er hatte die Schriften des Herrn von Rancé, des Stifters der Trappe, im Mantelsack nach St. Germain mitgeführt. Aber in kurzer Frist erprobte er, daß ihm trotz aller Vereinsamung die treue Nachfolge jetzt weit schwerer fiel als ehedem, da die Strenge der klösterlichen Ordnung jeden Abseitspfad von vornherein versperrt hatte. In seinem Drang nach Selbstbefreiung suchte er gleichzeitig Rat bei den Jansenisten, in den Provinzialbriefen des Pascal und in den Werken der Arnaulds. Das Schriftwerk tröstete und beruhigte ihn, solange er über ihm saß, aber sobald er die Augen davon aufhob, stellte sich die alte quälende Unruhe wieder vor ihn hin, und er mußte einsehen, daß mit Typen und Lettern das Leben nicht zu bemeistern war.

Um sich zu zerstreuen und halb auch aus einer früheren Neigung wandte er sich daneben der Sternkunde zu. Er hatte sich ehedem nach dem System des Kapuzinerpaters de Rheita in spielerischer Großherrenlaune ein Fernrohr anfertigen lassen. Das Instrument wies insofern eine Neuerung und Verbesserung auf, als es mittels eines Spiegels die betrachteten Gegenstände ohne Umkehrung zeigte. Eine entfernte Windmühle z. B. brachte es aufrechtstehend und nicht auf dem Kopfe, die Flügel zu unterst, den Augen näher und war deshalb außer am Himmel auch auf der Erde zu verwenden. Damit durchforschte er nun in den milchweißen Mondnächten das rätselhafte, genarbte Antlitz des Gestirns oder zur Neumondzeit die unendliche schimmernde Sternenwelt, bald auf einer in schönem, gleichmäßigem Glanz erstrahlenden Insel verweilend, bald einem rastlos lebendigen Wesen, dessen rhythmisches Flimmern einem Pulsschlag glich, in ahnungsvollem Staunen zuschauend. Das landläufige Erkühnen jedoch, Fäden zwischen den Bahnen der ewigen Sterne und den Geschicken der Menschen, etwa gar dem eigenen verworrenen Dasein zu knüpfen, wies er von sich. Diese beiden Welten lagen so unendlich weit voneinander entfernt und waren so ewig verschieden voneinander, daß Beziehungen nur in den Köpfen heilloser Phantasten aufdämmern konnten. Vielmehr kämpfte er sich immer klarer zu der Erkenntnis durch, daß der Mensch, unter welchem Stern er auch geboren sein mochte, mit der Geburt zugleich die Last auf sich genommen hatte, des Lebens Herr zu werden, wie eben es gelingen wollte. Sie schmeckte ihm bitter genug, und er pries sich glücklich, daß er darüber hinaus den Glauben an Gott, der beides lenkte, den hymnischen Reigen der Sterne und die Leidensschritte der Menschen, sich hatte bewahren können.

Aufgestellt aber war das Fernrohr des Paters de Rheita vor dem Pavillon der Herzogin auf einer Terrasse, die einen Ausblick über den Forst hinweg weit auf das Land in der Seineschleife bis zu den Türmen von St. Denis gewährte. Das Gemäuer fiel steil nach einem Hohlweg ab, der zum Flusse hinunterführte. Schwarzpappeln wuchsen auf dem Grunde der Schlucht und schwangen ihre breiten Zweige oben noch über die Brüstung der Terrasse hinweg. An einer dieser Pappeln hinunter hatte an jenem Abend der Ehebrecher seine Flucht genommen, einen Fetzen taubengrauen Tuches im Geäst verlierend. Ein Beweis aber hatte sich aus dem Stückchen Zeug nicht erbringen lassen; taubengraue Mäntel waren damals die Mode gewesen. Die Terrasse selbst und die Wege zu ihr hinauf waren mit Akazien bepflanzt. Der Pavillon endlich war ein achteckiger Barockbau. Ehedem hatte er sich mit schönen seidenen Polstern und vielen Spiegeln frauenzimmermäßig eitel aufgespielt, derzeit war die Pracht zerschlissen und vermodert.

Auf diesem Fleck verbrachte der Herzog einen großen Teil seiner Tage und Nächte. Die wenigen alten Diener, mit denen er sich in St. Germain umgeben hatte, beobachteten sein Gebaren mit immer neuer Sorge und spürten ihm in treuherzig-ehrerbietiger Wißbegier überallhin nach. Aber sie entdeckten keinen Anlaß zu bescheidenen Vorstellungen. Sah man den Herrn auch bisweilen, obwohl er doch allein war, die Lippen wie im Gespräch bewegen, hörte man auch manchmal einen Seufzer oder ein paar abgerissene Worte, so stand, ging und handelte er doch stets als ein Mensch, der seiner Sinne mächtig war. Das raunten sich die braven Leute erfreut zu, schüttelten die Köpfe immer weniger zu dem seltsamen Aufenthaltsgelüste ihres Patrons und wagten allmählich sogar Hoffnung zu schöpfen, daß der unstete Mann vielleicht gerade an der Stätte seines Unheils den Frieden wiederfinden würde.

In St. Germain erwachte für Bellecourt die Vergangenheit zu einem neuen, aber durchaus verwandelten Leben. Madeleine,

Digitized by Google

sein Weib, war wiederum die immerwährende Gefährtin seiner Stunden. Aber daß sie einstmals eine Frau von Fleisch und Bein gewesen war, eine wunderschöne Frau, die rotes Blut in den Adern gehabt, die heiß geliebt und abscheulich verraten hatte, — all das war ganz und gar aus seinem Gedächtnis ausgerottet. Als eine weiße Heilige war sie jetzt wieder auferstanden, als eine Märtyrerin, der das irdische Leben und Leiden so gut wie ihr sündiger Tod nur als Schlacken eines wesensfremden, vorübergehenden Zustandes angehaftet hatten. Eben jetzt, in der Glut des Fegfeuers fielen sie endgültig von ihr ab, so daß die Büßerin, durchleuchtet und verklärt von der angeborenen keuschen Flamme ihres Herzens, in der reinsten Glorie erstrahlte. Schwärmerisch und anbetend folgte er dem erträumten Schattenbilde und fühlte sich hinterdrein begnadet, daß es ihn einst seines Umgangs für wert gehalten hatte. Die Stufen, die Madeleines Fuß beschritten hatte, waren Heiligtümer für ihn, die Polster, auf denen ihr Körper geruht hatte, Reliquien und der Estrich des Pavillons, auf den ihr Blut getropft war, ein Ort der Anbetung.

Aber nicht umsonst wehte in die Zeit dieser asketischen Verzückungen hinein der Wind des Frühlings, ein lauer, schöpferischer Südwest, der Baum und Strauch zu hastigem Knospen trieb und machte, daß die Erde sich jäh der winterlichen Fesseln entrüttelte und allenthalben in Milliarden Keimen zu sprießen begann. Bellecourt wurde von schmerzlich-süßen Erinnerungen überfallen, und der Altar seiner Heiligen geriet in Gefahr, von irdischer Sehnsucht entweiht zu werden. Er wehrte sich heldenhaft gegen die mächtige Anfechtung, und sein geängsteter Geist flatterte sich fast die Flügel wund nach einem Rettung verheißenden Ausweg. Aber die Bedrängnis wuchs mit jedem neuen Tage.

Endlich meinte er die Ursache seiner Unruhe entdeckt und damit Rat gefunden zu haben. In väterlicher Fürsorge hatte er bei der Rückkehr von der Trappe die erprobtesten Leute seines Hofstaates, den Haushofmeister und den ersten Kammerdiener, angewiesen, bei seinen Kindern in der Pikardie zu verbleiben und über ihr Wohl zu wachen. Von dem Gesinde aber, das ihn nach St. Germain begleitet hatte, getraute sich keiner recht, ihm die nächsten Handreichungen zu tun. Jeder von den alten, treuen Burschen hätte sich für den Herrn in Stücke hauen lassen, aber keiner vermochte ihm ein Glas Wein darzubieten, ohne den Inhalt kläglich zu verschütten. Beim Ankleiden behalf sich der Herzog selbst, aber wer sollte ihm bei den Mahlzeiten aufwarten? Nach mehreren übel abgelaufenen Versuchen und schließlicher allgemeiner Weigerung kam man zuletzt überein, Franziska, die Tochter des Kastellans, zur Bedienung bei Tische hineinzuschicken. Das Fränzchen, wie das Kind liebkosend geheißen wurde, hatte eben das siebzehnte Jahr hinter sich gebracht, war aber bereits zu einem stattlichen Jüngferchen herangeblüht. Es hatte blondes, krauses Haar, eine feine, helle Haut und schmachtende, blaue Augen. Dazu war es flink, geschickt, dreist, soviel davon nötig war, und doch auch wiederum bescheiden, kurzum recht wohl geeignet für die vorgesehene Verrichtung.

Der Herzog ließ sich die Dienstleistungen des Fränzchens wortlos gefallen; er folgte sogar anfangs dem anmutigen Eifer der hübschen Aufwärterin mit unbewußtem Behagen. Aber sei es, daß er in dieser Zeit in jedem Weibe eine Versucherin erblicken mußte, sei es, daß das unerfahrene Ding sich in romantischem Überschwang wirklich ein wenig in den düsteren Gebieter verliebt hatte und nun die angeborenen Künste weiblicher Gefallsucht spielen ließ: allmählich wuchs in ihm ein gefährlicher Zwiespalt empor. Die Sinne rissen ihn zu dem lieblichen Wesen hin, aber gleichzeitig erhob sich in seinem Empfinden ein starker Widerwille, der sich gemach zu einem finsteren Haß steigerte. Wie alle anderen Kämpfe hatte er auch diesen mit sich allein auszufechten. Lange scheute er sich, Franziska aus seiner Nähe zu verweisen, weil er damit sein Inneres aufzudecken meinte. Als sie indessen an einem goldenschwülen Abend mit einem Teller voll der letzten köstlichen Winteräpfel vor ihn hintrat und vielleicht um der Hitze willen, vielleicht aber auch in einer spielerischen Abenteuersucht den jungen Busen tiefer entblößt darbot, als es das ländliche Gewand bisher erlaubt hatte, mußte er mit der Linken seine Rechte umklammern, damit sie nicht nach dem Gehenk langte und den Dolch wider die zarte Schönheit schleuderte. Da raffte er sich erschauernd zusammen und scheuchte das Fränzchen mit ein paar rauhen Worten für immer von sich.

In eben der Zeit, in der es ihm wie weiland dem heiligen Antonius und beinahe auch wie dem hochseligen Könige Saul erging, erblickte er von der Terrasse aus, auf die er sich in der Stunde der Dämmerung brütend und grübelnd geflüchtet hatte, in der Richtung des königlichen Schlosses einen Lichtschein, der bisher niemals aufgeglommen war. Er hatte seiner nicht sonderlich acht, und den Tag darauf sowie den zweitnächsten

Digitized by Google

nahm er ihn auch nicht wieder wahr. Dagegen leuchtete das Lichtlein am dritten Tage wieder auf, und alsbald stellte sich heraus, daß es immer nur an den Dienstagen und Freitagen brannte. Nachdem Bellecourt nun, nach der Verbannung Fränzchens, wieder einmal zu zeitweiliger verhältnismäßiger Ruhe gekommen war, schenkte er der neuen Erscheinung eine vermehrte Teilnahme. Das Phänomen zeigte sich in einem Teil des Schlosses, der an die königlichen Gemächer grenzte und den obersten Hofstaaten eingeräumt war. Der König aber weilte um diese Zeit in Versailles, und St. Germain pflegte dann gänzlich leer zu stehen. Wer also hielt sich in jenem Raume auf? War er befugt dazu oder handelte es sich um Heimlichkeiten oder gar um ein Verbrechen?

Eine Botschaft an den Verwalter des Schlosses hätte sichere Aufklärung gebracht. Aber der Herzog wollte aus seiner Verborgenheit nicht hervortreten. Immerhin befremdete ihn das helle Fenster und erfüllte ihn zugleich mit einer mäßigen Neugier. Da fiel sein Blick eines Abends auf das Fernrohr des Paters de Rheita. Er lächelte über sich selbst, daß er noch nicht auf diese bequeme Auskunft verfallen war, und richtete das Instrument auf das Licht. Beinahe grauste es ihn, als er hindurchschaute. Er hatte zwar die Unendlichkeit der Sternenwelt damit durchforscht, wohl auch einmal die Weite der Landschaft oder ein entferntes Bauwerk zu sich herangezwungen, aber noch nie hatte er Menschen in den Linsen des Rohres eingefangen. Jetzt waren ihrer zwei in das gläserne Rund gebannt, eine üppige, hellhaarige Frau in modischer Kleidung und ein Mann, den er bestimmt als den Oberstallmeister der Majestät, den Herzog von Lude, erkannte.

Herr von Lude war unvermählt, dessen entsann er sich. So handelte es sich wohl um ein verstohlenes Stelldichein mit einer der galanten Damen des Hofes. Die beiden hatten Speisen und Wein vor sich und waren in einer verliebten Neckerei begriffen. Lude suchte die nackte Schulter der Geliebten zu küssen, was ihm jene übermütig verweigerte. Dabei geriet das Antlitz der Schönen in die volle Beleuchtung der aufgesteckten Kerzen, und Bellecourt sah deutlich die glühenden Wangen, den kleinen, lächelnden Mund, die lustigen Augen, über denen in einem besonders flachen Bogen sehr dunkle Brauen gezogen waren, während das Haupthaar ganz licht wie das Gelb reifen Hafers erglänzte.

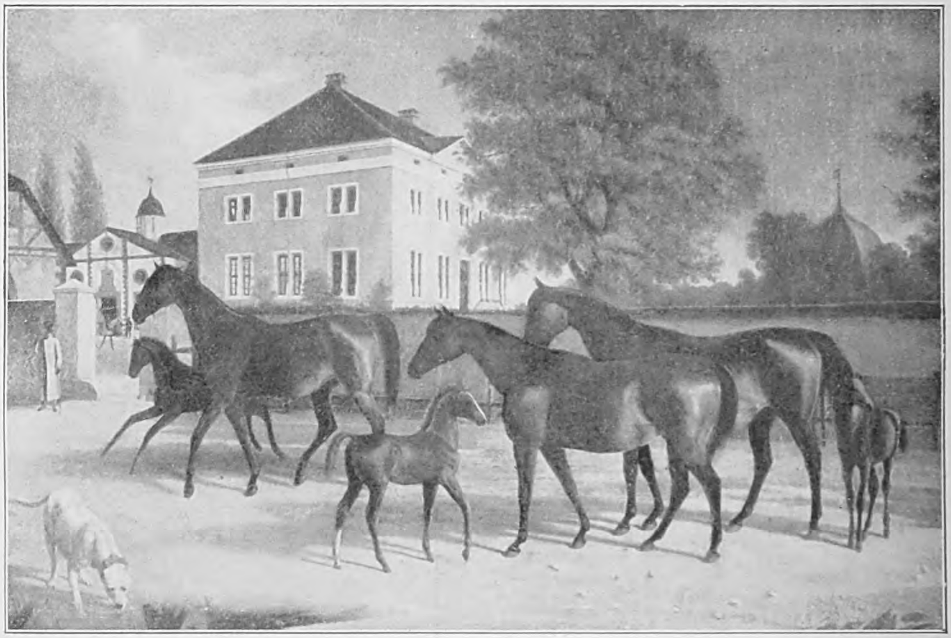
Gleichsam in der ersten neugierigen Erregung über seine Entdeckung verweilte er einige Augenblicke betrachtend. Bald aber wachte ein Unbehagen in ihm auf. Beging er da nicht einen Diebstahl an der Arglosigkeit des Herrn von Lude, der im Vertrauen darauf, daß das gegenüberliegende Haus der Bellecourts seit langem unbewohnt war, sein Schäferstündchen hinter Gardinen zu verstecken unterlassen hatte? Beschämt gestand er sich sogleich: absichtslos und jedenfalls wider den eigenen Willen hatte er ein Gebot der Ehre verletzt. Eine Sühne konnte er allerdings nicht leisten, das verboten die zartempfindlichen Umstände des Erlebnisses. Aber er beschloß, es schnellstens aus seinem Gedächtnis zu verjagen.

Es war indessen nicht leicht, einer Erinnerung Gewalt anzutun. Schon jetzt konnte er beim besten Willen nicht hindern, daß das Bild der schönen, strahlenden Frau mit dem strohblonden Haar und den schwarzen, flachen Brauen über den lachenden Augen, mit dem rosigen Antlitz und der weißen Schulter sich immer tiefer in sein Gedenken einbrannte. Mit einer seltsam zwiespältigen Empfindung, in der Schmerz und Lust ineinander überflossen, spürte er es. Er hätte das lockende Wesen um alles gern von sich gewiesen wie zuvor das Fränzchen, aber das luftige Gebilde war weit weniger fügsam als die Leibhaftigkeit der hübschen Pförtnerstochter.

Dem Fernrohr gönnte er trotzdem keinen Blick mehr. Dagegen trat er seiner Gewohnheit zuwider noch vor Nacht in das Parktor und musterte wie zufällig das königliche Schloß. Eine Kutsche, mit vier stattlichen Pferden bespannt, hielt wartend in einer Einfahrt.

„Was ist das für ein Wagen, Philipp?“ fragte er einen der Diener, die auf einem Baumstamm hockend sich der kühlen Nachtluft freuten.

„Oh, Euer Gnaden,“ antwortete der Mann, „das ist eine verschmitzte Geschichte, und man kennt sich da nicht ganz aus. Der Wagen gehört sozusagen niemand, denn er hat kein Wappen auf dem Schlag. Aber ein Herrschaftswagen ist es, soviel ist gewiß. Und jeden Dienstag und Freitag ums Komplet kommt er von Marly her und hält bei den Ursulinerinnen an der Pfarrkirche drüben. Da steigt eine verschleierte Dame aus, und hier beim Schloß steigt nach ein paar Stunden eine verschleierte Dame wieder ein und fährt nach Marly zurück. Ob es dieselbe ist, Euer Gnaden, weiß der Herrgott besser als wir. Uns kümmert's nicht.“ (Schluß folgt)



Das alte Senner Gestüt

Aus der Vergangenheit des Senner Gestüts

Von Wolfgang v. Unger

Ss=ss=ss! Mit raschem Schlag ließ mein Vater die Schweppe der langen Fahrpeitsche über die Köpfe der vier feurigen Braunen durch die Luft pfeifen. Sie legten die Ohren an und setzten sich in langen Galopp, so daß der achtsitzige Jagdwagen in sausender Fahrt über den moosigen Waldboden dahinflog. Oft hüpften die Räder über bloßliegende Wurzeln, und manchmal schlug ein tiefhängender Buchenzweig auf die Hüte der im Wagen sitzenden Damen.

Der Fürstl. Stadtwagen (Senner Wagenschlag um 1860)

Digitized by Google

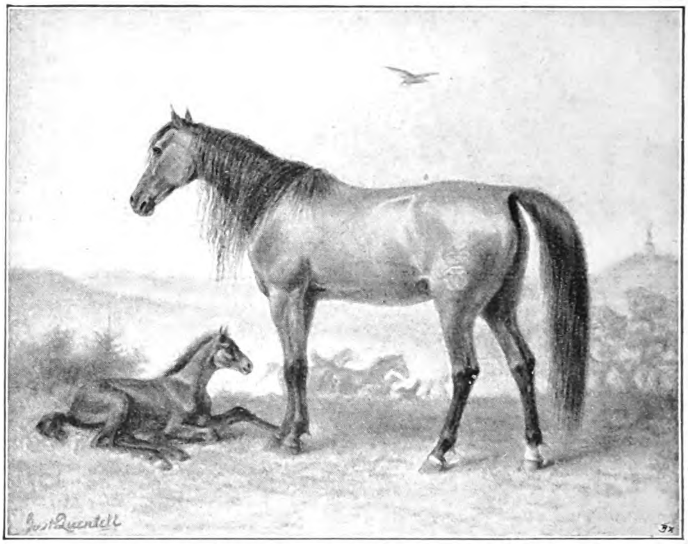
Es war ein köstlicher Maimorgen. Vor einer halben Stunde war der Hofstallmeister mit Frau und Kindern vom Marstall des Detmolder Residenzschlosses abgefahren, hatte im Städtchen noch zwei befreundete Familien, die zum Hof in Beziehung standen, abgeholt und trieb nun die Pferde an, um noch einige Zeit vor den höchsten Herrschaften in Lopshorn, dem Sitz des Senner Gestüts, einzutreffen und die Voranstalten zu dem heutigen Fest zu überwachen, dem alljährlichen Hinauslassen der Senner in den Wald.

Sarastro Hengst, geb. 1843 zu Lopshorn v. Mozart ×× a. d. Amazilly v. Mirza ○×*)
Gemälde von Gustav Quentell

Bald südlich der Stadt verläßt man die Paderborner Straße und wendet sich allmählich ansteigend um den Nordhang der Grotenburg, des Berges, der aus der Kette des Teutoburger Waldes gegen Detmold vorspringt und auf dem das Hermannsdenkmal thront. Nach dem Eintritt in den umgatterten Wald geht es steiler bergan. Dann kommen ebnere Strecken, die zu schnellerer Fahrt ausgenutzt werden können. Der Rücken des Bergzuges ist überschritten. Jetzt mündet der Sommerweg wieder in die Steinstraße; die Pferde fallen auf einen Pfiff wieder in Trab und zeigen durch Pruschen, daß die schnellere Arbeit ihren Lungen und Gliedern ein Spiel war. Bei der nächsten Biegung sieht man weit in die Senne hinab. Vater hält einen Augenblick an. Wir Kinder sprangen ab, um zu Fuß über die Kämpe den zehn Minuten halbrechts liegenden Gestütshof zu erreichen. Die Kämpe sind eingezäuntes Heideland, die Tummelplätze der Senner, solange sie in Lopshorn selbst weilen. Die größte Fläche mit der tannenumsäumten Suhle in der Mitte gehörte den Mutterstuten mit den Saugfohlen; die Jährlinge, Zwei- und Dreijährigen waren jahrgangs- und geschlechterweise auf kleineren Kämpen ge-

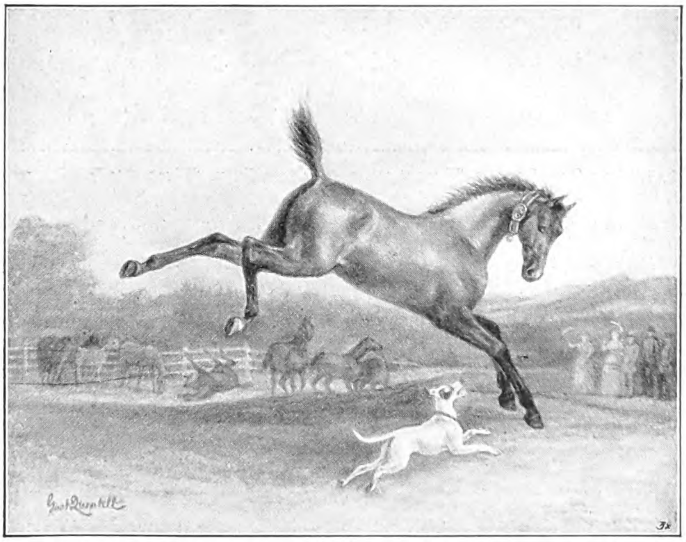
*) ×× bezeichnet englisches Vollblut, ○× orientalisches Vollblut.

trennt, die durch hohe Zäune und übermannshohe Tannenhecken voneinander geschieden waren. Die älteren Hengste hatten ihre besonderen Laufplätze mit Stallschuppen.



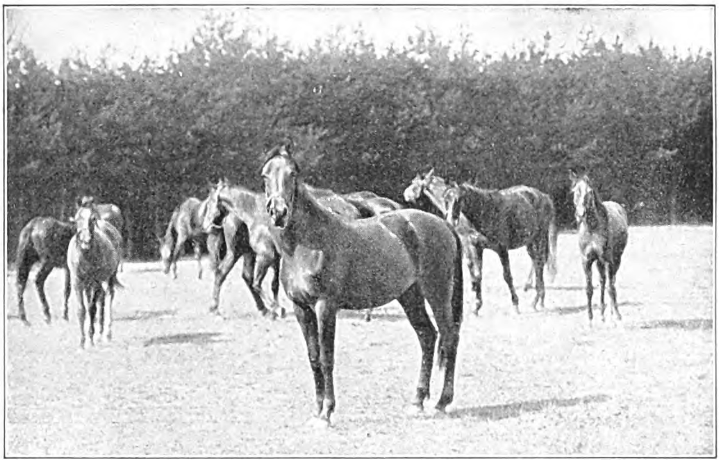
Senner Stute mit Füllen im Lippischen Walde
Lithographie von Gustav Quentell

Einst erstreckte sich das Reich der Senner über die weiten Heideflächen, die den Südhang des Teutoburger Waldgebirges bedeckten, deren Reste zwischen Paderborn und Bielefeld noch jetzt den Namen Senne tragen. Der Sand, den der vorherrschende Südwest einst aus dem westfälischen Kreidebecken am Hang emporgeweht hat, ließ nur die zähe Erika und spärliche Kiefern Wurzel fassen. Die Bäche, die aus dem Kreidekalk des Bergrückens hervorbrechen, rissen haushohe Furchen in den Sand, die Schlenken, deren Durchquerung von den Pferden große Geschicklichkeitsproben verlangt; unten am Wasser wachsen einige Gräser, die kräftigste Nahrung aber fanden die Pferde oben auf den Berghalden, wo der kalkhaltige Boden das beste Futter zur Entwicklung eines starkknochigen Pferdes gedeihen läßt. Im Winter waren sie auf das Heidekraut angewiesen, das sie sich oft unter dem Schnee hervorscharren mußten, bis das Frühjahr wieder junges Buchenlaub bot. Da die Niederschläge oben im Kalkboden versickern und erst am Fuß der Berge zutage treten, mußten die Senner zu den Tränken weite, beschwerliche Wege zurücklegen. Bei solchem Leben gingen Schwächlinge bald zugrunde; nur das Tadellose erhielt sich.



In den Kämpen bei Lopshorn. Lithographie von Gustav Quentell

In dieser Wildnis von Wald und Heide weideten schon die Pferdeherden der Cherusker. Die Sage will wissen, daß die hier in der Varusschlacht erbeuteten Römerrosse den Stamm der Senner gebildet hätten. Es ist wohl möglich, daß von römischen Kriegern und Kaufleuten morgenländische Hengste eingeführt worden sind. Aber vornehmlich waren



Auf den Koppeln des Gestüts

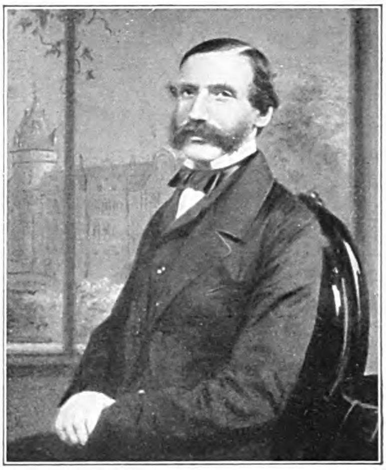
es die Germanen, die den Römern ihre Reiterscharen als Hilfstruppe stellten. Als im 9. Jahrhundert die Sachsen den Franken erlagen, mußten sie diesen einen jährlichen Tribut von einigen Hundert Pferden geben, gewiß ein Beweis für deren Güte. Die erste Urkunde vom Bestehen von Pferdeherden auf der Senne meldet aus dem Jahre 1160, daß der Bischof von Paderborn den dritten Teil seiner wilden Stuten auf der Senne dem Kloster Hardehausen bei Warburg schenkte.

Im 10. und in den folgenden Jahrhunderten kamen die Edlen Herren zur Lippe auf beiden Seiten des Teutoburger Waldes zu ausgedehntem Besitz. Sie sollen aus den Kreuzzügen besonders schöne Zuchthengste heimgebracht haben. Das Einführen von

Der Gestütshof Lopshorn bei Detmold

Digitized by Google

Stuten ist zu allen Zeiten untunlich gewesen, da die des harten Lebens auf der Senne ungewöhnten bald eingingen.



Hofstallmeister v. Unger 1852—66

Macht und Ansehen beruhten in der Ritterzeit wesentlich auf dem Besitz guter Streitrosse. Auch die Grafen zur Lippe gaben sich mit Leidenschaft der Zucht eines edlen Pferdes hin. Leicht waren Freundschaft und Unterstützung eines mächtigeren Herrn durch das Geschenk eines starken und gewandten Kriegspferdes oder eines schönen, auffallend gefärbten Zelters zu gewinnen oder zu beleben. Im Jahr 1500 gedachte Graf Bernhard VII. in seinem letzten Willen des Gestütes; seine Söhne sollten es nicht teilen, sondern gemeinsam besitzen. Die Hussiten und der Dreißigjährige Krieg brachten den Sennern viel Schaden, da die Kriegsscharen sich um die Bestimmung des Westfälischen Landfriedens von 1371 nicht kümmerten, wonach die wilden Pferde ‚sicher' sein sollten. Aber bald erholte sich das Gestüt wieder. Urkundliche Nachrichten von Pferdekäufen und -tauschen mit anderen fürstlichen und gräflichen Herren mehren sich. Zu Ende des 17. Jahrhunderts ist auch das Jagdschloß Lopshorn entstanden. —

Stallmeister Wülcker 1821—25

Mein Vater war nach wenigen Minuten in die breite Tannenallee eingebogen, die gerade auf das Jagdschloß zuläuft. Seine alte Bestimmung ist durch zwei Hirsche über dem Einfahrtstor zu dem geräumigen Hof angedeutet. Rechts und links liegen die großen Stallgebäude mit den geräumigen Hallen, in denen die Pferde, jahrgangs- und geschlechterweise getrennt, frei umherliefen. Nur die Mutterstuten mit ihren Fohlen hatten besondere Abteile. Auch die Vaterpferde hatten im Senner Gestüt ihre eigenen Stallungen.

Stallmeister Knoch 1825—50
Lithographie von G. Engelbach

Die Zuführung fremden Blutes durch Hengste ist zu allen Zeiten als notwendig angesehen worden. Spätestens nach zwei Generationen wurde anderes Blut eingeschoben. Bei einem kleinen Gestüt von etwa dreißig Stuten ist das gar nicht anders möglich; bei stärkerer Verwandtschaftszucht setzen sich mit den Vorzügen auch die Fehler so fest, daß die besten Vaterpferde nicht dagegen aufkommen können. Immer wieder ergab sich, daß nur aus Edelzuchten stammende Väter sich bei den Sennern zur Geltung bringen können. Es mußte immer wieder auf arabisches und englisches Vollblut zurückgegriffen werden.

Neben den Bedürfnissen des fürstlichen Marstalls an Reit- und Kutschpferden sorgten die Fürsten auch zweckmäßig für die Landespferdezucht.

Auf dem Hof wartete schon ein Dutzend Husarenoffiziere, die von Paderborn herübergekommen

Digitized by Google

waren. Sie erkundigten sich eifrig nach den Pferden, die vom Auslaufen zurückgestellt waren und in einigen Tagen zur Versteigerung kommen sollten; denn die Senner genossen bei ihnen großen Ruf sowohl als Dienstpferde vor der Front wie als Jagdpferde bei den Lippspringer Reitjagden, zu denen der westfälische Adel und der nassauische Hof im Herbst nach der Senne kamen. Selbst auf der Rennbahn eroberten sich damals Senner einen guten Platz.

Studie von Gustav Quentell um 1850

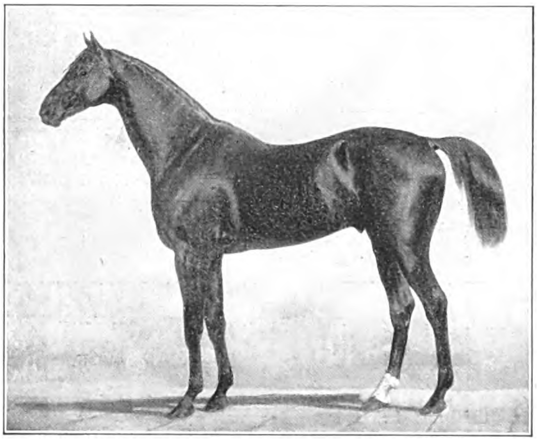
Nun wurden alle Zuschauer vor dem Tor zwischen den Tannen der Allee aufgestellt, deren Verlängerung über die Steinstraße hinweg als breite Schneise bergauf in den Wald führt. Oben an der Straße stand mein Vater, um die fürstlichen Herrschaften bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Ich ließ es mir nicht nehmen, einen Flügel des großen Gittertors zu bedienen. Nun wurden die Pferde nacheinander aus den Ställen auf den Hof gelassen, zuerst die älteren Mutterstuten mit ihren Füllen, etwa ein Dutzend über zehn, die älteste dreiundzwanzig Jahre alt. Manche führten schon zum zehnten- oder zwölftenmal ihre Jüngsten in den Wald. Obgleich meist Töchter eines Vollblutvaters (Mozart) und alle mütterlicherseits nahe verwandt, sind sie im Gebäude doch recht verschieden, einige edle Schimmel mit orientalischen Formen, eine Anzahl kräftige, große Dunkelfüchse, meist aber schlanke

Senner Hengst. Gemälde von Gustav Quentell

Digitized by Google

Zuchthengst Garrick××, geb. 1854 zu Lopshorn v. Westow a. d. Morella v. Fortunatus. Lithographie von Fr. Kilp

Mittlerweile waren die Zwei- und Dreijährigen und kinderlose ältere Stuten auf den Hof gelassen. Das Entwöhnen geschieht im Herbst, wenn die Pferde aus dem Wald zurückkehren. Vor dem Jahr 1809 blieben die Tiere auch im Winter über in der Senne. Wenn es im Walde nichts Schmackhaftes zu knabbern gab, gingen die Pferde in die Heide, wo sie immer Kräuter finden. Später wurde ihnen in strengen Wintern Heu in den Wald gebracht, oder sie holten sich eine Mahlzeit in Lopshorn. Natürlich verschmähten sie ebenso wie das Wild auch die Saaten der Bauern nicht, wo sie irgend freien Zutritt fanden. Dies führte dann zum Bau des Waldgatters, das aber auch einen Teil der Heide umschloß. Strenge Winter forderten in alter Zeit manches Opfer; der Gestütbetrieb wurde bei der Winteraufstallung vorteilhafter, obwohl nun mehr Futter durch Anbau auf der zugehörigen Meierei gewonnen werden mußte. Aber die urkräftige Gesundheit der alten Senner mußte durch Stallhaltung natürlich mehr und mehr zurückgehen. Die Jährlinge wurden, soweit Aufzeichnungen reichen, stets aus der Weideherde herausgenommen. Das Herausnehmen der jungen Hengste findet sich schon in den Anweisungen Karls des Großen für seine Gestüte. Die jungen Senner Hengste wurden im Sommer seit alter Zeit auf die fetten Weserweiden im Norden des Landes getrieben; dort gewannen sie ungemein an Größe und Formenstärke. Auch die weiblichen Jährlinge wurden auf gutnährende Weiden im Innern des Landes gesetzt; im nächsten Sommer aber kamen sie wieder mit in den Wald. Vierjährig wurden die besten von ihnen in die Mutterstutenherde eingereiht. Der Rest kam in den Detmolder Marstall oder wurde verkauft.



Zuchthengst Delawar, geb. 1852 zu Lopshorn v. Brother to Rostrum×× a. d. Aline v. Mozart××. Lithographie von Fr. Kilp

Zuchthengst Vortex××, geb. 1849 in England v. Voltaire a. d. Martha Lynn. Lithographie von Gustav Quentell

Jährlinge

Damit das Hinauslaufen aus dem Tor nicht zu einer zu tollen Hetzjagd würde, wurden die jungen Stuten jahrgangsweise in den Wald gelassen. Dort hielten sie sich auch in einzelnen Trupps; eine nicht dem Jahrgang angehörige Stute wurde nicht darin geduldet. Die führenden Stuten jedes Trupps bekamen eine Schelle um den Hals, damit der Gestütswärter die Rudel im Walde leichter finden konnte.

Der Nutzen einer Aufzucht, wie sie die Senner genossen, springt in die Augen. Ihre Zähigkeit, ihre Geschicklichkeit und ihre Klugheit brachten ihnen Weltruf. In den deutschen Einigungskriegen wurden viele Senner als hervorragende Soldatenpferde erprobt. Durch die freie Aufzucht wenig an den Menschen gewöhnt, verlangten sie eine sorgsame Behandlung; im Bewußtsein ihrer Kraft nehmen sie Strafen mit Peitsche und Sporn leicht übel. Aber haben sie einmal Vertrauen zum Menschen

Senner. Gemälde von Gustav Quentell um 1830

Digitized by Google

Senner Mutterstute. Gemälde von Gustav Quentell 1852

gefaßt, so geben sie den Arabern an Frömmigkeit und Treue durchaus nichts nach.

Der Ruhm des Gestüts kam nicht nur diesem, sondern dem ganzen Lande zugute. Die nach fürstlichen Beschälern gefallenen Füllen erhielten einen dem berühmten Gestütszeichen ähnlichen Brand. Ganz bedeutende Summen flossen in den Zeiten der Blüte des Gestüts ins Land. Die nassauische Landespferdezucht stellte sich vor hundert Jahren ganz auf Senner Grundlage. Als Preußen aus dem kurhessischen Gestüt Beberbeck eine Zuchtstätte für edle Halbbluthengste machte, kaufte man dafür ein Dutzend SennerStuten auf, aus denen drei wertvolle Familien entstanden sind; aus einer von ihnen ist eins der erfolgreichsten Vaterpferde der preußischen Landespferdezucht hervorgegangen. Senner Blut steckt in allen Edelzuchten des Landes; in Hannover beruht einer der besten Hengststämme darauf. Züchterische Verbindung bestand zeitweise

Fürstin Elisabeth zur Lippe auf Kastor, geb. 1857 zu Lopshorn
v. Florival a. d. Benedicta v. Brother to Rostrum xx

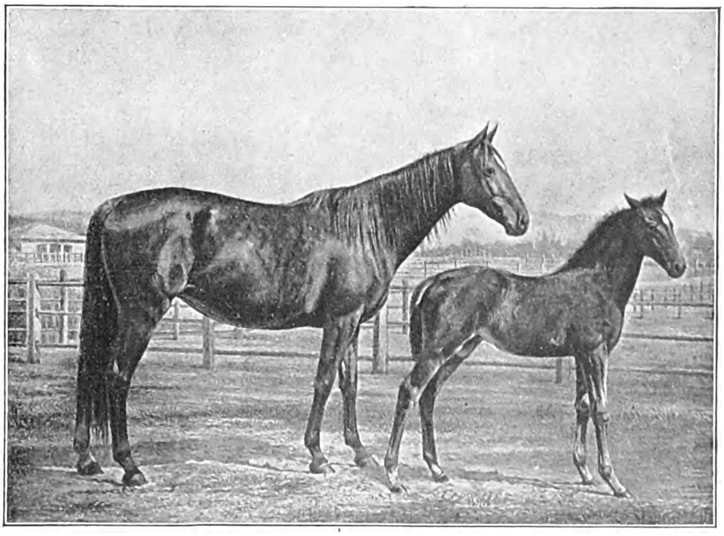
mit dem württembergischen Gestüt Weil. Selbst in Südwestafrika sind Senner Hengste mit gutem Erfolge tätig gewesen.

Leider hat im letzten halben Jahrhundert der Wechsel der Regenten verhängnisvollen Einfluß auf das Senner Gestüt gehabt. Die einschneidendste Maßregel war das Aufhören der Waldweide, hervorgerufen durch die Sorge um den Wildstand.

Senner Fuchsstute Fenella, geb. 1853 zu Lopshorn mit Füllen Sybilla v. Vortex

Da ist es für den Pferdefreund nun eine große Freude zu hören, daß sich unter dem Vortritt des bisherigen Fürsten ein Verband Lippischer Pferdezüchter gebildet hat, der den Bestand der Mutterstuten des Senner Gestüts übernommen hat, um es vor der Auflösung zu bewahren. Der Fürst hat auch die Gestüträume von Lopshorn zur Verfügung gestellt. Es kommt nun darauf an, die ungemein günstige Gelegenheit richtig auszunützen. Die Geschichte des Gestüts gibt wertvolle Fingerzeige (siehe hierüber meine Studie: „Die Senner", Beitrag zur Geschichte deutscher Pferdezucht, Berlin 1915. Verlag der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde).

Die 1914 vorhandenen Senner Stuten lassen sich auf vier Stammütter zurückführen, die um 1725 geboren wurden. Mehrere Zweige dieser vier Stutenfamilien sind in das Halbblutgestüt Beberbeck in Hessen verpflanzt, wo die Senner ähnliche Bedingungen fanden. Aus dem 1859 aufgestellten Senner Gestütbuch ist jede seit 1801 verwendete Zuchtstute mit ihrer gesamten Nachzucht zu ersehen.



Senner Zuchtstute Allspile, geb. zu Lopshorn mit Füllen Donnerkeil v. Vanderbilt

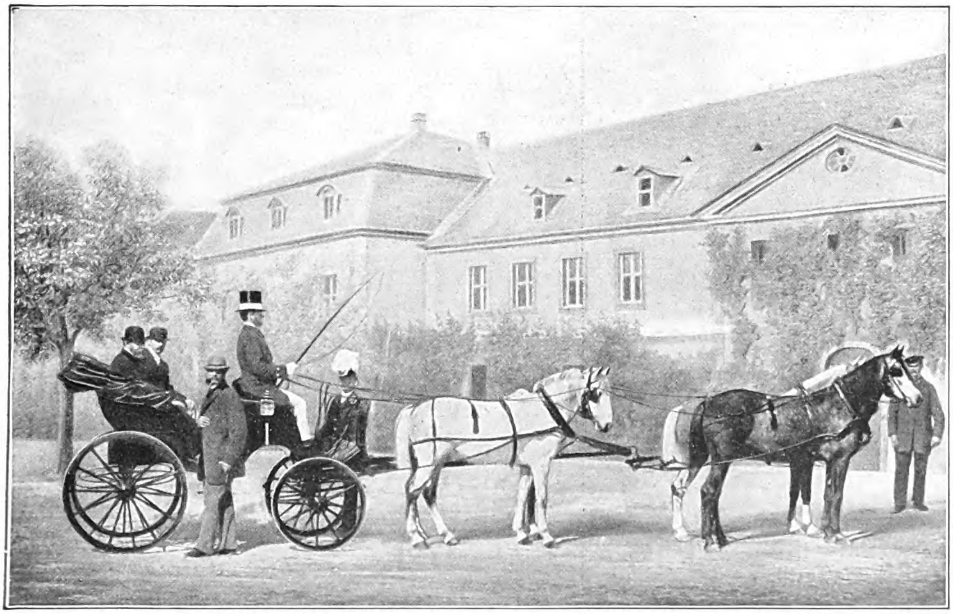
Wie die beigegebenen Abbildungen erweisen, hatten sich die Senner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die gefälligen Formen und das stolze Wesen der Araber in hohem Grade zu eigen gemacht. Es war die Folge einer sehr weit-

Digitized by Google

gehenden Verwandtschaftszucht nach einem ‚Araber' genannten Schimmelhengst, der tatsächlich aber eine englische Vollblutstute zur Mutter hatte. 1811 wurde er für Lopshorn erworben. Die Inzucht wurde mit ihm, seinen Söhnen und Enkeln häufig bis zur Inzestzucht nach dem Vorbild der Pharaonen getrieben, bis sich in erschreckender Weise die Mängel des Arabers und seiner Sippe: kurze Hälse, steile Schultern, lange Rücken und kurze Kruppen in immer erhöhtem Maße festsetzten. Dagegen blühte in Mecklenburg in dieser Zeit die Zucht mit englischem Vollblut empor und brachte große Geldsummen ins Land. Der einsichtige Stallmeister Knoch (s. S. 144) erkannte die Notwendigkeit einer Blutauffrischung und suchte sie in der Verwendung des bildschönen, auf deutschen Rennbahnen sehr erfolgreichen Mozart (1839—1845). Nach kurzem Schwanken mit mecklenburgischem und hannoverschem Halbblut (Diamant und Florival, s. S. 146), verwendete mein Vater neben dem sehr edlen Senner Delawar (s. S. 147), der auf der Hindernisbahn Gutes leistete, aber nur Wagenpferde lieferte, den auch selbstgezogenen, aber von Vollbluteltern stammenden Garrick (s. S. 147) und seinen Halbbruder Redrover, sowie den kleinen, gewandten Vollblüter George the Fourth (s. S. 147). Ein Originalaraber erwies sich bald als Mißgriff. Dagegen zeigte der 1861 in England erworbene Vollblüter Vortex (s. S. 142) sogleich durchschlagende Wirkung. Er hatte sich drüben als Erzeuger wundervoller Jagdpferde großen Ruhm erworben. Auch seine in der Senne geborenen Kinder erregten Bewunderung durch „eine aufgerichtete, edle Vorhand, gute Schultern, kurzen und kräftigen Rücken, sehr viel Ebenmaß im Rumpf und vier sehr gute Beine".

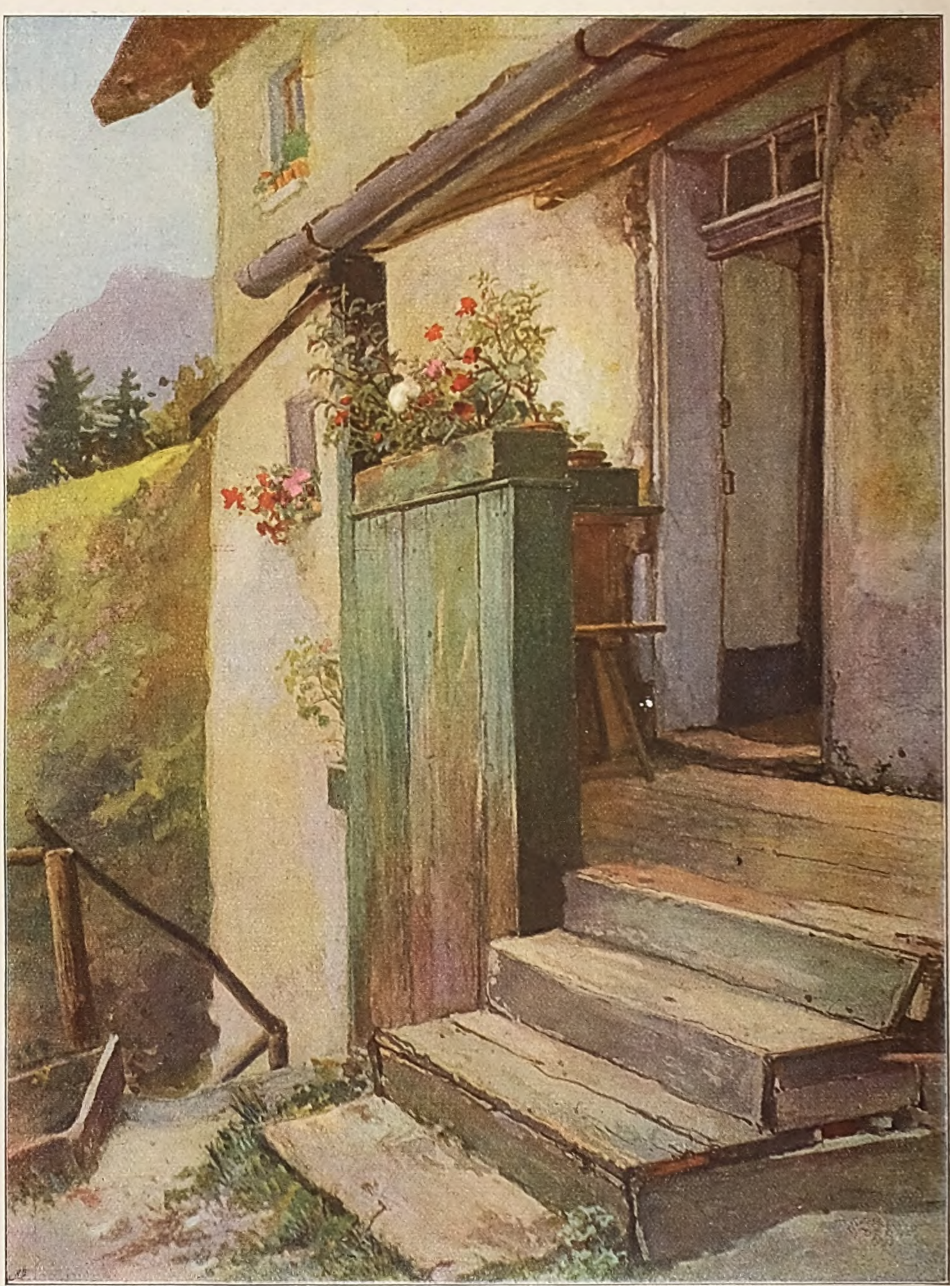
In den Kriegen 1864, 1866 und 1870 schon hatten sich viele Senner als Offizierpferde hervorragend bewährt. Das durch Jahrhunderte als Rasseneigentümlichkeit ererbte Stählerne ihrer Glieder kam zur vollen Geltung. Auch als Spring- und Turnierpferde haben sich Senner ausgezeichnet. „Das Tier ist ein Produkt der Scholle."

Wenn Zucht und Aufzucht ihre Schuldigkeit tun, wird der Lippische Wald sicher wieder ein Pferdegeschlecht erstehen sehen, das dem Pferdefreund Paradiesesfreuden auf Rossesrücken erblühen macht und deutscher Zucht ihren Anteil am wirtschaftlichen Wiederaufbau des Vaterlandes sichert. Aus der fast tausendjährigen Geschichte des Senner Gestüts mit ihren immer wiederholten Blütezeiten nach allen Wechselfällen kann man die beste Zuversicht schöpfen.



Fürst Leopold III. zur Lippe im Pony-Vierer

Digitized by Google



Aus unserer Studienmappe:
Hauseingang am Wasserfall bei Hohenaschau
Aquarellstudie von Prof. Carl Leopold Voß

Digitized by Google

Germanische Massenauswanderungen in Deutschlands Frühzeit

Von Theodor Birt

Seit der letzten furchtbaren Katastrophe, die unser Vaterland befallen, ist das Verlangen nach Auswanderung wieder rege in vielen deutschen Männern. Man fühlt sich heimatlos zu Hause. Gibt es für die vielen eine Heimat irgendwo, diesseits oder jenseits der Ozeane? Eine schwierige Frage. Auswanderung war immer die Aushilfe, wenn Deutschland in politischem Niedergang war und zu dem Niedergang die Verarmung kam, Mangel an Produktion und Übervölkerung. Das Land, das nicht Waren ausführen kann, muß Menschen ausführen.

Mir ist es nicht gegeben, zu dieser Zukunftsfrage Stellung zu nehmen. Statt dessen sei es mir gestattet, einmal geschichtlich zurückzublicken und einen Teil unserer Vergangenheit vor uns aufzutun.

Wohin bisher deutsche Auswanderer kamen, haben sie sich bewährt und dem Fortschritt gedient: als Farmer, als Weinbauer, als Ingenieure, als Kaufleute und Techniker jeder Art, freilich zumeist mit Preisgabe ihres Volkstums. Das 18., auch das 19. Jahrhundert ist dessen Zeuge. Ihr größter Ruhm aber liegt am Anfang der neueren Weltgeschichte, am Ausgang des klassischen Altertums. Ich meine die Völkerwanderung, das Wandern der Germanenvölker zur Zeit Attilas, des Hunnen; es war ja auch damals nichts anderes als Massenauswanderung in fremde Länder. Ihre Wirkung aber war nichts Geringeres als die politische Neugestaltung Europas, die Zertrümmerung des Kolosses des Römerreiches. Die Vandalen in Nordafrika (Algier, Marokko), die Goten und Sueben in Spanien, sie waren auch nichts anderes als ‚die Deutschen im Ausland'. Damals waren sie Eroberer; wohlorganisiert traten sie auf, unter guter Führung. Und das Ausland erlag diesen Kolonisten. Aber nicht wüste Eroberungslust, sondern die Not war es, die sie dazu trieb, dieselbe Not, die auch heute nach den Schrecken des Weltkriegs an uns herantritt. Das alte Germanien, zwischen Rhein und Weichsel, unser heutiges Deutschland, damals ein Land der Wälder und Sümpfe, konnte die starken Volksmassen nicht ernähren; es ermöglichte keine Hochkultur, nach der das Volk ohne Zweifel triebhaft verlangte und zu der es berufen war. Auch heute ist es so. Ist Deuschland blockiert und ganz auf sich gestellt, geht die Großindustrie ein, und die Ernährungslage wird verzweifelt. Damals fehlte es an planvollem Bergwerkbau noch ganz; das Eisen war eine Kostbarkeit. Wenn es heißt, die Germanen schmiedeten im Krieg ihre Sicheln in Schwerter um, so ist das keine dichterische Redensart, sondern Wirklichkeit. Es geschah aus Not, aus Sparsamkeit mit dem Metall. Das bestellbare Ackerland war gering; die Fülle der dicken Wälder war der Schutz des Landes. Daher wurden sie nicht gerodet. Kaiser Julian sagt, der deutsche Wald sei undurchdringlicher als die Thermopylen. Er war wie Panzerung. So blieb das Volk ein Volk der Bauern, der Hirten und Jäger. An Städtebau, an städtisches enges Wohnen war bei alledem nicht zu denken; in Dörfern wurde gelebt, und die Dörfer bestanden aus Höfen, die weit verstreut lagen. Wir begreifen, daß, je mehr bei den Germanen die Bekanntschaft mit der Kultur der Südländer zunahm (und die Römer selbst drängten sie ihnen auf), desto mächtiger bei diesen hochbegabten Menschen das Verlangen nach ihr wurde; ein Dursten und Hungern nach besserem Leben. Die unaufhörlichen Fehden, die die deutschen Stämme unter sich führten, gingen ja gleichfalls zumeist nur um Ackergrund und Salzquellen. Die Ernährung war die ewige Sorge. War Not im Land, so wanderte ein Drittel der Bevölkerung, und nicht der schlechteste Teil aus, mit Weib und Kind, ins Unbekannte. Solcher Wanderzug schob sich auf den Karren langsam über die Bergstraßen vorwärts wie die Schnecke, die ihr Haus mit sich trägt. Man erbat zunächst vom Nachbarvolk friedfertig Platz zur Ansiedlung; erst wenn er verweigert wurde, kam es notgedrungen zum Kampfe. Ins Gewaltige steigerte sich das zum erstenmal bei den Cimbern und Teutonen, die von den überspülten Nordseeküsten kamen, um Land zu suchen, und von dem Römer Marius vernichtet wurden. Dazu kam freilich die Abenteuerlust. Ein Landadel hatte sich entwickelt, von dem schon Tacitus weiß und der auf den reicheren Bauernhöfen saß. Begabte Führer und Häuptlinge gingen aus ihm hervor, die an Einfluß mehr und mehr wuchsen und ihre Gefolgschaften und Dienstmannen um sich sammelten. Die Mannen wollten belohnt sein. Es galt Beute zu machen; es kam zu Streifzügen, Raubzügen. Man zog auf Abenteuer. Volksauswanderung und Streifzug sind in der Geschichte der Völkerwanderung sorglich zu unterscheiden.

Zu des Tacitus Zeit, um das Jahr 100 n. Chr., zerfielen die Germanen noch in viele kleine Stämme. Ein Gemeingefühl bestand kaum. Das zusammenfassende Wort Germanen war jenen Volksstämmen, den Chatten, Cheruskern und Sygambrern, noch so unbekannt wie das Wort Deutsche. Im 3. Jahrhundert aber wuchs ihre politische Reife erstaunlich. Es bildete sich immer noch kein Gesamtdeutschtum; aber doch größere Stammeseinheiten, die Alemannen, Franken

Digitized by Google

und Sachsen, tauchen auf. Aus kleinen Einzelstämmen waren sie zusammengeballt. Nur die dringendste Not, nur ganz große Ziele konnten das bewirken. Diese Franken, Alemannen und Sachsen machten sofort Front nach Westen, gegen Frankreich und den englischen Kanal. Daneben aber regten sich auch gleichzeitig schon die starken Ostgermanen, vornehmlich die Goten, und ihr Wanderziel wies nach Süden gegen den Balkan.

Wie sollte Rom sich wehren? In unzähligen Grenzfestungen und Grenzkastellen verstreut stand das römische Heer am Tigris entlang und gegen das weite Arabien, ganz Nordafrika entlang, an der Rhein- und Donaulinie, am Grenzwall Britanniens gegen Schottland. So kam es, daß die Deutschen selbst Rom helfen mußten. Schon Kaiser Marc Aurel begann im 2. Jahrhundert (um 170) damit, ganze germanische Völkerschaften in Sold zu nehmen. Das steigerte sich immer mehr. Unter Konstantin dem Großen ist Rom so weit, daß fast nur noch Germanen und Illyrier in den römischen Heeren stehen; auch die höchsten Stellen sind jetzt in deutschen Händen. Germanen haben alle Siege Konstantins erfochten; auch das ist denkwürdig. Wenn mit Konstantin dem Großen das Christentum siegte, so sind es Germanenschwerter, die damals den Sieg des Christentums gegen Maxentius und Licinius erfochten haben. Germanen standen also jetzt auch gegen Germanen; sie sicherten Rom als vaterlandlose Auslandsdeutsche gegen hohen Sold vor ihren eignen freien Landsleuten. Es ist klar, wohin das führen mußte. Die römische Kriegskunst wurde den Deutschen geläufig, und auch die freien Germanen lernten mit. Ihre Weltklugheit wuchs; der Respekt vor Roms Überlegenheit schwand. Der Glaube an die Unbesieglichkeit des römischen Riesenreiches kam ins Wanken.

Im 3. Jahrhundert gelang der erste große Germaneneinbruch. Die Goten, die aus Gotland in Schweden stammten, hatten sich im Lauf eines Jahrhunderts langsam über Preußen und Polen nach Süden vorgeschoben; ein großer Teil von ihnen stand jetzt überraschend in Rumänien und an der Krim. In Booten werfen sie sich aufs Schwarze Meer, nach Trapezunt, plündern Kleinasien, Thrazien, Mazedonien aus. Gleichzeitig drangen die Franken über den Rhein bis zu den Pyrenäen und bis nach Spanien, die Alemannen über die Alpen bis Ravenna. Aber es war Kraftvergeudung. Die Massen rafften Beute, spalteten sich und wurden schließlich aufgerieben. Sie hätten sich als Eroberer halten können, hätten sie sich in den Städten festgesetzt; aber diese Bauernvölker haßten damals die engummauerten Städte noch wie Grabstätten oder Gefängnisse. Ohne Frauen waren sie gekommen. Sie hatten sich nicht ansiedeln wollen; sie wollten nicht herrschen, sondern nur herrlich leben: ein grandioses Abenteuer, das mit Vernichtung endete. Am meisten war das römische Gallien gefährdet; es war das Land der Zukunft für die Franken. Die wilden Vorstöße der Franken und Alemannen rissen nicht ab durch anderthalb Jahrhunderte. Der Kriegsruhm der großen Kaiser Spätroms, des Aurelian, Probus, Maximian, Konstantin und Julian beruhte auf ihrer Abwehr. Denkwürdig ist aus diesen Kämpfen wiederum der Umstand, daß damals, und zwar schon im Verlauf des 3. und 4. Jahrhunderts, ganze germanische Volksmassen mit Weib und Kind verschleppt, von den Kaisern im Lande Gallien als Zwangsarbeiter fest angesiedelt worden sind, sogenannte Colonen und Laeten, die, an die Scholle gebunden, in Landarbeit und Viehzucht Fronarbeit taten. Schon damals begann also die Germanisierung Frankreichs, die bis heute besteht. Nicht nur der französische Adel ist fränkisch-germanisch, sondern auch das Landvolk in weiten Strecken von deutschem Blut erfüllt.

Es schien immer noch, daß das gewaltige Rom, der Träger der klassischen Kultur und jetzt auch der Träger des Christentums, sich vor den sogenannten Barbaren retten könne. Das Germanentum verblutete sich schon so lange. Die Ständigkeit des Andrangs dieser Barbaren beweist, wie wenig das Stromgebiet der Weser, der Elbe, Oder und Weichsel ihren Volksmassen und ihrem kulturellen Hochstreben genügte. Sie brauchten bessere Kulturbedingungen. Warum sollten sie sich nicht besseres Land erobern? Sie folgten damit ja nur dem großen römischen Vorbild. Auch Rom hatte sich ja dereinst genommen, was nicht ihm gehörte, sogar seine Buchstabenschrift lernte der ungebildete Römer von den Griechen, wie der Deutsche sie nunmehr von den Römern lernte. Was Rom konnte, können wir auch: so durfte der Germane sich sagen. Auch wir erobern uns Land, weil wir es brauchen, und wir bemächtigen uns der Kulturgüter, die wir vorfinden und zu schätzen wissen. Denn wir sind lernfähig.

Im 4. Jahrhundert begannen endlich die Erfolge. Den Anlaß dazu gab der Vorstoß der Hunnen aus dem fernen Osten. Unter ihrem Druck geschah die erste Ansiedlung eines deutschen Volkes, der Goten, im Römerreich; es waren die ersten Auslandsdeutschen, die es sich als Siedler im Süden dauernd wohl sein lassen konnten. Die Sache ging folgendermaßen vor sich. Das Gotenvolk hatte sich früh in Ostgoten und Westgoten zerspalten. Um 350 tritt uns der erste, halb sagenhafte Germanenkönig entgegen, Hermanarich, der Amaler; er ist Ostgote, besetzt die russischen Tiefebenen und gründet dort sein Ostgotenreich, das von der Ukraine sich bis zu den Finnen und Letten erstreckte. Da lebte es sich herrlich, in den Steppen weit verstreut, als Herrenvolk. Die Kopfzahl eines solchen Volkes läßt sich schwer bestimmen; die Alten geben uns stattliche Zahlen, etwa 200000 streitbare Männer; die neue Forschung schätzt dagegen

Digitized by Google

ganz anders und setzt an, die Ostgoten seien im ganzen überhaupt nur 100000 Seelen gewesen. Ich kann das angesichts ihrer Leistungen nicht glauben. Das weit offene russische Land war aber schwer zu verteidigen. Plötzlich tauchten die Hunnen auf; sie überrannten im Jahre 370 mit ihren geschlossenen Reitermassen das Ostgotenreich; Hermanarich, der greise König, stürzt sich in sein Schwert. Das erste junge Germanenreich auf nichtdeutschem Boden, von dem wir wissen, hatte also nur zwanzig Jahre bestanden, ein erstes Beispiel für die Vergänglichkeit der Reichsgründungen germanischer Wandervölker. Inzwischen saßen die anderen Goten, die Westgoten, an der Donau, in der Moldau und Walachei. Durch die Ostgoten, die jetzt heimatlos aus Rußland über den Pruth heranwogten, sahen sich die Westgoten nach Süden gegen die Donau gepreßt, hart an die Grenze des Römerreichs. Sie waren in Not und wollten hinüber. Rom sollte sie aufnehmen, ernähren. Sie erbaten vom Kaiser Landgebiet auf der Balkanhalbinsel. Sie meinten es friedlich; auch gewährte Kaiser Valens, der in Syrien stand, ihnen durch Botschaft den Einmarsch; er erwartete brauchbare und gefügige Colonen in ihnen zu finden. Die Römer aber schufen sich selber das Verderben. Es war das Jahr 376. Die Goten hatten sich anfangs friedfertig durch das Land führen lassen; aber ihre Frauen wurden schon gleich beim Übersetzen über die Donau von den übermütigen Römern vergewaltigt. Vor allem aber war für die Ernährung der gewaltigen Volksmasse nicht vorgesorgt; es fehlte völlig an Zufuhr. Hungersnot entstand, so daß die Ankömmlinge sich Hunde vorwerfen ließen, um zu leben (es war ein ‚auf den Hund kommen' im eigentlichsten Sinne des Wortes). In Wut und Verzweiflung gingen die Goten zum Kampf über, unter Führung des Fridigern; es wurde ein furchtbarer Hungerkrieg und rasender Raubzug: Mensch und Vieh massakriert. Kaiser Valers rückt an, von Antiochien her, um sie zu bändigen, aber die Goten siegen bei Adrianopel in der Gluthitze des August des Jahres 378. Es war eine zweite Schlacht bei Cannä: zwei Drittel des Römerheeres vernichtet; der Kaiser flieht in ein Bauernhaus und verbrennt. Der Schrecken folgte und schien nicht zu enden, bis Theodosius der Große Kaiser wurde und endlich die heilsame Wendung brachte. Theodosius beugte sich den Tatsachen, wurde erklärter Gönner der Goten, siedelte sie endlich friedlich an, etwa im heutigen Serbien und Bulgarien, versah sie mit Land und Abgabenfreiheit, ließ ihnen die eigene Gerichtsbarkeit, und ein ruhiges Einleben konnte beginnen. Als Gegenleistung hatten die Goten für Rom zu fechten, die Reichsgrenzen zu schützen. Die Wirkung aber war überraschend. Die neuen Ansiedler sind auf einmal für Kaiser und Reich begeistert; sie greifen zum Pfluge als rechte Landbauern, aber auch der Glanz und Luxus des römischen Lebens lockt und blendet sie, und vornehme Goten drängen sich mit Ehrgeiz in den Reichsdienst. Konstantinopel wimmelt auf einmal von diesen blonden Leuten, die in den besten Häusern Einlaß finden, aber trotzig ihre nordischen Sitten nicht aufgeben, ein Anblick des Grauens für all die vielen zarten Seelen der Hauptstadt. Die Griechen und Römlinge alten Stils bersten vor Neid und Wut. Mit breiten Ellenbogen stehen diese Germanen in den Palästen herum, in ihren weißen Schafspelzen und langen Haaren, einen Kopf größer als all die anderen, heiraten bald auch Römerinnen, erhalten hohe Staatsämter mit glänzenden Einkünften und sind die Lieblinge der Majestät des Kaisers. Auch für die klassische Bildung hatten sie offensten Sinn und damit auch für das Christentum. Die gotische Bibel des Ulfilas (geschrieben um 340) liegt diesen Dingen schon um fast 40 Jahre voraus.

Da stirbt Theodosius (395), und die Ereignisse steigern sich. Zwei große Namen, Stilicho und Alarich, stehen jetzt nebeneinander, um das Jahr 400: Stilicho, der fürstliche Vandale, vollständig zum Römer geworden, Schwiegersohn des Kaisers Theodosius und Träger des Reichsgedankens, der letzte große Verteidiger der römischen Reichseinheit gegen den Andrang der Völker, zugleich Träger der höchsten Bildung seiner Zeit. Daneben Alarich, der Westgote. Die Westgoten sind mit ihren engen Sitzen in den Bergen Bulgariens nicht zufrieden. Es kam über sie wie Sehergabe, als sie mit Schwerterrasseln den zwanzigjährigen jungen Alarich aus der Familie der Balten zum König wählten, im Siegfriedalter. Jugend war Tugend; die ältesten Recken beugten sich willig unter Alarichs Befehl; denn er war hell und weltklug, und das Volk spürte seine Liebe und seine feste Hand.

Die Brüder Arkadius und Honorius, die Schwächlinge, saßen jetzt auf den beiden Kaiserthronen in Konstantinopel und Mailand. Das römische Reich war von nun an endgültig in zwei Teile getrennt, die sich mißtrauisch, ja feindlich gegenüberstanden. Alarich aber verlangt nach Gebietserweiterung und zwingt zunächst den Arkadius, ihm weitere Strecken auf der Balkanhalbinsel einzuräumen. Um dies durchzusetzen, hatte er zuvor als Pfand den klassischen Boden Altgriechenlands, Böotien, Attika, den Peloponnes bis Sparta genommen und war als Sieger auch in Athen eingezogen, ein berühmtes Ereignis. Er hatte den Athenern Schonung versprochen, und er hielt sein Wort. Er hatte Ehrfurcht vor der klassischen Stätte mit ihren Marmortempeln, auf der noch immer die Weihe der Erinnerung lag, und schritt mit großen Augen, der blonde Barbar, über die stillgewordenen Plätze der Agora, des Areopags und des Kerameikos, wo einst Sokrates und Plato gewandelt,

Digitized by Google

wo aber auch Paulus, der Apostel, seine Predigt vom unbekannten Gott gehalten hatte. Seine Krieger ließ Alarich nicht ein. Nur mit geringem Gefolge betrat er die Stadt, nahm dort ein Bad, ließ sich gut bewirten und vor allem eine tüchtige Summe Geldes zahlen. Das genügte. Aber auch die danach neugewonnenen Gebiete befriedigten ihn nicht. Alarich war für sein Volk wie Moses, der nach dem gelobten Lande sucht. Neuland! Das gelobte Land war noch nicht gefunden. Albanien, Serbien und Bulgarien sind auch heute nicht der gesuchteste Erdenwinkel. Die wilden, zerrissenen Gebirgsverhältnisse waren zu unbequem für ein Volk, das weite Flächen gewohnt war. Jene Landschaften waren und sind noch heut im hohem Maße verkehrsfeindlich; alle Ortschaften und Talgründe durch mächtige Bergscheiden isoliert. Tausendmal lockender war Italien oder Südfrankreich oder Nordafrika, eine der Hauptkornkammern der Welt. Mit Waffen war Alarich vortrefflich versehen; denn die dortigen kaiserlichen Waffenfabriken standen ihm zur Verfügung.

Der junge Kaiser Honorius saß indes in Mailand. Stilicho beherrschte in des Honorius Namen als oberster Heermeister das römische Westreich. Alarich wagte jetzt gegen Stilicho den Kampf. Erobernd drang er in Norditalien ein über die Etsch und umzingelte Mailand. Der Kaiser war blockiert. Jedoch der Angriff mißlang. Stilicho warf seinen Gegner siegreich wieder aus Italien hinaus. Aber Stilicho schonte ihn; Stilicho schloß sogar jetzt ein Bündnis mit Alarich, um ihn gelegentlich gegen Byzanz auszuspielen. Denn Stilichos hohe Aufgabe war, die beiden unter sich zerfallenen Reichshälften wieder irgendwie unter eine einheitliche Führung zu bringen. Die Stilicho-Tragödie ist bekannt. Seine hohen Pläne scheiterten. Er, der Retter Roms in hundert Schlachten, wurde des Landesverrates bezichtigt, und Honorius ließ ihn in Ravenna hinrichten. Ein glühender Haß gegen alles, was sich im Reichsdienst germanisch nannte, war plötzlich in Italien losgebrochen. Diese Germanen waren ja überdies Arianer und auch darum der römischen Orthodoxie verhaßt.

Es war das Jahr 408. Stilicho war tot. Alarich stand drohend mit seinen Goten in Noricum, d. i. Vorderösterreich, Steiermark und Kärnten. Er hohnlachte über des Honorius Torheit, und er wurde Stilichos Rächer. Er war ohne Frage bei aller Gegnerschaft ein Bewunderer Stilichos. In ein paar Wochen hatte er halb Italien genommen; es war wie ein lustwandelnder Festzug. Honorius verkroch sich in das uneinnehmbare Ravenna wie eine Ratte im Rattenloch. Alarich stand schon vor Rom. Im selben Jahr 408 belagerte er das stolze Rom zum erstenmal. Es war damals, daß er das bekannte Wort sprach: „Je dichter das Gras, je besser das Mähen," das so recht nach einem Bauernkönig klingt. Aber er zog kampflos ab, als Rom ihm Berge ungeprägten Goldes und Silbers zahlte.

Es galt jetzt, sich mit Honorius glimpflich zu einigen, das Recht auf Ansiedlung vertragsmäßig zu erwerben. Honorius aber war trotzig und unnachgiebig. Da holte sich Alarich aus Rom den Stadtpräfekten Attalus und machte ihn zum Gegenkaiser. Zum erstenmal war der römische Kaiser ein Geschöpf der Germanen. Aber der Akt war nichts als eine Komödie; denn dieser Attalus tat nicht, was er sollte, und Alarich setzte ihn gleich wieder ab, entkleidete ihn eigenhändig seines neuangefertigten Purpurrocks. Er lachte vergnügt über den Mummenschanz. In Honorius aber wuchs nur der Trotz. Da verlor Alarich die Geduld, und er erstürmte wirklich Rom, womit er lange gedroht hatte, am 23. August 410. Es war ein Ereignis, das die Welt völlig erschütterte. Alle Zeitgenossen sagen es uns; sie empfanden es gleich: der Sieg des freien Germanentums war damit in der Weltgeschichte entschieden. Von Marokko bis Bethlehem erscholl als Name des Schreckens: Alarich der zweite Brennus! Aber er war kein Brennus; der Plünderung Roms gebot er rasch Einhalt. Er zeigte seine vornehme Gesinnung auch hier.

Rom war gefallen. Doch sein Ziel hatte Alarich nicht erreicht. Ja, er erkannte mehr und mehr: in Italien war nicht seines Bleibens. Er hatte auch hier keine Heimat für sein Volk gefunden. Das schwelgerisch schöne Klima, Pinienhaine und Rosenfülle, Ölgärten und der heiße Südwein, der herrlich durch die Gurgel rann, was nützten sie ihm? Das Korn fehlte, Italiens Landwirtschaft war völlig verwahrlost, Toskana ein Ödland, ebenso Kampanien; die weite Poebene nur Wälder und Sümpfe voll Binsen und Kolbenschilf. Italien lebte fast ganz von der Einfuhr afrikanischen Korns, und der Statthalter Afrikas sperrte eben jetzt auf des Honorius Befehl die Getreidezufuhr. Vom Fouragieren im Lande mußte sein Gotenvolk sich mühsam ernähren. Dabei verschlossen sich ihm auch noch die meisten Landstädte, und sein Volk führte ein Lagerleben wie bisher; um christlich zu beten, baute es sich seine Zeltkirchen.

So beschloß Alarich, noch einmal zu wandern, und das Ziel war klar. Er mußte übers Meer nach Afrika. Dort drüben war der Kornsegen; da würde man endlich gesichert leben. Darum galt es zunächst nach Sizilien zu gehen. Es war Herbst; die See war stürmisch; man mußte warten. Da befiel Alarich in Reggio eine plötzliche Krankheit, und er starb, jählings aus seiner Laufbahn gerissen. Er zählte noch nicht 40 Jahre. Die Afrikafahrt unterblieb; die Westgoten räumten sogar Italien enttäuscht und eroberten statt dessen die Provence und das Land um Toulouse und Narbonne, um bald auch Spanien hinzuzugewinnen.

Mit scheuer Bewunderung nennt die Geschichtsschreibung seiner Zeit den Na-

Digitized by Google

men des jungen Heldenkönigs. Vornehm und lauter steht Alarichs Bild in der Geschichte. Die schmähsüchtigen römischen Regierungskreise kannten ihn ganz genau persönlich, aber sie wußten ihm kein einziges Laster nachzusagen. Manche Niederlage hatte er erlitten, aber sein Wille blieb elastisch, und sein Ziel behielt er unbeirrt im Auge, bis es ihm gelang, als Herr Roms dem Kaiser des Westens den Purpur zu rauben und zu geben. Dem einen Westgoten war das gelungen; aber es gab der Germanenvölker noch mehr, und hinfort war die Bahn frei für andere Germanenkönige. Alarich war es, der im Zug der rauhen Helden, der landsuchenden Eroberer, als erster voranschritt.

Mit der Universalmonarchie war es jetzt endgültig zu Ende. Die Nationalreiche begannen, die das heutige Europa kennt, und die Germanen, die Auslandsdeutschen, waren ihre Begründer.

In die chaotische Bewegung der Zeit fuhr Attila, der hunnische Eroberer, jählings mitten hinein. Aber Attilas zwanzigjähriges Weltreich zerbarst, zerfiel gleich nach seinem Tode. Die Zeit des großen Hunnenschreckens war nur ein Zwischenspiel gewesen, ohne Folgen. Mittlerweile festigten sich die Nationalreiche. Schon saßen die Westgoten, wie wir sahen, in Südgallien und in Spanien um Toledo (seit 412), die Vandalen in Tunis, Algier, Marokko unter König Geiserich (429), die Burgunder in der Gegend von Besançon und Dijon (443), Angelsachsen und Jüten im römischen Britannien (449), in Österreich und Ungarn die Heruler, Gepiden und Skiren. Dann aber wurde im Jahr 481 Chlodwig, der Merowinge, König der salischen Franken, und er eroberte von der Schelde aus in vier Vorstößen, zuerst im Kampf gegen den Römer Syagrius, das reiche gallische Land, das nach diesen Franken sich für immer und bis heute Frankreich nennt. Aber auch Italien fand endlich seinen neuen Herrn. Im Jahr 488 bricht Theodorich, der Ostgote, gegen Italien vor, und über sein Herrschertum ist noch zu reden.

Es war ein stolzes Kolonisieren, das all jene Völker vollführten, von ihren Königen geführt, nicht nur geduldet als dienende Arbeiterbevölkerung, sondern überall die Herren im Land, so wie die Engländer heut als die Herren schalten in Indien, Ägypten und Kapland. In der Tat, in vollen Zügen genossen jene alten Germanen die Herrlichkeit der neuen Heimat. Die Antike aber, das klassische Altertum wurde durch sie nicht vernichtet. Es wurde jetzt eine germanische Antike. Es lebte sich gut. Die hohen Staatssteuern hörten in ihren Reichen auf; im übrigen ließen sie aber das römische Verwaltungswesen nach Möglichkeit bestehen, ebenso den Betrieb von Kunst und Wissenschaft. Sie eigneten sich die Kulturgüter Roms mit hellem Verstande freudig an.

Der mächtigste Westgotenkönig war Eurich; er hielt in Bordeaux an der Garonne glänzend Hof (um das Jahr 470); selbst Persiens Gesandte gingen da bei ihm bündnissuchend aus und ein. Geiserich und Thrasamund waren die berühmtesten Vandalenkönige, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten; Karthago ihre üppige Residenz. Die unterworfene Bevölkerung, die altrömisch Gesinnten sahen auf diese Barbaren freilich mit Neid und Groll. Zugleich aber beobachtete man sie doch voll Neugier und scheuer Bewunderung, und so erhalten wir von ihnen gelegentlich die Schilderung eines solchen jungen Barbarenkönigs, fast in der Form eines Steckbriefs, der geradezu scherzhaft wirkt: hohe Stirn, langes Gelock, das die Ohren mit Haarbüscheln ganz zudeckt, lange Wimpern, zottige Brauen, kleiner Mund, das Gesicht glatt ausrasiert, nur am Ohr etwas Bart (sogen. Koteletten); der Hals voll und blendend weiß wie Milch, der Nacken muskulös, mächtiger Brustkasten, die Schenkel fest wie aus Horn, dicke Waden und ein Fuß von Mittelgröße. Den ganzen Tag gibt solch ein König Audienzen und führt das Regiment wie ein Beamter mit größtem Fleiß. Um sich Bewegung zu machen, geht er zwischendurch mit Pfeil und Bogen zwei Stunden vor Tisch auf Jagd. Nach Tisch wird Würfel gespielt, und er lacht gutherzig, wenn er verliert. Abends aber kommen zum Gelage der Spaßmacher, der Narr und allerlei sonstige Possenreißer, auch der Harfner, um des Königs Herz zu erfreuen.

Nun aber die Kolonisation. Sie geschah in schonendster Weise. Die Juden hatten dereinst, wie die Bibel erzählt, in Kanaan, als Jericho gefallen, die angesessenen Moabiter so gut wie völlig vernichtet und nahmen sich als Eroberer alles Ackerland weg. Diese Germanen machten es anders. Ihr Vorbild war dabei das Einquartierungsverfahren des römischen Heerwesens; denn auch diese Germanen waren ja Krieger von Beruf. Sie waren jetzt überall der alleinige Kriegerstand, und wo immer sie herrschten, durfte kein anderer außer ihnen Waffen tragen. Jedem Altangesessenen wurde nun also im weiten Land nur ein Drittel seines Grundeigentums weggenommen und in dies Drittel die Gotenfamilie gesetzt. Ein Ausschuß von Goten und Eingeborenen beaufsichtigte sorglich die Vermessung. So milde dies Verfahren war, so nachteilig war es auf die Dauer, denn die Germanen lebten infolgedessen als Minderheit im Land verstreut, und es bestand die Gefahr, daß sie, keine zusammenhängende Masse bildend, ihre Eigenart nicht bewahrten, daß sie über kurz oder lang romanisiert wurden.

Der Westen der Welt war jetzt germanisch, jedes Einzelland von einem anderen Germanenstamm besiedelt. Das Völkerleben des modernen Europa stellte sich damit her, und so können wir sagen: das moderne Europa ist die Schöpfung der deutschen Auswanderung, ist die Schöpfung der Auslandsdeutschen des

Digitized by Google

4. u. 5. Jahrhunderts gewesen; ja, das Auslandsdeutschtum war nahezu Weltdeutschtum geworden. Und es war ein neuer großer Völkerfrühling. Auch dieser Satz besteht zu Recht. Unter der starrbyzantinischen Herrschaft der spätrömischen Kaiser seit Diokletian war es wie Winter über das Reich gekommen, eine Erstarrung und Vergletscherung des Volkslebens. Durch das Germanentum wurde eine Fülle jungfrischer Triebe wach, urwüchsiger im Laster wie in der Tugend; eine drangvolle Lust zum Werden und Blühen. Die alte Staatsform zerbrach; das Wort Freiheit erhielt wieder Sinn und Leben. Junge Formen des Volks- und Rechtslebens, unendlich entwicklungsfähig, suchten sich aus dem Ursprünglichen zu gestalten. Auch gab es neues Heldentum, den ritterlichen Zweikampf, den das ganze alte Römertum nicht kennt, und damit bald genug auch eine neue Kunst, neuen Liedersang. Es gab die reichste Mannigfaltigkeit in der Entwicklung des Menschentums. Wie klassisch in ihrer Durchbildung, aber wie eintönig ist doch die antike Kunst, ob sie nun in Rom oder Mailand oder Nismes ihre Tempel aufstellt! Das römische Kaiserreich hatte alle Völker gleichgemacht, und nur die verschiedenen Religionen waren es, die eine phantastische Buntheit in das Leben trugen. Jetzt haben umgekehrt alle Völker einen gemeinsamen Glauben, aber sie selbst entwickeln sich mächtig in ihren Eigenarten, und ihr Wettbewerb um die Werte der Kultur brachte den größten Reichtum in die Welt, mit ständigem Austausch und gegenseitiger Befruchtung, einen Reichtum, dessen wir noch heut genießen; man stelle nur das Volk Voltaires neben das Shakespeares, Calderons und Ariosts.

Nicht zerstörend, sondern lerneifrig, kulturerhaltend hat sich damals wie heute das Germanentum gezeigt. Das vornehmste Beispiel dafür ist Theodorich der Große. Über dreißig Jahre hat dieser Theodorich Italien und große Teile Österreichs beherrscht und seiner Zeit den Stempel gegeben. Das deutsche Heldenlied des Mittelalters feiert ihn als Dietrich von Bern, den wilden Recken, der hoch zu Roß mit Drachen und Riesen kämpft. Das ist eine Erinnerung an Theodorichs Reiterkämpfe gegen Odoaker bei Verona und Ravenna, die in der Volksseele lange haften blieb. In Wirklichkeit wurde er nach Odoakers Besiegung der vornehmste Friedensfürst, ein echt deutscher Idealist größten Zuschnitts und als solcher ewig denkwürdig, der Verteidiger und Bürge des Weltfriedens, aber eines Friedens rüstigster Kulturarbeit. Noch heute kann das Deutschtum auf diesen größten deutschen Kolonistenkönig stolz sein.

Den völlig daniederliegenden Ackerbau in Italien hat er planvoll wieder hoch gebracht; das Land sollte sich unabhänigig von Afrika wieder selbst ernähren: meliorisieren! Entsumpfung, Entwaldung des Pogebiets; die Steine von den Äckern! Die Ernährung des Landes wurde damit, wie es scheint, tatsächlich gesichert, eine beglückende Leistung. Nichts ist verkehrter, als zu glauben, die Goten hätten auf den neuerworbenen Besitzungen protzenhaft und untätig als die großen Barone dahingelebt und als der Kriegerstand im Land nur mit Waffenspielen und Trinken und Schmausen sich abgegeben. Von den Germanen, die sich in Spanien als Herren ansiedelten, sagt uns Orosius ausdrücklich, daß sie nach beendetem Krieg die Schwerter verwünschten und sich sogleich dem Pflug zuwendeten, sobald die Bodenverteilung geschehen war. Wie sollte das bei den Ostgoten Italiens in den dreißig langen Friedensjahren Theodorichs anders gewesen sein? Alle diese Germanen waren eben Landwirte, und der Ackerbau war ihnen Natur. Wie ich sagte, war die Landwirtschaft in Italien im 4. Jahrhundert völlig zurückgegangen. Die alte freie Landbevölkerung hatte sich in die Städte verzogen (Landflucht), und die Zahl der sogenannten Colonen draußen genügte nicht. Es fehlte also an Händen. Die Sache ist schließlich ein Rechenexempel. Unter Theodorich hat sich die Zahl der unfreien Landarbeiter keinesfalls vermehrt; trotzdem aber ist damals der Feldertrag tatsächlich in ansehnlicher Weise gesteigert worden. Wo sollen also die nötigen Hände hergekommen sein, wenn die Goten nicht zugriffen? Auch mußten sie an den Staat dieselben Abgaben in Naturalien zahlen wie die alteingeborenen Italiener. Das schließt nicht aus, daß die Vornehmen unter ihnen in den Städten ihre Paläste hatten.

Aber Theodorich leistete mehr: er wurde auch ein Retter für die verfallenden Prachtbauten der Antike. Einen besonderen Architekten stellte er dafür an; es war die Tätigkeit des Konservators. Man dankte ihm auch das. In Rom sind Bauziegel gefunden worden, auf denen Theodorichs Name gepreßt ist mit dem huldigenden Zusatz: „Zum Wohl Roms geboren!“ Mehr noch: er war zudem auch Förderer der Literatur, der Philosophie, des geistigen Lebens, auch Freund der schönen Musika. Vor allem Boëthius, der berühmte Philosoph, stand ihm nahe. In Como, lesen wir, war eine Erzstatue geraubt worden; ‚100 Goldstücke für den ehrlichen Finder,‘ ist Theodorichs Erlaß usf. Er war durchtränkt von antiker Bildung, und zwar nicht von ungefähr; denn er war als Knabe in griechischer Umgebung herangewachsen; am Kaiserhof in Konstantinopel selbst war er erzogen. Unzählige seiner königlichen Erlasse sind uns durch Cassiodor erhalten: sie atmen Zivilität, wie man es nannte, d. h. antike Bildung, Menschlichkeit; dazu kirchliche Duldsamkeit, die weitsichtigste Fürsorge auf allen Verwaltungszweigen und den unermüdlichsten Fleiß. Cassiodor hat zwar diese Erlasse abgefaßt; der Gedankengehalt aber ist sicher Eigentum des Königs; ganz

Digitized by Google

individuelle Züge sind darin. So liebt er Vergleiche aus dem Tierleben und redet, wie es kommt, von Tauben und Hirschen, vom Adler, Fuchs und vom Igel. Der Habicht, sagt er, sorgt für gleichwertige Brut; so sollen wir es auch machen und gute Nachkommen erziehen! Ein großer Organisator im Stil Diokletians, der alle Verwaltungszweige beherrscht. Der Haudegen und Schlachtensieger war geradezu zum Schreibervorstand geworden; es fehlten nur die Schreibmaschine und das Tippfräulein. Auch an die auswärtigen Germanen ergingen seine Schreiben, und zwar im schwierigsten Latein. So erlebten Italien und die weiteren Länderstrecken, die er beherrschte, eine goldene Zeit. Aber er tat mehr: er trieb auch Weltpolitik.

Theodorich ist der erste germanische Politiker großen Stils gewesen, d. h. ein Politiker, der nicht nur dem Nationalehrgeiz dient, sondern nach einer bestimmten Idee Weltpolitik treibt, auch zum Nutzen anderer Staaten. Ihm liegt am Völkerrecht (leges gentium). Es handelt sich um Alldeutschtum. Auch Karl der Große war Alldeutscher; auch er hat das ganze Germanentum Europas zusammenzufassen gesucht, aber er tat es mit Gewalt als Unterjocher der Sachsen, der Langobarden, der Bayern. Theodorich hat dasselbe dreihundert Jahre früher, aber auf friedlichem Wege zu erreichen gesucht. Er war der erste deutsche Pazifist. Seine Erlasse zeigen es uns. Echt deutscher Idealismus! ‚Laßt die Kriege ruhen!‘ so schreibt er an Chlodwig, so an die Thüringer, an die Westgoten, Burgunden und Vandalen. ‚Wir wollen Dauerfrieden halten, ein Völkerbund. Durch Verhandlung, nicht mit Waffen (verbis, non armis) sind alle Zwistigkeiten zu schlichten.‘ Theodorich hat das durch zwanzig Jahre verwirklicht; denn sein Name war mächtig in der Welt. Der Pazifismus schien also kein Wahn, da er sich auf Macht gründete. So ist und bleibt sein Name der größte Name aus den Zeiten der ersten großen deutschen Kolonisation um das Jahr 500, vor nun anderthalb Jahrtausenden.

Chlodwig, der Franke, vertrat dagegen den anderen Grundsatz: armis, non verbis, durch Waffengewalt zur Macht. Es ist der Grundsatz, der in alle Folgezeit die französische Politik beherrscht hat, der noch heute in Clemenceau, dem Tiger, und in seinesgleichen fortlebt. Und das Ergebnis? Das Reich des Theodorich ging nur zu bald unter; es ist wie weggeweht und für uns zur Sage geworden. Das Werk Chlodwigs dagegen lebt, es ist heute noch greifbarste Wirklichkeit. Wie das gekommen? Jeder weiß es. Der religiöse Fanatismus kam dazu, er bewaffnete sich und brachte die Entscheidung. Die Franken waren katholisch; daher kämpfte die Kirche für sie. Die Vandalen und Ostgoten waren Arianer; darum gingen sie unter, beide Völker, in grausamem Vernichtungskampf, die Vandalen bis zur Ausrottung. Justinian, der orthodoxe byzantinische Kaiser, war ihr Besieger, der Vollstrecker des Willens der Kirche.

Schließlich erlagen auch noch die Westgoten in Spanien, und zwar den Arabern, den Mauren und Berbern, die die Fahne Mohammeds des Propheten schwangen und von Afrika nach Spanien übersetzten. Die Verluste der Germanenrasse vom 6. bis zum 8. Jahrhundert sind ungeheuer. Die Physik lehrt, daß im Weltall keine Kraft verloren geht, und es erhebt sich die Frage: waren jene wertvollen Völkermassen wirklich völlig ausgelöscht, wie man mit dem Schwamm die Zahlen auslöscht auf der Rechentafel? Wer kann das glauben? Blicken wir noch einmal auf Frankreich, Spanien, Italien.

Bei den Franzosen liegt die Sache am klarsten. Sie nennen sich heut Romanen. Aber der Ausdruck täuscht und führt zu ganz irrigen Vorstellungen. Romanisch ist in diesem Fall keine Rassenbezeichnung, sondern betrifft nur die Sprache. Römerblut fließt so gut wie gar nicht in den Franzosen. Sie sind vielmehr eine Mischung von angesessenen Kelten und zugewanderten Germanen; sie sind Gallofranken. Dazu kommt freilich noch die Grundlage einer trachykephalen Urbevölkerung. Alle großen Eigenschaften aber, die die Franzosen auszeichnen, stammen nicht von den Kelten her, sondern vielmehr von den Franken und Burgunden. Man hat Personenforschungen angestellt und damit den Nachweis geführt, daß auffallend viele berühmt gewordene Franzosen wie Voltaire, wie Lafayette usf. deutliche Merkmale des Germanentums zeigen oder doch aus denjenigen Teilen Frankreichs gebürtig sind, die einst von Germanen neu kolonisiert worden sind. Vor allem ist klar, daß das ganze französische Mittelalter den echt deutschen Gesichtsschnitt trägt, und man sollte das französische Mittelalter also in den Geschichtsbüchern nicht für sich, sondern im Zusammenhang der gesamten deutschen Kulturgeschichte behandeln. Die herrliche Gotik ist ein Geschenk des fränkisch-germanischen Geistes, fränkisch-germanisch sind die große altfranzösische Romandichtung, die Wundermären von Parzival und Tristan, Roland und König Artus' Tafelrunde. Frankreich hat erst seit der Renaissance, seit dem 16. Jahrhundert, sich römisch maskiert und die Rolle übernommen, sich als Haupterben der römischen Antike aufzuspielen. Das ist grandioser Schwindel.

Aber auch in Spanien hat das hochkultivierte Gotentum trotz seinem scheinbaren Untergang ohne Frage noch lange nachgewirkt. Nicht durch die kostbare Sammlung altwestgotischen Schmucks in der königlichen Armeria zu Madrid wird das bewiesen, wohl aber durch die Geschichte. Und endlich Italien? Die ganze nördliche Hälfte der italienischen Halbinsel ist seit Odoaker bis zur Hohenstaufenzeit vom Blut germanischer Auswanderer durchsetzt worden, von Skiren, Gepiden, Goten, Langobarden,

Digitized by Google

Franken und Schwaben. Und so zweifelt man denn auch nicht, daß die wundervolle Kunstblüte Italiens, die nach den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen wie eine Offenbarung sich auftut, zu großen Teilen aus deutschen Wurzeln stammt. Ja, der Beweis ist leicht zu führen. Man vergleiche nur das Italien Altroms. Der Römer des Altertums hat bedeutende Maler und Bildhauer überhaupt nie besessen; der Römer des Altertums war aber auch völlig unmusikalisch, es ist geradezu kläglich zu sehen, und hat nie eine Musikkomposition zustande gebracht. Die Griechen malten und musizierten damals für den Römer. Woher also das Wunder der großen italienischen Musik seit Palestrina, woher die große italienische Malerei? Ist es Zufall, daß ein Michelangelo lombardischer Herkunft war? Nur aus der zugewanderten Rasse kann sich das Wunder der italienischen Kunst zureichend erklären. Es ist wie Pfropfung; eine Pappel, die Rosen trägt. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, daß auf den italienischen Gemälden alle Schönheiten blond sind, daß auch der Don Quixote des Spaniers Cervantes nur blonde Frauen kennt.

So hat sich überall, in Frankreich, in Italien, in den Niederlanden, deutsches Kunstgenie entwickelt. Schon das Altertum sagt: der Deutsche liebt es, sich zu verschwenden. Der Auslandsdeutsche hat in der Tat sein Blut, seine Arbeit, seine Gaben verschwendet; das Werk, das er verrichtet, er gab es für andere her; unter anderen Namen geht es in den Geschichtsbüchern um, so wie der Engländer in der Neuzeit deutsche Fabrikate mit Vorteil als englisches Erzeugnis verkauft hat.

Wie gesagt, die Germanenrasse hat ihre Aufgabe der Neugestaltung Europas nicht ohne ungeheure Opfer vollführt. Die Goten oder Vandalen sind in ihren neuen Gebieten doch nur verstreute Kolonisten gewesen, und ihre Zahl war nicht massig genug, um die Grundbevölkerung der Länder wirklich zu überwuchern. Denn der weitere Zuzug fehlte. Wie anders England und Frankreich! Die Franken konnten sich als Herren auf Galliens Boden durch Zuzug von jenseits des Rheins immer wieder verstärken, nicht anders die Angelsachsen in England, und durch dänische, normannische Völkerwellen wurde der germanische Typus Englands noch weiter gesteigert, der keltische aber völlig beiseite gedrückt. Englands Germanisierung aber war schließlich das Wichtigste, Folgenreichste. Denn dem germanisierten Britannien war nun endlich die größte Aufgabe vom Schicksal beschieden; durch England ist das Germanentum heut auch jenseits der Ozeane, ist es in allen Weltteilen herrschend geworden, in den großen Kolonialländern: Germanisierung der Welt durch England!

Unser deutsches Vaterland, das Land von der Maas bis zur Weichsel, es ist für das alles das Mutterland gewesen. Es hat dereinst all jene Völker entsendet. Es war der Köcher mit vielen Pfeilen. Aber der Köcher wurde nicht leer; es wurde dadurch keineswegs selbst entvölkert; denn es hatte immer nur Teilbevölkerungen abgestoßen, die durch Geschlechterbeziehung mit dem Heimatsitz meist noch längere Zeit in Fühlung blieben. Vielmehr hat Deutschland sich auch noch hernach die Kraftfülle bewahrt, um durch den Gang der Jahrhunderte ein köstliches und überreiches Volksleben zu entwickeln, das sich nicht sächsisch, nicht schwäbisch, nicht bayrisch, sondern deutsch nennt. Es nannte sich deutsch. Aber zu einer Einheit, zu einer geschlossenen Nation sind wir Deutschen trotzdem bis heute nicht herangereift. England und Frankreich waren im Vorteil; denn sie sind früh einstämmig geworden; Deutschland ist das Land der vielen Sonderstämme, wie es schon in der Urzeit war, geblieben. Auch im Verlauf des Mittelalters, auch in unserer Neuzeit hat Deutschland dann, erobernd oder zumeist von Not bedrängt, immer wieder Tausende von Familien ins Ausland, in ferne Weltteile geworfen, abertausend Männerfrühlinge, die sich schließlich zu Millionen summieren; ins Baltenland, nach Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, Brasilien, Kalifornien, Australien. Auch alle diese Auswanderer haben überall, wohin sie kamen, erste Kulturarbeit getan. Für das Vaterland gingen sie zumeist, wie die Goten Alarichs und Theodorichs, wie die Franken Chlodwigs, völlig verloren. Das ist unser tragisches Schicksal, das sich immer wiederholt und sich auch, schlimmer als je, zu wiederholen droht in den nächsten Zeiten.

Aber bei aller namenlosen Trauer, die uns heute das Herz verdunkelt, blicken wir gleichwohl mit Stolz, mit Genugtuung und Schöpferfreude auf die weithin germanisierte Welt hinaus. Wir wissen: Engländer und Franzosen, Anglonormannen und Gallofranken, die sich heut unsere Besieger nennen, sie sind doch nichts als Ausstrahlungen unseres Vaterlandes, des alten großen Germaniens, gewesen, Deutschland das Kraftzentrum von Anbeginn. Die Geschichte lehrt: der Beruf des Deutschen ist, sich zu opfern. Eine herbe Lehre. Der Deutsche erneut seine Kraft immer wieder aus den alten Wurzeln in Verjüngung, ein Jungbrunnen gesundesten Menschentums, der nie versiegt. Das ist, woran wir glauben; das ist, was uns hoch hebt. Ob herrschend, ob dienend, germanischer Unternehmungsgeist hat sich die Welt, hat sich den Erdenball erobert; das Auslanddeutschtum das belebende Kraftelement seit Anbeginn! Und mit dem Ausdruck dieses Hochgefühls will ich schließen: ein Hochgefühl voll Stolz und voll tiefer Melancholie, das schon einer unserer deutschen Dichter, auch er ein Ausgewanderter, vor nun bald hundert Jahren in der Zeit der größten Erniedrigung in die Worte faßte:

Ich sah die Völker alle als einen großen Leib,
Den Deutschen als ihr Leben. Er opfert sich der Welt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der fremde Vogel

Roman von Friedel Merzenich

(Schluß)

Heinrich Gertner lag frierend auf dem fauligen Stroh. Klappernd schlugen seine Zähne aufeinander. Vor ihm stand der weißbärtige, rotbäckige Landdoktor und sagte im Tone berufsmäßiger Sachlichkeit: „Sie werden sich nicht mehr lange quälen.“ Die fieberglänzenden Augen Gertners richteten sich auf ihn. Es sprach so viel stumpfer Jammer aus diesem Blick, daß der Arzt doch eine leise Ergriffenheit spürte. Aber er besann sich. Was gingen ihn die boches an? Seinen einzigen Sohn hatten sie ihm totgeschossen. Es war unpatriotisch, für die Barbaren auch nur ein Fünkchen Mitleid zu verpuffen. Man tat seine Pflicht, sah nach ihnen, aber wenn einer draufging, dann war's weiter kein Schade. Das hatte der Kommandant noch neulich durchblicken lassen, als der Wiener Großkaufmann gestorben war. So wandte er sich wortlos ab und durchschritt mit seinen schweren großen Stiefeln den Saal. Einmal stolperte er über eine halbverfaulte Diele.

Der Saal war ebenerdig, nicht unterkellert, durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff der Wind und peitschte den Regen herein. Heinrichs Strohschütte befand sich neben einem Fenster. Von der Decke tropfte es. Er lag unter einem aufgespannten Regenschirm, den ihm der gutmütige Küster des Klosters gebracht hatte. Maurice besorgte ihm auch ab und zu etwas warme Milch und erzählte mit listigem Augenblinzeln, daß die Deutschen doch Teufelskerle wären. Er selbst hatte den Siebziger Krieg mitgemacht und war mit der Besatzungsarmee von Metz als Gefangener nach Deutschland gekommen. Man hatte ihn dort gut behandelt, und er dachte mit Stolz an diese unfreiwillige und ehrenvolle Wanderschaft, die das größte Erlebnis seines Daseins geblieben war. Er hatte etwas von dem Gemeinsinn des Soldaten, der sich unabhängig von der Fahne bewährt, unter der der einzelne kämpft, und vergalt das Gute, das er selbst vor mehr als vierzig Jahren vom Feinde genossen hatte.

Durch das Rauschen des Regens und das Pfeifen des Windes drang das Quietschen eines ungeölten Schiebkarrens. Heinrich hob matt den Kopf. Maurice! Das verabredete Zeichen, wenn er mit irgendeiner Erquickung kam. Wenn er nichts brachte, dann kullerte er wie ein wütender Truthahn. Er hatte ein ausgesprochenes Nachahmungstalent, und seine drollige Kunst war das Entzücken von Berthe gewesen. Jetzt stieß er die Tür mit seinen kurzen Beinen auf, und sein breites Gesicht lachte Heinrich schon von weitem an. In der Hand schwang er einen Krug, und als er vor Heinrich stand, zog er aus der Tasche ein Stückchen weißes Brot, das er ihm mit gutmütigem Blick hinhielt. „Nehmen Sie, Kamerad, nehmen Sie. Ich hab' es zufällig in des Kommandanten Stube gefunden.“ Er lachte verschmitzt. „Der Viehdoktor war da. Was?“ Mit keiner Miene verriet er, daß der Arzt ihm unterwegs begegnet war und ihm erzählt hatte, der sale boche könnte jeden Tag sterben.

„Er meint, es ginge zu Ende mit mir,“ sagte Heinrich in müder Gleichgültigkeit.

„Hat er das gesagt? Der Ochse! Pah, Gertner, lassen Sie sich keine Flausen vormachen. Der, der versteht gar nichts. Ich weiß noch, einmal hat er in Monléon eine Kuh, die kalben wollte, auf Rinderpest hin verarztet. So einer ist das!“ Maurice hielt Gertner die Kanne an den Mund und stützte ihm den Rücken. „Wer so guten Appetit hat, soll sterbenskrank sein? Nein, nein, Gertner, Sie feiern noch Ihren neunzigsten Geburtstag.“

„Ich will zufrieden sein, wenn ich meine Frau und meine Kinder noch einmal sehen darf, Maurice. Ist keine Aussicht, daß ich fortkomme? Nun sind es schon wieder zwei Wochen, daß der Attaché hier war — von der amerikanischen Gesandtschaft.“ Mühselig und gepreßt stieß Gertner die Worte hervor, sein Atem ging schwer. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, das zerfetzte Taschentuch, das er zum Munde führte, färbte sich rot. Dann sank er ermattet auf sein Lager zurück. Er schauerte zusammen vor Kälte.

Mitleidig beobachtete Maurice den sterbenskranken Mann, dessen abgemagerte Hände in die dünne Decke eingekrallt waren. Auf den eingefallenen Wangen brannten zwei kreisrunde rote Flecken, die gerade Nase war wachsweiß, unter den fieberglänzenden Augen lagen tiefe, dunkle Ringe.

Im Stroh raschelte es. Als Maurice ein Stück Holz in die Richtung warf, lief eine Ratte in wilder Flucht davon. Heinrich schreckte zusammen. „Ich will doch mal sehen, ob ich

Digitized by Google

für Sie nicht noch eine Decke auftreiben kann," sagte Maurice und raffte zu vorläufiger Erleichterung von den verschiedenen Lagern ein paar Hände Stroh zusammen, die er Heinrich unter den Kopf schob.

Als Maurice gegangen war, sah sich Heinrich müde um. Seine Augen trafen auf die alte Trostlosigkeit, an die sie längst hätten gewöhnt sein müssen und die doch immer aufs neue schmerzte. Denn die Erinnerung starb nicht und senkte täglich ihren Stachel ins Herz. Es gab Arbeit und Friede, Sonne und Frohsinn und vor allem Freiheit auf der Welt. Großes geschah, in Not und Tod gewiß, aber auch in Siegerglück und in Siegerhoffnung. Und hier mußte man elend und unnütz hinsiechen.

Er zog die Decke ans Kinn. Wie fror er doch. Und die feuchte Luft lag ihm schwer auf der Brust.

Ganz still war es in dem langen, düstern Saal. Die Fenster waren zum Teil mit alten Lumpen oder Pappdeckeln abgedichtet. An Heinrichs Fenster hing das Stück Pappe, das man davorgenagelt hatte, nur noch an einer Ecke. Der Wind zerrte es hin und her. Die Kameraden waren alle draußen bei der Arbeit. Sie klopften Steine, andere bauten Wege oder fällten Holz. Heinrich glaubte die scharfe Stimme des Aufsehers zu hören. Pharaos Fronvogt fiel ihm ein. Er hatte als Kind nie gewußt, was so ein Mensch eigentlich war. Wie spät mochte es sein? Vielleicht besichtigte der Kommandant jetzt die Arbeit. Jeder schuftete dann mit doppeltem Eifer und tat ihm doch niemals genug. Es ging um die magere Abendsuppe. Wer faul zu sein schien, dem wurde sie entzogen. Oder der Kommandant gab Gefängnisstrafen.

Zwölf Tage hatte Heinrich einmal in diesem kahlen, mit Steinen gepflasterten Raum gelegen, weil er den erlaubten Umkreis von einem Kilometer überschritten hatte. Es war ein so herrlicher Sonnentag gewesen und er flüchtete sich in wiesenbunte Einsamkeit. Er war sich keines Verbots bewußt, denn die Schönheit der Welt hatte ihn wie seliger Rausch überkommen. Vergessen hatte er, daß er französischer Staatsgefangener war, einzig dem Behagen hingegeben, daß die Sonne auf seinen Rücken brannte. Ihm war, als ob er gesund würde durch die heilenden Strahlen. Mit stillem Entzücken betrachtete er die Gebirgskette mit dem Pic du Midi, er atmete wohlig die warme, reine Luft.

Als der Kommandant ihn am selben Abend bei dem Appell vermißte, wurde er gesucht, die bewaffneten Soldaten fanden ihn friedlich schlafend. Mit Fußtritten wurde er geweckt und ins Kloster gebracht. Der Kommandant, der ihn noch immer als Störenfried seiner angebahnten Liebelei mit Suzanne betrachtete und haßte, ließ ihn sofort ins Gefängnis werfen. Als er nach zwölf qualvollen Tagen daraus entlassen wurde, klagte er über fürchterliche Stiche beim Atmen. Der Kommandant behauptete, er wolle sich nur von der Arbeit drücken. Heinrich mußte mit den anderen Steine klopfen gehen, brach aber auf der Straße zusammen. Eine deutsche Krankenschwester wandte sich an eine Französin, die mit einem Deutschen verheiratet war und mit dem Kommandanten gut stand, und bat sie, doch für einen Arzt zu sorgen. Als er endlich auf seinem zweirädrigen Wägelchen angefahren kam, lag Gertner stark fiebernd auf seiner Strohschütte. Lungenentzündung, stellte der Arzt fest. Es gab kein Eis, keine richtige Pflege. Daß Heinrich die Krankheit überstand, war ein Wunder. Die katholische Schwester schrieb es dem Wasser zu, das sie aus der heiligen Quelle der Mutter Gottes von Grand Pré geschöpft hatte. Sie hatte ein Tuch damit benetzt und auf Heinrichs Brust gelegt. Am nächsten Tage war Besserung eingetreten. Aber seit dieser Krankheit blieb Heinrich geschwächt, und da es an kräftigenden Speisen fehlte, konnte er sich nicht erholen.

Der Wind fegte schneidend kalt von dem offenen Fenster über Heinrichs Bett. Er kroch in sich zusammen und zog die Decke enger um sich. Dann überlegte er, ob er es wagen solle, den Pappdeckel zu befestigen. Mühselig richtete er sich auf, mit schwankenden Bewegungen tastete er sich an der Wand entlang und stieg unsicher auf einen Stuhl. Als er oben war, legte er sich mit den Armen in die breite Fensternische, um sich von der Anstrengung auszuruhen. Er war in Schweiß geraten. Die kalte Luft tat ihm jetzt wohl. Er blickte hinaus auf den Hof: Regentümpel, aufgeweichter Boden. Bretter waren darüber gelegt, um den Weg zum Brunnen zu ermöglichen.

Eben kam ein Trupp Gefangener mit Picken und Schaufeln von der Arbeit zurück. Alle trugen sie wie ermattete Tiere den Kopf gesenkt. Es war ein erschütternder Zug des Elends. Die Kleider waren zerlumpt, die Stiefel zerrissen. Manche hatten um ihre frostverbeulten Füße alte Lappen geschlungen. Die meisten gingen zu dem runden Marmorbrunnen, auf dem eine liebliche Gottesmutter mit geneigtem Haupte stand, und wuschen sich die Hände. Mit zusammengepreßten Lippen nahm Gertner das Bild in sich auf.

Digitized by Google

Wie die Menschen ihre frosterstarrten Körper zu erwärmen suchten! Einer schlug die Arme um sich, ein anderer riß die Schultern hin und her, dort schlang einer abwechselnd die Füße um die Beine, und ein Vierter trommelte mit den Fäusten auf seiner Brust. Die Kleider, die die Gefangenen seit Monaten anhatten, waren dünn und abgeschabt; tagsüber wurde man naß im Regen und ließ die Sachen dann in der Nacht am Leibe trocknen. Nirgends ein warmer Raum, wo die Unglücklichen sich hinsetzen konnten. Ein Zucken lief über Heinrichs verhärmtes Gesicht, er fühlte das flatternde Jagen seines Blutes, das Zittern seiner Knie. Mutlos starrte er auf das große dunkle Tor, das hinaus führte auf die Landstraße. Und lockend und klagend, verzweifelnd und höhnend stand immer von neuem die Frage vor ihm auf: wann führt der Weg zur Freiheit durch dies Tor?

Sein einziger Trost blieb, daß Suzanne Notre Dame de Grand Pré hatte verlassen dürfen. Als sie mit den Kindern abgereist war, hatte sich Heinrichs eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt. In aller Not war ihm der Anblick seiner Frau und seiner Kinder eine Freude gewesen. Freilich, er mußte dankbar sein, daß sie den Leiden und Entbehrungen der Gefangenschaft entronnen waren, und er sagte sich das sehr häufig. Er stellte sich vor, wie gut und liebevoll Elisabeth den Seinen beistehen würde. Vielleicht bedeutete dieser erzwungene Aufenthalt in Deutschland sogar die Rettung seiner Kinder für das Volk, dem er angehörte und das er liebte, auch wenn er in der Fremde zu schwach gewesen war, um für die Erhaltung deutscher Art und Sprache im eigenen Hause besorgt zu sein. Aber neben diesen vernünftigen Überlegungen stand der Trennungsschmerz. In dem Elend des Gefangenenlagers hatte ihm Suzanne die Bürgschaft seines Glückes dargestellt. Sie hatte ihn gestärkt, so daß er Böses mutig trug. Aber seitdem sie weg war, sank er körperlich und geistig ermattet zusammen.

Ein scharfer Luftzug strich über Heinrichs Körper. Die Tür stand weit auf, und die Gefangenen kamen herein. Sie schüttelten sich, die Regentropfen spritzten aus Kleidern und Haaren. Heinrich stieg vorsichtig vom Stuhl und legte sich, jetzt wieder zitternd vor Kälte, aufs Stroh. „Basameteremtete,“ fluchte der kleine pockennarbige Zigeuner, dessen Platz neben Heinrichs Lager war, und schüttelte seine blauschwarzen Haare wie ein Pudel. „Gertner ur, is sich sehr ein schlechtes Wetter, heite war corvée machen, sehr eine ekelhafte Arbeit.“ Heinrich nickte. „Glaub's, Sani.“ Er nestelte an seinem Brustbeutel und gab dem Zigeuner, der seine Arbeiten häufig übernahm, den ausgemachten Lohn. „Aber lieber arbeiten, als hier liegen, Sani,“ fügte er hinzu, und seine Zähne schlugen klappernd aufeinander.

Der Saal füllte sich. Die Menschen strömten eine klammfeuchte Kälte aus. Stimmgewirr. Pfeifen. Hinundhergelaufe. Arbeiten wurden vorgenommen: hier hämmerte sich ein junger Thüringer einen zerbeulten Blechtopf zurecht, dort schnitzte der Schiffer vom Chiemsee an einem Paar Holzschuhe, ein anderer schüttelte sein Stroh auf. Staub wirbelte empor, irgendwo erklang ein Lied. Der deutsche Bankier aus Paris, der in Friedenszeiten eine Viertelmillion Francs im Jahre einnahm, saß über seine Stiefel gebeugt und trieb mit kräftigen Schlägen Nägel in die schadhaften Sohlen, der Tenor eines Hamburger Theaters fegte mit einem alten Besen, den er ab und zu am Boden aufstieß, seinen Platz aus, und Grashof, der Sohn des rheinischen Großkaufmanns, machte mit heftigen Sprüngen Jagd auf Spinnen. Heinrich sah ihm zu. ‚So jung und so gesund sein,‘ dachte er. Was würde Suzanne, der Kraft als bewundernswerteste Tugend des Mannes erschien, sagen, wenn sie ihn so elend wiedersah? Er war ja von einer erbarmungswürdigen Schwachheit. Und so empfindlich gegen Geräusche; er litt Qualen unter dem Lärm, der im Saal herrschte. Aber er war nach des Kommandanten Ansicht nicht krank genug, um einen Platz in der Infirmerie beanspruchen zu dürfen. So war er froh, daß man ihm den sehr begehrten Fensterplatz in dem großen Saal gelassen hatte, denn die Ausdünstung der hundertundachtzig Menschen war oft unerträglich. Freilich, wenn das Wetter so schlecht war wie heute, dann hatte auch dieser Platz seine Nachteile; aber nun mußte es ja bald warm werden. Und vielleicht kam er nun wirklich in allernächster Zeit fort. Die Kommission von der amerikanischen Gesandtschaft hatte doch bestimmte Zusicherungen gemacht. Maurice wollte allerhand erlauscht haben, und Elisabeth war um ihn bemüht, ihr letzter Brief ließ das deutlich durchblicken. Wenn er erst wieder zu Hause war, dann würde er auch rasch wieder gesund.

Der Bankier hatte seine Arbeit beendet und zeigte die Stiefel einem Fachmann, der sie prüfend betrachtete. „Sie wären ein guter Flickschuster geworden, Herr Kommerzienrat, alle Achtung!“ meinte der anerkennend und fuhr sich mit dem Handrücken über den Schnurrbart. „Was nicht ist, kann ja noch werden,“ entgegnete der Bankier und

Digitized by Google

zündete ein winziges Öllämpchen an, denn es fing an dunkel zu werden. Viel Licht gab das Öllämpchen zwar auch nicht her, aber es erweckte doch eine gewisse Vorstellung von Gemütlichkeit. Auch die anderen entzündeten nach und nach ihre Lichter, der Saal bekam durch die huschenden Schatten, die riesengroß auf den grauen Wänden erschienen, etwas Gespenstisches. Der Lärm ebbte ab. Die Dunkelheit gebot vielen Arbeiten Einhalt. Man setzte sich in Gruppen zusammen und plauderte, eine warme Geigenstimme irrte durch den großen Raum und rief bei manchen tränenbereite Sehnsucht hervor, über die sie mit einem Scherzwort hinwegglitten, eifrige Skatspieler vergaßen für eine Stunde ihre elende Lage und trösteten sich mit den Trümpfen, die sie in den Händen hielten. Neben Heinrich Gertner hatte sich der Bankier gesetzt und sprach mit einem Buchhändler über die schamlose Art, mit der sich einige Frauen vom Kommandanten den Hof machen ließen. „Jetzt ist Frau Miller am dransten. Sie hat heute schon mit ihm Tee im erzbischöflichen Zimmer getrunken. So fangen seine Liebschaften immer an.“

Mit einem Achselzucken meinte der Bankier: „Man darf nicht vergessen, daß Frau Miller von Geburt Französin ist. Ich glaube, sie verrät ihren deutschen Mann rein aus Patriotismus. Das ganze Volk ist ja von blindwütigem Haß erfüllt.“

Heinrich fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. Er mußte an Suzanne denken, wie sie auf die lockere Liebenswürdigkeit des Kommandanten so bereitwillig eingegangen war. Und um über die peinliche Erinnerung wegzukommen, griff er nur den letzten Satz des Bankiers auf und sagte langsam: „So empörend es ist, wie der Kommandant unsere Zwangslage ausnutzt, so verbrecherisch die französischen Staatsmänner, so närrisch die französischen Gelehrten sich benehmen: man darf das Volk nicht danach beurteilen. Man muß auch daran denken: wer fühlt, daß es zum Verderben mit ihm geht, dem sind alle Mittel recht, es aufzuhalten. In dieser Lage befindet sich Frankreich. Wenn man uns hier langsam zerbröckelt, bis zum Stumpfsinn quält, so ist das in den Augen des Kommandanten ein verdienstliches Werk.“ Erschöpft hielt er ein. Der Bankier zwinkerte dem Buchhändler zu. Sie hatten beide vergessen, daß auch Gertners Frau Pariserin war. Es war erklärlich, daß er nach Entschuldigungen suchte, und es war selbstverständlich, daß man den kranken Mann nicht durch Widerspruch reizte. So empfanden es beide wohltuend, als Grashof mit einem Wasserkrug ankam, den er behutsam neben Heinrich stellte. „Es hat lange gedauert,“ sagte er und seine Stimme klang hell, „aber ich bin aufgehalten worden. Mein Holzschuh blieb mir draußen im Schlamm stecken. Na überhaupt, noch ein paar Monate Ferien hier und uns wachsen Rüssel, wir grunzen und sind in Schweine verwandelt.“

„Den Rüssel und das Grunzen würde ich dem Kommandanten noch verzeihen, den äußeren Menschen kriegt man schließlich wieder in Ordnung, aber was er an unsern Gemütern sündigt, der Schaden ist unheilbar,“ sagte der Bankier und sah auf seine schwieligen Hände mit den gespaltenen Nägeln.

Von der andern Seite des Saales kam der Maler Oliger. Er blieb ab und zu beobachtend stehen. Mit halb zugekniffenen Augen ließ er einzelne Gruppen auf sich wirken. Mit aller Gewalt wehrte er sich gegen die geistige Totschlägerei, die hier planmäßig betrieben wurde. Inmitten eines durch tausend Unzulänglichkeiten erschwerten Lebens arbeitete er unermüdlich. Er war ein prächtiger Kerl, zu dem Heinrich Gertner sich am meisten hingezogen fühlte.

Teilnehmend betrachtete Oliger das verhärmte Gesicht Gertners, der mit geschlossenen Lidern dalag. Seinem geschulten Auge entgingen die krankhaften Veränderungen nicht, die, den anderen unmerklich, von Tag zu Tag erschreckender wurden. Man konnte Gertner für tot halten, so still und blaß lag er da. Mit einem Blick auf ihn fragte Oliger leise: „Schläft er?“ Und dann setzte er sich zu den anderen und unterhielt sich mit ihnen über die Tagesereignisse. Von einem der alten Klosterbrüder hatte Oliger allerhand Neuigkeiten erfahren.

„Keine Politik,“ bat Gertner mit einem zerquälten Ausdruck. „Erzählen Sie von Ihrem Klosterbruder. Hat er Ihnen endlich eine Sitzung gewährt, Oliger?“

„Nein. Ich versuche jetzt, ihn heimlich zu skizzieren. Heute hat er mir wieder seinen letzten Traum erzählt. Das tut er jedesmal, wenn ich ihn besuche. Hinter seiner äußeren Ruhe verbirgt sich eine lodernde Phantasie. Wenn er erzählt, dann stützt er seine Stirn in beide Hände und schließt die Augen. Wie aus Elfenbein geschnitzt ist das Gesicht. Prachtvoll.“

„Ich wundere mich immer, daß hier noch keiner Selbstmord verübt hat,“ sagte der Buchhändler und schlang seine Hände um die hochgezogenen Beine. „Bei aller Entbehrung und Lichtlosigkeit. Aber das Leben ist ein ganz verflixter Racker, das einem immer aufs neue mit List allerlei Scheinglück vorzuspiegeln versteht. Glauben Sie, sonst hielte man das hier so lange aus?“

Digitized by Google

„Selbsterhaltungstrieb," sagte der Bankier, „der knetet Helden aus dem weichsten Teig."

Von draußen erklang das Signal ‚Lichter löschen'. Jeder suchte hastig seinen Platz auf, und es wurde dunkel und still in dem großen Saal.

Man hörte ein paar tiefe Seufzer, schweres Atemholen. Der Schiffer vom Chiemsee dachte sehnsüchtig an seine Heimat, an die Fahrten in seinem Flachboot, er glaubte von ferne die Glocken von Frauenwörth und Prien zu hören; aber es war nur der Sturm, der in den Bäumen orgelte. Mit seinen traurigen Zigeuneraugen starrte Sani in das Dunkel des Saales und erinnerte sich an einen sonnedurchglühten Tag, an dem er schimpfend über die weiße Landstraße nach Kecskemét gewandert war. Ach, wie gerne wäre er jetzt den Weg gegangen. Die Sehnsucht wurde wach und übte ihre ganze Macht. Sie war wie ein feiner Quell, der alles sacht hinwegspült, was der geschäftige Tag in den Weg warf. Und die Menschen sahen von der Warte ihrer Sehnsucht auf das grimme Elend, das auf dem Grund ihrer Seele verankert lag, mit verzweifelten Augen.

Auch Gertner blieb noch lange wach. Wenn er sich auch bleiern matt fühlte, schlafen konnte er nicht. Er lauschte hinaus auf das Brausen des Windes. Er dachte an Suzanne, die vielleicht in derselben Stunde ihre Wünsche zu ihm schickte. Er dachte an George und rechnete nach, wie weit er im Latein nun sein müsse. Er dachte an Berthe, in der er Suzanne zum zweitenmal liebte. In ohnmächtiger Pein preßte Heinrich die Lippen zusammen. Er sah Suzanne und sich in der glücklichen Zeit ihrer jungen Ehe. Es war alles so wundervoll gewesen. Und nun lag er hier, krank, elend, unendlich weit von ihr getrennt. Es war eine Qual für ihn, aber die Sehnsucht nach Suzanne, so schmerzhaft sie war, linderte sein Gegenwartsleid. Und er hoffte auf ein reicheres Glück mit ihr.

An einem trübverhängten Maitag hatte er sie kennen gelernt. Ein junger Münchner Bildhauer hatte ihn aufgefordert, mit zu Lejeunes zu gehen. ‚Sie werden dort jenes bürgerlich tüchtige, arbeitsame Frankreich verkörpert finden, das selbst der aufmerksame Fremde nur selten zu sehen bekommt, weil es sich vor dem gellenden Lärm und dem betrügerischen Glanz von Paris schüchtern verbürgt.' So ähnlich hatte er gesagt und Heinrich war mit ihm gegangen. Die Familie wohnte in einem ziemlich bescheidenen Hause, aber sie wohnte mit unleugbarem Geschmack. Herr Lejeune, der sich von seiner Arbeit, er war ein begüterter Minenbesitzer aus der Gegend von Lens, in das vergnügliche Leben eines Pariser Rentners zurückgezogen hatte, war ein verständiger Kunstfreund, ein liebenswürdiger Hausherr. Seine Frau, eine zierliche, bewegliche Südfranzösin, vertrat viel kräftiger als ihr Mann den Menschenschlag, den Heinrich jenseits der Vogesen vermutete.

In dieser Enge, die Heinrich wohltuend empfand, trat ihm Suzanne entgegen. Sie war ungemein zurückhaltend, sprach wenig, stimmte höflich zu, wenn sie um ihre Ansicht gefragt wurde, sah zu dem Vater mit kindlicher Verehrung empor, umgab die Mutter mit anschmiegender Zärtlichkeit und wurde verlegen, wenn Heinrich sie entzückt ansah. Ihr Bild widersprach allem, was er von der Französin bisher gewußt hatte. Er warb um sie, und als er sie zum erstenmal in die Arme schloß, war ihm zumute, als hielte er ein zitterndes, schutzbedürftiges Seelchen.

Er war verliebt, und seine Liebe gestaltete die ersten Monate ihrer Ehe zu wundervollem Einklang. Er achtete nicht auf die schnell wachsenden Ansprüche Suzannes und spürte kaum ihre Launen. Alles wußte er mit ihrer Jugend zu entschuldigen und ahnte nicht, daß ihre scheue Bescheidenheit nichts weiter gewesen war als eine seelische Hülle, die sorgfältige Erziehung um das Wesen französischer Mädchen legt. Sie nahm an den geistigen und künstlerischen Liebhabereien, die er neben seinem Berufe betrieb, keinen Anteil, und manchmal staunte er über ihre Unwissenheit auch auf den Gebieten des französischen Geisteslebens. Aber dieser Mangel, den er an jeder deutschen Frau getadelt hätte, störte ihn nicht. Im Gegenteil, er war ihm eine Gewähr dafür, daß Suzanne ein völlig unverbildetes Stück Natur sei.

Oft spöttelte sie über seine Schwerfälligkeit, und er fühlte, daß sie ein Recht dazu habe. In ihm steckte noch immer der tüchtige, aber etwas klobige Niederdeutsche. Er sehnte sich manchmal aus seiner trockenen Redlichkeit, aus seiner gewissenhaften Mühsal, aus seinem schweren Ernst nach Heiterkeit, Freiheit, ja sogar nach Leichtsinn. Und er fand das alles in Suzanne. Sie schien ihm die glücklichste Ergänzung seines Wesens, und er konnte sich kein größeres Glück ausmalen, als in den Kindern die Art der Eltern vereinigt wiederzufinden.

Im Laufe der Jahre entdeckte er manches an Suzanne, was ihm mißfiel. Sie erschien ihm oberflächlich und vor allem über die Maßen putzsüchtig und verschwenderisch. Sie verzog die Kinder, überhäufte sie mit läppischen Zärtlichkeiten und überließ sie dann

Digitized by Google

wieder tagelang gänzlich den Dienstboten. Darüber war es zum erstenmal zu einem ernsthaften Streit zwischen ihnen gekommen. Sie brach die Auseinandersetzung ab, nannte ihn spießbürgerlich und erreichte damit, daß er sich selber so vorkam und eine Stunde später um Entschuldigung bat. Überglücklich fiel sie ihm um den Hals und war von bezaubernder Liebenswürdigkeit.

So lebten sie bis zum Ausbruch des Krieges. Zweifel an Suzannes Wert waren in ihm flüchtig aufgestiegen, als sie in der Gefangenschaft die bedenklichen Höflichkeiten des Kommandanten aus kluger Berechnung annahm. Aber auch hier fand er entschuldigende Gründe. Es ging ihr schlecht. Man hätte ihr doch eine Erleichterung gönnen können. Und nachdem sie Abschied von ihm genommen hatte, um mit den Kindern nach Berlin zu fahren, waren in seinem Herzen all die kleinen Verstimmungen ausgelöscht, die ihn in Paris und hier in Grand Pré überfallen hatten.

Die düstere Einsamkeit, die lange Trennung ließ das Zusammenleben mit Suzanne nur um so heller und goldener strahlen. Die Erbitterung kochte in seinem Blute, daß er hier kostbare Jahre seines Lebens verschwenden mußte. Wenn er auch nur einem Menschen mit seiner Gefangenschaft genutzt hätte, — ach nein, kein Mensch brauchte ihn hier, — aber Suzanne, dieses kindliche Weib, die so unselbständig, so anschmiegebedürftig war, die brauchte ihn, und von ihr war er getrennt. Mit aufsteigender Rührung dachte er an das verwöhnte Geschöpfchen, das sich mit Stundengeben abplagen mußte. Wie mutig sie sich mit dem Leben herumschlug, was schlummerten doch für ungeahnte Eigenschaften in ihr. Die Sorgen hatten sie herausgelockt. Vielleicht war ihr ganzes Wesen verändert, denn Not ist kraftvoll und formt die widerspenstigsten Seelen. Heinrich schlang die Hände um die Stirn, wie eherne Klammern, jeder Nerv zuckte in ihm vor unendlich bitterer Sehnsucht. Erbarmungslos krallte sie sich in sein Herz, alles Lebensmark sog sie aus seinem Körper. Seine Brust hob und senkte sich, als sprenge eine Pflugschar schwerlastendes Erdreich.

Den Saal durchzitterten die gurgelnden Töne bleiern Schlafender. Ratten und Mäuse nagten und kratzten. Mit einförmigem Tonfall rauschte der Regen in den Bäumen. Manche Gefangenen wälzten sich auf ihrem Strohlager, das Ungeziefer quälte sie. Aber sie schliefen doch wenigstens, vergaßen für ein paar Stunden das dumpfig düstere Dunkel, in das sie das Schicksal gestoßen hatte. Er empfand in der Nacht sein Leid doppelt und lag stundenlang wach, die Gedanken jagten sich wirr in seinem Hirn. Und wenn er endlich in Schlummer sank, narrten ihn liebliche Traumbilder, und das Erwachen, das ihn in die Wirklichkeit zerrte, war doppelt schmerzhaft.

⌘ ⌘ ⌘

Am anderen Morgen wurde Heinrich durch einen Sonnenstrahl geweckt. Es war der erste seit langer Zeit. Er ruhte auf dem großen schwarzen Kreuz an der Wand gegenüber von Heinrichs Lager, wie eine tröstliche Mahnung, daß der Marter die Erlösung folgt. Heinrich verstand das gute Zeichen und blinzelte ihm zu wie einem lieben Freund. Der Lichtstreifen erinnerte ihn an Suzannes flimmerndes Goldblond. Wie schön war so ein Sonnentag! Er öffnete vollends die Augen und atmete erquickt die frische, reine Luft, die durch das Fenster strömte. Er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn, als verscheuche er alle Sorge und Not in die Nacht, die mit ihrem Dunkel und ihrer Kälte hinter ihm lag. Aber gleich darauf trat ein unwilliger Ausdruck auf sein Gesicht. Heute war Feiertag; da würden die Bauern der Umgegend, durch den schönen Tag angelockt, wieder kommen, um sich die ‚Boches' mit neugierigen Blicken zu betrachten. Und der Kommandant war dann stets besonders erfinderisch im Ausdenken von Strafen, um den Besuchern den Ausflug lohnend zu gestalten; mit Scharfsinn übte er die Kunst, gerade die Hochgemuten unter seinen Opfern zu ducken. Wie ein eitler Komödiant spielte er die Tyrannenrolle, und der spöttische Beifall der Menge peitschte ihn zu maßloser Erregung. Wie ein Pfau spreizte er sich, wenn es galt, den Gaffern ein Schauspiel zu geben.

Heinrich sah sich nach seinen Kameraden um. Alles lag noch in tiefem Schlummer. Die meisten schliefen mit offenem Munde, hatten geistlose, schlaffe Züge, nur hinter Oligers Stirn schienen Gedanken zu zittern. Beim ersten schönen Tag wollten sie gemeinsam einen kleinen Ausflug machen. Oliger hatte von einer Wiese geschwärmt mit weiter Fernsicht. Und von Kühen! „Tier ist besser, auch schöner als Mensch," hatte er begeistert gemeint. „Herrliches Fell, prachtvoller Körper, seelenvolles Auge, gemütliches Gleichmaß." — Ja, das war Oliger, er suchte überall nach Ablenkung, nach Freude, um sich und seinen Leidensgenossen über das schmachvolle Leben, das wie eine eherne Last auf ihnen wuchtete, zu erleichtern. „Man muß federn," pflegte er zu sagen, und schon oft hatte er Heinrich aus stumpfer Verzweiflung gerissen, indem er den Roheiten, die

Digitized by Google

ihm zugefügt wurden, stahlharte Verachtung entgegensetzte. „Wenn der Kommandant so furchtbar brüllt, stelle ich mir immer vor, daß wir alle in einem Weltendrama mitzuwirken haben. Wir sind Statisten, haben nur einfach dumme Gesichter zu machen. Der Kommandant aber ist gutbezahlter Schauspieler und er muß kontraktmäßig brüllen. Er muß, sonst wird ihm gekündigt. Nun, und wenn ich mich auf diese harmlose Selbsttäuschung eingestellt habe, tut mir der arme Mensch, der seine Kehle so peinlich anstrengen muß, ordentlich leid." Und als Heinrich an Oligers kraftvolles Wesen dachte, wurde es ihm wieder schmerzvoll bewußt, wie sich sein eigenes Empfinden gewandelt hatte. Wie war ihm früher das mit den Fäusten um sich schlagen, mit dem Leben ringen, sich gegen Hindernisse stemmen, Ansporn und Freude gewesen, und jetzt brachte er nur schicksalsfeindlichen Grimm auf. Seine zerrüttete Gesundheit machte ihn unfähig, die schmachvolle Behandlung mit Gelassenheit unter sich zu zwingen. Er litt mit gesteigerter Empfindlichkeit unter der Willkürherrschaft des Kommandanten. Doch er wehrte sich nicht mehr gegen empörende Vorkommnisse. Wenn er hörte, daß Frauen und Kinder aus Mangel an Pflege starben, oder kranke Männer als Simulanten angeschrien und zu harter Arbeit verurteilt wurden, dann sprang wohl sein Zorn auf, wie Funken unter der Asche aufspringen, wenn man in sie bläst, aber der Zorn erlosch sogleich wieder, gedämpft durch das Gefühl der Ohnmacht. Der Kommandant hatte die Gewalt und brauchte sie, und die Erkenntnis schlug alle Auflehnungsgelüste zu Boden. Der Deutschenhaß hatte ihn gemein gemacht, er war maßlos und unberechenbar, wenn er diesem Gefühl nachgab. Die Würde des Menschentums galt ihm nichts. Ekel stieg in Heinrich auf, wenn der Kommandant mit wutschnaubender Stimme, an der Oliger am sichersten die günstige Kriegslage der Deutschen zu erkennen glaubte, den deutschen Kaiser beschimpfte, den Soldaten ungeheuerliche Verbrechen vorwarf. Die Barbaren stachen den Verwundeten die Augen aus, hackten Frauen die Hände ab und spießten Kinder aufs Bajonett. „Ihr Schweine! Ihr gemeinen Bestien!" brüllte er, und seine Augen traten hervor. Es war das alles so untergeordnet, ein feiges Ausnutzen der unglücklichen Lage, in der die Gefangenen sich befanden.

Heinrich schloß die Augen; er war plötzlich müde und hätte vielleicht schlafen können, wenn nicht das Wecksignal erklungen wäre. Da war es denn mit einem Schlage laut im Saale. Ganis erster Blick galt der Falle, in der sich zwei Ratten gefangen hatten. Triumphierend hielt er das Drahtgestell in die Höhe.

„Ich sag' es ja immer," rief Oliger Heinrich zu, „die kleinen Freuden sind die zuverlässigsten." Und mit einer Handbewegung nach den Fenstern fügte er hinzu: „Schön Wetter, Gertner! Wie fühlen Sie sich?" Er trat an Heinrichs Lager und sah ihn prüfend an. „Mir scheint, Ihre Augen sind klarer als sonst."

„Fieberfrei bin ich entschieden," antwortete Heinrich und versuchte seiner Stimme ein bißchen Festigkeit zu geben. Die müde, kraftlose Art mußte ja den andern auf die Dauer lästig werden. So riß er sich zusammen und stand auf, aber er fühlte die bleierne Mattigkeit, die ihm in den Gliedern steckte.

Um zehn Uhr war Appell. Frauen und Männer fanden sich pünktlich im Hofe ein und stellten sich in Reih' und Glied auf. Wie Heinrich gefürchtet hatte, waren aus der nächsten Umgebung zahlreiche Menschen gekommen, um sich an dem Anblick der Unglücklichen zu weiden.

Die immer wiederholten Redensarten der Presse hatten auch in diesem weltverlorenen Winkel gewirkt. „Wir werden euch kriegen!" schrien sie die Gefangenen an, und als Schimpfworte die Ruhe der sich zu Reihen ordnenden Deutschen nicht störten, gaben die Bauern ihren vaterländischen Gefühlen kräftigeren Ausdruck, indem sie die Deutschen mit Schmutz bewarfen. Ja, einige, die sich durch hervorragenden Mut auszeichnen wollten, gingen dicht an die Gefangenen heran und spien ihnen ins Gesicht.

Endlich kam der Kommandant mit seinem Adjutanten. Er schien die Ausschreitungen seiner Landsleute nicht zu bemerken. Mit stechenden Blicken überflog er die Gefangenen. Auf seinem Gesicht lag unverhohlene Schadenfreude. Heinrich sah es mit unruhigem Gefühl. Auch Oliger bemerkte das boshafte Leuchten in des Offiziers dunklen Augen. Lautlose Stille herrschte, als der Kommandant mit knarrender Befehlsstimme, die etwas Aufreizendes hatte, Bestimmungen verlas, Strafen erteilte und Drohungen ausstieß. Mit beifälligem Gemurmel lohnten ihm die Gaffer seine Schärfe. Dann machte er eine Kunstpause, und mit erhöhter Stimme verkündete er, daß sich alle Gefangenen einer sofortigen Untersuchung zu unterziehen hätten. „Die alten Gewohnheiten eurer Väter, dieser erbärmlichen Uhrendiebe, habt ihr Schweine natürlich geerbt. Der Pächterin Desmoulins ist eine silberne Taschenuhr gestohlen worden. Man wird sie nicht vergeblich bei euch suchen.'

Digitized by Google

Auf einen Wink holten zwei Soldaten die Pächterin. Wie eine aufgeblähte Bruthenne kam die vollblütige Bäuerin näher, und mit ungeheurem Wortschwall erzählte sie umständlich von dem Verschwinden der Uhr. Nach ihrer Beschreibung mußte es ein ungemein seltenes, kostbares Stück gewesen sein. Der Kommandant stimmte ihr mit ausgesuchter Höflichkeit bei, dann aber ließ er seine Wut an den Deutschen aus. Er zählte ab: „Un, deux, trois — avancez!“ Drei Männer mußten einige Schritte vortreten und mit erhobenen Händen so lange stehen bleiben, bis die Pächterin sie gründlich durchsucht hatte. In gespannter Erwartung sahen die Bauern diesem Schauspiel zu. Alle hofften, daß man die Uhr finden würde, und jedesmal, wenn ihre Erwartung enttäuscht wurde, steigerte sich ihr Zorn. Die Spannung forderte eine befriedigende Lösung.

Blaß bis in die Lippen wartete Heinrich, bis die Reihe der beschämenden Untersuchung an ihn komme. Oliger aber beobachtete die verzerrten Gesichter der sensationshungrigen Bauern. „Ein ungemein lebendiger Chor für die Sonntagsvorstellung, die sich der Kommandant leistet,“ flüsterte er Heinrich zu; er fühlte dessen nervöse Erregung und wollte ihn durch das Beispiel kühler Besonnenheit vor unüberlegten Handlungen bewahren. „Erbärmlicher Kerl,“ gab Heinrich mit verhaltener Stimme zurück.

„Muß sehr peinlich sein, dies fruchtlose Suchen. Sehen Sie nur, Gertner, wie verängstigt der Sani aussieht. Ein durchtriebener Racker. Er hat die Uhr ebensowenig wie Sie oder ich, aber es macht ihm offensichtlich Spaß, die Bäuerin zu foppen.“

Aus Sanis Taschen kam allerlei zum Vorschein, aber die Uhr hatte er nicht.

„Un, deux, trois — avancez!“ kommandierte der kleine Tyrann, und sein Gesicht war hochrot vor Wut. Gertner, Oliger und ein Elsässer traten vor. Mit betonter Höflichkeit wandte sich der Kommandant an die Bäuerin. „Den Elsässer können wir wohl von der Untersuchung ausschließen, er ist ja Franzose so gut wie wir, und über kurz oder lang gehören unsere Brüder wieder zu uns.“ Diese Prophezeiung wurde begeistert aufgenommen. Man ließ den Elsässer hochleben. Das war dem älteren Mann, der zwei Söhne unter der deutschen Fahne wußte, durchaus nicht angenehm; er warf den Nächststehenden einen verlegenen Blick zu und fühlte sich unbehaglich durch die Bevorzugung des Kommandanten.

Unterdessen war die Pächterin schon wieder eifrig dabei, Oliger die Taschen abzutasten. Er lächelte fein und sah mit hellen Augen zum Himmel empor, einer Lerche nach, die trillernd höher und höher stieg. Als Frau Desmoulins kopfschüttelnd ihr ergebnisloses Suchen aufgab, sagte der Kommandant mit einem stechenden, haßerfüllten Blick auf Heinrich: „Sie müssen gründlicher vorgehen, Madame. Wir sind immer noch zu zartfühlend mit diesen boches. — Hände hoch!“ schrie er Heinrich zu und fuchtelte ihm mit den Fäusten unter dem Kinn. ‚Wenn er mich anrührt, schlage ich ihn zu Boden,‘ dachte Heinrich und fühlte, wie ihm der Zorn Kräfte schuf. Fest sah er dem Kommandanten in die Augen. Der trat noch dichter an ihn heran, sein Atem streifte Heinrichs Gesicht. Er roch aufdringlich nach Absinth. Die hochgehobenen Hände Heinrichs ballten sich zu Fäusten, er hatte alle Beherrschung verloren. Mit Entsetzen sah Oliger die starre Wut in Gertners Augen, ein wahnwitziger Wille, eine Gier, sich für jahrelang erduldetes Leid zu rächen, stand in seinem Gesicht. Aber noch ein anderer hatte diesen Zusammenprall kommen sehen. Sani, der Heinrich die ganze Zeit scharf beobachtete, stieß plötzlich einen so mißtönenden lauten Schrei aus, daß alles sich nach ihm umwandte. Mit schmerzverzogenem Gesicht preßte er die Hände auf den Magen und stöhnte jämmerlich.

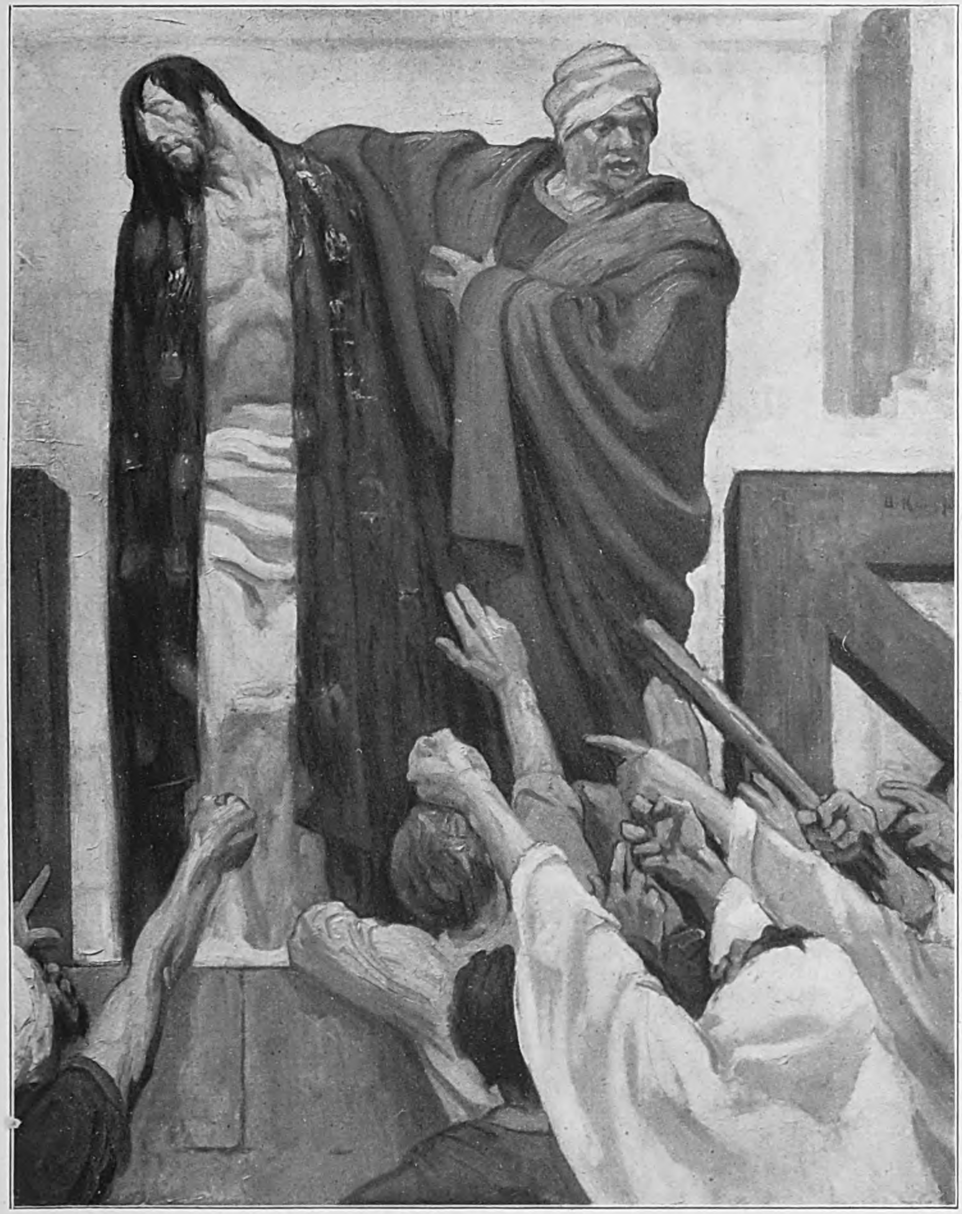
Im selben Augenblick stürzte Heinrich zu Boden, Blut quoll ihm aus dem Munde. Der seelischen Erregung hatte der geschwächte Körper nicht standgehalten.

Mit verächtlichen Worten befahl der Kommandant, den schlappen Kerl wegzubringen. „So sehen die deutschen Helden aus,“ spottete er hinter ihm her. Aber Heinrich hörte es nicht. Er erwachte aus seiner Ohnmacht durch die Bemühungen von Maurice, der ihm kalte Umschläge auf die Brust legte. „Oh, là là,“ sagte Maurice als Heinrich die Augen aufschlug, „da wären wir ja wieder. Hat der Alte wieder seinen Koller gehabt? Nom de Dieu, er gehört in eine Gummizelle.“

Heinrich strich sich mit einer müden Bewegung über die Stirn. Nun war es doch nichts mit dem Spaziergang und er hatte sich so darauf gefreut. Er dachte gar nicht mehr an den Vorfall, er war matt und empfand die Ruhe wohltuend. Aber es wäre schöner gewesen, sich an einem sonnigen Fleckchen hinzulegen. Hier in dem dumpfigen Saal roch es schimmlig, und die Mauern strömten eine klamme Kälte aus. Draußen war die Luft milde, der Frühling war über Nacht gekommen.

„Der Desmoulins werfe ich nächstens eine

Digitized by Google



Ecce homo!
Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

Digitized by Google

faule Kartoffel an den Kopf," grollte Maurice und erneuerte vorsichtig den Umschlag. „Natürlich, dem Tropenkollernarren kommen solche Weibsleute immer sehr zu paß. Ich glaube, er setzt Belohnungen aus, bloß damit er Gründe findet, die Leute zu pisacken. Mit uns verfährt er ja nicht viel anders. Wie behandelt er seinen Adjutanten! Und ich bin in seinen Augen nichts weiter als ein gutmütiger Esel, der sehr zuverlässig trägt, was man ihm aufpackt, und der vergnügt schreit, wenn man ihm ein Zuckerplätzchen der Anerkennung gibt. Es ist eine sehr peinliche Veranlagung, Esel zu sein," sagte Maurice nachdenklich, „aber es kann keiner aus seiner Haut heraus. Und der Alte fühlt sich in der seinen ganz gewiß nicht wohl. Das ist mein Trost."

So schwatzte Maurice und glitt von einem Thema übergangslos zum anderen. Sein Bestreben war, Gertner mit seinem Schwatzen abzulenken; daß ihm das gelang, merkte er an dem friedlichen Ausdruck in dessen Gesicht. Und jetzt schlief der Kranke. Maurice aber plauderte weiter, denn er fürchtete, daß Gertner erwachen würde, wenn er plötzlich schwieg. Allmählich ließ er die Stimme leiser werden, bis er endlich verstummte. Dann schlich er sich aus dem Saal.

Ein paar Stunden später saß Oliger neben Gertners Strohlager. Sie unterhielten sich über den Kommandanten. Es war Gertner jetzt Bedürfnis, davon zu sprechen und sich den Groll von der Seele zu laden. „So jämmerlich kurz ist das Leben, und es ist schade um jeden verlorenen Tag, und hier vergeudet man Jahre. Nutzlos! Ein litauischer Bauernjunge, der seinen Namen nicht zu schreiben versteht, ist mehr wert als wir, die wir hier gefangen sind," sagte Gertner unwillig.

Gelassen erwiderte Oliger: „Wir hatten einen Theologen, der kam uns bei äußeren Schicksalsschlägen immer mit dem Trost, daß uns diese Prüfungen zur Läuterung sehr dienlich wären. Ich hielt nie viel von dieser Erklärung, denn Glück bessert leichter als Leid. Aber davon bin ich überzeugt, daß alles, was geschieht, vernünftig ist und uns zum Besten dient. Darum werde ich auch nicht leicht ungeduldig. Was uns heute als eine unnütze Qual, ein schmerzlicher Irrtum erscheint, stellt sich übers Jahr als eine segensreiche Notwendigkeit heraus."

„Vielleicht finde ich morgen wieder den senkrechten Zustand, der allen Ärgernissen Trotz zu bieten vermag, nicht in stumpfer Ergebung oder dickhäutiger Wurstigkeit, sondern in dem stärkenden Bewußtsein, daß diese Nöte ja doch einmal aufhören müssen. Ich bin nur so furchtbar alt geworden, Oliger, die drei Jahre haben aus mir einen Sechzigjährigen gemacht." Er senkte den Kopf; sein vorzeitig ergrautes Haar, die eingefallenen Schläfen, die scharfen Falten um den Mund ließen ihn tatsächlich alt erscheinen.

„Nun, und —? Ich selbst bin vierundfünfzig. Aber das ist doch kein Alter. Was ist überhaupt Jugend? Es wäre engherzig, wenn man sie nach Jahren zählte. Jugend ist vielleicht nichts anderes als die Fähigkeit, zu hoffen und an Wunder zu glauben. Ich glaube zum Beispiel, von vorn anzufangen, ist gar nicht zu schwer. Man muß sich nur an das Goethesche ‚Stirb und Werde' halten."

„Wenn es ein Von-vorne-anfangen wäre! Aber wenn wir von hier wirklich wegkommen, dann heißt es, ans alte Leben anknüpfen, und darin liegen die Schwierigkeiten. Sie sind Junggeselle, Oliger, Sie haben es naturgemäß leichter. Wenn man aber, wie ich, eine Frau hat. Eine Frau braucht Pflege. Sie will verwöhnt werden. Der Mann soll ihr Schutz sein. Und nun kommt man nach Hause, mit zerrütteter Gesundheit, selber der Hilfe bedürftig."

„Glauben Sie nicht, daß es eine echte Frau beglücken würde, ihrem Manne Stab und Stütze zu sein, wenn er ihrer bedarf? Und ist das nicht schlechthin der Sinn einer Ehe?"

„Ja, ganz gewiß. Es gibt solche Frauen. Man könnte sie die Jüngerinnen der heiligen Elisabeth nennen," erwiderte Gertner, und er dachte an seine Schwester. „Aber es gibt auch andere, die wie seltene Blumen nur auf der Sonnenseite gedeihen."

„Gott behüte jeden Mann vor ihnen." Oliger schüttelte sich, als ob ihn friere.

Eifrig widersprach Heinrich. „Sie sind zu schroff in Ihrem Urteil. Solche Frauen sind einfach Lebensschmuck. Sie sind für die Freude geschaffen, und man darf ihnen keinen Vorwurf machen, wenn sie vor Leid und Jammer, vor Armut und Entbehrung zu fliehen suchen. Und ich fürchte, ich ziehe ins Elend, wer mir nahe steht. Ich bin zu nichts mehr nütze."

Oliger hörte nachdenklich Gertners Besorgnisse an, und nach dem Bild, das er sich von Suzanne gemacht hatte, schienen sie ihm durchaus nicht unberechtigt zu sein. Aber zunächst mußten sie zerstreut werden, und so sagte er mit fester Stimme: „Sie sind noch krank, Gertner. Da sieht man alles schwarz. Sie haben doch Ihre Kenntnisse nicht eingebüßt und Ihre Kräfte stellen sich rasch wieder ein, wenn Sie erst Ruhe und ent-

Digitized by Google

sprechende Pflege haben" Er glaubte nicht an das, was er sprach. Zu deutlich wiesen das rasselnde Atemholen, der trockene Husten und die fiebrigen Augen Gertners auf die kurze Frist hin, die er noch zu leben hatte. Um über die klare Erkenntnis, die ihn beengte, hinwegzukommen, fügte er lächelnd bei: „Den Sani hat man in die Infirmerie gebracht. Er stöhnt immer noch, aber er hat mir so verschmitzt zugezwinkert, als ich ihn besuchte, daß mir sein Zustand nicht allzu bedenklich erscheint."

Mit einer Stimme, die ganz farblos klang, erwiderte Gertner: „Mich hat der brave Kerl vor einer verhängnisvollen Dummheit bewahrt. Ohne ihn läge ich jetzt schon in dem dunklen Kellerloch, und morgen würde ich höchstwahrscheinlich an der Mauer stehen." Niedergeschlagen fügte er hinzu: „Vielleicht wäre es sogar die beste Lösung gewesen."

Beruhigend klopfte Oliger dem Kranken auf die Schulter. „Reden Sie nicht so, Gertner. Ich will Sie nicht an Pflichten mahnen, denn das ist ein kaltes Wort. Ich will Sie lieber an Freuden erinnern, die Ihnen jeder Tag allen Sorgen zum Trotz bringt — und denen es töricht wäre, die Tür so gewaltsam zu verschließen. Vielleicht denken Sie mal wieder daran, wie glücklich Sie waren, als die ersten Briefe von Ihrer Frau kamen. Wie geborgen Sie sich fühlten in dem Gedanken an die treusorgende Liebe, mit der Ihre Schwester Sie aus der Ferne umgibt. Wie man sich um Sie bangt. Lohnt es sich da wirklich nicht zu leben?"

Unruhig strichen Gertners Hände über die dünne Wolldecke. Er schwieg eine Weile, und ohne aufzublicken sagte er endlich versonnen: „Sie haben recht, Oliger. Man ist undankbar. Aber es ist wohl so: um Freude dankbar zu empfinden, muß man auch gesund sein."

Oliger erhob sich. „Der dritte Appell ist fällig. Auf Wiedersehen, Gertner. Sehen Sie, schon wieder eine kleine Freude: Sie brauchen heute nur einen Appell mitzumachen, wir anderen haben wie üblich sechsmal das Vergnügen." Er nickte Gertner zu und verließ den Saal. Mit einem stillen Gefühl des Dankes sah Heinrich ihm nach.

Von draußen wehte der Wind den Schall eintönigen, scharfen Hämmerns in den Saal. Das waren die Gefangenen, die Strafarbeiten zu machen hatten. Ein Stück Drahtnetz vor die Augen gebunden, saßen sie auf den Steinhaufen und verrichteten stumpf ihre Arbeit. Einschläfernd wirkte das Geräusch. Heinrich ging Oligers Worten nach. Etwas Tröstliches blieb immer zurück, wenn man mit Oliger sprach. Jetzt drang die aufreizende Stimme des Kommandanten an Heinrichs Ohr. Er zuckte nervös zusammen. Toll konnte man werden und durfte in seiner jämmerlichen Gebundenheit doch nur die Fäuste in den Taschen ballen, wenn man sich nicht zeitlebens unglücklich machen wollte. Unter halbgesenkten Lidern sah er in das goldige Licht, das breit durch das Fenster flutete. Und wieder dachte er an Suzannes helles Haar. Wenn er erst bei ihr war, dann war ja alles, alles wieder gut. Nur bald mußte es sein, das fühlte er, seine Kräfte gaben nicht mehr viel her. Wie etwas Feindliches stand die Stimme des Kommandanten in dem stillen Raum. Quälend empfand es Heinrich. Bis sie dann endlich mit einem letzten, scharfen Worte schloß ... Und ein paar Minuten später kam Oliger mit freudehellen Augen und eiligen Schritten zur Türe herein, hinter ihm keuchte Maurice, und beide wurden von dem jungen Grashof überholt, der denn auch als Erster vor Heinrich stand. „Herr Gertner —!" fing er an, aber weiter kam er nicht.

„Wenn Sie ein Wort sagen, bekommen Sie morgen keine Zigarette," schrie Maurice atemlos. Und Oliger rief lachend: „Der Jugend geziemt bescheidene Zurückhaltung!"

Heinrich sah erstaunt auf die aufgeregten Drei.

„Wem erteilen Sie das Wort?" fragte Oliger. „Wir haben etwas Erfreuliches mitzuteilen."

„Maurice!" bestimmte Heinrich, weil er dessen bittenden Augen nicht widerstehen konnte. Der schluckte ein paarmal heftig, kostete die Freude, der Überbringer einer guten Neuigkeit zu sein, noch ein bißchen aus und sagte endlich, durch Grashofs ermunternde sanfte Püffe zur Eile getrieben: „Ja — es ist an dem: morgen früh um sechs Uhr kommen ein paar Leiterwagen, ich sorge schon dafür, daß Sie den besten haben —" er feuchtete seine Lippen mit der Zunge — „ja, es ist nämlich ein Telegramm gekommen."

Vor Ungeduld von einem Bein aufs andere hüpfend, mit den Händen zappelnd, fiel Grashof ihm ins Wort: „Sie sind aus der Gefangenschaft entlassen, Sie und Brinkmann, und Rieß, auch Hirtzel, und der Kempf, im ganzen vierzig. Sie kommen nach der Schweiz!" Und in einem jubelnden: „Hurra!" gab er seiner Teilnahme Ausdruck.

Mit ungläubigen, stillen Augen lag Heinrich da. So unerwartet kam die Nachricht, trotzdem er doch stündlich mit zitternder Spannung nach ihr ausgeschaut hatte. Ganz fassen konnte er sein Glück noch nicht.

Digitized by Google

Über dieses wortarme Glück war Grashof in seinem jugendlichen Ungestüm etwas enttäuscht. Oliger aber faßte mit herzlichem Druck des Kameraden Hand. „Mitleiden ist gut, aber Mitfreuen ist besser, Gertner."

❈ ❈ ❈

In gleißendem Sonnenlicht lag der Vierwaldstättersee. Als ob Milliarden glitzernder, sprühender Sternchen darauf verstreut wären, flimmerte die Wasserfläche. Manchmal schnellte ein Fisch empor; das sah aus, als ob durch die Sternenwelt ein Komet sause. Still genießend, blickte Heinrich von seinem Zimmerbalkon aus auf den See. ‚Noch ein paar Wochen so weiter,' hatte Schlaat heute gemeint, ‚dann könne er schon einen Aufstieg in die Berge wagen. Es brauche ja nicht gerade die Schneepyramide des Tödi zu sein, aber einen Ausflug nach Beckenried könne er mit ziemlicher Sicherheit versprechen.' Behaglich dehnte sich Heinrich in seinem Liegestuhl. Dann griff er nach dem Zitronenwasser, das auf dem niedrigen Tischchen stand, und trank. Er hatte keinen Durst, aber er mußte immer wieder das Gefühl auskosten, sich so umsorgt zu wissen. Neben dem Glase stand ein Fliederstrauß, und darunter lag ein Stoß Bücher. Die hatte Elisabeth geschickt. Aber er wollte nicht lesen. Seit drei Wochen tat er nichts anderes als bewußt dankbar der Gegenwart leben. Es war ihm, als hätte ihm der liebe Herrgott alles neu geschenkt: den Fliederstrauch, der im Garten blühte, die hohe Tanne, die die Seebucht beherrschte, den Finken, der munter im Apfelbaum nistete, die Bienen, die geschäftig durch den Garten summten — es war alles ganz frisch und von unbeschreiblicher Schönheit. Er kam sich wie ein Auferstandener vor, dessen gleichsam verklärte Augen Großes und Kleines mit hellen und wissenden Blicken betrachten. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich der Natur und ihren Geheimnissen so vertraulich nahe gefühlt. Seinem tiefen Empfinden fehlte das Wort. Er hatte einmal versucht, in einem Brief an Elisabeth die Seligkeit seines Herzens zu schildern. Es war ihm nicht gelungen. Das war noch schwieriger, als die tanzenden Fünkchen auf dem Wasser zu schildern oder den Flimmerglanz in Suzannes Goldhaar. Beinah übermütig lächelte er vor sich hin. Wie eigensinnig die Gedanken immer Suzanne suchten. Wie schön sie war. Das hatte er gar nicht mehr so recht gewußt. Aber als sie vor drei Wochen sich mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Freude in seine Arme schmiegte, da hatte er sie angestaunt, als sähe er sie zum erstenmal. Er hielt sie mit zitternder und ungläubiger Scheu, so, als ob sie ihm durch ein unglückliches Erwachen wieder entrissen werden könnte. Und er glaubte die knarrende Stimme des Kommandanten zu hören: „Un — deux — trois, avancez!" Doch das war nur ein Traumschreck, und Suzanne nahm ihn beim Kopf und zählte ihm lachend Küsse auf den Mund: „Eins — zwei — drei!"

Schlaat hatte ein brummiges Gesicht gemacht: es wäre nicht naturgemäß, jetzt stürmische Stunden zu feiern, Heinrich sei noch krank, durchaus schonungsbedürftig, und Frau Gertner solle sich lieber ein bißchen in Pflegediensten üben.

Suzanne hatte später geklagt, Schlaat sei ihr unsympathisch. In Berlin habe er sich ihr gegenüber auch stets taktlos benommen. Dazu stimmten Elisabeths Briefe nicht, die in jedem Schreiben betonte, wie freundschaftlich Schlaat all die Jahre zu ihr gehalten habe, wie er sich um Suzannes und der Kinder Gesundheit bemüht habe, und daß er letzten Endes lediglich ihr zuliebe dem Ruf nach der Schweiz gefolgt sei, weil er dadurch Heinrich den bevorzugten Platz in dem Genesungsheim verschaffen konnte. Von all dem war Heinrich überzeugt; aber es verletzte ihn, daß Schlaat sich so geflissentlich von Suzanne fernhielt. Er hatte stets nur einen knappen Gruß für sie und konnte ordentlich scharf werden, wenn sie eine seiner Verordnungen vergaß. Und so gewissenhaft Schlaat seine ärztliche Kunst an ihm übte, er unterschätzte doch wohl die Heilkraft der Freude. Ohne Suzanne wäre die Genesung gewiß nicht so rasch vorwärts geschritten. Freilich, noch ein bißchen matt fühlte er sich, aber das war die wohlige Mattigkeit des Gesundenden. Er hatte geglaubt, in den Jahren der Qual empfindungslos geworden zu sein, stumpf auch gegen Freude. Aber das Herz starb nicht vor seinem letzten Schlag. Es zitterte und zagte, doch es war nicht umzubringen, und sobald die Sonne wieder schien, wurde es gesund und fähig und willig zur Freude. Ihm war zu Sinn, als könne er sein Leben noch einmal mit frischer Kraft beginnen, Hand in Hand mit Suzanne. Schade, daß sie in diesem Augenblick nicht bei ihm war, er hätte ihr gerne gedankt so aus dem Gefühl inniger Zusammengehörigkeit heraus.

Mit halbgeschlossenen Augen blickte er nach dem Landungsplatz. Suzanne war dorthin gegangen, um Möwen zu füttern. Der junge französische Offizier, der sich dank guten Beziehungen zu einem Pariser Parlamentshäuptling von einer leichten Verwundung hier erholen durfte, hatte sie begleitet. Sie habe einen Jugendfreund getroffen,

Digitized by Google

hatte sie strahlend erzählt, als sie kürzlich von einem ihrer Streifzüge zurückgekehrt war. Mit Monsieur Bréant habe sie schon als Kind gespielt. Oh, es sei so hübsch, über die Zeiten zu plaudern. Oft hörte Heinrich, wie die beiden schwatzten und lachten, und er hatte seine Freude daran; denn dieser Gespiele seiner Frau erinnerte ihn an die kleine Suzanne, die ihm im Hause ihrer Eltern so still begegnet war und deren scheue Anmut sich sein Herz erobert hatte.

Auch hier brummte Schlaat und schalt über den Puppenstubenleutnant, der sich tagtäglich einstellte, um Suzanne abzuholen. Aber Heinrich verteidigte die unschuldigen Spaziergänge, er gönnte Suzanne die Abwechslung von Herzen. Nein, er ließ sich seine helle Stimmung nicht trüben durch einen wohlmeinend-poltrigen Freund, wie Schlaat einer war. Das große Freuen hatte angefangen, das große Freuen, von dem ein Hagestolz nichts wissen kann. Und wenn Schlaat loszeterte und Frankreich mit scharfen Worten verurteilte, dann nickte Heinrich wohl zustimmend. Natürlich, Schlaat hatte recht. Aber dasselbe Frankreich hatte ihm Suzanne geschenkt — der Gedanke löschte jeden Groll aus. Und er wollte nicht hassen. Die Not der Gefangenschaft hatte ihn im Tiefsten aufgewühlt. Nicht wenig hätte gefehlt, und er wäre eines Totschlags fähig gewesen. Jetzt wollte er vergessen. Die Qual so gut wie die gefährlichen Regungen, mit denen er ihr zu begegnen bereit gewesen war.

Heinrich legte die linke Hand über die Augen und sah angestrengt nach dem Landungssteg. Saß Suzanne nicht auf dem Geländer? Richtig, das war sie. Und jetzt erkannte er auch Bréant, der, lebhaft mit den Händen fuchtelnd, auf Suzanne einzureden schien. — Über dies Gezapple ärgerte sich Schlaat auch immer wieder von neuem. — Wenn er doch bloß das Zeißglas bei der Hand gehabt hätte, um sich damit Suzanne näher vor die Augen zu holen. Gertner überlegte, ob er Martin klingeln sollte; aber dann fand er es doch rücksichtslos den andern Kranken gegenüber. Die Klingel für die Aufwärter hatte einen so unverschämt frechen, keifenden Ton: Suzanne verglich sie immer mit der Portiersfrau in Elisabeths Wohnhaus. Es war so putzig, wenn Suzanne in ihrem gebrochenen Deutsch die Berliner Bekannten nachahmte. Ihre kleinen Schwächen wußte sie geschickt herauszuholen. Heinrich glaubte, ihren ganzen Umkreis vor sich zu sehen. Da war Frau Lütt mit der Leidensmiene und der Kommerzienrat in seiner altfränkischen Höflichkeit, Höllriegels verschmitztes Lachen und Kurt Bartenwerffers unbeholfene Bärenzärtlichkeit. Aber am drolligsten war sie doch, wenn sie Tim Vorbusch mit seiner leimigen Stimme und seinen Gesichtsverzerrungen spielte. Nur einmal hatte Heinrich ihr nicht zugestimmt: das war, als sie den hinkenden Gang Schlaats nachahmte. Aber sonst konnte er ihren Einfällen nicht widerstehen.

So harmlos kindlich war diese Frau und doch wieder von einer hinreißenden, anschmiegebedürftigen Zärtlichkeit. Ach, wenn er erst wieder ganz gesund war, wie wollte er sein Glück genießen.

Wie lange sie heute am Wasser blieb. Aber er schalt sich gleich selbstsüchtig. Für Suzanne war es natürlich kein Vergnügen, stundenlang neben ihm zu sitzen. Trostlos, daß Schlaat ihr im entgegengesetzten Flügel des weitläufigen Hauses ein Zimmer angewiesen hatte. Sie hätte so gut Platz gehabt in dem großen Raum, den er bewohnte. Aber Schlaat blieb dickköpfig. Ruhe brauche er, Ruhe und wieder Ruhe. Das Schwatzen bis tief in die Nacht hinein sei Gift für ihn. Und für die Nachbarn übrigens auch nicht erfreulich.

Ah, jetzt endlich verließen Suzanne und Bréant den Landungssteg. In vier Minuten konnte sie also bei ihm sein. Freilich, wenn Bréant immer wieder stehen blieb ... Und nun bogen sie links ab. Das war doch ärgerlich. Heinrich winkte mit der Hand, Suzanne schien es nicht zu bemerken. Eine leichte Verstimmung überkam ihn; aber er nahm sich zusammen und sah mit dem Willen, sich Freude zu schaffen, nach dem Tödi, über dem eine wunderschöne Wolke im blauen Himmel schwamm. Wie sagte Oliger? ‚Die kleinen Freuden sind die zuverlässigsten.' Heinrich schloß die Augen. Müde war er auf einmal. Das war stets so, die geringste Erregung machte ihn matt. Er überschätzte seine Kräfte doch beträchtlich, und Schlaat hatte recht, wenn er immer wieder zur Ruhe mahnte.

Ob Suzanne noch lange bleibt? Bréant ist ja eigentlich doch nur ein fader Schwätzer. Was Suzanne an ihm wohl besonderes findet? Freilich, Jugenderinnerungen, die wirken immer. Kam da nicht jemand über den Kies? Blinzelnd schaute Heinrich über den Rasen nach dem Weg, der zum See führte. Nichts. Mittagsstill war es ringsum. Auf der breiten Terrasse lagen die Kranken in wohligem Nichtstun. Die meisten schliefen. Andere genossen wunschlos den tiefen Frieden, der von den Schneealtären der Berge strömte. Das einschläfernde Brummen der Bienen, die in den Fliederbüschen schwirrten, vermischte sich mit dem

Digitized by Google

heimlichen leisen Rauschen der Blätter, durch die kaum merklich der Wind strich.

Als Suzanne gegen vier Uhr, etwas erhitzt, durch die offenstehende Tür zu Heinrich trat, schlief er. Das war ihr lieb. Wenn er erwachte, konnte sie sagen, daß sie schon eine Ewigkeit dasitze. Mit prüfenden Blicken betrachtete sie ihn. Er sah wirklich entsetzlich verfallen aus. Seufzend dachte sie, daß es eine Erlösung für den armen Menschen wäre, wenn er bald stürbe. Ihre Augen feuchteten sich, hastig wischte sie die Tränen ab und glättete mit den feuchten Fingerspitzen eine Haarsträhne. Bréant durfte sie nicht mehr hinter das Ohr küssen, das verdarb jedesmal die Frisur. Lächelnd dachte sie an seine lockeren Schmeicheleien. Oh, er war eben Franzose, also verstand er die Frauen. Schade, daß er arm war. Sie hätte Tim sofort geschrieben, daß sie sich in ihren Gefühlen geirrt habe. Gähnend tupfte sie sich mit dem winzigen Puderquästchen über das Gesicht. Dann tastete ihr Blick wieder zu Heinrich. Wie gräßlich war das rasselnde Geräusch seiner kranken Lungen. Nervös hielt sie sich beide Ohren zu. Wie farblos Heinrich war, und wie scharf die Falten, die von der Nase zum Mund liefen. Bréant, der zwei Semester Medizin studiert hatte, versicherte, daß Heinrichs Wohlbefinden lediglich ein letztes Aufflackern sei. Und Schlaat hatte ihr vor ein paar Minuten diese Diagnose bestätigt. Ihren Plänen kam das Schicksal zu Hilfe.

Sie hatte Tim den Zustand Heinrichs geschildert und mit rührenden Worten geäußert, sie habe nicht das Herz, dem todkranken Mann ihren Entschluß mitzuteilen. Tim hatte volles Verständnis für die veränderte Lage gezeigt und ihrem Vorsatz beigestimmt. Seine Briefe waren stets ein seltsames Gemisch von überströmender Sehnsucht und geschäftlichen Mitteilungen. Furchtbar langweilig fand Suzanne diese Stilübungen, die, meist nur halb gelesen, in winzige Stückchen zerrissen, bei der nächsten Gelegenheit in den See geworfen wurden.

Ein schrilles Klingelzeichen zerriß die Stille. Davon erwachte Heinrich und sah mit freudigem Aufleuchten seiner klugen Augen Suzanne an. Sie nickte. „Ausgeschlafen, Henri? Seit zwei Stunden sitze ich hier mäuschenstill."

„Und dabei habe ich so auf dich gewartet, Suzanne. Ich sah dich von hier aus. Wo seid ihr denn noch hingegangen?" Er strich ihr leicht über den Nacken, sie fühlte die trockene Hitze seiner Hände und machte sich mit einer etwas unbehaglichen Bewegung davon frei. „Es ist so schwül heute, Henri, bitte, fasse mich nicht an. Wo wir noch waren? Nirgends. Wo soll man denn hier hingehen. Nicht wahr? Es ist ein zu langweiliges Nest. Und Schlaat ist mir begegnet." Sie schüttelte sich. „Brrr, hat der ein Gesicht gemacht. So." Sie schnitt eine Grimasse. „Er müßte in einen Felsen verwandelt werden! Den würde ich besteigen und dem Brummschlaat auf dem Kopf herumtanzen."

Heinrich lachte über ihren kindischen Zorn und meinte dann nachdenklich: „Es ist eigentlich sehr merkwürdig, daß dir ein Mann widerstehen kann."

„Nicht wahr? Das finde ich ja auch so unbegreiflich." Sie beugte sich vor und sah Heinrich schelmisch an. Merkwürdig, auf einmal kokettierte man mit seinem eigenen Mann, von dem man sich doch trennen wollte.

Schlaat trat ein, um seinen Nachmittagsbesuch zu machen.

Er wandte sich sofort zu Heinrich, lobte sein gutes Aussehen, zog sich einen Stuhl in seine Nähe und plauderte mit ihm über die Gegend, Aussichtspunkte am See, den Rigi, Engelberg ... Seine Gedanken aber waren bei Elisabeth. Der Verlust des geliebten Bruders würde sie tief treffen. Daß er ihr diesen Schmerz nicht ersparen konnte. Stümper, der man war. Wenn der Lebenswagen dem Abgrund zurollte, konnte man als Arzt höchstens ein bißchen bremsen.

Suzanne beachtete Schlaat nicht, mit trotzig verzogenem Munde saß sie da und zielte mit Brotkügelchen, die sie unermüdlich zwischen den Fingern drehte, nach einer Spatzenschar. Jetzt horchte sie auf. Heinrich äußerte sein Mitleid mit Suzanne — nun sitze sie hier, so nahe den schönsten Wundern der Schweiz, und sehe nichts davon, erlebe nichts davon, ob er nicht auch meine, man müsse sie doch wenigstens einmal auf eine kleine Fahrt nach Engelberg hinüberschicken?

Scharf sah Schlaat zu ihr hin. Ob sie den traurigen Mut finden würde, Heinrichs Vorschlag anzunehmen? Suzanne aber war auch nicht einen Augenblick im Zweifel, daß sie diese Vergnügungsmöglichkeit unter keinen Umständen von der Hand weisen würde. Lebhaft und freudig dankte sie Heinrich. Gerade in ihrem letzten Schreiben habe Frau Lütt ihr von Engelberg vorgeschwärmt und ihr geraten, sich den Ausflug nicht entgehen zu lassen, — „weißt du, Henri, du wolltest den Brief noch sehen, ich gab ihn nicht. Nun weißt du den Grund. Aber jetzt, wo du selber auf den Gedanken gekommen bist, muß ich gestehen, daß ich mich unbändig auf die Abwechslung freue." Heinrich beobach-

Digitized by Google

tete entzückt ihre strahlenden Augen, die vor Eifer glühenden Backen. Sie war doch ein rechtes Kind in der Art, wie sie ihre Stimmungen äußerte.

„Bréant muß mich begleiten,“ warf Suzanne leicht hin; Heinrich nickte lächelnd. „Natürlich, Bréant muß mit.“ Schlaat fühlte, wie der Groll in ihm wuchs. „Der letzte Dampfer ist wohl gegen acht Uhr hier?“ wandte Heinrich sich an Schlaat. Dabei bemerkte er dessen grimmige Miene. Es war wirklich nicht nett von Schlaat, daß er Suzanne jede Freude mißgönnte. Die Hände in die Hosentaschen versenkt, blickte Schlaat über den See und beantwortete Heinrichs Frage kurz. „Ja, ja, der letzte Dampfer ist pünktlich um acht Uhr hier.“ ‚Aber Suzanne wird nicht mit dem Schiff kommen, dafür leg' ich die Hand ins Feuer,‘ dachte er und sorgte sich um Heinrich, dem das eine schmerzliche Enttäuschung werden würde. Aber dann gab er sich einen Ruck. Sollte er mit seiner schicksalsdüsteren Miene Heinrich aufmerksam machen auf die Herzlosigkeit seiner Frau? Das wäre schlechter Freundschaftsdienst gewesen. Dem armen Kerl mußte man seinen Glauben lassen. Wenn einer glücklich ist im Selbstbetrug, soll man ihn nicht stören. Wohl ihm, wenn er ihn sich bis zu seinem seligen Ende erhielt. So klang denn Schlaats Stimme freundlicher, als er zugab, daß Engelberg tatsächlich lohnend sei, wußte auch allerlei hübsche Einzelheiten, auf die er hinwies. Suzanne aber war in Gedanken mit ihrem Anzug beschäftigt. ‚Ob ich das mattblaue Leinenkleid anziehe? Das steht mir vortrefflich. Oder das entzückende graue Tuchkleid mit den weißen Knöpfchen und dem großen weißen Kragen? Auf dem Wasser ist es doch vielleicht zu kühl für das Leinenkleid. Aber es macht mich so jung, wie zwanzig sehe ich darin aus.‘ Freilich, Bréant liebte sie in dem grauen ganz besonders. Nun, schließlich machte man das Kleid von Wetter und Stimmung abhängig. Sie wollte gleich versuchen, ob sie Bréant telephonisch erreichte. Der würde vor Begeisterung kein Auge zutun diese Nacht. Und morgen blieben sie selbstverständlich in Engelberg.

„Sie müssen heute auch eine besondere Freude haben,“ meinte Schlaat und hielt Heinrich seine Zigarettendose hin. Der sah überrascht auf. „Ja, darf ich denn, liebster Doktor?“

Schlaat fuhr sich ein paarmal mit der linken Hand über die kurzgeschorenen Haare. „Nehmen Sie, Gertner. Langsam dürfen wir mit dem Rauchen wieder anfangen. Sagen wir mal vorerst fünf Stück am Tage.“

„Das ist ja aber fein,“ frohlockte Heinrich und zündete eine Zigarette an. Man sah ihm seine Freude an, daß er den lang entbehrten Genuß wieder hatte. Suzanne lachte. „Jetzt siehst du doch wieder wie ein Mann aus,“ sagte sie lobend, scheuchte den Rauch mit leichten Handbewegungen fort, und dann fiel es ihr plötzlich auf, daß Schlaat Heinrich zu rauchen gestattete. Da mußte es doch wirklich recht bedenklich um ihn stehen. Wieder streifte ihr Blick prüfend über seine abgezehrte Gestalt. Eine jähe Furcht befiel sie: wenn er nun heute stürbe? Und sie sollte bei ihm sein in den letzten Stunden. Entsetzlich, das konnte sie ihren Nerven nicht zumuten. Um solche Erschütterungen ohne Schaden mitmachen zu können, mußte man robuster veranlagt sein, als sie es war. Elisabeth, ja die hätte das gekonnt. Es war vielleicht Schicksalsfügung, daß sie morgen nach Engelberg fuhr.

❧ ❧ ❧

Jetzt war auch das letzte Rauchfähnlein zwischen den beiden Nasen verschwunden, die sich von links und rechts in den Vierwaldstättersee schoben und die Bucht mit dem Kurort von seiner weiten Fläche schieden. Heinrich stellte das Glas, mit dem er dem Dampfer nachgeschaut hatte, zur Seite. Gutes Wetter hatte Suzanne für ihre Fahrt. Wolkenlos war der Himmel und lockte in die frühlingsfrische Ferne. Heinrich dachte an kleine Ausflüge mit Suzanne. Noch acht Tage vor Kriegsausbruch waren sie im Walde von Fontainebleau gewesen und hatten Barbizon besucht. Reizend hatte sie in ihrem hellen Sommerkleid unter den grünen Eichen ausgesehen, fast so reizend wie heut, als sie von der Gartentür aus übermütig die Handtasche schwenkte und ihm noch einmal ‚Auf Wiedersehen‘ zurief.

Warum sie für den Tagesausflug unbedingt die Tasche mitnehmen mußte, war Heinrich trotz ihrer eifrigen Auseinandersetzungen nicht klar geworden. Schließlich hatte sie sich kindlich schmollend von ihm abgewandt. Ein Mann verstehe eben die allereinfachsten Selbstverständlichkeiten nicht. Eine Frau brauche das alles, ein Tag sei unendlich lang, man müsse sich schon mindestens zweimal die Haare machen, und nach Tisch sei sie gewohnt, ein Stündchen zu ruhen. Ob sie sich im unbequemen Kleid hinlegen solle? Ein Kimono sei unerläßlich, und Bürsten und Kämme, Taschentücher, Puder, Parfüm ... Wo sie das alles lassen solle? Nein, nein, Henri sei ein entzückender Gatte, aber was eine Frau im Verlauf solch einer Tagfahrt benötige, davon habe er trotzdem keine Ahnung. Zum Schluß gab sie ihm einen

Digitized by Google

zärtlichen Klaps, und er ließ sich die liebenswürdige Belehrung gern gefallen. Sie hatte recht; ihm waren die vielen Mittelchen, mit denen die Frau ihr Äußeres pflegt, immer ein Geheimnis geblieben, und wenn er auch während seiner Ehe mit Suzanne manches gelernt hatte, so war das doch längst vergessen. Wer dachte in der Not der Gefangenschaft daran, wie der Putztisch einer Frau aussah! Man hatte ja nicht einmal einen Eßtisch und löffelte die dünne Mittagsbrühe im Stehen oder von den Knien.

Er blieb ein bißchen traurig zurück, weil er nicht mit ihr gehen konnte, und empfand seine Schwäche beinah beschämend. Er hätte viel darum gegeben, wenn er in der alten Frische vor Suzanne gestanden hätte, denn er fühlte trotz ihrer Zärtlichkeit einen leisen Vorwurf, der sich gegen seinen Zustand richtete. Es war ihm lieb, daß sie die kleine Abwechslung hatte. Erfrischt würde sie zurückkehren. Und vielleicht war es gut, daß sie gerade heute nicht bei ihm sitzen mußte, denn er fühlte sich wieder recht elend. Schlaat meinte zwar, sein Zustand sei besser als je zuvor, aber der gute Doktor täuschte sich. In seinen Gliedern lag eine drückende Mattigkeit. Selbst das Sprechen fiel ihm schwerer als sonst, und als er in der Frühe seine Ermüdung hinter einer Zeitung verbarg, bemerkte er, daß Suzanne ein Gähnen unterdrückte und daß auf ihrem Gesicht ein Ausdruck mißvergnügter Langeweile stand. Er riß sich zusammen und begann mit erkünsteltem Eifer über ein Tagesereignis zu reden. Aber er täuschte sie so wenig über seinen Zustand wie sich, und er verwünschte seine Ohnmacht. Er wußte, Suzanne schätzte Gesundheit und Kraft über alles, und beides besaß er nicht mehr. Er war nur noch ein Schatten und mußte selbst hinter Bréant zurückstehen, dem zierlichen, behenden Franzosen, für den Suzanne unter gewöhnlichen Verhältnissen nur Spott übrig gehabt hätte. Er war nicht eifersüchtig, sondern gönnte Suzanne den Verkehr mit dem frischen und witzigen Menschen. Und er durfte sich nicht beklagen. Auch er hatte etwas von der guten Laune gehabt, die Suzanne dem Jugendgespielen verdankte. Gestern abend war sie, wohl in der Vorfreude des Ausflugs, von bezaubernder Liebenswürdigkeit und Schelmerei gewesen. Von Mondlicht umflossen stand sie auf dem Balkon. ‚Wie eine Heilige siehst du aus,' hatte Heinrich entzückt gesagt, und sie hatte übermütig die Hände gefaltet und die Augen geschlossen. ‚Erbitte dir eine Gnade,' kam es hauchzart über ihre Lippen. Da kam ihm ein Wirbel von Wünschen durch Herz und Kopf, aber er rettete sich in einen launigen Verzicht. Schön sah sie aus und sehr stolz, so daß Heinrich sich vorkam wie Wieland, der sich die Schwanenjungfrau listig gefangen hat und mit zerschnittenen Sehnen um den rußigen Herd humpelt. Ja, so war's: er war gelähmt, und wenn er sein Leben recht überdachte, so war er's immer gewesen. Aber weil er in seiner Seele die Sehnsucht nach Freiheit und Freude trug, hatte er sich eine Frau gewählt, die seinem Wesen fremd war und der er gern geglichen hätte. Und jetzt? War er nicht in einen Zustand verfallen, der nur das offenbarte, was ihn heimlich von Suzanne trotz aller einenden Liebe trennte? War er nicht unbeholfen und matt? Heinrich lächelte. Wollte er sich mythologisch nehmen? Weg mit den spitzfindigen Gedanken und tapfer der Vorfreude gelebt. Heute abend war Suzanne wieder bei ihm. Freilich, es würde lange dauern, bis die Stunde käme, die Ungeduld saß ihm prickelnd im Blute. Es galt, sich über die lange Zeit hinwegzutäuschen. Das konnte man aber nicht, wenn man in die Berge starrte, da kletterten die Gedanken auf die verwegensten Gipfel und hielten Ausschau nach Suzanne. Es war schon besser, man las. Heinrich stand auf, wollte die Schwäche, die ihm bleiern in den Gliedern steckte, nicht wahr haben, reckte sich mühsam und ging in sein Zimmer, wo Elisabeths Büchersendung lag. Wahllos griff er ein Buch heraus und schlich sich damit auf seinen Liegeplatz zurück.

Wie oft Heinrich an diesem Tage nach der Uhr sah! Die Zeiger schlichen träge, als hätten sie die Last seiner Sehnsucht mit sich fortzuschleppen. Er suchte nach jeder, selbst der dürftigsten Ablenkung, um sich über die Wartezeit hinwegzuhelfen. Er schalt auf seine Ungeduld und sagte sich, daß er kein verliebter Ehemann in den Flitterwochen oder gar ein grüner Bräutigam sei. Er versuchte, sich in sein Buch zu vertiefen, aber nach den ersten paar Seiten legte er es weg und blickte über den See. Doch nein, das wollte er ja meiden. Er entschuldigte sich vor sich selbst: er habe nur eine eigenartige Wolkenbildung beobachten wollen. Dann schaute er eine Weile einem Goldkäfer zu, der in seinem grüngoldenen Panzer zielbewußt an einem Fliederzweig entlang lief und sichtlich erstaunt stutzte, als er sich an der äußersten Spitze eines Blattes vor dem Abgrund sah, umkehrte und anderweitig mit demselben Ergebnis sein Glück versuchte, dann zählte er die Boote, die sich im Laufe einer Viertelstunde auf dem See zeigten, ja selbst die verwickelte Familiengeschichte des putzigen Pflegers ließ er ohne Murren über sich er-

Digitized by Google

gehen, obwohl sie ihm hinlänglich bekannt war.

Halb acht! Heinrich sah in gespannter Erwartung nach dem Landungssteg. Der ‚Tell‘ legte eben an. Vielleicht kam Suzanne schon jetzt. Er fühlte, wie ihm bei der Vorstellung das Herz schneller klopfte. Das wäre wirklich ein unerwartetes Geschenk. Nur wenige Menschen stiegen aus. Mit einem Blick sah Heinrich, daß Suzanne nicht unter ihnen war. Es wäre töricht, wegen einer halben Stunde enttäuscht zu sein, dachte Heinrich und wandte sich Schlaat zu, der eben auf den Balkon trat, um ihm die Zeit zu vertreiben.

Schlaat war die bis zur Marter getriebene Spannung Heinrichs nicht entgangen, und er wußte, daß dem Kranken die nächste Stunde die längste und peinlichste sein würde. Er ahnte, daß sich eine bittere Enttäuschung vorbereitete, und hatte die Absicht, ihr mit Unbefangenheit zu begegnen. Er zog sich einen Stuhl heran und versuchte Heinrichs Ungeduld in einem ruhigen Geplauder zu fangen. Aber es gelang ihm nicht. Immer wieder blickte Heinrich in die Richtung, aus der der Dampfer kommen mußte, und seine Antworten klangen zerstreut. Schlaat aber setzte das Spiel fort, das er begonnen hatte. Er schimpfte auf die Bergbahn, die so unregelmäßig verkehre, vor acht Tagen erst habe Stetten den Anschluß ans Schiff verpaßt. Und vorbereitend warf er hin: „Na, hoffentlich erwischt Ihre Frau die ‚Luzern‘ noch.“

„Das ist anzunehmen, sonst hätte sie bestimmt telephonisch Nachricht gegeben.“

„Na, na, man sieht, Sie überschätzen die Frauen. Die sind meist in solchen Dingen überraschend nachlässig. Und außerdem: wer kennt die Tücken von so 'ner Seekabelleitung. Hier gibt's alle Nasenlang eine Störung. — Rauchen Sie eine Zigarette, Gertner?“ Er hielt ihm seine Zigarettentasche hin.

„Es ist schon die sechste,“ erinnerte Heinrich und nahm sich eine Zigarette aus der gut gefüllten Tasche.

‚Wie locker der Ehering am Finger sitzt,‘ dachte Schlaat, als er sah, wie der Ring bei der kleinsten Bewegung auf oder ab glitt. Wieder war es Elisabeth, an die er mit ohnmächtigem Mitleid denken mußte. Für Heinrich war der Tod ein Segen, — ein zwiefacher, wenn er der Enttäuschung zuvor kam. Vielleicht war das der einzige Trost, den er Elisabeth geben konnte, daß ihr Bruder im guten Glauben an die Mutter seiner Kinder gestorben sei. Zwei Wochen, drei höchstens, mußte man die Verachtung verbergen, die man für Suzanne empfand, und wenn es not tat, sogar mit ihr lügen. Dann kam das Ende und hoffentlich ein seliges: selig im Wahn. Aber unbehaglich war dieser Zustand und der größte Freundschaftsdienst, den er Elisabeth bis jetzt geleistet hatte. Denn stündlich wurde das von ihm verlangt, was seinem freien und offenen Sinn am wenigsten anstand: einen gründlichen Widerwillen zu unterdrücken.

Anscheinend ruhig machte Heinrich den Doktor auf den Dampfer ‚Luzern‘ aufmerksam, der soeben vom Urner See her sichtbar wurde. Bei schwierigen Operationen hatte Schlaat nicht solche Erregung gespürt, wie in diesen Minuten. Vielleicht kam Suzanne doch. Donnerwetter, das war eigentlich selbstverständlich. Wenn sie kam, wollte er ihr wenigstens das Mißtrauen heute abbitten. Aber nein, sie würde nicht kommen. Ihm ward das immer mehr zur Gewißheit, je näher der Dampfer kam. Er beobachtete Heinrich, die unverhüllte Freude der Erwartung, die auf dessen Gesicht lag, tat Schlaat ordentlich weh. Womit sollte er ihn bloß beschwichtigen? Jede Aufregung konnte verhängnisvoll für den Kranken werden. Der Dampfer legte an. Heinrich hatte sich erhoben und sah, auf die Balkonbrüstung gestützt, nach dem Landungssteg. Ein paarmal glaubte er Suzanne aus dem Menschenknäuel heraus zu erkennen. Und als sich ergab, daß sie tatsächlich nicht gekommen war, lag ein ungläubiger, erloschener Ausdruck in seinen Augen. Mit verhaltener Stimme meinte er endlich: „Das ist doch merkwürdig, Schlaat. Finden Sie nicht auch?“

„Na, es ist wohl nicht so schlimm. Nun kommt Ihre Frau mit dem Dampfer morgen früh um elf. Ich finde es, offen gestanden, sogar richtiger. Die Abendfahrt hat ihre Nachteile. Zweifellos. Die feuchte Luft — nee, nee, Ihre Frau hat ganz recht, wenn sie da streikt.“

Immer eifriger redete er und förderte in der Sorge um Heinrich die merkwürdigsten Entschuldigungen für Suzanne zutage. Ein Hustenanfall Heinrichs unterbrach seine redliche Absicht. Mit entsetzlicher Klarheit beurteilte Schlaat diesen Anfall, aber äußerlich blieb er gelassen. Er klingelte der Schwester, gab noch einige Anweisungen für die Nacht und verließ das Zimmer.

Ermattet lag Heinrich da. Gewiß, Schlaat hatte recht, es war eigentlich gleichgültig, ob Suzanne ein paar Stunden länger blieb. Und doch, die Enttäuschung war nicht mit Vernunftgründen wegzuleugnen. Die Vorfreude war zu groß gewesen. Nun sollte er sich auf den Frühdampfer freuen, aber es gelang ihm nicht. Etwas Helles, Strahlendes war ihm getrübt.

Gewitter über Benediktbeuren
Gemälde von Prof. Hermann Göhler

Digitized by Google

Digitized by Google

„Lesen Sie das," hatte Schlaat gesagt, als er Heinrich am anderen Morgen besuchte. Heinrichs Befinden erklärte er für durchaus befriedigend. Nun lag der Kranke wieder auf seinem Balkon und las mit Verwunderung eine Schrift, die nur durch Zufall der Zensur entschlüpft sein konnte. In dem Buch bewies der Verfasser mit großer philosophischer Gelassenheit den Unsinn vom Staat als etwas Heiligem, die unter allen Umständen verwerfliche Gemeinheit des Krieges, den Mißverstand allgemeiner Wehrpflicht, lauter Dinge, über die auch Heinrich oft nachgedacht hatte und die ihm bedenklich schienen. Heimatliebe geht über Staatsgefühl, meinte der Verfasser, und mit diesem Worte traf er eine empfindliche Stelle in Heinrichs Herzen.

Heinrich hatte sich frei geglaubt von der innigen Beziehung zur Scholle, nun hatte es sich gerächt, daß er Deutschland leichten Sinnes verlassen hatte. Aber die bittere Lehre, die er empfangen, sollte nicht spurlos an ihm vorübergehen. Seine vornehmste Aufgabe würde es sein, George und Berthe mit dem Boden zu verwurzeln, auf dem sie nun aufwuchsen. Heimatgefühl sollten sie bekommen; noch war es nicht zu spät. Und Suzanne würde sich gewiß seinem Willen unterordnen. Sie mußte vergessen, daß sie von Geburt Französin war. Es galt die Zukunft der Kinder. Sie durften nicht durch ein zwiespältiges Empfinden um das klare Bewußtsein geprellt werden: hier ist deine wahre Heimat. Daß sie seit Wochen in der ungesunden Umgebung eines reichen Hauses, unter den schädlichen Einwirkungen einer urteilslosen Pflegemutter lebten, war ihm gar nicht recht. Aber Elisabeth, die ihm täglich kurze Berichte schrieb, meinte, er solle sich nicht beunruhigen. Wenn er erst wieder in Deutschland wäre, werde er mit kräftiger Hand alles in die richtigen Verhältnisse leiten. Das sei durchaus nicht so schwierig, wie es den Anschein habe. Wenn seine Familie erst sehe, daß er seinen Willen mit zäher Beharrlichkeit durchdrücke, dann füge sie sich widerspruchslos seinen Anordnungen. Mit Suzanne über diese Dinge jetzt schon zu reden, halte sie für verfrüht.

Und als Heinrich den Ratschlägen Elisabeths nachhing und sich an ihrem ruhigen, klaren Wesen, ihrer fröhlichen Tapferkeit freute, kam Martin und brachte die Post. Die Handschrift Elisabeths kannte der Aufwärter schon und er lobte anerkennend die schwesterliche Anhänglichkeit. Er selber habe ja keine Schwester, wie Herr Gertner wisse, aber seine Mutter habe eine Stiefnichte gehabt und deren Schwester sei auch so schreibselig gewesen. Sie wohne jetzt in Bern und habe eine auskömmliche Stelle beim Pfarrer. Heinrich unterbrach den Aufwärter lächelnd: „Also, Martin, die Geschichte fesselt mich ungemein, von der Nichte müssen Sie mir ausführlich erzählen. Vielleicht heute nachmittag? Jetzt muß ich erst lesen, was in dem Brief steht. Nicht wahr?"

Das sah Martin ein und verschwand mit der Bemerkung, daß er einen Onkel gehabt habe, der auch so erpicht auf Briefe gewesen sei. Das sei ein Mann gewesen! Überhaupt, was so alles zu seiner Familie zähle! Ganz seltsame Menschen! Er nickte Heinrich vertraulich zu und ging. Aber er kam sofort wieder zurück und übergab Heinrich einen zweiten Brief. „Den kann ich ja wohl auch hier lassen? Er ist an Ihre Frau. Aber sie ist doch nicht da. Und so Briefe einfach ins Zimmer legen. Da hat man schon die merkwürdigsten Geschichten erlebt. Eine Tante von mir —" er unterbrach sich, denn die Klingel für die Aufwärter schrillte durchs Haus. Mit dem Versprechen, Herrn Gertner auch die Tantengeschichte nicht vorenthalten zu wollen, eilte er hinweg. Heinrich öffnete seinen Brief, sah zuerst nach dem Datum: Berlin, 5. Mai 1917, und las:

„Mein lieber Heinrich!

Du sollst der Erste sein, der von einer überaus erfreulichen Wendung in unserem Leben Nachricht erhält: Kurt ist erster Direktor an den Lütt-Werken! Vor einer Viertelstunde haben mich Kommerzienrat Lütt und Tim Vorbusch verlassen. Sie waren beide von beinahe demütiger Herzlichkeit. Mir kam alles ganz unvorbereitet und ich stehe auch jetzt dem Zukunftsbild noch etwas befangen gegenüber. Man war äußerlich fertig mit der Lüttangelegenheit, Du weißt, wie sehr wir uns über die wenig vornehme Art Tim Vorbuschs gewundert hatten. Kurt war mit Recht empört, daß man ihn zur Seite drängte, und nun haben die beiden Herren ganz offen gesagt, daß sie, durch falsche Einbläsereien beeinflußt, Kurt unrecht getan hätten. Besonders Tim Vorbusch konnte sich gar nicht genug tun in Selbstanklagen. Ich muß sagen, er gefiel mir, denn obgleich er als ein Schuldbewußter vor mir stand, zeigte er zum erstenmal, was ich noch nicht an ihm bemerkt hatte: männliche Haltung und ein warmes Herz. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in diesem häßlichen Menschen ein so tüchtiger Kern steckt. Er geht in den nächsten Tagen an die Front zurück. ‚Die Berliner Luft sei stickig,' meinte er. Es lag etwas hinter diesen Worten, aber ich fragte nicht. Die Hauptsache bleibt doch, daß Kurt seine Genugtuung hat und daß man „höhe-

Digitized by Google

ren Ortes" sich nicht gegen die bessere Erkenntnis verschließt. Wenn alles klappt, ist Kurt in acht Tagen bei mir. Kannst Du Dir meine Freude vorstellen? Ich glaube: nicht annähernd. Und nun hoffe ich zur Vervollständigung meines Glückes, daß auch Du bald heimkommst. Deine Nachrichten klingen so zuversichtlich, und Schlaat ist auch zufrieden mit Deinem Befinden. Schone Dich nur recht, lieber Heinrich, auf ein paar Wochen darf es uns nicht mehr ankommen. Wir mußten ja so lange Geduld haben.

Sehr schmerzlich berührte es mich, als Vorbusch mir den Tod Höllriegels mitteilte. Bei einem Sturmangriff blieb er. Vorbusch hatte die Nachricht durch Höllriegels Kommandeur, der ihm einen Brief sandte, den man bei dem Gefallenen in der Brieftasche fand. Ich hatte ihn lieb, er war ein so frischer, fröhlicher Mensch. Du hast durch Suzanne wohl von ihm gehört. Vorbusch merkte man die tiefe Erschütterung an, als er von Höllriegels Tod sprach. Das hat mir Vorbusch auch noch menschlich näher gebracht.

Zum Schluß will ich Dir noch sagen, daß Deine Kinder fröhlich und gesund sind und sich sehr auf ihren lieben Vater freuen. Lebe wohl, mein lieber Heinrich! Alles Gute wünscht Dir Deine treue Schwester

Elisabeth."

Heinrich legte sich in seinen Stuhl zurück. Wie freute er sich mit der Schwester über die gute Nachricht. Von Schlaat war er in die ganze Geschichte eingeweiht. Er hatte es nie recht begriffen, daß Suzanne so freundschaftlich mit Lütts weiterverkehrte. Doch als er seine Bedenken äußerte, hatte Suzanne lächelnd erwidert: ‚Geschäft und Politik seien zwei ihr wesensfremde Lebenskapitel. Sie verkehre ohne Rücksicht auf diese Begriffe mit Menschen, die ihr lieb seien.'

Also Höllriegel war gefallen. Von ihm hatte Suzanne gern gesprochen, und von seinen Bemerkungen und drolligen Einfällen kannte Heinrich viele. Da würde ihr nun der Tod des Freundes gewiß nahegehen. Ob sie mit dem Elfuhrschiff kam? Er sah nach der Armbanduhr. Zehn.

Dann griff er nach dem Brief an Suzanne. Ohne sonderliche Neugierde sah er nach dem Absender: Frau Lütt. Da kam ein heller Schein in seine Augen. Also Nachrichten von den Kindern. Der Brief war schwer; gewiß wieder eine Anzahl Aufnahmen von Berthe. Er öffnete den Umschlag ohne Zögern; es schien ihm selbstverständlich, daß Suzanne damit einverstanden war. Aber das erste, was ihm in die Hände fiel, war eine Karte mit Tim Vorbuschs Namen und den wenigen Worten: „Ich habe dem beifolgenden Brief nichts hinzuzufügen."

‚Das ist ja eine merkwürdige Art,' dachte Heinrich kopfschüttelnd und entfaltete den umfangreichen Brief. Aber der war gar nicht an Suzanne gerichtet, sondern an Vorbusch. Und warum stand Frau Lütt als Absenderin auf dem Umschlag?

Was er nun las, blieb ihm zuerst ganz unverständlich. Narrte ihn ein Fieber, ein Traum? Er strich mechanisch die Bogen glatt und begann zum zweitenmal:

„Im Felde, April 1917.

Lieber Vorbusch! Ein jeglicher bildet sich ein, unter die anständigen Leute zu zählen, und doch kommt für jeden einmal die Stunde, wo sich der Lump mausig macht, der in uns allen steckt. Man braucht nicht grade silberne Löffel zu stehlen oder vorsätzlich einen Mord zu begehen und kann doch das nagende Gefühl einer Todsünde haben, die vergeben werden und deren Schade gutgemacht werden will. Sie werden sich wundern, daß ich mit diesen schönen Betrachtungen ausgerechnet zu Ihnen komme. Allein Sie sollen mir helfen, und vielleicht ist es auch für Sie und Ihre Zukunft von Wichtigkeit, was ich Ihnen hier erzählen oder meinetwegen gar beichten werde.

Sie erinnern sich, was ich Ihnen und dem Kommerzienrat seinerzeit von Bartenwerffers Wesen und Plänen berichtet habe. Ich sprach von seinem schrankenlosen Ehrgeiz, der niemand neben sich dulden wolle, und warnte insbesondere Sie, als den Erben des Hauses, davor, sich durch seine ungemessenen Ansprüche in die Ecke schieben zu lassen. Ich hielt ihn damals für einen hochmütigen und hinterhältigen Streber. Sie glaubten mir, teilten mein Unbehagen, neben einem solchen Manne zu arbeiten, und die Folge war, daß ihm nach dem Tode Ihres Vaters einschränkende Bedingungen gestellt wurden, denen sich ein gerechtes Selbstbewußtsein nicht unterwerfen konnte. Er gab seine Stellung auf ohne Rücksicht auf die Sorgen, die damit über ihn und seine Familie kamen. Wie tapfer Frau Elisabeth sich durchschlägt, ist Ihnen bekannt.

Ich muß Ihnen heute gestehen, daß ich mich in Bartenwerffer vollkommen getäuscht habe. Vor ein paar Wochen war ich bei ihm und habe ihm meinen häßlichen Irrtum eingestanden. Er hat mir verziehen. Aber der Schade, den er durch mich erlitt, ist damit nicht aus der Welt geschafft, und daher erkläre ich auch Ihnen in aller Form, daß ich vorschnell und — sagen wir es ruhig —: ruppig über ihn geurteilt habe.

Digitized by Google

Sie werden nach einer Erklärung für meine Anklage wie für meinen Sinneswechsel suchen. Der alte Spruch bewährt sich auch hier: es steckt eine Frau dahinter. Es mag unritterlich erscheinen, eine Dame bloßzustellen; aber wenn es sich um die Lebensarbeit eines Mannes und die Gewissensruhe eines andern handelt, hole der Deiwel die ganze Ritterlichkeit. Ich war in Suzanne Gertner blindwütig vernarrt. Bartenwerffer durchschaute sie, und das war ihr unerträglich. Sie wollte ihn demütigen und benutzte mich als Mittel, indem sie meine Eifersucht auf ihn weckte. Ich glaubte an sie, bedingungslos, und hätte ruhigen Gemüts einen Mord auf mein Gewissen geladen, um sie zu befriedigen. In meiner Verfassung kam es auf eine kleine Verleumdung nicht an. Sie wurde ausgesprochen, und Sie wissen, mit wie schädlicher Wirkung.

Zu spät erkannte ich, wes Geistes Kind Suzanne war, und Sie haben mir, ohne daß Sie es wußten, die Augen geöffnet. Ich weiß durch Frau Gertner, daß Sie sie heiraten wollen. Ihre Enschlüsse gehen mich nichts an. Worum ich Sie bitte, ist nur das: machen Sie an Bartenwerffer das Unrecht gut, das Ihr Haus auf meine Veranlassung und unter Ihrer nur allzu willigen Zustimmung ihm zugefügt hat. Gebüßt habe ich meinen Fehltritt. Die Frau, deren Einflüsterungen ich folgte, hat mich betrogen, und es gibt kein elenderes Bewußtsein als das, ein starkes Gefühl unwürdig verschwendet zu haben.

Natürlich stirbt man nicht daran, und sollte es mich in dieser Lausechampagne erwischen, so werde ich mit einem ungemeinen Bedauern von der Welt Abschied nehmen; denn sie ist trotz allen Wirrnissen sehr schön, und gewiß kommt einmal eine Zeit, wo diese Geschichte, die mir manchen guten Tag verursacht hatte, in ihrer Bedeutung beträchtlich zusammenschrumpft. Um sie dieser Zeit zu nähern, muß sie jedoch ins reine gebracht werden, und ich hoffe, Sie werden mir Ihre Hilfe nicht versagen.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich Ihr
Stefan von Höllriegel."

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem hilflosen Ausdruck starrte Heinrich auf die Bogen in seiner Hand. Begriffen hatte er immer noch nicht ganz. Was hieß denn das alles? Tim Vorbusch wollte Suzanne heiraten? Seine Frau heiraten? Das war doch Irrsinn! Und Höllriegel war betrogen worden? Suzanne hatte Kurt verdächtigt? Und hier saß Suzanne tagtäglich mit all ihrer Zärtlichkeit bei ihm. Du lieber Gott, so konnte doch ein Mensch nicht lügen! Aber da stand es doch, an dem Geständnis Höllriegels war nicht zu rütteln. Hier entlastete einer sein Gewissen, und vielleicht war ihm das Preisgeben der Frau, die er geliebt hatte, die härteste Buße, die er sich auferlegte. Daher Vorbuschs Erschütterung, daher die Wiedereinsetzung Kurts. Wie sich allmählich die Zusammenhänge aus dem Wust von Gedanken herausschälten. Herrgott, wer schuf hier völlig Klarheit? Wer konnte eine Erklärung geben für diese ungeheuerliche Schuld? Hier war ein fürchterliches und opferreiches Spiel getrieben: Kurt, Höllriegel, Vorbusch und vor allem er selbst hatten es zu zahlen!

Kam das Schiff noch nicht? Er brannte vor Begierde, zu hören, was Suzanne zu diesem Brief sagen würde. Nichts war auf dem Wasser zu sehen. Der Dampfer hielt seinen Fahrplan ein, und Suzanne ließ sich von Bréant lustige Geschichten erzählen und ahnte nicht, wie schwer ihr Haus erschüttert war.

Gut, daß sie noch nicht kam. Man konnte überlegen. Man durfte sich in seinen Schlüssen nicht übereilen. Wenn jetzt Elisabeth da wäre. Die würde Rat wissen und Klarheit schaffen. Ob er Schlaat rufen ließ? Doch nein, der war voreingenommen. Und vielleicht war doch alles nur ein Mißverständnis. Es gab unglückliche Zufälle. Suzanne wurde häufig falsch beurteilt. Sie war liebenswürdig und gefallsüchtig. Es war kein Wunder, wenn sie den Männern die Köpfe verdrehte, so daß sie hart aneinandergerieten und in ihrer Verliebtheit manches taten, was sie später bereuten. Was ging es Suzanne an, daß man sie liebte? Gewiß, sie könnte vorsichtiger, zurückhaltender sein, auch jetzt wieder mit Bréant. Warum war sie gestern nicht zurückgekommen? Der junge Mensch konnte sich allerhand einbilden.

Aber mit zynischer Offenheit stand es da in dem Brief: Vorbusch wollte sie heiraten. Also rechneten sie schon bestimmt auf seinen Tod. Oder — sie dachte an Scheidung. Zukunftspläne waren da geschmiedet, die ohne ihn rechneten, während er noch in Gefangenschaft lag, wehrlos, hilflos.

Zeigte sich da nicht eine Rauchfahne am Himmel? Mühsam richtete sich Heinrich auf und sank zurück; nichts. Die kleine Anstrengung hatte ihn Kraft gekostet. Er fühlte, wie elend er war. Und es kam ihm in den Sinn, ob Suzanne nicht ein Recht gehabt hätte, sich in der sorgenvollen Verlassenheit, die ihr und den Kindern mit seinem Tode bevorstand, nach Hilfe umzusehen. Es war ein Wunder, daß er nicht längst gestorben war. Sie hatte nicht mehr auf ihn zählen können, er war ja wie ein aus dem Grabe

Digitized by Google

Erstandener in ein gewandeltes Leben getreten. Er durfte nicht fluchen über das, was während seines Abgeschiedenseins geschehen war. Vielleicht steckte doch nichts weiter als weibliche Vorsicht dahinter. Hatte Suzanne nicht jubelnd vor Wiedersehensfreude in seinen Armen gelegen? Gewiß, sie war glücklich, daß sie ihn wiederhatte. Und wenn sie ihm manchmal scheu und flüchtig erschienen war, so kannte er jetzt den Grund, es war nicht seine Krankheit.

Freilich, es schmerzte, daß sie so früh bereit gewesen war, ihn aufzugeben. Aber vielleicht hatte Vorbusch viel zu kühn gehofft, und wenn nicht, tat es Suzanne sicher leid, daß sie zu weit gegangen war, sei es aus Leichtsinn oder aus Sorge. Sie würde ihm alles sagen, und er würde verzeihen.

Doch dann überfiel ihn wieder das würgende Gefühl, betrogen zu sein. Gedanken der Vergeltung stiegen aus dunkeln Tiefen in ihm auf. Haß schwellte in seiner Seele. An eine Unwürdige hatte er sein Leben weggeworfen, und wenn er jetzt, in dieser Stunde grenzenloser Verlassenheit starb, so hatte sie schon lange nach einem anderen Umschau gehalten. Er war nur noch ein Hemmnis auf ihrem Weg ... Wenn doch Elisabeth da wäre! Ihre quelltiefe Güte würde ihn trösten und stärken können ... Daß sie nie auch nur mit einer Silbe angedeutet hatte, in welche Abenteuer Suzanne sich stürzte. War es rücksichtsvolles Verschweigen gewesen? Und wenn es das war, konnte er der Schwester, die die Klarheit selber war, ein solches Verfehlen zutrauen? Nein, sie hätte es als ihre Pflicht empfunden, zu sprechen, wenn sie eine Anklage erheben mußte, und aus diesem Glauben erwuchs ihm aufs neue die Hoffnung, daß in Suzanne sich wohl vorübergehend der Flattersinn geregt haben mochte, daß sie aber in seiner Nähe sofort zur Pflicht zurückgefunden hatte. Er wollte die Probe machen: wenn sie ihm alles frei und offen eingestand, dann sollte sein Vertrauen in sie auch durch diesen Sturm nicht entwurzelt werden.

Die Probe. Er ersehnte sie, und dennoch fürchtete er sich vor ihr. Er zitterte vor der nächsten Stunde.

Fieber überschauerte ihn. Um seinen Mund lag eine tiefgegrabene Falte der Entschlossenheit. Der Glanz seiner Augen war erloschen. Feucht klebte das Haar an seinen Schläfen. Seine Gedanken wirbelten zwischen Zorn und Milde, Verzweiflung und Hoffnung. Und dazwischen immer wieder der brennende Wunsch: ‚Nur keine Lüge, nur keine Lüge!‘

Erschöpft ließ Heinrich sich in die Kissen sinken. In seiner Brusttasche knisterte der Brief. Er hatte Durst, aber er vermochte nicht, das Glas auf dem Tischchen neben seinem Liegestuhl zu erreichen. Es war ja auch gleich. Er konnte dürsten. Aber nein. Er brauchte den Rest seiner Kraft. Er wollte sich Suzanne nicht in diesem elenden Zustande zeigen. Mit äußerster Anstrengung erhob er sich und löschte seinen Durst. Dann lag er ermattet und fühlte, wie ihn tränenbereite Schwachheit überfiel. Er schämte sich der Tränen, die durch die vor die Augen gepreßten Finger sickerten, aber vergebens kämpfte er dagegen an. Er dachte an Oliger, der einmal gesagt hatte, die Kluft, die zwischen welschem und deutschem Wesen klaffe, sei unüberbrückbar. Und er hatte geglaubt, Liebe würde das Widerstrebende einen, das seit Menschengedenken die beiden Rassen trenne. Aber Suzanne redete eine andere Sprache als er, und was ihm das Erlebnis seiner Seele bedeutete, war ihr ein Abenteuer der Sinne oder eine Rechnung des Verstandes. Sie hatte ihn betrogen, aber nicht erst jetzt, als sie ihm treulos wurde, sondern schon am ersten Tage ihrer Ehe, als sie einen Einklang mit ihm heuchelte, von dem ihr Herz nichts wußte.

Schreckhaft fuhr er zusammen. Das Läutesignal des Dampfers drang zu ihm. Er wischte sich hastig die feuchten Wangen und zwang sich zu äußerster Ruhe.

⁂ ⁂ ⁂

Auf den Fußspitzen trat Suzanne auf den Balkon. Wie eine Schlinge warf sie ihre Arme um Heinrichs Nacken. Das hatte sie sich schon ausgedacht. Er würde durch diese Zärtlichkeit sofort entwaffnet sein.

Aber er wehrte die schelmische Neckerei mit zerbrochener Stimme ab. „Laß, laß, Suzanne.“

Erstaunt sah sie ihn an, und als sie den starren Ernst in seinen Augen gewahrte, setzte sie ihre Schmollmiene auf. „Du bist wohl böse, weil ich gestern nicht gekommen bin?“ Er wehrte matt mit der Hand ab, aber sie ließ sich nicht beirren. „Ich konnte nicht wissen, daß du mir die kleine Freude nicht gönnst. Nein, das wußte ich nicht.“ Sie schnipste mit den Fingern. „Pah, ich hätte es mir aber denken können. Erst großmütiger Freudenspender und dann —“ sie lachte überlegen, aufreizend — „eifersüchtig bist du. Eifersüchtig auf Bréant. Nun, ich habe keine Lust, mich deswegen schlecht behandeln zu lassen. Vielleicht bist du heute nachmittag etwas milder gestimmt — gegen die große Sünderin.“

Heinrich wollte auffahren, aber er fühlte seine ohnmächtige Schwäche. Er krallte die Hände um die Sessellehne, geduckt, wie ein

Digitized by Google

zum Sprung bereites Tier, saß er da. Seine Augen wollten sie zwingen, aber sie wandte sich mit hochgezogenen Brauen von ihm ab und verließ das Zimmer.

Er hörte ihre verhallenden Schritte und sank mit leisem Stöhnen in die Kissen zurück. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, aschfahl war sein Gesicht, unausgesetzt liefen Schauer durch seinen Körper.

So fand ihn Martin, als er mit dem Frühstück auf den Balkon trat. Erschrocken setzte er das Brett auf den niedrigen Krankentisch. „Was ist Ihnen denn, Herr Gertner?" Er wischte Heinrich mit einem Tuch die feuchte Stirn ab, und stellte bei sich fest, daß Gertner die Nacht nicht überleben werde.

Mit müdem Augenaufschlag sah Heinrich auf Martins Gesicht, er lächelte matt. „Danke, Martin." Und dann kümmerte er sich nicht mehr um den Wärter, sondern blickte versonnen auf ein Spinnwebwunder, das taubenetzt zwischen den Geranienstöcken hing, die die Balkonbrüstung zierten. Wenn das eine rohe Hand zerstörte, dann spann das Tierchen sich ein neues Netz. Was in ihm zerstört war, konnte nicht neu aufgebaut werden. Schmerzlich erkannte er, was ihn von Suzanne schied. Sie lebte im Reich der Sinne, und daraus war er verbannt. Sie würde ihm, dem das Blut träge und stockend durch die Adern floß, das Recht verweigern, nach seinem Maß den Schlag ihres Herzens zu regeln. Mochte sie's tun. Aber sie trug seinen Namen. Er durfte Offenheit über ihre Absichten fordern. Er war nicht der Mann, der den Schleichwegen seiner Frau nachspürte.

Von Heinrich unbemerkt war der Aufwärter aus dem Zimmer gegangen. Er wollte zu Schlaat und traf ihn unterwegs. Mit fachmännischen Ausdrücken, die er in den langen Jahren seiner Stellung den Ärzten abgelauscht hatte und auf die er nicht wenig stolz war, berichtete er Schlaat von Gertners Zustand. Der runzelte die Stirn. „Bringen Sie eine Flasche Champagner," befahl er dem Aufwärter. Martin nickte. „Ich hab' auch schon daran gedacht, das wird die Herztätigkeit anregen." Schlaat hörte schon nicht mehr, er eilte zu Heinrich. Der saß regungslos, den Kopf hintenübergelegt, in seinem Stuhl und starrte mit abwesenden Augen in die Luft. Er wandte sich mit einer müden Bewegung zu Schlaat, als der ihn, äußerlich vollkommen beherrscht, begrüßte. „Ein bißchen matt sehen Sie heute aus, Gertner." Er griff nach seiner Hand und fühlte den Puls. „Die Aufregung gestern, das war nichts für Sie. Und, nicht wahr, ganz überflüssig? Jetzt ist Ihre Frau doch da?"

„Ja, sie ist da," erwiderte Heinrich mit tonloser Stimme.

„Wohl auf ihrem Zimmer? Was die Frauen nur immer für eine Wichtigkeit haben mit ihrem äußeren Menschen." Schlaat sah Heinrich prüfend an. Was ging bloß in ihm vor? So hatte er ihn noch nie gesehen. Die leidverzerrten Züge konnten unmöglich von körperlichen Schmerzen herrühren.

Und plötzlich sagte Heinrich mit starrer Ruhe: „Schlaat, wieviel Tage geben Sie mir noch? Seit einer Stunde weiß ich, daß es nicht mehr viele sein werden. Und es ist gut so, Schlaat."

Brummend entgegnete Schlaat: „Also, lieber Gertner, wenn Sie auch die bekannte Unart der meisten Kranken haben, daß Sie aus dem Arzt Dinge herauspressen wollen, die er ihnen mit allem guten Willen nicht sagen kann, dann hört's auf. Sie sind heute schwach, Ihr Herz arbeitet träge, da meinen Sie nun, von ein paar ganz gewöhnlichen Erscheinungen gleich Todesgedanken ableiten zu dürfen. Sie sind auf dem geradesten Weg zur Genesung. Haben Sie Vertrauen zu mir, oder nicht?"

„Man will nur klar sehen, Schlaat. Ich habe Kinder. Ich hätte sie so gerne noch einmal gesehen — bevor —" mit einer kraftlosen Bewegung fuhr er sich über die Stirn — „aber wenn Sie noch Hoffnung haben, freilich, Sie müssen meinen Zustand ja besser beurteilen können."

Geräuschlos öffnete Martin die Tür und mit einem fragenden Blick auf Heinrich stellte er die Sektflasche auf den Tisch.

„Ich hab' mir's gestern gleich gedacht, daß Sie heute herunter sein werden. Jetzt trinken Sie vorerst mal ein Glas Sekt," bestimmte Schlaat, stand auf, schenkte ein und hielt Heinrich das Glas an die Lippen. „Sie werden sehen, in einer halben Stunde lachen Sie über Ihre düsteren Gedanken."

Ohne Widerstreben trank Heinrich das Glas leer. Ob er Schlaat von dem Brief erzählen solle, überlegte er. Aber sofort verwarf er den Gedanken. Was hätte das für einen Zweck gehabt? Ruhe konnte Schlaat ihm auch nicht bringen, und sein Stolz wehrte sich gegen ein mitleidiges Wort. Das hätte er nur von Elisabeth vertragen. Der ungewohnte Genuß des Schaumweines übte seine Wirkung aus. Heinrichs Augen bekamen allmählich Glanz. Und er ließ sich noch einmal das Glas füllen. Ein leiser Rausch, eine Stunde Vergessen, das würde ihm gut tun. Taub sein gegen Lust und Schmerz, das wäre das Beste im Leben. Leider kam man auf diese Weisheit zu spät.

Digitized by Google

Schlaat beobachtete den Kranken mit einem tiefen Gefühl des Mitleids. Es galt Fassung zu bewahren, um ihn über den Zustand hinwegzutäuschen. Seiner Frau würde er nichts sagen, die hatte weder Herz noch Takt. Sie hatte keine Ehrfurcht vorm Leid gehabt; auch der Tod würde ihr die nicht einflößen. Sie sah immer nur sich selbst, und wenn der Himmel einstürzte, würde sie glauben, daß das eine vom Schicksal auf sie gemünzte Bosheit sei.

Unterdessen kam Suzanne ins Zimmer. Von Martin hatte sie gehört, daß ein Brief für sie angekommen sei. Tim konnte nicht geschrieben haben, der ausgemachte Tag war vorüber; erst in der nächsten Woche erwartete sie wieder Nachricht. Aber sie war doch in Sorge. Ob Frau Lütt selbst geschrieben und vielleicht eine unvorsichtige Bemerkung über Tim hatte fallen lassen? Fatal war diese Ungewißheit. Nun mußte auch Schlaat noch bei Heinrich sitzen. Heinrich schien angeregt zu sein. Als Schlaat Suzanne eintreten sah, stand er auf und bot ihr seinen Stuhl an. Sie dankte, erzählte von dem entzückenden Ausflug und warf suchende Blicke nach allen Winkeln, ob sie den Brief nicht entdecken könne.

Heinrich bemerkte ihre Unruhe. Er sah, wie ihre Augen flackernd spürten, und sie erschien ihm zum erstenmal häßlich in der Folter ihres schlechten Gewissens. Mit geschraubten Worten berichtete sie über die Nichtigkeiten, die sie gestern erlebt haben wollte. Die reine Größe der Natur war an ihr abgeglitten. Was sie behalten hatte, waren ein paar putzige Menschen, ein altmodisches Kleid, ein geschmackloser Hut, ein rassiger Geiger im Kurhotel. Er wartete vergebens, daß er ein reines und gutes Wort von ihr vernehme.

Dieses Belauern war seltsam. Es war ihm sonst so fremd gewesen. Er fühlte eine leichte Beschämung. War es nicht erbärmlich, daß er seiner Frau nachstellte? Doch es mußte sein. Er mußte erforschen, wer sie war. Denn obgleich sie ihm zwei Kinder geschenkt hatte, kannte er sie nicht. Der starre Ernst, der wie eine Maske über ihm gelegen hatte, wich mehr und mehr einer gespannten Erwartung.

Schlaat erhob sich. „Sie sind nun in bester Obhut," sagte er beinahe liebenswürdig, „ich mache jetzt meine Runde und sehe dann wieder nach Ihnen."

Als er gegangen, war Suzannes erste Frage: „Du hast einen Brief für mich? Nicht wahr?"

Heinrich nickte.

„Von wem? Bitte, gib ihn mir."

„Später, Suzanne."

Sie fuhr auf. „Du hast ihn geöffnet?"

„Ja."

Mit blitzenden Augen stand sie vor ihm. „Das ist empörend. Die erste Gelegenheit, wo ich aus dem Hause bin, benutzest du, um zu spionieren. Pfui!"

„Du bist so aufgeregt, Suzanne. Hast du kein reines Gewissen?" Er sprach mit einer seltsam hellen, gläsernen Stimme. Aus seinen Augen drohte eine harte Entschlossenheit, die sie an ihm nicht kannte und die sie verwirrte.

Angst kroch in ihr empor. Aber sie nahm sich zusammen, sie wollte keine Furcht verraten, und die aufschnellende Versuchung, Reue zu zeigen, war trotzig überwunden. Sie fühlte, daß sie an einer Schicksalswende stand. Sie wollte ihre Jugend- und Schönheit nicht an Krankheit und Tod binden. Sie wollte frei sein, und hatte sie bisher geglaubt, daß die Dinge sich ihr ohne viel Mühe zu ihren Gunsten entwickeln würden: jetzt erkannte sie, daß sie kämpfen mußte. Und sie wollte es. „Was geht dich mein Gewissen an? Meinen Brief will ich haben," forderte sie blaß vor Erregung. „Du hast kein Recht, ihn mir vorzuenthalten. Du hattest auch nicht das Recht, ihn zu öffnen. O, so undelikat könnte ein Franzose nie sein."

„Es steht hier mehr auf dem Spiel als dein Recht auf Wahrung des Briefgeheimnisses," sagte Heinrich eindringlich. „Du warst mir untreu. Stimmt das? Sprich doch die Wahrheit, Suzanne!" In seinem Ton, so drohend er war, schwang noch eine Bitte.

„Gar nichts sag' ich dir!" Das klang wie abweisender Trotz und war doch nur Furcht vor Heinrichs seltsamem Wesen. „Ich lasse mir keine Geständnisse erpressen!"

„Du tätest aber gut daran, auf meine Frage zu antworten. Es hängt mehr daran, als du ahnst."

‚Wenn ich nur wüßte, von wem der Brief ist,' dachte Suzanne voll Unruhe. „Was möchtest du also wissen?" fragte sie kurz und sah ihn spöttisch an.

„Willst du — Vorbusch heiraten?" Er dachte nicht mehr daran, daß er ihr vergeben könne, selbst wenn sie die Wahrheit sagte. Aber er ersehnte ein knappes und offenes Ja. Als eine verächtliche Lügnerin sollte die Mutter seiner Kinder nicht von ihm gehen.

Mit trockenem Spott entgegnete Suzanne: „Vorbusch heiraten? Lächerlich! Er war in mich verliebt. Ja. Wenn du es unbedingt hören willst. Er und andere. Am Narrenseilchen hab' ich sie herumgeführt." Sie machte ein hochmütiges Gesicht. „Ihr Deutschen seid alle Tölpel und laßt euch gebrauchen, wozu man will. Ihr seid eitel,

Digitized by Google

und ich habe eure Schwäche ausgenutzt. Glaubst du, daß mich Vorbusch mit seinen Fischaugen erwärmt hätte? Bequem ist er mir gewesen mit seiner Langenweile, und dienstbar hab' ich mir seine Verliebtheit gemacht. An wen hätte ich mich denn wenden sollen? Von was leben? Du hast nicht für mich gesorgt. Ich lag auf der Straße. Ja, ja. Ich bin keine Frau, die wie Elisabeth und ihresgleichen in dürftigen Verhältnissen leben kann. Ich nicht. Ich bin keine Deutsche. Primitivere Naturen mögen fertig werden mit Armut und Schmutz. Ich bin aus feinerem Stoff geschaffen."

Wut wirbelte in ihm auf, eine wilde Lust, ein Rausch, sich zu rächen, erfüllte ihn plötzlich; denn nun sah er in ihr alles, was ihm sein Leben verdorben hatte. Sie trug schuld daran, daß er so elend war. Sie hatte ihm Heimat und Heimatsinn geraubt. Sie hatte sein Herz genommen und es in den Schmutz geworfen. Er hörte nicht mehr auf Suzannes unversieglichen Redestrom, ihr helles, rasches, akzentreiches Pariserisch; er sah sich, von Qualen des Leibes und der Seele gemartert, auf dem Hof von Grand Pré. Der Kommandant sagte seiner schönen Landsmännin seichte Schmeicheleien, und lächelnd hörte sie zu. Es war ein und dieselbe Gesellschaft: herzlos und formvoll. ‚Schweig, um Gotteswillen schweig!' wollte er ihr noch zurufen — da hörte er ihre aufpeitschende Stimme, die selbst vor der schäumenden Raserei, die aus seinen Augen brach, nicht haltmachte: „Was willst du von mir? Du von mir! Glaubst du, ich lasse mich halten von einem Krüppel!"

Heinrich war aufgesprungen, hoch aufgerichtet stand er da. „Schweig!" schrie er sie an. Sie lachte, aber Angst verzerrte doch ihr Gesicht, und sie duckte sich scheu an die Balkonbrüstung; wie hilfesuchend irrten ihre Blicke über den grünen, blühenden Garten.

Kein Mensch war in der Nähe. Nur aus dem oberen Stockwerk drang Schlaats dozierende Baßstimme.

„Den Brief!" forderte sie. Und „Spion!" zischte sie, als er ihr das Schreiben verächtlich hinwarf.

Er ballte die Hand zur Faust.

„Willst du mich schlagen? Feigling! Barbar!"

Heinrich taumelte. Er stieß mit dem Arm gegen den Sektkübel. Er sah, wie Suzanne mit gieriger Hast den Brief entfaltete ...

Eine schleudernde Bewegung. Ein gellender Aufschrei. Der Ruck des Tisches. Das Klirren der auf dem Steinboden zerschellenden Flasche.

Mit stieren Augen sah Heinrich, wie Suzanne, am Tisch Halt suchend, dann ins Leere greifend, zu Boden sank.

Vornübergebeugt, mit herabhängenden Armen, stand er da. Noch ein Zucken der Liegenden, wie im Krampf, dann fiel der Kopf schlaff zur Seite.

Mittagsstille.

Gleichgültige Geräusche drangen an sein Ohr, und er nahm sie mit merkwürdiger Schärfe wahr. Spatzen schrillten, vom See drang helles Mädchenlachen. Ein Hund bellte. Sand knirschte unter den Füßen eines Vorübergehenden.

Er hob die Augen und bemerkte, daß das Spinnetz zerrissen war. Und er belächelte das Mitleid, das er mit dem Tierchen hatte. Er — der Mörder Suzannes. Ein seltsames Wort. Mörder? Hatte er sie töten wollen? Wie ein Bündel lag sie da. Häßlich. Unsagbar armselig. Er schauderte davor, an sie heranzutreten, sie zu berühren. War sie tot? Die Gesunde, Lebenshungrige, getötet von ihm, dem Krüppel? Kopfschüttelnd betrachtete er seine Hand. Seltsam, daß er mit dieser zitternden Hand einen Menschen getötet hatte. Und noch seltsamer: daß er keine Reue empfand. Es war ja nur eine Larve, eine Dirne, die er erschlagen hatte...

Aber jäh packte ihn plötzlich der Gedanke an die Kinder. Und an Elisabeth. Und schluchzend barg er sein Gesicht in den Händen. Elisabeth — wie würde sie die Nachricht treffen ... Ein Krampf schüttelte seinen Körper.

Er hörte nicht, daß Schlaat eintrat. Auch den entsetzten Ausruf hörte er nicht. Schlaat übersah mit einem Blick die Tragödie, die sich hier abgespielt hatte. In tiefer Bewegung blieb er stehen. Worte fand er nicht. Endlich legte er seine Hand auf Heinrichs Arm und führte den Wankenden in das anstoßende Zimmer zum Bett. Wie innerlich zerbrochen sank der Kranke in sich zusammen.

Schlaat kehrte zum Balkon zurück und untersuchte Suzanne. Der Arzt hatte hier nichts mehr zu tun. Er scheuchte eine Fliege hinweg, die auf der blau angelaufenen Schläfe Suzannes saß, und breitete die Decke von Heinrichs Liegestuhl über die Tote.

Dann ging er zu Heinrich. Unheimlich still war's. Er setzte sich, tief atmend, neben den erschöpft Daliegenden.

Heinrich schlug die Augen zu ihm auf, wie hilfeflehend, und strich mit der linken Hand über die Bettdecke, auf der ein Sonnenstrahl zitterte — wie eine hingewehte Haarsträhne Suzannes. Schlaat nahm seine abgemagerte, blasse, krankhaft zuckende Rechte und sagte: „Das Schwerste haben Sie überstanden, Heinrich!"

Digitized by Google

AUS RAPHAELS JUGEND

Zu seinem vierhundertsten Todestage

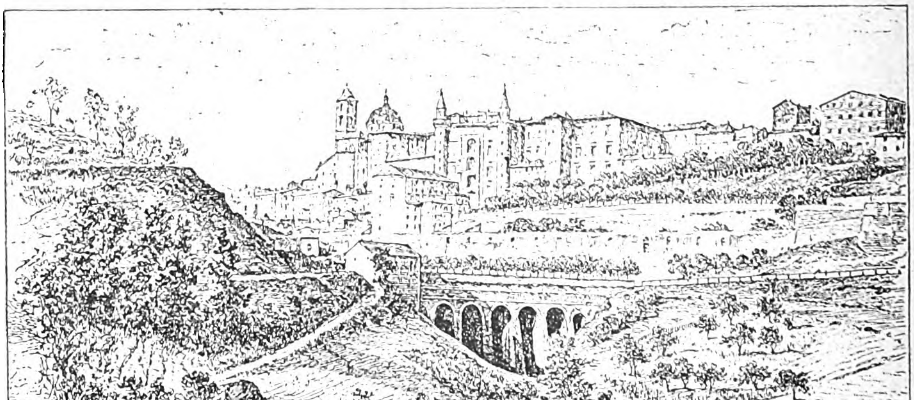
Von Prof. Dr. Oscar Fischel

„Über Wolken nährten seine Jugend
Gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch.“ Goethe

Wenn wir Deutschen den vierhundertsten Gedenktag von Raphaels Tod feiern, so ist das mehr als unser gewohnter Kultus des Ausländischen, denn dieser Italiener und vollends der junge Raphael bleibt für uns ein Bürger des Vaterlandes, das kein Unglück von außen und kein Aufsichselbstbesinnen von innen uns beengen kann. Unsere besten künstlerischen und seelischen Kräfte haben ihm in Schwung und Hingabe gehuldigt, und seit unsere Romantiker, die Präraphaeliten in ihm die schöne Seele entdeckten, sind, von seinem jugendlichen Bild begeistert, unsere großen deutschen Biographien entstanden, und seine frühesten Bilder, die ersten Werke des ‚Madonnenmalers‘, hängen in unserem Berliner Museum. Sein Kultus blieb überall, wo man im Wandel der Kunst das Seelische zu schätzen wußte, gleichsam ein Stück Familienangelegenheit.

Die beiden Landschaften, denen er nach Geburt und Schule seine Herkunft verdankt, die Marken und Umbrien, hat man recht eigentlich das ‚Herz Italiens‘ genannt. Hier lebte jahrhundertelang in den Gemütern die Gewohnheit, sich auf ein Ziel, das Jenseits, zu richten; denn hier, sagt ein alter Chronist, kehrten die Heiligen ein und wuchsen hier hervor. Reliquien strömten

Selbstbildnis des 14jährigen Raphael
Oxford, Museum



Urbino, Raphaels Geburtsort

Skizze Raphaels zu seinem Jugendwerke 'Die Krönung des heiligen Nikolaus von Tolentino'
Lille, Museum

Digitized by Google

Skizze für die Hände des heiligen Nikolaus von Tolentino und des heiligen Augustinus nach dem Liller Entwurf. Oxford, Museum

dem Lande zu: in Perugia der Ring der Jungfrau, in Borgo San Sepolcro ein Nagel vom Kreuz, in Foligno ein Dorn von Christi Krone und ein Kreuzpartikel, in Assisi der Schleier der Jungfrau und ein „serafino in carne", der heilige Franz selber. Sie machten Umbrien zu einem ‚Tempel der Gottheit'. Die heiligsten Personen blieben vor den Augen und im Herzen der Umbrer lebendig, und durch sie wurde die Richtung auf jene andere Welt hier ganz natürlich. In Toskana brachten Entdeckungen wie die der Perspektive die Künstler zur Schilderung der Umwelt und verlockten dann gleich ihre Gedanken zur Zerstreuung im Raum, hier versinken die Beobachtungen am irdischen Modell, und dieselbe Wissenschaft der Verkürzungen gab im Herzen Italiens' Künstlern wie Melozzo und Signorelli den Schwung für den überzeugenden Flug ihrer Gestalten.

Alte Kopie des unteren Teiles von Raphaels ‚Krönung des heiligen Nikolaus von Tolentino' in Città di Castello

Urbino, die kleine Hauptstadt des Herzogtums der Montefeltri, „wie Bethlehem in Juda klein und groß", scheint vom Schicksal ausgesucht zur Heimat für den großen Maler des Jenseits: in den wilden politischen Strudeln eine Oase, ein rechter Musenhof! Wer durch die holperigen und hügeligen Straßen steigt, findet an jedem dritten Haus einen der klangvollen Namen aus Italiens besten Tagen. Es war Herzog Federigo, der Gönner von Raphaels Vater, und Guidobaldo, die es verstanden hatten, alle diese Talente um ihren Thron zu sammeln. Federigo selbst, draußen ein gewaltiger Kriegsheld — nach damaligen ita-

Digitized by Google

Der wiederentdeckte Engelskopf von Raphaels beglaubigtem Jugendwerk ‚Die Krönung des heiligen Nikolaus von Tolentino‘. Brescia, Museum

lienischen Begriffen — genoß in seiner friedlichen Residenz die Einkünfte seines Condottierenberufs und ließ die Untertanen nur den Segen eines solchen Herrn empfinden.

Der Palast, ein Wunder in der Welt der Kunst, Schloß und Kastell zugleich, inmitten der friedlichen Bürgerhäuser, verkörperte Verteidigung und geistiges Leben in seinen festen Mauern. Wenn der Herzog aus seinem Studio auf die schöne Loggia trat, so sah er über eine Landschaft, an deren Höhen und Weiten der junge Raphael zum Maler geworden ist.

Der alte Giovanni Santi, ein mittelmäßiger Meister, aber nachdenklich in seiner Kunst und seinen poetischen Versuchen, die ihn zum Chronisten der Taten Federigos machten, kannte und verstand die großen Geister, deren Werke aus Altertum und eigener Zeit in den Intarsiaschränken der herzoglichen Bibliothek standen. Er war vertraut mit Melozzo, der diese Bibliothek ausgemalt, mit Piero della Francesca, dem großen Lehrer der Perspektive in Linien, Luft und Licht, mit Signorelli, der den Körper seit der Antike zum erstenmal wieder frei beherrschte, und mit dem Architekten des Herzogs, Luciano da Lovrana, der aus Dalmatien alle Herrlichkeiten von Diokletians Römerbauten der neuen Architektur zugute kommen ließ.

Mit diesen Eindrücken von Heimat und Vaterhaus ist der Knabe erwachsen, und es scheint heute nicht mehr interessant, die viel umstrittene Frage zu erörtern, wer sein erster Lehrer war. Er hat genug von seinem Vater,

Digitized by Google

Das Dreiheiligenbild. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

das des dreizehnjährigen Dürer in der Silberstiftzeichnung der Albertina, „do er ein Kind was."

So trat er, nach Vasaris Erzählung, in die Werkstatt des Meisters von Perugia; als wäre ihm dieser Lehrer von der Vorsehung bestimmt, so fand er bei dem großen Maler der Andacht das Beste aus der Gotik wieder: die ausdrucksvoll bewegte Gestalt vor die Züge der umbrischen Täler gehoben, in jenem tiefen koloristischen Klang, der an die Wirkung alter Kirchenfenster, an Orgelton und Chorgesang gemahnt.

Es gab eine Zeit, da man Raphael nachrechnete, was er von anderen übernommen. Seine reiche Natur traf überall und irgendwo sich selbst wieder, dann konnte er, von der verstärkten Woge getragen, in einer Richtung ekstatisch hingerissen werden. Wie es ihm später mit Leonardo, mit Michelangelo und durch sein ganzes Leben mit dem Dichter der ‚Divina Commedia' ging, so war es auch in Perugino für ihn nur ein Sich-Selbst-Finden. Ums Jahr 1500 ist er seines Meisters bester Gehilfe geworden, und mancher besonders ausdrucksvolle Engel unter Pietros damals oft wiederholten Typen verleugnet nicht die quellende, schöpferische Kraft des Schülers.

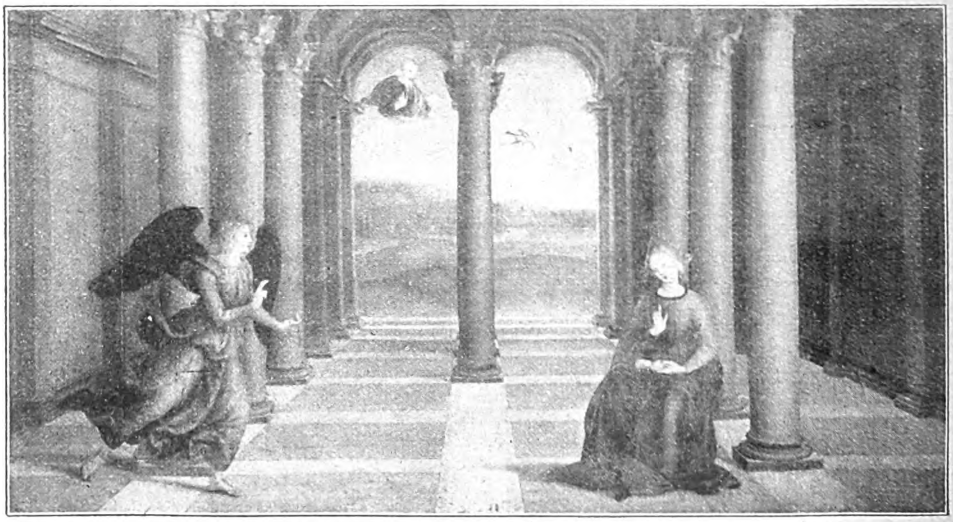
Und nun hat uns das Glück vom ersten ganz eigenhändigen und beglaubigten Werk, das als verloren galt, vor wenigen Jahren ein großes Stück aus dem Nichts zurückgeschenkt. Für die Augustiner von Città di Castello im oberen Tibertal hatte Raphael die Krönung des hl. Nikolaus von Tolentino

Digitized by Google

gemalt. Nach einem Erdbeben entschlossen sich die frommen Väter, das beschädigte kostbare Bild zu verkaufen, um ihr Kloster wieder herzurichten. Es sollte in die würdigsten Hände kommen. Papst Pius VI., dessen Name für immer mit dem vatikanischen Museum verbunden bleibt, hat es erworben und die Fragmente in seine Zimmer bringen lassen. Es mutet wie eine Szene aus unseren Tagen an, wie 1798 die siegreiche Revolutionsarmee unter Berthier in Rom einzog und der republikanische Kommissar unter den Augen des ehrwürdigen Greises zu dem Wein und den Biskuits auch den Fischerring vom Tisch und die Bilder Raphaels von den Wänden mitgehen hieß. Seitdem war jede Spur verloren. Nur kostbare Blätter, in Lille und Oxford (S. 185 u. 186), erzählen von der Komposition. Ihnen und der Kopie vom unteren Teil des Bildes (S. 186) verdanken wir, auf die Fährte einiger verlorener Stücke gekommen zu sein. Es können aber immer noch Bilder Raphaels entdeckt werden.

In der Galerie von Brescia hing ein Knabenkopf, etwas süßlich vermalt und rundum schwarz abgedeckt, dem braven Freund und Nachahmer Raphaels, Timoteo Viti, zugesprochen. Von diesem Bildchen besaß der Verfasser ganz zufällig eine Photographie. Dieser Blick hier mußte ein Ziel außerhalb des Bildes haben. Da fiel mir ein: auf der alten Kopie des Bildes in Città di Castello (S. 186) steht ein Engel mit diesem Halsausschnitt und dieser Draperie neben dem Heiligen, zu seinem Begleiter gewandt. Als ich die Vermutung veröffentlichte, daß in der schwarzen Ummalung die Reste des benachbarten Engels stecken müßten, waren die italienischen Kunsthistoriker vorurteilslos genug, die fremde Ansicht zur ihrigen zu machen. Der Meister der italienischen Restauratoren, Cave-

Die Madonna der Sammlung Solly
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Die Verkündigung. Rom, Vatikanische Pinakothek

Digitized by Google

Madonna Terranuova. Berlin, Kaiser Friedrich=Museum

naghi in Mailand, löste unter den Argusblicken einer ganzen Schar aufgeregter Fachleute die neue Übermalung ab; zuerst wurde nur links ein breiter roter und ein senkrechter weißer Streifen, den man sich nicht deuten konnte, sichtbar; man schwankte atemlos zwischen Enttäuschung und Verwirrung; da erschienen zur Rechten die gebogene Linie und die Federn eines Flügels. Und nun hatte man wirklich den Engel, und zugleich erklärte sich das Rot und Weiß: es gehörte zum Schnitt vom Buch des hl. Nikolaus von Tolentino! Auf Distance und durch Kombination war ein ‚tedesco' glücklicher Entdecker von Raphaels erstem beglaubigten Werk geworden.

Dazu kam, auch in der Photographie erkannt, die Gestalt Gott=Vaters im Museum von Neapel (S. 188). Seine Hände mit der Krone, sein gesenkter Blick und vor allem sein Nimbus, die Mandorla vor dem Steinbogen, führten ganz sicher von der Zeichnung in Lille auf die Spur. Wie in einem Glasfenster fügte sich in den halbrund schließenden Rahmen das große Ornament der Figuren und wie in einem Glasfenster müssen ihre farbigen Silhouetten im Rahmenwerk der Architektur und vor dem tiefer und tiefer werdenden Blau der Landschaft gestanden haben. Perugino durfte mit seinem Schüler als Maler zufrieden sein und vor dem lebendigen Gefühl in der köstlichen Zeichnung zu den Händen und nach den Ateliergenossen, die für die Heiligen Modell standen, sich überwunden sehen.

So war als erstes Bild ein großes Altarwerk beglaubigt, aber es können doch andere Arbeiten vorangegangen sein. Das Berliner Dreiheiligenbild (S.189) steht gewiß am Anfang der langen Reihe seiner Madonnen. Hier hält die Jungfrau, einer Nonne gleich, mit scheu verhüllendem Schleiermantel, die

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Traum des Ritters. London, National-Galerie

So schüchtern und in ihrer Zaghaftigkeit reizend diese ersten Schritte des Malers anmuten, wir finden doch darin den ganzen Raphael in seinem stärksten Wesenszug: aus allem Kraft zu saugen, was er erlebte, sah und las. Jetzt war es noch die Landschaft von Perugia. Für die Frömmigkeit der Gestalten fand er die Begleitung in der feierlichsten Stimmung des Abends, wenn in der klaren Dämmerung Zug um Zug der umbrischen Berge mit Tal und Himmel im Blau versinkt und schwimmt.

Wie konnte man über dem großen ‚Zeichner' so lange den Maler dieses ‚Ave Maria' vergessen, wo alles, der Dämmer der Halle, die tiefgefärbte Landschaft und die sanften Gebärden sich zum wahrhaften Mysterium zusammenfinden?

Nur wer zum Maler geboren, konnte aus Dantes Vision des Inferno mit der brennenden Stadt Dis, deren Minarette in die feurige Lohe ragen, und aus der „stöhnenden Erde und dem heraufbrausenden Sturmwind" diesen unheimlichen Raum für das Schlachtfeld finden, „wo Michael den frechen Lüstling straft" (S. 192). Die Räuber, von Schlangen umwunden, die Heuchler in goldschimmernden, bleiernen Kutten einherwankend, sind Illustrationen zu Dante, aber in der Landschaft grüßt der dichterische Maler die grandiosen Gesichte des malerischen Dichters, wie er es später in seinen reifsten Zeiten bei der ‚Disputa' und immer wieder von der ‚Sistina' bis zur ‚Transfiguration' tun sollte. Heute sehen wir in allen Werken dieser frühen Zeit das Kommende vorgebildet.

Im ‚Traum des Ritters', vielleicht Herakles am Scheidewege, umwerben die ernste und die heitere Macht, das Recht am Leben und der Zug zum Tiefen und Hohen, den jungen Helden. Die Schwertträgerin im dunkeln Violett, die Lockende in heiterem Blau und Gelb mit dem Korallenkettchen verkörpern beide Frauen im Keim den tiefen Gedanken gegensätzlicher und dem Menschen doch naher und unentbehrlicher Kräfte, den

Die drei Grazien. Sammlung des Schlosses Chantilly

er in der ‚Schule von Athen‘ mit Plato und Aristoteles zu gestalten wußte (S. 193). Und dieser philosophisch veranlagte Beherrscher alles malerischen Ausdrucks gibt uns nun ein rein humanistisches Bekenntnis mit derselben glücklichen Harmonie von Gestalt und Farbe in dem lieblichen Bildchen der drei Grazien zu Chantilly (S. 194). Der milde Dreiklang zart leuchtender Glieder wird umspielt von jenem lichten Akkord von Blau, Terracotta und Reseda, der dem Besucher Perugias als glückliches Echo umbrischer Tage bleibt.

So hat er schon damals Feierlichkeit und Heiterkeit zugleich mit dem Vorgang aus der Landschaft empfunden, und das reifste Bild seiner Jugendzeit, das ‚Sposalizio‘, wieder für Città di Castello gemalt, atmet die Freude eines Feiertages, den festlichen Pfingstmorgen, der sein Sonnenlicht über die ausdrucksvollen Gruppen spielen läßt, über die Marmorfliesen zum leichten Rundbau lockt und ein entzückendes Stück umbrischer Landschaft durch die Halle und Tempeltür hindurch erfaßt. Er hat mit gerechtem Stolz zum erstenmal seinen Namen auf das Gebälk des Tempels gesetzt: Raphael Urbinas 1504.

Hier schließt seine Jugend- und Lehrzeit in den stillen Tälern Umbriens, aber sie enthält für uns schon das, was später in Florenz und Rom vor aller Welt zur Offenbarung wurde. Zum Koloristen geboren wie zum Maler des Jenseits, führten ihn Gabe und Streben am liebsten durch die Weite des Raumes, der gleichsam vom Ausdruck der Gestalten ein Echo zurückhallt. Dies hat ihn auch später zum Erbauer feierlicher Kuppelräume gemacht. Und da er gegen Ende seiner Laufbahn als Philosoph und Frommer an das Jenseits dachte und sich sein Grab im Pantheon bestellte, mochte ihn der Gedanke locken, beim Abschied von der schönen Erde noch dieses unendliche Werk von Menschenhand zu durchschweben. Dort hat er vor vierhundert Jahren seine Ruhe gefunden.

Digitized by Google

HENRI BARBUSSE

Von Dr. Wilhelm Friedmann

Während des Krieges war Frankreich die schönste Rolle zugefallen. Die Umstände, die der endlichen Kriegserklärung vorausgingen, waren derart, daß Frankreich dem oberflächlichen Urteil der Welt als das unschuldig verfolgte überfallene Land erschien, und durch eine geschickt durchgeführte Propaganda in den neutralen Ländern, ja auch in Deutschland und Österreich verstand es, sich in dieser Rolle zu behaupten. Die Geschichte erst wird den tatsächlichen Anteil Frankreichs an der Vorbereitung des großen Krieges zu erforschen haben. Nicht nur die diplomatischen, auch die Zeitungs- und Bibliotheksarchive werden Aufschluß geben. Sei dem, wie ihm wolle, kaum sonst irgendwo erklang der Ruf des Hasses mächtiger als in Frankreich; und dieser Haß sprach aus der Seele des besetzten Landes, des ‚pays envahi'.

Trotzdem aber wird man Frankreich nicht den Ruhm nehmen können, daß gerade von Franzosen inmitten der Verhetzung Worte der Besonnenheit gesprochen wurden, wie sie von dorther am wenigsten zu erwarten waren. Franzosen waren es, die versuchten, dieser Flut des Hasses und der Verhetzung, die Verständigung für immer unmöglich zu machen schien, Einhalt zu gebieten, die mit lauter und klarer Stimme das ewige große Evangelium einer über alle Rassen und Ländergrenzen erhabenen Menschheitskultur verkündeten. Wohl übertönte diese Stimmen der Vernunft das Krachen der Geschütze, das Summen bombenwerfender Flugzeuge, wohl raste der Mord weiter, tobten die Zeitungen in blinder Wut fort, aber diese Stimmen verhallten auch inmitten solchen Tobens nicht völlig; sie weckten erst leisen, dann aber immer stärker werdenden Widerhall, hüben und drüben.

Gleich zu Anfang des Krieges schrieb Romain Rolland seine später unter dem Titel ‚Au dessus de la mêlée' vereinigten Aufsätze in Genfer Blättern, Aufsätze, die aus der Erkenntnis entstanden, daß es um mehr gehe als um die Verwirklichung imperialistischer, machtpolitischer Ziele, daß es sich nicht um die Vorherrschaft der einen oder der anderen Rassenkultur, sondern um die Zukunft der europäischen, ja der Menschheitskultur überhaupt handle. Romain Rolland handelte da, wie man es von dem Dichter des ‚Johann Christoph', dieses ‚Wilhelm Meister' der Gegenwart, erwartete. Hatte er doch schon in diesem Roman seinen Helden die Vollendung seiner Persönlichkeit und seiner Kunst in einer Vereinigung germanischer und romanischer Lebens- und Kunstauffassung finden lassen. Das nationalistische Lager in Frankreich erklärte den edelsten Sohn des Landes für einen Verräter; in Deutschland fand man seine Stellungnahme nicht genügend unparteiisch: aber Romain Rolland ließ sich von seinem Wege nicht abbringen. Willig übernahm er das Amt, das sein Meister Tolstoj, wäre er am Leben gewesen, geführt hätte. Er ging seinen Weg weiter, wirkend durch sein Wort, wirkend auch durch sein Leben, das Liebeswerk, dem er sich beim Internationalen Komitee des Roten Kreuzes widmete. Langsam erstand ihm eine kleine Gemeinde: die Deutschen Leonhard Frank und Wilhelm Herzog, der Ungar Latzko, der Franzose Jouve, der Engländer Shaw, der Inder Tagore und vor allem der Österreicher Stefan Zweig, Romain Rollands feinsinnigster Dolmetsch, der sich selbst, seine unendlich feine, liebende Natur in Rolland wiederfand. Langsam reifte in ihnen und anderen, weniger bekannten der Gedanke an das Verbrechen wider den Geist der Menschheit, das dieser Krieg darstellte.

Da erscheint 1916 ein Buch von einem bis dahin wenig bekannten Dichter: ‚Le feu'. Es erhält den Goncourtpreis, es macht von sich reden, wird in alle Sprachen übersetzt, erreicht ungeheure Auflagen. Kein Kriegsroman im landläufigen Sinne mit einem Helden im Mittelpunkt, einer kleinen innerhalb der großen Handlung der Welttragödie. ‚Tagebuch einer Korporalschaft' lautet der Untertitel. Der Name des Dichters, erst nur wenigen bekannt, bedeutet alsbald ein Programm. Henri Barbusse wird eine von allen Richtungen anerkannte künstlerische Größe ersten Ranges; er wird aber auch eine sittliche Macht von größter Bedeutung. Man sucht nach seinen früheren Werken. Gleich anderen hatte Barbusse mit einem Band Gedichte, den ‚Pleureuses' von 1895, als Einundzwanzigjähriger seine Laufbahn begonnen. Dann war der Roman ‚Les suppliants' 1903 gefolgt (beide Werke vergriffen) und schließlich 1914 ein Band Erzählungen unter dem Titel: ‚Nous autres' (Wir anderen). Ein anderer, schon 1908 entstandener Roman ‚Die Hölle' (L'Enfer) wird in den Erfolg von ‚Le feu' mitgerissen, und mit ‚Clarté'' dem zweiten Kriegsroman von 1919, erreicht Barbusse die Höhe seines Ruhmes und seiner Wirkung. Eine Vereinigung mit sozialistisch-humanitärer Tendenz ersteht unter dem Namen des letzten Romans, ein Aufruf voll des glühendsten Optimismus, heißer Menschenliebe, seligen Vertrauens in den endlichen Sieg nicht eines Volkes, sondern der

Digitized by Google

Gleichheit aller Menschen und Völker ergeht, und dieser Aufruf ist mit unterzeichnet von dem greisen Anatole France, der endlich sich zurückfindet. Wohl steht Barbusse im Gegensatz zum Frankreich Clemenceaus, aber hinter ihm steht geschlossen der französische Sozialismus. Barbusse wird der Verkünder der Internationale der Gleichheit, wie Rolland der der Internationale des Geistes.

Suchen wir die Entwicklung Barbusses aus seinen Werken zu erfassen. Leider müssen wir von den derzeit unzugänglichen ersten Werken absehen. Erst von der ‚Hölle‘ an wird die Entwicklung klar. Ein eigentlicher Roman ist auch die ‚Hölle‘ nicht: es fehlt ihr jede Handlung, sie schildert die Entwicklung einer Weltanschauung an einer Reihe voneinander mehr oder weniger unabhängiger Erlebnisse. Ein junger Mann kommt aus der Provinz nach Paris, um dort eine Stelle anzutreten. In seinem Zimmer in der Pension bemerkt er unterhalb der Decke einen schmalen Spalt in der Wand, der einen Blick ins Nebenzimmer gestattet. Tage und Nächte verbringt er nun in angespanntester, schmerzhafter Körperhaltung an diesem Spalt, vergißt alles andere, seine Stellung, die er verliert, und verläßt schließlich körperlich gebrochen, aber seelisch geläutert die Hauptstadt: Durch den Spalt konnte er die ganze Tragödie des menschlichen Lebens in ihren Haupterscheinungsformen: Liebe, Geburt, Krankheit, Tod, Kunst, Wissenschaft, namentlich aber die Liebe in ihrer Schönheit und Häßlichkeit, Erhabenheit und Niedrigkeit an sich vorbeiziehen lassen.

Das Buch ist rein äußerlich genommen eine Umkehrung des ‚Hinkenden Teufels‘ von Lesage. Lesage läßt die menschliche Tragikomödie sich vor uns in den Häusern der Menschen abspielen, läßt die Dächer sich heben vor dem neugierigen Blick des Beschauers. Hier kommen die Menschen zu ihrem Betrachter. Hier wie dort der starke Zug zum Typischen, der Einzelfall so sehr bezeichnend für die Gattung, daß wir nur in wenigen Fällen die Namen der Menschen erfahren, die da unten das ewige alte Spiel der Liebe und des Todes spielen. In diesem Zug zum Typischen ist Barbusse ein echtes Kind altklassischer französischer Überlieferung. Ganz modern aber ist er im Symbolisieren des Zimmers zur Welt, der Steigerung dieses Raumes zur selbständigen Wesenheit; in der Offenheit der Darstellung, die uns keine Einzelheit schenkt, erinnert er vielfach an Zola, schwüler noch wirkend in der Gedrängtheit seiner Darstellung.

Für Barbusse ist in der Liebe, die im Mittelpunkt der Darstellung steht, die Ausdeutung des Liebesaktes im metaphysischen Sinn von grundlegender Bedeutung und einzigartigem Wert. Er sieht darin das Streben nach Überwindung des Alleinseins, des Nichts, das wir um uns fühlen, das Bedürfnis nach Zerreißung des Schleiers der Maja, der uns von den Menschen trennt, und dessen Unzerreißbarkeit wir doch immer wieder erkennen müssen. Unsere Hölle ist unsere Wut zu leben, außerhalb unser selbst zu leben; unser Paradies, zu erkennen, daß wir unsere Welt in uns tragen, daß diese innere Welt nicht nur das einzig Wertvolle, sondern das einzig Wirkliche ist. Der Mensch als Mikrokosmus, als eine in sich abgeschlossene, vollkommene Welt, dessen Vorstellung allein der Makrokosmus, das Leben des Alls bildet. Mit jedem Menschen stirbt eine Welt, mit jedem wird eine Welt neu geboren, Unsterblichkeit liegt nur im Weiterleben in einem Bewußtsein.

Von diesem Punkte aus kann der Mensch auf zwei Wegen weiterwandern: auf dem des Pessimismus — ihn ging der Deutsche, Schopenhauer, — auf dem des Optimismus, und den wandelt der Franzose, Barbusse, weiter. In den Schlußworten der ‚Hölle‘ scheint die weitere Entwicklung des Dichters zu liegen: „Nichts ist um uns. Ich glaube aber, das bedeutet nicht unsere Vernichtung noch unser Unglück, sondern im Gegenteil unsere Wirklichkeit, unser Gottwerden, denn alles ist in uns.“

Eben dieser Mensch, der alles in sich trägt, hat aber das Recht auf sein eigenes Leben, hat die Pflicht gegenüber dem Leben des Nächsten. Man wird nicht fehl gehen, in dieser Auffassung vom Menschen russischen Einfluß zu sehen. Mit Tolstoj leugnet Barbusse das Recht der Regierenden, um des Begriffes des Vaterlandes willen die Realität des Menschen zu opfern, leugnet er das Recht nicht aufs Eigentum, aber auf die Erbschaft, diese Fortsetzung der Ergebnisse eines toten, abgeschlossenen Lebens in einem neuen, werdenden Leben, leugnet er vor allem das Recht der Überlieferung als das angemaßte Recht einer erstarrten Vergangenheit auf die blühende Gegenwart.

Dies ist nun die Weltanschauung Barbusses in dem Augenblick, wo die große Welttragödie anhebt. Mit dieser Stellung gegenüber den Dingen wäre es das Gegebene, zu handeln wie Boris in Tolstojs ‚Und ein Licht leuchtet in der Finsternis‘, den Kriegsdienst zu verweigern und sich aburteilen zu lassen, oder — zu fliehen, dem Vaterlande, dessen Daseinsberechtigung als eines künstlichen Begriffes man theoretisch leugnet, den Rücken zu kehren. Barbusse hat keines von beiden getan. Er hat sich dem Argument gebeugt, das für die sozialistischen Kriegsgegner in Frankreich die goldene Brücke bildete, über die sie zum Heere zogen, wie die Kriegsgegner in Deutschland durch das Wort vom Kampf gegen den Zarismus gewonnen wurden: er ließ sich einreihen zum ‚Kampf gegen den preußischen Militarismus‘. Kann man ihm nun noch das Recht zuerkennen, gegen den Krieg zu schreiben? Gewiß! Denn im Gegensatz zu anderen pazifistischen, aber durchaus fronttauglichen Literaten stand er bei keinem Stabe, steckte er bei keinem Kriegspreßquartier, sondern

Digitized by Google

tat als schlichter Landsturmmann ganz vorne seine Pflicht, machte die blutigen Kämpfe um die Höhe 119 und andere mit, erhielt Tapferkeitsauszeichnungen, lebte mit der grauen Masse des eigenen Heeres, und litt mit allen seinen Brüdern — Franzosen wie Deutschen.

Durch die Tat bestätigte er das Urteil, das Anatole France über sein literarisches Schaffen gefällt hatte: „Endlich ein Mann!" Und der tapferen Tat ließ er das tapfere Wort in ‚Le feu' und ‚Clarté' folgen. Die nur, die selbst all das körperliche und seelische Leid des Schützengrabens erlebt haben, denen durch den Krieg die grauenhafte Sinnlosigkeit des Krieges klar wurde, werden die Apostel eines neuen Evangeliums für die breiten Massen sein können.

‚Le feu' und ‚Clarté' stehen in einem ganz engen inneren Zusammenhange: das erstere stellt eine Art Kriegschronik dar über die Erlebnisse einer Korporalschaft, das andere die Beichte der Entwicklung eines Menschen vom Nationalisten zum Internationalisten Tolstojscher Färbung, freilich ohne christlichen Einschlag. Die gesamte Kriegsliteratur hat kaum etwas aufzuweisen, das an Gewalt der Wirkung dem ‚Feuer' gleichkäme, das dem, der draußen mitkämpfte, die erlebten Schrecknisse wieder so aufleben lassen könnte, das für künftige Geschlechter ein stärkeres Werbemittel im Sinne der Völkerversöhnung werden könnte. Man hat dies Buch ein Epos des Krieges genannt. Mit Unrecht, denn dieser Krieg in seiner äußerlichen Grauheit und Farblosigkeit, dieser Krieg der Unsichtbaren gegen die Unsichtbaren, eben als Stellungskrieg, hatte wohl eine Anzahl dramatischer, aber verhältnismäßig wenig epische Momente. Dieser Krieg war letzten Endes zu sehr Kopfkrieg, um eine große epische Schöpfung hervorzurufen, wie sie der Krieg von 1870/71 noch in Zolas ‚Débâcle' gefunden hatte.

Der Dichter des ‚Feuers' will in erster Linie durch das Ethos, die Gesinnung, aus der heraus er geschaffen, wirken. Grau in grau ist anfangs die Zeichnung der Männer, die die ‚Gruppe' bilden; man sieht zunächst nur die ‚escouade' als Ganzes, als ein durch die Macht äußerer Verhältnisse geschaffenes soziales Gebilde. Dann erst heben sich die einzelnen Köpfe deutlicher und klarer ab. Aus allen Teilen des Landes, aus der Picardie und der Auvergne, aus Paris und aus der Provinz sind sie hier zusammengewürfelt worden; die mannigfachsten Berufe, Kopfarbeiter und Handarbeiter, kreuzbrave Spießbürger und mehr oder weniger leicht angestochene Großstadttypen sind hier aneinandergekettet worden durch das nach Barbusse künstlich geschaffene Band des Vaterlandes, das noch künstlichere militärischer Organisation und Disziplin und das wirklich lebendige der gemeinsamen Gefahr und des Gemeinsam-Menschlichen. Es ist ein soziales Gebilde entstanden, das den Gesetzen der Vergesellschaftung — im sozialen, nicht im ökonomischen Sinne — gehorcht, das sich seine Konvention in Sprache und Sitten schafft. Nicht Helden, Menschen nur will Barbusse darstellen. Er räumt auf mit allem Heldentum und zeigt uns den Menschen in seiner Nacktheit unter der Uniform, zeigt ihn in seiner Todesangst, in seinem Getriebenwerden durch eine Weltordnung, die er anerkennt, weil ihm diese Anerkennung anerzogen ist, die er aber nicht versteht, zu der er kein inneres Verhältnis hat.

Einzelne Szenen sind aneinandergereiht ohne anderen inneren Zusammenhang als den des Soldatenlebens in seiner Trost- und Sinnlosigkeit. An kleinste, in ihrem bürgerlichen Leben sicher unbeachtet bleibende Kleinigkeiten klammern sich diese Männer; sie sind ihnen Sinnbild, Gruß eines Lebens, das sich ihnen täglich zu entziehen droht. Nicht als ob es Barbusse vermieden hätte, auch die Lichtseiten zu schildern; das Genrebild im Stile Wouvermans oder Ostades, wie es eben das Soldatenleben mit sich bringt, wird durchaus nicht etwa verschmäht, aber es bewirkt nur, daß das andere noch dunkler, noch trauriger erscheint. Der künstlerische Mittelpunkt des Buches ist das Kapitel ‚Das Feuer', das, wie es dem Buche den Titel gibt, schon durch seine Länge — es nimmt etwa den sechsten Teil des Ganzen ein — sich als Hauptteil kennzeichnet. Es schildert den Sturmangriff im Sperrfeuer — zweifellos das bestgesehene und geschilderte Schlachtenbild dieses Krieges. Die ganze Angst und Verwirrung der Menschen vor dem Angriff, das besinnungslose ‚Drauflos'! im Toben der Elemente, im Regen der niedermähenden Granaten, die Raserei des Nahkampfes mit Bajonetten und Küchenmessern, das endliche Nehmen der Stellung der ‚Boches' — aber diese Darstellung geschieht nicht in majorem gloriam patriae, wie in dem Wust ‚patriotischer' Kriegsromane, sondern, um am Ende der unerhörten Erregung die unerhörte Niedergeschlagenheit folgen zu lassen, die Bangigkeit der Frage: „Was nun?" (Qu'est-ce qu'on va faire maintenant?), der Frage, die aus den Helden der letzten Stunde wieder arme, gequälte, zweifelnde Menschen macht inmitten des weiten, weiten Trümmer- und Leichenfeldes. Wieder denkt man unwillkürlich an Zola, aber viel schauriger ist diese ins kleinste gehende Schilderung Barbusses aus seinem tiefsten, eigensten Erleben. Von Seite zu Seite überkommt den Leser stärker das Grauen vor diesem Morden, dieser furchtbaren Schnitternte gequälter Menschheit. Am Ende weicht dieses Gefühl des Grauens dem der großen Eintönigkeit des Schlachtfeldes nach verstummtem Kampf, in der nur das Stöhnen der Verwundeten dem Ohr, die verschiedenen Erscheinungsformen der Verwundung und Verstümmlung dem Gesicht, die verschiedenen Verwesungsgrade dem Geruch Abwechslung bieten.

Noch wirkungsvoller vielleicht für die Ab-

Digitized by Google

sichten des Dichters ist das diesem Kapitel vom Feuer folgende: ‚Der Hilfsplatz‘. Auf einem kleinen Fleck unter der Erde ist hier das ganze Elend und Leiden der Verwundeten vereinigt, und in diese Schar, die sich dank ihrem Elend, ihren Leiden, ihren Wunden gerettet glaubt, fällt das furchtbare Bombardement des Gegners. In seiner klaren Objektivität stellt dies ganze Buch einen Protest dar gegen den Krieg. Ganz selten nur ein wertendes Wort. Durch Anschauung allein wird das Entsetzliche enthüllt.

Erst im letzten Kapitel finden wir die eigentliche Wertung des Krieges. Das ganze Schlachtfeld ist überschwemmt, die Gräben vernichtet, und das Wasser verschlingt die Opfer, die dem Feuer entgangen sind. Es treibt Freund und Feind, beieinander Rettung suchend, findend zusammen. An Dantes ‚Inferno‘ erinnert dieses Bild des ertrunkenen Schlachtfeldes mit den verschlammten, toten Menschenleibern, mit den im Schlamm der Erde hockenden Lebenden. Stimmen lösen sich aus der Masse, Stimmen der Menschlichkeit und Gleichheit: „Zwei Armeen im Kampfe miteinander sind wie der Selbstmord einer großen Armee.“ Worte des Hasses gegen Deutschland werden laut; man sieht den Sprecher nicht, weiß nicht, woher sie kommen. Aber andere Worte übertönen sie: „Man kämpft für einen Fortschritt, nicht für ein Land; man kämpft gegen einen Irrtum, nicht gegen ein Land.“ Und eine dritte sagt hoffnungsfroh: „Bedeutet alles, was man erduldet und überlebt hat, nicht des Krieges Ende, so wollt' ich lieber gefallen sein.“ Und die vierte stellt fest: „Sieger sein nach diesem Kriege ist noch kein Ergebnis.“ Und dann ertönt der bedeutsame Ausspruch eines Fünften: „Die Völker sind das Material des Krieges, aber wir, wir entscheiden nicht über ihn, sondern unsre Herren.“ Aus diesen Schreien gequälter Menschen bildet sich die Basis, über der sich des Dichters Weltanschauung als Ergebnis seines Erlebens des Krieges in ‚Clarté‘ erheben wird: ein sozialistisches Programm der Gleichheit, die allein sich verwirklichen läßt, während Freiheit und Brüderlichkeit eitle Schlagworte bleiben werden. Nur die Gleichheit, d. h. die Gleichberechtigung der Menschen, der Parteien, der Völker ist ein Mittel gegen den Krieg; sie wird die neue, die kommende Revolution als einzige Losung von der alten zu übernehmen haben; sie allein gewährleistet den Frieden, bürgt, daß nicht 30 Millionen Menschen tun müssen, was sie nicht wollen können. Denn Kriege werden von den vielen um der wenigen willen geführt. So wird das Buch zu einer furchtbaren Anklageschrift gegen die bestehende Gesellschaft, gegen alle, die, aus Gründen des Ehrgeizes oder des Gewinnes, den Krieg wollen und brauchen.

Nicht der Feind ist der Gegner dieser Soldatenmassen, sondern beide einander gegenüberstehende Armeen haben in der Gesellschaftsordnung den gemeinsamen Feind. Um ihn zu vernichten, um nur einen Schritt fortzuschreiten aber zählen alle Mordtaten, alle Unglücksfälle nicht mehr. Dieses letzte Kapitel des ‚Feuer‘ hat, wie früher viele Stellen der ‚Hölle‘, ein visionäres Gepräge. In Barbusse liegt eine eigentümliche Mischung von Realismus und Romantik. Ein ganz persönlicher Stil, dessen Note durch kurze, rhythmische Sätze und durch die stete Verwendung der von Barbusse glänzend beherrschten Schützengrabensprache unterstützt wird, gibt dem Ganzen Leben und die im Ton zum Inhalt passende graue Farbe.

Das ‚Feuer‘, dieses Buch der Masse, stellt den Hintergrund für ‚Clarté‘, das Buch des einzelnen, die Entwicklung des sozialistischen Weltfriedens- und Völkerbundsgedankens in der Seele eines Menschen dar. Im September 1918 vollendet, erschien es 1919 nach dem Verhallen des letzten Schusses. Sein Tatsacheninhalt ist mit ganz wenigen, sein ethischer Gehalt auch mit unendlich vielen Worten nicht wiederzugeben — denn unendlich groß ist der letztere, wie das menschliche Fühlen und Denken. Ein junger Mann, Simon Paulin, lebt in einem Städtchen ein verborgenes Provinzdasein als Beamter eines großen Unternehmens. Nach dem Tode seiner alten Tante, die ihm die Wirtschaft geführt hatte, heiratet er eine junge Verwandte. Die Ehe ist kinderlos, nach den Stürmen der ersten Leidenschaft ein äußerlich ruhiges Nebeneinanderleben, unterbrochen durch gelegentliche Liebesabenteuer des Mannes. Fest mit der Tradition des Nationalismus und der Kirche verknüpft, beteiligt sich Paulin an allerhand nationalistischen Unternehmungen und Veranstaltungen. Da bricht der Krieg aus, und während die großen Redner ihre Hinterlandsposten beziehen, muß der 35 jährige Mann zum Dienst mit der Waffe einrücken. Im Hinterland und alsbald auch an der Front lernt Paulin alle Seiten des Soldatenlebens kennen: die Entbehrungen, die Sehnsucht nach dem Weibe, die sinnlose Zerstörungswut des Landsknechts, aber er erkennt und schätzt auch das Ewig-Menschliche, das er im letzten seiner Kameraden noch findet. Im Nahkampf übt er den geheiligten Mord, um bald darauf beim Vorwärtsstürmen selbst schwer verwundet zu werden. In seinem Fieberdelirium hat er Visionen apokalyptischer Art. Als Offenbarung enthüllt sich ihm die Lehre von der Einheit der Menschheit, dem gleichen Recht für den sogenannten Feind, der Ungerechtigkeit des Bestehenden. Und gesundet sucht er das in der Vision des Fiebers Geschaute nun in der Wirklichkeit zur Weltanschauung, zum System zu gestalten. Helle ist um ihn erstanden. Die ‚Clarté‘ ist eingetreten. Und diese Klarheit bedeutet die Notwendigkeit einer Umwälzung in der ganzen Welt: denn immer und überall werden sonst die Herrschenden der Masse einen Brocken hinwerfen, sie aber um ihr

Digitized by Google

Recht an der Tafel des Lebens so lange betrügen, als sie sich dieses Recht nicht erkämpft hat. Hier nun wendet sich in der Beichte Paulins der Dichter an und gegen das eigene Land: er geißelt die Phrasen der Herrschenden, verspottet das internationale Gericht über die Schuldigen als Posse, er donnert gegen die falschen Republiken und die ihr Spiel verbergenden, sich liberal nennenden Länder, in denen das anderwärts entwurzelte Übel der offenen Autokratie sorglich verschleiert, weiter gehegt und gepflegt wird. Ein Credo schleudert er hinaus in die Welt, ein Credo an den Sieg nicht der Waffen, sondern der Wahrheit, ein Credo an die noch wenigen, die als „Statuen des Rechts und der Pflicht sich allerwärts gegen den nationalen Egoismus wenden", ein Credo an die Idee, wie oft sie auch durch Attentate einer Reaktion verdunkelt werden mag.

Wie aber die Lehre in Tat umsetzen, wie das Reich vorbereiten? Mit dem Worte allein ist's nicht getan. Der Mensch fange in sich, an sich und seinem Kreise zu arbeiten an; er reinige sein Haus, seine Ehe von der Lüge; er mache sich frei von aller Selbsttäuschung, von der Selbsttäuschung in der Geschlechtsliebe vor allem, bei der er im Weibe doch nichts liebt als seinen Egoismus, sich und es betrügt.

Im letzten Kapitel klingt das Motiv aus der ‚Hölle' in mächtigen Akkorden noch einmal an: den Menschen im Weibe suchen, den Menschen in ihr lieben. Die ‚tendresse' — ein unübersetzbares Wort der französischen Sprache — ist das größte menschliche Gefühl, von ihm erfüllt soll der Mann zum Weibe gehn. Er soll das Leben im Weibe verstehen und lieben. Der Ehe tiefer Sinn aber liegt darin, daß man auf Erden nur einen wirklich Nächsten hat. Und im Zusammenleben mit ihm soll man die Wahrheit verwirklichen. „Sie ist die Gottheit, von der man sich nie abwenden darf, um sein eigenes unendliches inneres Leben zu leiten, um den Teil im Nebenmenschen zu führen, den man in der Seele des anderen besitzt."

Dies sind, kurz zusammengefaßt, die Grundgedanken des Werkes eines Mannes, der — die hier besprochenen drei Bücher haben eine französische Auflage von über 500000 Bänden — heute wohl der meistgelesene Schriftsteller ist. Daß sich in dem letzten, nach dem Waffenstillstand erschienenen Buch noch Zensurlücken an Stellen politischen Inhalts finden, mag ein Beweis sein, wie hoch die Regierung in Paris Barbusses Wirksamkeit einschätzt. Man wird sein Werk nicht eigentlich gedankenreich nennen können. Was wirkt, ist die Intensität seines Denkens und Erlebens weit mehr als die Extensität. In dieser Intensität liegt seine Bedeutung.

Man darf annehmen, hoffen, daß sein Evangelium der Gleichheit der Völker tiefer und tiefer in die Seele der Massen eindringen wird. Die Bestrebungen zur Durchdringung der geistigen Menschen mit der im Deutschland Herders, Goethes, Humboldts heimischen Humanitätsidee werden in Henri Barbusse einen bedeutsamen Weggenossen begrüßen.

Don Quijote vor der Windmühle

Ich grüße dich, verehrtes Wappenbild,
Zum letztenmal, mit hochgestemmtem Schild.

„Für Gott und meine Dame" steht darauf.
Was sonst mein Eigen, fraß der Spruch mir auf.

Nun ward ich müde, und mein Schatten fällt
Alljährlich dünner in die pralle Welt.

Zwar haschte ich dich wieder ohne Scheu,
Höhnte dein Wirbel meiner Herrin Treu

Und zischten deine Flügel mir im Wind,
Daß ihre zarten Beine lockrer sind.

Nie fand an ihr ich eine fremde Spur!
Ich leugne, daß mir andres widerfuhr;

Daß ich der Narr gewesen, fort und fort,
Und daß mein Herz an meinem Hirn verdorrt.

Noch leuchtet Eine, die mich nie betrog,
Die Heiligste, um die ich kämpfen zog.

Sie blaut im Sichelmond, und Kirchenschein
Hüllt ihre unberührten Glieder ein.

Sie ist die Mutter und sie ist die Maid.
Ich will bei ihr sein vor der Dunkelheit.

Ihr bringe ich den Schild als Opfer dar,
Der Einzigen, die keine Dirne war.

Franz Theodor Csokor

Digitized by Google

Die Bande Eine mexikanische Abenteurergeschichte von Otto Gmelin

Sie waren alle kleine, geschmeidige Gesellen. Die Jüngsten unter ihnen waren halbe Buben, die Ältesten waren Männer von sechsunddreißig Jahren. Jene hatten bartlose Kindergesichter, diese trugen schwarze Schnurrbärte, die zottig und strähnig über ihre gelbbraunen Kindergesichter herabhingen. Nichts war an ihnen vom königlichen Stolz des Indianers, wie er in Indianergeschichten geschildert wird. Keiner von ihnen konnte einem Menschen offen ins Gesicht sehen; ihre Augen waren klein und unruhig; jeder ihrer Blicke war wirr. Ihr blauschwarzes Haar schnitten sie sich selten. Ihr Mund reichte beinah von einem Ohr bis zum andern. Die wulstigen Lippen, und die breite, flache Nase mit den fast nach oben geöffneten Nasenlöchern gaben ihnen das tierische Aussehen. Der kleine Kopf, der trotzdem aufgedunsen aussah und dessen Backenknochen scharf hervortraten, saß auf einem dicken, kurzen Hals, und der Hals wuchs aus einem glatten Schlangenkörper. Sie wären alle fünfzig zum Verwechseln ähnlich gewesen, hätten die Bärte sie nicht teilweise unterschieden. Alle trugen sie leinene Hosen und ein um den Hals offenes Hemd. Einige hatten im Land gewebte rote Decken, die sie bei Kälte und Nässe umhingen und deren Rot weithin leuchtete. Gegen die stechende Sonne hatten sie einen hohen, spitzen Strohhut mit breitem Rand. Alle saßen sie auf kleinen, braunen Gäulen und in schweren Sätteln. Um den Leib trugen sie Patronenriemen, über den Schultern hingen ihre Gewehre und am Sattel ein langer Degen, den sie Machete nannten.

Nur einer sah anders aus, der Häuptling. Er besaß eine Jacke aus gelbem Leder und einen Hut aus grauem Filz, der mit Goldornamenten kunstvoll bestickt war. Er hieß Antonio Obregon, war ein wenig größer und kräftiger als die andern und trug Stiefel mit Sporen und enganliegende Hosen. Obregon, der Coronel, war die Seele der Bande. Sein stechender Blick sah alles, und er wußte damit das Verborgenste ans Licht zu ziehen. Hatte ihm einer einen Diebstahl, den er auf eigene Rechnung unternommen, verheimlicht, so fand er das heraus; hatte er keine Lust mehr, umherzuziehen, so sah er es ihm an der Art an, wie er ritt, und wollte ihn einer verraten und gegen Belohnung der Behörde ausliefern, so war der Elende begraben, ehe es ihm noch selber klar war, was er hatte tun wollen. Obregon war schlau genug, sich gefürchtet zu machen, weil er selbst stets Furcht hatte.

Es waren Leute aus mancherlei Gegenden des Landes, die sich zusammengefunden hatten. Da waren solche aus den Lehmdörfern der kalten Berge, wo man nahe den Nadelholzwäldern zwischen Felsen wohnt und die Hochebene vor sich sieht wie ein verheißenes Land. Sie kannten die Staubstürme, die zu gewissen Tages- und Jahreszeiten über die Hochebene rasen, und sie waren es, die die roten Decken gebracht hatten. Und es waren auch solche da aus dem Landstrich der Holzhütten. Sie kamen von den Randgebirgen der großen Ebene, wo die Bäche das ganze Jahr hindurch fließen, wo alles grün ist von Laubwald, Busch und Bananen; sie kamen aus den engen Bergtälern und der dumpfen Stille des fruchtreichen Landes. Und es waren auch welche unter ihnen aus der heißen Niederung, der Gegend der Stroh- und Bambushäuser; sie kamen aus den Dörfern, die an langsam fließenden Flüssen zwischen den lichten Hainen der schlanken Kokospalmen liegen, dorther, wo meilenweite Sumpfwälder Myriaden Fiebermücken ausbrüten.

Tagelang lagen sie im Walde und in den Schluchten. Sie bauten sich Hütten und Zelte, die eben für einige Wochen genügten, und lebten den Weibern, dem Schlaf und dem Schlemmen. Dann kam wohl auch ein wandernder Schnapsverkäufer in ihre Einsamkeit und brachte Mezcal. Sie genossen aber ihre Ruhe nicht lange. Erst stürzten sie gefräßig über die zähen Maiskuchen und den aus den grünen Früchten eines Baumes bereiteten Brei her, dem sie reichlich roten Pfeffer beimengten; bald aber verloren ihre Augen wieder alle Gier, und nach wenig Wochen war ihr Geschwätz träge, oder sie wurden grundlos streitsüchtig. Sie lagen herum, ohne etwas zu denken und ohne zu schlafen. Sie bestahlen einander und tauschten heimlich ihre Frauen, um sich nachher zu ertappen und zu stechen. Dann war es Zeit, daß Obregon mit seinen Getreuen zurückkehrte. Es war vielleicht an einem schwülen Abend. In Gruppen saßen sie um die Feuer vor den Hütten, und die Luft stank nach ihrem Mahl, dem Dunst heißen Öles. Der Rauch zog durch den Wald, statt aufzusteigen, und vertrieb die unzähligen Leuchtkäfer, die ihn sonst in den heißen Nächten

Digitized by Google

Junges Menschenpaar

Bildwerk von Prof. Georg Kolbe

Digitized by Google

Digitized by Google

umschwirrten. Die Männer sogen den Duft ein, aber sie redeten nichts; sie fraßen ihre Mahlzeit, ohne sie zu genießen. Dann kam Obregon bis mitten ins Lager geritten. Er hatte einen Braunen, den er einst einem amerikanischen Farmer abgenommen, ein muskulöses, ausdauerndes Texaspferd, das ein wenig größer war als die meisten anderen Gäule. Er rief ihnen zu, in wenig Stunden sollte aufgebrochen werden; nach zwei Nachtritten sollte eine Hazienda überfallen werden. Dort gab es Gäule, Schmuck und allerlei schöne Dinge. Sie war schwach bewaffnet; nicht mehr als acht Gewehre zählte man, sie aber waren fünfzig!

Bald kletterten die kleinen Gäule die schmalen Wege bergan. Die Banditen hielten in der Linken die Schnur, die als Zügel diente, in der Rechten die Flinte. Kamen sie auf flaches Land, so schlugen die Gäule einen kurzen Trab an, und die Frauen hielten sich an den Mähnen und liefen mit, soweit sie nicht beim Gepäck und den Mauleseln hinterhertrotteten. So als bewaffnete Schar ritten sie meist nur nachts. Nur in der Nacht fühlten sie sich sicher. Ihre Augen wurden dann größer, ihre Glieder geschmeidiger, und ihr Körper erhielt eine Spannkraft, der der Sehnen des Raubtiers ähnlich, das zum Sprung ausholt. Sie waren keineswegs kriegerisch. Wenn sie durch die Nacht trabten, so war es kein lustiges Kriegsvolk; kein Wagemut machte sie lebendig, nur ein dumpfes Weiterwollen oder Weitermüssen war es, das sich in Ruhetagen ansammelte und dem nun Befriedigung wurde. Sie hatten keine Vorstellung bestimmter Art von Reichtümern, die sie erwerben wollten; viele wollten gar nicht erwerben. Sie stahlen nicht, um zu besitzen; ihr Raub war Selbstzweck. Einer hatte einmal ein altspanisches kunstvoll ziseliertes, silberbeschlagenes Zaumzeug erbeutet; er trug es einige Wochen mit sich herum, dann vergaß er es fast und warf es schließlich weg, ohne den Versuch zu machen, es zu gebrauchen oder zu verkaufen. Ein anderer hatte einer Amerikanerin die ringtragenden Finger von der Hand gehauen und wie die Patronenhülsen in seinen Gürtel getragen, bis er, weil die Finger verfaulten, die Ringe an einen Wandertrödler so billig verkaufte, daß er sich eben zwei Pulqueräusche davon bezahlen konnte.

Stark entwickelt war ihre Grausamkeit. Ein Überfall, bei dem nicht einige, womöglich Frauen, lebend in ihre Hände fielen, war nur ein halbes Vergnügen, und die Orgien, die sie nach geglückter Eroberung hielten, waren die einzige Gelegenheit, wo sie, freilich nach Genuß von viel Mezcal und Pulque, lachen konnten und sich freuten. Dann wurden sie ganz Trieb, und ganz frei fühlten sie ihre Macht einem wehrlosen Opfer gegenüber. Sie taten groß vor sich selbst und einer vor dem andern und bewiesen dadurch nur um so mehr, wie feig sie waren. Obregon wußte darum; bei ihm verlief alles bewußter, obwohl er eins mit ihnen war, und er fürchtete ihre und seine eigene Feigheit. Darum hütete er sich, sie gegen einen Gegner zu führen, der ihnen an Stärke auch nur gleich gewesen wäre. Sorgfältig erkundigte er zuerst die Verhältnisse. Weil er hierin ein großes Geschick hatte, war er weithin gefürchtet.

Auch waren sie weit im Land herumgekommen, denn eben das war ihre Lust, von der sie selbst nichts wußten: herumzuziehen. In den beiden ersten Jahren, während denen sie sich zusammengefunden hatten, schlichen sie durch die Sumpfwälder unweit des Meeres, wo sich die Kokos- und Bananenpflanzungen in der Wildnis verstecken. Manchmal hatten sie dort die langen Mauleselzüge abgefangen, die viele Hunderte schwersilberne Taler zur Auslöhnung der Arbeiter von den Städten oder den nächsten Bahnstationen auf die Güter bringen sollten. Dann, im folgenden Jahr, huschten sie durch die Bergschluchten zwischen den blühenden Büschen der weißen Nachtkelche und der purpurnen Weihnachtsblume. Dort liegen die großen Kaffee-Hazienden in üppigen Laubwäldern, und die hellgrünen Felder der Zuckerpflanzungen dehnen sich über die unbewaldeten breiteren Flächen. Manche Arbeit vieler Jahre hatten sie eingeäschert und sich mit teuflischem Hohnlachen an der Qual und Not der Haziendados gefreut, die sie oft, nachdem sie das Brauchbare geraubt, alles übrige zerstört und das Haus angezündet hatten, halbverstümmelt und gar nicht oder schlecht bekleidet wieder frei ließen. In jenen Bergen steigen die wenigen Bahnstränge in vielgewundener Linie über Brücken und steile Hänge zur Höhe; zweimal hatten sie Züge angehalten, indem sie eine Brücke zerstört oder Schienen aufgerissen hatten. Ausgeraubt wurden die Reisenden zu Fuß weitergeschickt.

Im vierten Jahre, in den Monaten, wo die große Dürre einsetzt, erreichten ihre Raubzüge das Hochland; dort sollte sie ihr Schicksal erreichen. Ihre Pferde liefen hurtiger, und in ihnen selbst schien für Augenblicke wenigstens etwas Freieres, Kühneres wachzuwerden, wenn sie weithin um sich blicken konnten und sogar die nächsten Berge in verschwimmender Ferne sahen. Daher kam es vielleicht, daß sie jetzt öfter im grauen-

Digitized by Google

den Morgen, ja einige Male in den sonnenhellen Tag hineinritten. Dann fing einer, der vorne ritt, plötzlich an zu galoppieren, und die hinter ihm folgten seinem Beispiel, bis die ganze Bande in einer wilden Jagd fast sinnlos über die Ebene raste. Weich von feinem Staub war der Boden, und den Weg, den sie genommen, bezeichnete weithin eine Staubwolke, die in der stillen Luft unbeweglich über der Erde liegen blieb. Kamen sie dann auf eine Anhöhe, so konnten sie zurückblickend die gewundene Spur ihres Weges in dieser Wolke erkennen, oft soweit, daß sie sich erst am Horizont im allgemeinen Dunst zu verlieren schien. Selten waren hier die Siedelungen. Die Bande jagte in großem Bogen wohl um ein Dorf herum, das sich zwischen hohen, steifen Kakteen und rotbeerigen Perubäumen versteckte, oder sie trabte bei dämmerndem Frühlicht, wenn der Morgenstern noch funkelnd am kupfergrünen Himmel stand, durch die meilenweiten Felder alter Agaven. Diese standen in melancholisch gleichmäßigen Abständen und kerzengeraden Reihen, die in der Ferne zusammenliefen. Es waren solche darunter, die größer waren als der Coronel, wenn er auf dem Gaul saß. Hie und da ragte der baumdicke Blütenschaft einer solchen Magney aus dem Grunde der bretthartcn Blätter. Manchmal war das Land auch steinig oder sumpfig, oder kaum einige graue Flechten überzogen den salzigen Boden, auf dem flache Seen im Laufe der Jahrhunderte langsam von der Sonne aufgesogen worden waren. Kürzer wurden in dieser Zeit die Lagerpausen. Es gibt dort Schluchten, tiefe Risse im Eruptivgestein, das sich einst in breitem Strom von den Kuppen der Grenzberge herabgewälzt haben muß; bei der Erkaltung ist die zähe Masse gesprungen, und durch die Sprünge hat das nach wolkenbruchartigen Güssen der Regenzeit herabschießende Wasser schmale Hohlwege gefressen, deren Ränder senkrecht abfallen und die oft höher sind als breit. Verkrüppelte Kiefern und Dorngebüsch klammern sich an die Hänge. Einer dieser breiteren Risse wurde der dauernde Ruheplatz der Bande, wohin sie ihre Beute schafften, wo sie die Weiber und Kinder ließen und sich in den natürlichen Höhlungen ansiedelten. Aber immer nur für kurze Zeit kehrten die Männer in diese Schlupfwinkel zurück. Trotzdem war ihre Beute karger als in den Vorjahren. Die wenigen Dörfer, die sie ausgeraubt hatten, waren arm, die Haziendon waren nicht nur seltener, weil dort mehr Großgrundbesitz ist, es war ihnen auch schwerer beizukommen. Man konnte sich nicht in der Nähe versteckt halten, weil kein Versteck da war, und Militär machte die Gegend weithin unsicher. Meist mußte man sich auf Viehraub im kleinen beschränken und weit hinausreiten, um den Schlupfwinkel nicht zu verraten. Daher kam die Gelegenheit zu den längeren und schärferen Ritten, und diese wurden ihnen so zur Gewohnheit, daß sie oft den Mangel an reicherer Beute darüber vergessen konnten. Trotzdem gab es Augenblicke, z. B. nach einem vergeblichen Versuch, ein reicheres Gutsgebäude auszurauben, oder wenn die Beute hinter dem erwarteten Ertrag zu weit zurückblieb, daß ein undeutliches Murren über die Lippen derjenigen kam, die sich um ihren Lohn geprellt sahen. Dies war jedoch bald vergessen, wenn ein neuer Raubzug sie mit neuer, dumpfer Hoffnung füllte und die Bewegung selbst ihrem Trieb Genüge tat.

Worin jenes ferne Glück bestand, dem sie nachjagten, das wußten sie selber nicht. Auch Obregon war unbefriedigter, obgleich er lebendiger geworden war, und er erwartete und suchte die Gelegenheit, einen großen Fund zu tun und eine reiche Beute zu gewinnen. Zuerst suchte er den Mangel an diesem Außerordentlichen durch ausgesuchte Grausamkeit zu ersetzen. So überfielen sie eine kleine Hazienda, in der, wie sie selber vorher wußten, durchaus nichts zu holen war. Sie fingen den Besitzer und seine Familie, banden sie und zwangen sie mitanzusehen, wie alles, was sie besaßen, zerstört wurde, indem sie sie von Zimmer zu Zimmer, von Raum zu Raum mitführten. Sie zerhackten Tische und Stühle in Kleinholz, sie rissen die Leinwand und die Kleider aus den Schränken und zerschnitten Stück für Stück mit ihren ‚Machetes'. Sie zausten die Vorhänge herunter und zertrümmerten die Spiegel und Fensterscheiben. Aber das war nur das Vorspiel, denn nun mißhandelten sie die Familie vor den Augen des Vaters und nötigten diesen, den langsamen und entehrenden Tod von Frau und Kind anzusehen. Darauf rissen sie ihm die Kleider vom Leib und warfen sie in die Flammen des an vier Enden angezündeten Gutshofes.

Nach dieser Heldentat ritten sie davon. Der Mann wurde wahnsinnig, und sein Narrenlachen, das ihnen nachschallte, ließ ihr Herz hüpfen.

Der Heimritt führte sie an einer halbverfallenen kleinen Wallfahrtskapelle vorbei. Dort stiegen sie ab und knieten vor der alten holzgeschnitzten Maria. Sie taten dies nicht, weil sie etwas wie Reue fühlten oder ein Bedürfnis, sich von Sünden zu reinigen, noch weniger aber aus Heuchelei; denn vor wem sollten sie heucheln, da jeder die an-

Digitized by Google

dern besser kannte als sich selbst? Sie taten es aus einer unterwürfigen Frömmigkeit heraus und in Erinnerung an die Kindheit, wie sie denn im allgemeinen auch keineswegs gottlos waren. Trugen doch viele von ihnen einen Rosenkranz aus weißen und roten Perlen mit silbernem Kreuz stets auf der nackten Brust, und es fehlte nicht an Stunden, wo sie nach Weihrauchduft und der Litanei verlangten, die der Priester mit singendem Ton vorsagte. So kam es, daß sie — und das geschah in diesem Jahre öfter als früher — einzeln und unbewaffnet in die Kirchen der Dörfer gingen, deren schellender Glockenton für sie ein unwiderstehlicher Ruf blieb. Und auch diese seltsame Frömmigkeit sollte mitwirken zu ihrem Verderben.

In diesen Monaten nämlich trafen sich Obregon und einige seiner Leute an einer verabredeten Höhle regelmäßig mit einem alten Zwischenhändler. Er brachte auf Mauleseln Zigaretten, Schnaps, Reis, Bohnen und andere nötige Kleinigkeiten wie Munition; dafür nahm er erbeutete Dinge oder Geld in Tausch. Keiner wußte mehr von ihm, als daß man ihn Don Francisco nannte und daß er sie stets betrog. Manchmal drohte man ihm, ihn zu erschießen, weil er nicht bessere Preise machte, aber man hütete sich wohl, diese Drohung auszuführen, da er als bestochenes Zwischenglied zwischen den Behörden von unersetzbarem Wert wurde. Er war ein alter Kerl mit weißen Bartstoppeln, über dessen Vergangenheit sich niemand Gedanken machte, wenn man es auch seinen schmalen, suchenden Augen ansehen konnte, daß er Erfahrung in vielen dunklen Dingen haben mußte. Er hatte als Eseltreiber einen jungen Burschen von vielleicht fünfzehn Jahren bei sich, der etwas verkrüppelt war; es gelang nicht, diesen auszufragen, denn er konnte zwar offenbar alles verstehen, aber er brachte kein Wort über die Lippen, sei es daß er sich aus Schlauheit verstellte, sei es daß er wirklich stumm war. Ende Februar nun hatte Don Francisco bei einer ihrer Zusammenkünfte einen hohen Betrag gefordert, den er — er behauptete es wenigstens — dem Leutnant schulde, der ihr Versteck kenne, sie aber dennoch ungeschoren lasse, wenn man ihn für seine Dienste bezahle. Schon einige Male hatte Obregon solche Beträge entrichtet, und es war erwiesen, daß militärische Patrouillen, die ausgesandt waren, ihr Nest aufzuheben, des öfteren in großem Bogen, geradezu wie beabsichtigt, um ihr Lager herumgezogen waren. Aber die Gelderhebungen wurden immer häufiger und beträchtlicher. Man beschuldigte Don Francisco, daß er unverhältnismäßig viel in seine Tasche fließen lasse, und wies ihn ab. Zu alledem fielen aber noch am Abend dieses Tages einige, nachdem sie sich an dem gelieferten Mezcal gütlich getan hatten, über den Alten her und gaben ihm mit ihren Knütteln einen empfindlichen Denkzettel auf den Weg, sehr gegen den Willen Obregons. Darauf erschien Don Francisco einmal nicht, aber schon zwei Wochen später stellte er sich wieder an der verabredeten Stelle ein, und sein andauerndes Grinsen schien zu beweisen, daß er alles vergessen und sein Unrecht einsah.

In Wahrheit sann er auf Rache. Es gelang ihm, die bis dahin unbefriedigte Beutelust des Coronels zu benützen, um ihn in die Falle zu locken. In einer abseits liegenden Walfahrtskirche war eine Maria, deren Kleid aus feinen Goldplättchen bestand und deren Diadem mit echten Steinen geschmückt war. Wenige wußten davon, und die meisten, die die hölzerne Maria gesehen hatten, dachten nicht daran, daß Gold und Steine echt waren. Wer weiß, wie Don Francisco zu dieser Kenntnis gekommen war. Auf jenes Heiligenbild lenkte der Alte die Aufmerksamkeit Obregons. Dieser zweifelte, der andere war bereit, den Beweis zu liefern. Am folgenden Tag ritten sie hin. Es ging durch ein ausgetrocknetes Flußbett, das sich an einer Stelle zu einem tiefen Sandhohlweg mit steilen Wänden gestaltete; dieser war oben mit Dorngebüsch und riesigen Säulenkakteen umsäumt. Unweit davon kam man zur Kirche. Sie lag auf einem Hügel, der sich aus der sonnigen Ebene wie eine Oase hob, denn die breiten Stufen führten zwischen Zypressen und Pinien, zwischen Mäuerchen, die mit blühenden Rosen überschüttet waren, hinauf zu dem Portal der in der besten spanischen Zeit erbauten Fassade. Alles war in Ordnung: Don Francisco hatte nicht gelogen; in der düsteren Seitenkapelle stand in einer Nische hinter Glas die versprochene goldene Maria, eines der wenigen kostbaren Stücke, die, wohl aus Zufall und weil die Behörden nichts davon wußten, der Kirche in den Tagen des Präsidenten Juarez erhalten geblieben waren. Am Fuß des Hügels lag ein kleines Örtchen, das kaum hundert Einwohner zählen mochte. Die Kirche selbst mit dem Pfarrhäuschen war vom Pfarrer und Kirchendiener bewacht. Als Obregon des Kleinods ansichtig wurde, senkten sich seine Knie gewohnheitsmäßig, aber seine Augen tasteten gierig die Kostbarkeit ab, und als er sich nach einigen Minuten erhob und scheu um sich blickend die Kapelle mit Don Francisco verließ, hatte er den schänd-

14*

Digitized by Google

lichsten Diebesplan seines Lebens gefaßt. Don Francisco ermittelte durch sorgfältige, mittelbare Fragen, daß der Coronel am übernächsten Tage das Unternehmen ausführen und mit der Bande so ausbrechen wolle, daß sie bei Tagesanbruch am Hügel ankommen werde. Der Alte wußte also Bescheid und zog grinsend mit seinem stummen Gefährten seines Wegs. Obregon aber hatte ihn angelogen; schon in der übernächsten Nacht wollte er hier sein, und bei Tagesanbruch hoffte er seinen Raub längst in Sicherheit zu haben.

Nachdem folgenden Tags die nötigen Anweisungen gegeben und Vorbereitungen getroffen waren, brachen die meisten von ihnen um die Zeit des Sonnenuntergangs auf. Der Südwind fegte den Staub über die Hochfläche, daß die Sonne blutrot ward. Sie ließen die Kordeln aus den Händen, und die Gäule rasten. Die hohen Schäfte der Magney flogen an ihnen vorbei, und eine Staubwolke hüllte alle außer den ersten ein. Als die Sonne hinter den blauen Bergen am Horizont verschwunden war und die Nacht plötzlich hereinbrach, wie es in jenen Gegenden der dünnen Luft zu sein pflegt, gelangten sie in das Flußbett, wo sie im Schritt weiterzogen. Hinter der Schlucht rastete ein Teil, bis die Patrouillen zurück waren. Sie schwatzten und saßen, in ihre Decken gehüllt, in Gruppen zusammen, ohne sich Feuer anzünden zu dürfen. Nach Mitternacht wurde der Überfall auf Dorf und Kirche ausgeführt. Obregon drang mit den Auserlesenen in die Kapelle ein. Da dies nun aber das erstemal war, daß sie kirchenschänderisch einen so heiligen Ort überfielen, so überkam sie, als sie das Flämmchen des ewigen Lichtes erblickten und die feierliche Kühle des Raumes atmeten, ihre alte Frömmigkeit. Ein dünner Mondstrahl drang irgendwo durch ein Fenster und überzog einen Streifen der bemalten Wand und des Fußbodens mit weißem Licht. Die eingetreten waren, knieten nieder und begannen mechanisch Gebete zu murmeln. Obregon kam auf einen merkwürdigen Einfall. Sie hatten den Pfarrer gefangen; er ließ ihn holen und befahl ihm, eine Messe zu lesen; unter dieser Bedingung wollte man ihn freilassen. Er sträubte sich zuerst, man hieb ihm einen Finger ab; da gab er nach. Fast alle fanden sich ein und genossen die Segnung des Gebets. Viele sahen seit Jahren zum erstenmal wieder die rotgekleideten Chorknaben — denn auch diese hatte man hergeschleppt — im Schein der Kerzen das Weihrauchfaß schwingen und den wandelnden Priester. Mit Inbrunst sogen sie den Duft des Rauches ein und sprachen die unverstandenen Worte nach, die jener ihnen vorsang. Als das Miserere zu Ende war, erhob sich Obregon, der Priester verschwand, und der Coronel drang mit dem Machete in die Seitenkapelle, wo gerade die goldene Maria vom Mondstrahl getroffen wurde und in fahlem Lichte leuchtete. Sporenklirrend trat er vor sie hin. Er zitterte ein wenig und zögerte einen Augenblick, bis das Funkeln des Goldes mehr in ihm vermochte als die alte Ehrfurcht. Er holte aus und hieb: klirrend fielen die Scherben auf den Steinboden. In dem Augenblick, da er die Hände ausstreckte, um nach dem Gold zu greifen, krachte ein Schuß. Obregon schlug von unsichtbarer Hand zu Tod getroffen hinterrücks auf die Steine und blieb leblos liegen.

Die das sahen, vergaßen alles. Sie jagten hinaus, sie erreichten die Gäule, schwangen sich auf und rasten in blinder Hast davon. Diejenigen von ihnen, die nicht mit in der Kirche gewesen waren, die ausgestellten Wachen, die andern Abteilungen, die Patrouillen, die dies sahen, folgten ihnen, ohne zu wissen, warum.

Eine wahnsinnige Flucht setzte nun ein. Sie irrten sich zuerst im Weg. Als sie den richtigen gefunden hatten, begann es zu tagen. Hätten sie nicht soviel kostbare Zeit vorher mit Beten vergeudet, so wäre trotz ihres Irrweges der Hohlweg, durch den sie hindurch mußten, noch nicht umstellt gewesen, denn Don Francisco und der Leutnant mit seinen Soldaten erwarteten die Bande dort erst seit wenigen Minuten, weil sie den Angaben des Coronels gemäß den Raub erst bei Tagesanbruch vermutet hatten. Nun war es zu spät. Als sie an den Ausgang der Schlucht kamen, krachte ihnen eine Salve entgegen; sie wollten umdrehen, aber auch von dorther schoß es jetzt. Schon lagen viele im Staub. Ihre Feigheit wich einer völligen Gleichgültigkeit. Die noch übrig waren, ergriffen ihre Gewehre und feuerten gegen den Feind, von dem sie kaum etwas sahen. Sie nahmen nicht vom Leben Abschied, sie schrien nicht um Hilfe, bedauerten sich nicht und zitterten nicht, aber sie stürzten auch nicht in mutiger Verzweiflung gegen den Feind. Einer nach dem andern fiel, verdrehte die Augen und krampfte die Finger, und der neben ihm sah ihn an und grinste mit stummer Verständnislosigkeit. Man gab keinen Pardon; alle büßten mit dem Leben.

In derselben Morgenstunde wurde ihr Nest in der Bergschlucht ausgehoben.

Digitized by Google

Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Wedekind — Max Herrmann: Albine und Aujust — Gabryela Zapolska: Die unberührte Frau — Heinrich Lautensack: Die Pfarrhauskomödie — Bernard Shaw: Pygmalion — Georg Reicke: Sie — August Strindberg: Fräulein Julie; Ein Traumspiel; Advent — Shakespeare: Cymbelin — Gerhart Hauptmann: Und Pippa tanzt — Anton Tschechow: Iwanow — ‚Hamlet' und Rollands ‚Danton' im Großen Schauspielhause — Carl Sternheim: Die Marquise von Arcis — Georg Kaiser: Hölle Weg Erde — Die Volksbühne

Berlin hat einen schlechten Ruf. Das war schon vor dem Kriege so und ist seit der Revolution nicht besser geworden. Man glaubt draußen im Reich, daß diese Stadt der Schieber und Spieler, Hochstapler und Maulhelden der Quell aller oder doch vieler Übel im alten wie im neuen Reiche gewesen und geblieben sei, und vergißt, daß auch hier die Partei der ehrlichen Leute, der stillen Arbeiter, der genügsamen Hungerleider in der Überzahl ist. Freilich gelingt es ihr nicht, sich jedem Fremden schnell bemerkbar zu machen, und so ereignet sich immer wieder, daß der Geist Berlins nach den Zetteln an den Anschlagsäulen beurteilt wird. Unter dieser äußerlichen Einschätzung leidet auch die Theaterstadt Berlin. Man liest in den Zeitungen des Reichs von Berliner Theaterskandalen. Man läßt sich von Geschmacklosigkeiten, Gewagtheiten, Schlüpfrigkeiten berichten. Aber man erfährt nur selten von der ernsten und zähen Arbeit, die an vielen Berliner Bühnen geleistet wird. Gewiß macht sich mancher Theaterleiter die Zensurfreiheit zunutze, um über die Stränge zu schlagen, und man kann zweifeln, ob es ein reiner künstlerischer Wille ist, der nicht nur Wedekind, sondern auch seinen Nachahmern die Bretter erobert. Mit der ‚Büchse der Pandora', die im vorigen Jahr das damals noch von Reinhardt betreute Kleine Schauspielhaus monatelang mit neugierigen Zuschauern füllte, fing es an. Die Erbschaft hat das Theater in der Königgrätzer Straße mit Wedekinds ‚Schloß Wetterstein' angetreten, nicht ohne auf einer Beilage zum Zettel der ersten Aufführung die Moral des Werkes zu versichern. Auch die Charlottenburger ‚Tribüne', die unsere Jüngsten zu Worte kommen lassen wollte und mit Tollers ‚Wandlung' einen beachtenswerten Erfolg errang, hat sich der Mode gebeugt und spielt Wedekinds ‚Franziska'. Das trotz dem Umsturz von Überlieferungen mannigfach beengte staatliche Schauspielhaus hält sich für wedekindreif, und selbst die Volksbühne am Bülowplatz

Sita Staub als Franziska und Albert Steinrück als Veit Kunz in ‚Franziska' von Frank Wedekind (Tribüne). Aufnahme Oertel

Digitized by Google

kann sich dem ‚Zuge der Zeit' nicht verschließen und führt Wedekinds ‚Liebestrank' auf, eine Jugendarbeit des Dichters, deren schwankmäßiger Übermut die jähe Wildheit künftiger Werke erst ahnen läßt.

Ist dieser ‚Rummel', der sich auch in andern Städten breitmacht und in München z. B. lärmende Auftritte im Zuschauerraum erregt hat, wirklich nichts weiter als eine schmutzige Berechnung auf die Lüsternheit der Masse, auf eine Stufe zu stellen mit Aufklärungsfilmen oder noch schlimmeren Entgleisungen des Geschmacks oder der guten Sitte? Dann wäre freilich kein Wort der Mißbilligung scharf genug. Aber leider ist uns Wedekind nicht mehr wie zu seinen Lebzeiten ein unheimlicher Fremdling von dunkler Schwermut und grellem Witz. Wir sind ihm nahegekommen, die wir uns selber zerrissen fühlen, von Schuld und Verhängnis gefesselt. Uns liegt diese selbstquälerische Pein der Menschenverachtung, und wir bewundern einen Dichter, der die Welt aus den Fugen sah, als wir noch in einem wohlgegründeten Bau zu atmen wähnten.

Maria Orska als Effie v. Gystrow in ‚Schloß Wetterstein' von Frank Wedekind (Königgrätzer Theater). Aufnahme Vita

Was einem ursprünglichen Genie wie Wedekind recht ist, ist allerdings seinem Schüler Max Herrmann-Neiße nicht ohne weiteres billig. ‚Albine und Aujust oder Freut euch des Lebens' heißt sein Stück; Direktor Altman hat es im Kleinen Schauspielhause aufgeführt. Die Heldin der Komödie, Albine, ist eine kleine Zirkuskünstlerin, die über die Leiche ihres rohen und keiner Träne werten Vaters hinweg ihre Dirnchenlaufbahn antritt, bis sie in einem Nachtkaffee der Kugel eines Unglücklichen zum Opfer fällt. Der Verfasser schenkt uns nichts. Wir müssen mit Albine und Aujust, der ein ehrlicher Kerl war und schließlich ihr Zuhälter wird, durch dick und dünn. Selbst eine Einkehr bei Herrn Babouin, der in Paris ein angenehmes

Alice Altmann-Hall als Frau Rena und Ernst Pröckl als Eduard Kaswin in der ‚Unberührten Frau' von Gabryela Zapolska (Kleines Theater). Aufnahme Vita

Digitized by Google

Haus mit schönen Mädchen, vielen Spiegeln und plüschüberzogenen Sofas unterhält, wird uns nicht erspart. Aber wenn im letzten Aufzug der Dichter selbst auftritt, nach romantischem und Wedekindschem Vorbild, neugierig, was aus den Menschen wird, die er gestaltet hat, unfähig, sie vor dem Ende zu schützen, weil sie stärker geworden sind als er und ihre Notwendigkeiten in sich tragen, fühlt man, daß der kleine, verwachsene Mann doch kein schamloser Macher ist, sondern ein Unglücklicher, den sein Leid zu diesem bittern Zerrbild des Lebens zwang.

Auf den Altmanschen Bühnen wird gut gespielt. Das zeigte auch die Aufführung von ‚Albine und Aujust‘. Roma Bahn-Martin als Albine war von einer unbewußten Lasterhaftigkeit. Hermann Vallentin als August, Lupu Pick als Babouin bewährten ihre treffsichere und feinstrichelnde Charakterisierungskunst, und der deklamierende Kunstreiter Knauerhase Willi Kaisers, der in einer eingebildeten Welt glückliche Marcel Hubert v. Meyrincks waren einprägsame Gestalten. Wenn mit Feingefühl und Geschmack gespielt wird, ist eben vieles und selbst Bedenkliches zu ertragen. Das hat Direktor Altman auch mit zwei weiteren Vorstellungen bewiesen, die er im Kleinen Theater gab, mit der ‚Unberührten Frau‘ von Gabryela Zapolska und der ‚Pfarrhauskomödie‘ von Heinrich Lautensack. Die erotische Komödie der Polin ist eine geistreiche Unterhaltung über einen verfänglichen Stoff: Ist die Unberührtheit einer Frau ein Vorzug? Professor Halski (Heinrich Schroth) verneint das, und Frau Rena (Alice Altman-Hall) sucht ihn zu gewinnen, indem sie sich mit dem harmlosen Eduard Kaswin (Ernst Pröckl) — na, und so weiter. Der Witz ist, daß der vorurteilslose Professor dann doch den Geschmack an der berührten Frau verliert. Ein Glück ist, daß der Vorhang das Schlimmste verhüllt. Was man manchmal kopfschüttelnd sieht, ist eine Modeschau, die noch weit geschickter und mutiger im Enthüllen ist als die Verfasserin.

Neben diesem im Kerne angefaulten Stück, das freilich noch ein Muster guter Sitte ist im Vergleich zu der Verhunzung, die sich des alten Leopold Wagner sturm- und drangvolle ‚Kindsmörderin‘ als ‚Evchen Humbrecht‘ im Residenztheater hat

Reinhold Schünzel als Baron v. Korff in ‚Sie‘ von Georg Reicke (Komödienhaus). Aufnahme Bita

Erika Gläßner als Hanna und Leonhard Haskel als Fromhold in ‚Sie‘ von Georg Reicke (Komödienhaus) Aufnahme Zander & Labisch

Digitized by Google

Paul Wegener als Danton in Romain Rollands gleichnamigem Revolutionsdrama (Großes Schauspielhaus). Aufnahme Zander & Labisch

Tilla Durieux als Fräulein Julie in Strindbergs gleichnamigem Trauerspiel (Lessing-Theater) Aufnahme Vita

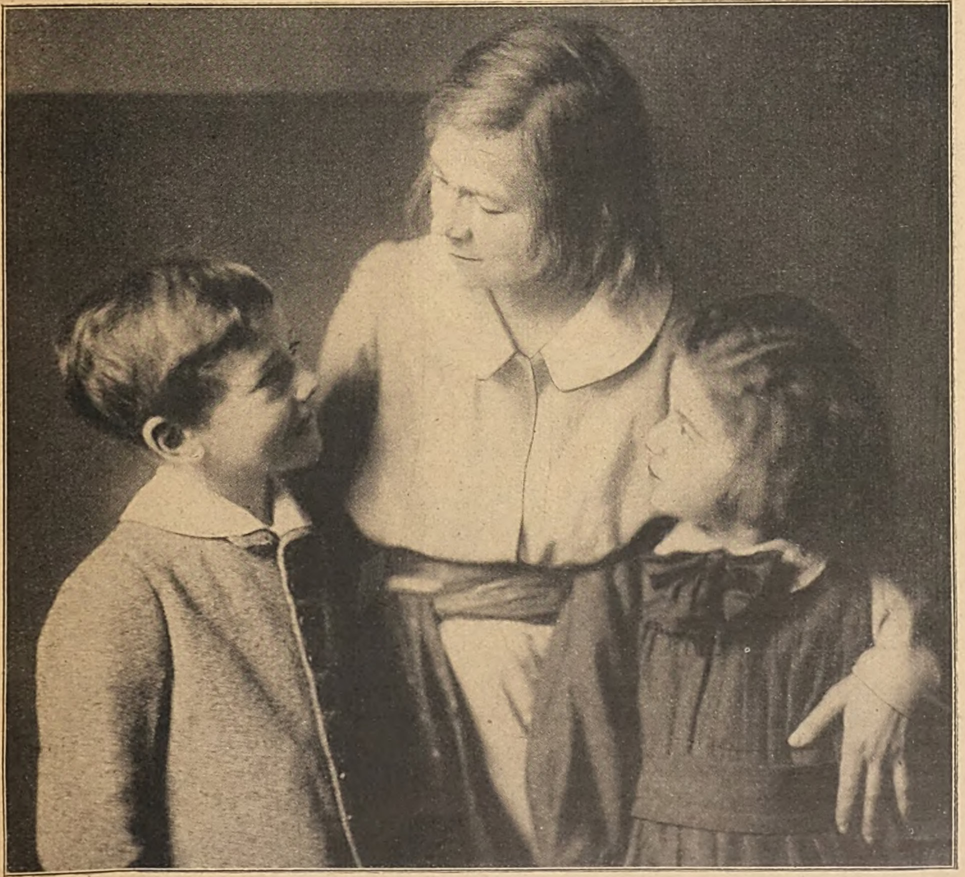
gefallen lassen müssen, wirkt die ‚Pfarrhauskomödie' des frühverstorbenen Heinrich Lautensack als ein Werk bäuerisch-derben Humors. Auch dieses Stück hat zu öffentlichem Widerspruch herausgefordert. Katholische Kreise haben an der achtungswidrigen Art Anstoß genommen, mit der hier kirchliche Einrichtungen wie die Ehelosigkeit der Priester und die Heiligkeit der Beichte behandelt werden, und gewiß kann sich kein billig Denkender des Unbehagens erwehren, wenn er sieht, wie die urteilslose Masse den lästigen oder beschämenden Einzelfall von der Pfarrerskathel sofort verallgemeinert und das Theater mit der Überzeugung verläßt, daß der schwarze Rock nur dazu da ist, Scheinheiligkeit und Lüsternheit zu bedecken. Die Komödie arbeitet mit den einfachsten Mitteln. Das Bühnenbild wechselt nicht, und nur vier Personen sind nötig, um die Handlung zu entwickeln und zu vollenden. Diese äußere Sparsamkeit hat immer etwas Bestechendes. Wer sie wagt, muß sich reich fühlen, und Lautensack enttäuscht uns nicht. Gewiß hat er eine Satire schreiben wollen, aber er wird nicht giftig. Er ist Humorist und liebt die Menschen mit ihren Schwächen und gerade um ihre Schwächen. Er ist nicht böse, daß der Kaplan der drallen Magd folgt und gar nicht daran denkt, Josephs Rolle zu spielen. Er freut sich drüber und nicht deshalb, weil ein ehrwürdiges Gelübde gebrochen wird, sondern weil die Natur über die Satzung siegt, die Menschlichkeit über die Heiligkeit. Diesen Humor bringen namentlich die Vertreterinnen der beiden Frauenrollen prächtig heraus. Es

Sitta Staub als Königin in Shakespeares ‚Cymbelin' (Deutsches Theater). Aufnahme Oertel

Digitized by Google

sind das Ilka Grüning und Lucie Höflich, zwei Künstlerinnen, deren Mannigfaltigkeit wir seit langem kennen und deren handfeste Frische und derbe Fröhlichkeit in dieser bayrischen Bauernwelt doch überraschen.

Aber es gibt nicht bloß bedenkliche Heiterkeit auf Berliner Bühnen. Dem Direktor des Lessing-Theaters Barnowsky hat man freilich einen Vorwurf daraus gemacht, daß er des Iren Shaw ‚Pygmalion' neu einstudierte. Die Komödie, die die Verpflanzung eines Straßenmädchens in die Gesellschaft behandelt, gehört zu den harmlosen des galligen Spötters, und man sieht nicht ein, warum man nicht mit ihm lachen soll, wo das Lachen so selten geworden ist. In den Glückstopf haben die Direktoren Meinhard und Bernauer gegriffen, als sie für ihr Komödienhaus Georg Reickes ‚Sie' erwischten. Zwar liebt auch der Berliner Bürgermeister in diesem Schwank bis an die Grenze zu bummeln, wo der Übermut aufhört und die Leichtfertigkeit beginnt. Aber sein preußisches Gewissen zupft ihn noch zur rechten Zeit am Schlippenrock, so daß er einlenkt und seinen nicht unbedenklichen Liebling ganz regelrecht und bieder verlobt. Dieser Liebling ist ‚Sie', die Hanna, die ihren Weg machen, die durchwill. Sie ist die Tochter eines Berliner Droschkenkutschers, aber sie ist über diese kleine Welt, die uns Reicke in einem entzückend echten Bilde zeigt, längst hinausgewachsen. Sie ist auf Seide gearbeitet, und wenn ein zu Wohlstand gelangter Oberkellner mit ihr ein Hotel aufmachen will, so ist das selbstverständlich eine beleidigende Zumutung. Es ist nun allerliebst gemacht, wie diese kleine Person, die nichts hat als ihr hübsches Gesicht und eine gehörige Portion Mutterwitz, sich hocharbeitet, auch hochschwindelt und trotz der Dürftigkeit ihrer Ziele, die ihr zweifellos vom Kino gesteckt sind, immer liebenswürdig bleibt. Sie weiß, daß sie hübsch und gescheit ist, und bemüht sich, dieses Kapital aufs vorteilhafteste anzulegen. Sie liebt



Gertrud Eysoldt als Spielkamerad mit ihrem Söhnchen Peter (links) als Erich und Gertrud von Hoscheck als Thyra in ‚Advent' von August Strindberg (Kammerspiele). Aufnahme Vita

Digitized by Google

ihren Max, aber sie hält es nicht für unbedingt nötig, daß sie ihn heiratet. Er kann als ihr Hausfreund Geige spielen, die erste sogar, aber für das Haus mag ein reicher Fabrikant sorgen, den sie gar nicht gern hat und den sie für einen Ekel und Esel hält. An ihrer Herkunft, die der unhöfliche Taufschein verrät, geht ihre Verlobung in die Brüche. Zu ihrem Glück; denn sie wird die Braut eines Barons, der freilich, ein Hochstapler und ehemaliger Kellner, am Tag vor der Hochzeit verduftet, worauf sie ihrem inzwischen berühmt und reich gewordenen Max in die Arme sinkt. Das Stück ist sehr vergnüglich anzusehen, zumal wenn die Hanna von Erika Gläßner gespielt wird, einer Künstlerin, die für diese Rolle oder vielmehr für die diese Rolle wie geschaffen ist. Ihre spitzbübische Munterkeit, ihre rangenhafte Frechheit, die Unschuld und Anmut, mit der sie verfängliche Dinge sagt und tut, der Schick, womit sie die Reize ihrer Erscheinung zur Schau trägt — das wirkt alles ungemein erfrischend und lohnt einen Abend. Man hat gesagt, das Stück sei die Gläßner. Das ist ungerecht gegen Reicke und gegen ihre Kollegen. Die Komödie hat humoristischen Gehalt; sie ist von einem Mann geschrieben, der den Unfug unseres gesellschaftlichen Lebens kennt, und es ist ein hübscher Zug, daß Hanna, die einen nach Juchten duftenden Baron haben will, schließlich den Freund ihrer Kinderjahre kriegt, der einen Regenschirm trägt und schlecht sitzende Krawatten. Und neben der Hanna gibt es noch mehr dankbare Rollen wie den Kommerzienrat v. Fromhold (Leonhard Haskel), den Baron v. Korff (Reinhold Schünzel), den Geiger Max Torwald (Heinz Stieda); nicht zu vergessen den Oberkellner Anton (Ernst Behmer) und den Vater Droschkenkutscher (Alfred Scherzer).

Man schilt auf die Ausländerei der Berliner Theater und nennt neben Shaw den Schweden August Strindberg, mit Unrecht, will mir scheinen, denn er ist namentlich in seinen märchenhaften Spielen unserm Besten aufs innigste verwandt, und wenn man ihn verwürfe, müßte man auch Andersen verbannen. Vielleicht war es überflüssig, das „Fräulein Julie“ zu spielen. Das Lessing-Theater schickte dieses naturalistische Trauerspiel der Schnitzlerschen Revolutionsgroteske vom „Grünen Kakadu“ vorauf. Tilla Durieux spielte die Julie, Eugen Klöpfer den Diener Jean, Elsa Bäck die Köchin Christine, ein ausgezeichnetes Trio. Aber der Zuschauer folgt dieser meisterhaften Studie weiblicher Sinnlichkeit und männlicher Roheit doch mit einer schon leicht geschichtlich gefärbten Teilnahme: wie stolz

Friedrich Kayßler als Goetz und Helene Fehdmer als Elisabeth in „Goetz von Berlichingen“ von Goethe (Volksbühne). Aufnahme Vita

Agnes Straub als Königin in Shakespeares „Hamlet“ (Großes Schauspielhaus). Aufnahme Vua

Ungereimtheiten und Improvisationen“. Alltägliche Menschen und Worte wachsen zu Trägern tiefsinniger Geheimnisse und schrumpfen wieder zum Unbedeutenden zusammen. Ein Zettelankleber, dessen langersehnter grüner Fischkasten, als er ihn hat, nicht die richtige Farbe aufweist, verkündet den Trug, den jede Erfüllung in sich birgt. Der Offizier, der jahraus, jahrein mit dem Blumenstrauß am Theaterausgang auf die Tänzerin wartet, die niemals kommt, wird ein ergreifendes Sinnbild heiliger und unsterblicher Liebestorheit. Die verschlossene Tür, deren Rätsel in einem Nichts besteht, spottet der Wissenschaft und ihrer Vertreter in Baretten und Talaren. Der Jammer des Alltags grinst uns in der Häuslichkeit des Advokaten an, in deren dumpfer Stille ein Stuhlrücken, eine knarrende Tür wie eine gewaltige tragische Erschütterung wirkt. Wir fahren nach Schmachsund und Heiterbucht. Ein Schulmeister quält Kinder und Erwachsene mit der ewigen Frage, wieviel zwei mal zwei sind. Ein Herr im Zylinder wartet auf die Zeitung, die — unerhört! — niemals kommt. Der große und kleine Jammer des Daseins umheult Indras Toch-

waren wir einmal, als der Naturalismus die Menschen so hüllenlos in ihren Trieben zeigte. Dieses „Fräulein Julie“ ist für uns heute kein Erlebnis mehr. Wohl aber ist es das „Traumspiel“, das das Theater in der Königgrätzer Straße in einer mustergültigen Aufführung herausbrachte. Der Musik von Reznizek und der Spielleitung von Rudolf Bernauer gelingt es, den Hörer willenlos in Strindbergs Traumwelt einzuspinnen. Der ovale Bühnenausschnitt ist durch einen dünnen Schleier vom Zuschauer getrennt. Indras Tochter (Irene Triesch) sinkt von den leichten Himmelshöhen herab zur schwer lastenden Erdenwelt, um mitzufühlen Lust und Qual. Und nun beginnt das wunderliche Spiel des Traums, „eine Mischung,“ wie sich Strindberg ausdrückt, „von Erinnerungen, Erlebnissen, freien Einfällen,

Lucie Mannheim als Erna Zander und Jürgen Fehling als Fritz in der „Predigt in Litauen“ von Rolf Lauckner (Volksbühne) Aufnahme von Zander & Labisch

Digitized by Google

ter wie ein Meer. „Schwer ist das Leben, und das Schwerste ist, andern Böses zu tun, wozu man gezwungen wird, wenn man leben will," ein echt Strindbergsches Wort! Er quälte sich selbst und seine Freunde. Auch dieses Spiel, das den Erlöser in lichter Verklärung wie eine ferne Verheißung über den Wogen zeigt und zum Schluß verspricht ‚die Klagen der Menschheit vor Indras Thron zu bringen, entläßt uns ohne das Gefühl der Befreiung. Der Albdruck des Traums wirkt fort. Aber der Menschheit Jammer ist im Spiegel eines Märchens geschaut, und der Ton von Wehmut und Mitleid mit allem Lebenden, der durch die phantastische Erzählung geht, tut uns wohl wie ein süßer Schmerz. Unter den Schauspielern, die das Stück verkörpern halfen, ragten neben Irene Triesch Ludwig Hartau als Offizier und Alfred Abel als Advokat hervor. Sie folgten am entschlossensten und verständnisvollsten einer Leitung, die das Ganze aufs Stille und Geheimnisvolle abzudämpfen bemüht war.

Hermann Thimig als Michel Höllriegel in ‚Und Pippa tanzt' von Gerhart Hauptmann (Deutsches Theater) Aufnahme Oertel

Auch Reinhardts Kammerspiele hatten ihren Strindberg, das Weihnachtsspiel ‚Advent'. Der Erfolg war nicht so bedeutend wie der des ‚Traumspiels', das lag gewiß nicht an den Schauspielern. Gab doch Wegener den ungerechten Richter, der den Lohn seiner Bosheit und Selbstgerechtigkeit erntet. Rosa Bertens stand ihm als Richterin zur Seite. Max Gülstorff spielte den ernsten Nachbarn, Werner Krauß den ‚Anderen', den gefallenen Engel, der die Bestrafung des sündigen Ehepaars in der Gestalt eines Schulmeisters durchführt. Selbst die Kinderrollen waren aufs glücklichste mit zwei allerliebsten kleinen Künstlern besetzt (Peter Eysoldt und Gertrud von Hoschek). Was der unter Ludwig Bergers Leitung stehenden Aufführung fehlte, war die nachgehende Liebe, die mitschaffende Phantasie. Sie war nüchtern und kalt. Schon der Anfang enttäuschte. Richter und Richterin können die Sonne nicht vertragen. Sie erschrecken, wenn sie von ihr getroffen werden, in ihrem bösen Gewissen. Wie falsch

Else Eckersberg als Pippa und Emil Jannings als Huhn in ‚Und Pippa tanzt' von Gerhart Hauptmann (Deutsches Theater) Aufnahme Oertel

Digitized by Google

ist es da, wenn man sie in voller Beleuchtung ihren Feierabend loben läßt. Berger gehört zu den Künstlern, die auf die mitschaffende Phantasie des Zuschauers vertrauen, und das darf und soll man gewiß. Nur ist es gefährlich, diese Phantasie auf falsche Fährte zu locken.

Berger hat auch Shakespeares ‚Cymbelin' bei Reinhardt einstudiert, in eigener und glücklicher Übersetzung. Die bisher auf deutschen Bühnen noch nie recht heimisch gewordene Romanze versuchte er mit größter Vereinfachung des Bühnenbildes zu bewältigen. Die Dekoration bestand aus einem höhlenartigen Bau in der Mitte, rechts und links zwei niedrige Eingänge zur Bühne. Das war alles, Rom und Britannien, Schlafgemach Imogens und waldige Berggegend. Ein paar Sitzklötze, von Dienern auf die Bühne gestellt, reichten aus, um uns ein römisches Gelage vorzutäuschen. Die Schlacht zwischen Römern und Briten tobte auf dem Dach der Höhle. Diese Vereinfachung hat gewiß ihre Vorzüge, aber Sparsamkeit kann zum Geiz werden, und in diesem Falle, will mir scheinen, wurde Wichtigstes einem Grundsatz zum Opfer gebracht. Es wurden Gegensätze verwischt, die zum wesentlichen Kern des Dramas gehören und die zum Ausdruck gebracht werden müssen. Die Unschuld Imogens, die Biederkeit des Posthumus sind in Britannien aufgewachsen. Ihnen tritt römische Verschlagenheit und Verderbtheit in Jachimo entgegen. Ist es nicht Pflicht, diesen Zwiespalt auch bildlich darzustellen, wenn man wie im Deutschen Theater die Mittel dazu hat? Und ferner: zu den innigsten Stellen der Romanze gehört die Totenklage, die Cloten, den Wilden, Ungeschlachten, und Imogen, die Wunderzarte, Liebliche, vereinigt. Hier spricht des Dichters Herz, die Natur selbst, vor deren ruhevollen Augen, wenn es ans letzte geht, alles gleich ist, Thersites so gut wie Ajax. Da wollen wir den Wald sehen und seine Einsamkeit spüren und kommen nicht in Stimmung, wenn uns dieselbe langweilige Höhle anglotzt, die uns nun schon drei Aufzüge lang alles Mögliche bedeuten sollte. Daß im übrigen die Aufführung viel Gutes bot, ist im Deutschen Theater immer noch eine Selbstverständlichkeit. Um so peinvoller berührten Geziertheiten, denen sich Helene Thimig in Gebärde und Sprache hingab. Sie übertreibt die Schelmerei, die ihr oft so gut steht, indem sie die Stimme quetscht, die Finger spreizt, den Körper verrenkt, und hätte so äußerliche Mittelchen wirklich gar nicht nötig.

Conrad Veidt als Marquis von Arcis und Leopoldine Konstantin als Marquise von Pommeray in der ‚Marquise von Arcis' von Carl Sternheim (Deutsches Künstlertheater) Aufnahme von Zander & Labisch

Der ganze Glanz Reinhardtscher Kunst lag also nicht auf dem ‚Cymbelin'. Er ruhte auch nicht auf der Aufführung des Hauptmannschen Glashüttenmärchens ‚Und Pippa tanzt', die Felix Hollaender unter seine Obhut genommen hatte. Man streitet nicht mehr wie vor zehn Jahren, als es Brahm aufführte, über den Sinn dieses Stückes. Man ist so wundergläubig geworden, man fühlt zu tief, daß Ahnungen oft mehr wert sind als Gewißheit, um nun aufs neue nach einem Deutobold Mystifizinski Allegiorowitsch zu fragen. Man freute sich auf das Stück und empfand es als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Dichter, daß es nun endlich aus dem Todesschlaf gerissen werden sollte, in den es versunken war, nachdem es einen Winter lang seine Zugkraft bewährt

Digitized by Google

hatte. Leider wurde man enttäuscht. Denn es geht nicht an, daß der alte Huhn die Hauptperson ist. Gegen ihn, den wilden Urmenschen, den Emil Jannings mit gewaltiger Kraft und ergreifender Sehnsucht nach Schönheit spielte, kam niemand auf, es sei denn der Eichendorffische Handwerksbursch Hermann Thimigs. Aber die Pippa Else Eckersbergs war eine niedliche blonde Puppe ohne eine Spur von der zauberischen Zartheit, der gläsernen Zerbrechlichkeit, die ehedem Ida Orloff eigen war, und vor dem erhabenen Schatten Sauers versank Ludwig Wüllners Wan und ward aus einer mythischen Persönlichkeit ein theatralisch deklamierender Mime.

Margarete Kupfer als Sinaida und Thea Kasten als Sascha in ‚Iwanow‘ von Anton Tschechow (Kammerspiele). Aufnahme Oertel

Um so vortrefflicher war der ebenfalls von Hollaender einstudierte ‚Iwanow‘ von Anton Tschechow in den Kammerspielen. Dieses Drama eines müden Menschen, der in der Zersetzung seiner mit einer Jüdin geschlossenen Ehe und einer stumpfsinnigen Gesellschaft zugrunde geht, wurde in künstlerischer Vollendung aufgeführt. An diesem Erfolg hatte nicht nur Moissi den Hauptanteil, obgleich ihm diese weichen, verträumten, unentschiedenen und empfindlichen Russen vortrefflich lie-

Maria Fein als Anna Petrowna in ‚Iwanow‘ von Anton Tschechow (Kammerspiele) Aufnahme Oertel

Theodor Loos als Spazierer in ‚Hölle Weg Erde‘ von Georg Kaiser (Lessing-Theater) Aufnahme Zander & Labisch

Digitized by Google

Aus Hermann Hallers Operette ‚Der Vielgeliebte‘ (Nollendorf-Theater). Aufnahme Rosenberger

gen. Ihm stand Maria Fein als seine Gemahlin ebenbürtig zur Seite. Jener Auftritt, wo die Erkältung der Ehe sich in einem heftigen Streit offenbart und der Mann, schwer gereizt, seiner Frau das Schimpfwort ‚Jüdin‘ entgegenschleudert und dann in maßlosem Zorn der Schwerkranken ihr baldiges Ende in die Ohren schreit, gehört zu den glänzendsten Leistungen der Schauspielkunst. Wer ihn erlebt hat, wird nie vergessen, wie Moissi die Fesseln des Mitleids und der guten Erziehung zerrte und sprengte und Maria Fein zu einem Bild unsäglichen Jammers erstarrte.

Im **Großen Schauspielhause** hat Reinhardt den ‚**Hamlet**‘ aufgeführt. Die Besetzung — Moissi in der Titelrolle, Wegener als König, die Straub als Königin, die Thimig als Ophelia — war ausgezeichnet und ist mit dieser Aufzählung in ihrer Güte nicht erschöpft. Wichtiger ist die Frage, ob dieses Drama in das Riesenhaus gehört. Sie ist von vielen Seiten verneint worden, und in der Tat gehen zahlreiche seelische Wirkungen verloren. Aber ein Erfolg ist auch dieser Versuch gewesen. Unsere Schauspielkunst ist durch Jahrzehnte zur Kleinmalerei erzogen worden. Hier bietet sich ihr ein Feld, wo das hallende Wort, die große Gebärde zu ihrem Rechte kommen, und es kann sie gewiß erfrischen, wenn der ‚Hamlet‘ einmal nicht als Seelentragödie, sondern als Staatsaktion gespielt wird.

Mächtigen Beifall fand im selben Hause das Revolutionsdrama ‚**Danton**‘ von **Romain Rolland**. Die rednerische Gewalt des Franzosen, sein menschliches Herz, die Wahrheiten, die dieser Volksfreund der Masse zuruft, welche er verachtet, ließen die Frage schnell verstummen, ob die Eile, mit der das Stück vor einer Pariser Aufführung herausgebracht wurde, unser deutsches Gefühl nicht kränke.

Agni Wilke als Philine im ‚Vielgeliebten‘
Aufnahme Willinger

Digitized by Google

Der letzte Aufzug, der die Gerichtsverhandlung gegen Danton bringt, war ein Prachtstück Reinhardtscher Massenkunst und zeitigte mit dem Übergreifen der Handlung in den Zuschauerraum bisher unerreichte Wirkungen.

Carl Sternheim und Georg Kaiser, die beiden Dramatiker, von denen unsere Gegenwart nach manchen Versprechungen fast schon mit Ungestüm bezwingende Leistungen fordert, hat Barnowsky in zwei Uraufführungen zu Worte kommen lassen. Im Künstlertheater gab er Sternheims ‚Marquise von Arcis', die Bearbeitung einer Diderotschen Novelle. Die galante Geschichte, in der die Marquise von Pommeraye den flatterhaften Marquis von Arcis dadurch bestraft, daß sie ihm die übel berüchtigte Henriette Duquenoy als würdige Gattin zuführt, gab Leopoldine Konstantin Anlaß, mit Anmut den Reifrock zu tragen, während es Dagny Servaes gelang, die sich als unglückliches Opfer der Umstände entpuppende Dirne zu einem Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten. Und das war ein Kunststück, denn auch in diesem Stück zeigt sich Sternheim mehr als Rechner denn als Gestalter.

Georg Kaiser hat man ausgezischt, und es ist kein Zweifel, daß ‚Hölle Weg Erde', wie er sie auf die Bühne bringt, voll von Dunkelheiten sind, die auch der aufmerksame und empfänglich gestimmte Zuschauer nicht zu durchdringen vermag, weil der Dichter selber nicht die Neigung und wohl auch nicht die Kraft hat, sie zu zerstreuen. Der Kern, aus dem die Tragödie emporwächst, ist gesund. Einer, der Maler Spazierer, ist ‚angerufen — und kann ein Leben retten'. Ein entfernter Bekannter braucht tausend Mark; wenn er sie nicht bis zum Abend bekommt, muß er sich erschießen. Spazierer fühlt sich verantwortlich, aber es findet sich niemand, der ihm helfen hilft, und jener Unglückliche stirbt, während eine Dame sich Perlen in die Ohren hängt, ein Juwelier Gold und Edelsteine feilhält, und die menschliche Gerechtigkeit über unschuldig Schuldige ihr mechanisches Urteil spricht. Der Anwalt will den Prozeß gegen versteinte Ordnungen nicht übernehmen. Spazierer muß ihn selbst durchfechten. Er überfällt und verwundet den Juwelier und kommt auf dem Wege über das Strafhaus zu einer neuen Menschlichkeit, in deren geläutertem Kreis sich alle finden: die Dame mit den Perlen, der Juwelier, der Anwalt, der Hafthausleutnant, Strafmeister und Häftlinge. Aus der Hölle ist Erde geworden. „Baut die Schöpfung, die euch will — wie ihr sie wollt! — ... Keiner ist einer — eure Begierde zielt neben euch: da ist der andere, der größer ist, wie er von dir nimmt. Er ist schuldig dir — wie der dritte ihm schuldig — und dem dritten schuldig die vielen. Aus aller Schuld an alle tilgt ihr alle Schuld: wer mißt nach, — wer mehr gab — und feilschte um den Wert?!" Wie dieses Übersteigen von Schuld und Unschuld möglich ist, gestaltet Kaiser nicht. Er bleibt in Sinnbildern, in Worten stecken, und wenn diese Worte im Buch (Verlag von G. Kiepenheuer, Potsdam) trotz ihrer Runenhaftigkeit noch deutbar bleiben: auf der Bühne sind sie leeres Geräusch. Darüber half auch die glänzende Darstellung nicht weg, die uns in Theodor Loos (Spazierer), Kurt Götz (Anwalt), Eugen Klöpfer (Juwelier) hervorragende schauspielerische Leistungen bot. Die Bühnenbilder Cäsar Kleins verpflanzten die Malerei der Jüngsten mit glücklichstem Gelingen auf das Theater.

Zum Schluß sei mit dankbaren Worten der Volksbühne gedacht. Das Haus am Bülowplatz zählt zu den tüchtigsten Kämpfern gegen den Operettenunfug, der immer noch eine Fülle von Berliner Bühnen mit Werken beherrscht, unter denen sich wenige wie der ‚Vielgeliebte' (Theater am Nollendorfplatz) durch Fröhlichkeit und Anmut auszeichnen. An die Volksbühne denkt kein Fremder, und doch ist sie ein kostbarer Besitz. Sie wird von Friedrich Kayßler geleitet, und wenn er auch eine treffliche Schar von Schauspielern um sich gesammelt hat, darunter einen so feurigen Künstler wie E. Stahl-Nachbauer, eine so reife Künstlerin wie Helene Fehdmer: er ist auch auf der Bühne der überragende Führer. Er gab der in Bildern zerflatternden ‚Predigt in Litauen' von Rolf Lauckner (Buchausgabe bei Erich Reiß in Berlin) mit der meisterhaften Gestalt des mit seinem Sohn ringenden Pfarrers einen Halt, den die Dichtung in sich selber nicht findet. Er war ein Götz, so deutsch, wie ihn seit Matkowskys Tagen die deutsche Bühne nicht erlebt hat, nur noch herber, mannhafter als der unvergeßliche Held des königlichen Schauspielhauses. Er wandelte die etwas verstaubte politische Tragödie Björnsons: ‚Paul Lange und Tora Parsberg' in Gemeinschaft mit Helene Fehdmer zu einem ergreifenden Schauspiel menschlicher Güte und Schwäche. Er hat endlich den Hebbelschen ‚Gyges' würdig herausgebracht und mit dieser Gewissenhaftigkeit gegen einen unserer Größten alle anderen Theater beschämt. Man sollte ihn und seine Bühne nicht vergessen, wenn von Berlin als Theaterstadt die Rede ist. Man würde milder urteilen und gerechter.

Digitized by Google

Bildnis der Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings

Gemälde von Prof. Fritz Aug. von Kaulbach †

Digitized by Google

Digitized by Google

Als deutscher Student in Prag
Erinnerungen aus der verlorenen Heimat
Von Karl Hans Strobl

(Schluß)

Während sich der deutsche Genius allen Zersetzungserscheinungen preisgegeben sah, straffte sich der des tschechischen Volkes zu unerhörten Kraftleistungen auf allen Gebieten von der Volkswirtschaft bis zur Kunst. Die Wortführer der Tschechen ließen sich niemals bei der Dummheit erwischen, ihrem Volk die Aufgabe eigenen Besitzes um einer künftigen Weltbürgerlichkeit willen predigen zu wollen. Sie wußten, daß ihnen solche Ansichten das Vertrauen der Massen gekostet hätten. Es gab eine tschechische Internationalität, sie erstreckte sich auf alle Völker — mit Ausnahme der Deutschen. Jeder tschechische Sänger, Geiger, Schauspieler, der zu europäischer Geltung kam, war ein unbezahlter Agent für sein Volk und gegen den deutschen Nachbarn. Während sie Stück auf Stück deutschen Bodens und deutschen Eigentums einsteckten und gewaltsam einverleibten, hielten sie vor der Welt die Miene der gekränkten Unschuld fest, als würden sie seit der Schlacht am Weißen Berge unaufhörlich unterdrückt, mißhandelt und ausgebeutet.

Dieser unheimlich zielbewußten Rührigkeit gegenüber, hatten die Deutschen nichts als die großen Worte und Geldopfer. Schon im Alltag war es schwer, den Richtlinien zu folgen, die aus dem Gesetz der Selbsterhaltung mit mathematischer Genauigkeit abzuleiten waren. Die Tschechen hatten das ‚Svuj ksvému' erfunden, jeder zu seinem Bruder. D. h., der Tscheche kaufe nur beim Tschechen, und das war also ein ständiger nationaler Verruf alles Deutschen, wirksamer als das ‚Made in Germany' in England. Sie folgten dem Losungswort schon deshalb, weil der Tscheche, der deutsche Kaufleute unterstützte, in Gefahr lief, selbst in Verruf zu geraten. Daß Gleiches mit Gleichem zu vergelten sei, war der deutschen Lässigkeit nicht beizubringen, und es war bisweilen auch schwer, zu verlangen, besonders in Prag, weil sich im kleinen Leben der Gasse, von Haus zu Haus, viel Unbequemes und eine fast stündlich zu erneuernde Opferwilligkeit daran knüpfte.

Auch unsere bunte, heitere Jugend hatte Opfer zu bringen. Oft genug sah man sehnsüchtig nach deutschen Universitäten hin, wo Bürgerschaft und Studenten einer Sprache und über alles Trennende hinweg eines Geistes sind, wo die ganze Stadt ohne Einschränkung zur zweiten Heimat werden kann und jedes Haus ein freundliches Gesicht macht, wenn man in Wichs zum Rektor auffährt. Das war unser Opfer: dieses vollkommene Wohlgefühl des Beheimatetseins blieb uns unbekannt, diese Sorglosigkeit und jugendliche Unbekümmertheit zerrieb sich in ärgerlichen Zwischenfällen mit Gesindel höherer und niederer Grade, das unsere Farben gerne beschimpft hätte. Wir waren eine ständige ‚Provokace' für das goldene Prag. Die Entwicklung des Begriffes der Provokation ist ein so gutes Musterbeispiel für die politische Ideenlehre der Tschechen, daß ich hier im Vorübergehen wenigstens einiges darüber sagen muß. Provokation ist's, wenn eine deutsche Minderheit sich infolge farbiger Bänder und Mützen einer tschechischen Mehrheit durch ihre bloße Anwesenheit bescheiden bemerkbar macht. Hingegen ist's keine Provokation, wenn eine tschechische Minderheit sich einige Hundert rothemdiger Sokole zu Gast ladet und der deutschen Mehrheit im Verlaufe eines Festes die Fenster einschlägt. Dieses heißt ‚historische Notwendigkeit' und ‚empörte Volksseele'.

Die Prager Farbenlehre war also, wie bereits zu bemerken gewesen, keine harmlose optische Angelegenheit, sondern ein hochnotpeinliches politisches Kapitel und jeder Sonntagsbummel auf dem Graben eine ‚Provokace'. Die Austria verzeichnete in ihrer Geschichte ein Gegenstück zur Schlacht von Wonau, und das war die Schlacht bei Kuchelbad. Kuchelbad ist ein Ausflugsort bei Prag, an der Moldau gelegen und mit dem Dampfer bequem erreichbar. Dort hatte sich das Provokatzerl, wie wir es zärtlich nannten, bei einem Stiftungsfest der Austria zu einem reißenden, riesenhaften Provokater ausgewachsen, der sich als einen äußerst hussitisch gesinnten Abkömmling der Sippe des doppeltgeschwänzten tschechischen Leuen verriet. Viele Tage vorher hatten schon die tschechischen Blätter darauf hingewiesen, daß die ‚bursaky' einen Ausflug nach Kuchelbad zu machen beabsichtigten und daß man sich dies nicht gefallen lassen dürfe. Am Festtag selbst brachten die Zeitungen den einfachen Mobilisierungsbefehl: „Auf nach Kuchelbad!" Seitengroß, schwarz umrändert wie eine allenfallsige Traueranzeige. Und als die Austrianer am Landungssteg in Kuchelbad den Dampfer verließen, fanden sie bereits die empörte Volksseele ihrer wartend vor. Man drängte sich noch mühsam in den Gasthausgarten hindurch, in dem man Tische und Musik bestellt hatte. Die Tische waren besetzt,

Digitized by Google

die Musik kleinlaut, eine Weile ging es noch so in äußerster gegenseitiger Spannung hin; im weiteren Verlauf des feuchtfröhlichen Nachmittags, als die Musik gezwungen werden sollte, das Hetzlied ‚Hej Slovane!‘ zu spielen, begann eine lebhafte Auseinandersetzung über das tschechische Staatsrecht, bei dem die Gründe gegen die Existenzberechtigung der Deutschen mit Bierkrügen, Knütteln und Steinen vertreten wurden. Es gab eine Menge Verwundeter, und daß die Trauerränder der Zeitungen nicht tatsächliches Geschehen vorausverkündet hatten, lag nicht am guten Willen der empörten Volksseele, sondern nur am freundlichen Zufall.

Seit der Schlacht von Kuchelbad waren die schwarzen Austrianer Gegenstand besonders inniger Aufmerksamkeit des Provokaterls. Die schwarze Farbe begeisterte, eben als ich in Prag aktiv und die Melodie von Funicoli—Funicola in aller Leute Mund und Ohr war, die unteren Schichten des goldenen Prag zu einem neuen Text. Er lautete zu deutsch:

„Aschanti, jenes schwarze Volk aus Afrika,
Fressen Deutsche anstatt Paprika.
Haut's die — haut's die —
Haut's die Deutschen fort ...“

Die Aschanti: das war eine Anspielung auf die Schwärze unserer Kappen, und die Dichtung wies außer dieser kühnen pars pro toto auch sonst noch alle Vorzüge echter Volkstümlichkeit auf, den sprunghaft, balladenartigen Bau, den kernigen Ausdruck und den kraftvollen Kehrreim. Aber da man die Melodie unaufhörlich laut und leise, mit deutlichem Text und ohne solchen, dann jedoch sehr ausdrucksvoll mitgedacht, auf den Gassen, in den Wagen der Straßenbahn und in Gasthäusern neben und um sich singen und summen und pfeifen hörte, wurde man ihrer mit der Zeit überdrüssig. Es war wie das mittelalterliche ‚Hepphepp‘ hinter den Juden. ‚Aschanti!‘ ‚Dienstmann!‘, Expreß!‘ ‚Salamander!‘ in verschiedenster Zusammenstellung oder alles miteinander. Dienstmann und Expreß nannte man uns, weil der Volkswitz fand, unsere Kappen hätten Wesensverwandtschaft mit denen der Prager Stadtträger und Expreßboten. Und vom feierlichen Urvieh Salamander hatte man wohl einiges aus unseren Kneipgebräuchen läuten hören und hielt es vielleicht für das Wappentier, das uns zugehörte wie die Eule der Schlaraffia.

Nun hat das tschechische Prag leider eine Fülle von hübschem Mädelvolk. Diese Töchter Libussas, blond und rosig, von einer selbstverständlichen, gesunden Sinnlichkeit, sind wie ein verfeinerter Auszug aller rassenhaften Vorzüge, die man sonst an tschechischen Mägden in Stadt und Land schätzen mag. Hier waren die groben Formen, die mir aus der Heimat nicht unbekannt waren, durch Kultur und Körperpflege hochgezüchtet, aus dem Üppigen ins Schlanke gegliedert, geistig durchstrahlt und überhaupt ... Aber leider hatten sie ihr liebenswürdiges Lächeln nicht für uns, nicht für uns wiegten sie sich in den Hüften, nicht für uns setzten sie ihre niedlichen Füßchen so überaus nett auf das Prager Pflaster. Wir deutschen Farbenstudenten waren für sie Luft und nicht einmal geruchlose Luft. Betrübsame Erfahrungen mußten einen erst darüber belehren. An einem Novemberabend mißlang mein erster diesbezüglicher Versuch.

Ich war dem holden, üppig geschmeidigen Ding durch die Eisengasse gefolgt, folgte ihm durch die Ferdinandsgasse und ein Stück den Wenzelsplatz hinan, stand, immer in drei Schritten Entfernung neben und hinter ihm, nacheinander vor drei Wäscheladen, einer Damenkleiderkonfektion und zwei Juwelierladen und wälzte in meinem Busen unruhevoll begehrlich das Sollich-Sollichnicht meines Anschlusses. Endlich, vor dem zweiten Damenkleiderladen, wagte ich es errötend, trat heran, zog die Mütze und stammelte irgendeine der jugendlich verlegenen Brückeneselcien von Männlein zu Weiblein. Sie wandte den Kopf, sah mich an mit einem kalt einherhauchenden Blick unsäglicher Verachtung. Und sagte: „Dienstmann! Bumm!“ Und ging, während ich in Erstarrnis zurückblieb.

Stelle dir vor, geliebter Leser, eine elegante junge Dame, die bei einem ehrbaren Annäherungsversuch deinerseits sich umwendet und „Dienstmann! Bumm!“ macht. Oder bloß „Bumm!“, wenn sie wortkarger ist. Warum sie Dienstmann sagt, ist oben bereits mitgeteilt. Über des ‚Bumm‘ Herkunft und Bedeutung haben sich mit mir noch andere tüchtige Sprach- und Kulturforscher den Kopf bisher vergebens zerbrochen. Der Sinn der Äußerung war jedenfalls unmißverständlich.

Es wurde die Prager Semester über nicht besser; im Gegenteil, es steigerte sich recht bedenklich zu einer immer grimmigeren Feindseligkeit. Gänzlich aussichtslos für alle zarteren Beziehungen zum Mädchenvolk und in immer offenkundigerer Dreschflegeligkeit der streitbaren männlichen Jugend kam der Herbst 1897 heran, und da wurde es ganz brenzlig. Die Regierung hatte wieder einmal die Völker gründlich auseinanderversöhnt, und der Pole Badeni eine Sprachenverordnung nach dem tschechischen Kochbuch erlassen, in dem es heißt: nimm dir alles und laß dem andern nichts. Damit war die deutsche Schlafmützenlangmut doch nicht ganz zufrieden, es gab Sturm im Land und im Parlament. Sturm mit Pultdeckelkonzert und Tintenfässern als Handgranaten und Ohrfeigen als Argumenten, was parlamentarisch Obstruktion genannt wird. Badeni fiel über seine Verordnungen, nun erhob sich Jubel bei den Deutschen, als sei schon die entscheidende Schlacht gewonnen, und bei den Tschechen schlug die Enttäuschung in Wut aus.

Lange vorher schon hatten wir das dumpfe Gefühl gehabt, daß Bedrohliches herankomme. Banger Anzeichen war Prag voll. Die Wirte, bei denen wir unsere Unterkunft hatten,

Digitized by Google

wurden unruhig, sagten uns die lange gewährte Gastfreundschaft auf. Auch uns kündigte Vater Ponetz das Extrazimmer, in dem wir mit Schlägerklirren und Rundgesang der Nachbarschaft allzu laut geworden waren. Nach langem Suchen fanden wir ganz hinten in der Judenstadt, nahe dem Kloster der Barmherzigen, ein enges, düsteres und schmutziges Loch, nach seinem Wirt Vaclav, d. i. Wenzel Zimmermann, die ‚Vaclavbude' geheißen.

Dort waren wir beheimatet, als das Erdbeben losbrach.

Das geschah an dem Tag, an dem Badeni das parlamentarische Genick brach. Wir hatten eine akademische Verwahrungskundgebung in der Aula der alten Universität geplant, nun wurde eine Siegesfeier daraus. Während drinnen auf den Stiegen Reden geschwungen wurden und Gesänge die alten Gewölbe füllten, sammelte sich draußen vor dem geschlossenen Tor der Pöbel der Vorstädte. Aus den Fenstern der Hörsäle sahen wir die Haufen anwachsen, zerlumptes Gesindel, das Aufgebot der Gasse, das immer auf den Ruf seiner Führer bereit war.

Reden und Gesänge waren beendet; es sollte, wie es sich für eine germanische Kundgebung gehört, ein längerer Frühschoppen folgen, bei dem die Siegespalme tüchtig begossen werden konnte. Ein langer Zug kam aus dem Tor der Aula hervor, Farbenstudenten und Finkenschaft in einträchtigem Durcheinander, und das war freilich wieder einmal ein ausgewachsenes Provokatzerl für die empörte Volksseele, solch geschlossen massenhafter Aufzug deutscher Jugend in den Gassen Prags. Johlen und Brüllen brach los, eine schwankende Hecke von Knütteln wuchs plötzlich über die Köpfe der Masse, auf Hausschlüsseln machte schrilles Pfeifen wilde Musik. Vor dem ruhigen Einherschreiten der Spitze des Zuges wurde Raum in der Menge; man wich zur Seite, aber rannte mit Geheul und drohenden Gebärden nebenher, dem Lärm lief immer mehr Volk zu, es rottete sich in Schwärmen zusammen, hängte sich an unsere Flanken und an das Zugende. Wir schritten dahin, wie der Zug der Zehntausend des Xenophon, mitten durch Schwärme wilder Völkerschaften, die angriffslüstern auf unser Ermatten lauerten.

So kamen wir auf den Wenzelsplatz, überquerten ihn, schritten die Stefansgasse hinan bis zum Haus der Schlaraffia. Es war geplant, dort unseren Frühschoppen abzuhalten. Aber wer beim Betreten des Hauses Thalatta gerufen hatte, war etwas vorzeitig gewesen; in den engen Räumen standen wir, unser viele Hundert, Kopf an Kopf, von Niedersetzen und beschaulich festlicher Trinkung war keine Rede.

„Zum Deutschen Haus!" schrie einer.

„Zum Deutschen Haus!" antwortete ihm der Zuruf.

Da verließen wir die rettende Küste und wandten uns wieder dem feindselig aufgewiegelten Prager Binnenland zu. Nur Gruppen standen da, gegnerische Streitkräfte auf Beobachtung, der große Schwarm hatte sich verlaufen, und wir glaubten schon, es werde, wie schon oft, bei einigem wilden Getue sein Bewenden haben und der Zorn einstweilen wieder verschäumt sein. Es war aber nur die sattsam bekannte Ruhe vor dem Sturm, und das ganze dicke Ende sollte erst noch nachkommen. Unangefochten erreichten wir das Deutsche Haus und machten es uns hinten im Gartensaal gemütlich. Jemand sprach, dann sprach noch jemand und noch einer, Professoren und Studenten, wir würden uns nicht einschüchtern lassen, niemals, Gesang: ‚Vivat academia' und:

> Wir woll'n das Wort nicht brechen
> Nicht Buben werden gleich,
> Woll'n predigen und sprechen
> Vom Heiligen Deutschen Reich."

Und jemand sagte: schon einmal seien die deutschen Studenten aus Prag ausgezogen, als ihnen tschechische Unduldsamkeit die akademische Heimat verleidet habe, Anno 1409, und hätten in Leipig eine neue alma mater gegründet. Ein prophetisches Wort, aber ihm donnerte Entschlossenheit entgegen: nicht von hier zu weichen, deutsches Wesen zu behaupten, den Ruhm der ältesten Universität im Heiligen Deutschen Reich nicht preiszugeben.

Darüber hatte sich der Frühschoppen tief in den Nachmittag hineingezogen, die Corona war dünner geworden, Gruppen waren abgebröckelt, schon wurde der Aufbruch allgemein. Da stürmte jemand in den Saal: „Die Carolen sind überfallen worden."

Wer? Wo? Von wem? Wieso? Heiß schlug Entrüstung auf. Gerüchte wogten plötzlich wild, überstürzten sich, zerplatzten wie Bomben. Auch die Markomannen seien angegriffen worden. Einen Wagen, in dem ein Schwabe saß habe man umgestürzt und zertrümmert, den Schwaben zerdroschen und ausgeraubt, schon gebe es Verwundete und Tote. Hinaus! Hinaus!

„Austria hieher!"

Wir traten zusammen, vierzehn Mann in schwarzen Kappen. Aschanti! Dienstmann! Bumm! Seltsam still lag der Graben vor dem Deutschen Haus, Rolladen rasselten rasch vor Spiegelscheiben nieder, fernher schwoll Geschrei. Nun wußten wir es: während wir den Sieg über den Polen Badeni gefeiert hatten, hatte das Feuer an den Lunten rasend weitergefressen, bis zu sämtlichen hussitischen Pulverfässern diesseits und jenseits der Moldau. Nun brannte Prag an allen vier Ecken, Lava floß aus den unheimlichen Vulkanabgründen seiner Vorstadtgassen.

Vierzehn Mann, zwei und zwei, in festem Tritt, bogen wir auf den Wenzelsplatz ein, der seit jeher der beliebteste Ort aller Zusammenrottungen und Wutausbrüche war. Was uns antrieb, unseren Weg hieher zu nehmen und nicht irgendwie hinten herum durch stillere Gassen in den Stadtteil Königliche Weinberge zu marschieren, weiß ich

Digitized by Google

nicht. Wir wohnten alle irgendwo in diesem von dem älteren Kern der Stadt abgerückten neuen Viertel — auch ich wohnte damals schon seit längerer Zeit in der Rubeschgasse nahe dem Franz Josephs-Bahnhof — aber es gab noch andere und sicherere Straßen dahin, nicht eben über den Tummelplatz der empörten Volksseele. Schlugen wir deshalb unseren Weg hier ein, weil wir zeigen wollten, daß wir durch Gebrüll nicht einzuschüchtern waren? Zuerst ging es ganz gut, auch der untere Wenzelsplatz war leer; weiter oben qualmten große dunkle Menschenwolken aus den Straßenmündungen, schreiende, tobende Wolken, die sich ausbreiteten und wieder zusammenballten, wie von einem in ihrem Innern hausenden Sturmwind bewegt.

Als wir etwa auf der Höhe der Wassergasse waren, bemerkte man uns. Pfiffe gellten aus den nächsten Schwärmen, wir sahen Gesichter herumfahren ... im Laufen uns nach ... da waren sie heran wie Wölfe auf unseren Fersen, rannten voran, höhnisch bellendes Gelächter: Salamander! Aschanti! Bumm! — „Nicht reagieren!" Es war leicht zu sagen: nicht reagieren, wenn man vor Zorn kochte. Kopf hoch und im Gleichmaß weiter, ohne Beschleunigung. Wie hatte Wessely Barbarossa auf dem Fechtboden gesagt: „Rotieren wirst du? Saufuchs! Rotieren? Wart', ich werde dir das Rotieren austreiben." Jetzt erwies sich die Mensurerziehung. Ziegelsteine flogen, ich und der Fuchs Siegl aus Gießhübl bildeten den Beschluß, knapp sauste es an unseren Köpfen vorbei. Oh, nur einmal die Zähne zeigen, hineinfahren in den Haufen, Kostenpunkt Nebensache. Da war es aus mit dem Weiterkommen, wir vierzehn standen eingekeilt in einer Menge von Hunderten. Hände streckten sich nach meiner Kappe, die Ehre der Farben ... Himmelherrgott ... ein Steinwurf schlug mir die Mütze ab ... da war sich jeder selbst der Nächste ... ich hob den kurzen Ebenholzbummler, den schweren, krach in das Zähnefletschen hinein. Hände griffen nach meinem Hals, sie sprangen mir an die Brust, in meinem Schädel sang etwas wie zerklirrendes Glas, Kampfgetümmel, immer zuckte mein Bummler keulenmäßig auf Köpfe und Schultern. Neben mir sah ich den Fuchsen Siegl aus Deutsch-Gieshübl bei Iglau, bärenmäßig, bärtig, wild geworden, sah ihn wie durch die Fransen eines Vorhanges aus roten Glasperlen, wie er je zwei aus dem Haufen griff, schüttelte, zusammenstieß, hinschmiß. Die andern? ... Es war keine Zeit zu taktischen Erwägungen, das Handgemenge wurde zu wütendem Ringen Brust an Brust.

Da ... ins Gebrüll und Gekreisch klapperte es hart ... Luft ward um mich, die Gegner ließen ab, erstaunt sah ich mich um. Reitende Polizei war eingedrungen, hatte den verbissenen Knäul gesprengt, warf die Angreifer nach der einen Seite, uns nach der anderen. Eine Reihe von Reitern zog eine Schranke quer über die Straßenmündung, Mannschaften zu Fuß dazwischen. Ein Polizeiinspektor hatte mich am Arm gefaßt, zog mich unsanft hinter die Sperre. Dort sammelte sich unser Häuflein, kragenlos, mit ausgerissenen Ärmeln, zwischen ausklingendem furor teutonicus und einem schon wieder keimenden Lachen.

Die Polizei hatte uns gerettet, ungern, wie wohl zu merken war; es war ihr Befehls-, aber nicht Herzenssache gewesen. Mit ihren innersten Neigungen stand sie drüben, wo man johlend unsere Auslieferung forderte. „Weil's immer die verfluchten Mitzeln tragen missen's!" sagte der Polizeiinspektor im schönsten Prager Deutsch, als welches, wie bereits erwähnt, das reinste und mundartfreieste Deutsch ist, das es gibt. Klingt halt nur bissel hart. So sagte der Polizeiinspektor, und somit war erwiesen, daß wir wieder einmal das Provokatzerl gemacht hatten. Und sagte noch: „Und jetzt schauen's, daß zaus kommen's."

Es war wirklich Zeit, an den Rückzug zu denken; wir sahen Gruppen unserer Feinde nach links und rechts im Laufschritt abschwenken. Eine Umgehung war im Werk. Es gibt Lagen, in denen Mut zur Dummheit wird; wir beschleunigten unsere Schritte den Weinbergen zu. Zwei leere Wagen kamen rasselnd um eine Straßenecke, wir hielten sie an, belasteten sie mit uns bis zum Zusammenbrechen und fuhren zu Toni Müllers Bude. Händeringend stand schon Frau Stödl am Stiegengeländer: „Jeschisch Maria, hab' ich glaubt, sie sind's alle schon tot." Hierauf tauschten wir Fernerwohnenden unsere aufreizenden Mützen gegen bürgerliche Kopfbedeckungen aus Toni Müllers Beständen und wagten uns wieder hinaus. In allen Gassen waren die Laden geschlossen, die Haustore weigerten Fremden den Eintritt, die ganze Stadt war in ein Gewölk von Geschrei und Aufruhr gehüllt.

Am Abend lagen wir, Siegl und ich, im Fenster unserer Wohnung in der Rubeschgasse und hörten das Geknatter der Schüsse: Straßenkämpfe tobten in den Vorstädten. Die Statisterie war den Regisseuren über den Kopf gewachsen und hatte sich selbständig gemacht. Und wie immer, wenn die empörte Volksseele einmal ordentlich in Schwung gekommen ist, warf sie sich hemmungslos und ohne Unterschied auf Freund und Feind. Zuerst wurden den Deutschen die Geschäfte ausgeräumt, dann aber auch den eigenen Volksgenossen. Es war ein billiges Einkaufen für die Weiber aus Zizkow und Podskal, fünf Finger und ein Griff, und die altehrwürdige Nationaleinrichtung des böhmischen Zirkels kam zu voller Geltung. Und was nicht mitgenommen werden konnte, wurde auf der Straße zertrümmert und verbrannt. Bis das Militär kam und keinen Spaß verstand. Fünf Tage lang dauerte der Sturm, und als man nicht mehr in hellen Haufen auf den Straßen plündern konnte, teilte man sich in Häuflein,

Digitized by Google

die so unter der Hand in Wohnungen drangen, einerseits um des Provokatzerls, anderseits um des besagten böhmischen Instrumentes willen. Alle tschechischen Hausmeister waren dabei Helfer, und es hieß, die Häuser, in denen Deutsche wohnten, seien bezeichnet wie seinerzeit die Häuser der Juden in Ägypten, aber nicht, daß der Würgengel an ihnen vorübergehe, sondern eben justament in sie eintrete. Schauergeschichten liefen um, Dichtung und Wahrheit, aber wenn man auch fünfzig Perzent Dichtung abzog, so blieb an den übrigen fünfzig Perzent Wahrheit immerhin noch für einen Rechtsstaat genug des Wirbels zurück.

Unserem Fuchsen Nini war durch eine mitleidige Seele zugetragen worden, daß es auf ihn abgesehen sei, und beim Hausmeister wäre es abgemacht worden, ihn heute zu besuchen. Daraufhin begann Nini seine Koffer zu packen, um abzureisen. Aber als der phlegmatische Jüngling, der er war, beeilte er sich nicht übermäßig, und so traf ihn der Besuch noch daheim. Es waren etwa zwei Dutzend Podskalaker Sansculotten; sie nahmen ihn gleich an der Tür in Empfang und brachten ihn zum Haustor hinunter, indem ihn einer dem andern zuwarf. Und als sich Nini nach seinem Koffer erkundigte, meinten sie, grinsend vor Menschenfreundlichkeit, es seien ja ohnehin keine Wagen zum Bahnhof zu bekommen, und sie könnten es ihm doch nicht zumuten, daß er seinen schweren Koffer selbst trage.

Toni Müllers Bude beherbergte in diesen Tagen außer sechzehn Kanarienvögeln, dreiundzwanzig Wellensittichen, zwei Schildkröten, zweihundertsiebzehn Makropoden, zwölf Goldfischen, einer indischen Spottdrossel, sieben Laubfröschen, elf Meerschweinchen, einer Ringelnatter, einem kleinen Fuchs, einundzwanzig weißen Mäusen und drei Hunden auch noch jeweils zwei bis drei Austrianer, denen es in ihren eigenen vier Wänden nicht mehr ganz geheuer war. Bei Toni Müller war unser Hauptquartier, die festeste unserer Burgen, gehütet durch Frau Stöckls Treue und Wehrhaftigkeit. Sie fürchtete auch drei und vier Dutzend Podskalaken und Zizkower nicht und besaß eine Redegewandtheit in der Sprache Swatopluk Cechs, die bei voller Entfaltung unzweifelhaft tödlich wirken mußte. Von hier aus unternahmen wir unsere Streifzüge durch das aufgewühlte Prag, unsere Frontausflüge und Schlachtfeldbummel, unter steter Gefahr, erkannt und nach dem podskalakischen Knigge behandelt zu werden. Eines Nachts wurden Siegl und ich auf dem Wenzelsplatz von einer Rotte angegriffen, umstellt, gegen die Hausmauer gedrückt. Die Lage war gefährlich, unter den Röcken hatten wir das schwarz-weiß-orange-farbene Band eingeknöpft, denn wenn wir schon unser Wesen durch den Hut des Spießers verleugnen mußten, so wollten wir ihm doch wenigstens unterschichtig treu bleiben.

„Deutsche oder Tschechen?“ brüllte einer unter Gesuchtel einer riesigen Hand.

Wir schwiegen verächtlich.

„Den Stock her. Das ist ein Degenstock!“ Man riß mir meinen Stock aus der Hand, den Ebenholzknüttel aus der Schlacht an der Wassergasse, begann daran zu schrauben und zu drehen. Man wollte Beweise, daß die deutschen Studenten mit tückischen Waffen versehen seien; es war die alte Geschicklichkeit im Aufsuchen des Provokatzerls. Bei allen Revolutionen ist es so. Wenn irgendwo die Fenster eingeschlagen werden sollen, dann hat irgend jemand irgend jemanden gesehen, der von irgend jemanden gehört hat, er habe irgend jemanden gesehen, dem es einer gesagt hat, es sei aus den Fenstern geschossen worden. Und plötzlich brüllt alles: ‚Es wird auf uns geschossen!‘ Und dann krachen die Scheiben. Aber mit meinem Bummler hatten sie kein Glück. Er blieb unaufschraubbar und unausziehbar, kein Degenstock, sondern durch und durch Ebenholz, nichts als eben Holz. So entfiel also ein weiterer Vorwand, und ein älterer Herr mischte sich ein, ein tschechischer Abgeordneter und späterer Minister in Österreich, der uns freien Abzug verschaffte.

Fünf Tage lang dauerte so die Meinungsverschiedenheit zwischen Podskal und der Staatsordnung, und es gehörten schon recht gute Nerven dazu, um durchzuhalten. Endlich begann das Standrecht zu wirken. Das Semester wurde vorzeitig geschlossen, und es hinderte mich nichts mehr, heimzukehren. Auf dem Bahnhof sah ich eine ganz allerliebste Mitreisende; sie sah so wunderherzig vergnügt reisefreudig aus und so märchenblond harmlos, daß ich sie fragen mußte, ob wir vielleicht gleiche Fahrt miteinande hätten. Sie aber maß mich mit einem Vernichtungsblick von oben hinunter und von unten hinauf, warf die Lippen auf, wandte sich um und sagte: „Dienstmann! Bumm!“ Ja, geliebter Leser: Dienstmann! Bumm — und da war nichts zu machen.

Als ich dann im Zuge saß, war es mir, als käme ich aus dem Vorspiel eines großen Geschichtsdramas, etwa so groß wie der Dreißigjährige Krieg, als welcher ja auch in Prag mit einem Fenstersturz begonnen hat. Daß diese Ereignisse der Gasse nur ein Auftakt seien, sagte mir selbst mein damals noch unentwickeltes politisches Gefühl mit ziemlicher Deutlichkeit. Die Gasse war so stark gewesen, daß die Staatsgewalt sie nur mit Aufgebot allen Ernstes hatte bändigen können. Und wenn nun die Prager Gasse immer stärker und die Staatsgewalt immer schwächer würde…? Wo war dann der Platz für uns Deutsche, wenn wir uns nicht rechtzeitig Dämme vor unsere Heimat bauten?

Wenn ich mir nun den Verlauf der Begebenheiten seither betrachte, so ist es mir, als seien die Novembertage des Jahres 1897 wirklich nur das Vorspiel gewesen zu der ungeheuerlichen Polylogie, deren Mitspieler alle Geschlechter der Lebenden sind und deren

Digitized by Google

Ausgang noch in der Dunkelheit der Zukunft liegt. Die Ereignisse liegen auf der Linie, die sich damals zuerst andeutete, und die Losung der Prager Gasse ist zur Losung aller ‚Kulturnationen‘ geworden: der unerbittliche Kampf gegen deutsches Wesen, gegen unseren Anspruch auf unverkümmertes Sein, Setzung der Gewalt über das Recht. Unter dem Vorwand, wir hätten in unserem Ebenholzstock einen Degen versteckt gehalten.

Übrigens arbeitet die Weltgeschichte nach dem dramatischen Rezept Shakespeares, und läßt auf eine Haupt- und Staatsaktion oder auf Massenszenen des öfteren kleine Narrenauftritte folgen. So hängte sie dem nunmehr großmächtig einherschreitenden und auf seine erwiesene Kraft trutzigstolzen böhmischen Leuen eine Schelle an den Schwanz, oder vielmehr, da er der Schwänze zwei hat, an jeden eine. Bald nach den Novembertagen von 1897 kam die Einweihung des tschechischen Repräsentationshauses in Prag. Das war ein ungeheurer Bau, wie er der tschechischen Großmannssucht so recht entsprach, um urbi et orbi zu zeigen, man sei da und habe es dazu. Eine Art babylonischer Turm, dem Sinn nach (‚Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!‘), aber äußerlich nicht ganz so hoch. Sein Stil war der der Prager Session, als welche die Wiener Sezession noch immer um etliche Bandwurmkühnheiten und Korkzieherlöckchen und sonstige Verbogenheiten übertrumpfte. (‚No, bitt ich Ihnen. Prag is Prag, und mir ham's selbständige G'schmack.‘) Damit man aber sehe, wie innig das neue Prag mit dem alten zusammenhänge, war dieses unmögliche Scheusal neben den Pulverturm hingestellt, ausgerechnet neben den Pulverturm, zu dem Wladislaw II. am Montag nach Palmarum 1475 den Grundstein gelegt hatte. Unter den vielen gotischen Wundern in Stein, deren sich Prag erfreut, ist dieser Turm eines der entzückendsten. Wie sich der Bau blühend über der breiten, hallenden kühlen Durchfahrt erhebt, mit seiner quellenden Fülle von steinernem Laub, aus dem Ranken wachsen, mit Wimpergen und Sockeln und Statuen von einer entlegenen, verschmitzten Feierlichkeit. Und daneben nun dieses Repräsentationshaus, dieser Ausstellungs-Pavillon in Permanenz, aber leider nicht aus Eisen, Holz und Gips und zum seinerzeitigen Abbruch bestimmt, sondern aus Stein, Ziegelwerk und Beton und zum ewigen Gedenken aufgestellt an ‚selbständige Geschmack pragerische‘. Und damit Neu- und Altprag ganz eng zusammengeschweißt sei, war überdem auch noch eine Schwebebrücke von dem permanenten Bandwurmgebäude zum Pulverturm geschlagen, ein Band zwischen heute und dazumal, halb Sezession, halb Gotik, und das war besonders belehrend. Als eine Art Seufzerbrücke schwebte es da oben, und wirklich, wer es ansah, den mochte ein Seufzer überkommen. Durch sein Repräsentationshaus war Prag nicht schöner geworden. (Und — nebenbei bemerkt — die Tschechen haben ihre Hauptstadt auch späterhin immer mehr und gründlicher zuschanden verschönert. Es ist, als seien sie, deren bildende Künstler sonst ganz Außerordentliches leisten, indem sie volkstümliche Überlieferungen und beste Modernität zu Schöpfungen voll bestrickender Schönheit verschmelzen, bei der Neugestaltung Prags von allen guten Geistern verlassen.)

Da stand also das tschechische Repräsentationshaus, und allen wahren Freunden und innigen Liebhabern Prags tat das Herz weh. Aber wie dem babylonischen Turmbau die Sprachenverwirrung, so folgte auch dem Prager Größenwahn seine Strafe. Das Repräsentationshaus hatte nach fabulesken Einweihungsfeierlichkeiten seine Türen den Gästen noch nicht lange aufgetan, als sich in den Gassen Prags ein leises Lachen erhob. Ein Kichern erst, dann immer lauter und lauter Gelächter, endlich brausend von den Weinbergen herab bis zur Moldau, zur Kleinseite hinüber, den Hradschin hinan, über das Weichbild Prags hinaus, die Länder der Wenzelskrone füllend, weiter ... weiter ...

Halb Mitteleuropa lachte. So weit die tschechische Zunge reicht.

Nämlich ... ja nämlich ... blendend neues Leinen, Damast, Brokat lag auf den Tischen, hing vor den Fenstern, man speiste auf leuchtend reinem Porzellan mit schwerem Silbergerät, alles neu, alles echt, alles gediegen (‚No, bitt ich Ihnen, Prag is Prag, mir ham's ja!‘) ... Und auf Damast und Leinen, auf Porzellan und Silber zeigte sich ineinander verschlungen das Monogramm des Hauses, genannt Prazský representacni dum, d. h. Prager Repräsentationshaus, zeigten sich die Buchstaben PRD. Nun ist das Tschechische eine Sprache, das in vielen Wörtern auch ganz ohne Vokal auskommt, und so ein Wort ist prst, der Finger, und krk, der Hals, und prd ist auch ein Wort und bedeutet — ... Doch das kann man lieber bei Goethe nachlesen, im ‚Faust‘, Walpurgisnacht Vers 3690 f., der Cottaschen Jubiläumsausgabe, Chor der Hexen:

„So geht es über Stein und Stock,
Es — die Hex', es stinkt der Bock.“

(Bei Goethe steht doch auch wirklich alles.)

Sobald man aber im Prazský representacni dum des lächerlichen Unheils inne geworden war, kamen die Näherinnen und schnitten aus Leinen und Damast das Monogramm aus, von Silber und Porzellan ward es hinweggeätzt, und an seine Stelle kam ein anderes schlichteres, einfach PD ohne R in der Mitte. Man lachte aber in halb Mitteleuropa, so weit die tschechische Zunge verstanden wird, noch lange, und für das Haus neben dem Pulverturm blieb es beim Namen PRD. Und das von Rechts wegen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Curt Corrinth: Trieb (München, Georg Müller) — Otto Flake: Die Stadt des Hirns (Berlin, S. Fischer) — Paul Rudolf Löffler: Gerd Kaspar der Wandersmann (Dresden, Carl Reißner) — Georg Frhr. von Ompteda: Der neue Blaubart (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Ernst von Wildenbruch: Ausgewählte Werke. Vier Bde. Herausgegeben von Hanns Martin Elster (Berlin, Grote)

Die Jüngsten! immer wieder kehrt man, mit dem Herzen eher noch als mit dem prüfenden Auge, zu ihnen zurück, in der nicht umzubringenden Hoffnung, daß aus dem absurd sich gebärdenden Most doch noch ,e Wein' werden könne. Man möchte ja aus dieser grauen, öden und hoffnungskahlen Gegenwart seinen inneren Menschen so gern zur Jugend hinüberretten, „auf Flügeln des Morgenrotes" das Schönere, Höhere suchen. Aber immer wieder kehrt man, wenigstens auf dem Gebiete des Dramas und der Erzählungskunst, enttäuscht von diesem Ausflug ins Traum- und Wunschland zurück! Wohl hört man ein Brausen in der Luft, aber es kommt von keines Adlers Fittich, es kommt von den hundert Flügeln des Dohlen- oder Spatzenschwarms, der gerade ,obenauf' ist und mit Krächzen und Piepsen über die ,Richtung' streitet, statt die Höhe zu suchen.

Wahrhaftig: wenn an dieser Stelle von den Jüngsten, die sich als die Führer und Lichtbringer einer neuen Dichtkunst gebärden, verhältnismäßig selten die Rede war, so liegt es nicht an uns, sondern an ihren Leistungen. Wir haben gewissenhaft Ausschau gehalten. Schon vor zwei Jahren wurden hier die Erzähler des Expressionismus gesiebt, aber sie fielen alle durch, bis auf Kasimir Edschmid, dessen Erzählung ,Der tödliche Mai' in der Novellensammlung ,Das rasende Leben' tatsächlich eine neue Form mit wirklichem Lebensgehalt zu füllen schien. Aber vergeblich warteten wir inzwischen bei Edschmid auf eine Fortentwicklung. Sie ist vorläufig bei ihm so wenig festzustellen wie bei dem sehr begabten Alfred Döblin, der mit zwei Romanen: ,Die drei Sprünge des Wang-Lun' und ,Wadzecks Kampf mit der Dampfturbine' Hoffnungen erweckte. Der zur Verfügung stehende Raum erlaubt mir nicht, alle Bücher zu besprechen, die ich lese; mancher Autor muß mit diesem oder jenem Werk einmal ausfallen, um einem anderen Namen Platz zu machen, obgleich jenes Werk sehr wohl eine Betrachtung verdient hätte. Döblin ist jetzt an der Reihe, leider fehlt noch das gereifte Werk, das er durch sein Talent verheißen hat. An seiner Stelle mag diesmal ein anderer Ausdruckskünstler reinster Prägung zu Worte kommen, der aus dem Schwarm hervorragt: Curt Corrinth mit seinem Roman Trieb. Die Bezeichnung Roman stammt vom Verfasser. In Wirklichkeit ist es nur die Skizze eines Romans, entworfen in dem tollen Wirbelstil, mit der keuchenden Atemlosigkeit des waschechten Ausdruckskünstlers. Ein Jüngling hat den ,Trieb' — zur unbändigen Freiheit. Als Knabe schon treibt er sich herum, womit der Vater nicht einverstanden ist. Es kommt zu heftigem Zusammenstoß, der hier, um dem Leser von dieser neuen Erzählungskunst eine Probe zu geben, die besser über ihre Art und ihre Weltanschauung unterrichtet, als seitenlanges ,Kritisieren', wiedergegeben sei. Er bildet ein Kapitel des ,Romans' und lautet:

> Zwölf Jahre.
> Vater, alttestamentarisch grollend ob des unergründlichen Sohnes, stellt um diese Zeit fleischige Rechte ägyptisch an gegen den Knaben.
> „Verwehrt sei dir Verlotterndem fernerhin sinnlose Streife durch alle Gassen und Gossen. So Zimmer wie eiserne Pflicht zäune dein künftiges Sein."
> Er aber, kurz, mit fulminantem Reim:
> „Nein!"
> Rot schwillt des bosenden Erzeugers Herrscherkamm.
> „Bube —"
> Brutale Faust ergiert den Widersetzlichen.
> Ha —
> wo Rettung?! und zugleich Exempel, das warne vor Gleichem in Zukunft!?
> Fenster mault offen, zwei Stockwerk Tiefe gähnen.
> „Und nein!!"
> Mit heller Triumphfanfare stürzt der Knabe sich in die Freiheit hinab.
> Droben sinkt ein gebrochener Vater ins Knie.
>
> Zwölf Jahre.
> Als stolzen Effekt heldischer Trotztat schleift er von nun an zerschmetterten Fuß wenig, doch sichtbarlich nach.

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß diese Stelle eine der gelungensten und verständlichsten des Buches ist. Bald darauf vollbringt jener Jüngling seine zweite kühne Tat: er schlägt beim Konfirmandenunterricht den Pfarrer, der von der ewigen Seligkeit spricht, mit der Faust ins Gesicht, weil er lüge. Auf dieser Bahn geht es weiter; es folgen Unterschlagung, wüste Ausschweifungen, die vom

Digitized by Google

Verfasser besonders liebevoll ausgemalt und bis zum Masochismus gesteigert werden — das Buch ist keineswegs für höhere Töchter lesbar — Revolverknall, Mord, Flucht in die Schweiz heißen die weiteren Stationen auf diesem Lebenswege des Corrinthschen Ideals, das natürlich russischer Revolutionär wird, eine schwere Wunde empfängt und schließlich, nachdem sich der ‚Trieb' körperlich ausgetobt hat, bei den Dithyramben einer ‚neuen' Weltanschauung landet, die falschverstandener Nietzsche ist: ‚Ehrfurcht vor allem Seienden.' Ganz so, wie Corrinths Jüngling diese ‚Ehrfurcht' ausübt, hat es nämlich Nietzsche eigentlich nicht gemeint ...

Genug. Wenn einmal etwas von dieser vorübergehenden Mode blindwütiger Dynamik und Wortausschweifung übrig bleiben wird, so ist es die Übung einer gewissen Verkürzung, oder um das Modewort dieser Schule zu gebrauchen: ‚Zusammenballung'; im übrigen kann dies atemlose Durchhasten roh äußerlicher Vorgänge, dieses Blindsein für alle Seelenregungen, für alle idealen Werte, dieses Wortgespreize und Phrasengetute nur leichtverwirrte Köpfe betören. Die Literaturgeschichte bucht es als Stilperiode von befristeter Dauer.

Die Sucht, nur unter allen Umständen neu zu sein, es auf alle Fälle anders zu machen, als die bisherige, in vieltausendjähriger Entwicklung wurzelnde Dichtung, muß notwendig zu einer Überschätzung der äußerlich sichtbaren und verwendbaren Kräfte führen, denn der innere Mensch wandelt sich nicht von heute zu morgen, Empfindung und Gefühl sind durch Kunstleitsätze nicht bestimmbar.

Daß man solche Selbstverständlichkeiten heute niederschreiben muß!

Aber ist da nicht ein im übrigen durchaus gescheiter und befähigter Zeitgenosse aufgetreten und hat eine Stadt des Hirns errichtet, ein Gedankenreich, in welchem alles außerhalb des Individuums Liegende zu Geist werden soll?

Otto Flake, so heißt dieser kühne Baumeister, ein im Elsaß geborener, jetzt vierzigjähriger Schriftsteller, der früher formgewandte Erzählungen alten Stils geschrieben hat. Jetzt geht er daran, „die Form des Romans zu sprengen", wie er im Vorwort sagt. Er will damit „über den Expressionismus hinausgelangen"; wobei zu bemerken ist, daß der Expressionismus, wie wir gesehen haben, noch gar nicht einmal wirklich in das Gefilde der Romandichtung eingedrungen ist. Wie sieht nun dieser neue Roman Otto Flakes aus? Er sagt es in seinem Vorwort selbst: „Der neue Roman wird möglich sein durch Vereinigung von Abstraktion Simultanität Unbürgerlichkeit. Es fallen fort konkrete Erzählung Ordnung des Nacheinander bürgerliche Probleme erobertes Mädchen Scheidungsgeschichte Schilderung des Milieus Landschaftsbeschreibung Sentiment." (Wie man sieht, sind in der Stadt des Hirns die Kommata abgeschafft, der Punkt hat, wie es scheint, noch Schutzfrist.) Was will Flake also an Stelle jener bisherigen Bestandteile einer Erzählung — nach seiner Auffassung — setzen? Hören wir: „Es handelt sich um einen Zentralismus von noch nicht erreichter Intensität, es entrollt die Welt einem Hirn als Vorstellung, um die Achse der Grundauffassung legen sich Kristallisationen, alles was früher primär und Selbstzweck der Schilderung war, Erlebnis, Gefühle Stimmungen, wird sekundäres Material, Beleg Gelegenheit zur Demonstration, alles wird in den Strudel des kreisenden Mittelpunkts, in die Atmosphäre gezogen, in der durch Anlagerung ein Kosmos entsteht rotiert ist." Man sieht: an großen Worten, an Unverständlichkeit und fremdsprachlichem Bombast fehlt es Flake nicht, wie sieht es mit seinen Taten aus? Er liefert durch ‚Anlagerung' an dies Vorwort einen Romanband von rund 550 Seiten, dem noch ein zweiter Band folgen soll. Zu Beginn glaubt man noch, daß Flake wirklich etwas Neues, wenn auch rein Intellektuelles schaffen will. Da heißt es von seinem Helden, der eine innerliche ‚Verhärtung' spürt: ‚Das Hirn lag voll und schwer in der Schädelhöhle; es arbeitete so straff und gleichmäßig wie Lunge, die Luft einzieht und ausatmet; es trieb alle halbdunklen, undeutlichen Vorstellungen langsam, aber unbarmherzig aus seinen Schlupfwinkeln, als sei die Zeit einer Treibjagd gekommen — es umstellte sie mit energischen, ungütigen Gedanken.' Im Weiterlesen merkt man bald, daß es mit dem ‚Fortfall konkreter Erzählung, Ordnung des Nacheinander' glücklicherweise nicht so genau genommen wird, das Lesen wird einem ohnehin durch fortwährende Beschreibung der Gehirnvorgänge ‚Laudas', durch die fehlende Interpunktion und die oft anfechtbaren Untersuchungen literarischer und künstlerischer Fragen, welche die Stelle epischen Verlaufs einnehmen, nicht gerade zu einem Vergnügen gemacht. Freilich: die ‚Mentalität' Flakes ist nicht anzuzweifeln, auch nicht sein Mut, wenn er etwa bekennt: „Ihn störte nichts mehr, was an Zimmerwänden hing, höchstens, daß er dem Öldruck mit der Mühle den Vorzug vor dem Strandbild Liebermanns gab, denn das Ölbild war die unverfälschtere Idee der nachgeahmten Natur." Also der Öldruck ist die unverfälschte Idee, wohlgemerkt Idee, der Natur ... Bald würde es einem beim Lesen ergehen wie glücklicherweise einmal seinem Helden: „Man konnte Sehnsucht nach den gar nicht geistigen Gesichtern antiker Statuen empfinden" — wenn sich zur Abwechslung nicht bald die holde Weiblichkeit und mit ihr die Tatsache einstellte, daß das im Vorwort ausgefertigte Rezept des neuen Romans vom Verfasser keineswegs befolgt wird, er kommt weder ohne ein zu eroberndes Mädchen, noch ohne Scheidungsgeschichte, noch ohne Schilderung des Milieus aus und vor allem nicht ohne Sentiment.

Digitized by Google

Am Nähtisch

Gemälde von Prof. August Wilckens

Digitized by Google

wenn man nämlich diese französische Bezeichnung beibehält und sie nicht etwa mit Gefühl übersetzt. Alles ist da! Bewundernswert die Schlagfertigkeit, mit der die Theorie hier sogleich von der Praxis erschlagen wird... Freilich ‚sprengt‘ Flake trotzdem die Form des Romans. Aber er sprengt sie nur durch (auf die Dauer schwer erträgliche) Einschiebsel, die sich bald als weltweise Auslegungen und Umschreibungen dürftiger Tatsachen geben, bald als kritische Betrachtungen über Kunst und Kulturzustände, endlich gar als kleine, in sich abgeschlossene Erzählungen, deren er nicht weniger als fünf dem Roman eingeschachtelt hat, teilweise recht hübsch, aber sehr ungleich, auch im Stil. Gehört diese mechanische Verschachtelung auch zum Wesen des ‚neuen‘ Romans? Wieso und inwiefern? Der Verfasser begründete es im Vorwort so: „Mühe hervorzurufen durch die Einschaltung von Erzählungen mit andern Vorgängen Menschen, ist beabsichtigt.“ Ach so! „Mühe ist beabsichtigt.“ Das muß uns freilich genügen. Und der Grund? „Ihr sollt euch nicht drei Stunden mit dem Buch beschäftigen, sondern drei Wochen denkend verbracht.“ Hier überschätzt Flake sein Buch. In zwei Tagen schafft man's, trotz dem Wälzer. Aber hören wir ihn weiter: „Ihr sollt indem ihr den Kosmos eines Hirns anschaut in die denkende ruhende Sphäre der Anschauung den philosophischen Zustand gehoben werden.“ Das wäre doch nur möglich, wenn Flake sich selbst in einem philosophischen Zustand befände. Aber er sagt eben dies ja zur Entschuldigung seiner fünf eingeschobenen Erzählungen. Also in ihnen liegt seine Philosophie? Dann bewahre uns der Himmel davor, den ‚Kosmos dieses Hirns‘ etwa noch in einem zweiten Bande anschauen zu müssen; es ist ein Mikrokosmos. Augenscheinlich läßt sich Flake auch an diesem ersten Bande genügen, denn von einem zweiten verlautet seit jener Androhung, die länger als ein halbes Jahr zurückliegt, noch nichts. Daran tut er sehr gut. Er hat sich früher als ein fähiger Erzähler erwiesen, er tut es, wenn auch anscheinend wider Willen, sogar an manchen Stellen in diesem mißglückten Sprengversuch der Romanform, so daß es schade um ihn wäre, wenn er sein hübsches Talent im Kreise der Spekulation auf dürrer Verstandesheide herumführen wollte, wo doch „rings herum liegt schöne grüne Weide.“

Diesen Unterschied zwischen dürrer Heide und grüner Weide empfindet man zum Greifen deutlich, wenn man nach Flakes Buch, das ganz auf den Verstand gestellt ist, ‚also auf den Kopf gestellt‘, sagt Hegel, das Erstlingswerk eines bisher völlig unbekannten und sicherlich noch jungen Schriftstellers Paul Rudolf Löffler liest: Gerd Kasper der Wandersmann. Dort die kalte studierte Geste des eingebildeten Literatursnobs, der den letzten Tiefsinn ausspielt, wenn er das Wort Kosmos niederschreibt, hier ein warmblütiger Wanderbursch, der das Weltgefühl erlebt:

> Und webt in ewigem Geheimnis
> Unsichtbar sichtbar neben dir...
> Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
> Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
> Nenn' es dann, wie du willst,
> Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist alles.

Bei Flake hieß es: Verstand ist alles. Hier heißt es: Gefühl ist alles. Muß ich noch bekennen, auf welcher Seite unsere Fahnen wehn? Ein Dichter muß Vollmensch sein, nicht Verstand oder Gefühl, sondern Verstand und Gefühl muß er haben, aber das Gefühl trägt ihn auch da noch, wo der Verstand hilflos an ewige Wände pocht, ja man kann sagen, daß der Dichter erst da eigentlich anfängt, wo der Verstand zu Ende ist und sein Gefühl, von Vision beschwingt, die tiefsten Geheimnisse ahnen läßt. „Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist.“ Diese Weisung befolgt Gerd Kaspar sehr gewissenhaft. Das ganze Buch ist angefüllt mit jugendlichem Drang, mit Lebenskraft und Sehnsucht. Es hat, wenn nicht alle, so doch die meisten Fehler derartiger Erstlinge. Der junge Dichter — er ist ein Dichter — stellt die eigene Person, denn das ist natürlich Gerd Kaspar, ganz in den Vordergrund, und er setzt schon eine starke Sympathie beim Leser voraus, wenn er ihm, wie seinem besten Freunde, alle seine kleinen Erlebnisse und Herzensgeheimnisse umständlich anvertraut. Da läuft manches Überflüssige, hie und da wohl auch einmal Abgedroschene mit unter. Aber das wird sehr bald wieder eingeholt und wettgemacht durch den starken heißen Atem des Erzählers, seine Frische, die klaren Verstand mit warmem Herzen vereint.

Als Kind armer Eltern im Schlesierland geboren, fühlt Gerd von früher Jugend den Beruf zum Dichter in sich. Manch schöner Vers gelingt ihm, aber zu dem großen Wurf, den er von Jugend auf schon plant, einem Drama, in das er all sein Fühlen und Denken und Erleben einschließen will, fehlt ihm die Reife. Nach manchem heißem Liebesrausch heiratet er eine wohlhabende tüchtige Frau; aber sie versteht ihn nicht, beide passen so trefflich zusammen wie Vollbluthengst und Maultier. Der Krieg kommt. Er trennt beide völlig. Ein Liebesverhältnis Gerds scheitert an der Jugend der Geliebten. Ein Einsamer kämpft Gerd in dem großen Völkerringen mit, jetzt nur noch erfüllt von seinem großen neuen Werke ‚Michael Fern‘.

Es lohnt, die Bekanntschaft Gerds zu machen, wenn der Dichter seinen Helden auch zu verklärt, zu einseitig als Pracht-Allerweltskerl und Tausendsassa schildert, was jedenfalls, da Gerd offenbar er selber ist, nicht von übergroßer Bescheidenheit zeugt. Aber da man ihn und seinen Gerd beim Lesen liebgewonnen hat, so macht das nicht viel aus,

Digitized by Google

man freut sich dieses klugen herzlichen Menschen, der nur seine eigenen Wege geht, ein mutiger Bergsteiger.

Weniger eigene als eigenartige Wege beschreitet mit seinem neusten Buch ein altbekannter und altbewährter Erzähler: Georg von Ompteda. Es gibt auf seiner im allgemeinen höchst achtungswerten Schriftstellerlaufbahn einige bestimmte Strecken, wo er die Feinheit und Gediegenheit seiner Darstellungskunst auf Kosten der Sensation vernachlässigt. Zu diesen Büchern scheint mir auch sein jüngstes Der neue Blaubart zu gehören, wennschon er sich darin offenbar Mühe gibt, besonders poetisch zu erscheinen. Schmeckt nicht schon der Titel nach Sensation? Blaubart — der sechsfache Frauenmörder, der Lüstling mit dem Blutkabinett, so raunt beim Lesen der Aufschrift die Erinnerung. Nun ist freilich der Omptedasche Graf aus Schlesien kein Raoul, chevalier Barbe-Bleue, wie im französischen Märchen, er vergießt kein Blut, er ist, wie der Verfasser uns auf jeder fünften Seite mehr platt als eigenartig versichert, ‚kein Kerl, kein Trumpf‘, trotzdem bringt er es auf ein rundes Dutzend Frauen, die er seelisch mordet, weil er nicht treu sein kann. Ompteda unterscheidet zweierlei Männer, den Arbeitsmenschen, dem der Beruf nicht Zeit für Weiber läßt und den ‚Lieberich‘, wie er ihn nennt, der nicht treu sein kann, weil er zu viel Zeit hat, zu neuerungssüchtig ist. Diese Einteilung scheint denn doch sehr gewaltsam, man dürfte mit der Behauptung nicht fehlgehen, daß die Mehrzahl der Männer gerade zwischen diesen beiden Extremen lebt; wohl die meisten sind in ihrer Jugend mehr oder weniger ‚Lieberiche‘ und werden später in der Ehe mehr oder weniger — vernünftig. Die zwölf Liebesabenteuer dieses Grafen Gert von Reynitz fesseln uns schon darum wenig, weil wir von ihm eigentlich nichts erfahren als seine Brunst und die zuletzt geradezu lächerlich wirkende Versicherung, er sei ‚kein Kerl, kein Trumpf‘. (‚Und wenn schon,‘ sagt man sich.) Dazu kommt eine auffallende Neuerungssucht in der Sprache Omptedas. Er will sich offenbar dem Modestil nähern, wenn er etwa schreibt: „Nun band sie bittend flache Hände, sie könne ihr Sacktüchel nicht finden.“ Oder: „Des Verrats einmal, wer möchte sagen wann, dunkel, doch gewiß, diente er mit träger Antwort.“ Mit wortspielerischer Übernommenheit wetteifert gesuchte Naivität in Einschiebseln, wie — „hast du's gesehen?“ — oder — „werdet ihr's glauben?“ oder „hört dieses.“ Gemachte und erquälte Märcheneinfalt, die zu diesem Stoff voll sinnlicher Lüsternheit wie die Faust aufs Auge paßt, begegnet uns auch in einer auffallenden Klangmalerei. Da schreitet der Graf ‚nur so lala,‘ auf die Wiese hinaus, die Vögel singen ‚Tierelei‘, das Feuerhorn macht ‚ho—u—u—u—uup‘, das Waldhorn ‚lailolilillio—do—mi—so—do—so—sodoo!‘ Der Schuß geht ‚perdauz‘ los, die Liebste küßt den Grafen ‚mit M und Mmm und Mmmmm‘. An ‚pitsch‘ und ‚pardauz‘ und ‚heidipeidi‘ fehlt es dieser sicherlich keineswegs für Kinder geschriebenen Erzählung nicht. Zum Glück begegnet man dann doch wieder dem alten Ompteda, der mit zartem Silberstift zeichnet und die Welt seiner Menschen, die Menschen seiner Welt in einem klaren Spiegelbild aufzufangen versteht. Wunderschön ist das Kapitel ‚Feuer‘, womit ich nicht die Beschreibung der Feuersbrunst selbst meine, die der Naturalist Ompteda im Gegensatz zu dem Dichter des ‚Wilhelm Meister‘ sehr ausführlich gibt, die Schilderung des Kindes, wenn auch kühl und objektiv nach der Art dieses Dichters, und die letzten Kapitel. Ompteda strebt offenbar in diesem Werk etwas ganz Neues, auch einen neuen Stil an. Kein Wunder, daß es ihm noch nicht ganz geglückt ist. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Mag er unsere Einwände als das nutzen, was sie sein sollen, als Wegweiser, die vor Verirrungen warnen. Ompteda steht nach wie vor, trotz diesem Buch, mit an der Spitze unserer besseren Unterhaltungsliteratur.

Vier schmucke Bände, in einem Pappkasten vereint, bietet uns Hanns Martin Elster als Auszug aus Ernst von Wildenbruchs Dichterwerk. Der Verlag, der seinen Dichter mit ehrenvoller Pietät hochhält, schickt diese Ausgewählten Werke der Gesamtausgabe, die, auf 17 Bände berechnet, von Berthold Litzmann besorgt wird, voraus. Bei der gebotenen Knappheit der Auswahl mußte natürlich manches zurückbleiben, was an Wert dem einen oder anderen Stück des Inhalts nicht nachsteht. Mit Recht hat der Herausgeber sich nicht an die zeitliche Reihenfolge der einzelnen Stücke gehalten, wie das der Gesamtausgabe zukommt, sondern er hat den Versuch gemacht, vom Wirken Wildenbruchs geistig geschlossene Bilder und Linien aufzuzeigen. Das ist im allgemeinen gelungen, über Einzelheiten der Auswahl kann man streiten. Hoffentlich erwirbt sich die dankenswerte Ausgabe viele Freunde. In einer Zeit allgemeiner Auflösung und Verworrenheit kann das gesunde Fühlen und Denken dieses kerndeutschen Mannes nur segensreich wirken. Mag man über den Theatraliker Wildenbruch verschiedener Meinung sein, das Gesamtbild dieses Menschen und Dichters ist von hohem geistigem Wert, von reinstem Seelenadel. Sein begeistertes Wort kann heute mehr denn je aufrütteln, getrost machen, zur Einheit, zur neuen Hoffnung rufen. Wildenbruch hat das Wort Christoph Marlowes erfüllt: „Das stolzeste Gedicht des Dichters muß sein eigenes Leben sein.“

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Prof. Fritz Behn — Hut und Schleier — Robert Reinicks Lieder — George Groß, der Abenteurer — Die Leipziger Entwurf- und Modellmesse — Zu unsern Bildern

Auf dieser und der nächsten Seite bringen wir Arbeiten von dem Münchner Professor Fritz Behn. Es handelt sich um einen sehr vielseitigen und zielbewußten Künstler, der in der großen wie in der Kleinplastik Ausgezeichnetes geleistet hat, dessen Schaffen aber ein besonderes Gepräge durch einen langen Aufenthalt in unsern ehemaligen afrikanischen Kolonien erhalten hat. Behn hat diesen Aufenthalt in einem sehr anziehenden Buch „Haizuru . . .“ (Georg Müller, Verlag, München) beschrieben. Die Anregungen, die ihm namentlich die afrikanische Tierwelt geschenkt hat, haben in seiner Kunst die schönsten Früchte getragen. Ein Kenner Afrikas, Professor C. G. Schillings, schreibt: „Ergriffen und im Innersten gepackt stand ich vor Behns Löwen, fühlte ich die Wildheit, Kraft und Geschmeidigkeit, Blitzes- und Gedankenschnelle seiner Leoparden, bewunderte die Grazie, Schönheit und Feinheit seiner Antilopen, empfand ich die wilde Urkraft seiner mit Inbrunst und tiefer Kenntnis empfundenen Tiergestalten.“ Wer den in seiner Bewegung mit überzeugender Lebendigkeit gepackten springenden Leoparden betrachtet, wird dies Urteil unterschreiben. Behns Kunst, das Wesentliche der Erscheinung herauszureißen, belegt auch das zartgliedrige, feinnervige Rennpferd, während ihn die kleine Majolikastatue des Pierrot als einen Meister zeigt, der auch über die Gabe spielender Liebenswürdigkeit verfügt.

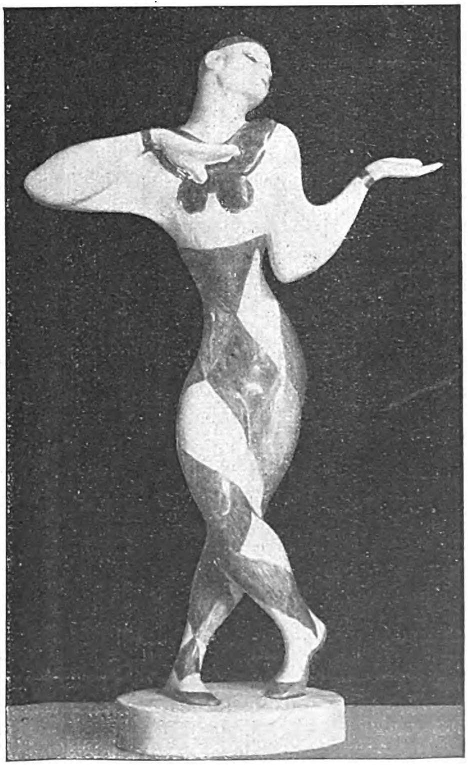
⌘ ⌘ ⌘

Den Zusammenklang von Hut und Schleier, der der neuen Mode eigen ist, können unsere Leserinnen an einigen geschmackvollen Hüten studieren, die wir auf S. 229 abbilden. Über die Stoffe, aus denen diese vergänglichen Schöpfungen entstanden sind, geben die Unterschriften Auskunft.

⌘ ⌘ ⌘

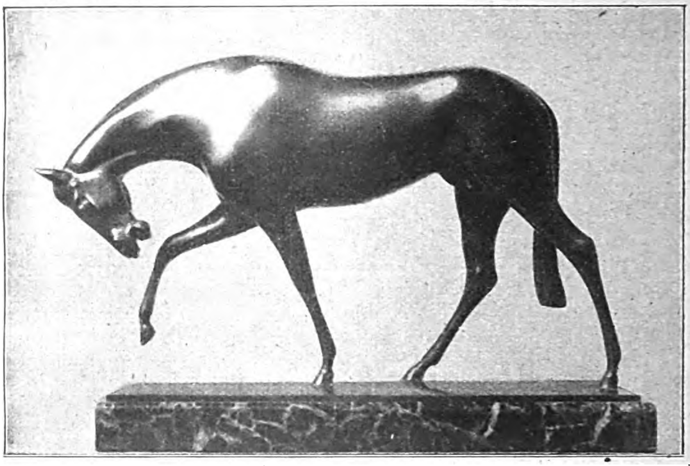
Im Verlage von Rösl & Co. in München sind Robert Reinicks Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde erschienen, ein Buch, das zu den schönsten Gaben der Düsseldorfer Romantik zählt und das in dieser treuen und um einen Anhang von Kompositionen vermehrten Ausgabe wohl geeignet ist, vielen besinnlichen Menschen eine Herzensfreude zu bereiten. Aber auch aus einem persönlichen Grunde möchten wir unsern Lesern das Buch empfehlen. Es ist nämlich von dem verstorbenen künstlerischen Leiter dieser Hefte Adolf Bothe herausgegeben worden. Bothe hat den fertigen Band, dessen Ausstattung und Drucklegung er in seiner sorgsamen und liebevollen Art betreut hat, nicht mehr erlebt. Er hätte an diesem Werk seiner Mußestunden herzliche Freude gehabt, und wer ihm nahe stand, liest nicht ohne Rührung die einleitenden Blätter, aus deren sachlicher Knappheit doch die Sehnsucht eines vielbeschäftigten Mannes nach der beschaulichen Stille einer versunkenen Zeit zu sprechen scheint. —

Wir stellen einem Blatt aus dem Buch ein futuristisches Bild gegenüber, den „Abenteurer“ von George Groß. So verschieden die beiden Werke sind: beide wollen erzählen. Der alte Düsseldorfer besorgt das fein säuberlich neben- und nacheinander. Auch er ist von Eindrücken bedrängt, aber er scheidet sie scharf und hat Zeit dazu. Der Künstler von heute ist leidenschaftlicheren Geblüts. Er hat das Auto erlebt und steht unter der Hetzpeitsche des Kinos. Er gönnt sich nicht die Muße,



Pierrot. Majolikastatue von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google



Rennpferd. Bronze von Prof. Fritz Behn

einen einzelnen Eindruck, einen einzelnen Gedanken aus der ihn überwältigenden Fülle herauszugreifen und zu gestalten. Er gibt das Chaos. Das Herz des Bildes ist der Abenteurer, ein gefährlicher Kerl aus Wildwest. Rot, Grün, Gelb sind die beherrschenden Farben. Man spürt auf den ersten Blick die Wüstheit des Mannes und der Welt, in der er lebt. Dann aber kann man wie auf einem Bilderbogen, wie auf dem Düsseldorfer Blatt die Einzelheiten ablesen, die den Gesamteindruck vertiefen und bereichern: Masten, Schornsteine, Wolkenkratzer, Panzerschiffe, Loren, Fabrikfenster, Neger, Palmen, Ozean, Vulkan, Flaschen, Gläser usw. — ein toller Wirrwarr, der in seiner Gesamtheit einen Abriß von dem Erleben des Abenteurers gibt und gleichzeitig unserer Zeit ein beschämendes Spiegelbild ihrer Unruhe und Unklarheit zeigt. Wir glauben nicht daran, daß diese Kunst Dauerhaftes gestaltet. Aber diese völlige Auflösung der Form ist nicht mit dem bequemen Urteil ‚Blödsinn' abzutun, so wenig wie der Umsturz, der unsere Welt im Innersten erschüttert.

Man findet vielfach noch die irrige Ansicht, auf der Leipziger Messe seien in der Hauptsache Massenartikel minderer Güte vertreten. Das ist, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, nicht richtig. Im Gegenteil hat die große, auf Erzielung hochwertiger Qualitätsware gerichtete Bewegung gerade auch auf der Leipziger Messe eine Pflegstätte gefunden. Der Wirtschaftsverband deutscher Kunsthandwerker hat hier mit größtem Erfolg eine die höchsten Anforderungen des Geschmacks befriedigende Ausstellung kunstgewerblicher Arbeiten veranstaltet. Der Qualitätsgedanke zeigt sich aber nicht nur bei diesen kunstgewerblichen Gegenständen, sondern auch bei den Industriefabrikaten. In allen Geschäftszweigen sind Firmen mit künstlerisch hervorragenden Erzeugnissen deutschen Gewerbefleißes vertreten, und das Ausland hat gerade den Fabrikaten von Rang eine wachsende Beachtung geschenkt. Damit hat sich aber das Leipziger Meßamt nicht begnügt. Mit frischer Tatkraft strebte es die Führung in der auf Erzielung hochwertiger Qualitätsware gerichteten Bewegung an und hat in der Entwurfs- und Modellmesse eine Vermittlungsstelle geschaffen, um die Zusammenarbeit zwischen Kunst und Industrie zu erleichtern und so fruchtbar wie möglich zu gestalten. Die rege Aufmerksamkeit, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wird, liefert den besten

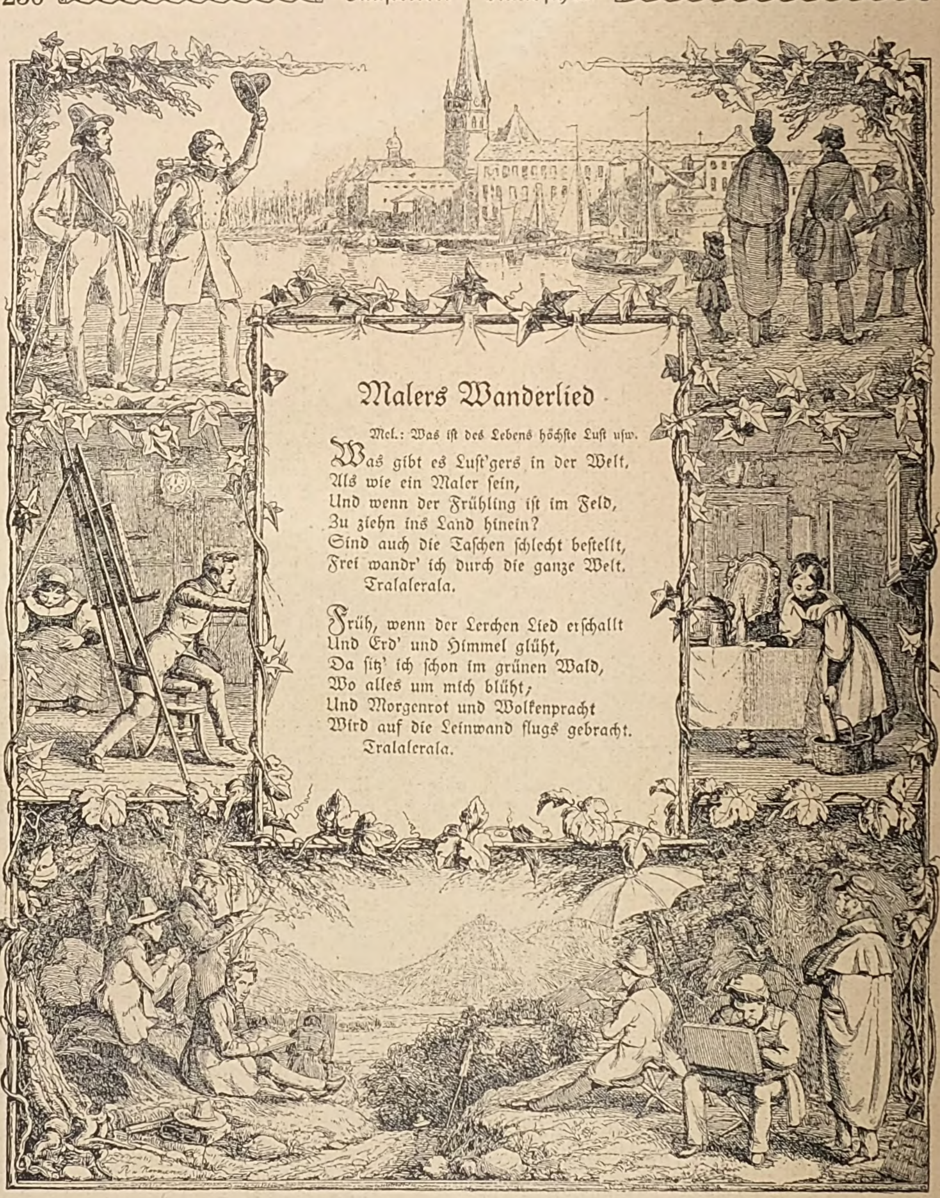
Leopard. Bronze von Prof. Fritz Behn

Beweis dafür, daß die modernen Bestrebungen der Wertsteigerung der Produktion ihrer Güte nach auf der Leipziger Messe zur Geltung kommen. Diese Bestrebungen haben in der Zeitschrift „Kunst und Industrie", die von Prof. Dr. Graul im Auftrage des Meßamts herausgegeben wird und als Beilage der „Mustermesse" erscheint, ein eignes Blatt, in dem alle Fragen künstlerischer Mitarbeit in Industrie und Gewerbe behandelt werden.

Über Hela Peters hat der von der Schriftleitung der „Monatshefte" herausgegebene Almanach einen ausführlichen Aufsatz aus der Feder von Dr. Georg Delpy gebracht. Der Verfasser zeichnet darin den Entwicklungsgang der Künstlerin, wie sie ihn mit klarem Einblick in die Sonderart und die Grenzen ihrer Begabung verfolgt hat. Durch ihre Kunst zieht die Musik der Lebensfreude. In ihren phantastischen Radierungen, von denen wir eine als Titelbild wiedergeben, offenbart sie sich aufs schlagendste als vollkommene Beherrscherin des menschlichen Körpers. Diese von sehnsüchtigem Lebensdrang erfüllte Gestalt ist von einer herben Anmut und verrät doch in jeder Linie den maßvollen Schönheitssinn, die beherrschte Kraft einer liebenswürdigen Künstlerin. — Von männlich-dramatischer Wucht ist dagegen der „Ecce homo" von Arthur Kampf (zw. S. 168

Kleiner Hut aus Türkis-Strohborde auf Roßhaar — Bolerohut aus schwarzer Lisere mit grüner Strohborde und Hängeschleier aus schwarzen Chantillyspitzen — Lila Tagalhut mit schwarzer Lisereunterkrempe und Hängeschleier. — Modelle von M. Gerstel-Berlin. Aufnahmen Vita

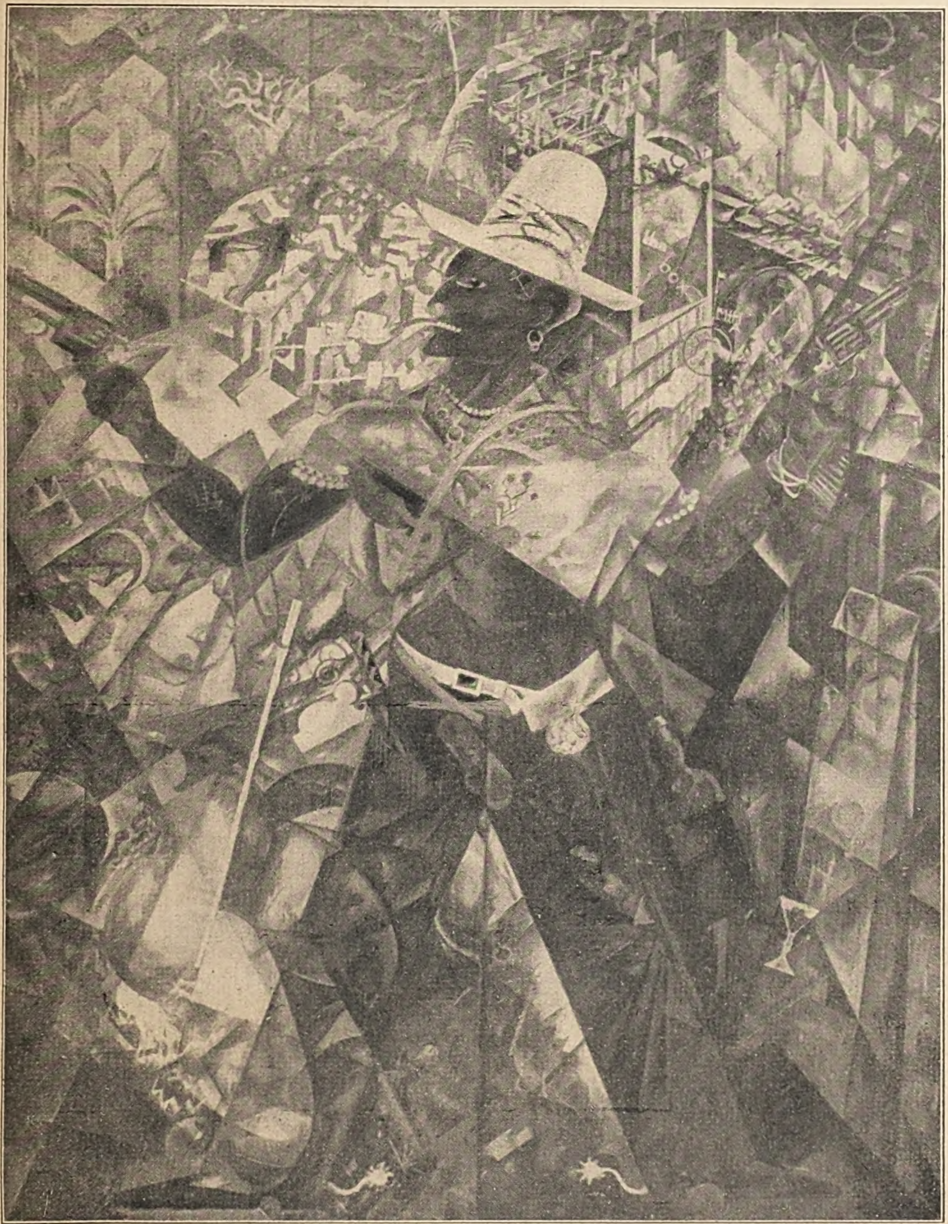
Digitized by Google



Aus ‚Robert Reinicks Liedern eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde'
Herausgegeben von Adolf Bothe

u. 169). Der Meister wirkt hier mit mächtigen Gegensätzen: die Ruhe der beiden aufrechten Gestalten wird von der erregten Masse bestürmt. Wir sehen von der Menge nicht viel, kaum vier Köpfe und zehn Arme. Aber der Wirrwarr der sich kreuzenden Linien ist so geschickt angelegt, daß es uns scheinen will, als brande ein wildes Meer von Haß und Blutgier gegen den stillen Dulder, den sein Richter nur mit halbem Herzen beschützt. — Prof. August Wilckens (geb. 1870 in Kabdrup bei Hadersleben) ging zu einem Malermeister in die Lehre, bevor er auf die Kunstgewerbeschulen in München und Nürnberg und endlich auf die Dresdner Akademie kam, wo neben Pohle Gotthard Kuehl sein Lehrer wurde. Sein Gemälde „Am Nähtisch" (zw. S. 224 u. 225) gehört zu jenen an Farb- und Lichtreizen reichen Bildern von Innenräumen, mit denen uns der Impressionismus beschenkt hat. — Mit verwandter, aber noch eingehenderer Liebe zur Sache ist das Altmännerhaus in Lübeck von Prof. Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google



Abenteurer. Gemälde von George Groß. (Mit Erlaubnis des Verlags Hans Goltz, München)

gemalt (zw. S. 160 u. 161). Das ist ein im alten Sinne solides Bild. Der Beschauer kann sich in Einzelheiten vertiefen und braucht sich nicht mit dem Gesamteindruck zufrieden zu geben. Trotzdem ist es dem Künstler geglückt, die beredte Darstellung durch einen farbigen Gesamtton in eine Einheit zu fassen. — Einen bescheidenen und doch ansprechenden Naturausschnitt gibt die farbige Studie des Münchners Karl Leopold Voß wieder (S. 152). Auch dieser Künstler (geb. 1856) gehört zu den älteren Meistern, für die handwerkliche Tüchtigkeit die Grundlage ihrer Malerei bildet und die es nicht für nötig halten, diese Grundlage neuen Anschauungen zu liebe zu verlassen. — Daß auch die oft ungebärdige Jugend etwas Ordentliches gelernt hat, beweist der „Vorfrühling auf Wilhelmshöhe" von Rudolf Siegmund (zw. S. 128 u. 129). Der

Digitized by Google

Kunstgewerbliche Arbeiten des Wirtschaftsverbandes deutscher Kunsthandwerker auf der Leipziger Messe

Künstler ist unsern Lesern nicht fremd. Sie werden der Kalenderblätter gedenken, die wir in unserm Dezemberheft veröffentlicht haben. Dort machte Siegmund den Versuch, durch möglichste Ursprünglichkeit der Formen und Farben ohne Rücksicht auf die Natur zu wirken. Hier zeigt er sich als ihr andächtiger Schüler. — Einen starken farbigen Eindruck hält das „Gewitter über Benediktbeuren“ von Prof. Hermann Göhler fest (zw. S. 176 u. 177). Das Bild wird beherrscht durch die prachtvolle blaugraue Wetterwand, die zwei Drittel der Leinwand beansprucht, vom Grün der Landschaft durch einen schmalen Streifen unwirklich heller Häuser am Horizont geschieden. — Die Leser werden sich erinnern, daß wir den laufenden Jahrgang mit einer Zeichnung Fritz August von Kaulbachs eröffneten. Sie stellte die Berliner Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings dar, eine Frau von fesselnder und eigentümlicher Schönheit, die dem geistvollen Bildnismaler auch die Anregung zu dem hier wiedergegebenen Gemälde geschenkt hat (zw. S. 216 u. 217). Als Kaulbach am 26. Januar im Alter von 69 Jahren starb, fühlten die Freunde seiner Kunst, daß mit ihm, dem würdigen Träger eines großen Namens, wieder ein Stück des alten Münchens dahingegangen war. Kaulbachs Beruf war, wie er es einmal mit scherzhafter Übertreibung und allzuenger Begrenzung seines Könnens ausgedrückt hat: „Die Verherrlichung der Frau bis zum 25. Jahre.“ Er hat viele Frauen gemalt, die nichts weiter als schön waren, aber er ist darüber kein glatter Künstler geworden. Er hatte Humor und konnte witzig und übermütig sein, wie Zeichnungen und Gelegenheitsarbeiten beweisen, die vielleicht die Nachwelt am höchsten einschätzen wird. Wie er war, zeigt sein Bildnis, das uns die meisterhafte Darstellung Leo Sambergers (zw. S. 136 u. 137) überliefert hat. — Die plastische Gruppe von Georg Kolbe endlich (zw. 200 u. 201) zeigt diesen Künstler (geb. 1877 in Waldheim i. Sa.) in seiner ernsten und strengen Reife. Man kann sich nicht denken, daß Nacktheit keuscher darzustellen wäre als hier, und doch ist diese Keuschheit voll von warmer Sinnlichkeit.

Ein freundlicher Leser macht uns auf einen Irrtum aufmerksam, der sich in den Strobl-schen Erinnerungen des Märzheftes findet (S. 95 u. 96). Die dort genannte chemische Formel ist die des Traubenzuckers, nicht die des Alkohols, die C_2H_5OH lautet. Es ist ein Jammer, daß selbst diese Formel, von der das Studentenlied so lustig singt, in Vergessenheit geraten konnte, aber zu verwundern ist es am Ende nicht.

P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper

erzielt man durch die von
Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 5.- 12 Bäder Mk. 9.-
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

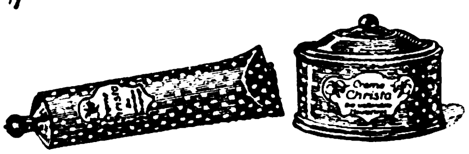
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co, Chemische Fabrik Berlin W 57. Abt. F. 2
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben)

Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 7.-

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

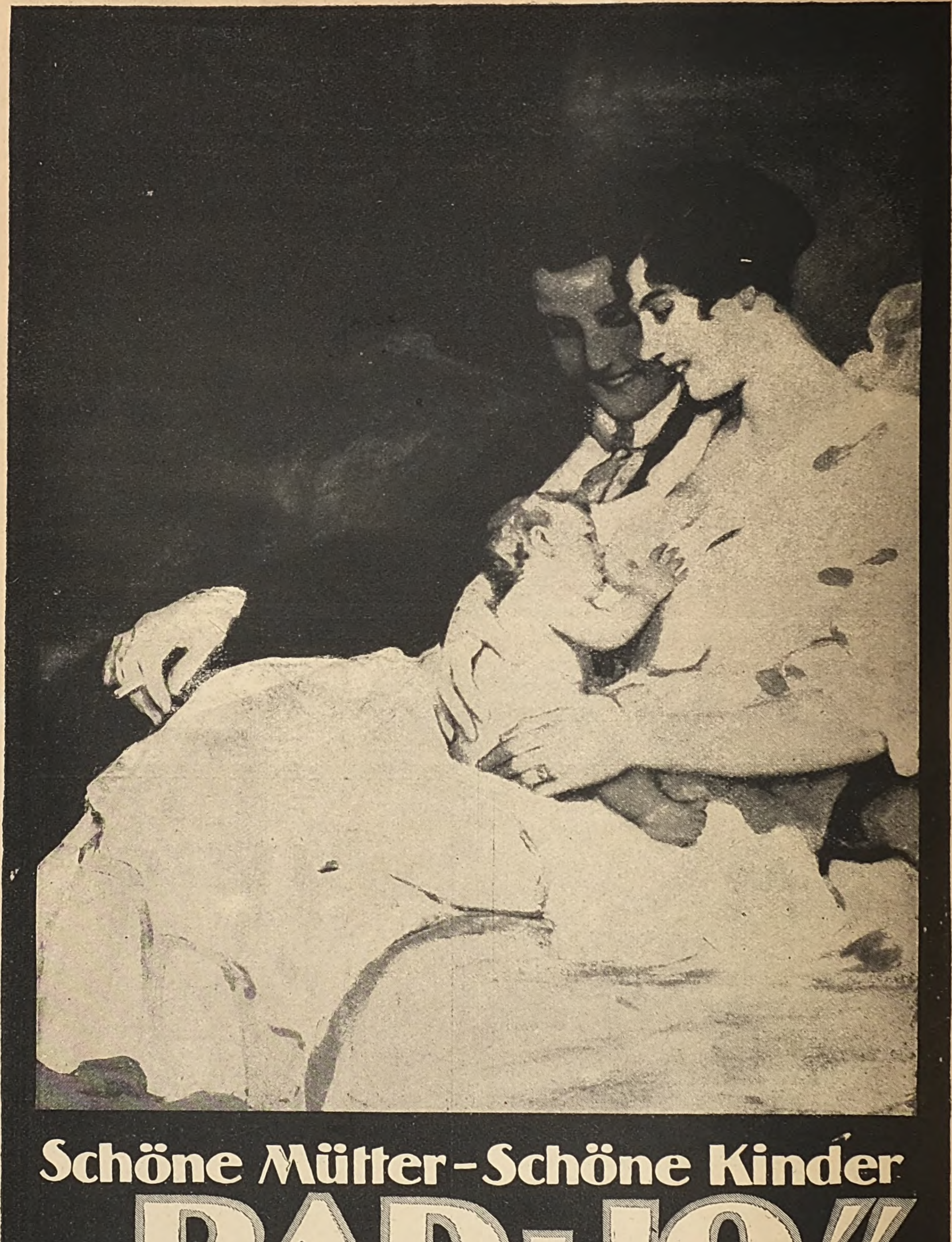


Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57

Duftal
Schampun

Veilchen, Kamille, Teer, Eau de Cologne.
Vollkommenste Haarwäsche
5 Pakete Mk. 5.-
Überall erhältlich
Westphal & Co. Chemische Fabrik, Berlin W 57

Digitized by Google



Digitized by Google

Kaliklora
Zahnpasta

Wer Zähne,
Mundhöhle und Rachen
mit Kaliklora-Zahnpasta dauernd pflegt, schützt sich gegen Infektionskrankheiten, da bekanntlich die Bakterien durch den Mund den bequemsten Zugang zum menschlichen Körper finden. Queisser's Kaliklora enthält Salze, die Mundhöhle u. Rachen kräftig desinfizieren und den Zahnstein auflösen. Das köstliche Aroma hinterlässt im Munde ein behagliches Gefühl der Reinlichkeit u. Frische.

Queisser & Co., G. m. b. H.,
Hamburg 19.

Wollen Sie die „Times“ im Original lesen?

den „Figaro“, „Matin“, „Corriere della Sera“, die „Nowoje Wremja“ oder irgend eine andere ausländische Tageszeitung, um sich ein einwandfreies, durch keinerlei Partei-Interessen beinflußtes Bild der Stimmung des Auslandes zu schaffen? Oder haben Sie Lust, Tolstoi, Kipling, Flaubert oder einen anderen Großen der fremdländischen Weltliteratur im Original zu lesen? Bedenken Sie, daß sich Ihnen ein ungleich größerer Genuß bietet, wenn Sie den Geist dieser Großen in den Eigenheiten ihrer Muttersprache auf sich wirken lassen können.

Wenn Sie sich diesen Genuß verschaffen wollen, so lernen Sie fremde Sprachen. Die Erlernung fremder Sprachen vermittelt nicht nur das reine Sprachwissen, das auch im praktischen Leben nutzbringend verwertet werden kann, sondern gleichzeitig eine unschätzbare Bereicherung an ideellen Werten.

Das beste Mittel, um fremde Sprachen richtig schreiben, sprechen und lesen zu erlernen, und um sie wirklich verstehen zu können, ist die weltbekannte Methode Toussaint-Langenscheidt. Diese Methode lehrt die fremde Sprache von den Anfangsgründen bis zur höchsten Vollkommenheit. Tausende von Schülern der Methode sind als Übersetzer, Dolmetscher usw. tätig oder haben sich im kaufmännischen Leben aus kleinen Anfängen zu angesehenen Stellungen emporgearbeitet.

Verlangen Sie Zusendung (kostenlos und portofrei) der Einführung F 16 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an die **Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung** (Professor G. Langenscheidt), **Berlin-Schöneberg**, den Verlag der gesamten Sprachunterrichtswerke nach der Methode

Toussaint-Langenscheidt

Digitized by Google

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. Postkarten.

Schleussner-

Belichtungs-
Ermittler
Diskus
Preis Mk. 2.-

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler oder von der

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 60.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. I. Teil: Das negative Bild. Preis 2 Mark.
II. Teil: Das positive Bild. Preis 2 Mark.

Cameras

und sämtliches Photo-Zubehör

sind bei allen Photo-Händlern erhältlich

Preislisten kostenlos

Ica Akt.-Ges. Dresden

Digitized by Google

Mehr natürliche Schönheit

WER SCHRÖDER-SCHENKES BIOLOGISCHE METHODEN ZUR VERSCHÖNERUNG UND VEREDELUNG KÖRPERLICHER VORZÜGE UND ZUR PFLEGE DERSELBEN NOCH NICHT KENNT, WENDE SICH SOFORT UM AUFKLÄRUNG AN MICH. PROSPEKTE KOSTENLOS. — AUSKUNFT BEREITWILLIGST.

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur“

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, grossporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt. Preis M. 20.—

Haut-Nährpasta „Regis“

ist ein Präparat, das in vollkommenster Weise in die Haut eindringt. Sie ersetzt allmählich das mehr od. weniger geschwund. Fettpolster u. macht die Haut wieder straff u. elastisch. Besonders geg. Fältchen unter d. Augen, an den Schläfen usw., hergestellt aus feinst. Vegetabilien unter Anwendung wissenschaftlicher Ergründungen. Vorrats-Dose M. 9.50

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 6.50

Zarte Arme und Hände

Weisse Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weisse Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 5.50

Ein schönes Augenpaar.

Mein asiatischer Augenbrauensaft förd. das Wachstum der Augenbrauen u. Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht u. schön geschwungen, die Wimpern lang u. seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 6.—

Bestrickenden Reiz, strahlenden Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch mein „Dämon“, der matte, trübe Blick verschwindet, müde Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate. Preis M. 7.—

Schröder-Schenke

BERLIN 51. POTSDAMERSTR. E. A. 26b vorn II

Die Not der Zeit

macht ein

Grotrian Steinweg-Piano

vergessen.

Digitized by Google

Asbach „Uralt"

alter deutscher Weinbrand

Weitere beliebte Marke:

Asbach „Privatbrand".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Digitized by Google

Fischer & Wittig in Leipzig.

34. Jahrg. / Mai 1920 / 9. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

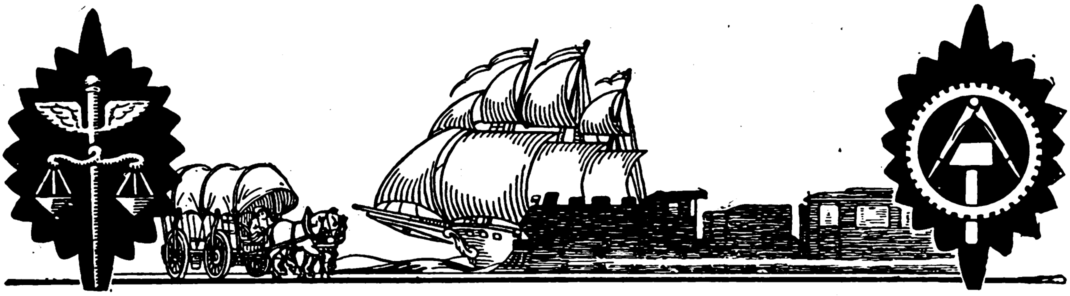
Digitized by Google

STAATL.
Natürliches Mineralwasser
FACHINGEN

Haustrinkkuren!

Staatl. Fachingen ist wieder, mit alten guten Verschlüssen versehen, sofort lieferbar. Von heilwirkendem Einfluß bei Gicht, Diabetes, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, Sodbrennen usw. Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro Berlin W 66, Wilhelmstraße 55

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig.

Mai 1920

Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27.
Jahresbezugspreis Mk. 10.—.

No. 9, IX. Jahrg.

Niederländisch-Indien.

Von Heinrich Clemens, Soerabaia.

Amerika hat wie Japan versucht sich an Stelle Deutschlands hier einzunisten, es kann aber vorweg gesagt werden, mit sehr schwankendem Erfolg. Natürlich war die hiesige Geschäftswelt für manche Artikel ganz auf die U. S. A. angewiesen, und nach den schlechten Erfahrungen mit Japan ging plötzlich ein wahres Werben um gute amerikanische Verbindungen los, was die Yankees geschickt auszunutzen verstanden. So wenig man sich früher, d. h. vor dem Kriege, in den Vereinigten Staaten um das gute Grasfeld in Niederländisch-Indien gekümmert hatte, so flink und flott setzte man in den letzten Jahren alles in Bewegung, um die ausgestreckte Hand zu ergreifen. Das Entsenden von amtlichen Handels-Sachverständigen nach hier führte sehr bald zu der Erkenntnis, dass Niederländisch-Indien für die Vereinigten Staaten auf einmal von doppelter Bedeutung sei: diesseits für den Absatz amerikanischer Erzeugnisse auf fast jedem Gebiet, drüben als Käufer indischer Landesprodukte. Die Speeches bei Gelegenheit der offiziellen Banketts sorgten dafür, dass etliche grössere Java-Firmen in den U. S. A. Filialen errichteten, derweil sich auch mehrere amerikanische Häuser hierzulande etablierten, woraus man den Schluss folgern dürfte, dass es sich hier um festbegründete Handelsbeziehungen auf Gegenseitigkeit handele. Alle diese indisch-amerikanischen Beziehungen sind doch viel eher als ein provisorisches Haus ohne Fundament anzusehen, errichtet für eine Zeit, die schliesslich einmal ein Ende nehmen muss.

Es wäre natürlich töricht, wollte man diese amerikanische Konkurrenz so ganz und gar für ungefährlich für die deutsche Industrie halten, dafür herrscht noch vielzuviel Spannung in der Atmosphäre. Sicher, das Wort „Deutsch“ oder „Deutsche Fabrikate“ hat einen guten, ja einen wahrhaft „anziehenden“ Klang, heute mehr denn je und mag es, was Amerika betrifft, von hier aus an Vertrauen fehlen, mag man die deutsche Anpassungsfähigkeit und Kulanz noch so sehr rühmen und gegen die minder kulanten Manieren der Yankees auszuspielen versuchen — deshalb dürfen die deutschen Anstrengungen nicht erschlaffen, das verlorene Feld so rasch wie möglich wieder zu gewinnen.

In zwei sehr wichtigen Artikeln z. B. hat Amerika sich während der Kriegsjahre eine dominierende Stelle zu erwerben verstanden: Automobile und Films. Und es hat den Anschein, dass die States sich hierin noch lange behaupten werden. Von den vielen tausend Autos, die Stadt und Land durchsausen, sind gegenwärtig 99 Proz. amerikanischen Ursprungs. Die amerikanischen Marken zählen nach Dutzenden, so dass anzunehmen ist, dass die meisten amerikanischen Fabriken hier vertreten sind. Da die hiesigen Kolonien während der Kriegsjahre enorme Gewinne erzielten und auch noch glänzend verdienen, kommen Wagen und Pferd immer mehr als Beförderungsmittel ab, sowohl für Personenbeförderung als auch für den Güterverkehr. Deutschland wird einen schweren Stand haben gegenüber den Auto-Lieferanten von drüben. Der bedeutende Konsum an Kraftwagen lässt von selbst auf einen ebenso erheblichen Verbrauch an Zubehörteilen allerart schliessen, eine Tatsache, die der deutschen Industrie eine Anregung sein sollte. Besonders erprobte Neuheiten sind stets gesucht.

Auch Motor-Fahrräder mit oder ohne Anhänger sind stets hier abzusetzen. Für alles auf diesem Gebiet ist der Markt sehr willig und aufnahmefähig. Überdies stehen deutsche Kraftfahrzeuge noch von früher in hohem Ansehen, was am besten daraus erhellt, dass heutzutage alle deutschen Wagen, deren Lebensdauer auf mindestens 5—7 Jahre zu rechnen ist, zu höheren Preisen als amerikanische gefragt sind.

Die Lichtbilder-Theater, deren es hunderte im Lande gibt, werden, wie gesagt, zum grossen Teil mit amerikanischen Films versorgt. Es muss anerkannt werden, dass Amerika keine Kosten scheut, gute Sachen auf die Leinwand zu bringen — wenigstens nach amerikanischem Geschmack. Denn der amerikanische Film, auf welchem keine mehr oder minder wüste Prügelszene vorkommt, muss noch geboren werden. Neuerdings wetteifert die bekannte Pariser Pathé-Firma wieder auf der Leinwand vor allem mit Siegesfilms der Alliierten. Es wäre sehr zu wünschen, wenn recht bald die deutsche Film-Industrie hier wieder auf der „Bildfläche“ erscheinen würde. Für die besten Produkte der Film-Industrie ist stets ein gutes Feld hier. Vielleicht benutzt die deutsche Industrie auch die Leinwand, sich uns hier vorzuführen; da wird es doch an guten Ideen nicht mangeln und den Zweck würde eine derartige Reklame sicher nicht verfehlen.

Digitized by Google

„Stüchema“-Spielzeuge.

Von Jos. Schwickart, Leipzig.

Spielzeuge gab es zu allen Zeiten und an allen Orten. Schon in der Neolithik spielten die Kinder mit einfachen Puppen und Tieren aus Horn und Ton, die man noch zuweilen in den Kindergräbern dieser Zeit findet. Mit der fortschreitenden Kultur wurden auch die Spielzeuge verfeinert und deren Herstellung bildete bereits in Griechenland und Rom ein verbreitetes Gewerbe.

In Deutschland kann man von einer Spielwarenindustrie schon seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts reden, die in Nürnberg und Fürth ihren Sitz hatte. Nicht ganz ein Jahrhundert später begann auch die Thüringer Spielwarenindustrie in Sonneberg sich zu entwickeln. Leider hat der Dreissigjährige Krieg die Thüringer Spielwarenindustrie bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts vollkommen lahmgelegt.

Während Nürnberg hauptsächlich Metallspielwaren herstellt, ist Thüringen der Sitz der Holzspielwarenindustrie.

Betrachtet man die Spielsachen, die heute auf den Markt gebracht werden, so erkennt man an ihnen die Bedeutung dieses Industriezweiges sowohl in volkswirtschaftlicher Beziehung, als auch in kultureller Hinsicht. Die herrlichsten Spielzeuge werden heute hergestellt, oft in geradezu täuschend ähnlicher Nachbildung des Natürlichen.

Das Spielzeug bedeutet für das Kind seine eigene Welt. Das Kind ahnt noch die Sorgen und Lasten des Alltages, es sieht in der Arbeit der Eltern und der Mitmenschen nur die Beschäftigung. In ihm drängt Lern- und Wissbegierde den Wunsch vor, diese Beschäftigungen nachzuahmen und die Hilfsmittel, die zur Arbeitsleistung erforderlich sind, ebenfalls zu besitzen. So gräbt der kleine Junge mit seiner Gartenschaufel eifrig als Erdarbeiter; so zieht der andere Pferdchen und Wagen hinter sich als Kutscher; so schiebt das Mädchen seinen Puppenwagen mit den Puppen behutsam wie eine Mutter.

Es ist demnach die Aufgabe des Spielzeugfabrikanten, tief in die Seele des Kindes einzudringen und zu prüfen, welche Spielsachen für die verschiedenen Stufen des Alters des Kindes am geeignetsten sind. Man wird immer wieder finden, dass, je einfacher und markanter das Spielzeug ist, um so lieber ist es dem Kinde, da hierbei zur Verschönerung des Spielzeuges seine Phantasie mitwirken kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Spielwarenfabrik Robert Stüssgen in Köstritz-Reuss ausgegangen.

Zunächst nenne ich den „Stüchema“-Puppenwagen. Sowohl dieser, wie der Dogcartwagen und der Trainwagen fallen durch die eigenartigen Räder auf. Diese besitzen keine Speichen, die Felge wird vielmehr durch eine Spirale mit der Radnabe verbunden. Abgesehen von dem Vorzug, dass diese Räder in sich federn und das Ausbrechen der Speichen fortfällt, wirken sie vor allem beim Fahren der Spielzeuge nett und unterhaltend. Bei den Spielzeugen ist auf jede nebensächliche Ausstattung verzichtet und es dem Kinde überlassen, sich für den Puppenwagen die erforderlichen Bettchen und Deckchen selbst zu machen und die Bedienung für den Dogcartwagen und den Trainwagen selbst zu wählen.

Diese Spielzeuge sind hauptsächlich für kleinere Kinder bestimmt.

Des weiteren baut die Firma eine grössere und kräftig gebaute Schiebkarre mit Holzkasten und eisernem Untergestell sowie Rad, die eine gehörige Tragfähigkeit besitzt und infolgedessen von grosser Lebensdauer ist.

Ein gut durchkonstruierter Kinderschlitten dürfte für die Jugend in schneereichen Gegenden ein willkommenes Geschenk sein. Für kleinere Kinder wird dieser Schlitten mit einer Rückenlehne versehen.

Reizende Schiffe schliessen sich den Spielsachen an. Schoner, Inselboote, Jachten, Kanoes und holländische Boote in freundlichen Farben und in gut nachgebildeter Form des Schiffsrumpfes und der Takelung werden den Besitzwunsch bei jedem Jungen aufkommen lassen.

Hier bringt der Fabrikant Spielzeuge auf den Weltmarkt, die Anspruch auf Zweckmässigkeit und Geschmack haben und die infolgedessen nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande begehrt sind. Wiederum ein Beweis für die Liebe und Gründlichkeit, mit der deutsche Erzeugnisse geschaffen werden.

Digitized by Google

Die Parade der keramischen Industrie.

(Fortsetzung.)

V. Unterglasur-Porzellane Jaeger, Marktredwitz.

Mit dem erfreulichen kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands entwickelte sich auch die Freude am Schönen in allen Gesellschaftskreisen. Die praktische, ins Leben greifende Kunst gewinnt mit jedem Tage an Bedeutung. Der Gebrauchsgegenstand scheint uns nicht mehr ganz prosaisch nur seinem blossen Zwecke zu dienen, sondern er soll mit seinem Nutzen ein Wohlgefallen verbinden. Allgemein finden wir das Bestreben, die Nüchternheit des alltäglich Nützenden durch Verschönerung zu beleben. Das geschieht nicht einfach durch Hinzufügen von Zieraten, sondern man gestaltet die Zweckmässigkeit selbst zum künstlerischen Element.

Diesen Erwägungen verdanken die Unterglasur-Porzellane Jaeger ihr Entstehen. Sie sollen der Hausfrau die Möglichkeit bieten, die auch jetzt noch vielfach üblichen Familientische, auf denen das Speisegeschirr ein friedliches Durcheinander von Porzellan allerart, Steingut und Majolika bildet, den Forderungen der Zeit entsprechend zu gestalten.

Ein Porzellanservice, welches dem täglichen fortgesetzten Gebrauche dienen soll, muss speziell für diesen Zweck geschaffen sein. Nur dann kann es den sich hieraus ergebenden Anforderungen Genüge leisten. Die Formen müssen Stabilität, Handlichkeit, leichte Reinigungsmöglichkeit und ansprechendes modernes Aeussere in bester Weise vereinigen. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, lässt die Porzellanfabrik von Jaeger & Co. in Marktredwitz von Terrinen, Gemüseschüsseln, Salatièren, Kompottschalen, runden, ovalen und Viereck-Platten, Saucièren, Kaffee- und Teekannen, Milchgiessern, Zuckerdosen, Tellern, Tassen und verschiedenem anderen mehr, ganze Grössenserien herstellen.

Die Unterglasur-Porzellane Jaeger sind ein Fabrikat von wohlbegründetem guten Rufe. Seiner vorzüglichen und sorgfältigen Ausführung wegen zählt es zu den beliebtesten Marken. Die Art der Zusammensetzung von Masse und Glasur sichert ihm hohe Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturschwankungen. Erste künstlerische Kräfte und gutgeschultes Personal gewährleisten nach jeder Hinsicht vollendete Arbeit.

Die Dekoration dieser Service geschieht, wie schon der Name sagt, ausschliesslich unter der Glasur (in dem beliebten Kobaltblau) und ist infolgedessen von unbegrenzter Haltbarkeit. Sie ändert weder durch den Gebrauch noch durch die Reinigung ihr Aussehen auch nur im geringsten. Die künstlerische Durchbildung ist so, dass sie einem gebildeten Geschmacke Rechnung trägt und diesen dauernd befriedigt.

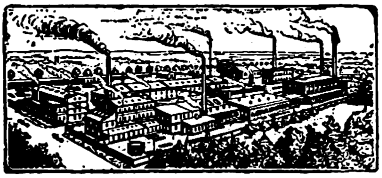
Der Warenbedarf im Auslande.

Den Abonnenten werden die Adressen kostenlos zugestellt. — Anfragen von Nicht-Abonnenten, denen Rückporto nicht beiliegt, können nicht berücksichtigt werden.

E.-A. 1521.	Schweiz:	Papiersäcke.
E.-A. 1522.	Deutschland:	Christbaumschmuck.
E.-A. 1523.	„	Spielzeuge aller Art.
E.-A. 1524.	Amerika:	Taschenmesser.
E.-A. 1525.	„	Rasiermesser.
E.-A. 1526.	„	Scheren.
E.-A. 1527.	Südamerika:	Pianos.
E.-A. 1528.	Frankreich:	Aluminiumartikel.
E.-A. 1529.	„	Wohnungseinrichtungen.
E.-A. 1530.	Frankreich:	Teppiche.
E.-A. 1531.	„	Gardinen.
E.-A. 1532.	„	Webstoffe.
E.-A. 1533.	„	Besen.
E.-A. 1534.	„	Aufwischer.
E.-A. 1535.	„	Maschinen für Papierfabrikation.
E.-A. 1536.	„	Landwirtschaftliche Geräte.
E.-A. 1537.	„	Manufaktur- und andere Waren.

Digitized by Google

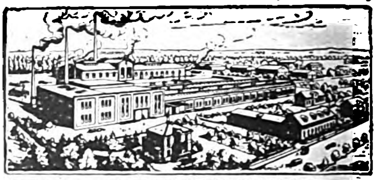
Chr. Hostmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H.,


Schwarzfarben-, Russ- und Firnissfabrik CELLE.

CELLE.

Gegründet 1817.

Grösste Leistungsfähigkeit in schwarzen und bunten Farben für sämtliche Druckverfahren.


Buntfarben- u. Chem. Fabrik KLEIN-HEHLEN b. Celle.

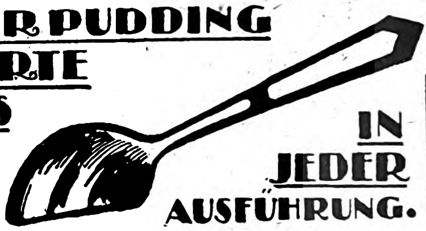
Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Niederländisch-Indien. Von Heinrich Clemens, Soerabaia	111
„Stüchema"-Spielzeuge. Von Jos. Schwickart, Leipzig	112
Die Parade der keramischen Industrie (Fortsetzung) V. Unterglasur-Porzellane Jaeger, Marktredwitz	113
Spediteur-Tafel	116
Bezugsquellen	118—123
Deutsche Werkzeugmaschinen	124

EHMER

DRGM

DER BESTE LÖFFEL FÜR PUDDING TORTE EIS



IN JEDER AUSFÜHRUNG.

DRGM

ERWIN EHMER

HAMBURG NEUERWALL 54

TELEGRAMME EHMERWIN

EHMER

Nordische Kunstanstalt
Ernst Schmidt & Co Lübeck.

Neuanfertigung von **Ansichtskarten** in sämtlichen modernen Ausführungen. Muster gratis.

Internationale Automobil-Spedition

Carl Reich **Hamburg 36,** Bleichenbrücke 6
Tel.: Vulkan 2709, Elbe 6302
Telegramm-Adresse: Autotransport.

Spezialität: **Verpackung von Automobilen in Kisten.**
Sachgemässe Beförderung von:
Automobilen, Motorpflügen, Motorrädern, Flug- und Wasserfahrzeugen.

TITAN
Nähmaschinen

Fabrik- Marke

Sämtliche Systeme in höchster Vollendung.

Alle Ausführungen.

Kraftbetriebsanlagen.

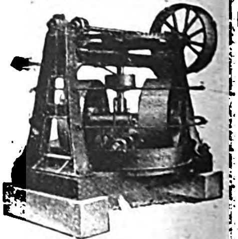
Saxonia-Maschinen.

TITAN
Gustav Winselmann
Nähmaschinenfabrik G. m. b. H.
Altenburg, Sachs.-Alt. 5.

Eisenwerk Weserhütte
Aktiengesellschaft ••• Bad Oeynhausen i. Westf.

Besonderheiten:

Neuzeitliche Ziegelei- und Zerkleinerungs-Maschinen



für Ziegeleien, Tonwarenfabriken, sowie besonders für die Schamotte- u. Dinasfabrikation.

Pläne und Voranschläge kostenfrei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Frühling

Gemälde von Prof. Theodor Hagen †

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

34. Jahrg. / Mai 1920 / 9. Heft

Der kleine Umweg

Novelle von Heinrich Zerkaulen

Als Kaspar Peter und Lene Fall Mann und Frau wurden, war der Julitag voller Lindenduft und Schwalbenjauchzen. Kaspar Peter war zwar nur ein Schuhmachermeister, und seine Lene brachte auch nicht viel mehr mit in die Ehe als ein Paar leuchtender Augen und rüstige Hände. Und doch war es eine Königshochzeit.

Eine Festreise konnten sie sich nicht leisten, aber am ersten Abend machten sie Arm in Arm einen weiten Weg zum kleinen Städtchen hinaus. Auf dem Feld standen die Garben schon in Bündeln gebunden, und hinter jedem lugte der Mond hervor, schüttete all sein gläubiges weißes Licht auf die beiden, daß sie wie in lauter Glanz und Strahlen gingen.

Kaspar Peter wußte das alles gar schön auseinanderzusetzen, wie es in ihm aussah. Und wenn die Lene das auch nicht gleich verstanden hätte, sie hätte es schon an seinem Gesicht ablesen können . . .

Ein Tag ging wie der andere vorbei. Die Lene war praktisch und vernünftig, und der Kaspar allemal voller Stimmung und stiller Zärtlichkeit. Als das Städtchen eines Morgens zum erstenmal wieder eine Schneekapuze übergezogen hatte und der Förster so langsam durchs Revier ging, um die diesjährigen Weihnachtsbäume sich auszusuchen, da war schon durch Kaspar Peters niedriger Schusterstube manchmal ein Rauch gefahren, aber beide hatten sich viel zu gern, so daß die gelegentlichen kleinen Auseinandersetzungen sie eigentlich nur näher brachten. Es war halt eine gute Mischung.

Da kam ein windiger Märzabend, so um die Faschingszeit herum. Das heißt, im Städtchen waren die Buben und Mädels nicht allzu laut. Dafür gab's wenig Zeit, und zudem war der Herr Pfarrer ein gar gestrenger Herr. Er konnte in seiner leisen, gemütlichen Art an solchen Tagen ein paar Worte von der Kanzel heruntersagen, die klangen merkwürdig ernst und zogen sich wie unsichtbare Schranken um Herzen und Wünsche. Aber zum Dienstagabend kamen doch die Musikanten mit Fiedel, Waldhorn und Klarinette. Sie trugen bunte Fähnchen an ihren Filzhüten, und wo sie vorbeigingen, da gab es ein Zwinkern aus fröhlichen Augen.

Nur Kaspar Peter, der sonst immer mit dabei war, guckte zerstreut hinter dem niedrigen Schaukasten auf die Straße. Die Arbeit häufte sich in den Tagen; er faßte dies und das an, aber es ging ihm nichts von der Hand. Frau Lene kam schon gar nicht mehr zu Gesicht. Um so öfter kaufte ihr Kaspar Peter heimlich eine gute Flasche alten Rotweins. „Das ist Kapitalsanlage," meinte er dann schmunzelnd.

So ging es schon tief in die Nacht, und im Lindenhof wurde eben der Kehraus gemacht. Nachtwächter Möller hatte Feierabend geboten, und da er schon einige Steinhäger auf ihre Echtheit geprüft hatte, hielt er eine lange Rede und zum Schluß ließ er den Kaiser hochleben. Das tat Möller immer, denn er war ein alter Veteran.

Gerade mit dem letzten Tusch kam bei Kaspar Peter der kleine Hans an, als hätte er darauf gewartet. Aber ihn rührten nicht Kaiserhoch noch Fasching, Lachen und Musik. Er machte ein gänzlich unnahbares

Digitized by Google

Gesicht, und Kaspar Peter und seine tapfere Frau Lene dachten einen Augenblick: ‚Tusch, Lachen und Musik, gerade recht für einen Prinzen!'

⁂

Hans Peter aber überlegte sich dreimal, ob er überhaupt die Welt mit seinem Dasein weiter beehren solle. Der Doktor ging ein und aus und brauchte recht lange Zeit, dem winzigen Kerl den Standpunkt klar zu machen, daß es doch eigentlich lächerlich sei, nach einem solch festlichen Willkomm nicht auch zu bleiben. Und auch Frau Lene machte müde Augen, und Kaspar Peter wußte bald, der Hans würde sein Einziger bleiben. Da strengte er sich doppelt an, schaffte Tag und Nacht und merkte erst, daß ein neuer Frühling gekommen war, als an einem blauen Sonnensonntag Frau Lene zum erstenmal wieder vor der Tür saß und den schreienden und strampelnden Hans im Arm hielt. Die Sonne schien so köstlich, und je mehr der Hans schrie, um so fröhlicher lachte sie ihn aus.

Da schickte sich denn Hans ins Unvermeidliche und wurde leidlich gesund. Aber von dem vielen Überlegen behielt er eine hohe Stirn und ein krauses Herz. Er blieb kritisch bei allem, was um ihn vorging, und nur vor einem versank er stets in fassungslosen Respekt, das war Nachtwächter Möller.

Der hatte einen struppigen roten Schnauzbart und eine verrostete Stimme, eine schiefe, verkrempelte Soldatenmütze und einen schwarzbraunen, abgebrochenen Pfeifenstummel. Zu dem kleinen Hans sagte er stets Herr Peter, machte eine tiefe Verbeugung und reichte ihm mit spitzen Fingern eine Marguerite oder Schlüsselblume oder gar eine Rose, an der hübsch fein die Dornen abgemacht waren.

Was Wunder, daß sich der Hans nicht beklagen konnte! Sommer und Herbst gingen vorüber, und als eben der April einmal mit lustigen Spatzen und bunten Sonnenkringeln sich herumbalgte, machte Hans Peter die ersten schüchternen Gehversuche. Er stelzte wie ein Grenadier beim Paradeschritt, und Kaspar Peter, die blaue Schusterschürze umgebunden, stelzte hinterdrein. Frau Lene aber stand in der Haustüre und kommandierte. Die Spatzen kreischten, die Hühner gackerten, und am Ende purzelte Hans Peter über seine Beine.

Damals wußte er leider noch nicht, daß man über seine eigene Dummheit erst recht lachen soll. Er verzog sein Gesicht wie ein gebackener Apfel, und ehe Frau Lene noch rechtzeitig begriff, machte Hans Peter mehr Krach. als alle Hühner und Spatzen zusammen. Sein Vater floh mit wehender Schürze davor ins Innere seiner Schusterheimlichkeit, aus der heraus er nach einer Viertelstunde harmlos fragte: „Hat er sich denn weh getan?"

„Nein," rief Lene höchst erbost, „er hat nur drei dicke Beulen!"

Aber Kaspar Peter schlug wacker das Leder mit seinem Hammer und pfiff im Takt dazu den Dessauer Marsch. „Drei Beulen, was sind drei Beulen, wenn man erst so 'ne Frau hat!"

Da lachten sie beide; der Hans schrie derweil weiter, als hinge er am Spieß.

⁂

Hans Peters Heimatstadt war ein Nest von ganzen tausend Einwohnern. Auf einem kleinen Hügel standen die Häuser mit den schwarzen Querbalken dicht zusammengedrängt. Grüne Gärten und Heckenwege liefen zwischen ihnen durch, als wären sie von einem besonders gut aufgelegten Engel an einem freien Sonntagnachmittag grad so hineingestickt worden. Von der ehemaligen Stadtherrlichkeit der alten Feste aber war nicht mehr viel über als der schöngesiegelte Freibrief im Rathaus.

Das lag mit seiner hohen Steintreppe vorne am Marktplatz, schräg gegenüber von Kaspar Peters Schuhwarenhandlung. Und dicht daneben die Einhorn-Apotheke des Apothekers Schmiedeboom. Den hat noch niemals einer ohne Zigarre im Mund gesehen, und von dem hat noch niemand etwas anderes gehört als dauernde Klagen über schlechten Geschäftsgang. Im übrigen war er voller Schrullen wie alle Apotheker und galt allgemein für steinhagelreich.

Ihn lernte Hans Peter im dritten Jahr seines Lebens auf eine seltsame Art näher kennen.

Apotheker Schmiedebooms Karlchen war drei Jahre älter als Hans. Und vor dem hatte Hans Peter eine grenzenlose Hochachtung. Denn er konnte Rad schlagen, lebende Hummeln verschlucken und badete stets auf dem Birnbaum hinter der Apotheke. Dazu holte er sich bei der Marie aus der Küche einen Kohleneimer, brachte ihn voll Wasser mit Stricken und unsäglichen Mühen bis hoch in den Baum hinein, ließ ihn an einem starken Ast herunter, setzte sich darüber, zog Strümpfe und Schuhe aus und badete.

Das hätte Hans Peter nie fertig gebracht. Er war still und versonnen geworden, etwas altklug vom Vater her und gänzlich unpraktisch. Er hörte für sein Leben gern ernste und frohe Geschichten, wie sie die Frau Schmiedeboom so schön spannend erzählen konnte. Aber um den Apotheker und

Digitized by Google

ähnliche Leute machte er bisher stets einen weiten Bogen.

An jenem Tag nun saß Hänschen Peter hoch oben in der Trockenkammer. Durch eine enge Fensterluke konnte man weit auf die Stadt hinaus sehen und beinahe sogar in Schuster Peters Schornstein hinein. Butterklöße mit Rahmtunke gab es heute mittag. Und Butterklöße mit Rahmtunke waren Herrn Hansens Leibgericht.

Er saß ganz allein in der Trockenkammer, die immer so lieblich und köstlich muffig nach alten Kamillen duftete. Karlchen war hinter einer Maus her, Türen schlugen zu, Rufen und Gejohle. Dann alles still. Hans Peter duselte eine Weile so mählich vor sich hin, dann ging er Karlchen suchen. Immer brav ein Bein nach dem anderen, den Schürzenzipfel eifrig kauend im Mund, balancierte er die knarrende Holzstiege hinunter. Es dauerte lange, bis er Karlchen tief unten im Arzneikeller fand.

Der war für beide strengstens verboten, sonst auch immer abgeschlossen, und Hans schlich langsam und zaghaft und auf den Zehenspitzen hinzu. Die Maus war vergessen, denn Karlchen roch an jeder Flasche, die er nur erreichen konnte. Es war ein hingebendes Genießen. Und Hans roch mit. Der war gar nicht so schlimm, der Arzneikeller. Und beide schwuren sich heimlich, dies versteckte Paradies so oft wie möglich zu besuchen.

Da stieß Karlchen Schmiedeboom einen leisen Ruf des Entzückens aus. Er hielt eine kleine, grünbauchige Flasche in der Hand, darauf stand in großen Rundbuchstaben: ‚Aqua odorata — Kölnisch Wasser.‘ Karlchen Schmiedeboom meinte, das könne man bis in die Zehenspitzen hinunter merken, so fein sei der Duft. Und nach einer kleinen Pause, und beide rochen immer wieder tief und abwechselnd an der lieblichen, grünen Flasche. „Du, Hans, ich glaub', das muß fein schmecken."

Hans Peter bekam weite, runde Augen. „Ja?!"

„Sicher — aber erst mußt du trinken. Und wenn es gut schmeckt, dann komme ich dran."

Dem kleinen Hans zitterten Hand und Herz. Er zog noch einmal kräftig allen Duft ein, ein letztes leises Zögern, und er trank mutig und mit geschlossenen Augen einen tiefen Schluck Kölnisch Wasser ...

Dann folgte alles blitzschnell und in einer gräßlichen Aufregung. Die Flasche mit dem köstlichen Wasser fiel klirrend auf die Steinfließen in tausend Scherben auseinander. Hans Peter schrie und wand sich zuckend auf dem Boden herum. Und Karlchen stürzte totenblaß in die Apotheke hinein. „Gift — Gift!" Und zerrte den erschrockenen Vater, die bebende Mutter und die kreischende Marie mit in den Keller hinein. Da wand sich Hans Peter immer noch wie ein Regenwurm. Apotheker Schmiedeboom aber, einen Blick auf die fehlende Flasche im Gestell und die Nase voll von dem vergossenen Eau-de-Cologne, biß sich auf die Lippen. Dann schrie er plötzlich wild auf wie ein Feldwebel: „Schafskopf — Schafsköpfe ihr!" Und alles ging wieder durcheinander: Prügel, Lachen, Weinen, Gift. Es roch doch so süß, Schafsköpfe — bis endlich die Marie mit einem dicken Eßlöffel angerannt kam, und Frau Schmiedeboom dem ‚vergifteten‘ Hans eine tüchtige Portion von dem verabreichte, was die alten Soldaten mit Soldatenhonig bezeichnen und dabei erinnerungsselig die Augen verdrehen.

Dem Karlchen aber las unterdessen der gestrenge Papa die tollste Levite seines ganzen Lebens. Erklärte ihn für einen Mörder, und daß er wohl heute abend noch ins Zuchthaus abgeführt werden müsse, wenn es ihm nicht noch im letzten Augenblick gelänge, den Hans dem nahen Tode mit allen Mitteln zu entreißen. Erst als Karlchen unter Bächen von Tränen hoch und heilig versprochen, nie wieder den Arzneikeller zu betreten, ging Apotheker Schmiedeboom, um seine letzten Mittel an dem armen Hans zu versuchen.

Der mußte für heute zwar auf die Butterklöße mit Rahmtunke verzichten und ertrug auch sonst noch allerhand bitterböse Unannehmlichkeiten standhaft und wie ein Mann. Wenn er nur am Leben bleiben durfte dafür.

⌘ ⌘ ⌘

Seit dem Tag betete Hans Peter jeden Abend vor dem Schlafengehen mit seiner Mutter noch extra für den Onkel Apotheker, seinen Lebensretter.

Um die Zeit kam Nachtwächter Möller mehr denn je zu Schuster Peter in die qualmige Arbeitsstube. Denn Kaspar Peter rauchte wie die meisten besinnlichen Männer gerne und viel. Und daran änderte selbst Frau Lene nichts.

Nachtwächter Möller hatte Sterbegedanken, und die konnte Kaspar Peter mit seinem Schusterhammer immer so fröhlich totschlagen. Ferner hatte er seinen Narren an dem kleinen Hans gefressen. Er brachte die tollsten Räubergeschichten aus dem Stegreif zusammen, nur um die verteufelt hellen Augen von diesem Hans zu sehen, daß oft sogar Lene Peter hinzukam und mehr denn ein-

Digitized by Google

mal die Bratkartoffeln einfach anbrannten. Ihr Mann pfiff dann sehr laut und sehr falsch den Dessauer Marsch. Das ärgerte sie am meisten.

An grauen Regentagen war Nachtwächter Möller überhaupt nicht loszuwerden. Dann brachte er nachmittags schon sein Wächterhorn mit und den zierlichen Steinhägerkrug, den er als sein liebstes und teuerstes Besitztum einmal Hans Peter vermachen wollte, und blieb gleich da bis zum ersten Rundgang abends um zehn.

Der Regen warf ganze Arme voll klatschender, neidischer Regentropfen gegen das Fenster, und drinnen beim knisternden Feuer erzählten sie sich Geschichten. Der Hans spielte mit diesem und jenem und blieb endlich bei einer Reihe funkelnagelneuer, glänzender Stiefelknöpfe. Er steckte sie abwechselnd in den Mund, die Tasche und in die Nasenlöcher und schließlich blieb er bei den Nasenlöchern.

Die beiden Alten merkten nichts, denn sie redeten über Politik. Nachtwächter Möller war zwar im Grunde harmlos wie ein Zaunkönig, aber er konnte über gewisse Dinge krakehlen wie eine ausgewachsene Krähe. Da blieb Hans Peter sich selbst überlassen.

Nachdem er länger die Sache mit beiden Nasenlöchern versucht hatte, begnügte er sich schließlich mit dem rechten allein, und versuchte, den glänzenden Knopf möglichst hoch hinaufzuziehen. Blies man dann heftig dagegen, so kollerte das Ding heraus bis mitten in die Stube. Eine feine Sache!

Aber wie jedes seine Mucken hat, so ging es auch mit einem Knopf: er blieb stecken. Hans Peter schnaufte und schnaufte, und Nachtwächter Möller hieb auf den Schustertisch, denn sie waren bei den viel zu hohen Schweinepreisen angelangt. Doch dem Hans wurde die Sache zu dumm. Der Knopf ging immer nur höher hinauf. Diesmal schrie er nicht, sondern sagte nur das Wort: „Knopf!“

Kaspar Peter sprang wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe. Aber dem Knopf war nicht mehr beizukommen. Nachtwächter Möller zitterte an Armen und Händen vor lauter Sorge, und selbst Frau Lene war ratlos. Dem Hans aber kamen die Tränen nun doch, denn der Knopf tat scheußlich weh.

„Dunnerkiel,“ brummte Nachtwächter Müller und suchte zerstreut seinen Steinhäger, „da muß ich zum Doktor 'nüber!“ In der Aufregung aber griff er daneben und langte den kleinen Krug mit der Blitzschwärze her, sah traurig zum Hans hinüber und setzte zur eiligen Stärkung an. Eine Sekunde, dann prustete er wie ein Bär und stand da, über und über voll von der beißenden Blitzschwärze, die Schuster Kaspar für seine farbigen Stiefel brauchte.

Hans Peter aber mußte sich unter Tränen und Schmerzen vor Lachen schütteln, daß mit einem furchtbaren Geniese der dumme Knopf weit in die Stube flog.

Da versuchte Hannes Möller eine geschlagene Stunde lang mit grüner Seife sein Gesicht wieder rein zu waschen. Und Schuster Kaspar behütete fürderhin seine Knöpfe wie die Groschen im Geldsack.

Seitdem hat Möller niemals mehr echten Steinhäger mit Blitzschwärze vertauscht, und Hans Peter niemals mehr einen Stiefelknopf hochgezogen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Jahre schwanden so rasch dahin, und Sommer und Winter rückten so nahe aufeinander, daß Schuster Kaspar oft das Gefühl einer leisen Rutschbahn nicht los werden konnte. Er pfiff den Dessauer Marsch öfter als je und sagte sogar einmal zur Lene, den möchte er gern zum Begräbnis gespielt haben. Ob dieses ketzerischen Gedankens war Lene zum Pfarrer gegangen, um für ihn beten zu lassen.

Der Pfarrhof lag am äußersten Ende des Städtchens, unter hohen Linden ganz vergraben. Es war ein altes, wackeliges Haus mit wuchtigem Holzgebälk und zwei Söllern. Das Studierzimmer des Herrn Pfarrers befand sich auf dem ersten Stock, und man mußte erst durch einen schmalen, dunklen Gang, der war so lang, daß man bequem drei Paternoster beten konnte.

Pfarrer Buchmann war eine herkulische Erscheinung mit schlohweißem Haar und grundgütigen blauen Augen. Er galt weit und breit für den besten Prediger, aber seine Kirchenbücher waren sprichwörtlich schlecht geführt. Er griff überhaupt nur unter dem äußersten Zwang eine Feder an und wusch sich danach stets die Hände. Nicht wegen der vielen Spritzer, die er absichtlich und unabsichtlich dabei machte, sondern weil er glaubte, die Feder sei eine Erfindung des Teufels. Sonst könnte nicht so viel Böses damit geschrieben worden sein auf Erden.

Frau Lene erwähnte nichts von dem Dessauer Marsch. Denn sie ahnte, dann hätte der Pfarrer sie einfach ausgelacht und womöglich noch erklärt, das sei auch sein Lieblingsmarsch. Und Pfarrer Buchmann fragte denn auch nicht lange und glaubte gleich das Richtige wie den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, indem er sagte: „Ja, der Hans! Was soll nun der einmal werden, Frau Peter?“

Digitized by Google

Da lachte die Lene über das ganze Gesicht: „Apotheker, denn er möchte gern Kölnisch Wasser machen!" Und sie erzählte die lustige Geschichte aus dem Arzneikeller.

Hans Peter grub derweil mit Karlchen Schmiedeboom ein mannsgroßes Loch im Obstgarten. Karlchen hatte irgendwas von Gräberfunden aufgeschnappt. Nun suchten sie in Apothekers Garten nach einem alten normannischen Heldengrab. Sie brachten zwar nur eine zerbrochene Henkeltasse ans Licht, die anscheinend Karlchen sehr gut bekannt war und unmöglich aus der Normannenzeit stammen, aber man konnte nicht wissen . . .

Beide gingen nun längst in die Dorfschule. Hans war drei Klassen unter Karlchen, doch sie wußten eigentlich beide gleich viel oder gleich wenig. Karlchen war stets zu allem bereit, nur nicht zu Schulaufgaben. Auch heute hatte Frau Schmiedeboom schon ein paarmal aus dem Eßzimmerfenster nach ihm gerufen. Und als gar nichts mehr half, und sie ihn zu ärgern dachte, sagte sie: „Nun brauchst du bald gar nicht mehr zu kommen. Die Marie hat schon deine ganze Tafel vollgeschrieben!"

Da antwortete ihr Karlchen vergnügt: „So — habt ihr denn auch schon gelesen?" Und grub eifrigst weiter. —

Frau Lene Kaspar aber kam nach einer Stunde strahlend vom Pfarrhof nach Hause. Und als Nachtwächter Möller, der trotz seiner Sterbegedanken immer noch lebte, im Gegenteil mit jedem Tag gesünder wurde und unheimlich viel Steinhäger trank, all dies Märchenhafte hörte, meinte er nur: „Das habe ich immer gewußt, der Hans wird noch einmal ein g'studierter Herr!" Und er sagte wieder Sie zu ihm an dem Abend.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Peter erhielt jetzt jeden Tag vom Pfarrer Buchmann eine Lateinstunde. Karlchen Schmiedeboom rümpfte nur verächtlich die Nase dazu und sagte aufseufzend, zu Ostern käme ja auch er fort auf die Lateinschule. Er möchte aber bloß mal wissen, wozu ein Anstreicher Latein brauchte. Karlchen wollte nämlich Anstreicher werden, seitdem in der vorigen Woche das Wohnzimmer neu gestrichen worden war.

Denn man erwartete bei Schmiedebooms ein großes Fest. Geheimnisvoll waren die Dinge, und Karlchen bekam sogar einen neuen Anzug. Richtig, zu einem Sonntag kam denn auch der neue Weltbürger an. Es war ein Mädchen und hieß Anneliese.

Als es getauft wurde, stand Hans Peter mit rotem Röckel neben dem Taufbecken. Pastor Buchmann aber hatte bald den kleinen Hans noch lieber als seine liebsten Bücher. Nach dem Kaffee nachmittags, wenn er ihm die neuen lateinischen Wörter abgehört hatte, gingen sie an schönen Tagen regelmäßig hinunter auf die Baumwiese, die hinter dem Pfarrersgarten mählich den Hügel sich hinabzog.

Pfarrer Buchmann lehrte Hans das köstliche Wunder des süßen Nichtstuns, unter einem blühenden Apfelbaum liegen und in den blauen Himmel Brücken bauen. Dann erzählte er ihm wie einem erwachsenen Menschen in seinen trocken humorvollen, kurz abgebrochenen Redewendungen, wie er in das Städtchen gekommen. Und er erschloß dem jungen, aufhorchenden Träumerherzen die ganze tief innerliche Welt der kleinen Alltagsdinge.

Einmal nahm auch Pastor Buchmann ein zierliches Bändchen mit in den Garten, Mörikes Gedichte. „Siehst du, Hans, das war ein Rechter! Und du mußt das ihm einmal nachmachen. Ich war zu dumm dazu. Gut Kegeln schieben konnte ich, mit den Versen habe ich allemal Pech gehabt."

Hans Peter aber saß nun mäuschenstill da, während Pastor Buchmann vorlas. Er bekam glänzende Augen und einen heißen Kopf.

Als er dann Nachtwächter Möller andern Tags traf, nahm er ihn vorsichtig in eine Ecke und sagte mit bebender Stimme: „Nun weiß ich, was ich werde!"

„Um Gottes willen doch nicht Nachtwächter, Hans?"

„Nein, nein, Möller, Dichter!"

„Brr," machte Nachtwächter Möller nur und zog sein Gesicht in essigsaure Falten. „Das ist nicht viel besser als Nachtwächter auch, und ich hab' doch so an den g'studierten Herrn geglaubt!" Und er trank verächtlich einen Steinhäger, spuckte aus und fuhr fort: „Hans, das sind windige Burschen, mogeln den Leuten nur was vor und kriegen doch nie Geld. Nee, Hans, ich sag' nochmal: nee!"

Da ließ Hans Peter den Nachtwächter Möller zum erstenmal in seinem Leben einfach stehen, drehte sich kurz um und trällerte den Dessauer Marsch.

So kam er nach Hause in die Werkstätte. Hans Peter hatte noch nie sonst den Dessauer Marsch seinem Vater nachgepfiffen. Nun machte der ein so überraschtes Gesicht, daß Hans Peter mitten im Pfeifen abbrach. „Ein Dichter ist doch was viel Feineres als ein Nachtwächter, gelt, Vater?"

„Ja, mein Junge," und Kaspar Peter legte Leder und Riemen langsam beiseite, „was viel Feineres ist ein Dichter, Hans!"

Digitized by Google

„Siehst du! Und ich werde auch einer!"

An dem Abend hatte Kaspar Peter eine lange und heftige Auseinandersetzung mit Hannes Möller, in deren Verlauf Nachtwächter Möller den Steinhägerkrug geradezu bis auf den letzten Tropfen leerte und schließlich verzweifelt erklärte, heute nacht noch werde er vor Gram sterben.

⌘ ⌘ ⌘

Er tat aber nicht dergleichen, und seit dem Tage wurde überhaupt nicht mehr über diesen Fall gesprochen. Denn es geschahen viel wichtigere Dinge im Lauf der nächsten drei Jahre. Karlchen nahm eines Tages Abschied, und Frau Schmiedeboom brachte ihn selbst in die Lateinschule.

Hans Peter aber stand Hand in Hand mit der kleinen Anneliese am Zuge und wischte sich immer wieder das Wasser aus den Augen. Anneliese dachte nicht an sowas. Anneliese war überhaupt wie ein Junge. Zweimal war sie schon in den Bach gefallen. Und einmal hatte sie Arthur Leines, den Sohn vom Bürgermeister, der gerade so alt war wie sie, ins volle Regenfaß gesteckt, war in die Küche gelaufen und hatte strahlend der Mutter erzählt: „Arthur Leines versäuft im Regenfaß — hurra!" Sie bezog unendlich viel Prügel und durfte nie in die Apotheke. Denn sie steckte alles in den Mund, was ihr in den Weg kam.

Als aber nun Hans Peter gar so betrübt in die Welt guckte, legte sie einfach den Arm um seine Schulter und sagte merkwürdig innig: „Sei nur still, Hans, du sollst auch mein Mann werden."

„Ja," nickte Hans Peter, „aber du darfst mich dann nie in ein Regenfaß stecken, Anneliese."

„Nein, Hans, das tu' ich nur mit den andern Jungens."

Da war es Hans Peter zufrieden. —

Äußerlich gingen die Tage nun im frohen Gleichschritt weiter. Sie brachten Sonne und Regen, auch manchmal ein Gewitter, gerade wie der liebe Gott es für richtig fand. Und wie es bei den äußeren Dingen abwechselnd kam, so spiegelt es sich auch wider in den Herzen der Menschen.

Bloß Hans Peter merkte von all dem nichts. Er sah Sonne, auch wo sie nicht schien. Er war ein aufgeweckter Junge geworden, und wenn er so zum Pfarrhof schritt, nicht sehr langsam, aber auch nicht zu eilig, dann konnte ihm jeder auf zehn Schritte ansehen, daß der einmal wissen würde, was er wollte. Und wie das so geht im Leben: Hans Peter mit dem fröhlichen Herzen wurde gar bald ein berühmter Mann. Das Städtchen hatte nämlich einen neuen Briefträger bekommen. Gustav Abel hieß er, hatte lange Beine und ein glattrasiertes Gesicht. Alle mußten sich an ihn gewöhnen. Besonders die leicht erregbare Jugend wußte noch nicht recht, ob sie ihn verehren oder einfach auslachen sollte. Denn der Briefträger war sozusagen eine öffentliche Persönlichkeit. Das konnte nicht lange ein unbeschriebenes Blatt bleiben. Hans Peter nun mochte den langen Abel fast so gerne wie den Nachtwächter Möller, obgleich er noch nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte. Aber das reizte ihn gerade. Gustav Abel tat den Mund nur höchst selten auf. Da ging bald ein Sprüchlein rund, erst klang's im geheimen, dann lachte man darüber, und schließlich sangen es die Kinder auf dem Schulwege. Hans Peter hatte es gedichtet und die böse Anneliese geklatscht:

Abel, Abel, Schnibbelschnabbel,
Für drei Heller Kribbelkrabbel.
Für drei Heller Branntewein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Auch Gustav Abel hörte am Ende das Verslein. Er tat darauf das Klügste, was einer in solchem Falle machen kann: er schloß mit dem Übeltäter die beste und gediegenste Freundschaft der Welt. Er machte das sehr geschickt mit einem langen, einleitenden Vortrag über die Höllenstrafen, die er Hans vorhielt. Und obendrein schenkte er ihm einen Groschen. Mit Höllenstrafen aber und einem Groschen erreicht man bei jedem echten Jungen, was man will.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Peter ging nun frisch ins zwölfte Jahr, trug lange Hosen mit schachttiefen Taschen, und die Aufnahmeprüfung in die Lateinschule stand vor der Türe. Kaspar Peter konnte sich mit etwas Fleiß und ein klein wenig besonderer Sparsamkeit das jetzt leisten. Er hatte längst mit großen Goldbuchstaben ‚Schuhwarenhandlung' über seinem Schuhladen stehen. Und Pfarrer Buchmann würde auch schon helfen, hatte er gesagt.

Also nahm Hans Peter kurz nach Ostern an einem strahlend jungen Aprilmorgen Abschied von seinem Pfarrer, der ihm die Taschen voll Äpfel stopfte und Mörikes Gedichte schenkte. Von Mutter Lene, der heut über die sonst so hellen Fensterlein im Gesicht lauter nasse Perlen rannen, und von Vater Kaspar, der die blaue Schusterschürze hochgesteckt hatte und den Dessauer Marsch pfiff. Nachtwächter Möller aber drückte sich trauernd im Hintergrund herum, dachte an den nahen Tod und trank Steinhäger.

Anneliese Schmiedeboom ging mit zur Bahn. Sie war längst bei ihrer Mutter in der Schule, konnte Hund schon mit zwei n

Digitized by Google

und zwei harten t schreiben und wollte ihm überhaupt bald einen Brief schicken. —

Still saß Hans Peter im Wagen. Er betete sich das erste Heimweh tapfer vom Herzen. Dann wurde er in der Kreisstadt stürmisch von Karlchen Schmiedeboom in Empfang genommen, der bereits die grünseidene Mütze der Quartaner trug, und bestand am anderen Tag seine Aufnahmeprüfung mit Auszeichnung. Zur Belohnung kriegte er eine Karte von Anneliese. Die hatte sie der Marie diktiert, es waren trotzdem noch schrecklich viel Fehler darauf, und sie lautete kurz und bündig: „Komm bald wieder, damit ich Dich heiraten kann!"

❦ ❦ ❦

Die Kreisstadt mit der Lateinschule war eine alte, ehemals kurfürstliche Residenz, eigentlich nicht viel größer als Hans Peters Heimatstädtchen. Aber es gab da eine elektrische Straßenbahn mit schönen weiß lackierten Wagen. Sie fuhr zwar nur jede halbe Stunde und brachte wenig ein, dafür war sie der Stolz jedes eingeborenen Kreisstädters. Dann gab es hier einen ‚Generalanzeiger', ein Sommertheater, zwei Buchhandlungen und drei Konditoreien.

Karlchen Schmiedeboom führte den heimlich entzückten Hans Peter mit einer gewissen Zaghaftigkeit und nur gezwungen in die Buchhandlungen, aber mit der Eitelkeit eines alten Stammgastes in die Konditoreien.

Sie wohnten beide zusammen bei Frau Mariechen Stösemeier, einer alten Studentenmutter. Ihr seliger Mann, zu Lebzeiten Kastellan der Lateinschule, hatte diese Tradition schon gegründet. Und von allen Studentenwohnungen war die Stösemeierische bevorzugt, weil sie neben dem leiblichen sozusagen auch einen geistigen Familienanschluß gewährleistete. Man wurde für eine Reihe von Jahren einfach Frau Stösemeiers Sohn. Sie verwaltete dann ebenso getreu die kleinen Taschengelder wie die harmlosen Liebschaften, machte jeden überraschenden Berufswechsel mit und alle heimlichen Nöte der jeweiligen österlichen Versetzung.

Zudem hatte Frau Stösemeier eine Tochter. Bertha war jetzt sechzehn Jahre alt, ein frisches, gesundes, aufgewecktes Ding. Frau Stösemeier, sonst für jeden Spaß zugänglich, hielt diese Tochter fest in aller mütterlichen Klugheit und Strenge. Dabei verstand sie es vortrefflich, das Mädchen mit einer feinen, ungetrübten Natürlichkeit stets in eine schöne Kameradschaft und dennoch gewissenhafte Entfernung zu den jugendlichen Heißspornen zu stellen. Frau Stösemeier war das Ideal einer Hauswirtin.

Es war kein Wunder, daß der stille Hans Peter bald ihr ausgesprochener Liebling wurde. Im Gegensatz zum schwer befriedigten, nüchternen Karlchen Schmiedeboom konnte sich Hans Peter über jede schöne Kleinigkeit immer wieder freuen, mit jener unausgesprochenen, leisen Freude, die stets ansteckt. Die Schule nahm er spielend; sein Studium bestand fast ausschließlich in aufmerksamem Zuhören während des Unterrichts. Wenn Karlchen sachlich und Stück für Stück das Pensum noch einmal durchging, warf Hans Peter mit einer gewissen Großzügigkeit alles mehr aus dem Ärmel.

So nahten denn nach Sonne und Regen, Lern- und Feiertagen die ersten großen Ferien für Hans Peter. Fünf Wochen goldene Dorffreiheit! (Denn eine Stadt, in der es nicht einmal eine Elektrische noch Konditorei gebe, sei doch nur ein Dorf, meinte Karlchen Schmiedeboom verächtlich.) Also machten sie sich auf die Heimreise, mit abgerissenem Schuhzeug, die Haare lang und struppig, die Rucksäcke vollgestopft mit Büchern und Wäsche, aber Blumen am Hut und bunte Bänder an der Gitarre.

War das ein Gejauchze an der kleinen Station, als sie ankamen! Alle alten Bekannten standen wie zur Empfangsparade am Zug: Kaspar Peter mit Frau Lene, die Frau Apotheker mit der Anneliese. Sogar Nachtwächter Möller hatte sich rasieren lassen und seine alte Veteranenkappe aufgesetzt. Er hielt sich im Hintergrund mit Gustav Abel, dem Briefträger mit den langen Beinen. Der war dienstlich anwesend, weil er immer vom Nachmittagszug die Post holen mußte.

Und wie sie alle zusammen den kleinen Hügel zum Städtchen hinankletterten und die Lerchen irgendwo hoch oben nahe dem lieben Gott sangen und tirlierten, da kam aus einem Seitenweg auch Pfarrer Buchmann, so wie von ungefähr und die Hände auf dem Rücken. Es gab ein großes Hallo. Denn Karlchen riß die Gitarre von der Schulter, und Hans griff in die Rücktasche, wo Mörikes Gedichte saßen. Anneliese aber war starr und wie in Ehrfurcht ergriffen, als die beiden jetzt sangen, prächtig und kühn, als ritten sie selber auf zwei lustigen Schimmeln:

> Auf ihrem Leibrößlein,
> So weiß wie der Schnee,
> Die schönste Prinzessin
> Reit't durch die Allee.
>
> Der Weg, den das Rößlein
> Hintanzet so hold,
> Der Sand, den ich streute,
> Er blinket wie Gold ...

❦ ❦ ❦

In der zweiten Hälfte der großen Ferien fiel diesmal auch das Stiftungsfest des Ge-

Digitized by Google

sangvereins. Arthur Leines, den Anneliese mal ins Regenfaß gesteckt hatte, wurde demzufolge eine gewichtige Respektsperson. Denn sein Vater, der Bürgermeister, war zugleich Präsident des Gesangvereins. Das verlieh Arthur Leines in den Augen von Karlchen und Hans, besonders aber von Anneliese, ein nicht zu unterschätzendes Ansehen.

Bei Hauptlehrer Geldenheim gab es die letzte Zeit schon Abend für Abend lange Proben. Gegen neun oder halb zehn, wenn das Abendessen vorbei, das Vieh im Stall gefüttert war, schlichen die Herren Sänger einzeln und in Abständen, in Filzpantoffeln, offenem Rock und mit langer Pfeife die drei Stufen zum Kirchplatz hinan, an Schmiedebooms Einhorn-Apotheke vorbei, zu Hauptlehrer Geldenheim in die Schule. Da wurde noch über den Landtag geschimpft und vom neuen Eisenbahnprojekt geredet. Dann kam auch Bürgermeister Leines, der ersten Tenor mitsang, alle sagten: „'n Abend, Herr Präsident," und Hauptlehrer Geldenheim nahm die Geige aus dem Kasten.

Auf den Bänken rund um den Kirchplatz aber versammelten sich Männlein und Weiblein. Die strickten und klöhnten und hörten mit zu. Und wie sie nun in der Schule vierstimmig probten: „Wenn's Mailüfterl weht", zirpten die Grillen ein wundervolles Adagio dazu, die Bienen wurden wach und summten die Melodie wie eine seufzende Oboe nach, und ganz oben hing die spitze Mondsichel wie ein einladendes Wirtshausschild aus dem nächtlichen Himmel, schaukelte sich voll Wohlbehagen und dörflicher Andacht und lachte zustimmend und verschmitzt wie einer, der es hinter den Ohren hat.

Frau Luise aber saß mit dem Apotheker unter der grünen Tischlampe in der offenen Gartenlaube, erzählte der resoluten Anneliese mit dem Mund alte, gruselige Räubergeschichten und horchte zwischendurch mit dem Herzen wundersam in den wunschlosen Sommerabend hinaus. —

So kam der bedeutungsvolle Sonntag des Stiftungsfestes. Vor Bürgermeisters prangte seit Freitag schon ein breiter Triumphbogen über die ganze Straße, und auch sonst gab es allenthalben bunte Fahnen und grüne Reiser an den Häusern. Arthur Leines durfte sogar seinen neuen Weihnachtsanzug vom letzten Jahr zum erstenmal anziehen, und sein Vater, der sonst gerne und lange schlief, war heute seit früh schon aus den Federn und deklamierte laut und umständlich immer wieder die große, lange Festrede vor sich hin.

Mit Musik ging es erst in die Kirche, danach zum Frühschoppen. Als um drei nachmittags der Festzug sich am Kriegerdenkmal aufstellte, war Stadtsekretär Schrimpfentag schon so weit, daß er im Zylinder und Gehrock vor der Musik hertanzte und dabei mit Armen und Beinen in der Luft herumruderte.

Nur Hans Peter stand, die Hände in den Hosentaschen, einsilbig und gereizt neben Karlchen, rümpfte über alles die Nase und war überhaupt höchst ungehalten. Anneliese gab sich zu viel mit Arthur Leines ab. Süß und weh zugleich war Hans Peter diese unaussprechliche und noch unbegründete Eifersucht. Er wagte Karlchen nichts davon zu sagen, am allerwenigsten Anneliese selber.

Dann fühlte er plötzlich wieder und selbst überrascht, daß er Anneliese gar nicht mehr mochte, fiel in eine übermäßige und überhitzte Ausgelassenheit und kam endlich so spät vom Festplatz nach Hause zurück, daß Kaspar Peter ernstlich aufgebracht schien. Hans Peter ging jedenfalls ohne Essen und mit seltsam wüstem Kopf zu Bett. Er träumte wirr und unzusammenhängend, er sei Präsident des Gesangvereins geworden, habe Arthur Leines aus dem Chor geworfen und hielte eine große Festrede darauf. Aber mitten im schönsten Fluß wurde er aufgestört, denn mit vielstimmigem Gesang und nicht ganz taktfester Musik kamen die letzten Festgäste mit bunten Fackeln, mit der Fahne (die trug Nachtwächter Möller) und dem Präsidenten Leines nach Hause. Auch Hans Peter ging im Nachtgewand und mit bloßen Füßen ans Fenster und winkte mit der Hand.

Im Osten war eben die Sonne aufgestanden, zog gerade ihre golddurchwirkten rosa Strümpfe an und steckte, mit den Augen zwinkernd und noch nicht recht wach, ihren Kopf zum Himmelsfenster hinaus, was es wohl da unten auf der Welt für seltsame Frühmusik gebe.

✠ ✠ ✠

Kaspar Peter war in allem Unmut doch aufgefallen, wie seltsam zerfahren Hans gestern nach Hause gekommen war. Daß er das Schelten nur so hinnahm, ohne recht innerlich davon getroffen zu sein. Der Hans war einer von denen, die bei aller natürlichen Frische und Gewecktheit dennoch leicht über den Bach bauen, ehe die Brücke gelegt war; er ahnte es wohl. Denn ihm selbst war das nicht anders ergangen im Leben. Freilich hatte er es darum auch nur zum Schuhmachermeister gebracht, und die praktische, haustüchtige Frau Lene ahnte nichts davon. Aber dem Hans wollte er beizeiten die Augen öffnen. Der konnte noch werden, was er selbst nicht zu ahnen gewagt hatte.

Digitized by Google

Weibliches Bildnis

Gemälde von Franz Martin Lünstroth

Digitized by Google

Wie Frau Lene, schon schimpfend über den Ausbleiber, zum Kaffeetisch kam, redete Kaspar Peter ablenkend vom schönen Wetter und daß er mal zur Post herunter müßte. Hans durfte mitkommen.

Das Städtchen lag im schönsten Morgentraum. Als sie um das Mäuerchen gingen, schienen sich all die schrumplichen Häuserchen noch vom gestrigen Fest auszuruhen. Ein paar Hühner rekelten sich im Sand und blieben auch liegen, als die beiden schon nahten. Nur der Hahn wackelte ein paarmal mit seinem roten Kamm, war aber zu faul, um zu krähen.

„Junge, du gefällst mir nicht," begann Kaspar Peter unvermittelt, aber doch freundlich. „Du träumst mir zuviel in den Tag hinein. Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Er sagte das still und pfiffig, denn die Sonne blitzte nur so, als lachte sie ihn aus ob dieser Weisheit. „Nein, es ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt," wiederholte Kaspar Peter zur Bekräftigung. „Und man darf kein Pferd kaufen, ehe man nicht einen Stall hat dafür."

Hans Peter wußte nicht, wohin sein Vater hinauswollte; er dachte nur plötzlich wieder an Anneliese Schmiedeboom und Arthur Leines. Er sah mit großen Augen und stumm über den Weg.

„Siehst du, das ewige Sinnieren hat keinen Zweck. Erst muß man was lernen, ehe man was sein kann. Hans, das wollte ich dir schon immer mal sagen. Und jetzt laß die Anneliese laufen und arbeite tüchtig, wenn du nächste Woche wieder in der Lateinschule bist."

Kaspar Peter übersah dabei völlig, wie Hans rot bis hinter die Ohren wurde. Sie gaben sich wie zwei Männer die Hand. Und so hatte Kaspar Peter, klug und vorbeugend für alle Fälle, den Grundstein zu einer offenen Freundschaft mit seinem Sohne gelegt.

Das Städtchen sonnte sich noch immer im schönsten Morgentraum.

⌘ ⌘ ⌘

Jeweils über die winterliche Langeweile der Kreisstadt half Karlchen Schmiedeboom ein ausgiebiger Skat hinweg, der mit anderen Klassengenossen um so eifriger gepflegt wurde, je knusperiger der Ofen im mollig durchheizten Zimmer glühte. Vergeblich suchten sie auch Hans Peter hierfür zu gewinnen. Aber er haßte das Kartenspielen wie ein gemeines Stundentotschlagen. Abgesehen davon, daß seine schwerere und tastende Art in solchen Dingen sich der praktischen Gerissenheit Karlchens und der anderen von vornherein unterlegen fühlte. Bertha Stösemeier brachte ihm vielmehr unter Anleitung ihrer Mutter das Schachspiel bei. Und hier war Hans Peter bald Meister seiner liebenswürdigen Meisterin. Es ging nichts über dies köstliche Ausproben heimlich ausgeklügelter Züge. Aber als Bertha Stösemeier ihm eines Tages mit einem ‚Lehrbuch des Schachspiels' kam, warf er das Heft in die Ecke. Alle Wissenschaft oder Methode, auch im Spiel, haßte er.

Es ging ihm hier nicht anders, wie mit den schönen Künsten. Zum heimlichen Leidwesen von Karlchen Schmiedeboom, der alles Klavierklimpern haßte, hatte er sich auch eines Tages ans Klavier gemacht. Mit der natürlichen Fingerfertigkeit seiner gelenkigen Hand spielte er bald kleinere Sachen, Lieder und Tanzspiele, aber in einem eigenartigen, fremden Rhythmus. Es konnte weder einer singen noch tanzen nach diesen Melodien. Ähnlich ging es ihm übrigens mit der Literatur. Nach einer anfänglichen Wahllosigkeit, mit der er dies und das gänzlich unverdaut verschlang, fand er bald doch einen gewissen Grundakkord, auf den sich sein Gefühl einstellen ließ. Daß da zunächst Mörike wieder vorherrschte, war begreiflich. Bald kam Eichendorff hinzu.

Die Beschäftigung mit solchen Büchern brachte Hans Peter bald in eine Art freundschaftlich väterlicher Beziehung zu dem Inhaber einer der beiden kreisstädtischen Buchhandlungen, Herrn Mathias Hoß. Er war Junggeselle und ausgesprochener Eigenbrötler, wie die Junggesellen meistens sind.

⌘ ⌘ ⌘

Ihm brachte denn auch Hans Peter seine ersten Verse, als er vier Jahre später in Untertertia saß, nicht gerade einer der ersten, aber auch nicht einer von den Schlechtesten.

Es war wieder ein Wintertag. Mathias Hoß, in Zigarrenqualm wie in einen Heiligenschein gehüllt, saß im tiefen Lehnstuhl vor einer gewaltigen Kanne duftenden Kaffees und hinter einem Berg bunter Journale und Zeitschriften. Darin blätterte er gerne, ein wenig flatterhaft von Natur und nicht immer gewillt, sich ernstlich und nach allen Seiten mit einer Angelegenheit zu befassen. Man konnte dafür um so angenehmer und sonder Eile bei diesem und jenem verweilen, was einen just fesselte und wozu der Tag gerade Lust und Neigung verlieh. Mathias Hoß war infolgedessen immer ziemlich auf dem laufenden. Er bediente seine Käufer wie ein Arzt seine Kranken. Er lief den Kunden nicht nach; sie kamen von allein, denn Mathias Hoß wußte gute Ratschläge und kannte zudem Geschmack und Geldbeutel jedes einzelnen.

Hans Peter schien dennoch etwas ver-

Digitized by Google

legen, als er so vor Mathias Hoß stand. Er fühlte zum erstenmal die Scham eines Menschen, der innerliche Dinge der Öffentlichkeit preisgibt, sich damit bewußt außerhalb des Kreises der schönen und bequemen Alltäglichkeit stellend.

Aber Mathias Hoß sagte nicht ja und nicht nein. Er legte das Blatt fast nichtachtend zu dem Stoß der Zeitschriften und meinte nur mehr nebenhin: „Wie alt bist du jetzt, Hans Peter?"

„Fünfzehn, Herr Hoß."

„So, da schenk' dir mal eine Tasse Kaffee ein. Und kommst Ostern nach Obertertia?"

„Ich hoffe, Herr Hoß."

„Hans Peter, ich werde von nun an Sie zu Ihnen sagen. Und was die Dichterei betrifft, lernen Sie sehen, lernen Sie hören, lernen Sie genießen, lernen Sie sich weh tun, lernen Sie, was Sie lernen können. Und mögen Sie dann noch dichten, dichten Sie." Dann ging Mathias Hoß nach vorne in den Laden und kam zurück mit einem Band Gedichte von Detlev von Liliencron. „So, Herr Peter, und wenn es Ihnen einmal ganz schlimm zumute ist, lesen Sie aus diesem Gebetbuche."

Hans Peter las noch am gleichen Tage bis tief in die Nacht. Seine Taschenuhr war stehen geblieben, als er endlich aufsah. Er ging ans Fenster, nahm das Blatt mit seinen Versen, zerriß es langsam und ohne Schmerz in tausend kleine Stücke und legte sich dann mit einer seltsam wohltuenden Feierlichkeit im Herzen zu Bett.

Draußen stand die Nacht voll silberner Sterne.

⌘ ⌘ ⌘

Der hitzigen Freundschaft von Hans Peter und Karlchen Schmiedeboom war eine kühle Ernüchterung gefolgt. Von verschiedenem Geblüt hatten sie einander verloren: Karlchen Schmiedeboom ging gerade durch, Hans Peter aber liebte allerhand Ausgleiche, um ja nicht rechts oder links anzustoßen. Er fühlte sich selbst unsicher. Die Osterferien über sahen sie sich diesmal kaum in ihrer Vaterstadt. Hans Peter mied die Umgebung der Apotheke und ging sogar Frau Schmiedeboom aus dem Wege, die er insgeheim wie eine zweite Mutter lieb hatte.

Anneliese aber war inzwischen mit Arthur Leines zusammen und einigen gleichalterigen Knaben und Mädchen bereits das vierte Jahr in einer Privatschule untergebracht. Einige angesehene Bürger hatten sich zusammengetan und eine eigene Lehrerin angestellt, die die Kinder außerhalb der Dorfschule auf einer breiteren Grundlage in die Welt des Wissens einführte. ‚Welt des Wissens' war ein Wort, das Nachtwächter Möller geprägt hatte. Er liebte es bisweilen, sich möglichst gewählt auszudrücken.

Während Karlchen Schmiedebom wie immer die Ferien voll auskostete, von Büchern nichts wissen wollte und bei Wind und Wetter draußen lag, jagte, fischte, ruderte, litt Hans Peter unter einer empfindlichen Reizbarkeit. Sie machte ihn nicht nur innerlich unzufrieden, brachte ihn auch äußerlich in allerhand Verwicklungen, unter denen am meisten seine Mutter litt, die in ihrer natürlichen, derben Art für derartige Absonderlichkeiten ihres Einzigen wenig Verständnis zeigte.

Hans Peter sprach einmal mit Pfarrer Buchmann hierüber. Aber auch Pfarrer Buchmann blieb allen Einwendungen gegenüber zugeknöpft und gab ihm nicht das, was er suchte. Hans Peter sah plötzlich dumpfe Wände, wo früher freies Gottesfeld für ihn lag. Alle Welt war mißtrauisch gegen ihn, wenigstens schien ihm das so. Sogar Nachtwächter Möller grüßte ihn auf der Straße wie einen Fremden, indem er nur die Mütze zog und jedesmal geflissentlich an ihm vorbei sah. Und selbst sein Vater vermied diesmal jede tiefere Aussprache. Mit einem bitteren Einsamkeitstrotz fuhr er ins neue Schuljahr, zwei Tage früher, als er eigentlich brauchte. Man war darum auch nicht auf ihn gefaßt bei Stösemeiers. Frau Stösemeier war an dem Tag zu Verwandten gefahren und würde vor morgen nicht zurückkommen.

Als Hans Peter klingelte, öffnete Bertha ihm die Türe. Das unverhoffte Wiedersehen trieb eine bange Verwirrung in ihr hübsches Gesicht. Mit unverhohlener Herzlichkeit drückte sie ihm beide Hände, führte den bestaubten, müden, trotzigen Jungen in die traute Gemütlichkeit der dämmerigen Wohnstube, fragte, lachte, erzählte zugleich, lief endlich in die Küche, den Tee aufzugeben und dem Hungrigen ein Butterbrot zu streichen.

Derweil saß Hans Peter in der Wohnstube ganz unbeweglich auf seinem Stuhl. Die ungewohnte Vertraulichkeit dieses herzlichen Empfangs tat ihm wohl. Er schloß die Augen und fühlte, wie langsam alle Bitterkeit sich auflöste in leises Glücksgefühl. Als Bertha mit dem angerichteten Abendbrot ins Zimmer trat, lag Hans Peter, den Kopf auf seinen Arm gelegt, über der Tischplatte und weinte.

„Aber Hans, was machst du?" Das Brett in ihrer Hand klirrte, so heftig stieß es auf den Tisch auf: „Hans, mein Junge, was hast du denn?" Und sie kniete neben dem Weinenden auf die Erde, zog seinen Kopf

Digitized by Google

auf ihre Brust und legte wie liebkosend den Arm um ihn. Alles Mitgefühl, das die nun Zwanzigjährige in ihrer Kameradschaft für Hans Peter empfunden und still für sich bewahrt hatte, brach jetzt mit solcher Heftigkeit hervor, daß ihre herbe, knospenhafte Jungfräulichkeit selber darüber erschrak. Mit einer unendlichen Süße fühlte sie plötzlich ein Schicksal in ihre Hand gelegt. Sie zog den nassen Kopf des Jungen ganz nahe an ihr heißes Gesicht und hörte, fest an den Knabenleib gepreßt, wie sein Herz durch alle Kleider hindurch an das ihrige schlug.

„Du lieber Hans," sagte das Mädchen, nahm sein Gesicht in beide Hände und preßte, endlich alle Scheu überwindend, ihren Mund auf den frischen, zuckenden des Knaben.

Hans Peter aber war, als tränke ein einziges goldiges Licht den letzten Reif aller Bitternis in ihm weg. In seinen Augen lachte ein seliges Weinen. Eine andere Welt breitete sich in unendlicher Herrschaft vor ihm aus, daß all sein Trotz und seine Knabensehnsucht auf einmal hinschmolzen in der strahlenden Sonne dieser beglückenden Erkenntnis. Er legte den Arm um den Hals des Mädchens, indem er mit einer rührenden Gebärde nach ihrem Mund tastete. Sie kniete noch immer am Boden, dicht neben seinem Stuhl, und wehrte ihm nicht.

So beichtete er dem jäh erwachten Weib alle Traurigkeit, klagte ihr die Einsamkeit seiner Jugend, die Unsicherheit seines Willens und fühlte bei all dem sein Herz stark werden im Wunder dieses heiligen Schauers seiner ersten Liebe.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Peter wachte erst spät am nächsten Morgen aus einem tiefen Schlafe auf. Er lag sekundenlang wach, ehe ihm plötzlich die Erinnerung an den gestrigen Abend wie eine brennende Sonne in seine Gedanken fiel. Ein Lachen rieselte durch seine Glieder, und er sprang mit einem Satz aus dem Bett. Er pfiff und sang, während er sich anzog, es ging rascher als sonst, und er eilte die Treppe hinunter in die Wohnstube.

Bertha? Er wagte sich keine rechte Vorstellung zu machen. Es konnte auch alles nur ein schöner Traum gewesen sein. Aber von ihrem Gesicht würde er ihn ablesen können.

„Morgen, Mutter Stösemeier!" rief er fröhlich.

Sie war allein in der Stube: „Morgen, lieber Hans Peter. Da hast du aber lange geschlafen heute morgen. Und so früh bist du ins Semester gekommen? Bertha hat es mir in aller Frühe schon verkündigt. Übrigens läßt sie dich schön grüßen!"

Hans Peter wagte nicht zu fragen, wo sie sei. Es war doch wohl nur ein Traum gewesen. Es überraschte ihn auch gar nicht, als im Laufe der Unterhaltung Frau Stösemeier nebenhin erzählte, daß Bertha ganz unerwartet heute früh weggefahren sei. Zu irgendwelchen Leuten auf Besuch, die sie nicht einmal sonderlich schätzte. Frau Stösemeier konnte sich das gar nicht erklären.

Im frohen Gefühl seines lieben Geheimnisses ging Hans Peter an die gewohnte Arbeit. Erst noch aufgeregt und unruhig wie ein Wasser, in das ein Stein gefallen. Dann glätteten sich die Gedanken wieder, und nur ein prickelnd schönes Erinnern blieb zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Es war ein paar Jahre später, kurz vor Karlchen Schmiedebooms Reifeprüfung. Jetzt würde auch Hans Peter bald die goldene Litze der Primaner um seine Schulmütze tragen. Die beiden Freunde saßen im Kreise anderer Kameraden in ihrem gemeinsamen Studierzimmer. Die Fenster standen weit offen, Mücken tanzten, und aus den Büschen duftete der Flieder. Am Rande des Himmels hatte ein dreister Engel einen Topf mit roter Sonnenfarbe umgegossen. Jetzt floß die rote Linie steil durch den dämmernden Abend hinab bis zur Erde.

Hans Peter überlegte, wie unsinnig es sei, das etwa malen zu wollen oder die Empfindung in Musik umzusetzen. Selbst darüber schreiben zu wollen, schien ihm unmöglich. Es ließ sich eben nur fühlen.

Die Freunde sprachen von ihrem zukünftigen Beruf. Karlchen Schmiedeboom wollte Arzt werden. In seiner derben Redeweise machte er allerhand Witze hierüber. Frauenarzt natürlich. Es war ganz selbstverständlich, daß sie auf die Frauen zu sprechen kamen.

Hans Peter schien nie sonderlich begeistert zu sein, wenn Karlchen Schmiedeboom von den Frauen sprach. Der redete von ihnen wie von seinen Schulbüchern oder von seinem Taschengeld oder von sonst einer äußerlichen und nicht unbedingt notwendigen Sache. Hans Peter dagegen sah das alles geheimnisvoll, unaussprechlich. Es konnte ihm eng im Herzen werden, wenn er überhaupt an sie dachte. Es ging ihm hier wie mit der roten Linie steil durch den dämmernden Abend: es ließ sich eben nur fühlen.

Bertha Stösemeier war damals nach ihrer plötzlichen Abreise bald wieder heimgekommen. Hans Peter hatte nicht gewagt, irgend etwas ihr zu sagen oder auch nur sie an den Abend zu erinnern. Bertha ging ihm sowieso aus dem Wege, wo sie nur konnte. Er blieb

Digitized by Google

ihr nicht mehr als ein rücksichtsvoller Fremder. Übrigens hatte sie jetzt längst einen Bräutigam. Und hatte sich hernach auch von Karlchen Schmiedeboom küssen lassen. —

Man war also wieder so weit. Karlchen saß im offenen Fenster, hielt die Gitarre auf dem Schoß und sang keck und ein wenig kokett:

„Madeleinchen mit dem Körbchen
Didiralla — didiro,
Ging des Wegs und pflückte Mohn
Didiralla — didiro ...“

Hans Peter unterdrückte in letzter Zeit immer öfter das peinliche Gefühl, als passe er nicht mehr in den Kreis seiner Kameraden. Es war gut, daß er bald Frau Stösemeiers einziger würde sein. Nicht als ob er sich selbst überschätzte, unter falscher Einbildung litt, nein, mit seinem Studium ging es ihm ganz ähnlich. Das bloße Zuhören während des Unterrichts allein tat es nicht mehr. Und die Kleinarbeit war ihm zu langweilig.

Nach wie vor verbrachte er seine freie Zeit im hinteren Stübchen der Matthias Hoßschen Buchhandlung. Tausend Pläne liefen dem allzu Frühreifen über den Weg, wenn er an die Zukunft dachte. Die Gesetze der Schule drückten, und die innere Verantwortung vor seinen Eltern drückte noch mehr. Eine besorgte, aber versteckte Anfrage Pfarrer Buchmanns kam sogar; er ließ sie unbeantwortet. Auch in den nächsten Ferien suchte er Pfarrer Buchmann nicht auf. Und ein frostiges Abschiedsessen in der Apotheke schien der Schluß von Karlchen Schmiedebooms, des jungen Medizinstudenten, fröhlicher Lateinschulfreundschaft mit Hans Peter.

Wieder fühlte Hans Peter sich einsamer denn je. Anneliese Schmiedeboom lebte in einer Pension am Rhein und wurde wahrscheinlich eine sogenannte große Dame. Und ein anderer, Nachtwächter Möller, war im letzten Winter sogar unbemerkt und unauffällig, wie das so seine Art war, gestorben.

Nur sein Vater stand an der Bahn, als Hans Peter diesmal zur Kreisstadt fuhr. Aber der blieb wortkarg. Er schien merkwürdig gealtert die letzte Zeit.

Hans Peter atmete erleichtert auf, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte. Er war der einzige zage Fahrgast im leeren Abteil.

⌘ ⌘ ⌘

Da lernte Hans Peter bei Matthias Hoß im Winter dieses Jahres Martha Reitz kennen. Es war ein klarer Novembersonntag. In der Kreisstadt gab man zum Besten verschämter Armer ein Margueritenfest. Allenthalben wurden die weißen Blütensterne, die mit ihrem duftigen Frühlingskleid so angstvoll in den Winter hineinguckten, von jungen Mädchen in artiger Aufdringlichkeit angeboten. Sogar einen kleinen Wagenkorso leisteten sich die stolzen Kreisstädter. Und selbst ihrer einzigen Elektrischen hatten sie für den Tag um das Stadtwappen einen bunten Margueritenkranz gemalt.

Martha Reitz war auf Besuch bei Matthias Hoß, ihrem Onkel. Sie wollte den kaufmännischen Betrieb dieser Buchhandlung kennen lernen, um später einen Beruf zu haben. Als einziges Kind aus einer kleinen Beamtenfamilie, in der ihre Mutter allzusehr und einseitig das Regiment führte, schien sie, früh verwöhnt in kleinen Bequemlichkeiten, freilich nicht versessen auf diese neue und solide Betätigung. Mit einer gewissen großstädtischen Liebenswürdigkeit präsentierte sie viel lieber ihre kleinen, natürlichen Begabungen so geschickt und unaufdringlich, daß jedermann sie liebhaben mußte. Zumal auf den ungetrübten und naiven Sinn Hans Peters machte ihre sprühende Beweglichkeit, ihr liebenswürdiger Geschmack in allen künstlerischen Dingen, ihr drolliger Humor, keinen geringen Eindruck. Er befand sich schon seit dem ersten Abend, den er mit Martha Reitz und ihrem Onkel verplaudert hatte, in einer beständigen Unruhe.

Und heute früh am Margueritenfest sollte er Martha zur Promenade begleiten. Mit einem ganzen Buschen ausgewählt schöner, langstieliger Blumen auf dem Arm trat sie ihm schon unter der Türe zur Buchhandlung entgegen. Eine weiße Sportjacke umschloß knapp ihre kleine Figur; unter der schwarzen, koketten Pelzkappe quoll es von blondem Haar.

„Tag, Hans Peter!“ Sie blitzte ihn unternehmungslustig an. „Jetzt sollen Sie mal sehen, was ich für die Armen Ihrer Kreisstadt alles tun kann! Bitte, mein Herr, was zahlen Sie für eine dieser Blumen, wenn ich sie Ihnen anstecken darf?“

Hans Peters durchaus nicht üppiges Taschengeld floß mit dieser einzigen Blume schon merkwürdig rasch zusammen. Aber Martha Reitz gab ihm zum Dank ihre Hand. Da hätte er ihr den Rest seines Geldes auch noch gerne geschenkt.

Sie schlenderten langsam dem Marktplatz zu. Eine nie geahnte Lebendigkeit floß in Hans Peters gewohnte Zurückhaltung. Er, der sonst jedes Auffallen peinlichst vermied, fühlte mit einem inneren Behagen, wie dieses und jenes der bekannten Kleinstadtgesichter überrascht und ein wenig erstaunt Martha und auch ihn musterten. Eine selige Unbekümmertheit kam über ihn. Als ihnen ein Professor der Lateinschule begegnete, grüßte Hans Peter nur oberflächlich und er-

Digitized by Google

zählte, übertrieben lustig, Martha sofort einige ulkige Besonderheiten dieses Herrn.

Sie gingen durch die Promenade, aber ohne daß Martha Veranstaltungen gemacht hätte, ihre schönen, langstieligen Margueriten irgendwem anzubieten. Sie hielt sie auf ihrem rechten Arm wie in ein Kissen geschmiegt. Sie selbst war eine kleine, wandernde Marguerite.

Es läuteten schon die Mittagsglocken, da hasteten sie erst scherzend und übermütig nach Hause, zur Hoßschen Buchhandlung. Sie gaben sich kurz, aber fest die Hand beim Abschied.

Aber in der Türe noch drehte sich Martha um. „So, Hans Peter, das schenken Ihnen die Armen der Kreisstadt für Ihre Stube. Lassen Sie nur, ich werde es Ihnen schon gutmachen."

Dann ging Hans Peter allein nach Hause, in der Hand den ganzen Margueritenstrauß, den Martha eben auf dem Spaziergang durch die Stadt getragen hatte.

In seinem Herzen sangen tausend junge Lerchen.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Peter ging mit einer Unlust an die Arbeit, wie er sie nie gekannt bisher. Seine Gedanken schweiften beständig ab und in die Zukunft. Wieder verfügte er über ein Haus, bevor es gebaut war. Zum ersten Male auch empfand er drückend die Armut seiner kleinen Verhältnisse, ahnte die kommende Fron eines notwendigen Berufes.

Denn das Ziel seines Lebens kreiste schon um Martha Reiß. Die ganze Innerlichkeit seiner naiven Natur brach wie eine frühreife Knospe auf und überschüttete seine junge Liebe und alle Dinge, die mit ihr zusammenhingen, mit einer Glut der Einbildungskraft und Überzeugung, die ihn selber mitfortriß.

Hans Peter und Martha Reiß trafen sich nach dem Margueritenfest jetzt täglich. Matthias Hoß kamen um so weniger Bedenken bei der raschen und unvermittelten Freundschaft dieser beiden ziemlich gleichaltrigen Menschen, je öfter Marthas Tatendrang die philisteriöse Gleichmäßigkeit seines Geschäftsbetriebes eigenmächtig durchbrach.

Anderseits lief Marthas Herz Hans Peter auf allen Wegen halb entgegen. Frühzeitig sich selbst überlassen, hatten die wenigen, die sich bisher mit ihr abgegeben, es nicht der Mühe für wert gehalten, dem empfänglichen Sinn des Mädchens Nahrung zu geben. Erst Hans Peter zeigte ihr tiefere Zusammenhänge, freilich aus der ganzen Einseitigkeit seiner eigenen unfertigen und allzu träumerischen Welt. Gerade ihr einfühlendes Mitgehen in diesen Dingen brachte auch ihn zu entscheidendem Denken.

Aber daß Martha hier nicht die notwendige Ergänzung, sondern nur das naturgetreue, unselbständige Abbild seiner eigenen Gedanken wurde, sah Hans Peter nicht. Mit der feinen Scheu seiner reinen Knabenjugend brachte er ihr sein Herz immer williger und offener. Ein grenzenloses Vertrauen machte sie zur Gekrönten all seiner Hoffnungen und Wünsche. Eine Welt des Unnatürlichen aber baute sich gleichzeitig um sie beide auf, die um so zäher schien, je unwahrscheinlicher ihre Verwirklichung war.

⌘ ⌘ ⌘

In dieser eigentümlichen Zersplitterung seines inneren Menschen traf Hans Peter der erste offene Tadel seiner Lehrer. Es ging bergab mit ihm, erschreckend deutlich. Wie ein Kartenhaus stürzte die äußere Aufmachung seiner schlecht gegründeten Schulkenntnisse zusammen. Zudem war Hans Peters offen gezeigte Freundschaft zu Martha Reiß nicht unbekannt geblieben. Sogar bis zu seinen Eltern drang die Kunde dieser sagenhaften und verhängnisvollen Liebe. Aber Kaspar Peter nahm auch jetzt seinen Einzigen noch in Schutz und verlor den Glauben an ihn auch nicht, als Hans Peter Ostern ohne Versetzung nach Hause kam.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der kleinen Stadt. Es gab genug Neider, die dem beharrlichen Fleiß Kaspar Peters das Vorankommen nicht gönnten. Die dabei wieder am meisten unter allen Sticheleien litt, war Frau Lene. Aber nun zeigte sich auch bei ihr die ganze verzeihende und gütige Mutterliebe: mit einem wahrhaften Stolz verteidigte sie Hans Peter. Es war wie ein stilles Martyrium.

Nur der, um den es geschah, merkte von allem nichts. Hans Peter lief wie ein Blinder durch die Not und den Spott dieser Tage. Seinen Eltern ging er aus dem Wege und jeder wohlwollenden Meinung. Kaum, daß er Pfarrer Buchmann noch grüßte auf der Straße. Er kannte nicht Menschen noch Menschenworte mehr, wollte sie nicht kennen. Er zählte die Stunden, die ihn noch trennten vom Wiedersehen mit Martha. Die ganze ursprüngliche Leidenschaft seiner jungen Sinne hielt ihn fest, daß er nicht Herr seiner selbst war.

Ein paar Tage vor seiner Abreise zur Kreisstadt saß er am offenen Fenster seiner alten Dachstube. Dicke Wolken zogen in rasender Eile über den Himmel, ganz tief über die Häuser weg, die wie Hühner auf einer Stange dicht und ängstlich aneinandergekuschelt lagen. Der Wind stand hinter

Digitized by Google

jeder Ecke, pfiff grell und aufreizend durch die Finger, und doch trieb eine tiefe Ahnung nach Frühling und Auferstehung durch den unbestimmbaren Duft des Abends.

Hans Peter fühlte klingende Worte im Herzen, auf der Zunge, in der Hand. Er schrieb seit vier Jahren wieder sein erstes Gedicht. Vielmehr, er wußte nicht, daß es Verse waren.

Er schickte Martha Reitz andern Tages die Worte auf einer offenen Karte. Auch das lief wie ein unsagbarer Spott durch die Klatschsucht der Kleinstadt. Gustav Abel, der Briefträger, trug die Schuld; wenigstens versah er gerade den Dienst an diesem Morgen in der Posthalterei. Arthur Leines aber, der von seinem Vater schon in die Geheimnisse der Bürgermeisterverwaltung eingeführt wurde, schrieb es mit heimlicher Genugtuung Anneliese Schmiedeboom in seinem nächsten Brief an den Rhein. Wie eine bittere Anklage stand Hans Peters Gruß an die fremde Frau da und wie ein heimlicher Triumph:

Süßes Mädchen, träumst schon von mir,
Dunkel dein Fenster, ganz dunkel.
Und unten steh' ich und will zu dir,
Laß dunkel dein Fenster, ganz dunkel.

Wir brauchen kein Lichtchen rot und weiß,
Die Rosen glühen und leuchten.
Die Rosen am Fenster flüstern heiß
Und glühen und winken und leuchten.

Wir jagen alle Grillen hinaus,
Wenn wir alleine uns küssen.
Wir drehen selbst die Sterne aus,
Wenn wir alleine uns küssen.

Drum spiel' ich und sing' ich, hörst du, wie hell?
Leise, leise, ganz leise —
Wach' auf, wach' auf, trautliebster Gesell,
Leise, leise, ganz leise ...

⌘ ⌘ ⌘

Als Hans Peter wieder in die Kreisstadt und zu Martha kam, schienen vollends alle Fäden zerrissen, die ihn bisher noch mit Vernunft und Verantwortung zu verknüpfen schienen. Es war für Hans Peter eine trostlos selige Fortsetzung seines Niederganges. Mit stumpfer Teilnahmlosigkeit nahm er bei schlechten Arbeiten ebenso das spöttische Achselzucken seiner Mitschüler hin, wie ihr unverhohlenes Erstaunen, wenn etwa im deutschen Unterricht plötzlich Fragen gestellt wurden, die eben nur Hans Peter mit seiner Frühreife zu lösen wußte. Bald war es auch öffentlich bekannt, daß er ‚dichtete', daß man sogar Verse von ihm druckte. Selbst ein ausdrückliches Verbot derartiger Veröffentlichungen durch den Direktor der Lateinschule machte Hans Peters Schulkenntnisse nicht besser.

Dafür erlebte er den knospenden Frühling, den reifen Sommer jetzt recht eigentlich zum erstenmal und wie ein Wunder. Ein buntes Märchen schien die Welt, allein für ihn und seine Liebe gemacht. Er blieb ganze Tage aus der Schule, fuhr in den Ferien nicht mehr nach Hause und wartete in all seiner Seligkeit und Weltvergessenheit dennoch dumpf auf ein Ende.

Und das kam bald und war dann doch wie eine Erlösung: Nach wiederholter Mahnung, den Verkehr mit Martha Reitz aufzugeben als für das Ansehen der Lateinschule schädlich und Ärgernis gebend, eröffnete der Direktor eines Tages Hans Peter, das Kollegium gebe ihm den Rat, die Schule zu verlassen und mit einem praktischen Beruf zu vertauschen. Seinen Eltern sei die Mitteilung bereits zugegangen.

⌘ ⌘ ⌘

Das war immer so im Leben Hans Peters gewesen: Worte halfen bei ihm nicht, ebensowenig Zwang und fremder Wille; er mußte selbst zu einer Erkenntnis kommen. So lange blieb er blind, aber auch fühllos in selbstgeschaffener Not.

Jetzt nach Hause zu fahren wagte er aus Scham nicht. Zudem fürchtete er die Tränen und die Vorwürfe seiner Mutter. Aber ein heiliger Glaube an sich selbst hielt ihn hoch, hielt auch Martha Reitz mit hoch.

Zwar ihre Liebe war eine süße Fessel geworden für Hans Peter, wenn er es sich auch nicht einzugestehen wagte. Sie hatte ihn längst zum Sklaven ihres eigenen Wunsches gemacht. Und das aus dem Gefühl heraus, ihn eines Tages verlieren zu können; Martha sprach es ganz offen aus. Jetzt schien diese Gefahr doppelt groß. Hans Peter, der auf den Zuschuß Pfarrer Buchmanns nicht mehr rechnen konnte, wollte Buchhändler werden. Bei aller Romantik blieb er doch vernünftig genug, klar einzusehen, daß der erträumte Dichterberuf nicht armselige Dachstubenpoeterei bedeute. Ihn drängte es, noch unbewußt, nach Ellenbogenfreiheit und Selbständigkeit.

So fuhr Hans Peter andern Tags mit einer Sicherheit, die ihm selbst noch ungeheuerlich schien, und ohne Martha ein Wort davon gesagt zu haben, zu Karlchen Schmiedeboom in die Universitätsstadt. Was bedeutete Karlchen Schmiedeboom für ihn, der vergessene Jugendfreund, da er Martha hatte? Und dennoch fühlte sich Hans Peter mutterseelenallein. Der Kamerad fehlte. Trotz der Liebsten, der Kamerad.

Hans Peters Herz war eng geworden in diesen Jahren. Haushohe Mauern standen rings um das Ziergärtlein seiner selbstsüchtigen Liebe. Sie hatten einander gequält mit leidenschaftlicher Hingebung. Haß oder Liebe — Hans Peter fühlte auf einmal, daß

Digitized by Google

diese Gegensätze wie böse Geschwister vor ihm standen und auf Entscheidung drängten. Aber noch wallte im wogenden Kampfe stolz und sieghaft das rote Banner seiner Leidenschaft. Fast wäre er im letzten Augenblick noch umgekehrt. Sollte er nicht doch, wie Martha es wollte, in die Buchhandlung ihres Onkels eintreten? Was gingen ihn denn die Leute an? „Treue ist Verachtung der Menge," hatte er selbst noch vor ein paar Wochen gesagt. Und hatte Martha Reiß zur Bestätigung auf offener Straße am hellichten Tage auf den Mund geküßt. Und stand nun doch auf einmal so muttereinsam im Land?

Wie vom Himmel gefallen, trat Hans Peter vor Karlchen Schmiedeboom. Die Herzlichkeit der Wiedersehensfreude befreite ihn vollends von allen Zweifeln. Es war, als löste sich ein Ring nach dem andern von seiner verkrusteten Seele. In schöner Offenheit führte Hans Peter den erstaunten Freund die Schnörkelwege seines seltsamen Erlebnisses. Indem er aber, sich selbst sein bester Arzt, alle Geheimnisse seiner Liebe mit nüchternem Bekenntnisse aufdeckte, war Marthas zauberhafter Einfluß schon gebrochen.

Alle Ausgelassenheit einer neu gefundenen Freiheit schlug rauschend in die Stunde dieser Einkehr. Schon fühlte Hans Peter nicht mehr die Gegenwart Karlchen Schmiedebooms. Er sah Pläne zu Wahrheiten werden, Ziele zu Tatsachen. Übermütige Brücken in sagenhafte Zukünfte wuchsen wieder auf. Gedanken überschlugen sich, kreisten rund und zogen dann in junger Eintracht fröhlich Arm in Arm in blühende Phantasien hinein.

„Was kostet die Welt?" schrie Karlchen Schmiedeboom begeistert, mitangesteckt, und seine ironische Sachlichkeit folgte Hans Peters bunten Einfällen blindlings und trug ihnen wie ein Page seiner Herrin die knisternde Schleppe nach. Und dann erst kam auch er ans Reden. Aber schon die ersten Worte fielen in die laute Freude, daß ein tolles Echo hoch aufspritzte: Für heute abend hatte sich Anneliese angemeldet! Die Jahre des Lernens waren vorbei; auf dem Umweg über die Universitätsstadt zum Besuch des großen Bruders, wollte sie wieder in die Heimat.

„Um ihren Arthur Leines zu heiraten," berichtete Karlchen ergänzend.

Anneliese — Arthur Leines? Da wußte sich auch Hans Peter zu erinnern. Und die ganze goldene Zeit seiner schönen Jugend trat wieder vor ihn hin. Auflachend erzählte er Karlchen Schmiedeboom von der bitteren Stunde seiner ersten Eifersucht. Und sah sich in kurzen Hosen, die Hände in der Tasche wütend zu Fäusten geballt. Sah auch wieder Stadtsekretär Schrimpfentag, den Zylinder im Nacken, mit Armen und Beinen vor der vielstimmigen Dorfkapelle herrudernd. Und sah die gewichtige Miene von Arthur Leines, denn sein Vater war doch Präsident des Gesangvereins.

Aber Anneliese?

Aus dem tollen Mädchen mit den ewig zerrissenen kurzen Röcken, den Beulen und Rissen an den nackten Beinen, war ein schmuckes, braunhaariges Jüngferlein geworden mit langem, sauberem Kleid und züchtigem Scheitelhaar.

„Gott, der Hans Peter!"

„Tag, Anneliese," sagte Hans Peter.

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß auch ich mich Ihnen vorstelle: Karlchen Schmiedeboom, stud. med., Fuchsmajor einer wohllöblichen Arminia." —

Es war lange nach Mitternacht, da gingen die drei erst auseinander. Hans Peter aber schlief bei Karlchen Schmiedeboom. Das heißt, vorher schrieb er noch zwei Briefe. Einen kurzen, ernsten, aber innigen zum Abschied an Martha Reiß und einen langen an eine ihm bekannte großstädtische Buchhandlung zum Zwecke des Eintritts als Volontär in das Verlagshaus.

Am Mittag des folgenden Tages brachte Karlchen Schmiedeboom die beiden zur Bahn.

„Die reinste Hochzeitsreise," sagte er schmunzelnd.

Doch Anneliese schien die Bemerkung zu überhören.

Und Hans Peter meinte nur: „Du glaubst wohl, ich stürzte mich aus dem Regen in die Traufe!"

Also schien doch das Märchen um Hans Peter, von dem Arthur Leines ihr so ausführlich berichtet, wahr zu sein. Anneliese rückte im Abteil unwillkürlich von ihm ab. Aber Hans Peter schlug behaglich die Beine übereinander, brannte sich eine Zigarette an, zog tief und mit Andacht den Rauch ein und sagte etwas zerstreut, aber wohlgelaunt: „Du bist eine schmucke Dirn geworden, Anneliese."

Dann waren seine Gedanken schon bei anderen Dingen. Wie nach langer Krankheit alles Entbehrte und Selbstverständliche an Wert und Ansehen gewinnt, und selbst im Unbedeutenden plötzlich eine neue Wertschätzung des Bedeutenden zu liegen scheint, so empfand auch Hans Peter von neuem den Reiz seiner schönen, wiedergefundenen Heimat.

Etwas ansteckend Frohes floß aus dem Übermut seiner hitzigen Gedankensprünge. Die kurzen Stunden der Heimreise flogen

Digitized by Google

nur so dahin wie draußen die Häuser, Wiesen, Wälder und Telegraphenstangen. Anneliese kannte ihren Jugendgespielen kaum wieder. Dann wieder blitzte eine sie ängstlich machende Ironie aus seinen Augen, wie er so plötzlich sagen konnte: „Anneliese, kennst du noch die Geschichte aus der Bibel, die vom verlorenen Sohn?"

So lehnten sie sich bei der mannigfachen und eifrigen Unterhaltung auch nicht aus dem Wagenfenster, als sie zur Heimatstadt kamen. Und bereiteten damit den an der kleinen Station bereits ungeduldig auf sie Wartenden eine leise Enttäuschung.

Hans Peter verabschiedete sich kurz und förmlich von Anneliese, grüßte herzlich Frau Apotheker Schmiedeboom, schien aber Arthur Leines, der mit Rosen in der Hand neben ihr stand, völlig zu übersehen. Er strebte schon, ein Lied zwischen den Zähnen — es war Hugo Wolffs Melodie von Mörikes ‚Gärtner' — fest ausschreitend und den Kopf dabei in den Nacken geworfen, nach Hause.

„Der Hans Peter!" sagte Frau Schmiedeboom. Es war mehr eine Frage, als ein Ausruf. Aber Anneliese blieb die Antwort schuldig. Sie steckte ihre Nase eben in Arthur Leines' Rosen.

⌘ ⌘ ⌘

Kaspar Peter und Frau Lene saßen schweigend vor den Trümmern ihrer Wünsche. Wie Menschen, die voneinander wissen, daß nichts Fremdes mehr zwischen sie treten kann, taten sie sich mit gegenseitigen und überflüssigen Vorwürfen nicht weh, wenn auch Frau Lene zutiefst im Herzen ihrem Mann allein die Schuld gab, daß er seinen Einzigen nicht fester angepackt habe. Nun quälte Beide nur ihr bißchen gespartes Geld, das für die Zukunft Hans Peters zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben war. Sie schämten sich, einen Fremden in ihrer Not um Rat zu bitten, und litten auch darunter, daß die sogenannten Freunde und Bekannten ihnen schon von allein aus dem Wege gingen. Kaspar Peter sah im eigenwilligen Werden seines Sohnes nur das eigene Spiegelbild der nie verwirklichten Sehnsucht. Er klagte nicht an, aber aus seinem Gesicht sprach die bittere Erkenntnis eines Menschen, der sein eigenes Kind nicht einmal vor dem Schmerz einer verlorenen Reue bewahren kann.

So traf Hans Peter sie, und es legte sich ein neuer Ring um seine Freude. Eine geheime Scham gebot ihm sogleich, von seiner Dichterei vor ihnen zu schweigen. So legte er ihnen denn nur nüchtern und fast streng auseinander, wie er sich die nächste Zukunft seines neuen Berufes denke.

Von Martha Reitz aber wurde kein Wort der Erinnerung, aber auch keines des Vorwurfes gesprochen. —

Es war ein stiller Abend.

Hans Peter konnte lange nicht zur Ruhe kommen. Alle Menschen seiner letzten Jahre traten vor ihn hin und hielten in den offenen Händen das Geringe und das Bedeutende, was sie gegeben: Bertha Stösemeier und Martha Reitz, Matthias Hoß und Karlchen Schmiedeboom. Und viele andere tauchten noch auf aus dem Dunkel. Aber als Hans Peter sich umschaute in seiner alten, dunklen Kinderstube hoch oben unter dem Dach und nahe dem Himmel, saß er ganz allein mit sich selber da. Nur die ewigen Sterne glitzerten tröstend und verheißend herab aus dem weiten Dunkel ...

Als Hans Peter in der Frühe des nächsten Morgens abfuhr, stand Frau Lene im Fenster und winkte ihm nach mit dem Taschentuch. Ob er es sehen konnte von da unten? Nur ein weißes Fähnlein Rauch stieg grüßend vom forteilenden Zug hell und steil in den kühlen Morgen hinein.

⌘ ⌘ ⌘

Dieses erste Jahr seiner „Auslandsreise" in die Großstadt brachte Hans Peter zugleich die erste notwendige Einfügung in ein inneres Weltbild. Zwar stellte er zunächst sein eigenes Ich in den ausschließlichen Mittelpunkt dieses Kreises. Aber von hier aus ließen sich dann doch wie mit einem Scheinwerfer die inneren und äußeren Eindrücke abtasten und möglichst rosenrot beleuchten. Er lernte nach der lyrischen jetzt auch die praktische Lebensbejahung. Lernte sie so gründlich, daß er egoistisch allen feindlichen Hemmungen zu diesem Ziel von vornherein aus dem Wege ging.

Die neue Stellung brachte Anregung genug. Freilich ließ er auch hier die eigentliche Grundlegung seiner buchhändlerischen Berufskenntnisse außer acht, ähnlich wie früher auf der Lateinschule. Er beschäftigte sich im ersten Lehrjahre schon wieder mit den Zielen des letzten; wurde ebensowenig ein guter Buchhändler, wie er ein guter Schüler gewesen. Es war keineswegs so, als ob Hans Peter das nicht selbst gemerkt hätte. Menschen wie ihm bereitet der Gegensatz des äußeren Zwanges zum inneren Willen immer selbst das bitterste Leid. Sie geraten so allzuleicht in den begründeten Verdacht des Flatterhaften und Schwankenden. Man kann ihnen nichts Rechtes vorwerfen und fühlt doch zugleich, daß wenig Verlaß auf sie sein müsse.

So führte denn Hans Peter ein doppeltes Leben. Nach den Dienststunden hängte er leicht und erlöst den biederen Geschäftsrock

Digitized by Google

Landschaft mit den zwei Brücken. Gemälde von Rembrandt
(Im Besitze der Galerie J. Goudstikker, Amsterdam)

Digitized by Google

Digitized by Google

seines Buchhändlers an den Nagel und lebte gleichsam nur von einer Nacht zur anderen. Selten einmal, daß er ausging, höchstens ins Theater, an das ihn eine leidenschaftliche und schwärmerische Liebe festhielt. Dagegen ließen ihn die gewöhnlichen Lockungen der Großstadt völlig kühl. Ebensowenig wie er Politik verfolgte, kümmerte er sich um die äußeren Zeitereignisse. Dafür saß er oft bis tief in die Nacht am Schreibtisch. Er schrieb weder unnütze Verse, noch dichtete er sonst etwas. Er sammelte vielmehr, mit Vorliebe auch, wie Matthias Hoß das getan hatte, indem er hier und da wie von einem übervollen Becher nippte, und vermochte so mit einer Idee, einem Einfall, sich köstlich zu unterhalten und je nach Laune und Stimmung dabei länger oder kürzer zu verweilen.

Ähnlich blieb auch sein Verhältnis zur Frau. Über alles ging ihm der Traum nach ihr. Aber von der Erfüllung wagte er sich keine rechte Vorstellung zu machen, fürchtete sie sogar.

Ein ruheloses Zufriedensein überfiel ihn oft mit solch heftigem Glücksgefühl, daß ihm mit der Zeit immer weniger an einem entschiedenen Ausbau seines sogenannten Berufes gelegen schien.

⌘ ⌘ ⌘

Es war an einem Samstagabend. Die Sommerluft hing noch hell und sichtbar wie dunkelblauer Sammet um die abendliche Stadt. Schon seit seiner Jugend entsann sich Hans Peter, daß ihm der Samstag der liebste Tag der Woche war. Erst die feierliche Instandsetzung der dörflichen Straße, einmal hin und einmal her gekehrt, daß der Weg wie eingelegtes Parkett aussah und man Angst hatte, die geraden Striche zu berühren. Dann im Hausgang und in der Stube der gemütliche, appetitlich weiße Streusand.

Die Diele geschrubbt, die Blumen gezupft,
Die Magd in der Küche Indivien rupft,
Es riecht nach Sauerbraten schon,
Der Küster holt sich den Wochenlohn.

Er läutet die Glocken alle vier,
Dann geht er im schwarzen Rock zu Bier.
Von unserer Marie der Schatz kommt auch,
Auf Dach und Dorf liegt blauer Rauch.

Die Burschen spielen Harmonika,
Die Sonntagszeitung ist auch schon da.
Im Dorf schlägt wo ein Hund noch an —
Ich stapfe vergnügt mein Häuschen hinan ...

hatte Hans Peter einmal vom Samstagabend geschrieben.

Später auf der Lateinschule die Aussicht auf den schulfreien Sonntag. Man konnte in solcher Samstagnacht gleichsam ins Unendliche hineinträumen, unbeirrt von Uhr und Stundenschlag.

Samstags war Hans Peter dann auch immer länger mit Martha Reitz zusammen gewesen. Er sah sie wieder vor sich heute, im kokett weißen Kleid mit dem farbigen Rokokomuster darin, eine blaue Seidenschärpe um die zierliche Figur gebunden und das Gesicht blumig und frisch wie gepflückt. Er dachte ohne Bitterkeit an sie, eher mit dem leisen Gefühl einer schönen Sehnsucht.

So trat die Wartende aus dem Torbogen auf Hans Peter zu. Er blieb vor Staunen ganz still, hielt erschrocken den Atem an und dachte nur lächelnd: ‚Wie seltsam, daß sie wirklich da ist!' Erst ihr bedrücktes, beinahe zerknittertes Gesicht, die müde Stummheit, mit der sie ihm die Hand gab, brachte ihn wieder der Wirklichkeit zurück. Und da fiel auch wie eine letzte Hülle alle weiche Sehnsucht von ihm ab. Hans Peter war doch ein anderer geworden. Ihr Weg war vergeblich gewesen. Martha Reitz fühlte es hart, als Hans Peter wortlos und schon wie ein Fremder neben ihr herging, ohne Ziel, und beide damit beschäftigt, wie sie sich, ohne noch einmal weh tun zu müssen, die Hand zum Abschied schmerzlos reichen könnten. Da blieb auch Martha stehen, als ob die Beine ihr plötzlich den Dienst versagten, hielt sich starr und gerade aufrecht und sagte nur mit Augen, die weinten und lächelten zugleich: „Leb' wohl, lieber Hans Peter."

Ihm war, als schlüge alle Sehnsucht wie ein Meer über ihn zusammen, als müsse er Martha für immer in die Arme reißen und sie küssen, als müsse er schreien: ‚Ich hab' dich doch lieb!' Aber er sagte kein Wort, gab ihr nur die Hand ...

Als er an der nächsten Straßenecke nach ihr umschaute, stand Martha noch immer auf dem gleichen Fleck, hielt ihren Kopf in beiden Händen fest und weinte. —

Hans Peter hat dann nie mehr von Martha Reitz gehört. Sie blieb nicht bei Matthias Hoß, sondern kehrte zu ihrer Mutter zurück. Hans Peter aber hängte ihr Bild in seinem Herzen auf und konnte sie in Gedanken noch manchmal betrachten, ohne Sehnsucht, aber auch ohne Reue.

„Liebe Schwester Martha," sagte Hans Peter laut vor sich hin, als er an diesem Samstagabend endlich zu Bett ging. Und es war wie ein Dank und war wie ein Gebet ...

⌘ ⌘ ⌘

Im Herbst des folgenden Jahres kamen die ersten freien Berufstage. Hans Peter trieb es nach Hause, sich einzuspinnen in Dorfgeruch, harschen Wind und Einsamkeit. Sein Schifflein fuhr gar leichte Fracht, wimpelfroh und mit Küssen, wie mit bunten

Digitized by Google

Fähnlein geschmückt. Er trieb auf schaukelndem Wasser, freute sich an Abendsonne und Morgenglanz, und irgendwo winkte auch vielleicht einmal ein schützender Hafen.

Die kleinen Leute seiner Heimatstadt begegneten ihm mit vorsichtiger Zurückhaltung. Zudem zeigte er nicht sonderlich viel Sehnsucht nach ihrer Gemeinschaft. Nur Pfarrer Buchmann suchte er auf und kam wie gerufen.

Es gab für die paar Abende jetzt ein seltsames Quartett im kleinen Städtchen. Lehrer Geldenheim spielte die Geige, Stadtsekretär Schrimpfentag Cello. Pfarrer Buchmann selbst blies die Flöte. Nun übernahm Hans Peter zur vollsten Seligkeit der anderen den Klavierpart.

‚Wie seltsam das ist,' dachte Hans Peter, ‚draußen hasten die Menschen, stolpern müde von einem Tag in den anderen, und ihr Herz bleibt blind und trüb gegen alle Weltenschönheit, wie eine angelaufene Fensterscheibe. Aber hier?'

Nachher las Pfarrer Buchmann Geschichten vor. Es war nicht mehr Lehrer Geldenheim, der da saß und zuhörte, es war auch nicht mehr Stadtsekretär Schrimpfentag, der so gern über den Durst trank und auch sonst ein Leib gewordenes Loblied auf alles Animalisch-Irdische zu sein schien. Sie saßen beide in stiller Verklärtheit, bliesen vorsichtig den starken Rauch ihrer Zigarren, wenn auch breit und mit Behagen. Nichts störte die Andacht der Stimmung, und sie wurden zu Wesen einer anderen, besseren Welt, die Hans Peters Vagantentum nur beneiden konnte.

⁂

Bei Pfarrer Buchmann war es auch, da nach einem solchen musikalischen Abend Hans Peter mit gelinder Nötigung zurückgehalten wurde von dem freundlichen Gastgeber. Lehrer Geldenheim und auch Stadtsekretär Schrimpfentag gingen nach Hause. Ihre Schritte klappten noch lange und im Takt vom einsamen Pflaster nach. Sie saßen in der kleinen Bibliothek, so nannte Pfarrer Buchmann sein Arbeitszimmer. Gegen die Fensterscheiben klirrte schon das dürre Weinlaub wie gesplittertes Glas, drinnen erzählte die summende Petroleumlampe lange Geschichten wie eine alte, gütige Großmutter. Erst lauschten sie wortlos, hörten in sich hinein und tranken Oberingelheimer Spätrot dazu.

„Das Schönste im Leben sind doch die Umwege, Hans Peter. Nur darf man nicht vorzeitig fußkrank werden dabei."

„Ach, Sie meinen Martha Reitz?"

„Und die andern," sagte Pfarrer Buchmann gelassen.

„Es dreht sich halt alles um das bißchen Liebe im Leben, Herr Pfarrer!"

„Nein, um das bißchen Arbeit, Hans Peter. Du bist und bleibst einseitig; einer von denen, die noch den leeren Teller genießen, wenn sie nichts zu essen haben."

„Ja, aber —"

„Natürlich, soll auch so sein! Wie gesagt, das sind die kostbaren Umwege im Leben. Man kann deren nie genug machen. Der Wald ist immer am schönsten da, wo der Verschönerungsverein noch nicht seine aufdringlichen Wegweiser hingemalt hat. Freilich kann man sich darum auch verlaufen, wenn man nicht einen Kompaß hat. Übrigens, weißt du, daß Karlchen Schmiedeboom vorige Woche seinen Doktor gemacht hat?"

Hans Peter hörte es in Fröhlichkeit und ohne Neid. Den Doktor? Ihm würde das alles unerreichbar sein und bleiben. „Der Herrgott hat eine ganz bestimmte Absicht mit mir. Er versagt mir eigensinnig alles Äußere, Herr Pfarrer."

„Also du glaubst fest an deinen Dichterberuf?"

„Dichter?" Hans Peter tat einen tiefen Schluck, ließ ihn perlend zergehen auf der Zunge und schloß lächelnd die Augen. Dann trommelte er mit der Hand leise und eindringlich auf die Stuhllehne, stand plötzlich auf und verabschiedete sich rasch und ein wenig unvermittelt.

Der kühle Wein sang jetzt eine tiefe Melodie in seinem Blut. —

Als Hans Peter an Schmiedebooms Apotheke vorbei kam, lehnte Anneliese auf der Treppe, die Arme verschränkt, und träumte in den aufziehenden Mond. Wieder stand Hans Peter wie vom Himmel gefallen vor ihr, liebenswürdig und spöttisch zugleich. „Na, so alleine, Anneliese? Was macht denn Arthur Leines?"

„Dem geht es gut, er dient sein Jahr bei den Soldaten, und Karlchen hat seinen Doktor gemacht. Und was ist aus dir geworden, wenn man fragen darf?" Das klang schnippisch und gereizter, als für den Augenblick nötig schien.

„Das läßt sich nicht so mit einem Wort sagen, Teuerste. Aber vielleicht sprechen wir noch einmal darüber." Er pfiff ein leises Lied im Vorbeigehen. „Gute Nacht, Anneliese!"

Vom Abendhimmel grüßten schon wieder die lieben silbernen Himmelssterne. Einen kleinen Vierzeiler schrieb Hans Peter zu Hause noch in sein Tagebuch:

„Mir ist so froh in meinem Sinn.
Mein Herz ist wie ein stiller See,
Drin liegt verborgen Glück und Weh —
Ich fahre lächelnd drüber hin."

⁂

Digitized by Google

Anneliese Schmiedeboom ging heuer ins siebzehnte Jahr, trug ihren Hängezopf schon wie eine richtige Dame flach um den Kopf gelegt, tat allgemach jede Hausfrauenarbeit und half nebenher noch ihrem Vater in der Offizin, wenn Not an Mann war und Doktor Schiffer gar zu viele Rezepte brachte. Etwas Starkes und Zuverlässiges ging von ihrer kleinen Persönlichkeit aus. Man hatte unwillkürlich das Gefühl, diesem Menschen, so jung er schien, unbesorgt Geheimnisse anvertrauen zu können. Apothekers Anneliese war darum auch nicht wenig beliebt in dem sonst so kritisch veranlagten Städtchen. Das bißchen Parfüm von der Pensionszeit her hatte der harzige Waldgeruch ihrer Heimat bald wieder weggewischt, und mit dem, was dann noch übrig geblieben, hatte Frau Schmiedeboom selbst kräftig aufgeräumt. Sie war nicht für Extravaganzen. Sie hatte auch gleich in den ersten Tagen mit ihr wegen Arthur Leines ein ernstes Wort gesprochen. Übrigens war diese Schwärmerei auch gar nicht so tief, mehr Treue der Gewohnheit als Treue der Überzeugung. Eine Kinderkrankheit hatte Frau Schmiedeboom gesagt; damit war die Angelegenheit eigentlich abgetan.

Hans Peter machte auch Besuch in der Apotheke. Ob er nicht in diesen Bummeltagen mit Anneliese wenigstens zum Schlehdornpflücken wolle, meinte Apotheker Schmiedeboom bei der Gelegenheit, immer geneigt, alles gleich praktisch auszunützen.

„Mit Vergnügen," sagte Hans Peter und warf einen Seitenblick auf Anneliese. Er habe sowieso mit der jungen Dame noch über mancherlei zu reden. Sie verstand ihn anscheinend nicht und schien überhaupt nicht allzu entzückt von dem Vorschlag ihres Vaters. Dennoch war diese Aussprache erfreulicher und lohnender, als sie erwartet hatte. Ihre Mutter aber brachte dann erst das Gespräch auf Hans Peter. Sie ahnte mehr in dem Brausekopf, als der selber wußte.

Natürlich hatte Hans Peter Anneliese von seiner Dichterei gesprochen. Hans Peter brauchte einen Menschen, dem er so etwas sagen konnte. Bei ihren Eltern, selbst bei seinem Vater war das nicht möglich. Die warteten auf eine Lebensstellung, auf praktische und solide, handfeste Erfolge. Ihr Wunsch und seine Sehnsucht gingen darum bei allem gütigen Verstehenwollen doch aneinander vorbei. Hans Peter aber hätte Anneliese nie zugetraut, daß sie ihn so ruhig und fast sachlich aufmerksam hätte anhören können. Wogegen Anneliese wieder Türen aufspringen sah, die aus ihrer echten, wenn auch engen Natürlichkeit in unbekannte, lockend schöne Weiten führten. Also wurden aus dem ersten, zufälligen Gang bald mehrere und regelmäßige. In keinem Jahr noch sei die Schlehdornernte so ergiebig gewesen, meinte Apotheker Schmiedeboom eines Tages zu Hans Peter, der für den kleinen Rest seiner kurzen Ferienzeit jetzt täglicher Gast in der Apotheke war. Und als dann der Abschied kam, küßten sich Anneliese und Hans Peter zum erstenmal. Es war weder Rausch noch jäh aufzüngelnde Flamme. Sie küßten sich so, als hätte Frau Schmiedeboom lächelnd und gütig dabeigestanden. Hans Peter dachte sich auch nichts Großes dabei. Aber Anneliese fragte ihre Mutter kurz nach seiner Abreise in die Großstadt: „Darf ich Hans Peter wohl einmal schreiben, Mutter?"

„Ja, Kind, aber ich würde doch warten, bis er es zuerst tut."

⁂

Hans Peter blieb auch in diesem Winter ein fleißiger Besucher von Theater und Konzerten. Auch war mählich in die Gesellschaft seiner Mörike und Eichendorff der alte Wilhelm Raabe getreten. So kam es zu neuen Auseinandersetzungen mit sich selbst und der Welt. Hans Peter bildete sich daraufhin sogar ein, einsam zu sein. Daß diese erträumte Einsamkeit aber mehr einem Taubenschlag bunter Besuche glich, merkten nur Menschen, die mit ihm näher oder ferner verkehrten.

Zu diesen Menschen gehörte Erika Sonnfeld, eine junge holsteinische Malerin. Sie liebte Gustav Falke und sprach seine Verse auf Platt. Sie liebte das Husum Theodor Storms und das Wasser ihrer Nordsee. Sie brachte immer eine leicht nervöse Gemütlichkeit in Hans Peters kleine Stube mit. Oder wenn sie sich in ihrem Atelier trafen, Erika Sonnfeld den Tee braute, eine verlorene Zitrone aus ihrem Handtäschchen als besondere Überraschung hervorholte, gleich darauf hell aufjubeln konnte über ein hübsches neues Buch, das er ihr zeigte, oder sich schmollend auf den Diwan warf, untröstlich über ein Motiv, das ihr nicht gelingen wollte — dann dachte Hans Peter wohl einmal entfernt: ‚Ob ich nicht einfach Erika Sonnfeld heiraten soll?'

Sie war jedenfalls der einzige Mensch, bei dem allein er das Gefühl eines regelrechten Kameraden hatte. Er kam nicht eigentlich auf den Gedanken, sie lieben zu können. Sie sahen sich oft wochenlang nicht, um dann beide gleichermaßen erfreut zu sein über ein zufälliges oder verabredetes Zusammentreffen.

Ihr erzählte Hans Peter zuerst von Anneliese Schmiedeboom. Es war an einem

Abend, an dem sein Blut sang nach den Armen einer Frau. Hans Peter erzählte von ihr, mehr aus Abwehr gegen sich selbst. Erika Sonnfeld war nicht diese Frau, nach der sich sein Blut sehnte. Sie saß an der anderen Tischseite auf dem grünen Polsterstuhl, die Knie bis zum Kinn hochgezogen, und rauchte ihre Zigarette. „Hans Peter, diese Anneliese möchte ich einmal kennen lernen. Ich glaube, du brauchst eine Frau, die das Gegenteil von dir selbst ist. Du kannst dann vielleicht lernen, treu zu sein."

„Treu?"

„Ja, ich kann mir keinen Künstler denken, der nicht im tiefsten Grunde des Herzens die einzige Sehnsucht hätte, treu zu sein."

„Aber es ist doch immer nur das Gegenteil der Fall beim Künstler!"

„Nicht so ganz, Hans Peter. Vielleicht spricht der Künstler, wie er alles leichter auf der Zunge hat, nur allzuviel von dieser Sehnsucht und seinen Niederlagen. Das täuscht dann."

„Du magst recht haben," sagte Hans Peter, „auch die Ehe ist ein Zölibat."

„Eben darum braucht der Künstler sie zur notwendigen Sammlung in seinem Schaffen. Alles Flirten reibt auf und macht unruhig."

An diesem Abend drängte Erika Sonnfeld früher zum Aufbruch als gewöhnlich. Beim Abschied sagte sie noch: „Es ist doch schön, daß ich einmal ganz unbefangen zu deiner Frau kommen kann. Wenn sie mich dann mag, werden wir Freundinnen." —

Andern Tags brachte die Post ein zierlich verschnürtes Paket für Hans Peter. Es war ein Selbstbildnis Erika Sonnfelds in Pastell, darunter stand: ‚Auf daß wir uns immer mit derselben Selbstverständlichkeit wiedersehen; ich glaube, die Menschen nennen es Freundschaft.' Sie hatte es irgend einmal gelesen, wußte aber nicht mehr wo.

❀ ❀ ❀

Hans Peter schrieb nicht an Anneliese. Er fürchtete Frau Schmiedeboom, die diesen Brief auch lesen könnte, und Redensarten wollte er nicht machen. Also packte er eine Auswahl seiner Lieblingsbücher zusammen und schickte die an Stelle eines Grußes. Er wagte sich selbst nicht zu deuten, wie er mit Anneliese innerlich stehe. Wiederum kam bei Erika Sonnfeld die Rede darauf. Wovon er denn übrigens jetzt heiraten wolle?

„Das verstehst du wieder nicht, Erika. Anneliese Schmiedeboom kann man nicht einfach so lieb haben wie —"

„Wie mich. Aber man braucht sie doch auch nicht gleich zu heiraten."

„Will ich auch nicht. Bloß erziehen dazu."

„Das wäre dann das Ende vom Anfang! Willst du ein Echo deines Ich, mein Junge, dann gehe zu Martha Reitz. Frauen wie wir lassen uns nicht erziehen."

„Wie wir?"

„Nun ja, du arbeitest ja auch an mir herum."

„Aber dich will ich doch nicht heiraten, Erika!"

„Wer weiß?"

Es war nur ein lachender Einwurf gewesen, ein Ball, wie man ihn beim Tennisspiel aufnimmt und behend zurückgibt. Aber Hans Peters leicht empfindsames Herz fing den Ball auf. Er sank bis zum Grund.

‚Wer weiß, Erika Sonnfeld!' summte Hans Peter auf dem Nachhauseweg und dachte dabei an Anneliese Schmiedeboom.

❀ ❀ ❀

Aus diesem neuen, innerlichen Zwiespalt riß ihn jäh ein glückhafter Zufall, der festen Entschluß und rasche Entscheidung verlangte. Das heißt, Hans Peter behauptete, in seinem Leben sei nichts ‚zufällig' gewesen. Die meisten Menschen hätten eben kein Talent zum Glück. Ein Dichter werde auch nur geboren. Und ebensowenig könnte sich jemand nach einem Lehrbuch richten: ‚Wie werde ich glücklich?' Tatsächlich aber drängte Hans Peter darauf hin, aus der Enge seines Berufes den Sprung in größere Bewegungsfreiheit zu wagen. Er erhielt auf Grund von eingesandten Studien das Angebot, als Abteilungsvorsteher in eine städtische Volksbibliothek einzutreten. Es bedurfte keiner langen Überlegung, Hans Peter sagte zu. Und fühlte den großen, tiefen Einschnitt in seine Wanderjahre.

Eine letzte Plauderstunde mit Erika Sonnfeld war wie ein wehmütig-stolzer Abschied von den Träumen seiner Jugend. Noch kreisten Ideen und Phantastereien, Überschwang und junge Kraft wirr und kunterbunt in seinem Herzen durcheinander. Aber sie ließen schon keinen Raum mehr zu Gedanken an Erika Sonnfeld. Nicht Liebe ist das Ziel des Lebens, Hans Peter wurde es auf einmal selbstverständlich, nur Arbeit allein.

So fuhr er in seine Vaterstadt. Diese kurze Spanne der Erholung hatte er sich noch ausbedungen. Schon einmal war in ihm dies göttliche Gefühl der Befreiung gewesen, damals, als er von Karlchen Schmiedeboom in die Heimat zurückkehrte, um Buchhändler zu werden. Aber da war er noch Lehrjunge, jetzt kam er als junger Meister. Als einer, der es jedenfalls werden will.

Da er ein Telegramm geschickt, erwarteten ihn zu Hause Kaspar Peter und Frau Lene in stiller Festlichkeit. Kaspar Peter

Digitized by Google

hatte diese Depesche gelesen und kein Wort gesprochen dazu. Nur seinen alten Dessauer Marsch pfiff er durch die Zähne. Da erst war auch Frau Lene aufmerksam geworden und mußte nun unter Tränen und Lachen frohlocken: „Wie freue ich mich auf unseren Jungen!"

Hans Peter aber saß derweil im einsamen Abteil des Zuges wie sich selbst gegenüber. Eine glückhafte Leere war in ihm. Sein Herz schien wie ausgeräumt und rein gefegt.

Jetzt brauchte nur jemand ein Fenster da drinnen aufzureißen, und in alle Winkel fiele die volle Sonne einer gläubigen Zukunft.

❀ ❀ ❀

Wie ein tiefes Geheimnis trug Hans Peter die Erwartung auf Anneliese Schmiedeboom in dieser frohen Nacht auf sein Zimmer Er hatte seinen Eltern nichts davon gesagt. Wem konnte er hiervon überhaupt sagen? Jetzt, wo die strenge, herbe Luft seiner Heimat wieder um ihn war, blieb die Welt da draußen wie eine bunte Zauberei, zerronnen im Nichts, zurück. Er fühlte klar, was ihn hierher getrieben.

Hans Peter schämte sich auf einmal alles Zweifels. Wie hatte Erika Sonnfeld doch gesagt? ‚Du brauchst einen Kameraden, nicht eine Liebste!'

Ich schlug mir rote Kerben tief
In meine Knabenwünsche ein.
Ich hielt den Weg, wo eine rief,
Als müsse hier die Heimat sein.

Ich tauschte Herz und Lied und Kuß
Und wußte doch im ersten Glühn,
Daß ich schon weiter wandern muß,
Eh' noch die letzten Rosen blühn.

Bis du mir gabest Rast und Kraft!
Mein Herz ist wieder kühn und rauh —
Ich hab' die ganze Wanderschaft
In deinem Blick verloren, Frau!

So elementar faßte ihn diese Erkenntnis, daß ihm das körperliche Gefühl dafür fehlte, als schriebe er es in Versen nieder. Wieder wie nach dem Sturz mit Martha Reitz zählte er das geringe Plus vom reichen Minus ab. Und siehe, es blieb nichts zurück als die Sehnsucht nach dem reinen Kameraden.

Ob Anneliese Schmiedeboom dieser Kamerad sein könnte?

Hans Peter fiel die Stunde ein, da Anneliese ihn zur Bahn gebracht, als die Lateinschule begann. Er kramte nach in der alten Kiste seiner Jugenderinnerungen. Da war ihre Karte, die sie der Marie diktiert hatte. Es waren trotzdem noch schrecklich viel Fehler darauf und sie lautete kurz und bündig: „Komm bald wieder, daß ich Dich heiraten kann."

Bald? Hans Peter legte den Kopf in die Hände: Bald?

Und die blaue Nacht sang zum offenen Fenster hinein.

❀ ❀ ❀

Mit einiger Verlegenheit empfing ihn Anneliese andern Tags in der Apotheke. Sie stand im weißen Laboratoriumskittel vorn in der Offizin. Ihr Vater liebte, für den Nachmittag gewöhnlich einen weiten Weg in die Felder zu tun. Kamen wichtige Rezepte, so ließ sich deren Herstellung um ein oder zwei Stunden hinziehen, anderes konnte Anneliese ja schon selbst abgeben.

Auch Frau Schmiedeboom hatte Hans Peter die Straße heraufkommen sehen. Sie saß oben im Fenstersitz der Wohnstube und las Hermann Hesse, dessen feine und herbe Resignation sie über alles liebte. Sie war von dem unerwarteten Besuch ebenso überrascht wie Anneliese, hielt es aber für angebracht, einstweilen oben zu bleiben. Anneliese mochte denken, sie habe Hans Peter nicht bemerkt. Der freute sich über das stille Mädchen, das herzlich seine Hand drückte und doch wartete, was er ihr sagen würde.

Aber Hans Peter setzte sich auf die kleine Bank an der Türe, sah nur halb nach Anneliese hin, halb auf den Kirchplatz hinaus, von dem schon die Linden süß und verworren dufteten. Ihn lockte nicht nach Küssen und Liebesbeweisen. „Jetzt bin ich also so weit, liebe Anneliese..." Da stockte er. Warum überhaupt reden? Etwas Heißes stieg in ihm auf, eine wunderleise Melodie auf seinen Vers:

Ich hab' die ganze Wanderschaft
In deinem Blick verloren, Frau!

Er sann ihr minutenlang nach. Eine klingende Stille spann sie beide ein. Es war, als ob die Sonne summte. Hans Peter sah nun ganz hinaus, um nicht reden zu müssen. Er wußte nicht was.

Anneliese aber blickte stumm und immer gerade aus. Bis ein großer, heißer Tropfen aus ihren verschleierten Augen langsam auf den Tisch fiel, hinter dem sie stand. Sie blickte nieder und sah den Tropfen da liegen auf dem schwarzen Wachsüberzug. Und sah ihr eigenes Gesicht darin, so groß war er und so spiegelblank.

‚Was ist nun jetzt?' dachte sie in Unruhe und Weh. Und da wußte sie, daß sie ihn doch lieb hatte. Sie hatte sich umsonst einzureden versucht, er spiele nur mit ihr. Und selbst wenn es der Fall sei, Anneliese Schmiedeboom liebte Hans Peter! Fühlte er es nicht? Warum sah er ihr noch immer nicht in die Augen?

Aber Hans Peter drehte ihr den Rücken zu und sprach leise und fast singend vor sich her und sah immer mitten in die blühende

Digitized by Google

Pracht der Linden dabei, in denen tausend verliebte Bienen lockten. „Anneliese, ich bin nun so weit. Ich kann nun schaffen, wie ich es will. Es ist nicht mein letzter Traum, diese Bibliothek. Aber die erste, wirkliche Stufe zu ihm. Siehst du das stille Haus irgendwo draußen vor unserem Städtchen? Es braucht nicht Wirklichkeit zu sein, es muß nur sichtbar sein, Anneliese. Du lachst mich ja nicht aus, liebe Anneliese. Siehst du, und da werde ich leben einst. Nichts als ein Mensch." Er sprach das alles langsam und wie aus tiefem Sinnen heraus. Wort für Wort. Und als sie noch immer schwieg: „Freust du dich denn nicht, Anneliese?" Und er wandte sich ihr zu. Alles Blut sprang ihm zum Herzen.

Da stand Anneliese, hielt sich mit beiden Händen fest an der Tischplatte, lachte über das ganze heiße Gesicht, lachte, und ein Tropfen nach dem anderen fiel rasch und befreit aus ihren strahlenden Augen.

„Anneliese!"

„Lieber Hans Peter, unsere Mutter wird dich gesehen haben. Komm, oben kannst du weiter erzählen."

⁂

Sie waren übereingekommen, Vater Schmiedeboom vorerst nichts zu sagen, ebensowenig wollte Hans Peter seinen Eltern von seiner Liebe sprechen. Der Apotheker war ein Mann der praktischen Arbeit und der bestandenen Examina. Er hielt nichts von Künstlern und dergleichen unbürgerlichen Bürgern. Aber Frau Schmiedeboom sagte nun ‚Du' zu Hans Peter.

Die kurze Zeit der Ausspannung und Vorbereitung auf den neuen Beruf war vorbei. Am letzten Nachmittag saßen sie beide, Anneliese und Hans Peter, auf einer Bank unter der alten Ruine, die auf dem Berg dem Städtchen gegenüber lag.

‚Unsern Bauplatz,' hatte Hans Peter dies Fleckchen Erde getauft. Wie aus einem Steinbaukasten von Kinderhand hingesetzt, lagen die Häuserchen unten eingebaut in bunte Gärten und grünes Buschwerk. Hier und da stieg schon der bläuliche Rauch aus den niederen Kaminen, die Abendsuppe brodelte gewiß im Hängekessel über dem Herdfeuer. Rings war die Welt abgeschlossen von blauen Bergen und violetten Waldrücken.

So ist im tiefsten Innern jeder Mensch ein Künstler, weil er seine Erfahrungen gestalten muß. Entweder nach der guten oder nach der schlechten Seite hin baut sich dann sein Leben auf aus lauter Niederlagen und Erfolgen.

Hans Peter saß Hand in Hand mit Anneliese. Wie sagt doch Faust:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Goldene Kronen spann die scheidende Sonne um die Fenstersimse der Häuser am Abhang ihnen gegenüber.

„Hans Peter, weißt du auch, ob ich dir das alles sein kann, was du von deinem Kameraden verlangst?" sagte da Anneliese. „Ich hatte Angst davor in diesen Tagen."

„Ja, Anneliese, ich bin ja nicht zu dir gekommen wie zu den anderen Frauen meiner Jugend. Ich bin nicht mehr verliebt in dich. Ich liebe dich."

„Und siehst du gerade deshalb nicht mehr hinter mir, als ich zu geben habe?"

„Ich sehe nur deine Treue, Anneliese." Und nach einer Pause: „Je tiefer ein Mensch gefallen ist im Leben, je schmerzvoller die Enttäuschung war, um so schlichter wird er hernach. Um so einfacher. Er sieht dann erst hindurch durch Rausch und Stimmung auf den ruhigen Pol. Das ist Selbstbescheidung, Demut. Leute, die es nicht verstehen, nennen es von oben herab Verbitterung und ziehen dabei die Schultern."

„So glaubst du an eine Erfüllung in unserer Ehe?"

„Nein, an unsere Kameradschaft nur, liebe Anneliese. Ich habe gelernt, vor tiefen Worten eine tiefe Scheu zu haben."

„Lieber Hans Peter, schreib mir oft!"

„Anneliese, täglich. Ich wollte dich schon darum bitten. Mögen auch die Leute lachen darüber. Uns soll es die tägliche Gewissenserforschung sein."

„Und unser Halt, Lieber."

So begann die letzte Zeit der Prüfung für Hans Peter.

⁂

Eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat seiner Liebe faßte ihn zuerst, da das betriebsame Leben der Großstadt ihn umspülte wie brausendes Wasser eine einsame Insel. Er fühlte sich trotz Anneliese wieder allein im Kampf an sich selbst und an seinem Beruf. Aber noch flatterte lustig über Wunsch und Begierde die helle Standarte seiner Treue. Zwar entbehrte Hans Peter eines Menschen, um den er sich sorgen durfte wie eine Mutter um ihr Kind, den er an der Hand führen konnte, zur schöneren Betrachtung der Dinge. Hans Peter hatte einmal gesagt: „Ich habe drei Berufe verfehlt im Leben. Ich möchte alles drei einmal zugleich sein: Volksschullehrer, Franziskanermönch und Kapellmeister." Daraus erklärte sich, daß er bisher immer der Gebende geblieben, er konnte nicht anders, er mußte verschwenden und verschenken. Bei Martha

Digitized by Google

Reiß war es so gewesen, auch bei Erika Sonnfeld, von den anderen gar nicht zu sprechen. Alle noch hatte er mit der Wurzel ausgegraben und, ein liebender Gärtner, sie eingepflanzt in den blühenden Garten seiner eigenen, neuen Welt.

Nur Anneliese nicht. Die war in sein Herz gewachsen wie von Gott bestimmt. Die stand frank und frei neben ihm, blieb der Maßstab seines Erreichten.

Ob er ihr beichten sollte, von der Unruhe seines Blutes? Er schämte sich seiner Schwachheit. Er fürchtete auch, die reine Flamme ihrer Liebe flackern zu machen. Hans Peter dichtete jeden Abend an dem Heiligenschein, den sein Glaube um ihr Frauentum gelegt hatte wie um ein Madonnenbild. Und redete dafür sich selbst das alte Märlein von der Freiheit des Künstlers neu ein. Nur daß sein Herz jetzt wie ein steuerloses Schiff in den Strudel der eigenen Unwahrhaftigkeit gerissen wurde. Zwei Menschen statt des einen, sah Hans Peter klar und grauenhaft aus sich selbst herauswachsen.

Nur Anneliese merkte nichts von dem Ringen in Hans Peter. Immer höher hinauf breitete sich das Haus ihrer seligen Zweieinsamkeit, in dem sie gemeinsam wohnten; es stieg bis an die blaue Seidendecke des Himmels.

War auch Anneliese Schmiedeboom nur ein Umweg? Und war alles nur Selbstbetrug und Einbildung, das Gute zu wollen, ohne danach handeln zu können?

Hans Peter griff in diesen Wochen, die einen Stein nach dem andern aus dem Nichts zwischen ihn und Anneliese auftürmen wollten, nach Gott wie ein Ertrinkender nach dem letzten, rettenden Tau.

Er schickte Anneliese ein neues Gedicht, das er in einer verzweifelten Nacht geschrieben:

„Daß immer erst die Einsamkeit muß kommen,
Bis wir dich finden, Herr, so wie du bist.
Und wir mit Wünschewörten, kleinen, frommen,
Dir danken, daß du noch nicht uns vergißt.

Dann werden zu Gebet die lauten Stunden,
Bis alles wieder blüht in Glanz und Licht,
Und lächelnd wir vergessen Scham und Wunden —
In heißer Demut neig' ich mein Gesicht.

Und weißen Kerzen gleich sind die Gedanken,
Die meine zage Seele angebrannt.
Herr, laß von neuem jetzt mein Hoffen ranken
Um all die Treue deiner Heilandshand."

Aber Anneliese las diese Verse nur wie ein Gebet, und Hans Peter taumelte in eine letzte schmerzhafte Enttäuschung.

❧ ❧ ❧

Der Besuch einer auswärtigen Kunstausstellung führte ihn wieder mit Erika Sonnfeld zusammen. Sie war des Studiums wegen dorthin gekommen. Sie trafen sich, ohne voneinander zu wissen, daß sie sich sehen würden. Und ein Funke sprang über, so aufbegehrend und heiß, daß Hans Peter erschrak vor der Glut seiner Begierde. Aber auch Erika schien verwandelt. Hans Peter kannte sie nicht wieder. Sie gingen Arm in Arm durch den Ausstellungsraum, und die Sonne brandete um sie her. Hans Peter fühlte köstlich das geheime Verstehen zwischen ihnen, sie redeten nicht, sie tasteten ineinander. Ihre Gedanken schienen so verschwistert wie die Zweige eines Baumes und rauschten die gleiche Melodie. Sie küßten sich.

Da sagte Erika Sonnfeld jäh: „Und Anneliese?"

Aber Hans Peter schloß die Augen und küßte sie. „Menschen wie wir sollten nicht heiraten, Erika."

„Ich habe auch einst an Treue geglaubt, da liebte ich dich, ohne es mir einzugestehen. Da hoffte ich noch und wußte nicht, daß wir einander doch nie gehören können. Denn du bist zu stark. Ich müßte mich selbst aufgeben, um dein zu sein."

„So bleibt also doch alles nur Erinnerung im Leben."

„Für die Frau, ja! Der Mann hat seine Arbeit, du deine Kunst. Hans Peter, was auch kommen mag, der Tag heute wenigstens soll uns gehören!" —

Es war, da Anneliese daheim zum erstenmal vergeblich auf den Gruß ihres Liebsten wartete ...

❧ ❧ ❧

Aber die himmlische Sonne zog weiter ihrer goldenen Straße den blauen Himmel entlang. Hans Peter sammelte wieder die Scherben seines zerbrochenen Selbstvertrauens.

Es gibt auch eine positive Resignation! Eine, die schmerzlos verzichten kann und alle Wunder der schönen Gotteswelt dennoch anstaunen und anbeten darf, ohne sie begehren zu wollen.

Und Hans Peter fiel Pfarrer Buchmanns schon halb bestaubte Weisheit ein: „Das Schönste im Leben sind doch die Umwege. Nur darf man nicht vorzeitig fußkrank werden dabei."

Da wußte er, er dürfe heimkommen zu Anneliese. Ein Büßer und Pilger zugleich.

Darum schrieb Hans Peter auch nicht, sondern reiste selbst zu Anneliese hin. Er stieg an einer früheren Station aus und ging zu Fuß den Rest des Weges.

Und Anneliese kam ihm entgegen. Sie

stand im weißen Kleid aufrecht im Wagen und winkte schon von ferne. Auch Hans Peter riß den Hut vom Kopf. Und die Lerchen und die Blumen, der blaue Himmel und die grünen Wiesen winkten mit.

Hans Peter aber erkannte überwältigt die blühende Selbstbescheidung in der Natur. Fühlte den einzigen Weg zum wahrhaften Glück: Das liebende Verzichtenkönnen! So hat einst auch Franz von Assisi gepredigt, der wahrhaftigste Dichter, der ein Heiliger geworden.

Und Hans Peter hielt Anneliese im Arm. Sie sah nur die Leuchter in seinen Augen, nicht die schmerzhafte Reue in seinem Herzen. Sie fragte nicht, denn sie glaubte. Da band Hans Peter alle Unrast zusammen, warf sie entschlossen vor das offene Fenster seiner Seele. Und die Disteln wurden zu blühenden Rosen. —

Sie ließen den Wagen vorausfahren und wanderten langsam hinterher.

„Was auch mir die Jugend so schwer gemacht hat, Anneliese, kommt daher, daß wir nicht mehr die Kultur einer festen Familientradition besitzen. Die Entwickelung ist zu rasch gegangen, draußen im Land, aber auch in uns selbst. Man muß nicht immer gleich den Staub abwischen wollen, ehe er trocken geworden. Das gibt dann nur Schmutz."

„Du kommst ja mit einer seltsamen Liebeserklärung, lieber Hans Peter. Ist dir in der Großstadt das Herz so wund geworden?"

„Ja, ich hasse sie. Weißt du noch, Anneliese, da ich dir von dem einsamen Haus irgendwo am Rand unseres Städtchens erzählt habe? Es ist ein Symbol, gewiß, aber eines, das ich einmal wahr machen will!"

„Liebster, dazu gehört viel Zeit und viel Geld."

„Nein, nur viel Sehnsucht, viel Wille. Durch den Willen allein schon ist es gebaut. Denn in diesem Augenblick beginnt bereits jene innerliche Kultur und Tradition, die sich aller Umgebung dann von allein mitteilt. Die vorsichtig macht im Umgang mit Menschen und stark genug ist, auf sich selbst zu bauen."

„Mein lieber Mann, ich will dir einen Traum erzählen, den ich geträumt ..."

❀ ❀ ❀

An diesem Tage sprach Hans Peter mit seinen Eltern wegen Anneliese und ging am gleichen Abend noch zu Apotheker Schmiedeboom.

Als er spät, von Anneliese und ihrer Mutter noch ein Stück geleitet, die nächtliche Dorfstraße nach Hause zu ging, schüttete der gute Mond lauter silberne Rosen vor ihn hin. Hans Peter aber dachte an den Traum, von dem Anneliese ihm heute erzählt: Sie wandelten Hand in Hand einen steilen Berg hinan. Ein dichter Wald schloß sie zu beiden Seiten ein. Aber wie sie mitten darin standen, war auf einmal nicht Baum noch Strauch um sie her, sondern Menschen, arme, verkrüppelte Menschen mit verzerrten Armen und bleichen Gesichtern. Die klagten und jammerten, sie hätten den Weg verloren. Und sie umflehten sie beide, ihnen Führer und Richtweiser zu sein. So gingen sie voran, Anneliese und Hans Peter, immer Hand in Hand, und sahen nicht rechts und sahen nicht links und ließen die lockenden Umwege und stiegen strahlend bergan. Hinter ihnen her aber folgten die Menschen, ein großer, wandelnder Wald ...

„Und sahen nicht rechts und sahen nicht links!"

So lernte Hans Peter die Treue.

Reiche Tage. Von Max Bittrich

Der Himmel hat die graue Hülle
Mit blankem Sonnenspeer gesprengt
Und seiner Güte Ü erfülle
In irdisches Gefild gesenkt.

Und war der Tag schon Füllhornleeren:
In Prunkgewändern hat die Nacht
Mit unerschöpften Fackelheeren
Dem letzten Acker Trost gebracht.

Denn nicht ein Stern auf fernsten Hängen
Mag erdwärts ohne Echo sein;
Er hilft die harte Kruste sprengen
Und sät sein Bild der Furche ein.

Bis Höhenlicht und Blumenkerzen
Geschwisterlich verschlungen sind,
Und in den Kelch verzagter Herzen
Der Segen aller Ostern rinnt.

Digitized by Google

Das Großstadtgärtchen
Wanderungen eines Laien durch drei Jahreszeiten

Als wir im Granatenfeuer lagen, da gab es für uns alle nur ein lockendes Paradies. Der Großkaufmannssohn und der Weichenwärter, der Künstler, der Zimmergeselle, der Amtsrichter und der Metalldreher — wir sahen uns der Hölle mit ihrem Lärm und ihrer Todesgefahr entrissen, wir sahen uns geborgen in einem stillen Heimatwinkel, wir sahen uns in einem bescheidenen Häuschen mit einem bescheidenen Gärtchen, von liebenden Menschen umgeben, zu den friedlichen Abendwolken aufblickend und ein Pfeifchen rauchend. Das stillste, kleinste, alltäglichste Philisterglück, wie's die altmodischsten Kalenderbilder ausmalen, höher gingen die Wünsche kaum eines einzigen, der da über sich das pfeifende, sirrende, nervenzerschneidende Hui der Geschoßbahnen und neben, vor und hinter sich die Trichtereinschläge der feindlichen Mordgrüße hörte. Mit wie wenig Platz der Kulturmensch auch schon vor seinem Tode auskommen kann, das haben wir ebenso im Schützengraben wie selbst im beneidetsten Etappenquartier festgestellt. Rührend aber war die Sehnsucht, die still-verschämt oder mit malenden Worten aus allen Zukunftsplänen klang: zu dem uns für den siegreichen Frieden versprochenen

Vorfrühlingsbeet

Digitized by Google

Eigenheim sollte ein kleines, ach noch so kleines Stückchen Scholle gehören, auf dem man Buschobst und Radieschen, Bohnen und Blumen, viel Blumen ziehen konnte. Auch der nüchternste Tütchenkrämer, auch der hadersüchtigste und mißvergnügteste Parteisekretär hatte da draußen Sinn fürs Landleben bekommen. Und die Poesie der Blumenwelt war besonders denen aufgegangen, die das grausame Geschick längere Zeit in den öden Leichenstätten der Rückzugszone festgehalten hatte.

Der schöne deutsche Traum, daß jeder Industriearbeiter einmal sein eigenes Fleckchen Erde werde bewohnen können, ist wohl für ein Jahrhundert ausgeträumt. Aber auch vermögendere Leute haben ihr Verlangen nach dem eigenen Häusel auf lange, lange Zeit zurückstellen müssen. Löhne und Rohstoffe verschlingen ja das Fünffache des Baupreises vor dem Kriege.

Jedoch die Sehnsucht nach dem grünen Winkel haben weder die rote Welle der Umsturzmonate noch die graue Öde des Erzbergerschen Elendsstaates überfluten und erdrücken können. Nie zuvor ist in Deutschland so viel gesät und angepflanzt worden wie in diesem Frühjahr. Freilich: die früher so festlich leuchtenden Schloßgärten verkommen, in den städtischen Anlagen herrscht der stumpfsinnige Arbeitsersatz des Halbtagelöhners, auch die herrschaftlichen Parks der Großstadtvororte werden unter der Wirkung des Aufwandsteuergesetzes bald verwildern. Im kleinen aber geht die Säe- und Pflanzarbeit munter vorwärts. Gerade in den Großstädten. Der Freude der Heimgekehrten am Wachsen und Blühen kommt die praktische Erfahrung der Daheimgebliebenen gut zu statten. Die von England über unser Land verhängte Hungersnot hat die Frauen und Kinder gelehrt, jedes Zipfel-

Ein Hofgärtchen

Digitized by Google

Rittersporn. Gemälde von Erna Schmidt

chen Erdreich auszunutzen. In den Fensterkästen und auf den Balkons, in den neu entstandenen Dachgärten und in den Kinderspielecken der Mietshöfe ist landwirtschaftliche Arbeit geleistet worden. Der Stolz des Großstädters auf die selbstgezogene Tomate war anfangs mit etwas Selbstspott verbrämt; heute ist er echt. Die Schrebergärten an der Weichbildgrenze sind längst keine Spielerei mehr, sie sprechen im großen Versorgungsplan schon ein kleines Wörtchen mit.

Als der Schrei durchs Reich ging, keinen Geviertmeter Land unbebaut zu lassen, hat man unzählige trost- und nutzlose Baustätten zu Gemüsebeeten umgegraben. Die Arbeit ward reichlich belohnt. Aber überpraktische Hausfrauen haben in einer gar zu stürmischen Selbstaufopferung leider auch ihre üppigen kleinen Blumenbeete in Kartoffelland verwandelt. Das fettgepflegte Erdreich hat in solchen Fällen die Erwartungen schmählich enttäuscht. Zum Glück gab es Verständige genug, die einsahen, daß es unzweckmäßig wäre, für ein schmales Mittagsgericht die Kulturmühen von Jahren dranzugeben. Und — in all der Nervenqual, die das tägliche Durchfliegen des Heeresberichts, das Warten auf Feldpost, die Einarbeitung in das immer verwickeltere Brotkartensystem verursachten, mußte es doch wenigstens noch da und dort ein bißchen lebende, farbige Freude geben. An den Zäunen der Vorgärten, in denen der Schönheitssinn einer Großstädterin noch ein paar leuchtende Blumenbeete pflegte, hielt der Urlauber gern still, um sich an Duft und Farbe zu erquicken. Und er nahm wieder einen Atemzug lieber Sehnsucht mit hinaus ins Feld.

Wir haben in unserm erdrosselten Deutschland keine Ellbogenfreiheit mehr, auch wir Liliputagrarier der Großstadt können nicht mehr in die Breite wirtschaften. So muß es also in die Tiefe gehen. Selbst der Reiche wird ja bei den ins Unerschwingliche anwachsenden Löhnen für Gärtner und Gartenarbeiter und der auf jede Freude angedrohten Straffsteuer seine Pflege auf den allernächsten Umkreis des Hauses beschränken. Viele Landschaftsgärtner dürften unter des Gallimathias Gesetzeswaltung

Digitized by Google

Rittersporn und Buschrosen. Gemälde von Erna Schmidt

zur Kölner deutschen Werkbundausstellung im Sommer vor Ausbruch des Weltkriegs ist der Aufstieg der deutschen Gartenkunst deutlich erkennbar gewesen. Es waren die stolzen Jahre, die man jetzt so gern als lasterhaft-schwelgerisch verleumden möchte. Für Deutschlands Handel und Industrie, für Deutschlands Kunstgewerbe bedeuteten sie aber eine Höhe, die vielleicht nie wieder erreicht wird. Auch das Stiefkind der deutschen Wirtschaft, der Mittelstand, hatte aufgehört, am Pfennig zu fuchsen; er zählte nur noch die Groschen. Überwunden war endlich die übertrieben knickerige Sparsamkeit des guten Bürgers, der sich

dem Holzfäller und dem Ackerknecht weichen müssen.

Aber sein letztes winziges Stückchen Gartenland wird der Blumenliebhaber um so inniger hegen und pflegen wollen. Besonders der Großstädter, der ja mit Raum auf keinem Gebiet verwöhnt ist. Und er wird sich dafür allerlei von dem künstlerischen und wissenschaftlichen Stoff zunutze machen, den die deutsche Gärtnerfachpresse vor dem Krieg, als wir noch reich und sorglos waren, in verschwenderischer Fülle zusammengetragen hat. Freilich wird er dabei mit wehmutsvoll verzogenem Auge in die unerschöpflichen Verzeichnisse der Blumenzüchter blicken. Und ein Vergleich gar der heutigen Preise mit denen vor dem Kriege wird ihm Albdrücken verursachen. Die Einfuhr der einstmals so billigen holländischen Blumenzwiebel verbietet der Racker Staat — und die Valuta.

Von der Pariser Weltausstellung um die Jahrhundertwende über die in Brüssel bis

erst dann etwas leistet, wenn er zu alt ist, um etwas davon zu genießen. Der Deutsche begann schon Bücher zu kaufen — und er gab sogar Geld aus für sein Gärtchen.

Natürlich hieb mancher in der ersten Gebelaune daneben. Es fehlte vielerorts noch an leitenden Kräften, an feinsinnigen Beratern. Wer besonderes Pech hatte, fiel einem Eigenbrötler aus den Nachbargebieten der Gartenkunst in die Hände, einem träumenden Maler oder Baumeister, der auf dem Papier die üppigsten Zaubergärten erstehen ließ, die dann aber in der rauhen Wirklichkeit betrübend dürftig ausfielen, weil eben die fachliche Erfahrung fehlte. Manchem Bauherrn ist sein formgerechter Steingarten, sein harmonischer Farbengarten schon ehrlich leid geworden und er möchte ihn heut gar zu gern mit dem naivsten Bauerngärtlein vertauschen. Vor dem Krieg hat der Bornimer Staudenzüchter Karl Förster an dieser Stelle einmal sehr eingehend über Blumenwälder

Digitized by Google

im märkischen Sande geschrieben und dargetan, welch zauberhafte Wirkungen durch winterharte Stauden erzielt werden können, da sie vom Frühling bis zum Spätherbst jedem Garten ein immer farbenbuntes, immer in Ton und Form und Dichte wechselndes Gewand verleihen. Die heute in den wirklichkeitsgetreuen Ölstudien von Erna Schmidt wiedergegebenen Staudengruppen verdankt das Großstadtgärtchen der damaligen Anregung.

Gartengestalter ersten Ranges wie Willi Lange erzogen vom Lehrstuhl aus wie in der Lehrpraxis durch begabte Jünger ein breites Publikum zu Geschmack und Einsicht. Werkstätten für künstlerische Gartengestaltungen wie u. a. die Hamburger Firma Schnackenberg & Siebold, die zu dieser Plauderei drei farbige Aufnahmen aus einigen ihrer großstädtischen Gartenanlagen beigesteuert hat, wußten mit Takt und Geschmack ihre praktische Erfahrung der Kunstwissenschaft der großen Anreger zugrunde zu legen. Auch Goos & Köhnemann in Niederwalluf a. Rh., Hermann Kiese in Vieselbach bei Erfurt u. a. m. wären hier mit Auszeichnung zu nennen.

Ein Grundzug ist all unseren berühmten Gartengestaltern schon vor dem Kriege eigen gewesen: der zu ehrlicher Schlichtheit. Wer nur einen halben Morgen Gartenland zu bepflanzen hat, der soll sich nicht wie ein Großgrundbesitzer gebärden. Er soll keinen Platz verschwenden für ‚Repräsentation‘, wie sie der Franzose liebt. Denn die Gärten, die wir Soldaten in der französischen Provinz zu sehen bekamen (solange es da überhaupt noch einen Baum und einen Strauch gab), zeigten wohl im einzelnen meist eine hohe Kultur — aber die Gesamtanlage bewies oft eine ans Lächerliche streifende Protzenhaftigkeit . . . Man kam da an ein schmiedeeisernes Gitter. Ein Portal tat sich auf, hoch und schwer, überladen, verschnörkelt, erdrückend, als ob's in einen Friedhof ginge. Und dann zogen sich um ein tadellos gepflegtes Rasenrund herum in Halbbogen zwei breite Kieswege — wie für Ein- und Ausfahrt, auch wenn gar kein Gefährt gehalten wurde. Dahinter das weiße Haus, stets mit Freitreppe und Säulen, schloßartig, wenn auch im Zwergausmaß. Links und rechts von den Zufahrtswegen hochstämmige Rosen, auch Kletterrosen, Kugellorbeer, Stief-

Sommerblumenbeet
(Entwurf der Garten-Architekten Schnackenberg & Siebold, Hamburg)

Digitized by Google

Staudenrabatten und Steinplattenweg
(Entwurf der Garten-Architekten Schnackenberg & Siebold, Hamburg)

mütterchen. Nach solch feierlich-leerem Vorgarten erwartet man die eigentliche Gartenkunst hinter dem Hause. Aber da ist das Grundstück gewöhnlich gleich zu Ende. Artischockenbeete, etwas Obst, eine Frühbeetanlage. Auch in seinem Gartenbesitz hält der Franzose eben mehr auf die Geste nach außen. Wir konnten von ihm vielfach lernen, wie man's nicht machen soll. Ganz anders die Eindrücke, die dem Gartenfreund aus früheren Fahrten durch die verschiedensten Gebiete Großbritanniens haften bleiben mußten. Der Engländer zieht seine Blumen für sich. Mancher besitzt auf engstem Raum ein wahres Paradies — aber der Straßengänger merkt nichts davon. Verwundert stellt der dann erst einmal auf einer der reichbeschickten Gartenausstellungen fest, daß diese oder jene preisgekrönte Wunderzüchtung aus dem verschwiegenen Gärtchen des Nachbars stammt.

„Wie stellen Sie's nur an, daß bei Ihnen alles so üppig blüht? Das sind ja wahre Kaskaden von Parkrosen! Nein, dieses Flammenmeer der Phloxe! Und das alles in unserem nordischen Klima — und kaum einen Steinwurf entfernt von den entsetzlichen Mietskasernen der Großstadt!"

Die Frage wird in Hamburg wie im Berliner Westen, in München, Dresden und Mannheim wohl ähnlich gestellt werden. Und der Bewunderung ist wohl auch da ein wenig Verdrossenheit über die eigene, um so viel weniger vom Glück begünstigte Schöpferhand gepaart. Aber es handelt sich meist gar nicht um Glück — sondern nur um Dung. Wer Freude an seinem Großstadtgärtchen haben will, der muß — zumal für einen so elend dürren Sandboden, wie die Berliner Vororte ihn aufweisen — ein erstes großes Geldbeutelopfer darbringen. Ein viertel Morgen märkischen Gartenlands verlangt bei der ‚Urbarmachung' ein Viertelhundert Fuhren guter Erde. Für die Rosen gilt es gar: einen vollen Meter tief den Sand wegkarren und Lehm zuführen. Durch den märkischen Sand sinkt die gute Erde langsam aber sicher, wie durch ein Sieb. Jahrelang muß der armselige Kieferngrund immer wieder verbessert werden. Aber es gibt dafür auch in dem sonst so unpoetischen Berlin Rosenanlagen, die sich dreifacher Blüte rühmen können — wofern nämlich das erschöpfte Erdreich nach jeder Blüte wieder die erforderliche reiche Nahrung erhält.

Die kleinen Freuden beginnen im Garten viel früher im Jahre, als der Stuben-

Digitized by Google

Phloxe und Dorothy Perkins-Rose. Gemälde von Erna Schmidt

hocker ahnt. Und vielleicht sind diese kleinen Freuden die größten: bringen sie doch Kunde vom Wiedererwachen der Natur. Wer sich ein nach Südosten gelegenes, sturmgeschütztes, möglichst gegen Norden leicht ansteigendes Gartenplätzchen als Vorfrühlingsbeet anlegt, der kann an einem sonnigen Märztag zur Schneeschmelze die buntesten Wunder erleben. Außer den Leberblümchen und Veilchen harren seiner hundert verschiedene Frühblüher als vorzeitige Ostergrüße: Königskerze und Kaiserkrone, Narzissen und Tazetten, Scilla Sibirica und Daphne Merzerum und ach, in allen Ostereierfarben die Krokusse! Die hat der Gartenphilister früher einzeln nebeneinander aufgereiht, wie in Paradeaufstellung. Wer sich aber einer Bauernwiese in Bayern, in der Schweiz oder sonstwo entsinnt, der nimmt eine Handvoll und schüttet dahin und dorthin, daß es einen dichten Tuff gibt, oder einen lustigen kleinen Klecks, und

Digitized by Google

da, da, da, wohin es trifft. Nur soll es immer das Rechte treffen, so wie es da unten war. Wer sich dessen aus dem Kopf nicht mehr zu entsinnen weiß, der sehe sich an, wie Meister Sieck so eine Frühlingswiese auf die Leinwand zu werfen versteht. Überstrahlt wird der bunte Teppich von aber aus dem Schnee leuchtet noch ein paar Tage lang fröhlich lockend und verheißend das Lachsrot der Pontischen Azalie, das Hellila der frühblühenden Alpenrose, bis auch sie wieder die Augen zukneift vor dem eisigen Ost.

Es bedarf keiner Wehmut, denn im

Staudenwinkel
(Entwurf von den Garten-Architekten Schnackenberg & Siebold, Hamburg)

einem frühblühenden Rhododendron. Es ist so festlich im Garten, wenn jetzt die Märzensonne scheint, daß man versucht ist, sich ins Freie zu setzen. Die zwei Geviertmeter Frühlingsblumenpracht wirken wie ein Zaubermantel, auf dem der arme Großstädter aus dem winterlichen Mauerngefängnis sich in allerlei Sommerseligkeiten entführt wähnt. Natürlich schneit's dann bald wieder, die Krokusse schließen sich entsetzt, kriechen wieder ganz in den Boden, die anderen Festgenossen hängen die Köpfe, nächsten Sonnenschein, ganz gewiß noch im April, springen schon die Goldblüten der Forsythie auf. Und von da an ist es ja ein ununterbrochener Reigen von huldigenden Lenz- und Sommergestalten vor unserem Fenster. Auf engstem Raum läßt sich eine Folge schaffen, die jedem Monatsdrittel ihre festliche Besonderheit gibt. Schwertlilien, Narzissen, Tulpen — vor allem die hohen, schlanken Darwin-Tulpen, die wie feingeschliffene Köppinggläser auf reichgeschmückter Geburtstagstafel stehen,

Digitized by Google

— Goldregen, Flieder, Schneeball ... Aber das enge Großstadtgärtchen verlangt Auslese. Nur Musterstücke darf man dulden auf dem mit Gold aufgewogenen Platz.

Den Eindruck der Üppigkeit wird ein genau abgezirkelter Garten, selbst wenn er größere Maße aufweist, niemals ausüben. Gottlob ist das fürchterliche Teppichbeet so gut wie verschwunden — diese Kopie des italienischen Fleischsalats, die niemandem Spaß macht, nur den ärgert, der irgendwo einen Fehler in der Symmetrie entdeckt.

Die Blumen- und Staudenbeete des Großstadtgärtchens schmiegen sich dem Grundriß des Hauses, dem Zug der Wege, vor allem aber dem Tageslauf der Sonne an. Die auf der Höhe der Zeit stehenden Landschaftsgärtner müssen für jede Pflanze den richtigen Standort angeben können: ob Schatten, Halbschatten oder volles Licht. Hiernach regelt sich die Anlage schon zu einem wichtigen Teil. Eine weitere wichtige Entscheidung bedingen Wuchs, und Zeitfolge. Auch die herrlichsten Ehrenjungfrauen der Sommerpracht kommen nicht zur Geltung, wenn die umringenden Kavaliere sie um Hauptеslänge überragen. Da heißt es also vorausblickend staffeln. Und nun gar die Mischung der Farben! Eine einzige proletenhaft blau-rote Rose kann die ganze vornehme Junifassade verderben.

Daß die Großstadteinwirkungen wie Staub und Ruß vielen edeln Pflanzen Schaden bringen, daß insbesondere den edelsten Rosen eine zugige Hausecke gefährlich werden kann, weiß jeder Gartenbesitzer. Meltau und Rost und Läuse sind seine Hauptfeinde. Aber je kleiner das Großstadtgärtchen, um so eifriger gilt's den Feinden zu Leibe zu rücken, denn hier ist jede einzelne Rose eine persönliche Flamme des Besitzers.

Ein besonderes Wort den Park- und Kletterrosen, die das Großstadtgärtchen noch viel zu wenig aufweist. Wenigstens wird meist nur die allerundankbarste verwandt, die Crimson rambler, die so ziemlich alle Untugenden aufweist, die eine Kletterrose nur besitzen kann. Es sind schon hundert gesunde und wirkungsvolle Kletterrosen erprobt, mit denen sich die ewig verlauste und melbetaute Crimson rambler nicht entfernt messen kann. An Königinnen ihrer Art sei erinnert: die Tausendschön und die Dorothy Perkins. Und an die Aglaia, die Eisenach, die Perle von Britz, die Gräfin Choteck ...

Doch, Gott behüte, ich will nicht ins Aufzählen kommen. Nur das Augenblinzeln eines Laien zum Laien bedeuten diese paar Begleitworte zu unseren Bildern: Selbst ein bißchen nachdenken, eigenen Geschmack durchsetzen und sich vom Fachmann nicht die allergrößte Freude nehmen lassen: selbst zu wählen, selbst zu erproben, selbst zu gestalten.

Und wenn der Besitzer eines Großstadtgärtchens nach unserer Wanderung der Meinung sein sollte, daß in seinem kleinen Reich eine Revolution nottäte, so gehe er entschlossen ans Werk und mache sich keine Skrupel. So schlecht wie im politischen Leben kann der Umsturz bei ihm nicht ausfallen. Dazu ist die Natur zu verständig — und viel zu gütig. H.

Die Nachtigall am Damenweg

Eine Nachtigall sang am Damenweg,
Granaten zerfielen im Tau.
Wir lagen sterbend im Rosenhag.
Die Nacht war licht und blau.

Es geigen die Adern dem Herzen ein Lied,
Und die Nachtigall sang und rief.
Das Herz lag im steinigen Trichter zu Bett,
Und die Nachtigall sang und rief.

Sie rief den Herrgott zu uns ins Grab.
Wir wußten nicht, was geschah.
Wir fühlten nur, wie das Leben so süß
Und im Tode der Herrgott so nah.

Carl Paul Hiesgen

Digitized by Google

Don Juans Überwindung

Novelle von Franz Adam Beyerlein

(Schluß)

VI

Tags darauf fand sich unter der Post, die der Intendant dem Herzog von Bellecourt aus der Hauptstadt übersandte, ein Brief des Kriegsministers. Herr von Louvois schrieb, die Majestät erachte, nachdem alle winterlichen Verhandlungen über die pfälzische Erbschaft im Sande verlaufen seien, den Augenblick für gekommen, in dem die Berechtigung der Ansprüche Elisabeth Charlottens dem Kaiser gewaltsam beigebracht werden müsse; sie gedenke, den Feldzug gegen die Pfalz zu eröffnen und habe den Wunsch ausgedrückt, den Herrn Herzog von Bellecourt bei dieser Gelegenheit an der Spitze des Regimentes Roussillon zu finden. Der Marquis gab anheim, den verdienstlichen Bußübungen in der Trappe nun ein Ende zu machen und den Rosenkranz mit dem Degen zu vertauschen.

Sogleich ordnete Bellecourt den Aufbruch an. Er drängte fast fieberhaft zum Fortkommen, und während noch den Saumtieren das geringe Gepäck aufgebürdet wurde, hatte er schon die Seine im Rücken und ritt auf der großen Straße nach Paris dahin. Ebenso schnell wie er sich herangefunden hatte, verschwand er auch wieder von St. Germain. Aus einer Dachluke schaute das hübsche Fränzchen hinter ihm drein, bis seine weiße, nickende Hutfeder im maigrünen Gehölz von Vesinet untergetaucht war.

Die Pferde waren in den müßigen Wochen träge geworden; jetzt mußten sie sich noch nachträglich den Hafer verdienen. „Vorwärts, mein Braver!“ rief der Herzog aus dem Sattel nach hinten, wenn der Diener auf seinem minder schnellen Klepper zurückbleiben wollte. Mit klarer Stirn und freiem Blick trabte er in den Morgen hinein und schaute sich nicht einmal um. Und so ungeduldig eilte er voran, daß man meinen konnte, die Trompete hätte schon dem Regiment Roussillon zum Aufsitzen geblasen, und der Herr Oberst fürchte, zu spät zu kommen.

An der Fähre von Rueil gab es einen Aufenthalt. Ein Trauergeleit setzte gerade über den Fluß. Der Sarg, auf dem ein Degen und eine Feldbinde den Stand des Toten bekundeten, war in einem Reisewagen mühselig untergebracht; zwei jugendliche Bediente hielten mit brennenden Kerzen die Wache dabei, und einige Berittene bildeten das Gefolge.

Bellecourt fragte höflichkeitshalber einen Graubart, der die kleine Schar kommandierte, wer es sei, der hier seine letzte Fahrt tue.

„Es ist unser junger Herr,“ antwortete der Alte, „der Herr Baron von Crévic.“

Der Herzog sann nach. „Crévic?“ erwiderte er. „Ich kannte einen Fähnrich der grauen Musketiere dieses Namens.“

„Ebendieser ist es, Euer Gnaden, der letzte seines Stammes. Wir bringen die Leiche nach dem lothringischen Schloß der Herren von Crévic. Unsere gnädige Frau Baronin wird den Tod des einzigen Sohnes nicht lange überleben.“

„Welche Krankheit hat ihn denn so schrecklich schnell dahingerafft? Die abscheulichen Blattern etwa? Sie sollen ja neuerdings in Paris wüten.“

Der Greis schüttelte trübe den Kopf. „Nicht die Blattern, Euer Gnaden, und keine Krankheit,“ versetzte er. „Herr von Crévic ist im Duell gefallen.“

„Ah! Und wer war sein Gegner?“

„Der Herr Graf von Guiche.“

„Guiche?!“

Bellecourt schrie es fast. Er zuckte unter dem Namen zusammen wie von einem Peitschenhieb getroffen. Die jähe Empfindung teilte sich unwillkürlich seinem Pferd mit; es bäumte sich hoch auf, und er hatte Mühe, es zu beruhigen. Inzwischen gab der Alte seinen Leuten das Zeichen zum Weitermarsch, und der kleine Zug haspelte sich auf der holperigen Straße langsam ostwärts. Der Herzog betrat das Fährboot. Mit tiefgefurchter Stirn und die Augen starr nach innen gerichtet stand er im Bug des plumpen Fahrzeugs. Er hielt den Hut in der Rechten und ließ sich vom Wind, der über dem frühlingsmäßig angeschwollenen Fluß frischer wehte, das Haar zerzausen.

Um die Mittagsstunde ritt er durch das Tor von Neuilly in Paris ein. Auf den Straßen ging es hoch her. Vor den Werkstätten der Waffenschmiede und Sattler drängten sich Edelleute und Offiziere, die ihre kriegerische Ausrüstung zu vervollständigen trachteten, und er mußte oft anhalten, um das eine Mal auf eine freundschaftliche Frage Auskunft zu geben, das andere Mal einen übermütigen Kameradengruß zu erwidern. Ehe er sich's versah und ohne daß er es eigentlich beabsichtigt hatte, war er

Digitized by Google

mit Herrn Bittard des Portes und dem Marquis von Salignac übereingekommen, im Gasthaus zu den drei Königen zum Abendessen zusammenzutreffen. Keiner aber von denen, die das Wort an ihn richteten, versäumte hinzuzufügen: „Und holla, Bellecourt, hast du schon gehört? Guiche hat Crévic, den armen Teufel, abgestochen.“ Wohin er auch hörte, in aller Munde war der Zweikampf, und immer wieder wurde sein Ohr von dem Namen Guiche gepeinigt.

Ersichtlich hatte sich der Graf durch das Duell keine Gönner erworben. Der Sieg einer erprobten Klinge über ein Kind von achtzehn Jahren wog allzuleicht, und wäre nicht die Rücksicht auf die adelige Ehre des Gefallenen gewesen, so hätte wenig gefehlt, daß man es Guiche zur argen Schande anrechnete, überhaupt gegen den jungen Baron von Crévic in die Schranken getreten zu sein. Auffällig blieb das Verhalten des Königs. Ludwig hatte, offenbar im Banne seiner alten Befangenheit, nur verächtlich geäußert: „Wer konnte von Herrn von Guiche etwas anderes erwarten?“, aber er hatte ihm nichts von Verbannung sagen lassen, und so galt es für ausgemacht, daß der Graf am pfälzischen Feldzug an der Spitze seines Kavallerieregiments teilhaben würde.

Bellecourt stattete noch am Nachmittag dem Kriegsminister in Versailles einen Besuch ab. Louvois hieß ihn nach der Rückkehr von der Trappe willkommen und beglückwünschte ihn zu der außerordentlichen Gunst, die ihm zuteil geworden war. Denn es war noch nie erlebt worden, daß die Majestät ohne eine ausdrückliche Bewerbung ein so ausgezeichnetes Regiment, wie Roussillon eines war, verliehen hatte. Der Herzog verneigte sich stumm. Er war durch den Umsturz seiner ganzen Lebensführung und durch die einander überhastenden Ereignisse des Tages dermaßen benommen, daß er nichts Rechtes auf die Schmeichelei zu erwidern wußte. In seiner Verwirrung wollte er sich mit einem mühseligen Scherz einen guten Abgang schaffen. Hiebe habe er allerdings in der Trappe führen gelernt, bemerkte er, aber es seien Geißelhiebe gewesen; sei er etwa darum Reiteroberst geworden? Der Minister schaute erstaunt auf. Er hielt die Antwort für einen Zynismus, der sie gar nicht war, und lächelte beifällig. Zum Schluß der Audienz gedachte auch er des Todes des Fähnrichs Crévic. Er ließ seine Entrüstung geflissentlich schillern, verglich Guiche mit dem Don Juan des jüngst verstorbenen Herrn Molière und wünschte ihm zu guter Letzt das gleiche Schicksal: daß er sobald wie möglich vom Teufel geholt werde. Was dann geschah, erzählte er alsbald nicht ohne Verwunderung seinen Freunden: Herr von Bellecourt, der sich bereits zum Gehen gewandt hatte, sei unversehens stehen geblieben, habe sich hoch aufgerichtet und klar und deutlich erwidert: „Es genügt nicht, daß ihn der Teufel holt. Don Juan muß überwunden werden!“ Darauf habe er das Zimmer verlassen.

Und er fügte hinzu: „Man sagt, der Herr Herzog und Guiche hätten eine ungespielte Revanchepartie laufen. Dann mag sich das Gräflein hüten! Bellecourt hat die Karten aufgenommen. Jetzt kommt es darauf an, was er für Trümpfe darunter hat.“ —

Am Abend wurde es in den drei Königen eine laute Tafel. Bittard des Portes und Salignac hatten noch mehrere Kameraden eingeladen, und es wurde gut gegessen und noch besser getrunken. Man siegte ein wenig im voraus und schnitt manchem Feind den Kopf ab, ohne daß ein Tropfen Blut floß. Der Stillste in der Runde war Bellecourt. Er lachte gutmütig zu den harmlosen Prahlereien, wie er es auch nicht verschmähte, auf den Sieg sein Glas zu leeren. Erst als der Marquis von Salignac auf den berüchtigten Zweikampf des Grafen Guiche zu reden kam, merkte er gespannt auf. Herr von Salignac gab den Bericht eines Freundes wieder, der bei dem Duell zugegen gewesen war. Er fiel mit derben Worten über Guiche her und schloß, auf eine Schüssel mitten auf dem Tisch deutend: „Nach allem, was mir Bassart eidlich versicherte, war es schwerer, diesem Kapaun den Hals abzuschneiden, als den armen Jungen aufzuspießen.“ Gleich darauf aber flutete eine neue Welle kriegerischen Gesprächs heran und schwemmte Sieger wie Opfer aus den Köpfen und von den Zungen fort.

Als schließlich auch die Nachspeisen abgetragen waren, verspürten die meisten Gäste noch keine Lust zur Heimkehr. Bittard des Portes, ein Edelmann aus der Touraine, der ein Schöngeist war und im Verdachte stand, einige hübsche Verse hervorgebracht zu haben, schlug vor: „Laßt uns zu Ninon gehen!“ In hellem Jubel stimmten die übrigen zu. Nur Salignac meinte bedenklich: „Werden wir auch nüchtern genug sein? Ninon ist ebenso alt wie schön, wie geistreich, wie boshaft und kann betrunkene Männer für den Tod nicht leiden.“ Aber Bittard entgegnete lachend: „Soeben hast du eine ganz erträgliche Bemerkung gemacht und im Notfalle will ich gern euren Wortführer spielen. Bei uns in der Touraine blüht die Blume des Witzes erst richtig auf, wenn man sie mit edlem Wein begießt.“

Digitized by Google

Die kleine Schar begab sich nach dem unfern gelegenen Hause des Fräuleins von Lenclos und sah sich dort, wo man zufällig auch festlich geschmaust hatte, gleichgestimmt aufgenommen. Vittard entschuldigte den späten Einbruch mit ein paar artigen Sätzen, und Ninon gewährte ihm auf ihre leichte Art nach einem kurzen Redekampf die erflehte Verzeihung, wie sie sagte, um so lieber, als gerade die Unterhaltung sich, von aller gutfranzösischen Fröhlichkeit abirrend, allzu ausschließlich mit einem gewissen Übeltäter der jüngsten Zeit befaßt habe, der sogar zuletzt mit dem Don Juan, sowohl dem possenhaften der italienischen Schauspieler, wie dem ernsthaften ihres leider dahingeschiedenen Freundes Molière, verglichen worden sei. Der Vergleich liege für einen geistreichen Salon freilich allzunahe, aber er sei nun einmal heute in aller Munde.

Wie sie dies auf eine spaßhafte Art, skandierend wie ein pathetischer Liebhaber, vorbrachte, betrat als letzter der unvermuteten Gäste Bellecourt den Saal, dunkel gekleidet nach seiner Gewohnheit und keineswegs, nach seiner Miene zu schließen, auf Lachen und Scherzen gestimmt. Ein Schweigen befiel die Versammlung und hielt an, als er vorschritt, um Fräulein von Lenclos die Hand zu küssen. Er spürte selbst das erkältende Befremden, das er erregte, stelzte steifer und neigte sich gemessener, als es die Umstände erheischten, — da rief eine angeheiterte Stimme plötzlich in die Stille hinein: „Siehe da, der steinerne Gast!"

Und sogleich fand sich eine zweite dazu, die in dem Tone eines abgerichteten Lakaien plärrte: „Aber der Herr Graf von Guiche bedauern, der Herr Graf sind nicht zuhause."

Das Schweigen vertiefte sich und brütete über einem Ausbruch. Ninon aber begriff im Augenblick alle Möglichkeiten, die der Ulk gebären konnte. Blitzgeschwind drehte sie sich um, hob ihre feine Figur und streckte die schönen Arme beschwörend aus. „Wer noch einmal in diesen Mauern den Namen des Herrn von Guiche nennt," sprach sie, „der sei verbannt daraus für ewige Zeiten!" Danach griff sie in ihren Busen und besprengte die Gäste gleichsam mit Weihwasser, dreimal, wie bei einer Teufelsaustreibung.

Alle fügten sich und klatschten Beifall. Nur eine einzige Baßstimme polterte täppisch: „Darum bleibt Crévic, der gute Junge, doch tot."

Ninon schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein," versetzte sie, „der arme Crévic ist nicht tot. Wenn Graf Guiche — vielleicht eben jetzt — wieder in den Armen der Frau Marquise von Livry schwelgt, wer weiß, welcher von beiden der lebendigere ist, er oder der tote Herr von Crévic. Es gibt nur eines, das wahrhaft tötet."

Sie war im Begriff, die Spannung selbst zu lösen, da fragte mitten in die Erwartung hinein bleiern schwer der Herzog von Bellecourt: „Was ist das, Fräulein?"

Die Munterkeit der Schönen gefror vor seinem Blick. Aber sie faßte sich sogleich und antwortete leichthin: „Das wissen Sie nicht, Herr Herzog? Erfahren Sie denn: nur das Lächerliche tötet."

⁂

Alles dies geschah an einem Sonnabend. Den Sonntag darauf empfing die Königin in Versailles die Pairs mit ihren Damen. Sie hatte wieder einmal eines ihrer Wochenbetten, das fünfte und letzte übrigens, hinter sich. Die dürftigen Prinzlein und Prinzessinnen, die darin geboren wurden, flackerten stets nur kümmerlich wie schlechtgegossene Lichter und erloschen auch wieder, den Dauphin ausgenommen, nach wenigen Tagen oder Wochen. Die Mutter bestattete und beweinte sie nach dem vorgeschriebenen Zeremoniell, aber in einem Winkel gewissermaßen, weitab vom Mittelpunkt des Hofes, dem König, dem vor Tränen und Trauer wie vor Pest und Aussatz graute. Mit dem feierlichen Empfang fügte sich nun Maria Theresia der höfischen Gesellschaft wieder ein, um aufs neue neben Frau von Lavallière und der Marquise von Montespan die undankbare Rolle der rechtmäßigen Gemahlin zu spielen.

So leicht Ludwig die Pflichten des Gatten nahm, so streng forderte er vom Hofe, daß der Königin alle Ehrfurcht erwiesen wurde. Er schritt an dem sonnigen Morgen als erster mit seiner stolzen Anmut die Stufen zu dem Vorplatz hinauf, auf dem Maria Theresia unter einem offenen Zelt aus roter Seide Platz genommen hatte, und stattete ihr allen voran den schuldigen Glückwunsch ab. Frau von Lavallière hatte sich entschuldigt, aber die Montespan war mit ihrer prahlerischen Schönheit hinter dem Sessel der Herrscherin als Palastdame aufgepflanzt. Durch Schnüren des Mieders verbarg sie mit Mühe den siebenten Monat ihrer Schwangerschaft.

Bellecourt hatte sich nach Versailles begeben, um vielleicht dem Könige zu danken und um jedenfalls nicht zu fehlen, wo alle anderen zugegen waren. Überdies war er seit Jahren Ehrenoberkämmerer der Königin. Aber alsbald war er ersucht worden, für den Herzog von Beauvilliers, den ein Gichtanfall daniedergeworfen hatte, die Aufgabe des Einführers zu übernehmen. Es lag ihm

Digitized by Google

ob, die Pairs, die an diesem Tage mit ihren Gemahlinnen erschienen, zu der Monarchin zu geleiten und ihr die Namen zuzuflüstern. Bellecourt weigerte sich nicht und waltete mit seiner besonnenen, steifen Würde des überkommenen Amtes.

Während der spanische Botschafter der Herrscherin in langer, wohlgesetzter Rede die Glückwünsche des väterlichen Hofes darbrachte, überschaute der Herzog von der Höhe der Treppe aus das Gewimmel der Gratulanten, die sich je nach ihrem Range bereits zum Zuge geordnet hatten oder sich auch noch in regellosen Gruppen unterhielten. Plötzlich gewahrte er die Dame im Fenster, wie er die Schöne, die in St. Germain das Opfer des Fernrohrs geworden war, insgeheim zu nennen sich gewöhnt hatte. Sie war es unverkennbar; das reiche, strohblonde Haar und vor allem die flachen, schwarzen Augenbrauen ließen keinen Zweifel übrig. Auch der Herzog von Lude, ihr damaliger Partner, pirschte in ihrer Nähe herum, begrüßte sie, durchaus förmlich natürlich, und ging mit einer kühlen Verbeugung wieder von dannen. Unfern von ihr stand in merkbarer Vereinsamung der Graf von Guiche. Nur der jüngere Condé, sein immerwährender Kumpan, durchbrach einmal den Ring der Absonderung zu einem kurzen Gespräch.

Inzwischen hatte der Botschafter seine Ansprache beendet, und die höfische Pflicht rief den Herzog nach dem Zelt der Königin zurück. Einförmig wallte die Schar der adeligen Paare vorüber. Ein Name wurde halblaut genannt, eine tiefe Verneigung rauschte, und Maria Theresia lächelte, lächelte immerzu wie ein pfuscherisch gemalter Puppenkopf, solange, bis aus dem Lächeln ein Grinsen wurde und keiner mehr wußte, lachte die Königin oder weinte sie. Aber niemand scherte sich darum. Gegen die Lehne des Thronsessels stützte die Marquise von Montespan ihren schweren Leib.

Nur einmal wachten die Königin, Frau von Montespan und das gesamte Gefolge noch auf. Das war, als der Einführer, der Herzog von Bellecourt, ganz anderen Tones wie bislang, mit einem Klang tödlichen Erschrockenseins, gebrochen und wiederum gewaltsam, meldete: „Der Herr Graf von Guiche und die Frau Gräfin von Guiche." Aller Blicke richteten sich auf ihn. Aber es war nichts Außerordentliches an ihm zu bemerken, höchstens daß seine Augen etwas zu lange an der schönen Gräfin hangen blieben. In dem gleichmäßigen Nacheinander des Zuges klaffte darüber eine kleine Pause.

In der Tat lohnte es sich, Frau von Guiche nachzuschauen. Sie übte auf viele Männer einen starken Zauber aus. Die Kenner der Frauenschönheit behaupteten, sie vereinige als ein seltenes Naturspiel die Eigenschaften der Blondinen und Brünetten in ihrer reizenden Person auf die vollkommenste Weise. Ihr feines Antlitz war das verheißungsvolle Zeugnis davon. Die weißeste Haut war nur auf den Wangen von leisem Rosa getönt, und über der Stirn bauschte sich üppiges, welliges Haar, so gelb wie reifer Hafer, aber über den dunkeln, lachenden Augen wölbten sich, wie von einem Pinsel, nur in etwas zu flachem Bogen, gezogen, tiefschwarze Augenbrauen.

Maria Theresia verstand gar nichts von dem Zwischenfall. Aber die Montespan lief rot an im Gesicht vor Zorn. Sie verteidigte ihre Macht über den König mit rasender Eifersucht und empfand jeden bewundernden Blick, den auch der niederste Stallknecht in ihrer Gegenwart auf eine andere warf, als herannahende Bedrohung und Demütigung. Für diesmal hätte sie sich, besonders in Ansehung ihres Zustandes, die Erregung sparen können.

VII

Am Morgen des nächsten Tages, des Montags, trugen die Läufer des Herzogs von Bellecourt Einladungen zu einer Abendtafel im Hause der Bellecourts zu St. Germain aus. Die Gäste wurden auf den nun wiederum folgenden Tag, den Dienstag, gebeten. Es handelte sich dabei keineswegs um etwas Außergewöhnliches. Die drei starken Meilen nach St. Germain bedeuteten für jeden gutberittenen Kavalier bei der währenden Jahreszeit nichts anderes wie eine Lustbarkeit, und das wundervolle Frühlingswetter verbürgte ohne weiteres einen köstlichen Aufenthalt im lieblichen Seinetale. Trotzdem waren die Schreiben in einem fast feierlichen Stile abgefaßt, und jedes war noch obendrein mit einem besonderen Schnörkel behangen, indem zum Schluß eine geradezu düstere Beschwörung beigefügt stand, dieser Einladung um jeden Preis zu folgen, da es sich um höchst wichtige Ereignisse handle. Die Boten waren gehalten, das Ja oder Nein der Geladenen sogleich zu erbitten.

Der Herzog nahm die Antworten achtlos entgegen. Nur als der Läufer Firmin, den er zum Grafen Guiche gesandt hatte, ihm den gesiegelten Bescheid überreichte, machte er große, starre Augen und riß das Schreiben so hastig an sich, daß der junge Bursche irgendeinen Verstoß begangen zu haben glaubte und wie ein begossener Pudel davonschlich. Guiche sagte zu. Erst jetzt fiel es Bellecourt auf, daß der Plan, den er in der

Digitized by Google

Nacht ersonnen und am Morgen sogleich ins Werk gesetzt hatte, jämmerlich in sich zusammengebrochen wäre, wenn der Graf, der seit Jahren sein Haus gemieden hatte, etwa bereits eine andere Einladung angenommen gehabt hätte oder unter einem beliebigen Vorwande ferngeblieben wäre. Diese Erwägung war ihm aber nie in den Sinn gekommen. Jetzt entsetzte er sich hinterdrein vor seiner Unüberlegtheit; sie erschien ihm fast geheimnisvoll, und er hielt es geradezu für ein Zeichen der Vorsehung, daß just das Unerwartete Tatsache geworden war: Guiche stellte sich ein.

Von dem Dutzend der übrigen Teilnehmer, die mit an der Tafel hatten sitzen sollen, blieb, den Gastgeber selber eingeschlossen, gerade noch die Hälfte übrig. Neben einigen anderen Herren hatte der alte Herzog von Larochefoucauld sich entschuldigt. Dagegen versprachen sich außer Guiche einzufinden der Herzog von Grimont, Bellecourts Schwiegervater, Condé der Sohn, Herr von Latour du Pin und die klatschmäulige Schranze Langlée.

Der Herzog überlas noch einmal die eingelaufenen Briefe und schichtete sie dann übereinander. Seine große Hand lastete schwer auf den Papieren und knitterte sie leicht zusammen oder gab sie wieder frei, je nachdem sich seine Finger krampften oder lösten. Nach einer Weile läutete er den Haushofmeister herein und hieß ihn alle Vorbereitungen für die Mahlzeit in St. Germain treffen. Danach — seufzend gestand er es sich ein, — hatte er in dieser Sache nichts mehr zu tun.

Es war ein Glück, daß andere Angelegenheiten ihn desto gebieterischer bedrängten. Es galt, den Intendanten für die Zeit der Abwesenheit anzuweisen und mit dem Erzieher der Kinder zu beraten. Daneben lag seine soldatische Ausrüstung sehr im argen; er mußte sie ergänzen. Vor allem aber hatte er sich für den Feldzug beritten zu machen. Im Reiterhandgemenge stand mehr auf dem Spiele als bei einer Reise oder auch bei einer Jagd, für die sein Stall noch leidlich ausgestattet war, und obendrein mußte man derzeit schnell bei der Hand sein, wenn man nicht als letzter teuer und schlecht kaufen wollte. Vom Futtermeister erfuhr er, daß am Tor der Dauphine ein Roßkamm namens Aubac ein Paar schöner, flinker Normannen für hohes Gewicht feilhalte. Er sprach bei dem Manne vor und fand wirklich zwei passende Pferde. Die geforderte Summe konnte für angemessen gelten, denn so schwere Reiter wie er waren immerhin selten und darum oft nicht zufriedenzustellen. Während er mit dem zähen Händler noch marktete, ritt der Herzog von Lude in den Hof ein. Er hatte sich eine englische Stute zu einem Probegalopp satteln lassen und kehrte sehr ungehalten zurück. Das störrische Tier hatte nicht ein einziges Hindernis angenommen, sondern war vor jedem Graben und jeder Hürde pünktlich ausgebrochen. Wie sich der Gauner Aubac eine Attacke auf einem solchen Rabenaas geritten vorstelle, fragte er. Der Roßkamm hatte offenbar ein schlechtes Gewissen und beeilte sich, dem Herrn Herzog einen anderen Gaul von ganz ausgezeichneten Eigenschaften anzubieten; ob der Herr Herzog ihn sogleich oder am Nachmittag zu probieren geruhen wolle? „Nein," schnauzte Lude. — Dann vielleicht morgen früh? — Auch nicht. — Oder dann doch morgen, am Dienstag, nachmittag? — Lude schlug eine Lache an. — „Erst recht nicht," schalt er, „morgen nachmittag bin ich in St. Germain." Und indem er sich an Bellecourt wandte, fuhr er erläuternd fort: „Der Förster hat eine Wölfin ausgemacht, die eben geworfen hat. Wir wollen das Nest ausheben." Darauf wurde dann der Mittwoch ausbedungen, und der polternde Kunde verließ den Hof.

Aubac dienerte unterwürfig und dachte schmunzelnd bei sich, daß grobe Kunden nie lange feilschen. Aber siehe da, auch Bellecourt, der bislang alles zu teuer gefunden hatte, bewilligte nun mit einem Male die letzte Forderung. Der listige Händler wütete über die eigene Torheit. Denn aus dem plötzlichen gedankenlosen Gewähren des Käufers entnahm er unschwer, daß er getrost drei- oder vierhundert Franken mehr hätte fordern dürfen, ohne das Geschäft zu gefährden. Immerhin konnte er den Handel noch als recht gewinnbringend buchen und begleitete den vornehmen Kunden unter vielen Bücklingen bis zum Tor.

Bellecourt sah beim Heraustreten den Herzog von Lude in der Mündung einer engen Gasse verschwinden. Er fühlte sich seltsam erregt: abermals kam das Schicksal seinen Absichten zur Hilfe. Jetzt durfte er gewiß sein, Lude, die zweite der drei Hauptfiguren seines Planes, war morgen in St. Germain, freilich nicht um ein Wolfsnest auszuheben, — daran glaubte wohl auch Herr von Lude selbst nicht; wann hätte je eine Wölfin erst im Mai geheckt? — aber gleichviel: er war da und mit ihm die dritte und letzte Hauptperson.

Der Rest des Tages ging mit Besorggängen auf. Sie wurden meist glatt erledigt. Nur beim Waffenschmied, der das Koller aus Elenhaut hergerichtet und den

Ringkragen geputzt hatte, gab es einen Aufenthalt. Der würdige Meister bat sich den Degen des Herrn Herzogs aus, um nachzuprüfen, ob alles daran in Ordnung sei. Freundlich lehnte Bellecourt ab, aber der Alte beharrte auf seinem Wunsch. „Ich kenne Eurer Durchlaucht Degen," sprach er, „und weiß, es ist eine gute Klinge. Aber Eure Durchlaucht hat sie lange nicht im Ernst geführt. Da könnte es sein, eine Schraube hat sich gelockert oder es ist sonstwie ein Nachteil entstanden." Der Herzog tat ihm den Willen, und wirklich fand sich die Befestigung der Klinge leicht gelöst. Behäbig schmunzelnd, weil er recht behalten hatte, behob der Graubart sogleich den Schaden und schwatzte dazu: „Nun stellen sich Eure Durchlaucht die klobige Battuta eines deutschen Reiters vor oder aber daß Eure Durchlaucht selbst im kunstmäßigen Gefecht einen Gegner hätten desarmieren wollen, — wie wäre das übel abgelaufen!"

Der Herzog nickte gütig, als er die ausgebesserte Waffe zur Hand nahm, und führte spielerisch ein paar Stöße damit. Plötzlich, sah er in einer Vision Guiche sich gegenüber aber ebenso schnell gefaßt brachte seine Rechte gegen die Finte des Grafen Parade und Nachstoß. „Va bene," lobte der Waffenschmied, „gegen diese Folge heißt es auf der Hut sein." Und er erklärte bescheiden: „Ich habe in Mailand die edle Fechtkunst selbst erlernt und oft den italienischen Meistern zugeschaut." Er rieb noch die Klinge des Degens mit einem weichen Leder ab, gab ihr dann einen Hauch von feinem Öl und barg sie schließlich in der Scheide. „Die heilige Jungfrau schütze Eure Durchlaucht vor den Ketzern!" sprach er an der Tür.

Bellecourt reichte ihm die Hand. Heiß war es in ihm aufgewallt. Es war nur zu leicht möglich, daß er morgen seine Waffe höchst nötig haben würde. Dank der ehrlichen Gründlichkeit des Meisters trug er sie nun zu allem fähig und bereit an der Linken. War das nicht wiederum ein Zeichen?

Aber in der Nacht geriet alles, was sich tagsüber fest verhärtet hatte, von neuem ins Fließen und wandte sich wider ihn. Todmüde von der Hast der vielen Geschäfte hatte er sich auf sein Lager geworfen und war sogleich in einen tiefen Schlaf gesunken. Mit einem Mal indessen jagte es ihn vom Laken auf, als sei er auf Nesseln gebettet. Was er ersonnen und begonnen hatte, dünkte ihn falsch und schlecht, und seine Seele trieb wiederum ohne Steuer auf dem Meere der Ratlosigkeit. Aus dem Sturm seiner Gedanken erhaschte er einen Fetzen Erinnerung an die friedlichen Zeiten in der Trappe. Tränen sehnsüchtiger Wehmut schwellten seine Lider, und er meinte, sein Herz würde zerspringen, wenn er es nicht an die Kutte des ehrwürdigen Abtes schmiegte. Aber die Trappe war weit, und er hörte in der tiefen Stille seiner Einsamkeit sein Blut unverändert weiter pulsen. Teilen jedoch mußte er seine Not mit irgend jemandem. Er wollte sie zu dem alten Herzog von Larochefoucauld tragen, überzeugt, daß der wahrhafte Durst eines Gewissens auch aus dem Felsen der Skepsis Wasser schlagen werde. Da entsann er sich, daß die Nächte des schwächlichen Greises ihm zur Verzweiflung gemeinhin ohne Schlaf verliefen. Durfte er es wagen, einen so kostbaren Schlummer, der vielleicht gerade als freundlicher Gast eingekehrt war, zu verscheuchen? Und er wickelte sich betrübt wieder aus dem Mantel heraus, den er bereits um sich geschlagen hatte.

Schließlich verfiel er auf Anton Latour, den Jugendgenossen. Er fröstelte zwar vor der kühlen Klarheit seines Wesens, aber er überwand das Unbehagen und verließ das Haus. An dem verschlafenen Pförtner war er vorübergeeilt, ehe noch der erstaunte Mann die Lippen zu einer Frage hatte öffnen können. Draußen geisterte bereits die frühe Dämmerung. Die Straßen waren fahl und tot. Latour wohnte in der Nähe des Louvre bei der Kirche St. Germain l'Auxerrois; der Weg zu ihm war also kurz genug. Aber desto länger währte es, bis der Torhüter herausgeklopft war, und als das alte Weib, das ihn vertrat, endlich begriffen hatte, wem der sonderbare Besuch galt, schlug es sogleich mit dem mürrischen Bescheid, der hochwürdige Herr von Latour sei seit Sonntag in St. Cloud am Hofe Monsieurs, die Klappe wieder zu.

Mit hangenden Armen wanderte Bellecourt zurück. Der Himmel malte sich allmählich immer heller, und schon wurden die ersten Spatzen laut. Ein Mesner lief vorüber, und auch von der Kirche St. Germain her nahten Schritte. Ein Franziskaner klappte auf den Holzsohlen seiner Sandalen nach seinem Kloster auf der Seineinsel. ‚Den hat Gott gesandt!' durchzuckte es den Herzog. Er faßte sich ein Herz und rief halblaut, mit bebender Stimme: „Mein Vater!"

Der Pater mäßigte seine Eile und schaute sich halb um. „Holla?" fragte er in einem übermütigen, burschikosen Tone.

Stockend redete Bellecourt weiter: „Eine Frage, Hochwürdiger, nur eine Frage!"

„Heraus damit, mein Junge!"

„Ist es auch möglich, — das heißt, ich meine, kann man auch Sünden beichten, die

man noch gar nicht begangen hat, die man erst vorhat?"

Der Bruder blieb mit einem Ruck stehen, wobei er ein wenig vornüberschwankte, und blickte den Frager voll an. Ersichtlich kam er von einer Unternehmung, für die er selbst der Beichte und Absolution äußerst bedürftig war. Nun versuchte er, indem sich die Brauen in seinem schlaffen, weinseligen Gesicht krampfhaft hoben, den außerordentlichen Fall zu ergründen; aber er gab das Bemühen bald wieder auf und knurrte kurz: „Narr! Tu, was du nicht lassen kannst. Der Bakel tanzt dir zeitig genug auf dem Buckel."

Damit schürzte er die Kutte und klabasterte davon, um noch rechtzeitig den ungestraften Einschlupf in seinen Bau zu erwischen.

Der Herzog sah sich aufs Pflaster gesetzt und horchte betroffen hinter den Sandalen drein, bis das Klippklapp verhallt war. Mit aller Kraft sträubte er sich dagegen, auch dieses jüngste Erlebnis als Fügung zu betrachten. Indessen beschloß er doch, nach weiteren Beratern sich nicht mehr umzutun, sondern den Dingen endgültig ihren Lauf zu lassen, und kehrte heim. Beim Pförtner vorübergehend legte er unwillkürlich den Finger an die Lippen, als ob er sich zu schämen Ursache hätte, und erhielt denn auch zu seiner Pein in einem zweideutigen Grinsen des verlegenen Mannes die Quittung.

VIII

In St. Germain empfing der Haushofmeister die Gäste am Tor, begleitete sie auf die vorbereiteten Zimmer, damit sie sich vom Staub der Reise reinigen konnten, und führte sie dann zu seinem Herrn.

Als erster langte Bellecourts Schwiegervater, der Herzog von Grimont, an. Er war dem achtzigsten Jahre näher als dem siebzigsten und bediente sich daher eines bequemen Wagens. Nachdem er bereits von einer ersten Frau vier wohlgeratene Söhne gehabt hatte, war er, verwitwet, eine späte zweite Ehe eingegangen und hatte auf Madeleine, das einzige Kind aus dieser Verbindung, alle Zärtlichkeit seines Herzens gehäuft. Um so härter warf ihn der schmachvolle Tod des vergötterten Wesens danieder. Aber ebenso tief wie die Liebe zur Tochter wurzelte die Achtung vor den Gesetzen adeliger Ehre in ihm, und fortan wachte er mit peinlicher Sorgfalt darüber, daß dem Vater wie dem Edelmann in seiner Brust das gleiche Maß zugemessen wurde. Über diesem schmerzlich aufreibenden Abwägen war ihm allmählich die Herrschaft über seinen Verstand ein wenig entglitten; vielleicht nagte auch Alterstorheit an ihm. Meist redete er durchaus vernünftig, mitunter jedoch lachte er ohne alle Ursache auf eine häßliche Weise und zeigte Anwandlungen von schmutzigem Geiz und heimtückischer Bosheit. Seinen Schwiegersohn liebte er angeblich aufs inbrünstigste; in Wahrheit aber haßte er ihn aus Herzensgrund als den Mörder seines Kindes.

„Sohn," begann er in seiner mümmelnden Sprache, „Sohn, wenn du mir nicht teuer wärest wie — ach, lassen wir das! — ja also, wenn du mir nicht unendlich teuer wärest, dieser Einladung hätte ich um ein Haar nicht Folge geleistet. Weißt du nicht mehr, was hier in St. Germain geschehen ist?"

Bellecourt geleitete den Greis fürsorglich zu einem bequemen Stuhl. „Ich weiß es, Vater," versetzte er ruhig.

Der Alte nickte schlau. „Nun ja," brummelte er, „es geht nicht an, ein so schönes Besitztum brach liegen zu lassen. Man muß es doch benutzen. Da kann man recht wohl einmal gute Freunde darin bewirten. Aber das hab' ich immer bei mir gedacht, du solltest das Schloß verkaufen, Sohn!"

„Vierhunderttausend Livres," meckerte er in sich hinein, „vierhunderttausend Livres zahlt dir jeder Gernegroß dafür, vielleicht sogar eine halbe Million!" Glückselig schluchzend wiederholte er: „Eine runde halbe Million!"

Als Bellecourt mit einer unbestimmten Gebärde ablehnte, fuhr er maulend fort: „Statt dessen lädst du mich hierher ein, — mich hierher!"

Und plötzlich keuchte er: „Was wühlst du wieder in der alten Wunde? Du hast Madeleine getötet, und ich habe dich gelobt darum. Aber jedes neue Jahr ist ein milderer Richter, und ich habe ihr längst verziehen. Sie brennt, Sohn! Die einen, Unerbittlichen, sagen mir: zutiefst in der Hölle, die anderen, die einen alten Mann nicht ganz ohne Trost abziehen lassen wollen, gönnen ihr wenigstens das Fegfeuer. Oh, die Jungens schelten mich schon wegen der vielen Seelenmessen, die ich für sie lesen lasse. Aber ich halte das Meine ja sonst zusammen. Nicht wahr?"

Dicke Tränen tropften ihm über die Wangen herab, und er suchte sie vergebens zu trocknen. Die dürren, zitternden Hände wischten beharrlich daran vorbei.

Bellecourt antwortete nach einer Zeit sehr milde: „Nein, Vater. Madeleine brennt nicht, weder im Fegfeuer, noch in der Hölle. Sie ist in der Glorie."

„Sie — ist — in der — Glorie?!"

„Ja, Vater."

„Wie meinst du das, mein lieber Sohn?"

„Ihr ewiges Teil hat nie gesündigt,

Digitized by Google

Im Dachstübchen
Gemälde von Carl Spitzweg
(In der Neuen Pinakothek zu München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Vater. Nur was von Anbeginn sündig an ihr war, ist der Verführung zum Opfer gefallen. Sie selbst ist ohne Makel."

Mit lallenden Lippen, aber Wort für Wort — und genau hatte er sich die Versicherung des Sohnes eingeprägt, — wiederholte Grimont die neue Himmelsbotschaft. Seine alten Augen leuchteten auf dabei. „Nein," verzweifelte er schließlich dennoch, „sie ist ohne Reue und Buße gestorben."

„Ohne Reue?" erwiderte Bellecourt. „Oh, Vater, sagen Sie das nicht! Der letzte Blick, den sie aufhob zu mir, war der eines Engels, und nur das eine nimmt mich wunder, daß ich trotzdem vermocht habe, den Engel Gottes zu töten."

Der Greis saß in den Stuhl geknüllt schweigend da. Mit einem Male fing er an zu kichern und geriet über dem Kichern ins Husten: „Dann — hehe, — dann könnt' ich mir vielleicht das teure Geld für die Seelenmessen sparen? He, was meinst du, Sohn?"

Bellecourt wandte sich achselzuckend ab und überließ das schadhafte Gehirn sich selbst.

Nach Grimont wurden zusammen Condé und Langlée eingeführt. Condé war höchst schlechter Laune. Zuvörderst hatte er von der voraufgehenden Nacht her einen wüsten Kopf, und dann empörte es ihn, daß ihm der Zufall das anrüchige Klatschmaul Langlée zum Weggenossen beschert hatte. Er mißachtete Langlée gründlich, weniger als den Glücksritter und Gelegenheitsmacher, der jener war, als weil er als zweifelhaftes Reis auf einem noch zweifelhafteren Stammbaume prangte. Überdies hatte ihn der gerissene Spieler vor kurzem erst um einige zehntausend Livres erleichtert. Er war also während des Rittes übel genug mit Langlée verfahren, hatte ihn öfter in den Straßengraben gedrängt und ihm wacker Staub zu schlucken gegeben. Aber der geschmeidige Bursche, an derlei Späße hoher Herren gewöhnt, hatte sich nichts daraus gemacht. Von Condé hatte er erkundet, daß auch Graf Guiche zum Herzog von Bellecourt geladen war, und seine Fuchsennase witterte sofort, daß es bei diesem Gastmahl leckeres Futter für sein loses Mundwerk absetzen würde. Er begriff recht gut, diesmal sollte er nicht unterhalten, sondern vielmehr Augen und Ohren aufsperren, um nachher desto ausgiebiger zu schwatzen. Als Fama, als lebendige Zeitung trat er in diesem Hause auf.

Herr von Langlée war demzufolge wohlgemut und unterzog sich bereitwillig der Pein, dem alten Herzog von Grimont die Zeit zu vertreiben. Der Greis, der sich selber für einen noch weit gewitzteren Schlaukopf hielt als seinen Partner, suchte ihm das Schloß seines Schwiegersohnes, in dem man sich soeben befand, beiläufig aufzuschwatzen und trachtete daneben, den Falschspielerkniff, den seiner Meinung nach Langlée anwenden mußte, um beständig im Gewinn zu sein, aus ihm herauszulocken.

Währenddessen stand Condé bei Bellecourt. Zäh und ruckweise floß ihr Gespräch. Herr von Condé haßte den Herzog aus keinerlei persönlichem Grunde, sondern vielmehr allein wegen seiner Untadeligkeit, die von einer vollkommenen Vornehmheit nur noch erhöht wurde und das Musterbild der Lebensführung eines großen Herrn gewesen wäre, wenn ihr nicht jeder gefällige leichtere Einschlag gemangelt hätte. Diese unpersönliche Abneigung saß um so tiefer, als sie weder vergelten noch verzeihen konnte. Er war auch nur Guiche zuliebe nach St. Germain gekommen. Der Graf nun wieder hatte ihn einer bestimmten Abrede zum Trotz im Stiche gelassen, und darüber erboste sich Condé weidlich. „Der schöne Herr treibt es ein wenig zu arg," schalt er. „Wer weiß, bei was für einem Frauenzimmer er wieder einmal hängen geblieben ist. Ich werde ihn gehörig aus den Lumpen schütteln."

Glücklicherweise trat nach kurzer Zeit Latour du Pin ein. Er kam von St. Cloud, wohin er dem Beichtvater Monsieurs zur Unterstützung abgeordnet worden war, um dem Gemahl der Pfälzerin die Hölle doppelt zu heizen und ihn von gewissen garstigen Gepflogenheiten abzubringen. Das gab Klatsch und Tratsch. Langlée plätscherte sogleich in der seichten Pfütze, Condé warf seine derben Bemerkungen hinein, daß der Kot hoch aufspritzte, und sogar der alte Papa Grimont meckerte ein Bockslachen dazwischen. Nur Bellecourt blieb abseits und wartete auf den letzten Gast.

Endlich langte Herr von Guiche an. Er fächelte sich die heiße Stirn, aber sein Antlitz war gleichwohl blaß. Ungestüm begann er sogleich den Anlaß seiner Verspätung zu erzählen. „Eine verteufelte Geschichte!" polterte er los. „Ich komme von Versailles und habe eben Marly hinter mir. Da seh' ich einen Wagen vor mir auf der Straße, einen ganz gewöhnlichen Wagen, nicht zu prächtig, nicht zu schäbig, vier Pferde davor — kurz, einen ganz uninteressanten Wagen. Erst beacht' ich ihn gar nicht, allmählich aber saugt sich meine Teilnahme an ihm fest, und zuletzt glüh' ich geradezu vor Begier, den Wagen einzuholen und zu erforschen, wer darin sitzt. Drei- oder vierhundert Schritt Vorsprung mochte er haben. Ich

Digitized by Google

kitzle meinem Gaul ein wenig die Weichen, und er streckt sich auch, und ich bin schon auf Rufweite heran, — da, dort, wo der Hohlweg nach der Seine hinunterbiegt, — Schluß! Das Vieh lahmt plötzlich, — ein Eisen verloren. Ich mußte froh sein, daß gleich am Eingang von Pont Marly ein Hufschmied wohnt. Also — meine Verzeihung!"

Bellecourt war über die Beichte ebenso blaß wie der Graf geworden. „Oh," wehrte er ab, „was hat das zu sagen, da Sie nun dennoch angekommen sind!"

Guiche aber schloß: „Und ich wette, in der Kutsche saß ein Frauenzimmer, und es ist eine Liebelei im Spiele. Das hab' ich untrüglich in den Fingerspitzen."

Danach rief der Haushofmeister zur Mahlzeit.

Aber noch ehe die Plätze angewiesen wurden, schrie der Herzog von Grimont mit einem Male: „Das — das ist doch Guiche, der — der — der —?" Er wußte nicht weiter, aber bat, jammernd wie ein kleines Kind: „Ich will nicht neben Guiche sitzen. Nicht neben Guiche!" Bellecourt und Langlée nahmen ihn in die Mitte.

Die Tafel war mit allem Prunk gedeckt. Indessen der Saal wie auch der ungefüge Tisch waren zu groß für ein halbes Dutzend Gäste. Die schwarzen Lücken zwischen den einzelnen Schmausenden klafften viel zu weit, als daß der Funke der Geselligkeit sie hätte überspringen können. Mühselig krückte die schwächliche Rede von Mund zu Mund und brach mehr als einmal mittwegs zusammen. Dann krochen die Schatten aus den Ecken des Gemachs hervor, und der Hauch jahrelangen Unbewohntseins schien den weißen Damast, das blinkende Kristall und das gleißende Silber zu überstauben. Die Kerzen brannten dann trüber, die Diener huschten wie Schemen, und die sechs reichen großen Herren saßen wie Gespenster an einem Betteltisch. In einer solchen grauen Stille rief mit einem Male Guiche ganz laut, so daß es an den Wänden widerhallte: „Diese Tafel hat eine Absicht. Ich trinke auf deine Absicht, Bellecourt!"

Er hatte aber den Herzog seit den Jahren der jugendlichen Gemeinschaft nicht mehr mit dem brüderlichen Du angeredet.

Und Bellecourt hob gelassen das Glas und antwortete: „Ich trinke mit dir, Graf Guiche."

Einzig der rote Wein behielt seine Farbe und sein Leben. Deshalb ließen sich die zwei Ahnungslosen unter dem halben Dutzend, Condé und Grimont, auch immer wieder von den Dienern einschenken. Guiche hielt Schritt mit ihnen, denn er verging vor Durst. Die drei Ahnenden aber waren mäßig, Langlée in spitzbübischer Erwartung, Latour in der Obhut seiner priesterlichen Tonsur und Bellecourt, der Wissende.

Sobald nun der Wein seinen Rundlauf in den Adern begonnen hatte, färbten sich die blassen Wangen wieder. Auch die Unterhaltung stieg langsam von dem kippeligen Kothurn herab zum handfesten Reiterstiefel, zum feinen Schuh des höfischen Parketts und schließlich zum weichen seidenen Pantoffel des Schlafzimmers. Die Lichter brannten wieder heller, das Kristall spiegelte sich wieder in dem blanken Silber, und sechs mächtige Pairs speisten wieder üppig zur Nacht. Eigentlich waren es freilich nur fünf, aber Herr von Langlée umlauerte bereits ein über und über verschuldetes Anwesen, das ihm das Marquisat einbringen mußte, und übrigens waren auch noch drei von den fünfen brüchige Leute: der Herzog von Grimont ein armer Troddel, der Prinz von Condé ein Trunkenbold und der Graf von Guiche ein Wüstling. Der Spieler, Kuppler und Zwischenträger war also nicht ganz fehl am Ort.

Der Becher des Herrn von Condé wurde am häufigsten leer. Oft waren die Diener nicht flink genug, ihn von neuem zu füllen. Der Prinz legte Hundehaare auf, wie er sagte. Das wollte bedeuten: er ertränkte seinen Katzenjammer in einem neuen Rausch. Im ersten Zustand pflegte er dann mit Stachelreden um sich zu werfen und mit jedermann anzubinden, ohne dabei den Handel aufs äußerste zu treiben oder ernsthaft anzüglich zu spotten. Vielmehr schwemmte der Wein das Gift der tieferen Bosheit aus seinem Herzen heraus. Diesmal mußte ihm Guiche, sein Busenfreund, gegen den er noch wegen der versäumten Reiseverabredung einen Groll hegte, als Stichblatt dienen, und selbstverständlich nahm er das jüngste Abenteuer des Grafen mit der Kutsche zum Ziel seiner mehr oder minder plumpen Ausfälle. Guiche, solcher Angriffe nicht ungewohnt, parierte mit behenden, schlagenden Erwiderungen und ließ alle Spitzen des Prinzen an seinem feiner geschliffenen Witz abgleiten.

Die beiden Herren gaben, der eine unbewußt, der andere dagegen höchst bewußt, mit diesem Wortscharmützel der Gesellschaft ein unterhaltsames Schauspiel. Denn auch Condé war, wie alle Glieder seines ehrenreichen Geschlechts, solange er noch nicht durchaus umnebelt war, ein gescheiter Kopf. Sie trugen fast allein die Kosten des Gesprächs, die anderen hörten ihnen zu. Lang-

Digitized by Google

lée schnappte begierig nach einigen Verschwiegenheiten, die ihm bisher unbekannt geblieben waren, und überlegte im stillen, wo er sie wohl am vorteilhaftesten verschachern würde. Der alte Herzog aber meckerte allzu lustig drauflos, so daß ihn schließlich ein unendlicher Schluckauf befiel. Mit sachlicherem Behagen genoß Latour die Vorführung; ihn freute der Gegensatz zwischen dem etwas groben Mutterwitz, der noch aus den Falten der Trunkenheit hervorlugte, und Guiches gepflegtem Geiste.

Bellecourt aber betrachtete den Grafen mit großen, staunenden Augen. Er hatte — verzeihlicherweise — in den Monaten nach seiner Rückkehr aus den Tropen nicht eben viel erwogen, daß Guiche seine Siege über die Frauen nur auf Grund gewisser Vorzüge erringen konnte, und erkannte jetzt, wie er ihm als ein zeitweilig Unbeteiligter zuschaute, alle die Schönheiten, um die er ihn früher beneidet hatte, zum andern Male wieder: das edle, leider etwas fahle Antlitz, um das die leichten natürlichen Locken des kastanienbraunen Haares herabflossen, die heitere, offene Stirn, die feine, sanft gebogene Nase, die ein wenig verschleierten Augen, die zwischen Grün und Grau schillernd unvermutet aufblitzten und dann starr festhielten, den kleinen Mund vor allem, der frauenhaft schmeichlerisch, unsäglich höhnisch und unerbittlich tyrannisch sich schürzen konnte, dazu die biegsame, jugendlich schlanke Gestalt, die schmalen, weißen Hände, und alles dies von vollendeter Anmut regiert und zur Schau getragen und belebt von einem wenn auch oberflächlichen, so doch keineswegs gewöhnlichen Geiste.

Eine schmerzhafte Empfindung für den Grafen keimte in ihm auf. Er beugte sich zum Ohre Anton Latours und flüsterte ihm zu: „Gleicht er nicht Luzifer, dem schönsten der verdammten Engel?"

Der Jesuit lachte leise. „Meinst du?" versetzte er bissig. „In fünf oder zehn Jahren wird er Schminke auflegen und sich die Haare färben."

Der Prinz hatte sich inzwischen in seinen zweiten Zustand hineingebechert. Er zog dann zwar immer stärkere Register, aber alle Feindschaft war aus seinem Herzen herausgespült, die Welt erschien ihm immer liebenswerter, und er neigte zu Umarmungen und Verbrüderungen.

„Ach, mein Alter," scherzte er, indem er dem Nachbar derb auf die Schulter klopfte „ich sehe schon, an dir ist Hopfen und Malz verloren. Du pfeifst auf Pfalzburg, Zabern, Weißenburg und alle Festungen, die der Kaiser ins Elsaß hineingebaut hat; du kennst nur eine Festung, und die ist der Weiberrock. Und allerdings, im Sturm darauf bist du ein Daus! Wüßt' ich nur, wie man dich von diesem Sparren kurieren könnte!"

Er trank und blinzelte Guiche listig von der Seite an. „Ich weiß es," schluckte er und fuhr fort, indem er den andern kameradschaftlich in die Hüfte puffte, „man müßte dir Gleiches mit Gleichem vergelten, man müßte dir Hörner aufsetzen, mein Freund. Zum Teufel, ich werde es mal mit deiner Marguérite probieren. Gretchen ist ein schönes Kind, Gretchen hat schneeweiße Haut, Haar wie ein Haberfeld in der Sonne und trotzdem — trotzdem ganz finsterschwarze Guckaugen. He, Bruder, was denkst du dazu?"

Der Graf schwieg. Nun war es zwar bekannt, daß er die eheliche Freiheit, auf die er selber reichlichen Anspruch erhob, auch seiner Gattin ohne Vorbehalt einräumte, aber er drang dafür, wie jedermann wußte, mit rücksichtsloser Härte darauf, daß das Mäntelchen der Ehrbarkeit, so löcherig es auch war, immer über alles, was geschah, ausgebreitet blieb. Die rohe Anzapfung des Prinzen verdroß ihn vollends. Es gewitterte also einen Augenblick auf seiner Stirn. Aber die Wolken zerteilten sich wieder, und er antwortete nach einer Pause mit selbstgefälligem Lächeln: „Frau von Guiche wird stets eingedenk sein, was sie dem Rufe ihres Gemahls schuldig ist."

Latour klatschte laut Beifall, und Langlée nahm sich sofort vor, den geistvoll frechen Witz als erster der Marquise von Montespan zu hinterbringen. Bellecourt aber erschauerte vor soviel Verderbnis und war jäh von seiner Bewunderung geheilt. Gar nichts begriffen hatte Grimont; er wieherte jedoch wie ein Füllen. Condé endlich gab sich geschlagen. Er nahm vom Teller des Grafen eine Handvoll besonders schöner Treibhauskirschen, die jener leckerig sich ausgesucht hatte, und versuchte sie auf den eigenen hinüberzurauben. „Mit dir ist schlecht Kirschen essen," murrte er, „vertragen wir uns wieder, du Tausendsassa!" Und er stand schwankend auf und breitete die Arme gegen Guiche aus. Der aber scheuchte ihn auf seinen Sitz zurück.

Nach diesem Friedensschlusse wollte eine leichte Ermüdung über den Tisch hereinbrechen. Langlée sprang zwar mit seinem Tratsch in die Bresche und gab sich viele Mühe, witzig zu scheinen, aber er richtete nichts Rechtes aus. Der Prinz duselte während seines Gefasels glückselig vor sich hin und vergnügte sich schließlich damit, dem Herzog von Grimont schreckhafte Gesichter zu schneiden. Der Greis geriet darüber so

ins Lachen, daß er über Schlucken und Husten fast erstickte.

Da bat Bellecourt um die Erlaubnis, die Tafel aufheben zu dürfen, und lud zugleich die Gäste ein, oben auf der Bastion in der milden Abendluft die Hitze der Mahlzeit abzukühlen. Er fand einhellige Zustimmung und ließ die Türen öffnen. Ehe er aber den Garten betrat, nahm er im Vorzimmer neben dem Stock auch den Degen und warf ihn in das Gehenk. Die andern taten es ihm, obschon ein wenig verwundert, nach. Es war zwar die übliche Art, beim Spazierengehen in der Öffentlichkeit den Stock in der Rechten, die Linke auf dem Degenknauf zu halten, aber in umschlossenen Parks enthielt man sich meist der Waffe.

Halbe Dämmerung lag noch über der Landschaft, überdies erhob sich eben der volle Mond über die Hügel, zu denen das Gelände aufstieg. Der Herzog beschied daher den Haushofmeister, der Diener mit Fackeln zum Vorleuchten rufen wollte, abschlägig. Er selbst schritt voran, Condé hatte sich in seinen Arm eingehenkt und redete auf ihn ein. „Bellecourt, geliebtes Tugendmuster," bekannte er grobkörnig, „es ist wahr, ich habe dich nie leiden können, aber heute soll nun mal jede alte Hexe eine Venus für mich sein!" An zweiter Stelle führte Langlée den etwas wackeligen Herrn von Grimont. Der Alte zählte ihm geflissentlich die Vorzüge der Besitzung auf. „Jetzt werden Sie den Garten sehen, mein Herr," pries er, „was sage ich Garten! — Den Park! Er ist noch etwas verwildert, zugegeben, aber wenn es Ihnen glückt, Le Nôtre zur Einrichtung zu bekommen, so wird er schöner als die von Versailles, Meudon und St. Cloud zusammen. Und — im Vertrauen — mein Schwiegersohn gibt Ihnen das alles für eine lumpige halbe Million, für den Pappenstiel von einer halben Million."

Hinterdrein schlenderten Guiche und Latour. Nachdem sich ein Abstand gebildet hatte, begann der Graf geradeheraus: „Sagen Sie, Latour, Sie sind Bellecourts Freund, Sie müssen es wissen, — weshalb hat er mich eingeladen?" Er hatte sagen wollen: ‚Weshalb hat er mich hierher eingeladen?‘, aber schließlich hatte er das bedeutsame Wort doch weggelassen.

Der Jesuit schüttelte den Kopf. Er war Bellecourt gram, weil er seine Gewissenszweifel nicht fernerhin ihm anvertraut, sondern sie zu den Trappisten, mit denen die Väter Jesu nicht zum Besten standen, getragen hatte. „Sie überwerten meine Beziehungen zu unserm Gastgeber, Graf," versetzte er. „Ich habe Bellecourt seit Wochen nicht zu Gesicht bekommen. Aber warum soll er Sie **nicht** einladen? frage ich. Er hat letzthin, soviel ich höre, fast einen Monat in der Trappe zugebracht. Herr Le Bouthelier de Rancé nimmt es dort sehr ernst mit der Christenlehre. Möglicherweise — falls Mißhelligkeiten zwischen Ihnen beiden je bestanden haben, worüber ich kein Urteil habe, — handelt Bellecourt jetzt wörtlich nach dem Satz: Liebet eure Feinde?"

Der Graf stieß ein kurzes, rauhes Lachen aus, das alles andre, nur keine Befriedigung mit dieser Antwort ausdrückte, und schwieg fortan.

Der Pfad stieg jetzt steiler zur Bastion empor. Wogen von süßem, schwülem Duft wallten von der Höhe herab. Verloren fiel es Guiche von den Lippen: „Jetzt weiß ich es."

„Was beliebt?" fragte Latour.

„Oh, eine Belanglosigkeit," erwiderte der Graf. „Ich hatte von früher her einen Duft in der Erinnerung und konnte nicht darauf kommen, von welchen Blüten er stammte. Jetzt hab' ich es wieder: es sind Akazien, die so duften."

Wirklich nahm alsbald eine Allee kugelig gestutzter Akazien, von denen die weißen Trauben herabschimmerten, die beiden auf und führte sie zur Terrasse bis vor den Pavillon der Herzogin.

IX

Der Pavillon der Herzogin hatte in der einen Hälfte seiner acht Wandflächen Türen, in der andern Fenster. Mit Ausnahme einer einzigen Tür, die auf der der Terrasse abgewandten Seite nach dem Akazienhain und dem Innern des Parks sich auftat, waren an diesem Abend alle Öffnungen mit Gobelins aus Colberts Fabriken verwahrt. Der kunstfertige Weber hatte die Sage des Endymion dareingewirkt und sich in der Darstellung luftig bekleideter Nymphen eine rechte Güte getan. Im Innern des Raumes waren ein Tisch und sechs weiche Stühle gestellt. Auf dem Tisch brannten die Kerzen zweier vielarmiger Leuchter, knusperige kleine Kuchen lockten auf einer Anrichte, eingemachte Früchte waren dazwischen aufgebaut, und im Eis froren Champagner und Orangenblütenwasser. Seltsamerweise aber wartete nicht ein einziger Diener auf.

Je mehr man sich dem Pavillon näherte, desto unruhiger gebärdete sich der Herzog von Grimont. Er zupfte den Schwiegersohn am Mantel, tuschelte ihm ins Ohr und suchte ihm etwas auszureden. Aber Bellecourt achtete seiner nicht, sondern hielt erst in der Tür zu dem achteckigen kleinen hellen Saal

Digitized by Google

inne. Da jammerte der Greis mit flehend aufgehobenen Händen: „Hier soll ich sitzen? Sohn, hier soll ich sitzen?!" Bellecourt sah ihn fest und gebietend an und geleitete ihn selbst zu seinem Platze, breitete ihm auch eine Decke aus Rehfellen über die Kniee. Der Alte ließ alles mit sich geschehen und tupfte nur bisweilen die tränenden Augen.

Condé begrüßte indessen frohgemut den Champagner.

Als Guiche den Herzog in der Tür des Pavillons erblickte, nur den mächtigen schwarzen Schatten gegen den lichten Hintergrund, stockte er einen Augenblick. Dann aber reckte er sich straff auf und schritt weiter. Latour blieb staunend ein wenig zurück. Auch er wußte wie die andern mit Ausnahme des Prinzen und Langlées, daß in dem Pavillon Madeleine von Bellecourt überrascht und getötet worden war.

Bellecourt lud zum Niedersitzen ein. Er habe oft erprobt, daß die Diener zu viele Brocken von dem Gespräch der Herren aufschnappten, sagte er, deshalb bitte er jeden, sich selbst mit Backwerk und Früchten, mit Wein oder Eiswasser je nach Gelüsten zu versorgen. Er holte noch rasch eine Flasche herzu und stellte sie nahe zum Prinzen. Dann hob er das Glas grüßend gegen die Gäste. Aber seine Hand zitterte, und er verschüttete den Wein.

Herr von Langlée hatte das trübe Schweigen zu Beginn der Gasterei als eine Verletzung allen guten Tones empfunden. Jetzt beeilte er sich, seine Zunge spielen zu lassen, um seinen Ruf eines gewandten Plauderers wiederherzustellen. Er sprach, da der höfische Quark ersichtlich genugsam breitgetreten war, zur Abwechslung vom Theater. Nachdem er auch auf den Brettern allen Kehricht zusammengefegt und durch sein loses Maulwerk gesiebt hatte, ging er auf die Stücke der Spielzeit ein und heftete ihnen nicht minder hämische Zettel an. Aber trotz allem behielten die Minuten bleierne Füße, und er merkte zu seinem wachsenden Erstaunen, daß sie desto langsamer liefen, je schneller er redete. Endlich meinte er den erlösenden Einfall gefunden zu haben.

„Eine interessante Neuigkeit, ihr Herren," rief er, „eigentlich fast unglaublich, aber soweit meine Erkundigungen reichen, als wahr verbürgt. Es ist Ihnen ja wohl bekannt, daß die Italiener im Bourbon für ihre Stegreifkomödie wieder einmal den alten braven ‚Don Juan' hervorgesucht haben. Wissen Sie, in wessen Maske der unverschämte Scala demnächst den Don Juan spielen wird?"

„Nun?" fragte höflich Bellecourt.

„In der Maske des Herrn Grafen von Guiche!"

Guiche hatte sich bisher angelegentlich damit befaßt, die Gobelins zu betrachten. Dazwischen trank er kleine Schlucke Champagner. Aber obwohl sich sein Glas dicht bereifte, war ihm das Getränk noch nicht kalt genug. Er warf Eisstückchen hinein und schien seine Lippen daran zu kühlen. Über die Neuigkeit Langlées zuckte er nur hochmütig die Achseln.

Condé dagegen nahm den Fehdehandschuh auf. „Da sind wir auch noch da," polterte er. „Überlaß das ganz mir, Bruder Armand! Wagen sie es, dich nachzuäffen, dann schmeiße ich dem frechen Komödiantenpack die ganze Bude zusammen, und dem, der den Don Juan macht, dem geb' ich einen Tritt in den Hintern, daß er wie eine Bombe von der Bühne bis hinten ins Parkett fliegt."

Er freute sich unbändig über den Spaß und wiederholte immer wieder zu seinem Nachbar Grimont: „Wie eine Bombe! Wie eine Bombe!" Dazu beschrieb er mit scherzhaften Handbewegungen in der Luft den Weg, den die Bombe zurücklegen sollte, und ahmte auch den Abschuß und das Sausen nach. Aber das Männchen Grimont war zum Lachen nicht mehr aufgelegt und schüttelte betrübt den Kopf. Ganz verstohlen nur meckerte es einmal auf.

Schließlich ließ sich auch der Graf zu einer Erwiderung herbei. „Ja," sagte er, „wenn es sich um Herrn Molière handelte, dann könnte man sich noch eine Anwartschaft auf Unsterblichkeit erprügeln. Aber im Stegreif ist kein Ruhm zu erwerben." Er stürzte ein Glas Champagner hinab und fuhr fort: Ist es denn übrigens eine Schmach, sozusagen das Urbild eines Don Juan zu sein?"

„Das kommt darauf an," versetzte Latour, „wie man sich zu Don Juan selbst stellt."

Guiche nickte: „Eben das wollt' ich damit sagen."

Nun lag das Knäuel der Auseinandersetzung allen sichtbar auf dem weißen Tisch, einstweilen noch glatt und fest gewickelt; aber im Innern war es voller Fäden, die in hundert Farben zwischen Schwarz und Weiß schillerten und ebenso leicht umspinnen und ersticken, wie sich entwirren konnten. Eine Zeitlang verharrte es wartend und bebend, wie eine Kugel von Elfenbein auf einer gläsernen Platte und war eben im Begriff, sich luftig, wie es entstanden war, wieder aufzulösen, da griff die große, bleiche Hand des Herzogs von Bellecourt danach, nestelte den Anfangsfaden, der aber auch das Ende sein konnte, richtig los und warf es dem Grafen von Guiche zu.

Digitized by Google

„So sage doch, Guiche," begann der Herzog und gebrauchte nun seinerseits ganz unvermittelt das brüderliche Du, „meinst du wirklich, es gibt Menschen, die das Recht haben, sich wie Don Juan über die Gesetze der Allgemeinheit hinwegzusetzen?"

Und der Graf antwortete mit fester Stimme: „Sofern sie die Kraft haben, haben sie auch das Recht."

Nach einer Weile sprach er weiter: „Ja, Bellecourt, ich glaube, es werden bisweilen Menschen mit so starken Begierden geboren, daß sie unwiderstehlich gereizt werden, über die eigene Sphäre hinauszugreifen. Unterfangen sie sich dessen mit kleinen, unzulänglichen Mitteln, so verbrennen sie sich die Finger. Man heißt sie Schelmen und stäupt oder hängt sie. Haben sie Macht und Wucht genug, so stoßen sie durch, und der Erfolg schreibt ihnen ein Sonderrecht."

„Und solch einer ist Don Juan?"

„Ja."

In Ton und Prägung von Rede und Gegenrede spitzte sich das Gespräch immer mehr zu. Es wurde ein scharfer, erbitterter Zweikampf daraus. Aber wohlerzogen blieben die Gegner einander gegenüber sitzen und hoben kaum einmal die Hand zur Begleitung einer Frage oder zur Bekräftigung einer Antwort. Nur aus den Augen zuckten die Klingen, kreuzten sich und sprühten Funken.

„So ist es also deines Herzens Meinung, Guiche," fiel Bellecourt von neuem aus, „daß Don Juan sich über jede Schranke hinwegsetzen darf?"

„Ja."

„Über die der Religion und Moral wohl selbstverständlich, deiner Ansicht zufolge. Aber auch über die Schranken einer Freundschaft?"

„Ja. Sobald ich das Weib eines Freundes begehre, verwandelt sich der Freund in einen Nebenbuhler, den ich besiegen muß."

„Und über die Schranken des Gastrechts?"

„Gleichfalls ja. Bin ich zur Gattin meines Wirts entflammt, lieg' ich in feindlichem Quartier."

„Und gänzlich unbeträchtliche Hindernisse sind natürlich für Don Juan Eigenschaften wie weibliche Reinheit und Unschuld?"

Der Graf schüttelte lebhaft den Kopf. „Im Gegenteil," versetzte er, „Reinheit und Unschuld sind das köstlichste Gewürz meiner Tafel. Es gibt kein königlicheres Schauspiel, als Reinheit sich wehren, ermatten und erliegen zu sehen, keine erhabenere Lust, als Unschuld erröten zu machen, sie schuldig werden zu lassen und zu verderben."

„Aber zu einer Heiligen würde auch Don Juan den Blick nicht erheben?"

„Warum nicht? Eine Heilige zu Fall zu bringen — eine desto würdigere Aufgabe! Übrigens — gibt es denn Heilige?"

Der Herzog verschnaufte schweigend. Dann tastete er zaudernd wieder vor. „Mich dünkt," sagte er, „Don Juan muß teuflische Mittel anwenden, um zu solchen Zielen zu gelangen."

Guiche wurde warm im Gefecht. Er lachte ein wenig und fuhr munterer fort: „Es geht an. Natürlich genügt es nicht immer, das leichte Geplänkel der Schmeicheleien und die geläufigen Sturmkolonnen der Liebesbeteuerungen gegen eine Festung zu führen, bisweilen braucht es schwereres Geschütz. Ich entsinne mich zum Beispiel: eine Frau, an deren Gunst mir lag, eine der schönsten Frauen, die ich kannte, und bestimmt die reinste und unschuldigste, hatte sich seltsamerweise hinter dem Vertrauen auf ihren Gatten verschanzt. ‚Er ist meiner wert und ich will seiner wert bleiben,' das war ihr stolzes A und O, eine unangreifbare Position scheinbar, und doch hab' ich Bresche gelegt."

Bellecourt hatte sich im Stuhl steil aufgerichtet. Danach aber faßte er plötzlich, als müsse er sich stützen, mit beiden Händen nach der Tischkante, daß Lichter und Gläser klirrten, und neigte sich weit über die Tafel vor. Es schien, als wehe ihn eine Welle gegen Guiche. „Wie geschah das?" raunte er.

Der Graf war ganz ruhig geblieben. Mit einigen Kuchenkrümeln tändelnd erwiderte er leichthin: „Auf die einfachste Manier. Ich lud den Gatten zu einer politischen Besprechung, und aus der Besprechung erwuchs allmählich eines meiner galanten Feste. Ich schwöre, mein überrumpelter Gast verließ mein Haus keusch wie Joseph — was tat's? Der Augenschein war wider ihn, und die Zweifelsucht hatte im Herzen der Schönen Wurzel geschlagen. Nicht nur die eine Säule hatte den herben, herrlichen Bau der Reinheit getragen; es brauchte noch viele Maßnahmen der regelrechten Belagerungskunst, — aber der notwendige Anfang war gemacht."

In einer plötzlichen Ermattung sank der Herzog zurück. „Teuflisch!" stöhnte er.

Guiche aber versetzte lächelnd: „Was willst du, Bellecourt? Krieg ist Krieg."

„Das ist nicht Krieg, das ist Piraterie!"

„Je nun. Eine Art Kaperkrieg ist es allerdings."

Bellecourt brütete vor sich hin. Man hörte sein schweres Atmen. Nach einer Weile fragte er dumpf, von innen heraus: „Und wie lange wird Don Juan sein erlesenes Tagewerk fortsetzen? Wie weit wird er's treiben? Ins Unendliche?"

Digitized by Google

„Möglicherweise," antwortete der Graf. „Es müßte denn sein, einer setzte ihm einen stärkeren Willen entgegen."

„Das heißt: einer tötete ihn?"

Hart verneinte der andre, und sein Antlitz war wächsern vor Erregung, Haß und Lästerung. „Nein," sprach er, „das würde nicht genügen. Denn siehe, Bellecourt, wer soviel vermocht hat, wem nichts widerstanden hat, der ist nicht abzutun wie ein Dutzendmensch. Er ist in einem gewissen Sinne unsterblich, wie du an der Figur des Don Juan bemerken kannst. Er haftet unverbrüchlich im Gedächtnis seiner Opfer, verflucht vielleicht und dennoch geliebt, niemals aber vergessen. Was hülfe es, ihn töten? — Die Spuren seiner Taten müßtest du austilgen, seinen Ruf, seinen Ruhm müßtest du auslöschen! Aber eben dieser Ruhm verweht niemals, auf Erden nicht und jenseits der Erde nicht. Selbst die, die um seinetwillen im Fegefeuer brennen, bewahren seinen Namen in ihren Herzen und können in alle Ewigkeit nicht aus den Flammen heraus. In alle Ewigkeit nicht!"

Es wurde ganz still nach diesen Worten. Condé hatte sich durch das Gespräch, das ihn gar nichts anging, sanft einlullen lassen und blickte nun verwundert auf. Mitten in das Schweigen hinein jammerte die Kinderstimme des alten Grimont: „Hörst du, Sohn? Hörst du? In alle Ewigkeit!"

Bellecourt aber stieß den Stuhl hart hinter sich und richtete sich mit einer fast feierlichen Gebärde empor. Er hob die Stirn und rief laut über den Tisch weg: „Dann können die Büßerinnen getrost zum Paradies aufsteigen. Denn ich sage dir, Graf Guiche, dein Ruhm wird verwehen hier und dort. Noch heute wird es sein, als wäre er nie gewesen."

Ratlos starrte Guiche zu ihm auf. Er wollte eine höhnische Erwiderung tun, aber die großen, herrischen Augen des Herzogs scheuchten sie ihm von den Lippen zurück. So schwieg er, und es war, als ob eine zum Springen gespannte Saite in dem Raum schwänge.

Da klang vom Garten her leise Musik herein. Guiche lauschte. Er schien bemüht, einen Gedanken, der ihm immer wieder entgaukelte, einzufangen. Schließlich erhob er sich, angezogen von den Tönen wie ein Schlafwandler, und trat durch die Tür. Bellecourt war zusammengezuckt und hatte sich fragend umgeschaut. Er folgte dem Grafen, mit ihm die übrigen Gäste.

Draußen übergoß der Vollmond Baum und Strauch, Gras und Blumen, das Mauerwerk und die Fliesen der Terrasse mit seinem silbernen Licht. Wie die Nähe war auch die Ferne in dem gleißenden Schimmer gebadet. Unweit im königlichen Schlosse glühte ein einziges Fenster als ein warmes, goldenes Viereck aus der kühlen, weißen Nacht hervor. Von dorther schwebte die zarte Musik heran. Eine Frau sang zur Laute.

Unwillkürlich dämpften die Männer ihre Schritte, und in dem lautlosen Weben der Mondstrahlen vernahm man deutlich die Worte, die eine liebliche Stimme in übermütiger Heiterkeit hervorträllerte. Es war ein Liedchen Robinets und lautete folgendermaßen:

Heiß umschlingt mit starken Armen
Damon seine Schäferin.
„Schöne Nymphe, hab' Erbarmen
Und erweiche deinen Sinn!

Lege Gürtel ab und Schleier,
Gönne der beglückten Hand,
Daß sie zu der Venus Feier
Sänftlich löse dein Gewand!"

„Frecher, fort! Nie kehr' ich wieder!"
Phyllis flieht in raschem Lauf.
Doch im Fliehn knüpft sie am Mieder
Heimlich einen Knoten auf.

Die Laute begleitete die beiden ersten Strophen in schmeichlerisch bittendem Moll, zur letzten jubilierte sie in neckendem Dur; auch der Schlußkehrreim jauchzte fröhlich auf.

Die Hörer auf der Terrasse lauschten mit verhaltenem Atem. Guiche war bis zum Rand vorgeschritten. Er beugte sich weit über die Brüstung und trachtete die Umrisse, die sich in dem gelb goldenen Fenster bewegten und verschoben, zu entwirren und zu ergründen.

Schließlich fragte Herr von Langlée leise: „Wer ist die reizende Sängerin, Herr Herzog?"

Bellecourt deutete auf das Fernrohr, das hochgestelzt wie ein Fabeltier der Vorwelt auf Beute zu lauern schien, indessen sein Schatten auf dem Estrich sich krampfhaft verkürzte, und antwortete: „Betrachten Sie sie im Tubus, Herr von Langlée!"

Der Schwätzer stutzte. Dann verzog er das Gesicht zu einem zweideutigen Grinsen und schaute. Es dauerte eine Weile, bis er sich zurechtgefunden hatte. „Oh!" sagte er dann halblaut, weiter nichts, und trat mit offenem Munde zurück, indem er seine Augen unsicher zwischen Bellecourt und Guiche hin- und herschweifen ließ.

Nach ihm schob sich Condé heran. Er tat, immer noch zum Scherzen bereit, übermäßig behutsam, ging vorsichtig wie zwischen Eiern und wedelte beschwichtigend mit den Händen. Mit dem Fernrohr konnte er lange nicht eins werden. Er fluchte deshalb knurrend vor sich hin. Bald zitterte die Hand beim Richten, bald wackelte der Kopf beim

Digitized by Google

Sehen. Als es ihm aber endlich geglückt war, das Auge in die rechte Linie einzustellen, visierte er als ein alter Jäger scharf und unbeweglich. Mit einem Male lachte er laut los und patschte sich vor Vergnügen auf die Knie. „Das —" gurgelte er, „das ist ja — hol' mich der Satan! — das ist ja Marguérite Guiche! Bruder Guiche, deine Frau! Dein Gretchen ist dort im Fenster, wie es leibt und lebt! Und der andre? — Ja, zum Donner, — das ist Lude, Eugen Lude! Gretchen in den Armen Eugens!"

Mit einem Satze war Guiche heran und stieß den Prinzen unsanft beiseite. Auch ihm zitterte die Hand, auch ihm wackelte der Kopf, aber er bezwang sich zu starrer Ruhe und spähte einige Augenblicke lang unverwandt durch das Rohr.

Condé konnte sich währenddessen in seiner Glückseligkeit gar nicht fassen. Er wiederholte in einem fort: „Gretchen und Eugen! Ich komme um vor Lachen! Ich lache mich halbtot, nein, ich lache mich ganz tot!"

Soviel Fröhlichkeit steckte am Ende auch Herrn von Langlée an und erlöste ihn von seinen Zweifeln, wie er sich zu dem Ereignis verhalten sollte. Sein lächelndes Gesicht war das erste, auf dem der Graf seine Schande sich spiegeln sah. „Tod und Hölle!" knirschte er und rannte wie ein Stier gegen den Schwätzer an. Aber Langlée wußte sich zu helfen. Er vollführte einen ungefügen Sprung nach rückwärts, daß der Angreifer an ihm vorüberschoß, und flüchtete blindlings in den Park hinein. Ein Beet kniehoher Rosenbüsche verstrickte ihn endlich so, daß er nach Luft jappend haltmachen mußte. Von da pirschte er sich vorsichtig wieder zur Terrasse heran und schärfte Augen und Ohren aufs äußerste, um keine Gebärde, kein Wort für seinen Bericht zu verfehlen. Soweit er's in der Hast der Geschehnisse zu beurteilen vermochte, war dies der köstlichste Trank, den seine Zunge je geschlürft hatte, und es bedeutete ihm wenig, daß die Dornen der Rosen ihm die Beinkleider zerfetzt und ihn selber blutig gerissen hatten.

Guiche hatte sich inzwischen mit dem Degen auf Bellecourt gestürzt. Aber er begegnete einer blanken Klinge, die sich gelassen gegen alle Ausfälle verteidigte und alle Finten überlegen abfertigte. „War es so gemeint?" stieß er atemlos hervor.

„Ja," antwortete der Herzog, „aufs Haar so."

Der Graf lachte höhnisch. „Dann nimm dies!" versetzte er und führte einen wütenden Stoß. „Und dies! Und dies!"

Bellecourt aber parierte sicher, ließ dem Nachstoß unvermutet eine kräftige Ligade folgen und hieb Guiche die Waffe aus der Rechten.

Der Graf kreuzte die Arme und stöhnte: „Nur zu jetzt! Nimm deine Rache!"

Aber der Sieger senkte die Degenspitze und erwiderte ruhig: „Nein doch, Herr Graf! Es hätte ja keinen Sinn, Sie zu töten. Sind Sie nicht unsterblich?"

Guiche rang nach Atem. „Du schwarzes, schweres, finsteres Tier," keuchte er, „hast du sogar Witz?" Plötzlich aber rannte er auf Condé zu, riß ihm die Klinge aus der Scheide und lief abermals gegen den Herzog an. „Erinnere dich, Bellecourt," rief er, „da drinnen im Pavillon hab' ich dein Weib besessen. Da drinnen hab' ich dich zum Hahnrei gemacht!"

Aber nur der zuckende Degen gab ihm beredte Antwort. Da überbot er sich lästernd: „Bellecourt, entsinne dich! Dein Weib hatte zwischen den Brüsten ein Mal, ein Mal in der Form eines Kreuzes. Wenn wir gesündigt hatten, küßte ich das Kreuz und war absolviert." Und er fuhr fort, die Tote zu entkleiden und nackend der Welt zu zeigen.

Der Herzog fühlte seine Faust, in der die Vernichtung des Gegners schlummerte, sich regen und winden, aber er hielt sie gebunden. Fast lässig wehrte er sich nur noch gegen die hitzigen Finten. „Lästre nur!" antwortete er wie verklärt. „Die Heilige bittet auch für dich!" Doch plötzlich, gleichsam um endlich reinen Tisch zu machen, verdoppelte er seine Stöße und entwaffnete mit einer zweiten mächtigen Ligade den Grafen. Mit einer gebietenden Gebärde trat er sogleich auf die Klinge und warf gleichzeitig seinen Degen in die Scheide.

Da schlug Guiche in Scham die Hände vors Gesicht und floh in die Dunkelheit hinein.

Nach einiger Zeit langten Diener mit Fackeln auf der Terrasse an und geleiteten die Gäste ins Haus. Graf Guiche — so wurde gemeldet, — hatte bereits satteln lassen und war davongeritten.

Prinz Condé lachte noch immer.

X

Vor dem ungeheuren Gelächter her, das in Versailles aufwirbelte, stob Graf Guiche zum pfälzischen Heere. Herr von Crevant, der die leichten Truppen an der Grenze befehligte, war erstaunt, ihn zu sehen, und erzählte später, der Graf habe weiß, wüst und gewissermaßen zerknittert ausgesehen, etwa wie ein Hemd, das lange im Mantelsack gelegen habe. Er hatte indessen nichts dawider einzuwenden, daß der Ankömmling

Digitized by Google

Im Domino. Gemälde von Ernst Oppler

Digitized by Google

Digitized by Google

sich an den Plänkeleien der Dragoner, die bereits mit den Kaiserlichen Fühlung hatten, auf eigene Gefahr selbstverständlich, beteiligte.

Sogleich bei der ersten Erkundung, zu der er ausritt, fiel Guiche. Der Wachtmeister, den er mit sich genommen hatte, berichtete hinterdrein, er habe zu Beginn der Streife den Herrn Grafen darauf aufmerksam gemacht, daß er keinen Degen im Wehrgehenk trage. „Das ist richtig, mein Freund," habe Herr von Guiche erwidert, aber hinzugefügt, gegen die Deutschen genüge ihm sein Reitstock. Jedoch als sie hernach mit fünf kaiserlichen Reitern handgemein geworden seien, habe der Reitstock eben durchaus nicht genügt. Er, der Wachtmeister, sei bös zugedeckt worden, aber schließlich, dank der Schnelligkeit seines Rappen, noch mit dem Leben davongekommen, der Herr Graf dagegen sei, obwohl er wie ein Rasender mit der Gerte um sich gehauen habe, vom Gaule gestochen worden. Der Leichnam, übel zugerichtet und vollkommen ausgeplündert, konnte tags darauf geborgen werden.

Marguérite von Guiche tauchte für einige Zeit in der Provinz unter. Acht Jahre später schloß sie mit dem Herzog von Lude eine zweite Ehe und war zuletzt Oberstthofmeisterin der Prinzessin von Burgund, der Schwiegerenkelin des Königs.

Der Herzog von Bellecourt, dem die Majestät schon längst ungemein gnädig gesinnt gewesen war, gewann nach dem folgenreichen Gastmahl von St. Germain noch an allerhöchster Gunst. Er mißbrauchte sie nie, weder zu eigenem, noch zu fremdem Vorteil, und war glücklich, wenn sein König mit ihm zufrieden schien. Im übrigen rührte Ludwig mit keiner Silbe an die Abrechnung mit Guiche; er verfügte über andere Mittel und Wege, seinem Wohlgefallen merklichen Ausdruck zu verleihen.

Die Herren des Hofes zeigten sich minder feinfühlig. Je nach Alter und Sinnesart — die Spötter sagten, je nachdem sie anderen Leuten Hörnerschmuck aufsetzten oder selber welchen trugen, — beglückwünschten sie Bellecourt bald mit kavaliermäßigen Scherzreden, bald mit moralischer Genugtuung. Die allgemeine Ansicht aber stimmte dahin überein, daß er auf eine glänzende und geistreiche Weise eine würdige Rache genommen habe. Sogar Liebesbriefe schöner Damen flatterten ihm zu. All dies glitt an dem Herzog spurlos ab. Anfangs hatte er alle Lobsprüche mit Unwillen, fast mit Abscheu zurückgewiesen. Als sie sich indessen häuften und bei jedweder Begegnung wiederholten, ließ er sie mit finster zerstreuter Miene über sicher gehen.

Noch ehe er ins Feld zog, suchte er den alten Herzog von Larochefoucauld auf. Der Greis hob den Schirm von seinen kranken Augen, um den Besucher genauer zu betrachten. „Du mußt ein anderer geworden sein, mein Freund," sagte er, „denn der Plan, den du durchgeführt hast, war mustergültig angelegt, so wie ihn nur ein ganz kühler, rechnender, meisterlicher Feldherr auszudenken vermochte."

Bellecourt schüttelte den Kopf. „Was ich getan habe," versetzte er, „war nichts wie Flickwerk und Stümperei. Meisterlich ist nur das Schicksal oder der Zufall verfahren." Und mit leidenschaftlicher Anklage fuhr er fort: „Dabei hat es nicht einen Augenblick gegeben von Anbeginn bis zur Vollendung, in dem ich nicht gebetet, den Himmel angefleht hätte: ‚Schicksal — oder Zufall — oder Gott! Laß mich im Stich! Füge es so, daß ich n i c h t imstande bin, das zu tun, was ich verabscheue und hasse, und was ich doch tun m u ß, wenn du mir zu Hilfe kommst!'"

„Nun, nun," beschwichtigte Larochefoucauld, „die Tat ist gut. —" Er verstummte, aber seine Stimme blieb nach dem Satz in der Schwebe und senkte sich nicht.

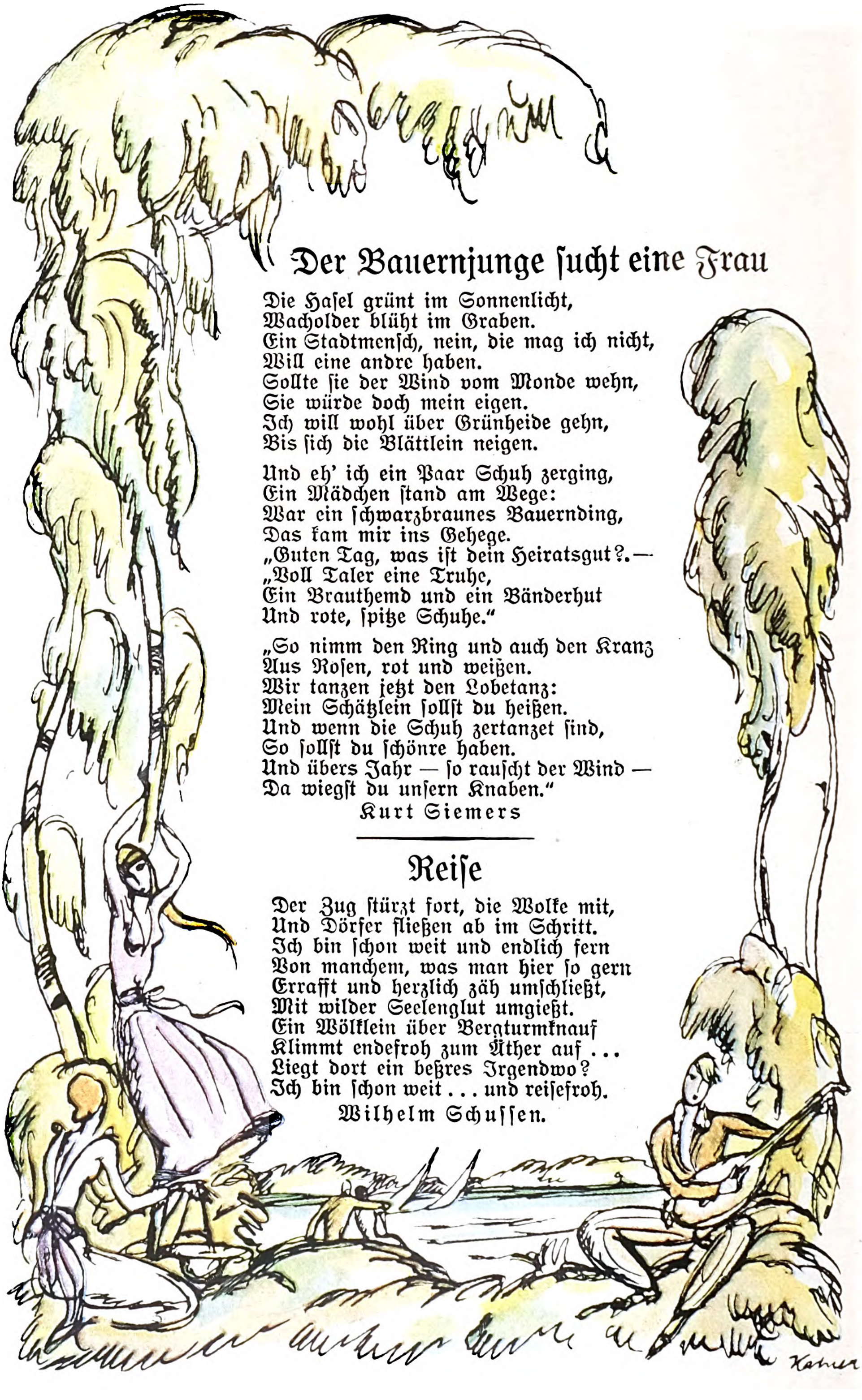
„Rede nur zu Ende!" erwiderte Bellecourt bitter. „Die Tat ist gut, aber der Täter ist nicht zu beneiden."

⌘ ⌘ ⌘

In dem pfälzischen Feldzug dieses Jahres war kein Ruhm zu ernten. Es blieb bei Plänkeleien, Brandschatzungen und Plünderungen in feindlichem Gebiet. Auch der Herzog von Bellecourt wand sich keinen Lorbeer um die Stirn. Er führte das Regiment Roussillon schlecht und recht und teilte als braver Soldat die Beschwernisse des Krieges mit seinen Reitern. Darüber hinaus vermochte auch sein bester Wille nichts zu erreichen.

In den folgenden Jahren leistete er der Majestät noch treue Dienste. Als er aber seinen Sohn zum Jüngling herangereift sah und nun mit Fug die Statthalterschaft, die er bislang selbst geführt hatte, vom König für ihn erbitten konnte, schied er aus allen Würden aus und zog sich in das Kloster der Trappe zurück. Über die strengen Ordensregeln weit hinausgreifend, legte er sich so harte Bußübungen auf, daß sein mächtiger Körper allmählich aufgerieben wurde. Herr Le Bouthelier von Rancé, der Stifter der Abtei, überlebte ihn noch und pries ihn als einen der wenigen begnadeten Christen, die schon vor ihrem Heimgange zuweilen von fast himmlischem Glanze umflossen gewesen seien.

Digitized by Google



Der Bauernjunge sucht eine Frau

Die Hasel grünt im Sonnenlicht,
Wacholder blüht im Graben.
Ein Stadtmensch, nein, die mag ich nicht,
Will eine andre haben.
Sollte sie der Wind vom Monde wehn,
Sie würde doch mein eigen.
Ich will wohl über Grünheide gehn,
Bis sich die Blättlein neigen.

Und eh' ich ein Paar Schuh zerging,
Ein Mädchen stand am Wege:
War ein schwarzbraunes Bauerndinɡ,
Das kam mir ins Gehege.
„Guten Tag, was ist dein Heiratsgut?.—
„Voll Taler eine Truhe,
Ein Brauthemd und ein Bänderhut
Und rote, spitze Schuhe."

„So nimm den Ring und auch den Kranz
Aus Rosen, rot und weißen.
Wir tanzen jetzt den Lobetanz:
Mein Schätzlein sollst du heißen.
Und wenn die Schuh zertanzet sind,
So sollst du schönre haben.
Und übers Jahr — so rauscht der Wind —
Da wiegst du unsern Knaben."

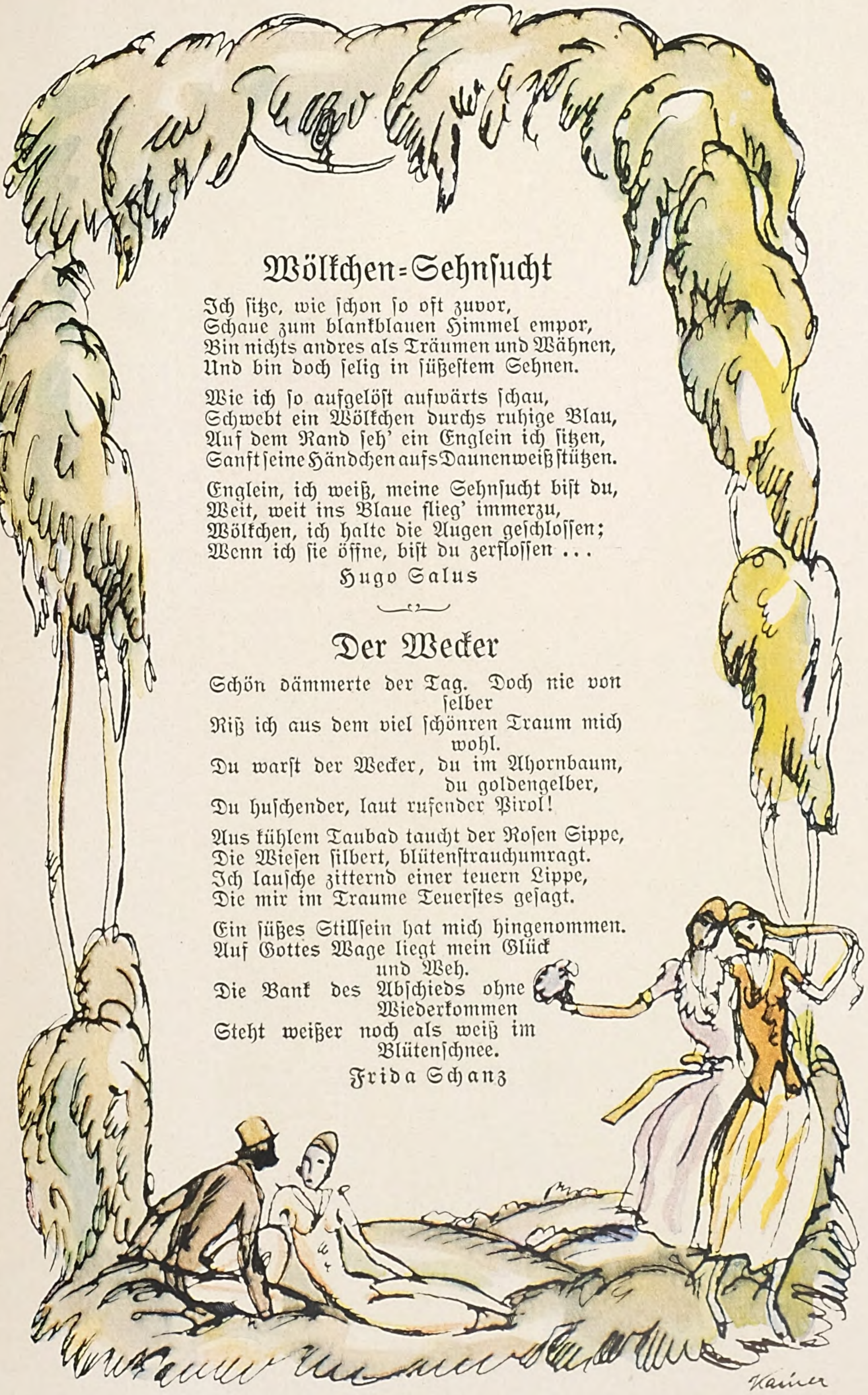
Kurt Siemers

Reise

Der Zug stürzt fort, die Wolke mit,
Und Dörfer fließen ab im Schritt.
Ich bin schon weit und endlich fern
Von manchem, was man hier so gern
Errafft und herzlich zäh umschließt,
Mit wilder Seelenglut umgießt.
Ein Wölklein über Bergturmknauf
Klimmt endefroh zum Äther auf ...
Liegt dort ein beßres Irgendwo?
Ich bin schon weit ... und reisefroh.

Wilhelm Schussen.

Digitized by Google



Wölkchen=Sehnsucht

Ich sitze, wie schon so oft zuvor,
Schaue zum blankblauen Himmel empor,
Bin nichts andres als Träumen und Wähnen,
Und bin doch selig in süßestem Sehnen.

Wie ich so aufgelöst aufwärts schau,
Schwebt ein Wölkchen durchs ruhige Blau,
Auf dem Rand seh' ein Englein ich sitzen,
Sanft seine Händchen aufs Daunenweiß stützen.

Englein, ich weiß, meine Sehnsucht bist du,
Weit, weit ins Blaue flieg' immerzu,
Wölkchen, ich halte die Augen geschlossen;
Wenn ich sie öffne, bist du zerflossen ...

Hugo Salus

Der Wecker

Schön dämmerte der Tag. Doch nie von selber
Riß ich aus dem viel schönren Traum mich wohl.
Du warst der Wecker, du im Ahornbaum, du goldengelber,
Du huschender, laut rufender Pirol!

Aus kühlem Taubad taucht der Rosen Sippe,
Die Wiesen silbert, blütenstrauchumragt.
Ich lausche zitternd einer teuern Lippe,
Die mir im Traume Teuerstes gesagt.

Ein süßes Stillsein hat mich hingenommen.
Auf Gottes Wage liegt mein Glück und Weh.
Die Bank des Abschieds ohne Wiederkommen
Steht weißer noch als weiß im Blütenschnee.

Frida Schanz

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Richard Dehmel

Ein Erinnerungsblatt von Julius Hart

Unter meinem alten Hausgerät befindet sich auch eine Truhe, oder vielmehr eine braungebeizte Kiste aus Kiefernholz, geschmückt mit zwei kunstvoll geschnitzten Armlehnen und hinten mit einem fachartigen, durch eine Galerie verzierten Aufbau. Hart, hart sitzt es sich dort auf der Bank, und wer das Ding sieht, sagt kopfschüttelnd: „Mein Gott, was ist das für ein kurioses Möbel." Einstmals — einstmals trug es als Aufbau ein hohes Regal und war von oben bis unten mit den Schätzen des Gegenwartsgeistes, Buchneuheiten und Rezensionsexemplaren, über und über angefüllt. Jetzt steht es in der Rumpelkammer und dient zur Aufbewahrung schmutziger Wäsche. Sic transit gloria mundi!

In meiner Familie führt dieses Möbelstück von jeher den Namen Dehmeline. Denn in der Tat, es ist ein Werk Richard Dehmels, letztes Bruchstück einer glanzvollen Möbelausstattung, mit welcher ehemals der junge Dichter meines Bruders Heinrich und mein Junggesellenheim traulich und behaglich einrichten wollte.

Schmücke dein Heim! las man in jenen Jahren, Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, an allen Säulen und Hauswänden. In den ziemlich leeren Räumen und zwischen den nackten Wänden unserer Dreizimmerwohnung wurde aufs eifrigste gesägt, geklopft und genagelt und noch viel wackerer gezecht und getrunken. Junge Dichter und Künstler allein waren als Gesellen und Lehrlinge in der Tischlerwerkstatt eingestellt, die sich in unserem Heim aufgetan hatte. Als Meister aber schaltete und waltete über allem Richard Dehmel. Seinem Haupte war die glorreiche Idee entsprungen.

Nein, es galt nicht nur, unsere Junggesellenwohnung mit Möbeln zu versorgen und auszustatten. Es galt mehr, es galt ein höheres Ziel. Es galt die Offenbarung und Menschwerdung des absoluten Ichs, welches das All der Dinge ist, verkörpert, verkörperungsfähig in jedem einzelnen. Der einzige und sein Eigentum! Das Zeitalter des vollkommenen Individualismus sollte, wollte, mußte durchaus anbrechen. Ecce ego! Ecce poeta! Es gibt nichts auf der Welt, was dieses Universal- und Dichter-Ich nicht kann ... Jedermann auch sein eigener Handwerker ...

Meine Dehmeline ist mir ein liebes, vertrautes Symbol all der All-Ich- und neuen Gemeinschaftsideen, die in jenen Jugendjahren in unseren Zimmern rauschten und wisperten, sägten und klopften, sangen und die Becher schwangen. Und immer wieder, wenn etwas um mich zusammenbrach, schmutzige Wäsche wurde, sei es in Deutschland oder ein ganz eigenes Werk, wenn die grauen Schatten woben, der Tod durch das Haus gegangen, habe ich auf der alten Kiste gesessen, hamletisch gegrübelt, dem Rauch der Zigarren nachgeblickt. Dann wurde zuletzt doch immer wieder die Dehmeline zu einer ganzen Möbelausstattung, wie sie kein Peter Behrens, kein Pankok und Bruno Paul schöner schaffen kann, die Möbelausstattung zu einem Palast und der Palast zu einer ganzen lachenden und singenden Erde, über welche ein Geschlecht nur noch fruchtbar schaffender, arbeitsfroher, prometheisch-proteischer Dichter- und Künstlermenschen dahinzieht und es ganz und gar keine Politiker mehr gibt.

Auf der Dehmeline auch habe ich lange gesessen, als ich vom Tode Richard Dehmels las, und dachte der ersten Bilder, dachte vieler, vieler Stunden der Ekstasen und Begeisterungen, wenn wir im Geiste träumten von der neuen Erde und der neuen Menschheit, die allein im Dichter und im ewigen Schöpfer neuer Ideale ihr Vorbild und den berufenen Führer weiß ...

„... Weil ihr auf Erden niemals wißt,
Wann die Zeit erfüllet ist,
Sollt ihr immer glauben und hoffen,
Der Tag sei endlich eingetroffen ..."

sagt unser Dichter in seinem hymnischen Gesange „mit heiligem Geist", und von diesem heiligen Geist, diesem Hoffen und Glauben erfüllt, ist er wohl immerdar durch dieses Leben geschritten, oder noch mehr bakchantisch-orgiastisch getanzt, getaumelt. Es war zuletzt sein köstlichstes Gut, sein wertvollster Schatz, der Besitz für immer.

Auch als 1914 die Kriegstrommel durch das Land ging, sah er die Zeit erfüllt, und all der Enthusiasmus, der trunkene Rausch, die heilige Begeisterung seiner Dichterseele schlugen in hellen Flammen hervor, daß der

Digitized by Google

Fünfzigjährige, der niemals Kasernenzucht und Kasernengeist kennen gelernt und mehr von Völkerverbrüderungen und Völkerbunden geträumt hatte, zum Schießprügel griff und, eingereiht unter jüngsten Rekruten, ins Feld hinauszog.

Meine eigenen, nächsten, persönlichsten Erinnerungen und Beziehungen verknüpfen mich am meisten und wesentlichsten mit dem jungen Richard Dehmel, der ganz dionysischer Mensch war, Korybantennatur, Begeisterter, Schwärmer, Ekstatiker — ein Wesen der Brunst und Hingabe. Diese orgiastischen Trunkenheiten sind für mein Empfinden das eigentlichste und innerlichste Feuer in der Seele des Dichters gewesen, die Lebensquelle und der Atem seiner Kunst. Ich habe keinen anderen Menschen gekannt, der so wie er von Haus aus ein Thyrsosschwinger war. In seinen Versen glüht und blüht, fiebert und giert eine Natur des Fleisches und der Sinnlichkeiten, der „Wollust der Kreatur, die mit Bitterkeiten gemischt ist" nach den Worten des Meisters Ekkehart, und welche im Dionysos- und Aphroditekultus ihre brünstigsten Mysterien feiert.

Als Dehmel zu uns kam, war bei ihm noch alles Chaos, Sturm und Drang. Veröffentlicht hatte er noch keine Zeile. Rat und Hilfe suchte er bei uns bei der Erzeugung seiner ersten Gedichte und wollte wissen, ob auch er ein Berufener sei. Daß er es war, dafür sprach gerade am meisten die schwere, zähe Art seines Schaffens, die Mühe und Qual, mit der er noch um den Stoff rang, die Dunkelheiten, Verworrenheiten und Verrenkungen in dem, was er uns zu lesen gab. Damals war Hebbel wieder ein Halbverschollener, Vergessener geworden. Das Theater entdeckte ihn erst wieder einige Jahre später. In der gemeinsamen Freude und Liebe zu Hebbel fanden wir uns zuerst sympathisch zueinander hin. Einige verwandte Züge mit diesem hat auch die Dehmelsche Dichtung. Einmal ein heißtemperamentvolles, vulkanisch brodelndes und glühendes, leidenschaftlich-unstetes Wesen, Enthusiasmus, Anbetungs- und Verehrungsgeist, — dann aber auch ein grüblerischer, in sich hineinbohrender Sinn, ein reflektierendes Verstandesklügeln mit kritischen Zerstörungssinnen prägten sich von vornherein bei ihm stark und unverkennbar aus, im mehr düsteren Blick der Augen, in der leicht in tiefe Falten sich legenden Stirn, in heftigen und herrischen Bewegungen. Man fühlte einen stark ehrgeizigen Menschen. Eine volle Jugend lag wohl nie über ihm. Ein Herbst- und Novembermensch mehr als ein Maienkind.

Den Dichter hat Richard Dehmel sogar verhältnismäßig erst recht spät in sich entdeckt. Er war bereits verheiratet, als er zu uns kam, und hatte auch schon die Vaterfreuden genossen. Als Sekretär einer Feuerversicherungsgesellschaft konnte er ein behaglich-bürgerliches Dasein führen, — und alles Sonnenlicht und Glück, innige und herzliche Liebe leuchteten damals noch über seiner ersten jungen Ehe mit Paula Dehmel, der seelenvollen Dichterin der Kinderzeit. Paulas Bruder, Franz Oppenheimer, vollzog die für sein ganzes Leben entscheidende Wandlung, begeisterte sich an Hertzkas ‚Freiland', warf die Juristerei beiseite und ward Nationalökonom, Finanzwirtschaftler und Bodenreformer. Auch Schleich, der bekannte Chirurg, welcher seine ersten Erfindungen

Digitized by Google

in sich umhertrug und mit den revolutionären Geistern, welche in Kunst und Literatur umgingen, auch seine medizinische Wissenschaft bedrohte, war ein lieber Gast in Richard Dehmels jungem Eheheim.

Der Kampf zwischen den Alten und den Jungen stand gerade in Siedehitze. Und je später die Nacht, desto leidenschaftlicher und hitziger die Debatten. Nationalismus, Sozialismus und Stirner-Nietzschescher Egoismus und Individualismus fluteten als die drei großen Gegenströmungen durch die Zeit, spielten Weltanschauung, gaben die Parolen aus und forderten das Bekennen heraus. Bekehrungen gab es in einem fort. Sie kamen oft sehr rasch zustande und ohne weiteres. Wer um acht Uhr abends sich als Saulus zu Tisch gesetzt hatte, stand um vier Uhr morgens als Paulus vom Stuhle auf, und wer Paulus gewesen, ging als Saulus zu Bette. Der Sozialdemokrat entdeckte den Herrenmenschen in sich, schwur auf Nietzsche und wurde zum fanatischen Parteigänger der kapitalistischen Weltordnung, und aus Berlin W. W., aus den Geheimrats- und Bankiershäusern kamen die Jüngsten mit wohlgefüllten Taschen und tranken Brüderschaft mit dem Genossen Arbeiter. Zwischen den schwarzweißroten und den roten Fahnen ging ein lebhaftes Spiel hin und her: Verwechselt, verwechselt das Bäumchen ...

Im heißen und erregten Kampf der Parteien war und ist auch Richard Dehmel immer in erster Linie der Dichter und Künstler geblieben, der bewußt nur Dichter und Künstler sein will und auf besonderer Warte steht, der Mensch über allen Parteien politischen und religiös-konfessionellen Denkens, der Kämpfe der Rassen und Klassen widereinander. In seinen Gedichten findet man einen Niederschlag jener drei stärksten Geistesströmungen der Gegenwart aller zugleich, und das starke, große Pathos, mit dem er umfassend der Zeitseele, ihrem Glauben und Sehnen, Drängen und Wollen Ausdruck gab, ist vor allem mit ein Ruhmestitel seiner Lyrik. An ihrer Stirn geschrieben steht ‚die Moderne‘, das Schlagwort jener Kampftage, als Richard Dehmel in die Literatur eintrat. Von der Kunst, welche die höchste sein soll, wenn sie nur vom Zeitlosen und Allgemein- und Ewiggültigen singt, wollte man als von einer recht abstrakten Kunst wenig wissen und glaubte nur an den Dichter des unmittelbar lebendigen Glaubens der eigenen Zeit. Als eine Zeit der Neuwerdung, Umgestaltung wurde sie empfunden, und der wahre Geist der Moderne konnte sich nur im bewußten Kampf gegen alles Gestrige, Alte und Überlieferte entfalten.

Die Proklamation eines neuen Menschen und einer neuen Weltanschauung war unsere Predigt. In der Eigenart und Besonderheit des künstlerischen Schauens, Bildens und Gestaltens steckten die Kräfte, aus der sie hervorwachsen sollten. Wie einstmals das Naturzeitalter der Menschheit verging und versank vor einem Vernunftzeitalter, der naive und primitive Mensch, das Naturkind, und der Mensch vernünftigen Denkens aufs tiefste und wesentlichste voneinander verschieden, so stehen auch wir wieder an einem größten und entscheidendsten Wendepunkt, in einer Zeit der gewaltigsten Umstürze. Auch das Vernunftzeitalter sinkt zu Grabe, eine neuzeitliche Kritik der Vernunft hat mehr und mehr all die Grundlagen zerstört, auf denen diese sich aufbaute, und eine neue Periode der Menschheit beginnt, die in einem fruchtbaren, schöpferisch-produktiven, künstlerischen Wesen ihre höchste Aufgabe und Bestimmung weiß. Zwischen Natur und Vernunft herrschten von jeher Krieg und Feindschaft. Aufs tiefste unterscheiden sich aber auch Vernunft und Kunst voneinander und stehen sich im Grund und Kern diametral gegenüber. Eine Vernunft, die Erkenntnis als das höchste Ziel aufstellt und als ein Denken in abstrakten Begriffen und Ideen eine jahrtausendelange Herrschaft über die Menschheit ausgeübt hat und als große Gesetzgeberin immerdar aufgetreten ist, und die im innersten Sein irrationelle Kunst, die ein Schaffensprozeß ist, in der Phantasie und einem idealistischen Schauen wurzelt und uns immer wieder um Dinge bereichert und vermehrt hat, die noch gar nicht existierten, in die Natur einer alleinmenschlichen Kulturwelt erst hineinstellte, führen zu ganz verschiedenen Auffassungen. Kraft unseres Vernunftdenkens und Redens in abstrakten Begriffen und Ideen haben wir uns immer wieder nur eine Welt vorgestellt, die aus lauter unlöslichen Gegensätzen und Widersprüchen besteht. Aufs heftigste haben sich die Ideen stets bekämpft und standen sich in bitterster Feindschaft gegenüber. Auch in unseren Tagen trieben die sozialistischen und die individualistisch-egoistischen Ideen, wie auch die nationalistischen nur einen Zwiespalt in die Menschen hinein, — wurden zu Fahnen und Schlagworten sich gegenseitig aufs schärfste bekämpfender Parteien. Eine systematisierende, klassifizierende und schematisierende Vernunft schied die Menschen auseinander und zwängte sie in Klassen, Stände und Berufe hinein, richtete Grenzpfähle zwischen den Völkern auf, und alle ihre Ideen, alle ihre Einrichtungen waren schon gerade so beschaffen, daß in ihrer Welt ein ewiger Krieg aller gegen alle herrschte und der Haß

Digitized by Google

der Klassen und Rassen widereinander, der Klassen- und Rassenkampf die Blätter der Geschichte einer Vernunftmenschheit fast ausschließlich ausfüllte.

Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied." Sein reines Schauen ist gerade noch etwas ganz anderes als ein vernünftiges Denken, das nach Kant ein notwendig dogmatisches, notwendig absolutistisches, herrschsüchtiges und vergewaltigendes ist, nach Kant auch ausschließlich in einem Trennen und Einigen besteht. Doch dieses Trennen und Einigen ist nur kein Organisieren, und nur zu organisieren hat diese Vernunftmenschheit niemals verstanden. Doch die Vorbedingung jedes Kunstwerkes besteht darin, daß es ein organisches In- und Durcheinander ist, und nur kraft eines künstlerischen Schauens und künstlerischer Bildungskräfte können wir auch einen neuen Staat, eine neue Gemeinschaft aufbauen, die nicht mehr auf einem Krieg aller gegen alle beruht, sondern selbstverständlich die gegenseitige Hilfe und Förderung voraussetzt und und damit erst eine Organisation wurde.

Das elementar künstlerische Schauen und Empfinden Richard Dehmels, die Phantasiekraft seiner Natur bringen es mit sich, daß auch bei ihm die tragenden modernistischen Ideen unserer Zeit, die sozialistischen und individualistischen und die nationalistischen in seiner Lyrik nicht in Kampf und Feindschaft widereinander stehen, sondern mit gleicher Inbrunst in- und durcheinander zum Ausdruck gelangen. Das Dichten ist nicht Denken, sondern schöpft aus unserem Gefühl. Und in unserem tiefsten, innerlichsten Urgefühl ist alles gegenseitige Ergänzung, nationales und allgemeinmenschliches, soziales und egoistisches Fühlen und Empfinden unzertrennlich miteinander verflochten und verwoben.

„Vor allem such' keine Grundgedanken,
Sonst kommen deine paar Sinne ins Wanken ..."

sagt Richard Dehmel.

„... Gedichte sind keine Abhandlungen;
Meine Gedichte sind Seelenwandlungen.
Selbe vollziehen sich aus Gefühlen,
Die den ganzen Menschen aufwühlen ..."

Dichten heißt nicht Erkennen, sondern Erleben, nicht am Baum der Erkenntnis, sondern am Baum des Lebens wachsen die Früchte der Kunst ...

„Und merk dir's, kein Erleben geschieht aus Gedanken;
Ach, die Gedanken sind nur Ranken,
Die wir arabeskenhaft flechten
Um Manifeste von grundlosen Mächten.
Denn das Leben hat kein Gehirn,
Verwirrt dir höchstens dein Gehirn,
Wird dir nur mit Schmerz oder Lust
Als ein beseelender Wille bewußt,
Der dich unsinnig treibt und lockt,
Und den zu verdauen, Mensch unverstockt
Mit unsern paar Sinnen, für Heid' wie Christ,
Die wahre Seelenseligkeit ist."

Wie Richard Dehmel aus starkem Gefühl und Enthusiasmus heraus, gleich einem Kleist oder Körner, beim Ausbruch des Krieges patriotisch aufflammt, wenn er im „Deutschen Lied" singt:

„Mich drängt zu singen
Deutschen Geistes Kraft.
Erde nimmt Himmelsschwingen,
Wenn er dich, Volk, aufrafft..."

— „so schieb's nur, bitte, aufs Grundgefühl," wenn er auch ebenso trunken dem größeren Vaterland entgegenjauchzt, das alle Nationen in sich einschließt und „sein Volk" überall auf Erden daheim weiß:

„Ich hab' ein großes Vaterland:
Zehn Völkern schuldet meine Stirn
Ihr bißchen Hirn.
Ich habe nie das Volk gekannt,
Aus dem mein reinster Wert erstand ..."
„... Bis auch die Völker sich befrei'n
Zum Volk! mein Volk, wann wirst du sein?"

Auch die Arbeiterdichtung Richard Dehmels, der Sozialismus, der einen stärkeren Einschlag in seine Lyrik gegeben hat, ist nicht Parole und Kampfschrei einer politischen Partei, eines klassenbewußten vierten Standes, der die Hand nach der Herrschaft im Staate ausstreckt. Sie hat wenig zu tun mit den abstrakten Ideengängen eines Karl Marx aus Hegelscher Schule und den höchst fragwürdigen Werttheorien und Geschichtskonstruktionen, die nur allzusehr nach der Gelehrtenstube riechen. Wie das Hauptmannsche Proletarierdrama wurzelt auch die sozialistische Poesie Dehmels im Gefühl, im Mitleid, im Schauen und Miterleben von Elend, Not und Armut.

Verhältnismäßig tiefsten und nachhaltigsten Eindruck übte aber wohl die Nietzschesche Philosophie auf den Dichter aus, und das Vernunft-Ich, das sich als Gott auf den Thron setzt und im Willen zur Macht seine höchste Offenbarung sucht, taumelt mit orgiastischem Schreien auch durch Richard Dehmels Kunst. Am inbrünstigsten feiert es sich selber in dem Gedichtzyklus „Zwei Menschen", der allerdings auch in höchstem Maße Reflexionslyrik ist, eine nur Ranken und Arabesken flechtende Gedankendichtung, und viel Erklügeltes, auf rationalem Wege mühsam Konstruiertes an sich trägt. Hier markieren der Dichter und sein Weib zuletzt Isis und Osiris und liegen in gegenseitiger Anbetung und Bewunderung vor den Knien.

Unsereins denkt dabei immer ein bißchen an die Inbrunstnächte und Toddy-Orgien im ‚Schwarzen Ferkel' zu Berlin, denen auch

Digitized by Google

Richard Dehmel in seinen „Verwandlungen der Venus" Erinnerungsverse gewidmet hat:

„Wißt ihr's noch, ihr alten Zechgenossen?
Strindberg, herrlichster der Hasser,
Scheerbart, heiliges Riesenkänguru,
Und vor allem du, mein blasser,
Vampirblasser Stachu du,
Der mit mir durch manche Hölle
Bis vor manchen Himmel kroch,
Cancan tanzend auf der schwindelnden Stelle —
Przybyszewsky, weißt du noch:
Wie wir, spielend mit der blöden
Sucht nach unserem Seelenheile,
Aufgestachelt von der öden
Wüstenlust der Langeweile
Und der Glut der Toddydünste
Unser Meisterstück begingen
In der schwierigsten der Künste:
Über unseren Schatten zu springen ..."

Bei Dehmel wie bei August Strindberg glaubt das Ich noch immer am höchsten in der Ekstase „Wir sind Götter" sich auszuleben. Besonnener und bescheidener aber bleibt es bei unserem Dichter doch als bei Strindberg und Nietzsche und fragt sich grübelnd: „Ist's ein Geist der Wahrheit? Ist's Eitelkeit?" Die Nächte im ‚Schwarzen Ferkel' spielen sich zuletzt bei ihm doch nur ab unter dem Gespenster- und Alpdruck einer Venus metaphysica und einer Venus idealis, der Vernunftvenus, welche bei unserem Dichter wie der homerische Polyphem nur ein Auge auf der Stirn hat, das nur monistisch sieht und denkt, nur ein Stein, ein glotzender Opal ist und uns abstrakte Begriffe und Ideen als Ideale vorgaukelt. Man muß nicht über seinen Schatten springen wollen. Wir sind nun einmal nicht Götter. Wichtiger und notwendiger tut uns zu wissen. daß wir Menschen, nur Menschen sind.

„Aber die Liebe ..." heißt ein anderes Gedichtbuch Richard Dehmels. Das paulinische Wort strahlt schließlich doch als hellste Sonne über seiner Dichtung. Nur die Liebe ist das Ur- und Grundgefühl der Menschheit. Wer sie nicht besitzt, ist tönendes Erz und klingende Schelle. Auch Kunst ist Liebe in höchstem Maße. Was wäre ein Maler, ein Poet und Bildhauer, ein Musiker, wenn er sich nicht, mit ganz anderer Inbrunst und Hingabe noch als der alltäglich gewöhnliche Mensch, liebend hineinversenken vermöchte in die Erscheinungen der Natur, in die Seelen der Menschen? Kunst ist ein vorbildlich Schauen und Fühlen, wie wir fühlen und sehen wollen. Und hier ist auch unser Dichter ein Augen- und Herzensöffner. Ein Berauschter und Seliger wandelt der Natur- und Landschaftsdichter durch die Heiden und Wälder, in den Bergen und am Meere und lauscht in Andacht allen Farben und Stimmen, vom Herben und Starken, Großen und Wilden tiefer ergriffen als vom Lieblichen und Zarten. Selig preist er die Liebenden, — aber sein Gedicht ist auch ein Aufschrei und eine Wehklage über den Menschen, dessen tiefste Leiden und Nöte nur daher rühren, daß er sich das Urgefühl der Liebe verwirren läßt, aufs schlimmste verwüstet und in den Kot zieht. Aus dieser Erde quellen dem Dichter alle Freuden. Aber auch ihre Leiden segnet er. „Leben heißt lachen mit blutenden Wunden."

Lied an meinen Sohn

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
Mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
Laut; so erwacht' ich vom Gebraus
Des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
In deine ferne Wiegenruh
Stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab' ich auch im Schlaf gelacht,
Mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
Vom Sturm; bis eine graue Nacht
Wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
Wie damals, als ich sein Getön
Vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
Sich sträubt, sich beugt von Baum zu Baum;
Mein Sohn, in deinem Wiegentraum
Zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!
Horch, wie er durch die Kronen keucht:
Sei du! sei du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
Mein Sohn, dein alter Vater spricht,
Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
Horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
Mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
Laut...

Richard Dehmel

Digitized by Google

Marktfest am Bodden. Gemälde von Hans Hartig

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau Ajas Modenjournal

Von Martha Freiin v. Lütgendorff-Leinburg

Wenn man die Briefe der Frau Rat Goethe an ihren Sohn und an Christiane liest, diese lieben, köstlichen und lebensprühenden Mutterbriefe, die ihresgleichen nicht finden, so begegnet man eine ganze Reihe von Jahren hindurch einer fast stehenden Redensart: der Bitte ums Modenjournal oder dem Dank „vor das überschickte Modenjournal“. Sehr gewissenhaft war man in Weimar nämlich nicht mit dem Übersenden der Hefte, die Frau Aja mit so großem Vergnügen las. Monatelang blieben sie oft ganz aus, und erst als sich die Frau Rat mit ihren steten Bitten an den ‚Augst‘, ihren Enkel, wandte, wurde die Zusendung etwas regelmäßiger.

Gleichwohl war die Frau Rat alles eher als eine Modedame, freilich aber auch alles eher als eine Frau, die ihr Äußeres vernachlässigt hätte. Das lag ihr ebenso fern wie ihrem großen Sohn, dem bis ins hohe Alter Vernachlässigungen in der Kleidung ein peinlicher Anblick waren. Aber sie zog sich gern hübsch an — noch als Urgroßmutter betont sie es — und wenn sie auch manchmal in lustigem Selbstspott über ihre Vorliebe für modische Kleidung sprach, so legte sie doch auf das Formvolle ihres äußeren Menschen einen größeren Wert, als ihr vielleicht selber bewußt war. In einem Leben, das, wie das ihre, jahraus jahrein so viel feierliche Huldigung begeisterter Menschen brachte, mußte das Äußerliche allerdings eine Rolle spielen, mehr als bei irgend einer anderen Frau. Sie war sich dessen auch jederzeit bewußt. Wie hätte sie in geschmackloser, nachlässiger Kleidung auch die Mutter ihres — dieses — Sohnes würdig vorstellen können! Und so wollen wir es denn auch verstehen, wenn Frau Aja, auch als sie die 70 schon überschritten hatte, ihre Feste immer noch gern in modischen schönen Kleidern feierte und Freude an ihrem Modenjournal hatte.

Frau Ajas Modenjournal — wer kennt es heute noch! Vielleicht Kulturhistoriker, denn für ein Stück Zeitgeschichte, für die

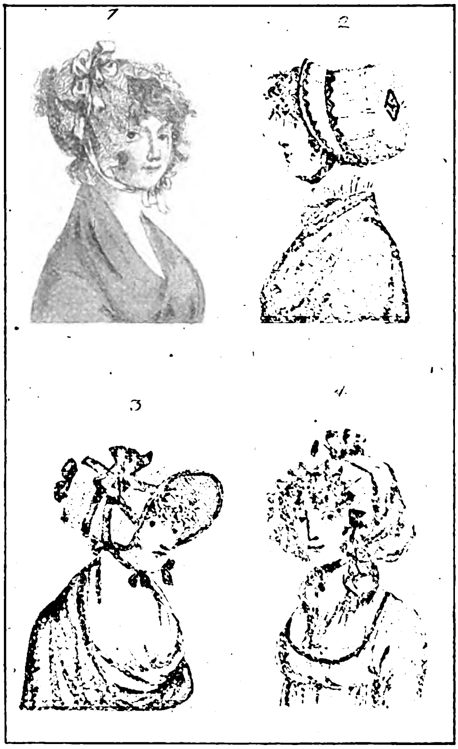
‚Eine junge Dame im Negligé mit einer Chemise ohne Ärmel‘ (1802)

‚Eine junge teutsche Dame in vollem Anzuge von neuester Mode und Form‘ (1800)

Digitized by Google

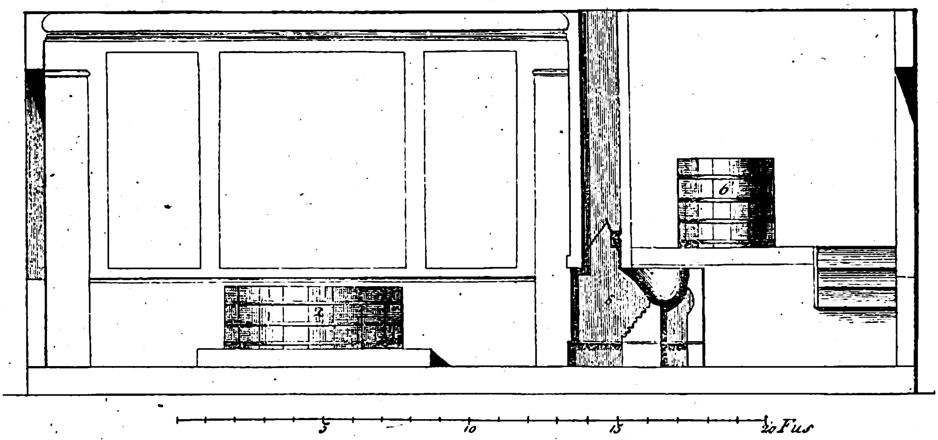
‚Walzen ist in diesem Sommer die herrschende Tanzmode geworden‘.
(Mode-Caricature du dernier goût et du bon genre 1801)

Sitten und Moden der napoleonischen Epoche in Deutschland ist das Blatt zweifellos ein sehr lebendiger Spiegel. Damals war es wohl das vornehmste Blatt seiner Art, das „Journal des Luxus und der Moden“, das Friedrich Justin Bertuch, der Geheimsekretär Carl Augusts, in Weimar herausgab. Derselbe Bertuch, der gleichzeitig ein begabter Schriftsteller war und in dessen berühmter Blumenfabrik Christiane Vulpius gearbeitet hatte, ehe sie die Freundin von Frau Rats „Hätschelhans“ wurde. Uns anspruchsvolle Jetztzeitmenschen würden die kleinen Monatshefte — ihr Format ist nur 11:19 cm — freilich nur wenig befriedigen, doch für ihre Zeit, die nun mehr als hundertzwanzig Jahre hinter uns liegt, brachten sie reichen und vielseitigen Lesestoff. Da gab es zunächst ausführliche Besprechungen der neuesten französischen und englischen sowie, wenn auch ein wenig im Hintergrund stehend, der ‚teutschen‘ Damen- und Herren-Moden. Dann Berichte über moderne Möbel, Tapeten u. dgl. — Raumkunst würden wir heute sagen — ferner über neue Musik, Tänze und Spiele wie überhaupt über alle möglichen für die Damenwelt wissenswerten Dinge. Jedem Heft lagen dann noch einige sehr hübsch gezeichnete und handgemalte Modekupfer und Abbildungen der ‚Raumkunst‘-Neuheiten bei, Bilder, die, nebenbei gesagt, jeden Liebhaber des Empirestiles in helles Entzücken versetzen müssen, wenn ihnen auch noch bisweilen die halbweiche Linienführung des Rokokoüberganges anhaftet. Es sind aber auch wahre Perlen einer edeln, einfach-schönen Innenkunst darunter. Von Zeit zu Zeit



‚Vier Büsten mit neuen Hüthen und Capotts in Spitzen und Rüschen‘ (1800)

Digitized by Google



‚Plan zu einem bequemen Badezimmer in einem Privathause‘ (1801)

wurden den Heften auch Noten zu neuen Musikstücken beigefügt, zu allerhand ‚Moden-Gesängen‘ und ‚Favorit-Tänzen‘, die sich uns aber nicht recht ins Ohr schmeicheln wollen. Im Gegensatz zu den übrigen Abteilungen des Journals tritt aber in den Musikbeilagen wenigstens das ‚Teutsche‘ in den Vordergrund und die Absicht der Herausgeber, „aus allen Hauptgegenden Teutschlands die jeweiligen darin vorzüglich begünstigten Lieblings-Gesänge und Tänze“ den Leserinnen ihres Blattes liefern zu können, war in einer Zeit, da sogar auch in den Künsten das Fremde so oft Trumpf

‚Eine Dame auf dem Morgenspaziergang mit einem Überrock von 6 Kragen‘ (1804)

‚Ein Pariser Elegant nach neuestem Schnitt‘ (1802)

Digitized by Google

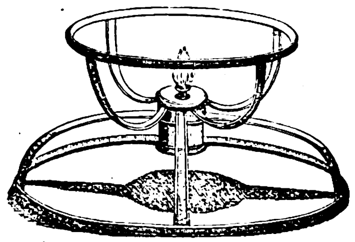
war, gewiß nur zu loben. Ein ‚Intelligenz-Blatt', das jedem Hefte beilag, enthielt neben Bücherbesprechungen auch die Ankündigungen aller möglichen Neuheiten, die Kunst und Handwerk geschaffen hatten.

Als Beispiel für den Inhalt von Frau Ajas Modenjournal mag das Inhaltsverzeichnis des Augustheftes vom Jahre 1787 angeführt werden, das folgende Beiträge enthält:

1. Gibt's kein Mittel, dem Luxus zu steuern?
2. Londoner Mode-Neuigkeiten.
3. Französische Moden.
4. Etwas aus Teutschland.
5. Equipagen. Eine neue Wiener Batarde.
6. Über Zimmer-Tapezierung im Stile eines bürgerlichen Ameublements.
7. Auszug eines Briefes aus Paris über der Herren Bernard et de Canlers neu erfundenes unverrostendes Eisen.

Wenn man die zierlichen Bände des ‚Journals des Luxus und der Moden' durchblättert, sieht man bald, daß es hauptsächlich als Blatt für die schöngeistige Frau, die Frau, die mehr das ästhetische als das praktische Merkmal einer Mode schätzte, gedacht war. Und deshalb finden wir denn auch in den Heften alles, was sich auf die praktische Seite der Kleidung und des Haushaltes bezieht, fast ganz ausgeschaltet. Beschreibungen von Wäsche und Handarbeiten fehlen so gut wie ganz, ebenso Kochrezepte, nur gelegentlich werden Speisen in bezug auf ihre kulturgeschichtliche Entwicklung besprochen. Allerdings mochten die Leserinnen des vornehmen kleinen Modeblattes diese Dinge auch nicht vermißt haben, und die Frau Rat wohl am allerwenigsten, denn so prächtig sie es verstand, ihrem Hause vorzustehen, so wenig liebte sie das Haushaltführen und die Beschäftigungen, die damit zusammenhingen, und am allerwenigsten das Kochen, dem sie in weitem Bogen aus dem Wege ging. Wenn ihre Köchin krank war, zog sie es vor, bei ihren Freunden in der Runde zu essen, statt selbst den Kochlöffel in die Hand zu nehmen. Und Hand aufs Herz: Frau Aja mit dem Kochlöffel in der Hand, mit Töpfen und Tellern klappernd, könnte man sich denn auch wirklich nicht gut vorstellen.

‚Die Büste einer jungen Dame mit elastischem Corset' (1801)


‚Ein neuer Schüsselwärmer aus Silber' (1802)

‚Büste einer jungen Dame mit einem neuen englischen Spencerleibchen' (1800)

Lange Jahre hindurch war die Frau Rat eine treue und begeisterte Leserin des Weimarer Modenjournals, das übrigens nicht nur sie, sondern auch ihre Freunde, wie sie einmal schreibt, „immer sehr vergnügt machte", und somit jedenfalls immer von Hand zu Hand ging.

Auch im Sammeln der einzelnen Hefte war sie sehr genau, und wenn einmal eine Nummer fehlte, was bei der unregelmäßigen Zustellung natürlich häufig vorkam, war sie jedesmal, wenn auch in aller Bescheidenheit, so frei, ihren Sohn, Christiane oder den braven ‚Augst' an die Zusendung zu erinnern.

Aber in Weimar nahm man es nach wie vor nicht eben genau mit der Großmutter geliebtem Modenjournal, und im Jahre 1804 bittet denn die Frau Rat schließlich selbst, man möge ihr die Blätter nicht mehr senden. —

Bertuchs Modenjournal bestand dann noch bis zum Jahre 1827. Aber wenn es ihm auch an Nachfolgern nicht gefehlt hat, ein Blatt, auf dem Frau Ajas Augen noch mit Wohlgefallen geruht hatten, ist doch nicht mehr darunter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gotha
Ein Rückblick von Fedor von Zobeltitz

In diesem Jahre hat der altberühmte, bei Justus Perthes in Gotha erscheinende Hofkalender seinen Titel geändert. Nicht aus politischen Gründen, wie das Vorwort versichert und wie es unter dem Napoleonischen Druck und in der Reaktionszeit zuweilen zur Notwendigkeit wurde, sondern lediglich aus der Erwägung, daß der Kalender als allgemeines Hof- und Staatshandbuch mit dem Gothaischen Hofe schon längst nicht mehr und weniger zu tun hatte als mit anderen kleinen und großen Monarchien und Republiken unserer Welt. Da zudem die deutsche und russische Revolution eine ganze Anzahl europäischer Höfe hinweggefegt hat, so mochte es angebracht sein, für den genealogischen Teil den alten Namen als Untertitel beizubehalten, für den Haupttitel aber einen neuen allgemeinen zu wählen, nämlich einfach ‚Gothaischer Kalender'.

Man pflegte ihn in interessierten Kreisen übrigens auch bisher selten anders als den ‚Gothaer' zu nennen; oder in aller Kürze ‚der Gotha', und wenn man in Frankreich von ‚le Gotha' sprach, wußte man, daß der ‚Almanach de Gotha' gemeint war, die französische Ausgabe des Hofkalenders. Denn ein unentbehrliches Buch war er nicht nur für die Höfe und den hohen Adel, sondern auch für die Diplomatie und die gesamten Behörden, ein Handbuch, das beispielsweise immer auf den Schreibtischchen der Kaiser Wilhelm I. und Napoleon III. lag und von deren Getreuen Louis Schneider und Thélin stets sehr sorgfältig ergänzt wurde. Der Hofkalender war ein nicht zu unterschätzender Führer durch das Labyrinth der Genealogien, der Zivil- und Militärbehörden, der diplomatischen Vertreter und der Statistik aller Länder der Welt, und da lohnt sich vielleicht ein kurzer Rückblick auf die Geschichte dieses wichtigen Buchs, für die wir in den Jahrgängen 1863 und 1913 allerhand Unterlagen finden.

Der Hofkalender hat seine Vorläufer gehabt und auch seine Nachahmer, aber nur der Gothaische hat sich durch allen Wechsel und Wandel der Zeiten erhalten können. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts gab es in Berlin einen ‚Schreib-Kalender vor den Königlich Preußischen Hoff', dem verschiedene ähnlich geartete folgten, kleine Büchelchen in deutscher und französischer Sprache, vielfach in Seide oder Pergament gebunden und in niedlichen Etuis steckend, wie es damals modisch war. Auch in Gotha erschienen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts solche Kalenderchen, so 1740 der ‚Neuverbesserte Gothaische Genealogische und Schreib-Calender', der indessen gleichfalls nur ein Vorläufer, kein regelrechter Ahn unsres Hofkalenders war. Aber vielleicht gab er Herrn von Rotberg die Anregung zu seinem ‚Almanac nécessaire' (1763). Herr von Rotberg war gothaischer Minister und später auch Oberhofmeister, und daß er seine kalendarische Winzigkeit französisch erscheinen ließ, verstand sich schon deshalb von selbst, weil seine gnädigste Gebieterin, die Herzogin Luise Dorothea, eng befreundet mit Voltaire war und ihm auch nach seiner Verbannung aus Preußen Asyl an ihrem Hofe gewährt hatte. Die genealogische Richtigkeit des Herrn von Rotberg gestaltete ein anderer im nächsten Jahre erheblich vorteilhafter aus, nämlich Herr Emanuel Christoph Klüpfel, früher Instruktor des gothaischen Erbprinzen, dann am Oberkonsistorium beschäftigt. Er ließ bei Joh. Chr. Dieterich einen ‚Almanach de Gotha, contenant diverses connoissances curieuses et utiles', erscheinen, mit einer Genealogie der europäischen Regentenhäuser, einer chronologischen Übersicht der deutschen Kaiser und allerlei nützlichen kleinen Beiträgen, und dieser Almanach, der großen Beifall fand, war der Stammvater des heutigen Hofkalenders, der sich nun seines hundertundsiebenundfünfzigsten Jahrganges rühmen. Klüpfel lehrte sein Kind übrigens auch bald deutsch; schon 1765 verwandelte sich der kleine Franzose in einen ‚Gothaischen Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen eingericht auf das Jahr 1766'.

Der Inhalt des Kalenders stand in seinem ersten Teil fest. Es war dies der sogenannte nützliche mit den Genealogien der Kaiser und Könige und Aufsätzen über astronomische Gegenstände, wichtige Erfindungen, Landesbevölkerung, auch schon über die Heeresstärke der verschiedenen Länder, die Einwohnerzahlen der Hauptstädte und derlei mehr. Daran schloß sich der unterhaltende Teil, der aber doch auch mit dem Angenehmen das Belehrende verband, dazu Plaudereien für den Haushalt brachte und sogar kulinarische Notizen wie 1790 ein ‚Verzeichniß einiger Leckereyen und Näschereyen von vorzüglicher Güte nebst Pariser Adresse'. Der Hofkalender sorgte also für alles. Er legte aber auch Wert auf eine anständige Gewandung. Schon 1768 traten bildliche Beilagen hinzu, zunächst allegorische und mythologische Darstellungen, dann Szenen aus bekannten Dramen und Romanen sowie Illustrationen aus der Geschichte und dem Leben berühmter Persönlichkeiten. Die meisten dieser Kupfer wurden von Daniel Chodowiecki radiert oder wenigstens gezeichnet, so die Serien für ‚Emilia Galotti', für ‚Sophiens Reise von Memel nach Sachsen' (von Hermes), für den ‚Oberon', ‚Gil Blas', ‚Figaros

Digitized by Google

Hochzeit' und ‚Hermann und Dorothea'. Auch zu den geschichtlichen Anekdoten lieh Chodowiecki häufig Nadel und Stift, und diese Jahrgänge sind dann natürlich die von den Sammlern gesuchtesten und zugleich kostbarsten. Kopien nach französischen Genrebildern und Modekupfer wechselten dann und wann mit den Szenenbildern ab; Kopfputze, ‚Coëffures' auf hübschen Frauenköpfen, wurden bevorzugt, in den Kleidertrachten hielt man sich nicht nur an das tonangebende Paris, sondern zeigte auch ‚Habillements de Berlin, de Leipzic, de Dresde' und Londoner Moden in niedlicher Aufmachung.

Der Gothaer verbreitete sich rasch über die Kulturwelt; er war an den Höfen und in Adelskreisen ein beliebtes Weihnachtsgeschenk und wurde 1786 sogar in das Italienische übersetzt. Vor allem aber gab er den ersten Anstoß zu der bald gewaltig anschwellenden sonstigen Almanach-Literatur. Sein erster Verleger Dieterich war kaum von Gotha nach Göttingen übergesiedelt, als er dort (1776) mit der Herausgabe des ‚Göttinger Almanachs' begann, eines literarischen Nachfolgers jenes ziemlich kläglichen ‚Almanac nécessaire' des Herrn von Rotberg (der sich übrigens auch noch nach Klüpfels Tode an der Redaktion beteiligt zu haben scheint). Natürlich wuchs der Gothaer sich im Laufe der Jahre immer stattlicher aus. Vor allem wurde der statistische Teil erweitert, ferner ein Verzeichnis der Gesandten aufgenommen sowie eine Chronik der Weltbegebenheiten der letzten Jahre, die 1794 zuerst erschien und bis 1892 regelmäßig fortgeführt wurde. Ein ausschließlich genealogisch-diplomatisches Handbuch wurde er freilich erst ausgangs des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. Da begann man sich zu ‚spezialisieren'. In bezug auf den unterhaltenden Teil konnte man mit der anschwellenden Hochflut der übrigen Almanache doch nicht mehr Schritt halten: Es gab nicht nur rein belletristische Almanache und solche für einzelne Staaten und Städte, sondern auch Taschenbücher des Luxus, der neusten Modetänze, der Parodien und Travestien, für Weintrinker und Tabakraucher, für ‚April-Launen', für Rätselfreunde, für Frauenzimmer und für Damen, es gab ganz ernsthafte geographische, naturwissenschaftliche und historische Kalender und völlig verrückte wie ‚für Tollhäusler', für ‚angehende Hypochonder' und für ‚Weiberfeinde'. Und so beschloß man denn, den allgemeinen Teil des Gothaischen künftighin fortzulassen; nur in den Jahrgängen 1825 und 1827 wurden noch einmal historische Stoffe behandelt, dann verschwanden auch diese Aufsätze zugunsten weiterer Ausdehnung des Genealogischen und Diplomatischen.

Der genealogische Teil hatte ja von Anbeginn an zum Hauptbestand des Hofkalenders gehört. Bis 1806 führte er den Titel ‚Genealogisches Verzeichnis der jetzt lebenden vornehmsten hohen Personen in Europa' und enthielt die sämtlichen weltlichen und geistlichen Souveräne von fürstlichem Range und deren Familienmitglieder. 1807 kamen auch die nicht mehr souveränen ‚hohen Personen' dazu, und dann begann eine Zeit der Unterbrechung. Das Wort ‚Genealogie' fiel für sieben Jahre in die Versenkung. Das Oberhaupt des neuen französischen Kaiserreichs war kein Sprößling einer alten Dynastie, sondern der Gründer einer neuen, und es scheint, daß ihm daher die Angaben einer Geschlechtsfolge bei den übrigen fürstlichen Häusern peinlich war. Die Napoleonische Zensur erlaubte nur noch die Anführung der Geburten und Vermählungen der Prinzen und Prinzessinnen der sächsischen Häuser, Frankreichs, des Rheinbundkollegiums und der sonstigen europäischen Fürstengeschlechter; genealogische Rückblicke mußten unterbleiben. Und da man in Paris gefunden hatte, daß auch die Chronik der Weltereignisse nicht der französischen Anschauung entsprach, so unterdrückte man — wie es heißt, auf Betreiben des Erzbischofs von Mailand, Kardinals Caprara — den Jahrgang 1808 vollkommen und ließ statt dessen auf eigene Faust eine neue Ausgabe anfertigen, über die man in aller Heimlichkeit herzlich lachte. Von der unterdrückten Gothaer Ausgabe war indessen doch schon eine Anzahl Exemplare in das Publikum gelangt, die natürlich heute sehr selten geworden sind. Jedenfalls konnte die Redaktion unter dem Pariser Druck nur mit großer Vorsicht weiter arbeiteten. Es kam sogar dahin, daß auch der Hofkalender wie mancher seiner Landsleute den Kopf verlor und schließlich nur noch als bloßer Kalender erschien. Die entscheidenden Ereignisse von 1813 brachten ihm die Freiheit wieder. Damals war der Jahrgang für 1814 bereits gedruckt, die Genealogie konnte also erst für 1815 wieder in ihr altes Recht eingesetzt werden, und da nahm der Gothaer triumphierend auch wieder seinen Titel als Hofkalender an. Doch wurde von nun ab zwischen den ‚jetzt lebenden Souveränen und ihren Häusern' und ‚mehreren anderen in Deutschland, Frankreich und Italien begründeten fürstlichen Häusern' unterschieden. So entstanden die ersten beiden Abteilungen der Genealogie. Die dritte mit den gräflichen Häusern, denen Artikel 14 der Bundesakte das Recht der Ebenbürtigkeit zuerkannte, wurde erst 1824 hinzugefügt. Unter der Redaktion von August Niemann und Hauptmann Schellwitz fanden in den siebziger Jahren diese beiden letzten Abteilungen vielfach eine Um- und Ausgestaltung, die zu der heutigen Anordnung führte, laut der Abteilung Eins die Genealogie der regierenden (oder ehemals regierenden) europäischen Fürstenhäuser umfaßt, Abteilung Zwei die der deutschen standesherrlichen Häuser, Abteilung Drei die von anderen, nicht souveränen fürstlichen Häusern Europas.

Daneben wurde auf die Erweiterung des diplomatisch-statistischen Anhangs Gewicht

Digitized by Google

gelegt, der nun zu einem Gesamtbilde der inneren Organisation der europäischen wie auch der außereuropäischen Staaten wurde, die zu jenen in diplomatischen Beziehungen stehen. Die hohe Bedeutung gerade dieses Teils liegt auf der Hand. Während das genealogische Jahrbuch ein Nachschlagewerk für die Familien des Hochadels ist, das in den Taschenbüchern der gräflichen, freiherrlichen, uradligen, alt- und briefadligen Häuser entsprechende Ergänzungen fand, bietet die diplomatisch-statistische Abteilung einen auf amtlichen Mitteilungen beruhenden Überblick über die staatlichen Gefüge, so weit dies aus der Gliederung der obersten Behörden, den diplomatischen Verbindungen, nach Flächeninhalt und Bevölkerungszahl, dem Stand der Finanzen, der Stärke der Land- und Seemacht, den Hauptergebnissen des Handelsverkehrs und ähnlichen Grundgesetzen überhaupt möglich ist. Es ist dies also der wissenschaftliche Teil des Hofkalenders, wobei freilich bemerkt werden muß, daß auch die Genealogie, nicht zum wenigsten dank der zielbewußten Gothaer Arbeit, sich heute aus launisch-sportlichen Anfängen zu einer ernsten Wissenschaft entwickeln konnte.

Die Illustrationsbeilagen des Hofkalenders änderten sich anfangs des 19. Jahrhunderts. Szenen aus vielgelesenen Romanen wie früher finden wir nur noch in den Jahrgängen 1824 und 1825 (Walter Scott); sonst wechselten mit Bildnissen fürstlicher Persönlichkeiten Ansichten berühmter Ortschaften, Landschaftsbilder und derlei, meist von berühmten Künstlern wie Ramberg, Schubert, Meno Haas, Schwerdtgeburt u. a. ausgeführt und gestochen. Seit 1832 beschränkte man sich auf die Beigabe von Porträts fürstlicher Personen und bekannter Staatsmänner, wie sie auch früher schon zuweilen gebracht wurden, zuerst 1793 in dem Bildnis des weiland römischen Kaisers Franz II. Nur die letzten drei Jahrgänge sind ohne Porträts geblieben — auf die für 1919 und 1920 möchte ich auch noch mit einigen Worten zurückkommen, weil sie bezeichnend sind für die geschichtliche Auffassung der Redaktion.

Der Hofkalender für 1919 lag fertig gedruckt vor, als die Novemberrevolution von 1918 die Weltlage mit unerhörter Plötzlichkeit veränderte. Was war da zu machen? Für den diplomatisch-statistischen Teil ließ sich noch ein ‚Nachtrag‘ einhängen, aber die verschwundenen Souveräne mußten natürlich stehen bleiben, wenn man nicht den ganzen Almanach neu drucken wollte. So behalf man sich denn mit der Verschiebung einiger Druckzeilen und setzte vor die entthronten Fürstlichkeiten einfach das Wort ‚vormals‘. Und dies ‚vormals‘ ist denn auch im Jahrgang 1920 geblieben, die Genealogien selbst hat man aber restlos beibehalten, aus dem durchaus richtigen wissenschaftlichen Empfinden, daß die historische Bedeutung dieser Fürstenhäuser, mit deren Namen lange Jahrhunderte europäischer Geschichte verknüpft sind, durch den Verlust ihrer Throne und Titel nicht beseitigt worden ist. Im 10. Jahrhundert kamen die Askanier nach Anhalt und wurden die Wittelsbacher Herzöge von Bayern, im 12. nannten die Zähringer sich bereits Markgrafen von Baden, erwarben die Herren von der Lippe Detmold, war Niklot, Fürst der Obotriten, schon Fürst von Mecklenburg, saß der erste Comes de Wiertemberg in seinem alten Schloß auf dem Rotenberg, wurden die Welfen Herren zu Braunschweig. Egilmar, Graf von Oldenburg, war 1088 der Ahnherr des Oldenburger Hauses, ein halbes Jahrtausend herrschten die Hohenzollern auf märkischer Erde, 1273 war der erste Habspurg König von Deutschland — — — kein politischer Umsturz kann die Geschichte löschen, und der neueste Hofkalender tut recht, daran zu erinnern, daß des alten Stoikers Wort: „sunt reges, quia majores eorum fuerunt“ in unseren Tagen noch ebenso gilt wie im alten Rom.

Dafür hat die Revolution allerhand Kuriositäten geschaffen. Daß man in der neuen deutschen Republik den Adel nicht mehr verleihen konnte, war eine Selbstverständlichkeit. Aber da er nun einmal da war, so beließ man ihn auch und erklärte nur durch Gesetzeskraft, er gehöre fortan zum Namen. Die große französische Revolution hob ihn schlankweg auf, Napoleon führte ihn wieder ein, die Februarrevolution hob ihn abermals auf, und seitdem wurde er nicht wiederhergestellt. Trotzdem kann sich heute in Frankreich adeln, wer da will, und auch in Deutschland ist die Führung unberechtigter Adelstitel nicht mehr strafwürdig wie früher. Bloß, daß die Unberechtigten nicht in die Gothaer kommen, die sich ihr Prüfungsrecht nicht nehmen ließen. Auch nicht das Recht, die Genealogien unbeirrt weiterzuführen in den Ländern, in denen neuerdings die Führung von Adelstiteln untersagt wurde, wie in Österreich und der Tschechoslowakei. Man hat sich da abermals mit dem Wörtchen ‚vormals‘ beholfen, beispielsweise bei Herrn Johann Schwarzenberg, vormals Fürst zu Schwarzenberg, gefürstetem Landgraf im Kleppau, Graf zu Sulz, Herzog zu Krumau Durchlaucht. Auch hier läßt das geschichtlich Gewordene sich nicht ohne weiteres streichen. Im übrigen ist dieser allerjüngste Gothaische in bezug auf seinen Umfang wohl der stattlichste in der langen Reihe. Im 18. Jahrhundert war er noch klein, zierlich und schlank. Aber er wuchs sich aus und mußte häufiger das Format wechseln, und diesmal liegt er in einem Kleinoktav von 1065 Seiten vor und ist neben dem rätselhaften Jahrgang für 1808 sicher der interessanteste, weil er die Ergebnisse eines Friedensschlusses bringt, die das alte Europa auf das vollkommenste umgestaltet haben.

Wir Deutsche werden in dem 1920er nicht ohne Wehmut und Bitterkeit blättern können. Immerhin bleibt für unsere Kinder und Enkel der Trost, daß sieben Jahre nach dem Gothaer von 1808 der von 1815 folgte.

Digitized by Google

Louis Tuaillon

Von Dr. Paul Weiglin

Am 21. Februar war ein Jahr verflossen, daß Louis Tuaillon nach kurzem Krankenlager in Grunewald bei Berlin starb. Die ‚Monatshefte‘ haben seines Scheidens bald darauf in Kürze gedacht. Der dürftige Nachruf konnte nichts weiter sein als ein Zeichen dankbarer Erinnerung und guten Willens. Leser und Schreiber jener Zeilen hatten das Gefühl, daß es sich lohne, dem Schaffen Tuaillons einmal genauer nachzugehen, es im Zusammenhang zu überblicken, sich seine wesentlichen Züge klarzumachen. Denn gerade eine so anziehende Erscheinung wie er hat es nicht leicht, sich dem Beschauer in seinen eigentümlichen Werken zu offenbaren. Tuaillon fällt durch keinerlei Absonderlichkeiten auf, die sich auch dem stumpfen Auge einprägen. Er ist kein Gewaltmensch wie Metzner, kein Grübler wie Barlach, kein Entzückter wie Lehmbruck. Er baut weiter auf dem sicheren Grunde klassischer Überlieferung und weiß dennoch das Überkommene mit eigenwüchsigem Leben, mit neuer Schönheit zu erfüllen. Er liebt die Antike, aber er steht ihr mit völliger Freiheit gegenüber, und ihr gewaltiges Vorbild trübt ihm in keinem Fall den unbefangenen Blick auf die Natur.

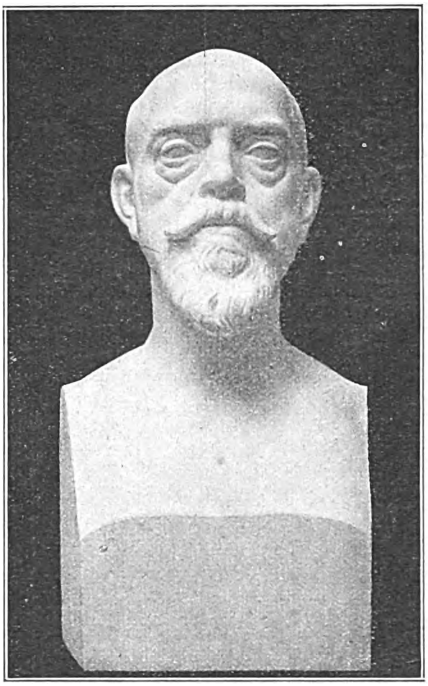
Prof. Louis Tuaillon
Nach einer Zeichnung von Prof. Emil Orlik

Tuaillon trägt einen französischen Namen, und wenn man erfährt, daß er in Berlin (am 7. September 1862) geboren ist, denkt man leicht an die Herkunft aus der französischen Kolonie, die seit den Tagen des Großen Kurfürsten die Mark Brandenburg mit so vielen bedeutenden Begabungen beschenkt hat. Tuaillons Deutschtum ist jedoch wesentlich jünger. Seine Eltern waren beide noch echte Franzosen: der Vater stammte aus Reims, die Mutter aus Saint Germain-en-Laye. Der Vater, Kanalisationsbeamter in Paris, trug 1870 die Waffen gegen uns und fiel bei Reims, und die Mutter dachte, auch als sie nach Deutschland übersiedelte, nicht daran, ihr Vaterland zu verleugnen oder zu vergessen. Sie erzog ihren Jungen als einen kleinen Franzosen und überließ es den Spielgenossen und den Lehrern des Französischen Gymnasiums, ihn zu einem Deutschen zu machen. Das gelang, und Tuaillon hat immer als Deutscher gefühlt und Deutschland als seine wahre Heimat geliebt. Sie nahm ihn freundlich auf, als wäre er ihr echter Sohn gewesen, und er hat ihr mit seinem Schaffen gedankt.

Siebzehnjährig verließ Tuaillon das Französische Gymnasium und trat in die Kunstschule ein, die er bis 1881, also zwei Jahre lang, besuchte. Er war fleißig gewesen und tüchtig geworden, so daß ihn Reinhold Begas in sein Meisteratelier aufnahm. Dort blieb er ein Jahr und half seinem Lehrer. In ein inniges Verhältnis zu ihm ist er nicht gekommen. Es war eine Zeit tüchtiger handwerklicher Schulung, die ihm zu eigenen Werken noch wenig Muße ließ. Er schuf eine Büste seiner Mutter und eine lebensgroße Gruppe ‚Jüngling mit Katze‘, das ist alles, wovon wir wissen. Tiefere Anregungen als Begas, der schon damals etwas vom Olympier hatte, vermittelten ihm Studiengenossen. Er war gut bekannt mit dem Nürnberger Fritz Zadow, der sich später als Schöpfer von Brunnen einen Namen gemacht hat, mit Karl Albert Bergmann, der von Albert Wolff und Schaper kam und sich klassische Vorwürfe wie ‚Orpheus und Eurydike‘, ‚Nessus und Dejanera‘ erkor. Joseph Uphues, von dem der ausgezeichnete ‚Otto der Faule‘ in der Siegesallee stammt, trat ihm nahe und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die engen Beziehungen der Kunst zum Handwerk, denn er hatte als einfacher Steinmetz angefangen. Nahe Freundschaft jedoch verband ihn mit dem drei Jahre jüngeren Reinhold Felderhoff, der gleich ihm die tiefe Sehnsucht nach Italien im Herzen trug und sich aus der in Barock zerfließenden Begasschen Kunst zurückzufinden suchte in die klare und strenge Form des Klassizismus. Zu Ende des Jahres 1883 ging Tuaillon nach Wien und trat in das Meisteratelier von Professor Rudolf Emanuel Weyr ein. Dieser, der Schöpfer des Wiener Grillparzer-Denkmals, hatte zahlreiche Aufträge zum Schmuck von Bauten, insbesondere von Museen, und Tuaillon kam ähnlich wie bei Begas nicht zu eigenem freiem Schaffen. Aber in der Fron angewandter Bildhauerkunst waren

Digitized by Google

mancherlei Pläne gereift, und als er nach einem Jahre von Wien über Prag nach Berlin zurückkehrte, stand es bei ihm fest, nach Rom, in die Freiheit zu müssen. Gleichsam als ein Probestück seiner in arbeitsamen Lehr- und Wanderjahren errungenen Selbständigkeit schuf er 1884 in Berlin eine kleine weibliche Figur, die er ‚Phryne‘ nannte und die ihm in Geheimrat Arnhold einen Freund gewann, der seinem Schaffen mehr als einmal förderlich sein sollte. Arnhold kaufte die Bronze. Im Februar 1885 vermählte sich Tuaillon und siedelte im November des Jahres nach Rom über. Dort ist er siebzehn Jahre geblieben und zum Meister gereift. In Rom traf Tuaillon Felderhoff wieder, den Berliner Freund, der freilich bald in die Heimat zurückkehrte. Wichtig wurde für ihn, daß er sehr bald Hans v. Marées kennen lernte und mit den Gedanken vertraut wurde, die von diesem großen Anreger ausgingen. Er hat diese Anregungen auf eigene Weise verarbeitet, und wenn er dabei zu ähnlichen Ergebnissen gelangte wie Adolf Hildebrand, so erklärt sich das aus der beiden gemeinsamen Quelle. Irrig ist, wie vielfach geschehen, eine Beeinflussung Tuaillons durch Hildebrand anzunehmen. Unser Künstler hat den Münchner Meister nicht in Rom, sondern erst viel später in Deutschland von Angesicht gesehen, und nähere Beziehungen zu ihm haben niemals bestanden. Was er von Marées empfing, hatte er aus erster Hand. Wenn wir fragen, was das war, so lautet die Antwort: Unabhängigkeit vom Naturalismus und Klarheit der Form. Marées' Menschen sind ins Allgemeingültige gesteigert und zu einer Form gestaltet, die sich um den Wechsel der Erscheinung unter den Einflüssen von Licht und Luft nicht kümmert. Er gibt nicht den einzelnen Eindruck wieder, sondern bildet das, was sich aus einer Fülle von Beobachtungen in seinem Innern zusammengefügt hat. Er ist ein Ausdruckskünstler, auch im Sinne unserer Jüngsten. Dieses stolze Gefühl der Freiheit ergriff auch Tuaillon. Wohl blieb dem Auge sein altes und unveräußerliches Recht als einem treuen und unbestechlichen Vermittler der Natur. Unumschränkte Herrscherin jedoch ward die Seele. Sie schuf, was nie gesehen, wohl aber geschaut war, und Aufgabe des Künstlers war, ihre Gesichte sinnfällig zu formen, und zwar in größter Einfachheit, im ursprünglichsten und darum eindrucksvollsten Widerspiel Senkrechter und Wagerechter. Die aufgewühlte Leidenschaft eines Begas, der Tuaillons Meister, doch niemals Muster gewesen war, erschien der an Marées geläuterten Einsicht als eine unsachliche Verirrung. Das Letzte in plastischen Fragen hatte eben doch die antike Kunst gesagt. Wer ihre Einfalt und stille Größe verließ, wurde barock und mutete ihr Aufgaben zu, die zu lösen ihr nicht zukam. Und irrig war der Glaube, daß die von Winckelmanns Augen erschaute Einfalt und stille Größe gleichbedeutend mit Kälte und



Bildnisbüste: Kultusminister von Trott zu Solz

Büste der Mutter des Künstlers: Sophie Tuaillon geb. Barod

Digitized by Google

Langeweile sei. Im Gegenteil! Unter der gebändigten Form pulste ein Leben, das stärker war, kraftvoller und reiner als der tobende Lärm aufgelöster Flächen und gebrochener Linien. Es kam eben alles auf das Herz des Künstlers an. Tuaillon war sein Leben lang ein bedächtiger Arbeiter, und es drängte ihn keineswegs, die im Umgang mit Marées gewonnenen oder bestätigten Erkenntnisse mit möglichster Beschleunigung in Werke umzusetzen. In den ersten römischen Jahren entstanden zwei kleine weibliche Figuren, die ‚Zopfbinderin' und die ‚Sandalenbinderin', anmutig bewegte Schöpfungen von einschmeichelndem Liebreiz, aber nicht Zukunft weisend. Ferner stammt aus dieser Zeit ein kleiner römischer Stier; Tuaillon begann sich ernsthaft mit Tieren zu beschäftigen, und auch die ‚Amazone', die sein erstes Meisterwerk werden sollte, trug er bereits im Sinn. 1888 war er so weit, daß er mit dem Aufbau beginnen konnte. Doch dauerte es lange, bis er im Ringen mit dem Vorwurf Sieger blieb. Immer wieder änderte und besserte er, um von neuem zu verwerfen, was bereits vollendet schien. Als das Werk die Gestalt hatte, die wir als klassisch empfinden, war Tuaillon noch nicht zufrieden, und wir müssen seiner Frau danken, daß es nicht letzten Endes in die Gefahr geriet, durch Verbesserungen verdorben oder seiner Frische beraubt zu werden. Sie sagte zu ihrem Mann: „Nun ist es genug" und schützte die ‚Amazone' vor seiner unermüdlichen Kritik. Das war 1895. Sieben Jahre hat Tuaillon daran gearbeitet. Der Erfolg krönte seine Mühe. Die Berliner Nationalgalerie kaufte das Bildwerk an. Der bis dahin unbekannte Meister wurde mit einem Schlage berühmt, und sein Werk zählte bald zu den volkstümlichsten in dem denkmalreichen Berlin.

Zeichnung aus der Studienreihe zur Amazone

Die ‚Amazone' bekam einen wundervollen Platz und teilt diesen Vorzug mit mancher späteren Schöpfung Tuaillons. Sie steht vor der Nationalgalerie und hat die Säulenhalle des Neuen Museums zur Rechten. Dieser Winkel Berlins wirkt gar nicht märkisch; es ist, als ob sich ein Stück Italien hierher verirrt hätte. Kein Mensch denkt daran, daß die Börse die nächste Nachbarschaft bildet. Der Straßenlärm tönt gedämpft. Ernste Säulen und frisches Grün und als Kostbarstes inmitten die ‚Amazone'. Das Pferd ist von einer unerhörten Lebendigkeit. Man meint wirklich: im nächsten Augenblick wird

Hirsch

Digitized by Google

Der Sieger. Haus Arnhold, Wannsee

es sich bewegen; und es gibt Kunstfreunde, die diese unmittelbare Naturnähe unangenehm empfinden. Sie vermissen die Erhöhung zum Stil. In der Tat weist dieses Werk noch nicht die geläuterten klassischen Züge auf, die später Tuaillon eigentümlich sind. Es steckt noch eine gewisse Romantik darin, und sicherlich schreibt sich daher die große Beliebtheit der ‚Amazone'. Und dennoch, obgleich sie nicht so streng wie spätere Schöpfungen ist: sie zeigt den Tuaillon, der sich selbst gefunden hat. Das Verhältnis vom Menschen zum Tier bildet den Kern seines Schaffens. Diese Amazone ist völlig eins mit ihrem Pferd. Man sehe, wie selbstverständlich die Beine über den Rücken des Tieres geschwungen sind, wie das Gewand den Übergang vom Pferd zum Menschen vermittelt, wie die leicht aufgestützten Arme den langen Pferderücken gliedern helfen. 1905 wurde Tuaillon vom Kaiser beauftragt, die ‚Amazone' für den Floraplatz im Tiergarten zu vergrößern. Es war das keine mechanische Arbeit. Es hieß, die ganze Aufgabe noch einmal zu durchdenken. So stellte sich z. B. heraus, daß der Hals der Amazone für die neuen Verhältnisse zu kurz war und gereckt werden mußte, um den beabsichtigten Eindruck zu erzielen. Trotzdem ist die kleine ‚Amazone' vor der Nationalgalerie die eigentliche geblieben. Die des Tiergartens war eben doch eine Bestellung, und es zeigt sich, daß ein echt empfundenes Kunstwerk auch die Maße seit dem Augenblick der Empfängnis in sich trägt.

Nach dem Erfolg mit der ‚Amazone' begann Tuaillon sein zweites großes Werk, den ‚Sieger', einen nackten Jüngling, den Lorbeerzweig in der erhobenen Rechten, auf einem trabenden Pferd. Der ‚Sieger' ist männlicher als die ‚Amazone', und das liegt nicht bloß am Vorwurf. Die ‚Amazone' ist lyrisch gestimmt. Weib und Pferd weisen trotz aller klassischen Schulung noch eigentümliche Züge auf. Der ‚Sieger' nähert sich der von Marées geforderten Allgemeingültigkeit der Erscheinung. Er ist dramatisch empfunden und von starker Leidenschaft durchglüht. Aber das Feuer ist gebändigt durch die Form. Das Werk ist reich an innerer Bewegung, sparsam an Gebärden. Der Arm mit dem Zweig reckt sich nicht höher als das

Digitized by Google

Digitized by Google

Frucht seines italienischen Aufenthalts und zählt zu den schönsten Reiterstandbildern, die wir haben. Es ist streng nach den klassischen Grundsätzen aufgebaut, die sich Tuaillon in Rom zu eigen gemacht hatte. Zeitgenössische Tracht erschien ihm unvereinbar mit plastischer Gestaltung. Er schuf deshalb einen Imperator, in dem sich der Begriff des Kaisers schlechthin schon äußerlich offenbarte. Neu ist auch das Pferd. Der Widerspruch zwischen Naturalismus und Stil, der sich in der ‚Amazone' kundgibt und auch im ‚Sieger' nicht gänzlich schweigt, ist hier überwunden.

Nach dem Bremer Erfolg, der auch den Kaiser bekehrte, begannen sich die Aufträge zu häufen. Tuaillon hatte sich von dem Architekten Prof. Baumgarten, einem Schüler Messels, ein sehr großes Atelier in Grunewald bauen lassen, in dem Raum für drei Reiterdenkmäler war. Er mußte sich beim Schaffen regen können. Selbst am großen Gipsmodell nahm er noch die gewagtesten Änderungen vor. Er rückte den Reiter auf dem Pferd so lange hin und her, bis er richtig saß. Er amputierte Köpfe und Beine, wenn ihm irgend etwas daran noch nicht — und er empfand das schmerzlich — in Ordnung zu sein schien. Er wurde oft zur Eile gedrängt und mußte sich Werke entreißen lassen, die er in der Ruhe seiner italienischen Zeit noch nicht weggegeben hätte. In den Jahren 1902 bis 1905 arbeitete er außer an seinem ‚Kaiser Friedrich' an dem ‚Herkules mit dem Stier', der im Garten des Guthmannschen Landhauses in Neu-Cladow aufgestellt wurde. Ferner vollendete er für den märkischen Herrensitz des Geheimrats Arnhold, Hirschfelde, einen lebensgroßen Hirsch, und daneben lief noch die bereits erwähnte Wiederholung der ‚Amazone' für den Tiergarten. Der ‚Herkules mit dem Stier' bot ähnliche Schwierigkeiten wie der ‚Rossebändiger'. Dadurch, daß der Stier sich bäumt und die Vorderbeine hinter dem Körper des Mannes verschwinden, wirkt diese neue Gruppe noch geschlossener als die frühere.

Es folgt die Zeit der Staatsaufträge, der Denkmäler Kaiser Friedrichs III. und Kaiser Wilhelms II. für die Kölner Rheinbrücke, des Großen Friedrich für Beuthen, Kaiser Wilhelms II. für Elberfeld. Kurz vor Kriegsausbruch wurden Tuaillon noch die Standbilder Wilhelms I. für Lübeck und Friedrich Wilhelms III.

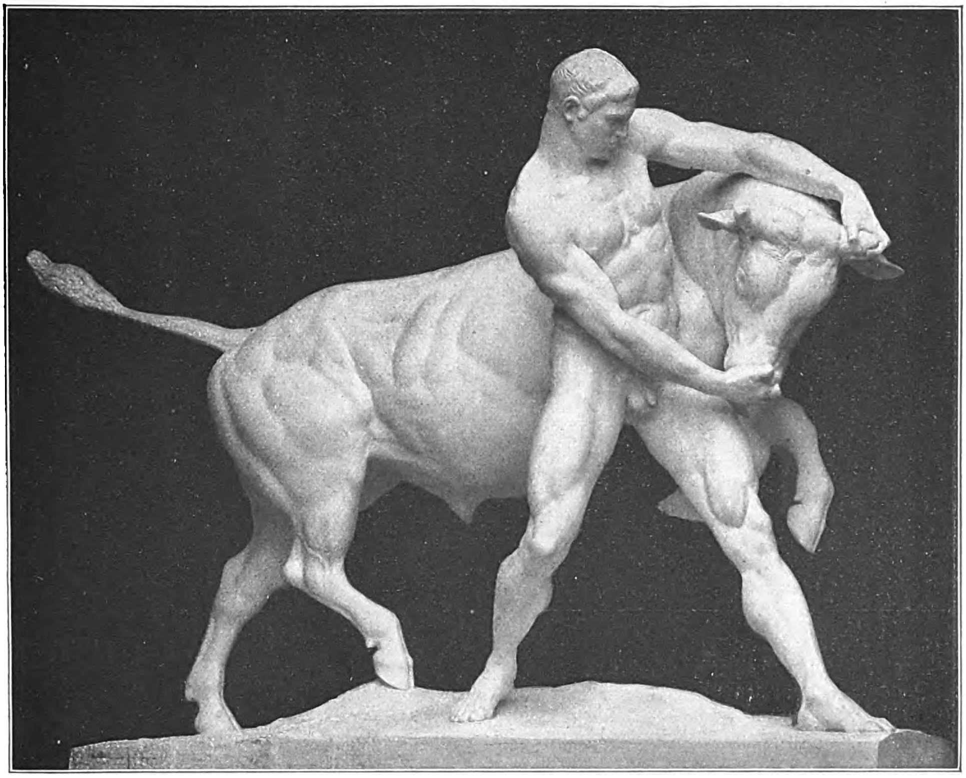
König Friedrich Wilhelm III.

Friedrich der Große

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Herkules mit dem Stier. Neu-Cladow, Guthmannsches Landhaus

Einzelheit gearbeitet, ohne sich darin zu verlieren. Die Einheit von Mann und Roß ist trotz dem Kostüm gewahrt. Daß dem Künstler das Allgemeingültige nicht mehr letztes Ziel seines Strebens ist, zeigen jedoch auch die Pferde. Sie stehen künstlerisch dem der Amazone nahe. Sie sind voll augenblicklichen, einmaligen Lebens, so daß man wieder wie damals denkt: ‚Jetzt werden sie sich bewegen!‘

Dem Berliner Schadow war das klassische Altertum auf dem Umweg über Frankreich nahegebracht worden. Vielleicht sorgte das französische Blut in Tuaillon dafür, daß auch er es nicht auf die Dauer in seiner ganzen Strenge ertrug, sondern nach einem Wege suchte, der es mit unserer Zeit in Einklang brachte. In freien Schöpfungen, namentlich in der Tierplastik, blieb er seinen an Marées gefundenen Anschauungen treu. Das Krefelder Bronzerelief von 1912, für das er in Ungarn Studien anfertigte, ist ein Meisterwerk seiner klassizistischen Kunst, das mit am reinsten zeigt, was er wollte und konnte, der große Stier, den er ebenfalls in Ungarn aufbaute und mit dessen Ausführung in Marmor er nicht ganz fertig wurde. Vor diesem Werk denkt man nicht mehr an das Modell, sondern freut sich nur an dem Spiel der Formen. Wie weit der Weg ist, der zu so abgeklärter Vollendung führt, zeigt die Gruppe von Rindern aus dem Nachlaß. Sie ist rein naturalistisch aufgefaßt und von einer bewunderungswürdigen Frische. Aber sie bildet doch nur den Anfang auf einem langen Wege, der nach viel Mühe zur Vollendung in Tuaillons Sinne führte.

Vollendung — durch alle Ehren, die der Staat und die Akademien zu vergeben hatten, ist Tuaillon bewiesen worden, daß man ihn für einen Meister hielt. Er selber wußte wie jeder rechte Mann, was er konnte, obwohl er selber nie mit sich zufrieden war. Ein rastloser Fleiß, eine immer rege Selbstkritik behüteten ihn auch in Jahren, wo er notgedrungen eiliger schaffte, als es seiner Art entsprach, jemals etwas aus der Werkstatt zu lassen, was mißlungen war. Daher kommt es, daß sich unter seinen Schöpfungen keine befindet, die man minderwertig nennen könnte. Er hat immer auf die Schadowschen Tugenden des Bildhauers gehalten: Verständnis der Form, Sauberkeit des Handwerks. Seit 1907 leitete er ein Meisteratelier an der Berliner Akademie. Er war kein eifernder Lehrer und wollte nicht der Vormund seiner Schüler sein. Er kam, sah zu, was man trieb, erzählte und ließ sich erzählen. Vom Korrigieren hielt er nicht viel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Valutanöte in alter Zeit

Von Dr. Franz Bastian

In einer Zeit, wo alle am Kriege beteiligt gewesenen europäischen Länder, besonders aber die besiegten, unter einer außerordentlichen Entwertung der Zahlmittel leiden, kann es vielleicht einen Trost bieten, daß frühere ähnliche Erscheinungen, so heftig und revolutionär sie zeitweilig erschienen, über kurz oder lang doch auch ihr Ende gefunden haben. Aus unserer eigenen Geschichte sind nicht weniger als fünf Zeiten größerer Geldentwertung bekannt, je eine aus dem 11., 14., 15., 17. und 18. Jahrhundert. Ganz Deutschland wurde jedoch nur durch die erste und vorletzte betroffen. Über die Münzentwertung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts haben wir nur sehr dunkle Belege, die jedenfalls eine Beschreibung der wirtschaftlichen Folgen nicht ermöglichen. Dagegen hat die Münzentwertung im 17. Jahrhundert, die sogenannte Kipper- und Wipperzeit, auf Grund der gleichzeitigen Flugschriftenliteratur in Gustav Freytag einen Meister der Darstellung gefunden.

Es war im dritten Jahre des großen, d. h. des Dreißigjährigen Krieges, so erzählt uns Freytag im vorletzten Band seiner ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit', daß die Münzverschlechterung begann, allgemein fühlbar zu werden. Allerdings war schon seit längerer Zeit an dem Gelde, das im Lande umging, Ungewöhnliches bemerkt worden. Das gute schwere Reichsgeld wurde immer weniger; an dessen Stelle kamen neue Münzen von schlechtem Gepräge und rötlichem Aussehen in Umlauf. Schon war aufgefallen, daß die fremden Waren fortwährend im Preise stiegen, und wer ein Patengeschenk machen wollte, zahlte für die alten feinen Joachimstaler ein immer wachsendes Aufgeld. Aber im Kleinverkehr zwischen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anstand genommen. Ja, es wurde mit erhöhtem Schwunge umgesetzt.

Jedoch in jenem Jahre (1621), als das Beispiel von zunächst nur wenigen norddeutschen Fürsten, geringhaltiges Geld zu prägen, auch in Sachsen, am Rhein und in Süddeutschland Nachahmung fand, als in Hunderten von Heckenmünzen sozusagen aus Kupfer Silber und Gold gemacht wurde, ward der Unterschied zwischen altem und neuem Geld für jedermann offenbar. Weiten Kreisen des Volkes machte freilich zunächst die Steigerung der Waren- und Lebensmittelpreise nichts aus. Denn wer einige Taler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Notpfennig in der Truhe liegen hatte — was damals viel häufiger als heute die Sparkasseneinlage war —, der holte seinen Vorrat heraus und setzte ihn gern in das neue Geld um, von dem er vier-, ja sechs- und zehnmal soviel dafür bekam. Wem der gefällige Münzer einen alten kupfernen Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen. Alle Welt legte sich auf den Geldhandel. Der Kaufmann machte Geschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Wer Schulden hatte, eilte, sie zu bezahlen, und Geld wurde überall zu günstigen Bedingungen angeboten. Die Arbeitslöhne stiegen. Und wenn Wein und Bier ebenfalls teurer waren als sonst, so doch nicht in demselben Verhältnis wie das alte Silbergeld. Ein Teil des Gewinnes wurde denn auch im Wirtshaus verjubelt. Bei Spiel und Tanz und verminderter Arbeitszeit schien ein wahres goldenes Zeitalter gekommen.

Aber zu bald setzte die Gegenströmung ein. Zuerst klagten alle die, die vom festen Gehalt ihr Leben bestreiten mußten. Wer sonst von 200 Gulden gutem Reichsgelde ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt 200 Gulden leichtes Geld, und wenn auch die Gehälter um einiges, bis zum vierten Teil, erhöht wurden: er konnte selbst mit dem Zuschuß nicht die Hälfte, ja bald nicht den vierten Teil der notwendigen Ausgaben bestreiten. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, solange es gehen wollte. Dann entliefen sie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die Dienstboten wurden aufsässig, da der Lohn von durchschnittlich 10 Gulden aufs Jahr kaum hinreichte, ihre Schuhe zu bezahlen. Infolgedessen gab es in allen Häusern Streit mit der Brotherrschaft; Knechte und Mägde sagten den Dienst auf; jene ließen sich anwerben, die Mägde versuchten es auf eigene Hand. Unterdessen vereinsamten Schulen und Universitäten, da in jener Zeit die wenigsten Eltern so wohlhabend waren, ihre Söhne bei den Studien ganz aus eigenen Mitteln erhalten zu können, und der Wert der bisher einspringenden Stipendien schwand.

Zu den Unzufriedenen gesellten sich dann jene Kapitalisten, die von ihren Zinsen lebten. Vor kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet, reichten jetzt ihre Einnahmen kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Außerdem bekamen sie womöglich ihr Kapital zurückgezahlt, aber statt 1000 Reichstalern natürlich 1000 Taler in neuem Gelde.

Endlich gerieten die Landesherren und die Städte selbst in Bestürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben oder es selber in starkem Maße gemünzt. Jetzt bekamen sie bei allen Steuern und Abgaben

Digitized by Google

auch nur schlechtes Geld ein, während auch für sie alles teurer geworden war und ein Teil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Gelde gemacht werden mußte. Da setzten sie womöglich den Wert ihres eigenen Geldes herab unter Strafandrohung für alle Zuwiderhandelnden. Als dann jedoch dieses Geld noch unter den verordneten Wert sank, da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes eben erst gemünztes Geld. Nun brach ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld los. Die neuen Heckenmünzen wurden als Nester des Teufels verschrien, die Münze und ihre Agenten, die Geldwechsler, und wer sonst aus dem Geldhandel Geschäft machte, wurden Gegenstände des allgemeinen Abscheus. An vielen Orten rottete sich das Volk zusammen und stürmte ihre Wohnungen. Überall entstanden Unordnungen und Tumulte. Da die Bäcker nicht mehr backen wollten, wurden ihre Läden zerschlagen, ebenso geschah bei den Fleischern, die bei der vorgeschriebenen Taxe das Schlachten einstellten. Aller Handel und Wandel hörte auf. Das alte Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft krachte und drohte auseinanderzubrechen. Flugschriften trieben und steigerten die Stimmung, und die Gelehrten kamen mit ihrem schwersten Geschütz: die Prediger beschworen den bösen Feind. Die theologischen Fakultäten versagten den Kippern und Wippern, d. h. den Geldbeschneidern und Geldausklaubern, den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbnis. Die Juristen gaben umständliche Gutachten ab in dem Streit zwischen Gläubigern und Schuldnern, ob, wer schweres Geld ausgeliehen, Kapital und Zinsen in leichtem Geld zurücknehmen müsse, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Kapitalsumme in schwerem Geld beanspruchen dürfe usw. Erfreulich war, daß in vielen Fällen, wo das Gesetz und der Scharfsinn streitender Juristen nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, das im Volke lebte, den Streit beendigte.

Nächst der Kipper- und Wipperzeit hat die sogenannte Schinderlingszeit, benannt nach der gleichnamigen schlechtesten Silbermünze um den Höhepunkt der Geldentwertung im 15. Jahrhundert, in der Literatur den verhältnismäßig größten Niederschlag gefunden. Ihre nationalökonomischen Wirkungen sind schon durch eine ganze Anzahl gleichzeitiger Geschichtsschreiber eindringlich geschildert. So berichten aus Österreich, wo die Verwirrung des Wirtschaftslebens am größten war, gleich drei hervorragende Chronisten ausführlich davon. Es sind das der unbekannte Verfasser der eigenartigen österreichischen Chronik von 1454 bis 1467, der Wiener Universitätsprofessor Ebendorfer mit seinem umfassenden gleichnamigen Werk, der besten Landesgeschichte des 15. Jahrhunderts überhaupt, und wieder das Chronicum Austriacum von 1439 bis 1499 des Kärtner Pfarrers Jakob Unrest. Eine recht lebendige Ergänzung dazu bildet der von 1454 bis 1464 erhaltene, besonders im Jahr 1460 sehr umfangreiche Briefwechsel des Wiener Rates mit Kaiser Friedrich III. In Augsburg, das auf halbem Wege zwischen Schwäbisch-Öttingen, dem Ursprung des ganzen Unheils, und München gelegen war, dessen Münze sich unter den landbayrischen vor allem in Befolgung des schlechten Beispiels auszeichnete, widmete der Kaufmann Burkhart Zink über zwanzig Seiten seiner wertvollen Chronik unserem Gegenstand; aber auch sein geistiges Widerspiel, der Domkapitular Frank, kommt an drei Stellen seiner Augsburger Bistumsgeschichte darauf zu sprechen. Wieder in Salzburg, dessen Erzbischof bereits 1458 neben dem Bischof von Passau, dem Landgrafen von Leuchtenberg und dem Grafen von Hals der Nachahmung bayrischer Münzen, natürlich zu geringerem Fuß, von den bayrischen Herzögen geziehen wurde, fand einen Verteidiger in der bisher ungedruckten Salzburger Chronik bis 1515, die zugleich einen kurzen Überblick über die allgemeine Geldentwertung brachte. Endlich hat auch der unbekannte Stadtschreiber in Regensburg, das sich trotz besserer Erkenntnis, anders als Augsburg, nicht ganz der Münzverschlechterung entziehen konnte, eine Reihe wertvoller Randglossen zu den bayrischen Münzordnungen gemacht, die er im großen Stadtbuch einzutragen hatte.

Entsprechend dem höheren sittlichen und wirtschaftlichen Stand der deutschen Bevölkerung im 15. Jahrhundert scheint der Kreis der durch diese Münzverschlechterung Beglückten, abgesehen natürlich von nicht wenigen gewissenlosen und spekulierenden Kaufleuten, ein geringerer als zur Kipper- und Wipperzeit gewesen zu sein. Immerhin verdienen einzelne Gruppen angeführt zu werden. So herrschte nach Zink unter den Augsburger Webern, als die Münchner Kaufleute mit ihrer schwarzen, geringwertigen Münze Barchenttücher aufzukaufen begannen, infolgedessen diese von Schau zu Schau im Preise stiegen, eitel Freude. Und im Rat war das übrigens nur zunächst beschränkte Verbot des fremden Geldes nicht leicht durchzusetzen. Zink selbst übt an der ersten durchgreifenden Verfügung im Jahre 1458 eine gewisse Kritik, da nach deren Erlaß zunächst an Stelle reichlichen Angebotes in jeder Art von Lebensmitteln eine Einfuhrstockung trat. Nach den Regensburger Aufzeichnungen verkauften viele Bürger ihre Kleinodien, Silberwaren und Güter, die ihnen sonst nie feil gewesen wären; andere machten sich die leichte Möglichkeit zu Darlehen zu kommen zunutze; selbst als im Herbste 1460 bereits wieder gutes heimisches Geld genügend am Markte war, nahmen die meisten noch lieber weiße fränkische Münze, aus keinem anderen Grunde, als weil sie hier ein paar Pfennige mehr auf den Gulden bekamen. Aus dem Schwanken des Guldenkurses, wie er nach

Digitized by Google

der Neuordnung in Österreich noch mehrere Jahre anhielt, zogen die Wiener Fleischhacker mit Befriedigung einen bis dahin nicht gekannten Nutzen. Und selbstverständlich gefiel der Geldüberfluß die allerlängste Zeit den Kleinbauern; erst ganz zuletzt „wardt inen die süssigkhait zu ainer bittrigkait, wann sie muesten den maisten thaill des gelts umpsust anwerden".

Anderseits treten zunächst in Übereinstimmung mit dem, was wir heute erleben und noch durchzumachen haben, eine ganze Menge mehr Mißformen des Wirtschaftslebens in Erscheinung als, auf Grund wenigstens der Darstellung bei Freytag, für die Kipper- und Wipperzeit. Es möchte dies freilich auch die tatsächlichen Verhältnisse spiegeln, indem Freytag von höchstens einer Münzverschlechterung auf ein Zehntel zu sprechen weiß, während im Jahre 1460 zumal die österreichische Münze höchstens noch ein Sechzehntel, nach einigen Schriftstellern aber nur mehr ein Vierzigstel ihres früheren Kaufwertes hatte.

Als erste solche Übereinstimmung erscheint der massenhafte Auffkauf von Sachgütern, von denen besonders Zink zu berichten weiß, d. h. nicht nur Goldmünzen und alte gute Silbermünzen, sowie Kleinodien wurden von unternehmenden Händlern aufgekauft und außer Landes gebracht, sondern nach Beispiel der Barchente auch Stoffe jeder sonstigen Art. Wein wurde gleich aus den Weinstadeln erhandelt, den Krämern Safran, Ingwer und andere Gewürze weggekauft und natürlich Häuser und Liegen, auch von Ortsfremden. Da die Käufer ‚gar liederlich' dabei verfuhren, d. h. die Ware nicht prüften und sich gegenseitig überboten, stiegen die Preise fortwährend. Kaum drei Tage blieben die einzelnen Gegenstände im gleichen Wert, die innerlich unveränderten rheinischen, ungarischen und venezianischen Gulden stiegen sogar von Tag zu Tag, genau wie bei uns die fremden Zahlungsmittel. Aber auch die alte gute Silbermünze wurde ebenso überwertet. Zink gibt uns dafür ein paar packende Beispiele: Nachdem er von der Kaufschwierigkeit für den Arbeiter mit seinem geringwertigen Geld gesprochen hat, führt er als Gegensatz an, daß, wenn jemand beim Wirt zehrte und einen böhmischen Groschen von gutem Gehalt hingab, er noch 30 bis 40 Pfennige der schlechten Münze herausbekam, ebenso der Käufer eines Paar Schuh, der einen alten Plappart hingab. Offenbar hatte man vorher in diesem Fall nichts oder so gut wie nichts herausbekommen; jetzt aber waren Wirt und Schuster so erfreut, ein sicheres Zahlungsmittel in die Hand zu bekommen, daß sie von der schlechten Münze über Gebühr zurückgaben, vielleicht in der Hoffnung, dadurch noch mehr solche Wertstücke herauszulocken. In einem andern Fall war Zink selbst mitbeteiligt. Zur Zeit der Herrschaft der schlechten Münze in Österreich schickten eine Anzahl Augsburger Kaufleute, in deren Heimatstadt man selbst ein vollwertiges Geld weiter um diese Zeit münzte, größere Posten davon nach Österreich zum Weinkauf. Dabei brauchten sie für den Eimer bester Güte, von dem das Maß 6 bis 7 Denare wert war, nur 37 Pfennig zu zahlen. Darf man die gleichzeitigen metrischen Verhältnisse Regensburgs, wo 15 Maß einen Eimer ausmachten, hier einsetzen, so machte man einen Valutagewinn von 150 bis 200 Prozent. Die gänzliche Flucht vor dem Pfennig zeigen andere Beispiele: Jene Augsburger, die damals mit dem schlechten Geld von ihren Wiener Schuldnern bezahlt wurden, legten entgegen ihrem sonstigen Gebrauch die ganzen Beträge sofort in Wein und Pferden an, um nur etwas überall Einbringliches in der Hand zu behalten; überhaupt: „wer mocht, der schob die müntz von im und gaben die leut je ains dem andern ... und kauft je ainer dem andern etwas ab, wie theuer man es im gab, nur das er des gelts abkem." Die Handwerker weigerten sich einfach, gegen Schinderlinge zu verkaufen, und in Städten, wo keine andere Münze zu finden war, verödeten die Lebensmittelmärkte. Ja, wenn die Angaben zutreffen, daß die Schinderlinge von den Kriegsleuten Ludwigs des Reichen in das Feuer geworfen wurden, und wenn wirklich die Kinder auf den Straßen Wiens damit spielten, so trat sogar eine völlige Nullbewertung ein, die nun allerdings nicht berechtigt war. Wenigstens weisen selbst die schlechtesten bayrischen Pfennige, die aus dieser Zeit überkommen sind, noch immer ein Lot Silber (d. h. auf die Mark, auf die 16 Lot gingen, mithin je $^1/_{16}$ bzw. $^1/_{32}$ Silber) auf, die schlechtesten Paprischen nach den Proben Luschins wenigstens ein halbes Lot. Aber selbst wenn unsere Münze zuletzt ganz ohne einen Silberzusatz ausgegeben sein sollte, so hatte ja auch damals das Kupfer, aus dem sie nunmehr bestanden, einen gewissen Wert, einen höheren jedenfalls als das Papier unserer Kassenscheine.

Ganz wie heute traten die übelsten Folgen in Österreich aus dem Grunde seiner wirtschaftlichen Verfassung ein. Die Blüte, in der bis dahin wenigstens Niederösterreich und Wien gestanden, war eine durchaus künstliche; sie wurde lediglich dem sogenannten Stapelrecht verdankt, das den fremden Kaufleuten die Weiterfahrt über Wien hinaus verbot. Denn bis auf einen waren alle Gegenstände, welche die Oberdeutschen aus Österreich ausführten, ähnlich die meisten Waren, welche die Wiener selbst oder die Ungarn donauabwärts führten, nicht österreichischer Herkunft: Gold und Silber, welche vornehmlich für jene in Betracht kamen, wurden im Lande ebensowenig gewonnen wie Kupfer und Zinn, und wenigstens unzureichend schon für den eigenen Gebrauch waren Pferde, Vieh, Häute, Honig und Wachs vorhanden, die alle außerdem in ost-westlicher Richtung gingen. Umgekehrt war der Haupt-

Digitized by Google

ausfuhrgegenstand nach Ungarn bei weitem belgisches und niederländisches Tuch. Dazu waren allmählich fast alle Getreidefelder in der Umgebung Wiens in Weingärten umgewandelt worden, deren Ertrag nun allerdings in gewöhnlichen Zeiten zum größten Teil ausgeführt werden konnte. Infolge der Thronstreitigkeiten Kaiser Friedrichs mit Ungarn und Böhmen war jedoch gleichzeitig der Handel mit diesen Ländern, den Haupterzeugern jener vier genannten Metalle, sowie von Pferden, Vieh und Wachs usw., unterbunden. Die österreichische Silbermünze, früher in Massen besonders nach Bayern ausgeführt, lockte bei ihrem schlechten Gehalt den fremden Kaufmann nicht mehr; die gleichzeitige Erhöhung der Mauten und Zölle sowie die Vorschrift der Zahlung in Gulden oder guten Münzen schreckte ihn endlich auch vom Kauf des österreichischen Weines ab, an dessen Stelle er nun in steigendem Maße fränkische, elsässische, böhmische und ungarische Weine erhandelte. Der Wiener Kaufmann seinerseits konnte nirgends in der Fremde für sein schlechtes Geld Waren bekommen. Er sah sich gezwungen, seinen Handlungsdiener zu entlassen, ebenso der Handwerker seine Gesellen. Der Großgrundbesitz verbot endlich seinen Bauern bei Strafe Lebensmittelzufuhr in die Hauptstadt.

Bei alledem wissen denn auch die österreichischen Quellen — aber eben auch nur sie — Bestimmteres über Hungerleiden im Gefolge dieser Geldentwertung zu berichten. So bekamen nach Ebendorfer viele Leute vier bis fünf Tage kein Brot, weshalb sich einzelne in die Wälder zurückzogen, Akaziensaft tranken und sich aus Geweihen Mehl pulverisierten. Es sollen Eltern, um den Hungertod ihrer Kinder nicht mitanzusehen, diese verlassen haben, nachdem sie sie in die Wohnungen eingeschlossen, und selbst irgendwo anders verhungert sein. Auch wurde vielfach erzählt, daß eine Witwe in Nußdorf, der heutigen Vorstadt von Wien, die ihre Kinder um Brot baten, aus Verzweiflung, ihnen dies nicht geben zu können, die Kinder und dann sich selbst erhängte.

Auf jeden Fall litt die arbeitende Bevölkerung in den Städten, die lediglich die schlechte Münze in die Hand bekam, unter den ganzen Verhältnissen ungleich mehr als die oberen Schichten und auch der Mittelstand, die von jeher zugleich über Goldmünzen verfügten. Zwar griffen die Verwaltungen der großen Städte zum Besten namentlich ihrer armen Leute ein. Beispielsweise kaufte Regensburg nicht nur Wein, Fleisch und Getreide im größeren Umfang auf dem Lande auf, sondern es ließ auch selbst Brot backen und gab dieses wie andere Lebensmittel an die Minderbemittelten gegen das geringwertige Geld zu einem sehr günstigen Kurse ab; ähnlich versorgte sich Wien mit Getreide und Ochsen, zwang die Lebensmittelgewerbe zur Annahme der Schinderlinge und schenkte Eigenbauwein zu verlustreichen Preisen aus. Dagegen scheint im Gegensatz zu heute keine den Verhältnissen entsprechende Heraufsetzung der Löhne und Gehälter vorgenommen zu sein, geschweige denn daß von einer Arbeitslosenfürsorge die Rede war. Wenn Ebendorfer von einem Verlangen der Söldner, Diener und Arbeiter des Landadels nach vierfach erhöhten Löhnen spricht — eine gegenüber der Geldentwertung gewiß maßvolle Forderung —, so geht doch aus dem Ganzen hervor, daß diesem Verlangen nicht stattgegeben wurde, daß es vielmehr nicht anders war wie bei Stadt und Bürgern von Wien, denen ihre Ökonomiearbeiter wegen der Unmöglichkeit, mit ihren Löhnen auszukommen, davonliefen. Auch das Beispiel bei Zink, wonach „ein arm man, der den gantzen tag arbait“, 10 bis 12 Denare bekam, dafür kaum soviel Brot, wie er früher für einen Pfennig erstehen konnte, spricht nicht eben für eine wesentliche Erhöhung jener Bezüge.

Mehr oder minder deutlich tritt denn auch hervor, daß in erster Linie die Unzufriedenheit, wenn nicht die drohende Haltung eben des gemeinen Mannes die schnelle Regelung der Mißstände erzwang. So erfolgte die Neumünzung zu gutem Fuß in Augsburg 1458, nach Zink veranlaßt durch das „Geschrei des Volkes“, während, wie wir schon sahen, ein Teil der Bessergestellten die Zustände damals noch nicht unerträglich fand. Und wenn uns von der bayrischen Landschaft und seinem Volk nur je ein Widerspruch gegen ein strenges Verbot fremder Münze und eine allzubaldige Prägung überliefert ist, so dürfen wir nicht auf Entgegengesetztes schließen. Der Widerspruch erfolgte offenbar deshalb, weil die eigene Münze, zu deren Gunsten jenes Verbot erlassen war, noch schlechter war, oder weil man sich in anderem Fall, bei den augenblicklich noch kriegerischen Wirren, einen weiteren Absatz im inneren Gehalt des Pfennigs erwartete. Jedenfalls wird uns in ganz außerordentlicher Weise über die Empörung der Wiener Bevölkerung berichtet, als das sogenannte große Korn, welches der Kaiser selbst an Stelle der berüchtigten Münzpächter zu Graz und Wienerneustadt am 23. März 1460 hier selbst zu münzen begann und am 26. April zum Auswurf brachte, statt einem Wert von 4:1 gegenüber der bisherigen Münze, zu welchem Kurs es auch genommen werden sollte, tatsächlich ebenso minderwertig war. „(Darob) ward under dem gemainen volckh“ — so erzählt der genannte Anonymus — „ain groß murmlen, zwytracht, klagen und wainen und hueben an zue schelten und zue fluechen dem Romischen Khaiser und seinen räthen, das ehe nie was erhortt worden“ usw. Nach der Vorstellung der Stadt Wien an denselben Herrscher vom 28. Mai selben Jahres war dieser Unwille nur vorübergehend durch die schon genannten städtischen Maßregeln beschwichtigt worden; das Volk hatte vielmehr

Digitized by Google

erneut dem Rat zu verstehen gegeben, daß es nicht gesonnen sei, „solhs hungers und verderbens lenger (zu) dulden" und beschlossen, „weder hungershalber (zu) sterben noch ire kinder (zu) verkauffen noch auf die straße (zu) setzen"; der Rat glaubte dem Kaiser mitteilen zu müssen, daß, wenn er nicht in Bälde eine Wendung schaffe, Unwiederbringliches zu befürchten sei. Wirklich hatte Friedrich bereits am 28. April den Wiener Bürger Niklas Teschler mit dem Münzmeisteramt in Österreich betraut und diesem für die neuen von ihm auszuschlagenden Pfennige, Kreuzer und Groschen Vorschriften gegeben, die den Gehalt der erstgenannten gängigsten Münze fast auf denjenigen vor dem ersten Beginn der Geldverschlechterung erhoben. Auf jene Wiener Vorstellung entzog dann Friedrich auch noch einer Anzahl ungarisch-kärntnischer Großen das weiter mißbrauchte Münzrecht und stimmte der schon seit langem geforderten Beschäftigung der Wiener Hausgenossen zu. Die Sturmglocken, welche den Münzauswurf dieser Genossenschaft am 13. Dezember 1460 begleiteten, läuteten nun wirklich eine bessere Zeit ein. Zwar fanden noch in den nächsten Jahren gewisse Rückschläge gegenüber der festgesetzten Valuta statt; Kaiser Friedrich schlug sogar noch einmal einen anderen Münzfuß vor, Handwerker und Kleinhändler wollten sich zunächst nicht zu entsprechender Preisherabsetzung verstehen, und viele Schuldner versuchten auch hier, das Maß ihrer Verpflichtungen herabzusetzen. Aber Stadträte und Landschaften vermochten in Ausnutzung ihrer wieder gewonnenen Rechte kräftig und unter Hinweis auf die traurigen Erfahrungen alle solche Versuche zu unterdrücken. Übrigens lagen auch in Bayern der tiefste Punkt der Geldentwertung und endgültige Neuordnung ziemlich nahe beieinander. Nachdem noch vom 10. März 1460 jene Urkunde datiert ist, in der die Herzöge Sigmund und Johann ihrem Straubinger Münzmeister zu einer Pfennigmünze von nur 1 Lot Feingehalt ermächtigten, stammt bereits vom 7. April eine Verordnung derselben Herrscher für das Oberland, wonach nur die alten sechslötigen einheimischen und vollwertigen ausländischen Münzen als amtliche Währung genommen werden sollten; am 22. Juni wurde Entsprechendes für das Unterland verordnet, nur mit der Erweiterung, sechs der geringhaltigen Münzen für eine der vorgenannten in Zahlung geben zu dürfen. Im Gegensatz zu Österreich scheint in Bayern noch so viel von dem älteren Silbergeld versteckt gewesen zu sein, das nun herauskam, daß vorerst eine Neumünzung größeren Umfangs nicht notwendig war. Wenigstens ist auch noch in der Verordnung in Münzsachen vom Oktober desselben Jahres von einer solchen keine Rede.

⌘ ⌘ ⌘

Die zwei übrigen ungewöhnlichen Geldverschlechterungen waren ebenso wie die zuletzt betrachtete nur landschaftlich beschränkt. Die im 14. Jahrhundert beschränkte sich auf Bayern, Franken und Schwaben, während wieder im 18. Jahrhundert in der Hauptsache nur Friedrich der Große bei seiner Kriegsnot zu einer merklichen Münzverschlechterung gegriffen hat. Die über diese letztere laut gewordenen Klagen können sich an Lebhaftigkeit nicht im entferntesten mit denen aus dem 15. und 17. Jahrhundert messen. In der Tat wurde nur in dem besetzten Sachsen dadurch die gute Münze gänzlich vertrieben. In Preußen selbst wurden wenigstens die seit 1759 in Dresden und Leipzig hergestellten Friedrichsdors und Talerstücke nicht von den amtlichen Kassen genommen und damit auch dem Verkehr ferngehalten. Und schließlich Polen, wohin die preußischen Getreideaufkäufer und Geldjuden trotz gelegentlichen Einfuhrverbots große Mengen namentlich der sogenannten Tympfen (Zwölfgroschenstücke) einschleppten, bekam aus Ungarn und Rußland fortlaufend neue Edelmetallzufuhr. Zum zweiten gingen selbst jene schlechtesten Dresdner und Leipziger Münzungen nicht unter ein Drittel des ursprünglichen Fußes herab. Unter Berücksichtigung des Kriegszustandes kann man denn auch den Umstand, daß Mai 1762 der Getreidepreis fünfmal so hoch wie Mai 1756 stand, nicht als sehr erstaunlich bezeichnen. In der Tat war bereits Mai 1757, ohne daß schon gleichzeitig von einer wesentlichen Münzverschlechterung gesprochen werden konnte, der Roggenpreis auf das Zweieinhalbfache wie vor einem Jahre gestiegen, um dann allerdings wieder wesentlich zu fallen. Erwähnenswert ist noch, daß bei dieser spätesten größeren Geldverschlechterung vor unserer Zeit bereits das Papiergeld eine Rolle spielte, indem die preußische Verwaltung von November 1757 bis Mai 1762 einen Teil der Beamtengehälter und Gnadengelder in Kassenscheinen auszahlte. Soweit diese noch zur Kriegszeit zur Einlösung kamen, bedeutete das allerdings für die Empfänger einen Kursverlust von 35 Prozent.

Für die Vorlage endlich nur zweier Erörterungen der Geldentwertung im 14. Jahrhundert — einmal das Flugblatt eines Anonymus aus dem Jahre 1395 und dann der mit 1396 überschriebene Absatz in der anonymen Augsburger Chronik von 1368 bis 1404 — ist dagegen kaum ein anderer Grund denkbar, als daß diese Periode als die letzte, tiefste von bald nacheinander kommenden drei Wellentälern in der Silbergeldvalutalinie keinen solchen Eindruck hinterließ. Denn im Gegensatz wenigstens zu den drei späteren Geldentwertungen, die ziemlich übereinstimmend nur drei Jahre andauerten, handelte es sich hier um eine chronische Krankheit gleich eines halben Jahrhunderts. Auch in einem anderen Punkte ist diese Geldentwertung geeignet, vorschnelle Verallgemeinerungen aus den schon besprochenen Zeiten zu vereiteln. Während das friede-

Digitized by Google

rizianische schlechte Geld eine Kriegsmünze war, die sofort mit Ende der Feindseligkeiten aufhörte, während die Kipperzeit innerhalb des größten aller deutschen Kriege fiel, die Schinderlinge und ebenso die Geldverwirrung im 11. Jahrhundert mit Thronstreitigkeiten in Beziehungen standen, war dagegen die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts mit ihren schlechten Hallern, Würzburgern und Regensburgern nicht nur eine der friedlichsten Zeiten der früheren deutschen Geschichte, sondern zugleich eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Eine Übereinstimmung dieser mit den späteren Geldentwertungen zeigt sich dagegen darin, daß auch damals die Annahme eines ursprünglich geschützten Originalmünzbildes durch fremde Münzstätten zu beobachten ist und überhaupt ein Zurücktreten der angesehenen, insbesondere städtischen Münzen gegenüber solchen an wirtschaftlich weniger wichtigen und gewissenhafter Aufsicht entzogenen fürstlichen Prägebetrieben. Infolge der langen Dauer dieser Münzverwirrung ist die Zahl numismatischer Belege bei weitem größer als die aus der Schinderlingszeit; aber auch Urkunden- und Rechnungsbücher, soweit sie erhalten, bieten genügend Handhaben, um die wirtschaftlichen Folgen sich lebhaft vorstellen zu können. Ja, letzthin ist es auf diesem Wege sogar möglich, eine Einzelheit feststellen zu können, wie sie wenigstens die Darsteller der Schinderlings- und Kipperzeit nicht beigebracht haben. Sowohl bei Freytag wie bei den erwähnten Chronisten des 15. Jahrhunderts fehlt nämlich ganz der Hinweis auf bestimmte Kaufleute, die in den Münzwirren emporkamen. Denn Zink mit seinem gelegentlichen eigenen Valutavorteil kann hier schlechterdings nicht angeführt werden. Und wenn Jakob Unrest sagt: „Und zu der selbigen zeyt waren etlich, die hys man dy Schuller (d. h. Glücksspieler), da wurden etlich groß herren aus...", so nennt er doch keinen Namen. Hier ist nun aber eben für das 14. Jahrhundert ein Kaufmann zu nennen, der nicht anders als eben durch die Vorteile, welche immer fallende Geldkurse bieten, hochgekommen sein kann. Das ist aber kein geringerer als der Stammvater der reichen Augsburger Fugger.

Verhältnismäßig gut für eine so frühe Zeit sind wir nämlich schon über die Vermögensentwicklung Hans Fuggers des Älteren, des erfolgreicheren der ersten beiden Fugger in Augsburg, unterrichtet. Nicht nur, daß für ihn wie seine Mitbürger vom Jahre 1396 ab fast lückenlos die geleisteten Steuerbeträge überkommen sind, nicht nur, daß er zu den Augsburgern gehörte, deren Hausbesitz 1389 aus Steuerrücksichten geschätzt wurde, ausnahmsweise ist auch noch seine erste Steuerleistung überhaupt wie die von drei Jahren zwischen 1389 bis 1396 bekannt. Unter Berücksichtigung dessen, daß Hans Fugger die erste Zeit zur Miete wohnte und wohl kaum gleichzeitig Liegenschaften besaß, errechnet sich sein Vermögen für 1367, in welchem er in Augsburg einwanderte, auf 22 Pfund Pfennig. Dagegen betrug 1389 der Wert seines Hausbesitzes 200 Pfund Pfennig, gleichbedeutend mit 480 Gulden. Weitere wesentliche Vermögenswerte scheint er damals allerdings nicht besessen zu haben oder er hatte im nächsten Jahre größere Verluste, da seine Abgabe in diesem nur bei Beschränkung auf Grundbesitz einem Kapital in derselben Höhe entsprach; bei nur teilweise mobilem Kapital, das mit der doppelten Steuer belegt war, hätte er eine höhere Abgabe leisten müssen. Dagegen entsprach seine Steuerleistung vom Jahr 1320 wenigstens einem Vermögen von 480 Gulden, vielleicht einem solchen von 960 Gulden. 1395 betrug sein Vermögen ebenso zwischen 1200 bis 2400 Gulden; 1396: 1680 bis 3360 Gulden; auf dieser Höhe blieb dann scheinbar sein Vermögen bis zu seinem Tode 1408. So anerkennenswert die Vermögenssteigerung zwischen 1367 und 1389 ist, auffallender ist doch noch diejenige zwischen 1390 und 1396. Denn während wir dort in einem Zeitraum von 22 Jahren eine Verneunfachung haben, so hier in drei oder fünf Jahren wenigstens eine Vervierfachung, vielleicht eine Verachtfachung. Auf jeden Fall überschritt Hans Fugger erst in dieser Zeit die Vermögensgrenze von 1200 Gulden, jenseits der noch 1396 nur 72 Augsburger Bürger mit ihrem Vermögen lagen. Erst hiermit machte er den bekannten Sprung zu den ersten Hunderttausend Mark, denen sich leicht die folgenden und schließlich die Millionen anschließen. Und diese Zeit war nun zugleich eine solche des täglich sinkenden Silbergeldwertes, dessen niedrigster und Endpunkt in das Jahr 1396 fiel. Entsprechend dem, daß Liegen und Sachgüter, obgleich sie heute wesentlich im Markkurs gestiegen sind, in bester fremder Währung noch immer eine Verbilligung aufweisen, wäre anzunehmen, daß das Fuggersche Vermögen, in dem unveränderlich gebliebenen Gulden ausgedrückt, sich eher vermindert hätte, wie das tatsächlich bei den wenigen möglichen Augsburger Vergleichsbeispielen der Fall ist. Es bleibt daher keine andere Erklärungsmöglichkeit, als daß Hans Fugger wie die augenblicklichen ‚Tiger' des Wirtschaftslebens in schneller Aufeinanderfolge sehr ertragreiche Spekulationen machte: Sei es, daß er entweder vielfach Liegen und Waren verschob, daß er wie die Kipper aus dem umlaufenden Geld die vollwertigen Stücke ausseigerte oder am Ende gar Teilhaber bei einem jener Münzmeister war, die auch zur Schinderlingszeit einen Teil ihres schlechten Geldes zur Sammlung eines Vermögens in Goldstücken zu verwerten wußten.

So hat also das Kapital einer der reichsten mittelalterlichen Kaufmannsgeschlechter kaum eine andere Entstehungsgeschichte als das unserer Reichen von übermorgen.

Digitized by Google

Et geschach up einen Pingstedag

Ein Idyll von Ottomar Enking

Jubilate — Kantate —, und nun kamen die Tage, wo die ganze kleine Stadt und alles drum herum ein Garten war, und die Menschenaugen wurden so hell in dem Licht!

Himmelfahrt! Ja, wer auch nicht recht an das Wunderbare zu glauben vermochte, das uns die Heilige Schrift von diesem Tage verkündet: es webte doch ein Eigenes in der Luft, die Seele wurde emporgetragen über den Wust des Alltags, hinauf zur Reinheit und Strahlenklarheit. So machte Gott jedes Herz leicht, daß es seine Fahrt nach oben erlebte.

Und diese Geschäftigkeit, je näher das Pfingstfest rückte! Die Häuser wurden abgewaschen, die Schwellensteine gespült, die Treppengeländer und Türgriffe gerieben, die Fenster und die Spiegelscheiben in den Spionen geputzt — es war ein Staat!

Inwendig auch Schruppen und Scheuern von früh bis spät. Einer konnte mit der Hand in die entferntesten Winkel langen, er erwischte kein Staubkorn. Die Fußböden wurden mit heißer Milch gefeudelt; das gab eine Glätte, daß die Hausherren sich vor Furcht des Ausgleitens kaum in die Stuben getrauten. Eine Eisbahn war das reine Sandpapier dagegen. Eilig brachten die schmuckbehaubeten Dienstmädchen Topfkuchen und Plättchen zum Bäcker; der kratzte sich hinter die Ohren, denn er wußte nicht, woher er im Ofenloch den Platz für all den Teig nehmen sollte. Und die Schlachter erst, die hatten zu tun! Manch biederäugiges Rind mußte sein Leben lassen, denn ein schöner Braten, der gehörte sich zum Pfingstsonntag durchaus. Am Montag aß man ihn kalt mit aufgewärmter Tunke, am Dienstag gab es Frikandellen davon, und am Mittwoch wurde aus den Resten noch herzliches Labskaus bereitet. So hatte Mutter für die Festwoche nicht so viel Arbeit.

Und als es Donnerstag wurde, Donnerstag vor dem Fest, da schütterten die Häuser von der Rummelei der hereinrollenden Kastenwagen. Das fahrende Volk holte Stangen und Laken daraus hervor, und im Umsehen war in der kleinen Stadt noch eine kleine Stadt erbaut: auf dem Markte vor dem Rathaus die Schaubuden und die drei Karussells, gegenüber die Schankzelte und die Tische und Bänke, wo Kaffee, Stuten und geräucherte Aale gereicht wurden. In den breiten Straßen aber rechts und links vom Hauptplatze erhoben sich die Buden mit Kuchen, Spielsachen, Holzgeräten, Bürsten und Blechwaren, mit Strümpfen, Kattun und bunten Taschentüchern, dann die Gestelle für die wahren Jakobs und auch die Buchhändlerkarren, wo man für ein geringes ebensogut aufregende Indianerromane wie Schillers gesammelte Werke oder das französische Lexikon mit dem losen Rücken erstehen konnte. Im Stroh auf der Erde waren deftige Kruken, Töpfe und andere Tonwaren ausgebreitet, und unten in der Gasse, die zum See hinabführt, hängten die Schuster ihre stark duftenden Erzeugnisse auf. Siehe, da wuchtete der schwere Klutenpedder des Ackerknechtes, da prahlte der hochmütige Stulpstiefel des Herrn Inspektors, da empfahl sich bescheiden der Filzpantoffel des Familienvaters, den seine liebe Frau nach dem Abendessen nicht gern mehr aus dem Hause läßt, da winkte der rote Schuh, darauf das Dirnlein hüpft, wenn die Krugmusik zum Hopsen lockt, da schimmerten sogar die feinen, weißen Stiefelchen, worin die sinnende Jungvermählte über die Schwelle ihrer neuen Heimat schreitet.

Das heißt: einstweilen durfte man diese Dinge nur flüchtig bewundern, denn sie wurden zwar auf die Bretter gestellt, gleich

aber klappten dann die Händler ihre Buden herunter. Der Stadtdiener paßte auf, daß niemand den Jahrmarkt vorzeitig eröffnete.

Die Leute, die schon mal durch die Reihen schlenderten, waren mit der oberflächlichen Musterung zufrieden. Sie hatten die Gewißheit, der Markt war wieder reichhaltig besetzt. Die Jugend aber stieß und knuffte sich, wo es nur einen Schlitz in der Leinwand gab, und ein paar Geriebene hatten schon eine Flöte und eine Trommel ergattert. Darauf spielten sie die große Pfingstmarktouverture.

Am Sonnabendnachmittag war alles fertig. Ruhe herrschte nach dem Lärm des Bretterzusammenschlagens, Papier und Stroh wurden beiseite gefegt, und aus den Schornsteinen der Wagen quirlte friedlicher Rauch. Das Menschenfresserweib kochte für ihren Gemahl, den Herrn Feuerfresser, milden Kaffee und sanfte Kartoffeln, und auf dem Trittbrett hockte die überbusige Riesendame und flickte den sieben Zwergen aus dem Morgenlande die Höslein..

Horch! Die Glocken im Kirchturm läuteten das liebliche Fest ein, männiglich versammelte sich zu Füßen des ehrwürdigen Hauses und schaute hinauf: die ehernen Münder wurden bei jedem Schlage sichtbar. Allmählich verklangen die Töne, noch rührte hin und wieder der Klöppel an den Innenrand, dann hingen die Künder von Gottes Ruhm wieder still an ihren Eichenbalken. Und nun fingen dort oben über der Uhr Posaunen an zu schmettern, und gleich fielen helle Knabenstimmen ein, und es erscholl über die weißen Marktzelte, über die roten Dächer hinweg, auf die fruchtbaren Äcker und Weiden hinaus:

O heil'ger Geist, zeuch bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein
Zu unsrer Herzen Wonne ...

Danach kamen ein paar Lieder mehr weltlichen Inhalts, und zuletzt erklang, von abermaligem Geläute durchdrungen und getragen, die jubelnde Weise:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister,
Freue dich, o freue dich,
Du Christenheit!

„Ja," sagten die Leute, „das ging wie aus einem Guß. Unser Kantor hat seine kleine Gesellschaft gut in Zug."

Die Umgebung der Kirche wurde leer, der Abend hüllte alles in seinen grauen Mantel, und der alte Nachtwächter Gotepink trat mit Spieß, Tuthorn und Laterne sein Amt an und wackelte zwischen den Zelten auf und ab, daß kein Feuerschaden noch einiger Diebstahl geschehen konnte. Und es tat ihm auch wirklich niemand etwas zuleide.

Nach lauer Nacht schon in aller Frühe viel Getriebe auf den Straßen. Reger Austausch zur Stadt hinaus, zur Stadt herein. Die hübschen Jungfern in den weißen, gestärkten Röcken — aus dem Kiepenhut blickt das runde Gesicht so frühlingsfröhlich, am Arm hängt der Korb mit allerhand Leckerem, da läßt sich in der Hölzung mitten zwischen Anemonen und Waldmeister gut der Tisch decken — und die Jünglinge in den grellfarbigen Hosen, die Enden der Halsbinde flattern zu beiden Seiten über den Kragen des Rockes, den sie nur über der Magengegend zugeknöpft haben: das gibt flotte Taille und nach oben hin so was Leichtes, Künstlerisches. Der Hut sitzt schief und das Stöcklein wird gewirbelt. Einer oder der andere setzt schon in der Stadt mit dem Harmonikablasen ein, und da marschieren Männlein und Weiblein so forsch im Takt, daß die Tritte von den Häusern widerhallen.

Während aber die Städter der Enge entfliehen, um im Freien nach Herzenslust zu schwärmen und zu scherzen, begegnet ihnen am Tore das bedächtige Landvolk: die Frauen im eigengemachten Zeug, in roten Tüchern Atzung tragend; den Männern strafft der gefüllte Geldbeutel die Hosentasche. Nun ja! Da soll auch mancherlei Nützliches eingekauft werden. Mutter Trine braucht ein neues Sieb, ein Paar Wassereimer und sonst noch allerhand für die Küche; Fieken, die blondzopfige Tochter, will gern Stramin mit dem angefangenen Muster für das Weihnachtssofakissen haben; Jochen, der alte Jung, queest immer, daß er eine von den dicken goldenen Uhrketten zu dreizehn Groschen kriegt, und Vater selbst — sein Tabaksbeutel ist bald durchgescheuert, und die Hosenträger haben keinen rechten Gummi mehr.

Fern ist bereits der Gesang der zum Walde strömenden Stadtleute. Da sind die Straßen von Bauern gefüllt; auch zu Wagen kommen sie,

Digitized by Google

und wer etwas auf sich hält, der steigt in Schneekloths Gasthof am Markt ab. Gedrängt voll von Fuhrwerken ist der Hof, im Stalle schmausen die Rößlein den blanken Hafer, und die junge Wirtin überschaut das Ganze und befehligt klug so Mägde als Knechte, damit alle, Menschen und Tiere, ihr Recht erhalten.

In der Handlung neben dem Gasthofe sind auch sämtliche Türen weit geöffnet. Im Laden ist ein Gesumme. Es wird betastet, bewundert, getadelt; je breiter das Band, je bunter das Tuch, desto eher steht es der ländlichen Käuferin an. Der Herr des Hauses und seine Ladenjünglinge wissen die rechte Mitte zwischen der Vertraulichkeit plattdeutscher Anrede und dem feinhöflichen, etwas untertänigen Kaufmannswesen zu finden. Sie ermüden nicht, der wahlzaudernden drallen Schönen immer frische Ware vorzulegen, und der Hut, den sie sich endlich aussucht, ist so mit Schleifen, Rüschen und künstlichen Blumen geputzt, daß man von seinem natürlichen Strohbau überhaupt nichts erblicken kann.

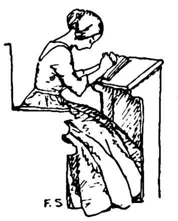
Auf der Diele beim Laden sind Bänke und Stühle aufgestellt, da nehmen Käufer und Käuferinnen Platz und werden nach alter Sitte mit Kaffee und Gebäck bewirtet. Die Hausfrau geht mit der gewaltigen braunen Kanne herum, nötigt zum Austrinken und schenkt immer wieder ein. Täte sie's nicht selber, so wäre es nicht richtig. Das Landvolk ist empfindlich; es will sich geehrt sehen; dafür bleibt es dann gute und getreue Kundschaft.

Nun ruft es zum Gottesdienste. Paar um Paar, Arm in Arm — der Goldschnitt am Gesangbuch blitzt — wandelt den Kirchhügel hinan. Da stehen noch die Eisen- und die Steinkreuze, freilich schief hingesunken: ‚geb. den 10. August 1763, gest. den 18. September 1832 . . .‘ Da wölbt sich hie und da noch ein Hügel, während die meisten Gräber eins mit dem Rasen sind. Buchen, Kastanien, Syringen und Flieder sind aus denen aufgewachsen, die von Erde waren und zu Erde wurden.

Orgelspiel sickert durch die Mauern des Gotteshauses, und über den drinnen Versammelten liegt Sonnenglanz, der von den alten, rissigen Glasfenstern viele Farben erhält. Wie warm das Licht zurückstrahlt vom roten Fußboden und von dem Säulenbau, der ebenfalls aus großen roten Ziegeln gefügt ist und in spitzrunden Gewölben zusammenläuft.

Am Altar grünen junge Birken; sie gleichen Kindern, die mitleidig und tröstlich zum Gekreuzigten aufschauen. Überall an den Emporen sind Laubkränze aufgehängt. Riesengroß ist auf der Wand neben dem Altar der heilige Christophorus zu sehen, wie er das Jesuskindlein durch die Wellen trägt; gebeugt ist sein Nacken, und er stützt sich schwer auf den Stab.

Einmütig singt die Gemeinde den pfingstlichen Freudengesang, und ihr Hirte legt ihr das Evangelium des Tages aus, schlicht, ernst, begeistert, durchdrungen von der Wahrheit des hohen Geschehnisses. Da nimmt ein jeder etwas davon mit heim, ob es nun der Herr Bürgermeister mit der weißen Weste oder die kleine Tischlerswitwe im bescheidenen Braunseidenen, der eben eingesegnete Junge oder die behäbige Gutsbesitzersfrau mit den drei prächtigen Schwiegersöhnen ist.



Tüchtig war an diesem Mittag in Schneekloths Gasthof vorgesorgt, daß die vom Lande zu essen hatten. Im Saal standen lange Tische, da wurden den hungrigen Gästen geräumige Kummen voll Klößen mit gebratenem Speck und Backpflaumen gebracht. Wer da wollte, der konnte das Gericht auch mit Sirup haben. Ja, da hatte man für billiges Geld seine auskömmliche Nahrung. Manch einer aber ließ sich doch noch zum zweiten Male auffüllen, auf daß es länger vorhielt.

Als das Gestocher der Gabeln und das Schürfen der Löffel vorbei war und die Mädchen abgeräumt hatten, legten die Männer die Arme auf den Tisch, stützten den Kopf darein und machten einen Schlaf.

Eins schlug die Uhr auf dem Kirchturm. Da hielt es die Jugend nicht mehr in den Stuben aus; sie strömte

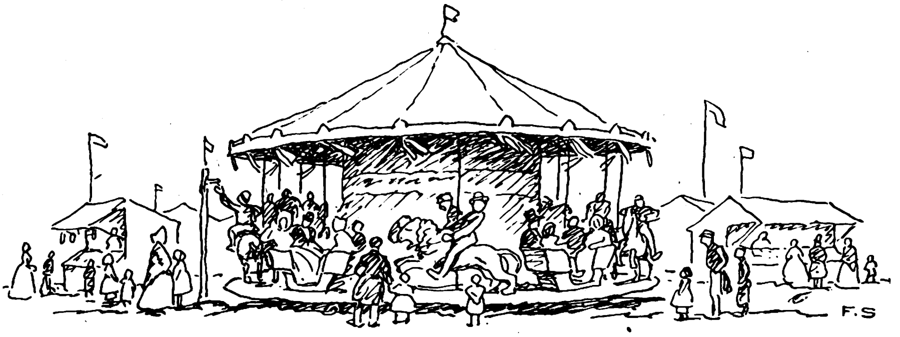
auf den Markt. Zwei schlug die Uhr auf dem Kirchturm. Da kamen die Budenbesitzer und begannen, die Leinwandhüllen zu lockern. Die Orgeldreher stellten sich auf, die Kaffeefrauen zündeten den Petroleumapparat an, und die Karusselleute probierten, ob sie die Achse der Rundscheibe auch genug geschmiert hatten. Drei schlug die Uhr auf dem Kirchturm. Da erschienen die Bauern und die Städter, und die Dienstmädchen in ihren Kammern beeilten sich, daß sie rechtzeitig die Locken aufgewickelt kriegten. Halb vier schlug die Uhr auf dem Kirchturm. Da war die ganze Stadt in hoher Spannung, denn man hatte bemerkt, daß ein richtiger Chinese mit einem Zopf in das eine Zelt gehuscht war, und die Seiltänzer standen bereit, die bloßen Muskelarme gekreuzt und die schlanken Beine im rosa Trikot kühn eins über das andere geschlagen. Dreiviertel vier schlug die Uhr auf dem Kirchturm. Da gingen alle Marktmänner und Marktfrauen ans Werk, die Vorderseite ihres Zeltes hochzuheben. Nun lugte schon die Ware in Hülle und Fülle hervor, und der aufgegossene Kaffee dampfte und duftete weithin, die Limonade, grün und rot, wurde in die Gläser gegossen, die gelüftete Waffelbude sandte ihren verführerischen Schmalzgeruch aus, und der schwarzbärtige Muselmann — im Grunde genommen war es bloß Bäcker Dose aus Kiel, aber er trug einen richtigen Fes — — der schleppte einen mächtigen Block türkischen Weißhonigs herbei und schwang zum Abhacken der Groschenportion ein Messer, das war krumm und geschweift wie der Halbmond. Konnte es also was echteres Konstantinopolitanisches geben als ihn?

Vier schlug die Uhr von der Höhe des Kirchturms. Endlich! — Da wurde zum Zeichen der Marktfreiheit oben bei den Glocken die eiserne Fahne herausgehängt; sie trug das Wappen der Stadt, den Mann mit der Sense neben dem Eichbaum, und sofort ging der Trubel los!

Im Handumdrehen waren alle Hemmnisse für die Augen beseitigt. Offen lag da, was an Spielzeug, Kram und nützlichen Dingen gekauft werden wollte. Die Orgeln nudeldudelten. Die Trompeten trätäten. Die großen Pauken wumpteten. Die Klingeln bimmelten. Und die Ausrufer mit dem großen, immer auf- und niedersteigenden Adamsapfel prahlten: „Hier, meine Herrschaften, ist zu sehen das lebendige Kalb mit den drei Köpfen und fünf Beinen, — hier der große Ewahu, der Schrecken Indiens, — hier die wahrhaftige Wahrsagerin Madame Lenormand aus Paris — so etwas kommt nicht wieder, immer hereinspaziert, das muß man gesehen haben, die Herren und Damen!“

Das brüllte durch- und gegeneinander, und die alten Fischfrauen verkauften ihre Bücklinge, die waren so gut geräuchert, daß sich die übrigbleibenden immer von einem Pfingstmarkt zum andern hielten. Der Schirmmann nahm alte Regen- und Sonnenschirmgestelle mit in Zahlung. Der Glas-

Digitized by Google



spinner blies Hirschlein und Hündlein und niedliche Vasen und zog Fäden aus, fein wie Seide, und Kaspar rief: „Sünd ji all dor?“ und verhaute Ritter, Tod und Teufel. Jakob aus Amerika aber gab seine Taschenbücher und Messer und die Fleckseife immer noch billiger, weil seine Großmutter heute Geburtstag hatte, und die Karussells

— was besaßen sie für aufbäumige Rosse und zähnefletschende Löwen als Reittiere, ja eins prunkte sogar mit einem feuerschnaubenden Lindwurm! — die wurden nach jeder Fahrt aufs neue von Reiselustigen gestürmt. Und sie griffen im Vorbeirutschen nach dem baumelnden Ringe. Wer ihn aus dem Klammerschlitz zog, der fuhr das nächste Mal frei. Die roten und blauen Ballons schwankten in der Luft, hier und da entflog einer seinem kleinen Besitzer, der ihm dann weinenden Auges bis in die Wolken hinein nachschaute. Die Jungen pusteten die Gummiblase fast bis zum Platzen auf, hielten erst eine Weile den Daumen vor die Pfeife und ließen dann los: Fiiiiiiht, machte das musikalische Gebilde, indem die Blase allmählich zusammensank. Überall vernahm man das Geknacke der Krikris, und die Clowns vor den Zelten schlugen Trommeln und Schellen zugleich. Feuerrot ragte ihnen die Nase aus dem kreideweißen Gesicht. Der Wachsfigurenmann aber öffnete den Glaskasten neben der Kassenmadame und zog die in tscherkessische Gewänder gehüllte Wachsschöne im Rücken auf, da fing sie ganz natürlich an, die Brust zu heben und zu senken, neigte den Kopf und führte den einen Arm aufwärts bis zur Stirn. Der Direktor des Kabinetts erklärte der staunenden Menge diese Gebärde: damit drückte die Haremsfrau, die von Beduinen in der Wüste geraubt war, ihr Heimweh aus.

Unweit dieser lehrreichen Stätte staute man sich vor einer Wachstuchtafel. Eine herzerschütternde Begebenheit in sieben Abteilungen war darauf gemalt, und der Orgelkastendreher und seine Frau sangen dazu das Lied und die Beschreibung nach bekannter Melodie:

„Höret diese Mordgeschichte,
Die sich zugetragen hat!
Er war einer beim Gerichte
Und ’ne Stütze von dem Staat.

„Eines Mädchens rote Haare
Hatten ihm das Herz versengt,
Merkt nicht, daß es falsche Ware,
Die man bloß so angehängt.

„Sonntags trafen sich die beiden
Und spazierten auf dem Wall.
Seine Frau mocht’ das nicht leiden,
Doch das war ihm ganz egal.

„Immer schlimmer wurd’ die Sache,
Und es litt die Sittsamkeit,
Bis das Eheweib nach Rache
Im zertretnen Busen schreit.

„Heimlich wetzte sie das Messer,
Schlich sich in der Buhl’rin Haus,
Stach sie dreimal, jed’smal besser,
Dann war das Vergnügen aus.

„Als der Eh’mann das vernommen,
Macht er schnell die Gattin stumm,
Drauf ist selbst er umgekommen
Mittels dem Petrolium.

Digitized by Google

„Und drei Särge sieht man schaurig,
In ein Grab sind sie gesenkt.
Ach, wie ist das Leben traurig,
Wenn man es so recht bedenkt.“

Ein mühsames Weiterschieben und Drängen in den Zeltgassen, vorüber an der Menagerie; auf ihrer Vorderseite ist eine furchtbar aufregende Elefanten- und Krokodiljagd abgemalt. In Ringen an einem Gestell kreischen angekettete Kakadus. Der Raubtierbändiger läßt sich vor allem Volke den Puls mit einem Tuche abbinden, damit er nicht verblutet, wenn der Tiger zubeißt. Die andere Hand schwingt einen großen Lappen rohen Fleisches, denn gleich fängt drinnen die Fütterung an.

Ergreifend tönt aus der Singspielhalle zu Zitherklang und brummelndem Männerbaß der Klagegesang des Dirndls aus Tirol. Stand nicht ihre Wiege vor vielen, vielen Jahren in der Hamburger Fuhlentwiete?

„Verlassen — verlassen,
Verlassen bin i...
Wie der Stein auf der Straßen —“

Der einarmige Bergmann im schwarzen Schnürrock dreht die Kurbel des Schachtwerks: da lernt man es richtig kennen, wie das blanke Silber und das schimmernde Zinn in der Tiefe gebrochen und ans Tageslicht gefördert werden. Mancher Pfennig fällt in seine Schale.

Nur immer vorwärts, nicht so lange auf einem Fleck bleiben, andere wollen auch was sehen. Einen Kitt gibt es zu kaufen — es ist das reine Vergnügen, Teller und Schüsseln entzweizuwerfen, denn wenn man sie mit dieser Wundersalbe wieder zusammengeklebt hat, dann halten sie besser, als da sie noch heil waren. Und ein Mikroskop kann man sich erwerben von einer Schärfe, daß allen Käsemilben graut. Denn nun sind sie entdeckt!

Will aber jemand — es sei Jüngling oder Jungfrau — gern wissen, wie sein eheliches Gespons aussehen wird, so braucht er sich bloß an die Frau mit dem klugen Kanarienvogel zu wenden. Der zieht mit dem Schnabel Brief auf Brief aus dem Kasten, nicht ohne Spannung wird der Umschlag geöffnet, und das liebe kleine Mädchen da läßt enttäuscht die Unterlippe sinken: sie hat sich ihren Zukünftigen anders vorgestellt, als er sich ihr im Bilde bietet; ein alter, verrunzelter Schornsteinfeger mit Leiter und Besen, das ist nun gerade nicht ihr Geschmack. Der junge Mann aus dem Kolonialwarenladen aber lacht übers ganze Gesicht, denn daß er noch einmal die schöne junge Kaiserin von Österreich heiraten soll, hat er sich nicht träumen lassen.

Weiter ging es so, von einer Sehenswürdigkeit zur andern. Manchmal wurde eine Mutter böse, wenn ein sich rücksichtslos vorbeidrückender Bursch ihrem kleinen Jungen den Schwanz vom Hottepferdchen abtrat; ein Stimmenrauschen und Gewirre. Die Musikbande ließ dazwischen ihr Lied mit der Kuckucksflöte erschallen, und vom vielen Füßescheuern erhob sich der Staub und lagerte wolkig über den Köpfen. Aber die Sonne bahnte sich doch ihren Weg und feuchtete die Stirnen; die Schweißtropfen weichten den stark geblauten Kragen auf.

Da wird der flotte Forstgehilfe sichtbar, und das schöne Jägermädchen in der Schießbude streckt ihm das geladene Gewehr entgegen und ruft in singendem Ton:

„Mein Herr, woll'n Sie mal schießen,
So schießen Sie bei mir!“

„Das kannst haben, mein' Deern, man her mit,“ erwidert der Kecke, schiebt das Hütlein mehr nach links, zielt — da brüllt der Löwe, den Rachen weit aufgerissen, todwund getroffen auf. Das schöne Jägermädchen lächelt ermutigend.

Zum zweiten Male richtet der siegesdurstige Forstgehilfe die Büchse, kaum hat er abgedrückt — klack sagt es und siehe: ein Fächer öffnet sich in zwei Teile, eine holdselige Tänzerin schwebt hervor, auf einem Beine steht sie, das andere weist wagrecht zur Seite, und die Arme hat sie nach dem grünröckigen Befreier aus ihrem Gefängnis ausgebreitet. Nun dreht sie sich hin und her, und eine Spieluhr zirpt dazu:

„Zi zi zi —
Liebe, Liebe ist das Beste,
Zi zi zi —
Was der Mensch auf
Erden kennt.
Zi zi zi —
Alles wird fürs Herz
zum Feste,
Zi zi zi —
Wenn es in der Liebe
brennt.
Zi zi zi —“

Schnurrr — bips, da klappt der Fächer wieder zusammen, und die kleine Tänzerin

muß warten, bis sie von neuem für einen Augenblick erlöst wird. Das schöne Jägermädchen lächelt hingebend.

Und zum dritten Male lädt sie, er aber zertrennt mit der sicheren Kugel einen kaum sichtbaren Faden: eine Tabakspfeife, für einen Weidmann passend, hängt daran und fällt herunter als Preis für seine Geschicklichkeit. Im Lächeln des schönen Jägermädchens aber ist die ganze Sehnsucht des Weibes nach dem starken Manne beschlossen.

„Mit so'n Pultram gew' ick mi nich af," sagt der dicke Schlachtermeister, ein Nachkomme von den Hünen, die früher in dieser Gegend den Auerochsen mit einem Schlage der Flintaxt zur Strecke brachten. In der Tat, der zierliche Gewehrkolben würde in seiner Faust verschwinden. Er muß was Solideres zu fassen kriegen. 'Und er stellt sich an den Haublock, zieht die Jacke aus, schwingt den Holzhammer über seinem Kopf, daß die Leute hinter ihm vor Schrecken beinahe auf den Rücken fallen, und läßt ihn auf den Bolzen niedersausen: rrrrrt — hoch hinauf fliegt der Zeiger am Meßbalken, paff sagt es oben, denn das Zündhütchen ist an der Spitze explodiert, ein Zeichen, daß es überhaupt nicht höher geht.

„So mutt et kamen!" lobt der Haublockmann den Schlachter und nimmt einen Schnaps aus der Flasche. Schon das bloße Zusehen, wenn die Leute den Hammer bei ihm rühren, kostet ihm viel Kraft. Nun kann man sich denken, was erst das Schlagen selbst für eine Anstrengung ist.

Und nun sieh mal einer an! Wie fein führt der runde kleine Malergeselle mit dem flotten Halstuch und dem breitkrempigen Hut seine Braut, die üppige Putzmacherin, am Arm! Es kommt ihm gar nicht darauf an, sie gehen in jeder Bude auf den ersten Platz. Da beschauen sie sich durch die Vergrößerungsgläser das Leben in Paris und die Seeschlacht von Abukir, da besuchen sie auch das Wachsfigurenkabinett, wo sich aber das Fräulein schämt, weil es so vieles blankes Arm- und Beinwerk zu sehen gibt. Der kleine Malergeselle jedoch betrachtet alles rein wissenschaftlich und meint: „Der Mensch ist wirklich ein sehr zusammengesetzter."

Zum Trost für ihr verletztes Schamgefühl läßt er sie würfeln, und sie gewinnt einen köstlichen, silberausgegossenen Glasbecher. Er bewirtet sie mit rauchend heißer Knackwurst, und weil ihr der Senf die Augen tränen macht, so schenkt er ihr noch einen großen, roten Kuchen. Darauf klebt ein hübsches, buntes Bild mit den sinnigen Versen:

„Nimm dies Herz, die Mädchen haben's
Gern geschenket von den Knabens."

Mit Packen beladen, flutet endlich die Menge heim. Es ist schummrig. Die Kleinen torkeln. Die Zuckerstange schmeckt ihnen nicht mehr; sie mögen die Trompete nicht mehr blasen. Die Eltern schelten über das Gejaul; zuletzt, daß man nur nach Hause kommt, nimmt der Vater den Jüngsten auf den Arm. Und nun setzt schon die Erinnerung ein, die verklärende, vergoldende. „Junge, was konnte der Kerl zaubern!" — „Und denn die alte Schlange, oh, was'n Diert!" — „Aber die Affen waren doch das Beste! Immer rauf und runter klettern!" In ihrem Rücken nimmt das Georgel und Getute bei Lampenlicht seinen Fortgang. Da treibt sich die Jugend herum, die nie genug kriegen kann. Die Alten aber setzen sich daheim zum Abendbrot und freuen sich: Es ist ein Pfingstmarkt, wie er sein muß. Nett, daß er die ganze Woche dauert. Man geht mal wieder hin, und so vieles, was man nicht gleich richtig gesehen oder auch nicht gleich recht begriffen hat, wird dann nachgeholt. Sie sind zufrieden, die guten Leute, und in ihre Traumwelt läßt Sem Ahong, der Sohn des himmlischen Reiches, seinen schwarzen Zopf hinunterbaumeln.

Digitized by Google

Legende vom Engelein und Teufelein

Von Levin Ludwig Schücking

Als der liebe Gott noch Ferien machte,
Wenn die Linden süße Blüten haben,
Und Sankt Peter dann die Welt bewachte,
In des Himmels Hauptbuch tief vergraben,
Ward einmal ein Engel abgesendet,
Auf die Erde nieder mit der Pflicht,
Drei der Seelen, welche fromm vollendet,
Abzuholen in das Himmelslicht.
Dieser Engel sang nicht stets im Liede
Mit der gleichen Inbrunst Wonnezähren,
Seine Stimme klang ein wenig müde
In dem großen Lobgesang der Sphären.
Wandernd glitt sein Aug' oft ungeduldig
Manchmal gar entfiel die Lilie ihm,
Immer fühlt' er sich ein wenig schuldig,
Vor dem strengen Blick der Cherubim . . .
Doch nun rauscht' er freudig mit den Flügeln,
Niedertauchend in des Raumes Schweigen,
Schwebt' er bald auf frischen Friedhofshügeln,
Draus zur Mitternacht die Seelen steigen. —

Zittrig tanzend durch die Schatten glühte
Glühwurmreigen und verglimmte schwach,
Sommer war die Zeit und Lindenblüte,
Träumend sah der Mond aufs Kirchendach.
Plötzlich sah der Engel fast erschrocken
In dem Mondlicht, ihm zum Greifen nah,
Einen kleinen schwarzen Teufel hocken,
Der sich seinen Pferdefuß besah.
Kommt ein Engel unverhofft entgegen,
Einem Geiste aus den Höllensphären,
Spricht er einen mitleidsvollen Segen,
Und er pflegt die Augen abzukehren.
Dieses Engels Wißbegier behagte,
Was den andern Qual und Seelenpein.
Eh' ein Mönch ein Paternoster sagte,
Saß er auf demselben Leichenstein.
Auch der Schwarze kam vier Seelen holen
— Nach des Tages Mühn sein letzter Flug —
Und der Engel musterte verstohlen
Einen Beutel, den am Gurt er trug.
Denn der Himmel weiß von unerhörten
Lockend süßen Teufelsschätzen viel . . .
Als des Schwarzen Finger ihn entleerten,
War doch nichts drin, als ein Würfelspiel.
Ob es nun zuerst gebrannt den Bösen,
Oder erst das Engelsangesicht,
Schaden nimmt wohl gar ein himmlisch Wesen,
Naht es sich der Hölle allzu dicht. —
(Ach, daß uns doch immerdar behüte
Einer ew'gen Weisheit lichter Tag!)
Sommer war die Zeit und Lindenblüte,
Träumend sah der Mond aufs Kirchendach. —

Aus des Engels Händen, wenig später,
Klapperten die Würfel auf den Stein,
Und der schwarze kichernde Verräter
Strich der sel'gen Seelen eine ein.
Und die plumpen Würfel kamen wieder
Stolpernd aus des Engels Faust gerannt,
Und er sah mit Zittern auf sie nieder,
Denn die zweite sel'ge Seele schwand.
Aber wie? Soll Tugend ruhig bleiben,
Wenn des Zufalls Laune sich gefällt,
Das Verdienst ins glatte Netz zu treiben,
Das die Bosheit grinsend aufgestellt?
Wie? Drei Seelen fern dem Himmelssaale,
Weil ihr Glück ein blankes Knöchlein stahl? . . .
Und der Würfe fiel zum andern Male,
Und der Würfel wies die höchste Zahl.
Noch einmal! Und wieder so! In Eile
Gab das Glück der Hand des Engels nun,
Segnend schien sie immer eine Weile
Ausgestreckt noch auf dem Wurf zu ruhn.

Wankend stieg der Mond, und weich und samten
Schwebte Lindenschatten auf dem Stein,
Und schon gingen drei von den Verdammten
In das ew'ge Reich des Himmels ein.
Plötzlich aber kam ein Ton, als ränge
Schwer der Schwarze mit dem Atemziehn,
Und er wuchs um eines Hauptes Länge,
Und sein Auge war ein Feuersprühn.
Jählings über Stein und Grabeshügel
Sprang er, griff den Engel hart und schrie:
„Wart', ich rupf dir deine zarten Flügel,
Du verdammtes, blondes Federvieh!"
Denn, beim Satan, niemand kann es feiner,
Den, daheim ich in den Flammen seh',
So geschickt die Finger bog noch keiner,
Wie die liebe Unschuld von der Höh'.
„Aber diesen Kitzel, mich zu prellen,
Treib' ich dir auf ewig aus dem Blut —"
Ach, dem Engel war bei diesen Stellen
Gar nicht mehr besonders wohl zumut . . .

Ihm zum Glück geschah es nun, daß eben
Durch das Land der liebe Herrgott kam,
Der sich seiner Allmacht jüngst begeben
Und den Weg durch seine Schöpfung nahm.
(Wie er's tut, wenn fern die Grillen singen,
Und der warme Wind im Laube schweigt,
Wenn der Glühwurm auf verborgnen Schwingen
Durch den Duft der Lindenblüten steigt.)
„Hilf mir, Herr!" Ein halberstícktes Stöhnen.
„Apage!" — Ein wuterfüllter Schrei. —
Hohngelächter aus verbiss'nen Zähnen. —
Schwefeldampf. — Dann war der Engel frei.

Was der liebe Gott mit ihm erwogen,
Drang wohl niemals in ein menschlich Herz,
Aber seine lichten Flügel zogen
Fürder nicht die Pfade erdenwärts.
In dem ew'gen Himmelschor geduldig
Mitzusingen, schien nun Gnade ihm.
Immer fühlt er sich ein wenig schuldig
Vor dem strengen Blick der Cherubim.
Doch der Teufel machte kund, was nächtlich
Ihm auf Erden widerfahren sei,
Und sein Herr, der Satan, sprach verächtlich:
„Immer noch die alte Heuchelei!"

Digitized by Google

DER KA

NOVELLE VON KARL ERDMANN EDLER

Nach altem Familienbrauch sollte Frau von Ilz für ihren erwarteten ersten Kindersegen sich die sogenannte Kindbettehrung wünschen. Es gelüstete sie nach einem Farahanteppich. Bei dem orientalischen Teppichhändler griff Ilz spielend in einen Wust orientalischen Kleinkrames. Dabei verspürte er zwei Stiche im Daumen, worauf er erbost an seinen Waldverderber, den achtzähnigen Fichtenborkenkäfer, dachte und sich den heimtückischen Stichbohrer hervorstöberte. Indes besaß dieser gar keine Zähne, sondern eine zweigespaltene Metallzunge und war unkenntlich verkrustet. Aber da Ilz den Bosling nun einmal herausgefischt hatte, erwarb er ihn und zeigte den schmierigen Plunder lachend dem Juwelier, bei dem er eine Überraschungsdraufgabe zu dem Farahanteppich kaufte. Dieser lachte nicht, sondern erbat sich Zeit zur Säuberung und erklärte dann als Kenner der Entwicklungsgeschichte seiner Kunst: „Der Fund war ein altägyptischer Anhänger, der als Mittelstück an einer Halskette schlingerte. Der sechseckige Tafelstein ist ein Smaragd, die über eine Kante vorlugende Viper ist die ägyptische heilige Uräusschlange, die niemals an der Kopfbedeckung der Pharaonen und deren Frauen fehlt. Ein Meister hat dies Geschmeide ersonnen und ausgeführt. Den kleinen Makel des Edelsteines, ein moosiges Fleckchen, zaubert er zu einem köstlichen Vorzug um. Weil diese kleine Trübung einem Weiher in einer smaragdgrünen Wiese ähnelt, den ein Lüftchen kräuselt, läßt er die Schlange über die Steinkante nach ihm äugeln und gierig lechzend das zweigespaltene Goldzünglein ausstrecken. Was er so fein ersonnen, führt er mit einer überlegenen Technik aus, die mit einem herrlichen Zellenschmelz und einer Mosaik von winzigsten farbigen Edelsteinen das Schillern des Schlangenleibes zum Entzücken nachahmt. Geradezu als Wunder mutet die schwarze Pupille in dem weißen Augapfel an, beide mikroskopische Glasflußsplitter, und doch den kaltstechenden Schlangenblick mit entsetzlicher Lebenswahrheit wiedergebend. Unsereiner wird bescheiden vor einem solchen Meisterwerk, das vielleicht einer Königin der ältesten Dynastien gehörte — etwa jener Aahotep, deren anderthalb Jahrtausende vor Christus verfertigter Schmuck auf der Pariser Weltausstellung 1867 angestaunt und zur Nachahmung abgezeichnet wurde, mit der verlegenen Frage: sind wir heutzutage weiter? Oder gar — noch lange nicht so weit?" —

Die Kindbettehrung aus Altägypten übte eine magische Wirkung auf den Säugling, so daß er über ihrem Anstarren den Lebensquell der Mutterbrust vergaß. Auch später konnte er im Bewundern der Uräusschlange taub und stumm dahocken. Einmal ertappte ihn der Vater, wie er auf dessen schönstem Viehzuchtpreisdiplom mit Rötel etwas kritzelte, das den Anhänger der Mutter darstellen sollte, obzwar der Smaragd einer Kartoffel und die Viper dem Hausdackel ähnelte. Darüber ragte ein Menschenkopf, offensichtlich nicht jener der Mutter, die kein Wirrsal spitzwinkligen Gelockes trug, sondern schlicht gescheitelte Haare. Fortan widmete Robert dem mütterlichen Geschmeide einen unstillbaren Darstellungsdrang mit allen Farbstoffen, bis sich der Dackel durch zahllose Tiermetamorphosen glücklich zur Schlange durchgearbeitet hatte. Der Menschenkopf wurde der Mutter dagegen immer unähnlicher, die Augen wuchsen unheimlich, die Pfropfenzieher verfeinerten sich zur Hobelarbeit eines Haargelockes, das bloß ein Stirndreieck freiließ. Eltern wie Sippen erschöpften sich hierüber in ausschweifenden Vermutungen, wie es im Evangelium Lukas von Johannes heißt: „Dies Kind setzte alle Umwohnenden in Erstaunen, und sie faßten es zu Herzen und sprachen: ‚Was wird wohl aus diesem Kindlein werden?'" Und es geschah, daß aus diesem Kindlein, gegen allen Brauch einer langen Vorfahrenkette von Gutsbesitzern, ein Zögling der Kunstakademie wurde, sie mit dem ersten Preis der Malerschule verließ und schließlich zum Meister reifte. Eigenartig verwendete er für alle Frauengestalten der Geschichte, Dichtung oder Legende ein einziges Kopfmodell. Da war jedesmal das blasse Oval mit den edelgeschnittenen Zügen, aus denen sich das Lächeln nicht hervortraute, und der schwermütige Seufzermund. Rabenschwarze Locken umwirrten die Stirn, so daß bloß ein Dreieck hervorbleichte. Der Blick der überweit gespaltenen rehbraunen Augen bannte den Beschauer fest und folgte ihm in der Erinnerung. Durch die Verwandlungskraft des Künstlers für ihre jeweilige Rolle gestaltet, war es doch immer dieselbe Frau — dieselbe, die auf dem väterlichen Preisdiplom das Licht der Welt erblickt hatte. Wer sie

Digitized by Google

war, erfuhr von dem schweigsamen Meister seine Mutter allein, als sie ihm auf ihrem Sterbebette das ägyptische Geschmeide schenkte: „Für deine Braut, die du ja unsinnig liebhaben mußt, weil du sie in allen Bildern verewigst". Da quoll ihm die Seele über: „Vielleicht ist sie's gewesen — vor Jahrtausenden. Ich kann mich nicht losringen von ihrem Blick, der über die jetzige Welt zurückschauend erzählt, was wir beide einmal gemeinsam erlebt, und woran ich mich nicht mehr zu erinnern vermag. Wende ich mich ab, so stellt sie sich mir in den Weg und klagt: ‚Da bin ich ja!' und dann — dann muß ich sie malen. Doch wozu schwatze ich von solchen Wahnvorstellungen? Werde mir nur erst gesund, Mütterchen, dann will ich diese Traumbefangenheit im frischen Wandern abschütteln."

Aber auf dieser Wanderung mußte Ilz nebst seinen umgarnenden Phantasien auch die Trauer um die tote Mutter mitschleppen. Er ging nach Kairo und suchte einen Jugendfreund seines Vaters auf, der dort eine Gartenvilla gemietet hatte. Er traf Herrn von Limm nicht daheim, ließ den Brief des Vaters zurück und ging durch den Parkgarten dem Tore zu, als sein Schritt stockte. Unter einer Sykomore stand eine weißgekleidete Frauengestalt und außerhalb des Baumschattens ein Flamingo. Das Malerauge konnte sich nicht sattsehen an dem Farbenzauber des Vogels und an dem Lichtzauber der Frau, wie sie eingeschnitten in den schwarzen Sykomorenschatten schneeweiß hervorbleichte. Der Flamingo tanzte vor ihr herum. Dann wandte er sich und wich in winzigen Trippelschritten rücklings, wandte sich abermals und tänzelte wieder rücklings zu der Frau zurück. Ilz ließ sich auf einer Bank nieder und war so vertieft, das reizvolle Bild in sein Skizzenbuch zu zeichnen, daß er das Herannahen seines Gastfreundes überhörte, der ihm über die Schulter unbemerkt zuschaute. Als Limm dann sein Entzücken über die Zeichnung aussprach, sagte Ilz, ihm das Blatt darbietend: „Bitte, Ihr Eigentum. vom Freibeutertum des Künstlers aus Ihrem Gartenbereich erschlichen! Leider jammert es nach Farbe."

„Das darf es nicht. Als Sohn meines alten Freundes sollten Sie solchem Jammer abhelfen und meiner Tochter Magda wie mir eine unschätzbare Freude machen."

Ilz mietete das Gartenhaus im Park der Limmvilla, richtete sich eine Werkstatt ein und haschte Magdas Lächeln auf die Leinwand herüber. Es verklärte wie ein Sonnenstrahl ihr blaßrosiges Azaleengesichtchen und verglitzerte in der Leinenblütenbläue ihrer Augen. Leider konnte er die vorbeihuschenden Wandelbilder nicht festbannen, wenn draußen der Wind in ihren Goldlocken herumfingerte oder sich in ihren Gewändern verfing und sie wie einen Lilienstengel zur Seite wehte. Darum schloß er gern die Atelierfenster, als ob ihm der Luftstrom die feingliederige Gestalt davontragen könnte. Allmählich aber erwuchs ihm ein übermächtiges Sehnen, auch die Türe zu verriegeln, auf daß sie überhaupt nie mehr von ihm weg könne, was Limm bewog, ihm Magdas Hand zu gewähren.

Eines Tages bot dem glückseligen Bräutigam ein Fellah ‚farbige Dinger' zum Ankauf an, die er beim Ausschachten im Sand gefunden hatte. Es waren Porträts, mit Wachsfarben oder in Tempera auf Holz gemalt, die über den Gesichtern der Mumien befestigt wurden. Eine Sammlung solcher uralter Bildnisse hat man aus dem Sande des Fayum hervorgeholt, worunter Kunstwerke, die ein Meister von heute geschaffen haben könnte. In dem weiblichen Mumienbildnis, das der Fellah brachte, bleichte von der Stirn bloß ein Dreieck aus schwarzem Lockengewühl; darunter blickten Ilz die übergroßen braunsamtenen Augen an, die über Jahrtausende hinweg immer nach ihm ausgeschaut hatten. Auf den halbgeöffneten Lippen stockte das Wort, das grausam mit ihr begraben worden, und nistete das schwermütige Lächeln, das ihn zeitlebens so berückt hatte. Was als Chaos von umflorten Bildern, von aufdämmernden und abreißenden Gesichten ihn von Kind auf umschlich, war also einmal leibhaftig über die Erde gewandelt. Von Grauen durchrüttelt, riß er die Tafel dicht vor die Augen, ob ihn etwa ein gräßliches Blendwerk äffe. Der Hals trug das Geschmeide der Mutter, den sechseckigen Smaragd und darüber vorgebeugt in schillernder Farbenpracht die Uräusschlange, die nach dem moosigen Fleck des Steines wie nach einem aufgekräuselten Wasser lechzend hinabzüngelte. Das geheimnisvolle Räderwerk war bloßgelegt, wodurch sein Leben mit dem einer Toten verzahnt schien. War er einst als Mitlebender an sie verkettet und jetzt nur noch ein Schatten, dessen Erinnerungen sich verzettelt haben, weil sie Jahrtausende alt sind? Schauer durchrieselten ihn vor dem Anschein wirklichen Lebens in dem Bildnis, einem Meisterwerk voll hinreißender Schönheit, wunderbarer Farbenleuchtkraft und einer überlegenen Charakteristik, welche die enträtselte Seele heraufgeholt hatte. Eine unerklärliche Scheu mahnte Ilz von dem Mumienporträt zu schweigen. Aber den Stimmungssturz, den

Digitized by Google

es herbeigeführt, konnte er nicht verhehlen, wenn er geistesabwesend vor sich hin stierte oder Magda entfremdet und befremdet anstarrte, als habe er erwartet, jemand anderen zu erblicken. „Mir ist so bang um dich," sagte sie erregt, „als ob jemand hinter dir drohte und dich abwinkte. Von mir weg abwinkte, ich sehe den Finger ganz deutlich. Ich möchte dir so gerne helfen, Robert. Und ich werde es auch. Ich schwöre dir's. Ich weiß nur noch nicht wie ..." Und mit dem Ausdruck eines ratlosen Kindes glättete sie ihm die gefurchte Stirn.

Nur mit Widerstreben dem letzten Willen seiner Mutter nachkommend, legte er am Hochzeitsmorgen Magda den Smaragdschmuck an. Hierbei unterbrach ihn vom Parkteich her ein Schrei wie von einem Ertrinkenden. Er stürzte hinaus. Magda eilte ihm nach, fand ihn jedoch weder am Teich noch im Atelier. In dem Nebenstübchen, dessen sonst immer verschlossene Tür offen stand, lehnte an einem drapierten Holzgerüst das Mumienporträt eines Mädchens mit schwarzen Locken, die von der Stirn bloß ein Dreieck freiließen. Die schwermütigen Lippen schienen zu stöhnen, die weitaufgerissenen Augen saugten sich unabreißbar an Magda fest, bohrten sich unabwehrbar in sie hinein. Am Hals blinkte, wie zum Greifen gemalt, ein Geschmeide. Es war dasselbe, das ihr Robert eben umgehängt hatte, der sechskantige Smaragd mit dem moosigen Fleck, nach dem die buntemaillierte Uräusschlange hinabzüngelte. Nach Atem ringend, gurgelnd, erstickend, hatte sie die Empfindung, daß das grauenhafte Halsgeschmeide ihr die Kehle abschnüre. Das war also der Dämon, von dem sie Robert erlösen mußte — der Vampir, den die Grabesnacht noch einmal aus dem Moder hervorspie, in dem er Jahrtausende gelauert hatte, um sich an Robert festzusaugen!

Als man Magda auffand, lag sie unter den Gerüsttrümmern, das Gesicht von Bruchstücken des zersplitterten Porträts überschüttet. In der blutenden Hand stak ein grüner Splitter, ein Span von dem gemalten Smaragd der Holztafel. Hat sie in fieberndem Erlöserwahn nach dem Mädchen geschlagen und es gnadenlos herabgerissen? Hat sich dieses gnadenlos auf sie hinabgestürzt, da sie zusammenbrechend an das Gerüst stieß? Ilz allein fragte nicht, er wußte. Die schwarzgelockte Tote hatte die blondgelockte Lebende nicht als seine Braut dulden wollen: er gehörte ihr seit seinem ersten Atemzug wie der Halsschmuck, den jene anzulegen sich erdreistet hat. Ilz allein fragte auch nicht, woher der Schrei kam, der ihn von Magda zum Teich weggelockt und den sonst niemand vernommen hat.

Magda fiebert ohne Unterlaß und kämpft auf Leben und Tod mit grauenhaften Zerrbildern, deren würgende Krallen sie rastlos von ihrem Hals abdrängt. Vater und Verlobter starren nach der Uhr, als wollten sie das Pendel zurückhalten, daß es seine Schwingungen verlangsame, daß die Minuten sich besinnen, bevor sie entgleiten. Nur länger soll es dauern, daß Magda weiter lebt, bloß ihren Atem wollen sie noch länger hören, wenn er sich auch nur mühselig der Brust entringt. So oft sie nach schlaflosen Nächten draußen die auffrischende Morgenluft einsaugen, sitzen sie schweigsam unter der Riesensykomore, den neuen Tag im vorhinein mit Befürchtungen überlastend. Die uralte Sykomore hat Geschlechter der Menschen erstehen sehen wie die Blätter ihrer Krone in unzählbaren Folgen, und wie der vorüberstreichende Windhauch Mensch und Laub verwehte über die dünne Grenzlinie zwischen Leben und Sterben. Sie hat Geschlechter der Menschen an ihrem Fuße unzählige Male lachen und noch öfter trauern sehen, wie über ihrem Haupte hellen Sonnenschein und dunkles Gewölk. Aber sie verharrt so stumm und still, daß die beiden unten das wehe Hämmern ihrer eigenen Herzen vernehmen können. Kein Blättchen rührt sich, regungslos starrt die ernste, finstere Überlebende aus uralten Sagenzeiten himmelwärts, regungslos überdunkelt ihr ernster, finsterer Schatten die Erde. Und regungslos verharrt neben ihr der Flamingo. Er tanzt nicht, sein Hals ragt steilrecht, kein Federchen plustert sich auf. Er wartet auf die weiße Frauengestalt, die aus dem Sykomorenschatten hervortauchen muß. Und sie kommt nicht. Es war herzbeklemmend zu sehen, wie er nicht ermattete, wie er sich nicht verscheuchen ließ; und es war herzrührend zu sehen, mit welcher unbändigen Wiedersehensfreude er dem Rollstuhl zutänzelte, in dem man endlich Magda der Sykomore zuführte, und wie sich der Hals vor lauter Wonne in so verwickelten Verschlingungen verknäulte, daß Magda Angst bekam, er werde ihn nie wieder aufknoten können.

Als das bloße Nippen und Vorkosten Magdas an dem neuen Leben zum Schlürfen aus vollem Becher wurde, reisten sie in Roberts Heimat und feierten ihre Vermählung. Später geschah es, daß Magda in einer Truhe eine Jugendarbeit Roberts aufstöberte. Betroffen betrachtete sie das Mädchenbild mit dem schwarzen Lockengewirr um das Stirndreieck und mit dem Smaragd

Digitized by Google

am Halse. Sie hatte es schon einmal gesehen, erinnerte sich indes nicht, wann und wo. Die Ereignisse, die ihre Krankheit herbeigeführt hatten, waren aus ihrem Gedächtnis weggewischt, und man hatte sich gehütet, daran zu rühren. „Wer ist das, Robert?“ fragte sie, ihm das Bild vorlegend.

„Ein Ka,“ erwiderte er erblassend. Aber da sie ihn verständnislos anstarrte, umschlang er sie liebkosend, als wollte er sie vor einer Gefährdung schützen, und erklärte: „Der Ka ist ein Doppelgänger, das zweite Exemplar eines Menschen, jedoch aus minder dichtem Stoff. Er gleicht seinem Urbild ganz und gar. Dieses farbige luftige Spiegelbild, das aus dem Spiegelrahmen hervorgetreten ist, besitzt jedoch ein selbständiges Leben, das auch noch fortdauert, wenn sein Urbild stirbt. Dann gleitet der Ka gleich einer Haut von dem Toten und überzieht, unabreißbar festhaftend, dessen naturgetreues Porträt. Dieses ist über dem Gesicht der Mumie mit den Enden der Umhüllungsbinden derart befestigt, daß der Verewigte aus seiner Bindenkapuze hervor die Hinterbliebenen noch im vollsten Leben zu begrüßen scheint. Denn die Sippen besuchen nach frommem Brauch in der Grabkammer den Ka ihres Verwandten; auch die Seele des Toten selbst pflegt Umgang mit seinem Ka und bedient sich seiner, wenn sie Heimweh nach dem Weltgetriebe verspürt. Bloß in der Erscheinungsform des Ka kann sie zur Erde zeitweilig zurückkehren, nur als Ka mit den überlebenden Lieben verkehren. Jedoch Eigenleben und Fortdauer des Ka sind bedingt durch die Fortdauer des Mumienporträts, mit dem er unablöslich vereint ist. Dessen Vernichtung vernichtet zugleich den Ka. So haben Malaspero und andere Ägyptologen das Wesen des Ka aus dem jahrtausendealten Totenbuch der Ägypter und aus den Grabschriften klargestellt. Und nun höre weiter!“

Und nun hörte Magda die Geschichte des moosigen Smaragdes. Aber es war zugleich die Geschichte des Ka, der an dem Mumienporträt haftete und eifersüchtig den Smaragd mit der Uräusschlange hütete. Denn dieser war das Eigentum seines Urbildes, des Mädchens mit dem schwarzen Haargelock über dem weißen Stirndreieck. „Ob es“ — schloß Ilz — „vielleicht doch nichts weiter war als das Hirngespinst eines versonnenen Künstlers, der phantastische Schatten eines Rauchgekräusels, der mich von Kindauf umschlichen hat wie greifbare Wirklichkeit? Und wäre es auch jenes unheimliche Luftgebilde gewesen, du hast es mit dem Bildnis zerstört. Der Ka konnte sich an nichts mehr festklammern und mußte im Äther zerstieben.“

In den Bildern, die Ilz seither malte, taucht das Modell seiner vorägyptischen Zeit nie mehr auf. Das Smaragdgeschmeide muß in der Verwirrung jenes Unheilstages zertreten worden sein. Der Flamingo, der mit eingeschifft worden war, tanzt jetzt vor einer deutschen Eiche. Sein Publikum hat sich vermehrt: neben der geliebten Herrin schaut ihm deren Töchterlein begeistert zu. Ja, der hochstelzige Afrikaner läßt es huldvoll zu, daß die Kleine mit ihm ein Tänzchen wagt, er immer kunstvoll rücklings, sie etwas unbeholfen ihm nachtrippelnd. Dafür klingt ihr deutsches Tanzliedchen lieblicher als sein afrikanisches Krahgeschrei. Den schneeweißen Leib vom zarten Hauch aufbrechender Rosenknospen überflogen, Fittiche und Füße in satter Rotglut aufgeblühter Rosen, die Schnabelspitze und die Schwingen schwarz, schimmert er in einem märchenhaften Farbenzauber. Aber noch wunderbarer wirkt der Lichtzauber der Frau, wie sie weiß aus dem schwarzen Eichenschatten dem Tänzerpaar zulächelt, und das Goldgeflatter der Kinderlöckchen im huschenden, haschenden Spiel der Sonne. Und regungslos starrt die uralte Eiche: dergleichen hat sie noch nie geschaut.

Einladung

Komm, Lieber! Siehst du nicht am dunklen Saume
Den großen roten Glut-Lampion verglühen?
Noch ist's der Abendball. Doch wie im Traume
Beginnen Ampellichter rings zu blühen.

Ich warte dein auf schwebender Terrasse,
Von Blütenschaum und Wellen leis bespült.
Bald spannt der Mond im See die Silbergasse,
Die meiner Wünsche Botenfüße kühlt.

Dann winke ich mit weißen Kirschenzweigen
Und stimme voll Geduld die Banjosaiten.
Tee ist bereit. Am Himmel Sternenreigen.
Komm, Lieber, frisch von Tau und Zärtlichkeiten.

Margarete Reichert

Digitized by Google

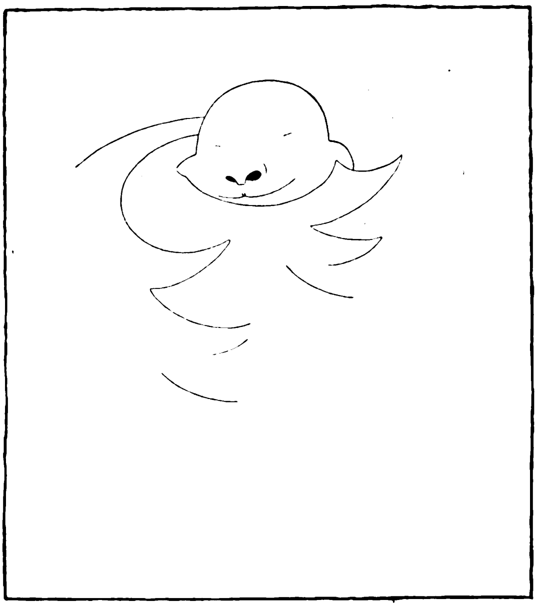
◇ OLAF GULBRANSSON ◇

VON DR. WALTER F. SCHUBERT

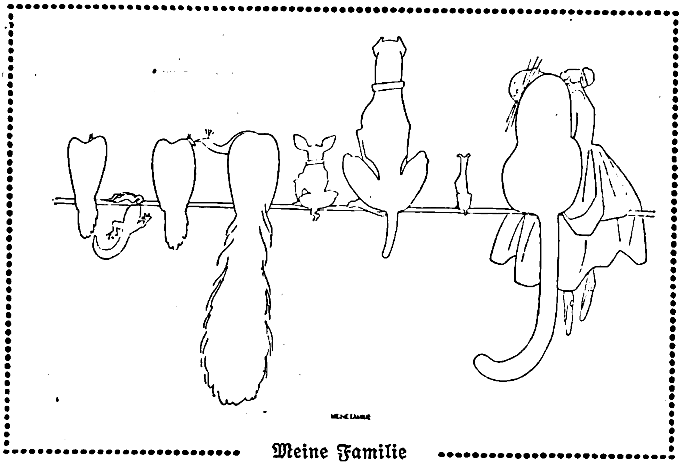
Es ist nur gut, daß die meisten dieser auf ‚ismus' endenden, in kurzen Zeitabständen irgendwo auftauchenden und alsbald von eilfertigen Federn in Zeitungen und Zeitschriften gepriesenen neuesten Richtungen der Kunst nichts weiter sind als Eintagsfliegen, die schillernd in der Sonne blinken und am Abend verlöschen, Moden, die weder für die Gemeinschaft der kunstschaffenden noch für die Allgemeinheit der kunstgenießenden Menschen irgendeinen Wert haben und deren Anbetung die nicht im Banne von Vorurteilen Stehenden gern den engen Zirkeln einiger ewig unruhigen Kreise überlassen. Da ich nicht zu diesen Hyperästheten in Reinkultur und nicht zu ihrer wie Vögel unter dem Zwang des Natternauges gebannten Gefolgschaft gehöre, aber in München immer wieder dankbar zu all den vielen Quellen pilgere, die alte und neue Kunst dort dem Durstigen bieten, so geriet ich auch an die ‚ismus'-Sammelbecken. Nach einigen Kostproben in Ausstellungen und Kunsthandlungen waren mir Augen und Seele wund von dem furchtbaren Hexensabbat, dessen sie Zeuge sein mußten, und es war eine gütige Schicksalsfügung, daß ich bei einem Kunsthändler eine Reihe von Zeichnungen zu Gesicht bekam, die mich vollkommen mit allem Vorhergegangenen aussöhnten und mir einen Namen ins Gedächtnis zurückriefen, der auf den vielen hundert Schöpfungen seines Trägers meist nur mit den Anfangsbuchstaben eingezeichnet ist, den aber alle Welt, die nach Befreiung und Erlösung von des Alltags Widrigkeiten, von den kleinen und großen Bitternissen des Lebens verlangt, kennen und preisen sollte: Olaf Gulbransson.

Nun war der Bann der ‚ismus'-Greuel gewichen, und was ich lange schon mir vorgenommen, was aber immer wieder hatte hinausgeschoben werden müssen, das wurde jetzt durch den Fernsprecher rasch vermittelt, und fünf Minuten später schon führte ein flinker Kraftwagen den als willkommen begrüßten Gast zu Meister Gulbransson. Von der schnurgeraden Leopoldstraße geht's in immer schmalere, grünere, stillere Seitenstraßen, bis das Auto mit scharfer Wendung in eine ganz versteckte und nur ein paar Häusernummern zählende lauschige Allee biegt und mit schleifenden Rädern vor einer scheu hinter Mauern von Stein und Gezweig sich bergenden Villa hält. Ein munteres Getön von allerlei Getier, aufgestört vom Lärm des Motors, führt nun an dessen Stelle das Wort. Wir sind angemeldet, und so öffnet sich uns ein Paradies, abseits gelegen und wohlbehütet, wie es sich für ein Paradies nicht anders gehört. Eine köstliche Üppigkeit von Baum und Busch, von Beet und Wiese tut sich auf, im Hintergrund begrenzt durch ein breites, fröhlich bewegtes Wasserband, jenseits dessen die grüne Welt des Englischen Gartens beginnt. An der Gartenmauer zur Rechten Turn- und Sportgeräte. Und inmitten dieser beglückten Natur ein nach Licht und Luft in zahlreichen und breiten Fenstern durstig verlangendes Landhaus. Das ist die Welt Olaf Gulbranssons, des Norwegers von Geburt und des Bayern nach dem Staatsrecht und mehr noch nach Herzensdrang und Urempfinden. Seit 1902, als der rührige Münchner Verleger Albert Langen den Dreißigjährigen aus Christiania auf süddeutschen Boden und unter die Künstlerschar des ‚Simplizissimus' verpflanzte, gehört er uns an, hat er mit seiner kraftstrotzenden Vollnatur im Bayernlande Wurzel gefaßt, Liebe, Heim und Familie hier gefunden, und aus dem Frieden dieser Welt den wunderbaren Reichtum seiner künstlerischen Persönlichkeit gestärkt und ständig vermehrt.

Ein frei und frisch und unermüdlich sprudelnder klarer Quell ist sein Schaffen. Da ist nichts von Künstelei, Anlehnung und großem Apparat. Alles ist gesund, kommt aus Eigenstem und gibt sich so schlicht und natürlich, daß es unmittelbar



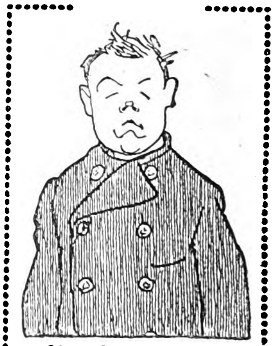
Selbstbildnis



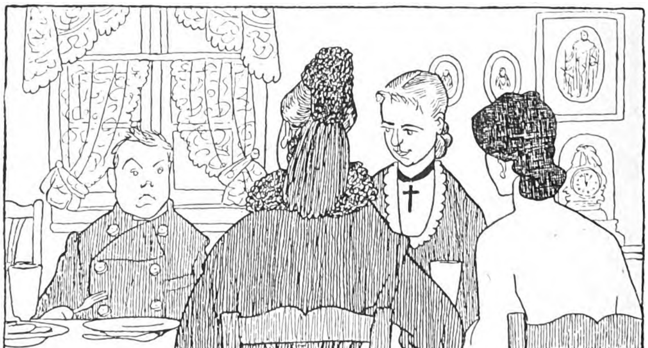
Meine Familie

packt. Nun nicht freilich immer das Herz. Mehr oft den Verstand. Aber eben nicht auf Umwegen, sondern unmittelbar, geradezu. Das ist das Bezwingende an dieser Kunst, an seiner Zeichenkunst. Denn auch wo er mit Farben arbeitet, ist Gulbransson doch immer und ausschließlich Zeichner. Der Stift, die Feder sind seine Werkzeuge, die Linie ist das Werk, das Ergebnis in seiner Meisterhand. Mit Farben füllt er da und dort eine Fläche, hebt er einen Umriß heraus. Sonst aber verlebendigen der Strich, die Linie alles — auch wo sie fehlen. Das ist buchstäblich und kennzeichnet die ungeheuer wirksame Art seiner Griffelführung, die so tragfähig und weitschwingend ist, daß sie mit allen diesen Weglassungen dennoch ein scheinbar vollkommen geschlossenes Liniengebilde errichtet und daß sie den Blick mit Leichtigkeit über diese Abgründe der Linie hinwegführt, über diese Trennungen des Strichs, die dem technisch nachprüfenden Auge keine Brücke verbindet und die seltsamerweise dem Bildeindruck, dem Gesamterfassen nicht Hemmnis, sondern gerade Förderer und beste Vermittler sind.

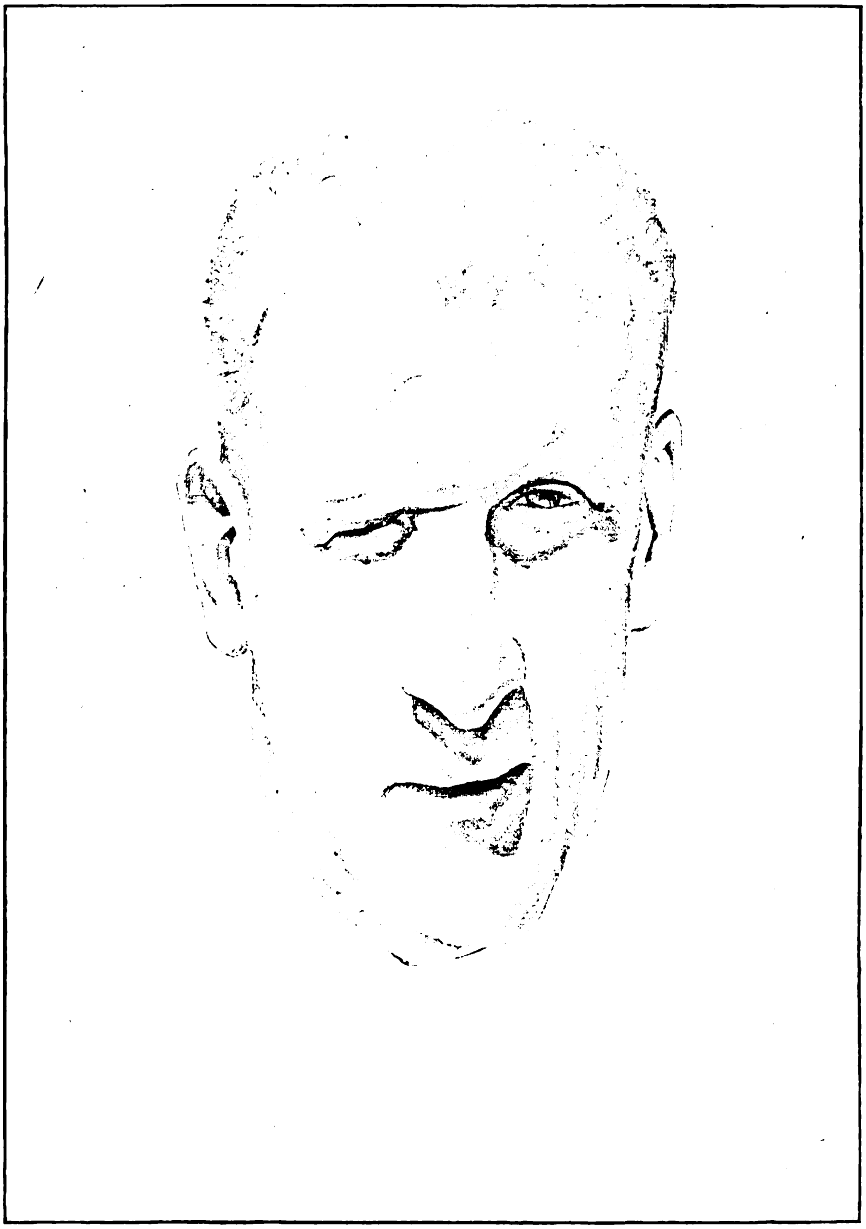
Freilich spielt da auch noch ein anderer Grund gewichtig hinein. Es gibt ja neben den ewigen Gestirnen und neben unseren mancherlei künstlichen Lichtquellen noch eine geistige Art, das Leben auf der Erde zu beleuchten, und auch diese läßt wie jene die Dinge hier und all das Unwägbare zwischen Himmel und Erde in immer anderem Licht erscheinen. Da haben wir das kalte weiße Licht der Forschung, die warme Sonne des Humors und das zwischen Hell und Dunkel ewig pendelnde, mit buntem Zwischenspiel strahlende Blinkfeuer des Witzes, der Satire, der Karikatur. Je kürzer die Bestrahlung, um so wirksamer muß sie sein, will sie dem Auge, der Seele des Beobachters ein Bild von dem Weltausschnitt vermitteln, den sie herausgreift. In aller Kunst besteht ja die alte Weisheit zu Recht, die Goethe am einprägsamsten uns formte: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ An keiner anderen Stelle aber kommt diesem Wahrspruch höhere Bedeutung zu, als im Reiche der Karikatur, des Zerrbildes. Denn karikieren heißt übertreiben, heißt, das Charakteristische einer Person, eines Gegenstandes herausgreifen und unterstreichen. Das aber wird am besten geschehen in einem Zurückdrängen alles irgendwie Entbehrlichen, in einem Vereinfachen, in dem beherz-



Aus ‚Tante Frieda‘



Aus Thomas ‚Tante Frieda‘

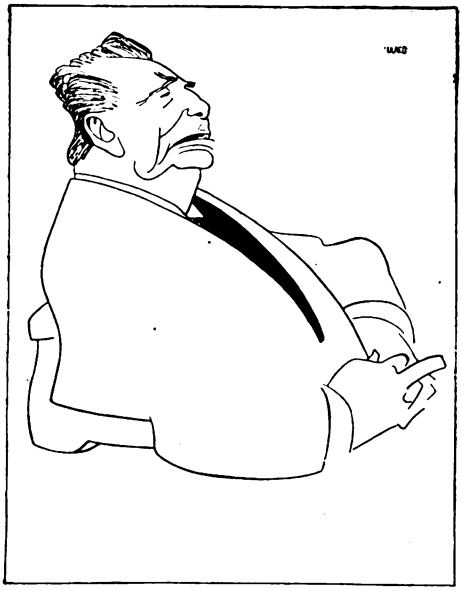


Bildniszeichnung (Paul Huldschinsky)

ten Streben, durch Kürze der Darstellung die Würze zu geben, welcher sie bedarf, um wirksam zu sein, um die gebotene Kost zu einem Genuß für den danach Verlangenden oder mit ihr zu Versorgenden zu machen. Vielfach ist die Karikatur ja Zweckkunst. Sie dient irgendwelchen höheren oder niederen Zwecken.

Das gilt vor allem für die im Dienst der Politik stehenden Karikatur. Auf diesem unzweifelhaft schwierigsten und eigenwilligsten Boden unter allen vom scharfen Stift gelockerten Feldern heißt es nicht nur witzig, treffend, mit größter Kenntnis von Menschen und Dingen und unter Einsatz einer aufs höchste vervollkommneten Technik arbeiten, sondern auch in erster Linie rasch, schlagartig, unter äußerster Anspannung aller geistigen

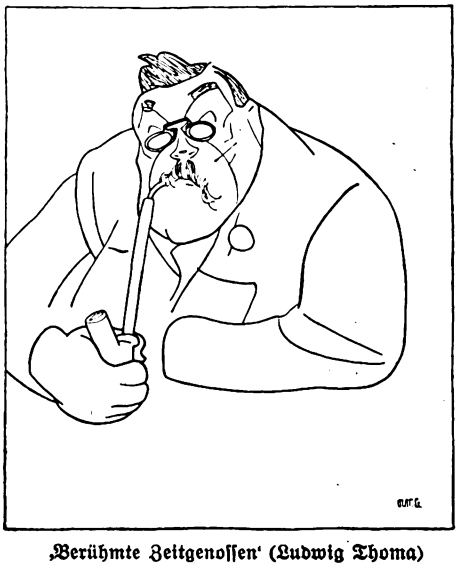
Digitized by Google



‚Berühmte Zeitgenossen' (Ernst v. Possart)

Kräfte. Alle politische Karikatur ist ‚aktuell', eilt mit der Zeit, besser: stürmt ihr voraus, sucht ihr die Bahn freizumachen und mit hellem Scheinwerferlicht die Menschheit aus Zweifeln und Irrtümern zu retten. Und immer neue Aufgaben stellt die Zeit. Wie bunte Glaskugeln, die im glitzernden Wasserstrahl tanzen, so schieben sich ihre Gedanken und Geschehnisse in das Leuchtfeld der Arbeit des Mannes am Scheinwerfer. Da gilt es einen Vorgang der inneren Politik, irgendein Wahlmanöver, eine Regierungsmaßnahme in das Blickfeld zu rücken und gleich danach das Strahlenbündel weiter hinaus, auf das Wirken der Außenpolitik zu richten, die Achtsamkeit der Volksgenossen auf verdächtige und für das Vaterland verderbliche Strebungen übelwollender Nachbarn zu lenken. Und über jeder Forderung schwebt das Damoklesschwert: Daß du den rechten Augenblick nicht versäumst! Jede Minute ist kostbar, und wo der freischaffende Künstler Laune und Stimmung nutzen kann, heißt es hier: gleich, sofort ans Werk gehen und den Pegasus satteln. Gulbransson hat das selbst einmal in einem köstlichen Blatt „Mein Pegasus auf dem Schnellsieder", das hier (S. 333) seine erste Veröffentlichung erlebt, mit einem leisen Stoßseufzer zum Ausdruck gebracht. Den vom Federstrich noch nassen Bogen erwartet schon der Bote des Verlags, der ihn in sausender Fahrt auf seinem Rad in die Reproduktionsanstalt bringt, von wo er nach einigen Stunden als druckfertiges Klischee in die riesigen Pressen wandert, um bald hernach in Tausenden und Abertausenden von Abzügen in die Welt hinauszuflattern. Und während im neuesten Heft noch „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" vor dem Auge des Lesers ihren bunten Reigen schwingen, arbeitet der Künstler schon wieder am Zeichentisch und setzt die trockene ihm gewordene Mitteilung seiner Redaktion über irgendein zu erläuterndes politisches Thema in Geist und Leben und erweckende Kraft um. Wahrlich: zu solcher Art der Tätigkeit gehört eine gewaltige Fülle von körperlicher und geistiger Kraft. Um eine derartig nervenanpackende, schwere Aufgabe voll und mit gutem Gelingen bewältigen zu können, dazu bedarf es einer an Leib und Seele ungebrochenen Vollnatur. Nun: und die besitzt zu seinem und — unserem Heile Olaf Gulbransson.

Als wir sein Paradies betraten, hatte er gerade wieder so einen auf die Minute fertigzustellenden Auftrag zu erledigen. Das war das erste, was wir von der hohen, schlanken, blonden Hausfrau erfuhren, als sie uns in der luftig weiten, mit erlesenem Geschmack ausgestatteten und die Sammlerneigungen des Hauses liebevoll andeutenden Halle entgegentrat. Also im Atelier? Frau Grete lächelte gütig. „Nein, da drüben," und sie wies auf einen im weiten grünen Kleid seiner Blätter Stamm und Gezweig verbergenden Baum zu hinterst im Garten. „Da oben hat er sich selbst einen luftigen Arbeitsplatz geschaffen, eine Plattform, um den Stamm gelegt, eine Treppe hinaufgezimmert, und dort kann er nun in Luft und Sonne baden und schaffen, unter sich das Rauschen des Wassers und über sich die frohen Vogelstimmen." Daß unsere großen Zeichner ihr Handwerkszeug oft in einer Zigarrenkiste bergen, das war mir ja nichts Neues; daß es mit dem ‚Atelier' oft auch nicht weit her ist, ebensowenig; aber ein so ausgesprochenes Freilichtatelier hatte ich doch noch nicht kennen gelernt. „Aber da kommt ja Olaf,



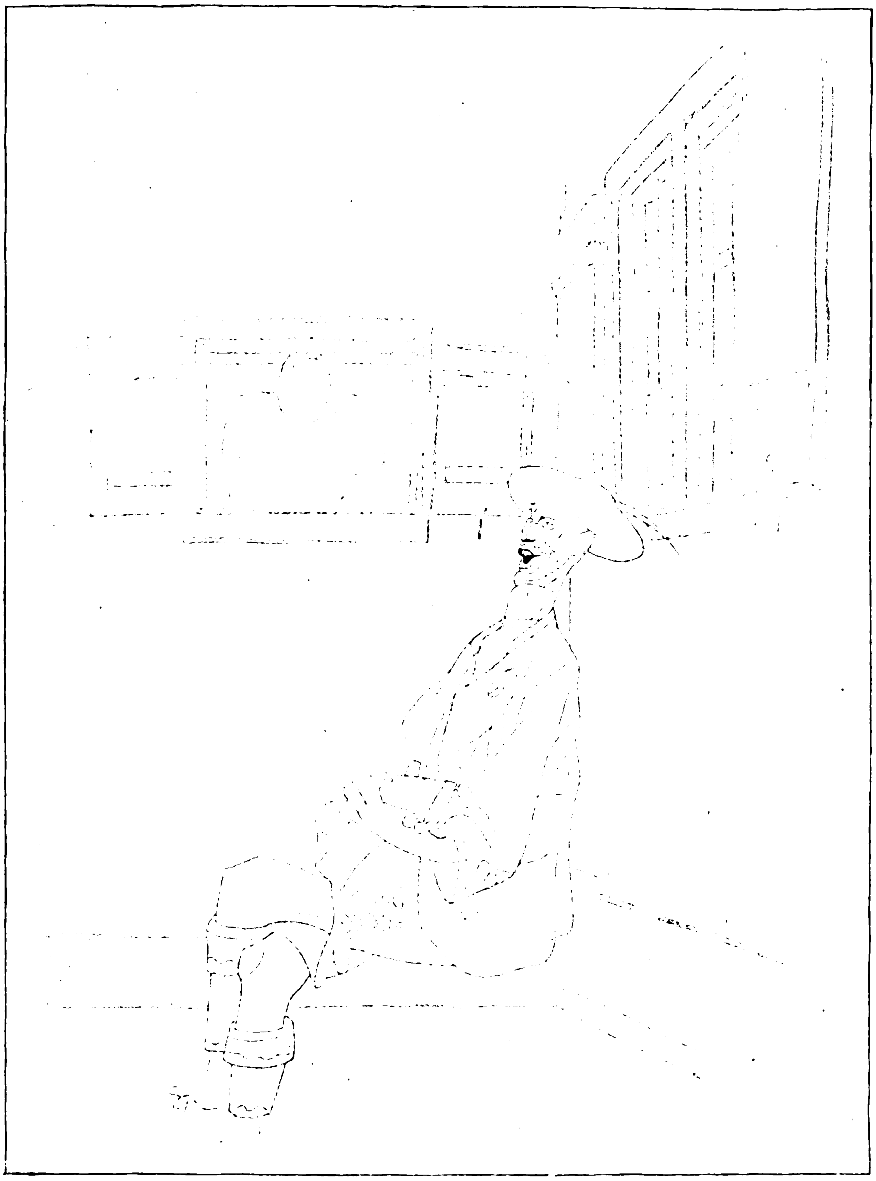
‚Berühmte Zeitgenossen' (Ludwig Thoma)

Digitized by Google

Bildnis: Fritz Huf
Pastell von Olaf Gulbransson

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Kiem Paule

und nun wird er es Ihnen gleich selbst einmal zeigen!" — Ich legte die großen Mappen beiseite, in denen Frau Grete liebevoll diejenigen Originalzeichnungen bewahrt, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt und so dem Schicksal, in alle Welt zerstreut zu werden, entgangen sind. Da kam ein Mann den Mittelgang des Gartens entlang, ein herkulisch gebauter, mittelgroßer Mann, nackt, nur mit einer schwarzen Schwimmhose bekleidet, federnden Schrittes, bronzebraun, bog dicht vor dem Fenster seitab, trat an einen Kinderwagen, hob ein kleines Strampelwesen heraus, trug das lustig zappelnde und plärrende Menschlein im Arm herum, pfiff ihm ein lustiges Lied und schritt mit ihm über die Schwelle seines Heims zu Gattin und Gast: Vater und Sohn, Olaf und Bombastus! Dem kleinen Erdenbürger mochte der dunkelbebartete Fremde neben dem glatten, zum Anpatschen so recht gekleideten Papa wohl nicht ganz geheuer sein; denn er begrüßte ihn mit einer Stimme, die ihm und seinen Eltern alle Ehre machte, deren Dauer-

Digitized by Google

übung es indessen angebracht erscheinen ließ, die Kinderfrau herbeizurufen. Vom Vater aber gab's dafür einen Handschlag, daß die Knöchel knackten, und einen Begleittext dazu, der gleich ins volle Leben schwenkte, von Leibesübung und -wertung, von Wandern und Reisen und allem Frohen und Gesunden handelte und dem Bilde, das wir uns von der Persönlichkeit dieses Meisters des scharfen Stifts aus seinen Werken geformt hatten, so völlig entsprach, daß die Zeit da oben im ‚Atelier' auf dem luftigen Baumsitz wie im Fluge enteilte und der Scheidende herzensfroh und ehrlicher Überzeugung voll den Eindruck mit sich forttrug: dem Himmel Dank, daß er unserer Kunst einen Olaf Gulbransson geschenkt hat!

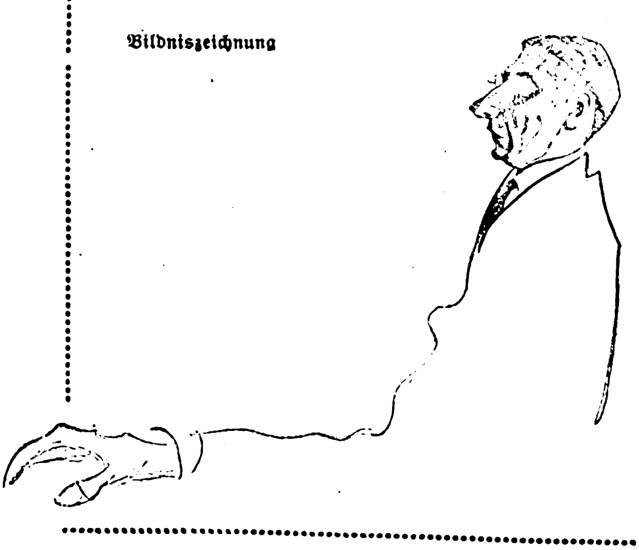
In dem Schaffen dieses Mannes ist kein Raum für Halbheiten, für dekadente Schwäche und für eitle ‚ismus'-Spielereien. Während des Krieges trat mit Gulbransson ein in tausend Händeln gestählter, mit allen Fechtkünsten vertrauter Recke für uns in die Schranken. Hatte er in seiner langen politischen Laufbahn auch manch scharfen Hieb nach rechts und links im deutschen Vaterlande ausgeteilt, so lag das oft mehr in dem Wunsch seiner Auftraggeber, die nicht umsonst eine feuerrote zähnefletschende Bulldogge als Wappentier im Plakat führten. Hier mußte meist der Kopf allein sprechen, der scharfe kritische Verstand. Ging es aber an die Außenwehr, dann lachte dieses mittwegs zwischen Hirn und Hand geschaltete lebensfreudige Herz, und da gab es erst den rechten Klang.

Im Erfassen des Wesentlichen in den Gestalten und im Gesichtsausdruck einer unfehlbaren Schar von Tagesgrößen, im scharfen Herausheben des Charakteristischen offenbarte sich immer von neuem die fabelhafte Kunst Gulbranssonscher Porträtkarikatur. Er stellte mit ein paar flotten Strichen einen Knirpshin in Harmonikahosen mit einem riesigen Tschako auf dem Kopf, unter dem nur ein klobiges Kinn sichtbar wurde, und jedermann wußte: Il re bambino. Mit zu seinen allerbesten Arbeiten gehören die Blätter, die er D'Annunzio widmet, diesem seiner keuschen und geraden Natur so ganz und gar fernen Lüstling und unverantwortlichen Ratgeber des kleinen Königs Gernegroß. Gulbransson ficht mit scharfen Waffen, aber es ist kein Gift an ihnen. Wer französische Karikaturen unseres Kaisers und Hindenburgs kennt, der weiß den Unterschied und der wird Gulbranssons vornehme Art ehrlich bewundern.

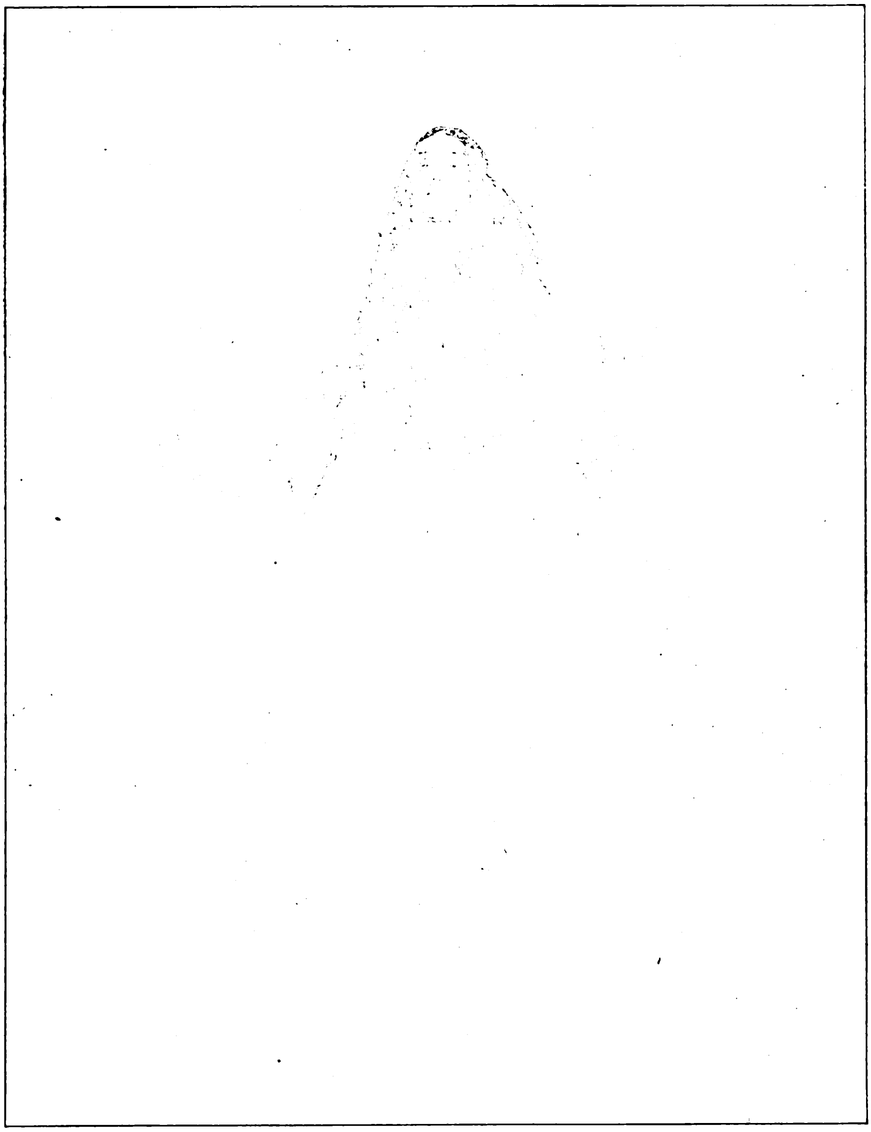
Maler Skramstad

Einen breiteren Raum noch als die lateinischen Schwestern nehmen die angelsächsischen Vettern in Gulbranssons Schaffen ein. Der englische Minister Grey ist nirgends häufiger und heftiger kritisiert worden, als in den Spalten des ‚Simplizissimus'. Ihm verdanken wir zahlreiche Glanzleistungen Gulbranssonscher Kunst. Doch auch die Yankees können sich nicht beklagen. Wie wundervoll brachte er z. B. Teddys vierschrötige Selbstherrlichkeit zum Ausdruck und später die salbadrigölige Heuchelei seines Nachfolgers Wilson. Mit fabelhafter Sicherheit strichelt er ganz aus dem Gedächtnis in fröhlichem Draufzu seine Porträtkarikaturen nieder. Es würde zu weit führen, auch nur die vornehmsten Kriegsopfer der nimmermüden Fechterkunst Gulbranssonscher Zeichenwaffen hier anzuführen. Bis zu drei Beiträgen in einer Nummer brachte der ‚Simplizissimus' manchmal

Bildniszeichnung



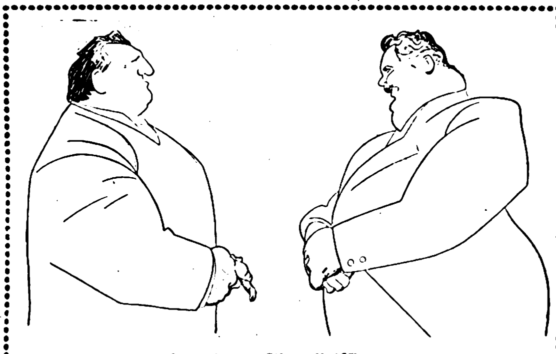
Digitized by Google



Bildnis Frau Ida Roland

von ihm. Gewiß konnte unter solchem Hochdruck nicht überall Vollkommenes entstehen. Auf der andern Seite wiederum ergaben sich Leistungen, die den an sich schon hohen Durchschnittswert Gulbranssonscher Arbeiten noch übertreffen und in ihrer tiefernsten Wahrheit und ergreifenden Sprache den Begriff der Karikatur weit hinter sich lassen, so das in der Wellendarstellung auf Motiven Hokusais fußende Blatt ‚Deutsche Wacht in Kiautschou'. Neben dem ‚Simplizissismus' sind vor allem die ‚Kriegsflugblätter' dieser Zeitschrift eine Fundstätte für den Gulbranssonfreund. Des weiteren erschienen viele seiner Arbeiten in Sonderflugblättern zur Aufklärung des Auslandes. Für eine wirksame Auslandspropaganda könnte das Reich keinen besseren Vertreter finden. Diese Waffe müssen wir ja in Zukunft noch ganz anders handhaben lernen, ebenso wie die Kunst der Reklame im Ausland und die Filmpropaganda. Der Krieg war uns auch hier ein harter, aber eifriger Lehrmeister. Gulbransson hat unter seiner Herrschaft mit offenen Augen und mit tätiger Hand alle ihm von Natur gewordenen Gaben in den Dienst seines zweiten Vaterlandes gestellt. Nur ein durch Wandern, Bergsteigen und rege Sportbetätigung so

Digitized by Google



Aus dem ‚Simplizissimus‘

leistungsfähiger Körper und eine von allem Kranken, Blassen und Halben so weltenferne, urwüchsig und ursprünglich empfindende Seele konnten diese Fülle an Regsamkeit und Erfindungskraft aufbringen.

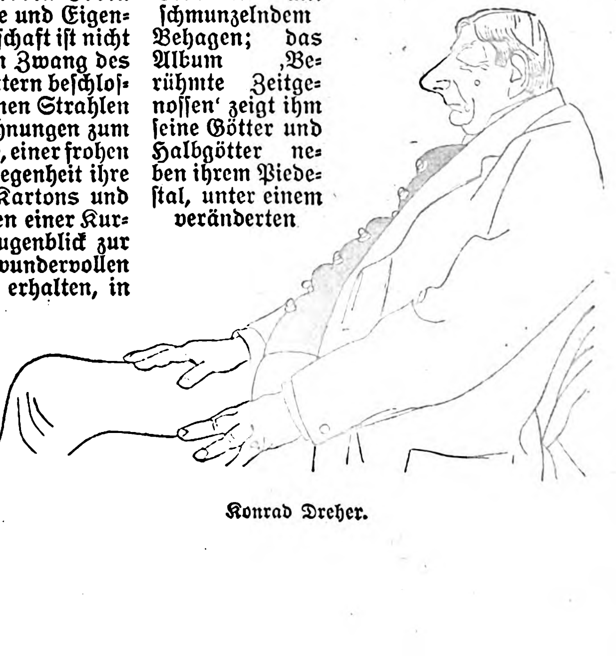
Nicht genug mit allem Wirken auf dem Zeichenblock zog der phantasiefrohe Künstler auch die Marionette für die Zwecke der politischen Karikatur heran, indem er für das ‚Marionettentheater Münchner Künstler‘ die Gestalten zu ‚Grey & Co.‘ entwarf. Mit Genugtuung erfüllte es daher die Freunde der Gulbranssonschen Muse, daß sein reiches und verdienstvolles Wirken auch die volle Anerkennung der maßgebenden Stellen fand, und daß ihm die Ehre zuteil wurde, als erster Karikaturist unter die Mitglieder der Akademie der Künste aufgenommen zu werden.

Baronin B.

Und doch: So Großes er im Reich der politischen Karikatur geschaffen hat, so eifrig und erfolgreich er auf diesem spröden Boden tätig war, das Innerste, Freieste und Eigenwüchsigste seiner großen Künstlerschaft ist nicht in diesen mehr oder minder vom Zwang des Zwecks ins Leben gerufenen Blättern beschlossen. Das sprudelt in tausend feinen Strahlen in jenen harmlos fröhlichen Zeichnungen zum Licht, die einer glücklichen Stunde, einer frohen Laune, dem Zauberstab der Gelegenheit ihre Entstehung verdanken. Große Kartons und kleine Notizblattzettel, Briefbogen einer Kuranstalt und was gerade im Augenblick zur Hand war, haben uns diese wundervollen Früchte eines sonnigen Humors erhalten, in dem Mensch und Tier, beider Eigenart und beider Schwächen, in so köstlicher Frische sich spiegeln. Vischer hat einmal vom rechten Zerrbildzeichner gesagt, er sei „keusch wie ein lustiger, draller Bub" und an anderer Stelle: „wahren Spaß macht ja am Ende nur das Naive." Welche Freude hätte der große Freund und Förderer der deutschen Frohkunst wohl an diesem Meister gehabt und insbesondere an seinen Gelegenheitsarbeiten, in denen das Gefühl für eine stachellos heitere Komik so lebendigen Ausdruck findet! Die kleinen Torheiten des einzelnen und ganzer Menschheitsschichten, die Tücke des Objekts, das Äußere von Mensch und Tier und Ding: sein Auge erfaßt mit untrüglicher Sicherheit ihr Wesentliches und stellt es im raschen Linienwurf seiner Hand mit überwältigender Schlichtheit und Deutlichkeit vor uns hin. Manchmal wird eine zusammenhängende Folge von sechs oder acht Bildaphorismen daraus, die sich im Rahmen einer knappen Seite zu einer durch die suggestive Kraft seiner Griffelsprache höchst eindringlichen und sehr umfassenden Lebensgeschichte erweitern. Indessen überwiegen doch die Einzelblätter: Köpfe, Figuren, Episoden.

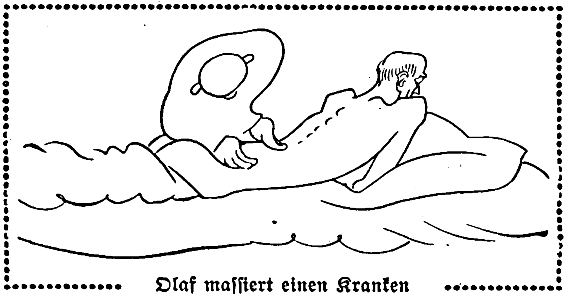
In einer Reihe von Sammelbänden hat sein Verleger einem weiteren Kreise Einblick in die Schätze geboten, die Frau Grete sorgsam in ihren Mappen hütet. Da finden sie sich alle zusammen, die Freunde des Hauses, zwei- und vierbeinige, die Münchener Spießer mit Doppelkinn und Wurstfingern, die Reisebekanntschaften von der Alm und aus der Weltstadt, die Größen der Literatur und der Kunst und nicht zuletzt — Hausfrau und Hausherr selber.

Die unbekannten Größen, die ‚Typen‘, begrüßt ein jeder gleich beim Anblick als alte Bekannte mit schmunzelndem Behagen; das Album ‚Berühmte Zeitgenossen‘ zeigt ihm seine Götter und Halbgötter neben ihrem Piedestal, unter einem veränderten



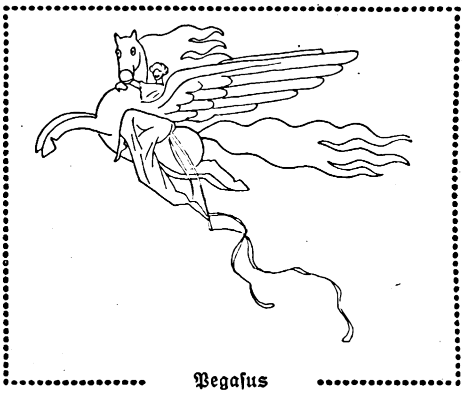
Konrad Dreher.

Digitized by Google

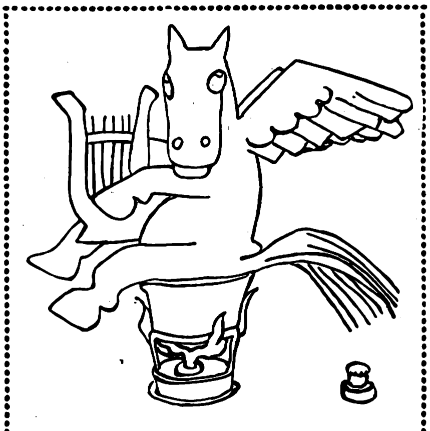

Olaf massiert einen Kranken

Blickwinkel und in einer vom Zwerchfell bis zu den Tränendrüsen anregend wirkenden neuen Gestalt; aber den Hausherrn erkennt im behaglich blinzelnden und sich wohlig sonnenden Seehund wohl nur der Freund des Künstlers. Der aber hat allemal seine herzliche Freude an den immer neuen Einfällen und Gesichten, unter denen sich Meister Olaf in dieser Körperlichkeit abzukonterfeien liebt. Da sehen wir ihn friedlich die Schalmei blasen, ihn heißhungrig sein Leibgericht vom Futternapf schlecken, den ihm holdgeschwänzte Weiblichkeit hinreicht, wir begegnen ihm auf einem raschen Briefgruß aus einem Gasthaus vom Chiemsee lustig im Wasser planschend, ein andermal bis zur Nase im nassen Element ausruhend, oder er liegt lässig hingestreckt am sonnigen Strand und knabbert an einem Zweig, an dem die Opfer seines scharfen Stifts aufgespießt sind. Menschlich und künstlerisch eines der schönsten dieser Selbstporträts ist wohl ‚Meine Familie‘ (S. 326), auf dem der pantherschwänzige und schnurrhaargewaltige Hausherr mit Frau und Pfau und Wau auf einer Stange Siesta hält. Dieses Blatt zeigt alle Vorzüge Gulbranssonscher Technik in höchster Vollendung: die unfehlbare Sicherheit seines Striches, die bezwingende Kraft seiner auf die einfachste und eindringlichste Form gebrachten Technik und seinen warmen, goldenen, glücklichen Humor.

Daß dieser Meister, dem wir so viele Hundert köstlicher Einfälle verdanken, und dem ein so sicherer Blick für alles Charakteristische der menschlichen Gestalt und sonderlich des menschlichen Antlitzes eignet, in dem Augenblick, wo er die Grenze vom Erhabenen zum Lächerlichen einhält, wo er auf das Hauptmittel der Karikatur, die Übertreibung, verzichtet, der berufenste Porträtkünstler wird, kann nicht überraschen. Erstaunen und ehrliche Bewunderung zwingen nur wieder die Kraft und die Vollendung dieser Bildnisse in Öl, Pastell und Blei jedem ab, der sie zu Gesicht bekommt. Unsre Abbildungen zeigen einige von ihnen, so das Bildnis Paul Huldschinskys (S.327) und das wundervoll zarte Porträt Frau Ada Rolands, das auch in unsrer Wiedergabe Gulbranssons feines Gefühl für die duftigen Reize von Farbe und Licht verrät (S. 331). Kann man die in der Reihe „Berühmte Zeitgenossen“ erschienenen Bildnisse Possarts und Thomas (S. 328) als Karikaturen ansprechen, so ist das Porträt Dreher von spöttlicher Nebenabsicht frei (S. 332). Wer Dreher kennt, diesen urwüchsigen Künstler und Menschen, dessen lange und erfolgreiche Bühnenlauf-


Pegasus

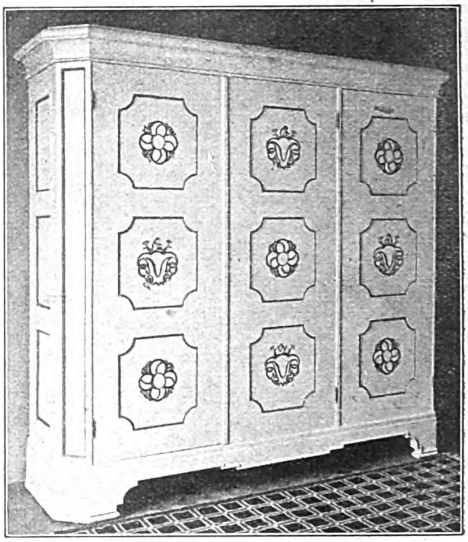
bahn in kein Virtuosentum führen konnte, der staunt vor diesem kleinen Kunstwerk, mit welcher Liebe und Treue es die behagliche Gemütlichkeit, die schwere Behäbigkeit des Mannes mit sparsamsten Mitteln darzustellen weiß. Es gibt nicht viele Bildnisse von Gulbransson. Gottlob! möchte man beinahe sagen. Wo sollte Meister Olaf sonst die Muße hergewinnen, uns seine lustigen Schnurren zu schenken, diese Freudespender für trübe und graue Stunden und Herztröstungen in den schweren Tagen unserer Gegenwart? Gerade für diese Gaben schulden wir ihm alle Dank, dem stammverwandten Hünen aus Nordland, der unser wurde und an dessen Wirken das schöne Schillerwort immer wieder neue Wahrheit wird: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.


Pegasus auf dem Schnellsieder

Illustrierte Rundschau

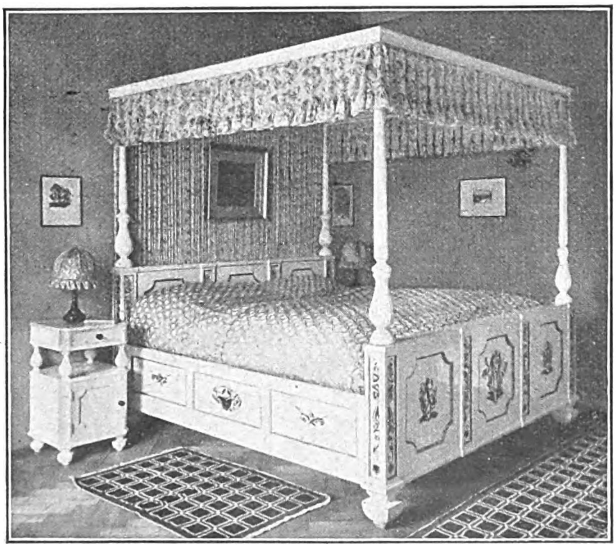
Schlafzimmer von Fritz Spannagel — Die Schule Herion in Stuttgart — Die Malerin Erna Schmidt — Versteigerungen bei C. G. Börner in Leipzig (Sammlungen Stechow und Davidsohn) — Velhagen & Klasings Monographien — Zu unsern Bildern

Das Himmelbett ist bei uns lange aus der Mode gekommen. In Bauernhäusern haben wir es noch manchmal gefunden, ohne seinen glücklichen Inhaber zu beneiden, denn es widersprach unseren Vorstellungen von gesunder Luftigkeit, die wir im Schlafzimmer vor allem verwirklicht sehen wollten. Wenn wir freilich die Prunkräume fürstlicher Schlösser des 18. Jahrhunderts betraten, vergaßen wir unsere Bedenken und freuten uns an dem Staat, der über das Bett einen üppigen und doch auch gemütlich von der Welt abschließenden Himmel gewölbt hatte. Aber wir fühlten: ‚Das sind galante Dinge für galante Leute. Wir sind sachlich geworden und lächeln über den zwecklosen zierlichen Kram.' Spannagels Himmelbett — wir haben des Künstlers im 4. Heft ausführlicher gedacht — greift auf ältere Vorbilder, etwa des 16. Jahrhunderts, zurück, die uns trotzdem näher liegen, weil wir der schwerblütigen Gesinnung der Menschen jener Zeit verwandter sind. Der Himmel über dem breiten Bett wird von vier schlanken Renaissancesäulen getragen und hoch gehoben. Er schirmt das Lager, ohne es einzuschließen. Die sich notwendig ergebende Ungefügigkeit des Gestells wird durch den nach oben strebenden leichten Aufbau gemildert, und vielleicht liegt darin der wichtigste Vorzug des Himmelbetts überhaupt.



Weißlackierter Kleiderschrank mit goldgefaßten Stäbchen und schwarzer Handmalerei

Die Verzierungen der Möbel, auch des gesondert abgebildeten Schrankes, sind höchst anmutig und passen zu dem lustigen bunten Stoff des Himmels und zu den ungemusterten chromgelben Wänden ausgezeichnet. Die schwarze Handmalerei steht prächtig auf dem weißlackierten Untergrund; die Füllungen sind mit schmalen Goldstäben eingefaßt. Aus dem Ganzen spricht des Künstlers Freude am Werk, und darum schafft er auch Freude. Wenn man ein solches Zimmer bezieht, muß es zum mindesten mit dem Vorsatz geschehen, niemals verdrießlich aufzuwachen.



Arch. Fritz Spannagel, Überlingen a. B Aus einem Schlafzimmer

✠ ✠ ✠

Rhythmische Gymnastik — Dalcroze-Hellerau und Isadora Duncan sind vom Ausland her in das deutsche Kunstleben anregend eingedrungen und haben uns lang gesuchte Wege zu einer höheren und reicheren Tanzkunst, zu einer Harmonie von tönender Schön-

Digitized by Google

heit mit körperlicher Form und Bewegung gewiesen. Sie sind dann, wie uns Oskar Schröter schreibt, zu zwei immer deutlicher und bestimmter auseinanderstrebenden ‚Richtungen' geworden. Jeder folgen viele einseitig eingeschworene, einander lebhaft bekämpfende Anhänger. Die Einseitigkeit — hier musikalisch-mathematische, virtuos durchgebildete Bewegungstechnik — dort pantomimische, malerische Darstellung von Vorgängen und Stimmungsbildern, die willkürlich rein musikalischen Werken angehängt und ausgepreßt erscheinen — wird dadurch immer ersichtlicher und führt immer weiter ab von dem schönen Ziel, nach dem beide Richtungen von Anfang an strebten.

In der Schule **Herion** zu Stuttgart, aus der am Schluß unserer Rundschau einige Bilder als Ergebnisse einer zielbewußten Erziehungsarbeit zur Befähigung von Seele und Körper zur Aufnahme musikalischer Schönheit und Umsetzung in gleich eindrucksvolle Form und Bewegung gezeigt werden können, ist der gerade zu diesem Ziele führende Mittelweg wiedergefunden.

Es sind, wie Schröter auseinandersetzt, keine Tanzszenen und Tanzbilder mit einem aus der musikalischen Auffassung der Lehrerin anempfundenen Inhalt, keine bildnerischen ‚Programme' zu ‚absolut' musikalischen Erscheinungen, was wir in der Umsetzung der melodischen Linien, des rhythmischen Flusses und der harmonischen Zusammenklänge der lyrischen Albumblätter von Schumann und der romantisch tief gefärbten ‚Préludes' von Chopin in edel gerundete Formen und Bewegungen durch die in allen Gliedern musikalisch durchdrungenen und künstlerisch gelösten Körper der schlanken, ausdrucksfähigen Mädchengestalten sehen. Es sind in der Einzelbewegung Nachzeichnungen der Empfindungskurven, in denen sich die musikalisch schöpferische Seele bei der Gestaltung dieser zarten lyrischen Gebilde bewegte, und es sind im Zusammenfließen der Linien und plastischen Formen in der Gruppengestaltung Bewegungskontrapunkte, die dem Auge gleiche Schönheit bieten, wie die musikalischen Kunstwerke dem Ohr.

So werden den zu dieser Bewegungs- und Ausdruckskunst Herangebildeten und denen, die als Hörende und Sehende diese Schönheit verdoppelt als Kunsteinheit aufnehmen können, die tiefsten Geheimnisse und Freuden der musikalischen schöpferischen Seele voller offenbart und vermittelt. Das ist Aufgabe und Ziel einer neuen Tanzkunst, die als Zwillingsschwester der Tonkunst gleich anerkannt im Kreise der Künste stehen möchte. Die Schule Herion widmet sich dieser Aufgabe, wie unsere Bilder (auf den Seiten 339 u. 340) zeigen, mit tiefdringender Erkenntnis und erfolgreichem Eifer.

✠ ✠ ✠

Die Berliner Malerin **Erna Schmidt** hat einige Studien zu dem Aufsatz über das Großstadtgärtchen beigesteuert, farbige Blätter, die von anerkennenswerter Frische und vor allem Treue der Auffassung zeugen. Ein ausgeführtes Gemälde, ein Stilleben, bilden wir auf dieser Seite ab. Es ist sehr sorgsam gemalt, ohne daß die junge Künstlerin in

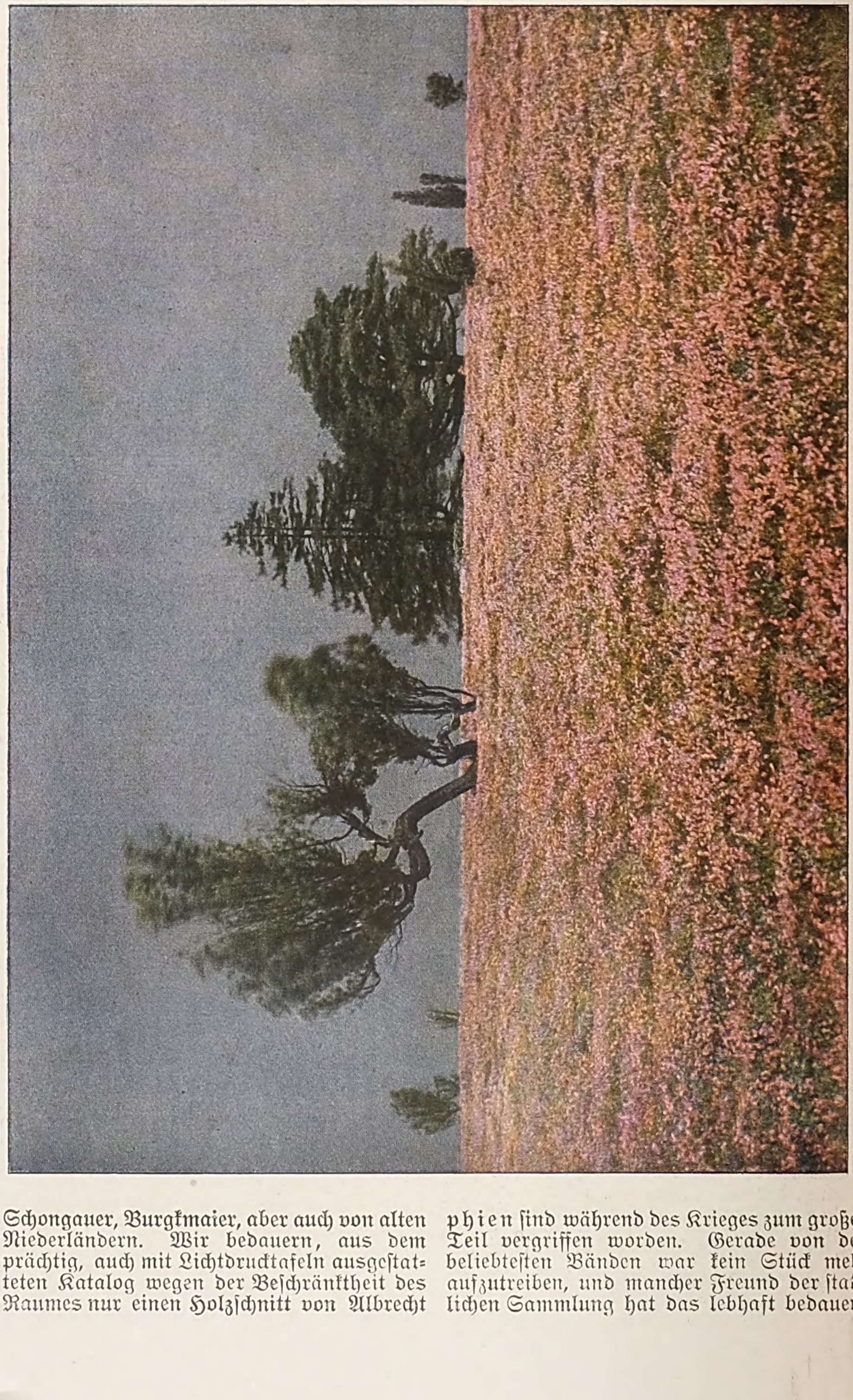
Stilleben. Gemälde von Erna Schmidt

Toilette der Venus. Gemälde von Peter Paul Rubens. Wien, Liechtenstein-Galerie
(Aus der Künstlermonographie Rubens von H. Knackfuß, 10. Aufl.)

Lebensarbeit eines so begeisterten und geschickten Sammlers, zumal sie dem sonst unerreichten Ideal der Vollständigkeit nahekam, nun wieder in alle Welt zerstreut worden ist. Unsere Radierung der vier ‚Damen am Fenster' zählt zu den größten Seltenheiten und wurde auf 2500 Mark geschätzt. Es ist ein wundervolles Blatt von einer Zartheit der Lichtführung und einer vornehmen Anmut der Bewegung, wie sie bei Chodowiecki nicht sehr häufig sind. Die namentlich für Miniaturen, Gemälde und Zeichnungen erzielten Preise waren sehr hoch. So erwarb das Berliner Kupferstichkabinett eine Elfenbeinminiatur Friedrichs des Großen im Durchmesser von 4 cm für 3500 Mark. Eine andere, eine strickende junge Dame zeigend, erzielte gar 22500 Mark. Ein spannenhohes Ölbild der Kaiserin Katharina II. ging für 11000 Mark weg, eine Rötelzeichnung für ‚Werthers Leiden' für 6000 Mark. — Nicht minder wichtig als die Versteigerung der Sammlung Stechow ist

Digitized by Google

die der Sammlung Davidsohn. Sie findet demnächst ebenfalls bei Börner statt und bringt eine Fülle altdeutscher Graphik auf den Markt, Werke von Dürer, Altdorfer,



Aufziehendes Gewitter. Naturaufnahme. (Aus R. Linde, 'Die Lüneburger Heide')

Schongauer, Burgkmaier, aber auch von alten Niederländern. Wir bedauern, aus dem prächtig, auch mit Lichtdrucktafeln ausgestatteten Katalog wegen der Beschränktheit des Raumes nur einen Holzschnitt von Albrecht Dürer wiedergeben zu können, ein Werkchen voll Holdseligkeit und Lebensfreude.

Velhagen & Klasings Monographien sind während des Krieges zum großen Teil vergriffen worden. Gerade von den beliebtesten Bänden war kein Stück mehr aufzutreiben, und mancher Freund der stattlichen Sammlung hat das lebhaft bedauert,

Schumann ‚Frohe Botschaft‘

prachtvolle Band über die Lüneburger Heide von Geh. Rat Prof. Dr. Linde vor, ein Werk, das zu den schönsten und fesselndsten erdkundlichen Darstellungen gehört, die wir haben. Aber der Verlag hat sich mit diesen Neuausgaben nicht begnügt. Er zeigt, daß er auch Lust zu neuen Unternehmungen hat, und zwar mit dem Spitzweg-Band, aus dem wir das Einschaltbild ‚Im Dachstübchen‘ wiedergeben (zw. S. 272/273). Daß ein Buch mit Spitzwegschen Bildern Freude machen wird, ist selbstverständlich. Aber betont muß werden, daß Max von Boehn, der gelehrte Kulturkenner und geschmackvolle Schriftsteller, den Maler und Menschen so lebendig in Werden und Wesen, im Strom der Zeit und in der Einsamkeit seines Junggesellendaseins zu gestalten versteht, daß man gelegentlich über dem Wort die Bilder vergißt, was sicherlich viel sagen will.

Wie ein rechter Maigruß eröffnet die Theodor Hagensche Landschaft das Heft. Der

Schumann ‚Albumblatt‘

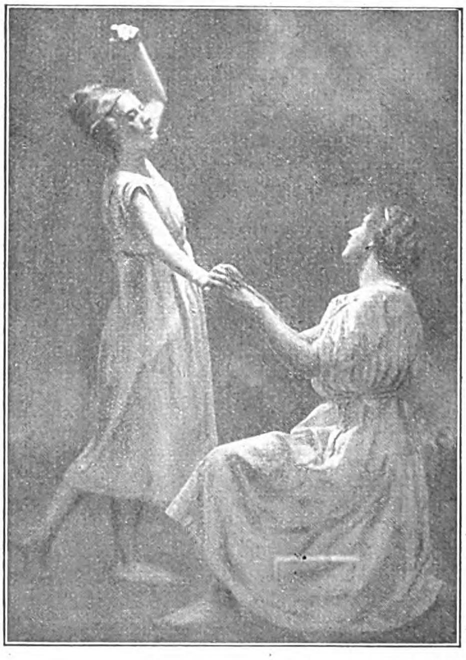
nicht nur seinetwegen, sondern auch weil er gewohnt war, mit den schmucken Büchern anderen Freude zu machen. Der Verlag geht jetzt, freilich durch mancherlei Schwierigkeiten beengt, an die große und wichtige Arbeit, die durch den Krieg gerissenen Lücken auszufüllen. So hat er den Band über Rubens, den Prof. Knackfuß noch kurz vor seinem Tode durchgesehen hatte, in neuer, zehnter Auflage herausgebracht und ihn auch bildlich vielfach bereichert. In fünfter Auflage liegt nunmehr der

Schumann ‚Albumblatt‘

Weimarer Meister war in Düsseldorf geboren und ein Schüler Oswald Achenbachs gewesen. Er hat seine Herkunft nie verleugnet und ist doch, wie dieses Bild bezeugt, einer Farbenfreudigkeit und vor allem einer Lichtfülle fähig gewesen, die ihm auch unter der Jugend Achtung und Bewunderung erzwang. Hagen war nie in hervorstechender Weise modern, aber er ist auch niemals unmodern geworden und ist es auch heute noch nicht, weil er immer gut gemalt und seinen Bildern ein Stück seiner Liebe mit auf den

Digitized by Google

Weg gegeben hat. — Von sonnigster Wirkung ist das Bildnis von dem Düsseldorfer Franz Martin Lünstroth (zw. S. 240 u. 241). Der Künstler hat die junge Frau nicht nur gegen das Licht, sondern gegen die helle Sonne gesetzt, so daß ihr Kopf wie vor einem goldenen Heiligenschein steht. Es ist nun sehr fein gemacht, wie das Antlitz mit den leuchtenden Augen den Schatten überwindet, indem es aus sich selber strahlt. — Des Berliners Ernst Oppler Bildnis (zw. S. 280/281) wirkt großstädtischer, weltgewandter. Ein paar große, ruhige Farbflächen bestimmen den Eindruck. Sehr hübsch ist die schelmische Bewegung des Kopfes. Das Ganze wirkt wie ein wohlabgewogenes Stilleben. — Hans Hartig stammt aus Pommerland. Wo der Boden liegt, der ihm das Bild des Marktfestes (zw. S. 288 u. 289) geschenkt hat, wissen wir nicht, aber man merkt dem lustigen Gewimmel auf diesem Gemälde an, mit wie viel Heimatfreude es gemalt ist, ganz im Sinn eines Dichters und Stammesverwandten wie Ottomar Enking. — Dieser irdischen Fröhlichkeit ist entgegengesetzt die selige Wonne, die der Ganymed Hans Lietzmanns atmet. — Endlich ein Wort über die neu entdeckte Landschaft mit den zwei Brücken von Rembrandt (zw. S. 248/249). Das Gemälde befindet sich im Besitz der Amsterdamer Kunsthandlung Goudstikker. Es ist (38:62 cm) auf Leinwand gemalt und bildet eine der gewaltigsten Offenbarungen des Landschafters Rembrandt, angefüllt von einer Leidenschaft des Gefühls, einer Größe der Anschauung und einer Macht der Gestaltung, daß man es eigentlich nur mit gefalteten Händen betrachten sollte. P. W.



Aus der Schule Herion, Stuttgart: Drei Darstellungen zu Chopins ‚Préludes‘

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

15 Bände Lyrik: Karl Reschreither: Welle — R. Becher: Päan gegen die Zeit — Curt Corrinth: Das große Gebet — Hermann Kasack: Verse — Kurt Heynicke: Gottes Geigen — Alfred Lichtenstein: Gedichte und Geschichten — Adolf v. Hatzfeld: An Gott — Ernst Lissauer: Die ewigen Pfingsten — Jakob Kneip: Der lebendige Gott — Hans Benzmann: Ausgewählte Gedichte — Carl Lange: Strom aus der Tiefe — Helene Brauer: Mädchenlieder — Paul Warncke: Gedichte — Derselbe: Am Born der Borniertheit — Frida Schanz: Mein Weg

In letzter Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ein beängstigender Druck lag mir auf der Brust, ein richtiger Nachtalp, ein Incubus drohte mich zu ersticken. Die Kehle schnürte entsetzliche Angst, ich versuchte mich zu bewegen, zu schreien, aber es gelang nicht. Als ich endlich erwachte, erschöpft und mit heftigem Herzklopfen, versuchte ich, schwer atmend, durch die unklaren Empfindungen des Traumschreckens hindurch zu erkennen: welcher Teufel mich denn eigentlich — wie der Aberglaube des Mittelalters sich ausdrückte — ‚geritten'. Da vermeinte ich die verschwommenen Umrisse eines gewaltigen Bücherhaufens zu erkennen. Ich rieb die Augen und dachte an den entsetzlichen Traum zurück — gewiß, so war es gewesen: an die achtzig Bände Lyrik, die sich im Laufe eines Jahres angesammelt hatten, lagen mir wie Zentnerlast auf der Brust — schrecklich! schrecklich! Ein Hilferuf erstickte mir in der Kehle, ich sprang aus dem Bett, zitternd in der Furcht vor Wiederkehr des Alpdrucks, und erst ein Schluck Wasser und das angeknipste Licht der Nachttischlampe beruhigten mich einigermaßen ... „Aber" — so höre ich des Lesers Einwand — „wie kann denn gerade Lyrik so bedrückend wirken? Ist nicht in diesen achtzig Bändchen vorwiegend von Nachtigallen und Lerchen die Rede, von Morgen- und Abendröten, von Lenz und Liebe, von Zephirlüftchen und Rosen, von Glück und Treue, von silbernen Mondstrahlen und lichten Maiwölkchen?" Freilich! „Nun also, wie können so zarte körperlose Dinge als Incubus wirken?" Seien Sie versichert, lieber Leser, sie **können** es. Wenn sie in solcher Masse und auf so landläufigen Versfüßen daher kommen, so können sie uns mit Zentnerlast auf der Brust liegen, den Atem benehmen, und es gibt Augenblicke, wo man lieber in den aufgerissenen Rachen eines wütenden Tigers schauen möchte, als in die hunderttausend Blumenkelche, die von zarten Händen mittelmäßiger Lyriker dargeboten werden.

O ihr Jungen und Jüngsten, wie versteht man nach solcher Musterung euren Überdruß, eure Wut auf die Schablone, eure Übersättigung nicht nur mit der alten Form, sondern auch mit dem alten Inhalt. Wie grüßt man da euren Aufschrei nach Umwälzung, mag er noch so schrill und gellend klingen, euren Vorsatz: anders um jeden Preis! Nun muß man freilich mit euch einige Geduld haben. Es ist nicht so leicht, eine Dichtungsart, deren Kulturentwicklung von der poetischen Gott- und Lebensbetrachtung der Psalmen über die Sappho, den Minnesang und Goethe zu dem reichen Garten der im 19. Jahrhundert erblühten Lyrik führt, auf einmal durch Neues zu ersetzen und einem durch Jahrtausende aufgespeicherten Schatz, der in feingeschmiedeten Formen alles enthält, was menschliche Gefühls- und Geisteswelt an Werten geschaffen hat, aufwiegen zu wollen mit einer Dichtung, die aus dem Nichts gestampft ist. Kein Wunder, daß da zunächst nicht viel mehr als ein Stammeln herauskommt. Um sogleich ein Beispiel und nicht einmal ein ausgesucht krasses zu geben: Man erinnere sich der vielen lyrischen Meisterwerke aller Völker und Zeiten, die bei Betrachtung der — Abendsonne entstanden sind, und vergleiche damit das Gedicht ‚Abendsonne', das einer der Begabteren unter den Expressionisten, **Theodor Tagger**, also stammelt:

„Schäumende Sonnen
voller Stolz geht mein Atem
abendverzückt und ciaconnen
über Wiesen und Herz. Füße fiebern in den Fersen
Knie spannen sich verzückt
und aus weitgetanen Seelen glückt
tierisches Verversen.
Nasen mild gedehnte Hände
und das gezeltete Gehirn
abendsternt ..."

Brrr! Und doch ist das noch maßvoller Expressionismus an einem verständlichen Stoff. Auch spürt man noch immer ein dichterisches Fünklein, was etwa Herrn Karl **Reschreither** in seinem Gedichtbuch ‚Welle' (Wien, Selbstverlag) gänzlich abgeht. Er ‚dichtet':

Unter Höhen
Muß man nicht Bergesspitzen effektiv verstehen,
Sondern geistige symbolisch auch,
Die wir erreichen können
Nur für uns
Zu nützlichem Gebrauch.

Die Höhe, die Reschreither ‚erreichen kann', hat eine peinliche Ähnlichkeit mit einem Maulwurfshaufen. Wir können damit für diesmal Abschied nehmen von den Ausschweifern unter den expressionistischen Hackepetern. Wir haben an dieser Stelle früher schon Otten, Becher, Corrinth und ihres-

Digitized by Google

gleichen auf ihr Können untersucht. Was an neuen Werken von ihnen vorliegt — Bechers ‚Päan gegen die Zeit‘ (Leipzig, Kurt Wolff), Corrinths Neue Gedichte ‚Das große Gebet‘ (Berlin, Österheld & Co.) bedeutet keinen Fortschritt. Man wird über sie, wie über die Werfel, Stadler, Hasenclever zur Tagesordnung übergehen können. Die meisten dieser Neutöner sehen vorläufig kein Ziel; sie tasten nur nach absonderlichen Pfaden, sie sehen nur die Notwendigkeit, abwegig von der bisher begangenen Straße zu werden.

Hermann Kasack drückt diesen Trieb in seinen Versen (München, Roland-Verlag) folgendermaßen aus:

Es zwang ihn etwas, aufzubrechen
Und sich in fremdem Lande zu versuchen.
Vielleicht war es ein Duft von Tuchen,
Die von den Frauen niederbrechen,
Vielleicht ein ewiges Sehnsuchen.

Unglaublich! Ernster zu nehmen ist Kurt Heynicke, auch ein Genosse der ‚neuen Reihe‘, so nennt sich die moderne Büchersammlung des Roland-Verlages (München), er hat wenigstens noch ein Gefühl für Schönheit und vermag wirklich etwas zu empfinden. Ihm gelingt auch eine Verknüpfung des neuen Tons mit dem Guten des Überlieferten, so glückt ihm ein Liebeslied (‚Gottes Geigen‘):

Mein Herz hebt die Hand.
Viel Gärten blühen auf,
Ein Blick aus deinem Auge sinkt
Und meine Seele trinkt ihn aus.

Ein Geigenton —
Sing ich — singst du?
Wir klingen mit,
Uns blühen alle Rosen zu.

Heynicke, der zu den Allerjüngsten gehört, hat kürzlich einen Literaturpreis bekommen, trotzdem darf man hoffen, daß er sich entwickelt.

Das darf man von Alfred Lichtenstein leider nicht mehr, denn er ist — wie der begabte Georg Trakl — früh gestorben. Der Krieg, dem seine pazifistische Natur bitter gram war, hat Lichtenstein dahingerafft, aber aus seinen ‚Gedichten und Geschichten‘ (München, Georg Müller, 2 Bd.) erkennt man, daß hier ein vielversprechendes Talent verloren ist. Er hat sein Ende geahnt, wie ein Gedicht, das er kurz vor der Abfahrt zur Front niederschrieb, erkennen läßt. Lichtenstein weist, wie nebenbei bemerkt sei, in seinen Prosaskizzen beachtenswerte Ansätze zu einem grotesken Humor auf; in seinen Versen überrascht oft ein kurzes epigrammatisches Blitzlicht, so wenn er in seinem ‚Gebet an die Menschen‘ sagt:

Ich hasse euch.
Ich will euch umarmen.

Im Gegensatz zu diesen jungen Wegsuchern im Unwegsamen kann man Adolf v. Hatzfeld fast einen Epigonen nennen, obwohl auch er noch jung ist und von den Ausdruckskünstlern für ihre Kreise in Anspruch genommen wird. Von seinen Gedichten ‚An Gott‘ (Berlin, Paul Cassirer) empfängt man den Eindruck, daß er auf festerem Grunde steht als fast alle übrigen Neutöner. Sieht man näher zu, so erkennt man diesen festen Grund als den der Überlieferung. Und ohne eine Anknüpfung an diese Überlieferung wird es schließlich doch nichts werden mit einer neuen Dichtkunst, denn es ist nicht einleuchtend, daß sich Jahrtausende in den Begriffsbestimmungen künstlerischer Schöpfungen geirrt und just die Stammler und Radebrecher von heute den Stein des Neunmalweisen gefunden haben sollten. Aber ist auch die Form bei Hatzfeld nicht von Anklängen an Dagewesenes frei, im Gedanken und Gefühl gibt er Eigenes, mag er nun Gott, Zeit und Welt suchend anrufen, mag er in Erinnerungsbildern und Landschaftsstimmungen träumen. Ein ernster, schwer mit den Problemen des Daseins ringender Geist spricht aus seinen Versen, so etwa, wenn er Gott anruft:

O Gott, wie gehen wir durch dichten Wald
und ducken uns, wenn deine Peitsche knallt,
und stehen doch vor einem jeden Baum
und hören in den Blättern deines Kleides Saum
und stehen voller Scham vor Haus und Tier und Baum
und tragen Liebe, darin wir erröten,
wenn wir so stehn vor Haus und Tier und Baum.
Doch du mußt töten.

Aus einem Gefühl tiefer Vereinsamung heraus kommt bei Hatzfeld die suchende Liebe zu Geschöpf und Schöpfer, eine dichterische Zärtlichkeit zu den großen und kleinen Dingen dieser wunderlichen Welt. So sind wir mit seiner Betrachtung schon ein gutes Stück abgerückt von den Anhängern des Aktivismus, Expressionismus und der anderen Ismen, die im Kriegshaß, in kommunistischen Ideen, in der Vorliebe für Dirnen und Verbrecher stofflich das Neue suchen. Als ob Erneuerung aus Verflachung kommen könnte! Sie hören die elektrische Klingel der Minute und wissen nichts vom Glockenklang der Ewigkeit. Sie wollen die Früchte des Talents in gemeinsamen Garküchen über dem Gaskocher zur Reife bringen statt in der Sonne eines Lebenssommers. Sie ziehen das Geräusch der Musik, den Lärm der Stille vor, die Hast der Tiefe, den Wirbel dem Schritt, den Rausch der Arbeit. Wie eine ernste Mahnung reckt sich da ein Lyriker vor ihnen auf, der den Jahren nach auch noch zu den Jüngeren zählt, aber sich weitab von ihren grellbunten Programmen hält. Er hat im stillen Ringen seinen Gott gefunden, und dieser Gott spricht zu ihm:

Du sollst fliehen das Viele, das fressende Bunterlei,
Der lockenden Dinge wirres Vogelhausgeschrei,
Dein Weg werde nicht in hunderte Wegchen und Pfädchen zersplittert,
— — — — — — — — — — — — — —
Tu ab das Viele, so wirst du haben die Fülle.

Und ein andermal spricht dieser Gott zu ihm:

Du sollst nicht weilen und wohnen in breitem bunten Gebrause.
Du sollst dir um dich bauen eine weite Stille,
In der du hausest, daß ich in dir hause.
Du sollst dich wohnhaft machen meinem Willen: ist mein Wille.

Digitized by Google

Und der Dichter wiederum spricht betend zu ihm:

Die Menschen schwatzen viel zu vieles in der Zeit,
Du aber willst sie nicht hören, du Gott der Schweigsamkeit.
— — — — — — — — — — — — — —
Du Gott, den ich meine, bist kein Gott der Eile,
Du, Gott, bist ein langsamer Gott und segnest die Weile,
Unheilige sind vor dir Hurtige, Flüchtige, Eilige.
— — — — — — — — — — — — — —
Lang, lang, lang ist das Werden, lang und voll Langsamkeit,
Langsam wächst die Wurzel, daß sie zur Krone gedeiht,
Langsam wachsen die Gebirge, Lage auf Lage,
Langsam wachsen die Völker, Geschlecht auf Geschlecht,
Langsam wächst die Sitte, langsam wächst das Recht,
Langsam wächst der Völker Gesang und Sage.

Sein Gott ist allem Lebendigen gut, sei es Wasser, sei es Feuer:

Du, Gott, den ich meine, gibst Wassern Kraft, den Weg in die Meere zu finden.

... Diese Verse sind dem Gedichtbuch ‚Die ewigen Pfingsten' von Ernst Lissauer (Jena, Eugen Diederichs) entnommen und zwar dem letzten Abschnitt darin ‚Psalmen'. Der Leser wird aus den Proben schon — besser als aus jeder ‚Kritik' — den Eindruck gewonnen haben, daß hier ein ernster Mensch und tiefer Dichter mit einer Kraft, die nicht gewöhnlich ist, gegen den Strom der Zeit schwimmt; den gellenden Phrasen des Tages und den grellen Plakaten der Moderne ein Vorwurf, eine Besserung und ein Gegenbeweis von erfreulichem Nachdruck. In einem verhältnismäßig dünnen Bändchen bietet Lissauer seine Gedichte, die er in den Jahren 1911 bis 1918, also auf der Höhe seiner Lebenskraft, gedichtet hat, und er nennt sie sehr bezeichnend ‚Ewige Pfingsten', d. i. die ewige Ausgießung des Heiligen Geistes der Welt. Von diesem Geist möchte er in seinen Gedichten ‚sausen wie von dem Winde der Wald.' Er sieht diese feurigen Pfingsten hoch über Ländern und Zeiten, nie vollendend die ewige Fahrt, leuchtend dahingleiten. Nur in großen Zeitspannen schütten sie ihr Feuer einmal hernieder auf die Erde, den schöpferischen Geist, der Göttliches weckt, Göttliches zu künden. Es fällt nieder, dies gebärende Licht, auf Homer, Franz von Assisi, Savonarola, Michelangelo, Luther, Münzer, auf Bach, Goethe, Beethoven, Bruckner. Sie alle empfangen des schöpferischen Gedankens segnende Geistesglut und zeugen auf Erden von Gott, der in Wolke und Meer, in Wasserstrom und Gebirge wohnt. Ein Preisgesang der Schöpfung ist dies Buch, getragen von den Rhythmen einer klingenden, unzerstörbaren Hoffnung. Selten nur stößt man einmal auf ein Gedicht von minderem Wert, wie ‚Die Wundertraube'. Das Ganze ist eine wahre Erquickung in unserer flachen Zeit (deren schlimmstes Merkmal bleibt: daß sie das Wesentliche unter dem Unwesentlichen nicht erkennt), ein Wegweiser für alle im Marktgewühl Verirrten, ein tiefer Trunk für alle in der Dürre der Wüste Verzagenden. Tolle, lege!

Ein Gottsucher ist auch Jakob Kneip, freilich durchaus anderer Art.

Für Lissauer bedeutet Gott Geist, der unsichtbar in den treibenden Kräften des Weltwebens wirkt, für Kneip ist er ein geradezu handgreiflicher, dem katholischen Dogma verhafteter Gott, der in Wundern und sogar in recht unheiligem Wirken auch dem gewöhnlichen Auge sichtbar wird. Demnach ist dies Gedichtbuch ‚Der lebendige Gott' (Jena, Eugen Diederichs) mit seinen Erscheinungen, Wallfahrten und Wundern auch für den Nichtkatholiken ein höchst merkwürdiges und lesenswertes Dokument. Denn dieser südwestdeutsche Bauernsohn steht wie mit tiefer Pfahlwurzel eingegraben in seinem Volkstum, er saugt Kraft und Saft aus dem Mutterboden; das Alltagsleben seines Dörfleins gibt allem, was er zu singen und zu sagen hat, eine ganz erstaunliche Wärme, Farbe und Anschaulichkeit. Wie Johann Heinrich Voß und, stärker noch, Matthias Claudius, wie in höherem Sinne Gottfried August Bürger hat er das unverfälschte Volksgefühl für das Wirkliche, Sinnfällige, Lebenswarme. Aus dem Sinne des Bauern heraus ist alles gedichtet, unaufhörlich fällt beim Lesen unser Blick auf die Dorfstraße mit ihrem bescheidenen Häuschen, auf einen Kuhstall, auf die Kirche, oder in die ärmliche Kammer eines alten frommen Weibchens, Stine Vanderland, die allerhand Reliquien und fromme Bilder in ihrer Armut gesammelt hat:

Sie wohnte hoch oben im letzten Haus,
Wo der Mond nachts schaut aus dem Berge heraus,
Wo die Tannen rauschen mit rauhem Gebraus,
Wo im Winter am Waldrand die Füchse heulen,
Wo im nahen Geklüft die Dächse und Eulen
Und Wildkatzen hausen —
Wo der Schwengel kreischt am Brunnen draußen:
Da hutzelt ihr graues, verwunschenes Nest
In Dornengestrüpp und Baumgeäst
Und blinzelt scheu hinab in den Bühl.

Scheu ist der Knabe Jakob der frommen Hexe, die wunderbare Heilungen vollbringt, ausgewichen, da endlich kommt eine Gelegenheit, die ihn mit ihr in Berührung und sogar in ihre Hütte führt:

Wir hatten geschlachtet. Die Mutter sprach:
„So woll'n wir auch Stine ein Süpplein machen,
Und etwas Kappus und Erbsenbrei
Und ein paar Würstlein legen bei;
Da soll ihr auf ihren alten Tag
Recht das Herz im Leibe lachen."

Mit Zittern und Zagen tritt der Knabe den Botengang an, schon will er den Topf an die Tür stellen und davonlaufen, da holt ihn die wunderliche Alte herein:

Ich guckte mich um in dem graulichen Nest
Und forschte die Wände hinauf und hinunter:
Da kam König David mit Goliaths Haupt,
Da kniete Sankt Rethel, von Räubern geraubt,
Da irrte Ahasver, der böse Jude,
Da drohten die Henker mit Geißel und Rute
Und schlugen den Heiland in teuflicher Wut.
Da hing: ‚Der Räuber, bekehrt auf dem Totenbette.'
Darunter: verwittert, ein Pilgerhut;
Da hing eine silberne Rosenkranzkette,
Berührt an den heiligen Rock zu Trier.
Da hing gar am Bett ein Skapulier,
Mit Ablaß gesegnet, vom Papst in Rom ...

Digitized by Google

Als es mit dem frommen Weiblein zu Ende geht, da liegt sie, mit Christi heiligen Leidensmalen gezeichnet — so erzählen die Frauen im Dorf — in glanzumhülltem Krankenbett, Augen, Stirn und Hände strahlen, ein hoher Schein steht über ihrem Haus, die Kammer ist mit Liliendusft erfüllt. Und bei dieser Erzählung: —

Uns Kindern wurde wonnig-bang
Wie solchergestalt die Armen auf Erden
Zu Wundertätern und Heiligen werden
Und Gottes Gnade über uns bringen.
— — — — — — — — — — —
Da kniet' ich zitternd auf der Truhe Rand
Und betete zu Stine Banderland.

Man erkennt an dieser Probe die naive, aber innerlich starke, Alltag und Frömmigkeit fest in eins verwebende Art dieses Dorfdichters. Eine beschränkte, aber durchaus einheitliche und bodenständige Weltanschauung tut sich in dem farbigen Reichtum und der frischen Gegenständlichkeit eines echten Fabulierers kund. Ein wahrhaft kindlicher Glaube stellt das Unwahrscheinlichste wie reale Wirklichkeit hin und verflicht es so mit Wesenszügen der Alltagswahrheit. Da kommen auf das Gebet des Schneiders, dem sein Haus in hellen Flammen steht, die vierzehn ‚Nothelfer' sichtbarlich auf einer Brücke von blankem Stahl und stillen die Flammen und löschen das Feuer. Und ähnliche Wunder mehr. Kneips Gott ist ein rechter Dorfgott, bald thront er auf der großen weißen Morgenwolke, oder er tut die Himmelsluken auf und läßt die Lerchen herausflattern, bald nimmt er die Gestalt des Wotan an, schreckt Kühe, schießt Hirsche und Hasen, bis ihm St. Hubertus erscheint und ihm das Unrecht seines Tuns vorhält, so daß Gott weinend von seinem Tun abläßt. Wie man sieht, paart sich hier mit dem katholischen Glauben eine seltsame altgermanisch-heidnische Naturmystik. Und nicht nur hierdurch wird sehr viel Unklares und Befremdliches in die Verse, denen es auch an künstlerischer Zucht und Sorgfalt fehlt, getragen. Immerhin spricht eine urwüchsige, unbedenklich selbstsichere Kraft aus diesem Versbuch, die auf die Entwicklung Jakobs Kneip gespannt macht. Vielleicht schlummert in ihm ein großer Volkserzähler?

Der knappe Raum, der nur noch zur Verfügung steht, zwingt zu kräftigem Sieben der angehäuften Lyrikmasse. Hei, wie da die Spreu im Winde fliegt! Wie viele Staubkörnchen und Rispen durch die Maschen fallen! Von den übrigbleibenden Körnern greife ich wahllos ein paar heraus: Hans Benzmann, der warmherzige, ernste Mann, der bekannte Balladendichter und Lyriker, bietet zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine von Herrmann Ploetz eingeleitete, treffliche Auswahl aus allen Entwicklungsstufen und Spielarten seiner Dichtung, ein gehaltvolles Buch, der dauernden Bekanntschaft wert (Stettin, Fischer & Schmidt). Nachträglichen Gruß und Glückwunsch! (Eine treffliche Einführung in Benzmanns Leben und Dichten von Ernst Lemke bietet der gleiche Verlag.) Da schöpft Carl Lange im ‚Strom aus der Tiefe' (Berlin, Furche-Verlag). Aus dem Kriege zurückgekehrt hält dieser Ernsthafte und Aufrechte Einkehr bei Jugend und Traumland, in Wald und Heimat und Volk. Er singt seiner Mutter:

Die Linien, die das Leid dir eingegraben,
sind wie von eines Künstlers Hand,
der mit den höchsten seiner Gaben
in deinem Bilde die Erfüllung fand.

Du zeigst, daß in dir die Vollendung
dich weit heraushebt über Raum und Zeit,
dir war das Schwere eine Gottessendung,
als großer Künstler wirkt das Leid.

Helene Brauer bietet in ihren ‚Mädchenliedern' (Wilhelmshaven, Friesen-Verlag) warme Empfindung und selbständige Anschauung, so in ‚Schneeschmelze':

Den Bäumchen steigt das Blut,
Ein blankes Kätzchen schwänzelt.
Über dem Tauschnee tänzelt
Der erste Frühlingshut.

Gedichte wie ‚Die Heide blüht', ‚Sonntagnachmittag', ‚Die Weide', ‚Abend in den Feldern' sehen sich nach Melodie und Sänger um.

Paul Warncke, der Dichter des ‚Kladderadatsch', legt gleichzeitig zwei klingende Gaben auf den Büchertisch, seine ‚Gedichte' (Potsdam, Stiftungsverlag) und sein überwältigend lustiges Satirenbüchlein ‚Am Born der Borniertheit' (Berlin, H. Krüger). Für beide Bücher, die kurz, aber eindringlich empfohlen seien, gilt die Strophe aus seinem ‚Meckelbörger Jung':

De Morgen kümmt so schier un bunt,
Mi up de Strat entgegen,
Hei makt de ganze Welt gesund
Mit sinen Sünnensegen.
Ick treck de Luft in Bost un Lung'
Un mit den Nurdwind driew ick —
Ick bün en meckelbörger Jung'
Un wat ick bün, dat bliew ick.

Nur, daß aus dem Jungen sich ein ganzer Mann und ein sehr lieber Poet entwickelt hat. — Endlich sei darauf hingewiesen, daß Frida Schanz ‚fürs deutsche Haus' eine Gesamtausgabe ihrer ausgewählten Balladen, Gedichte und Sprüche unter den Titel: ‚Mein Weg' herausgegeben hat, ein starkes, schmuckes Bändchen, das ihren Freunden sicherlich eine willkommene Gabe sein wird (Bielefeld, Velhagen & Klasing).

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

Bad Salzschlirf

Ab 1. Mai Auto-Omnibus-Verkehr mit Fulda

Gicht u. Stoffwechselleiden!

Der neue Badehof

Alle Drucksachen frei durch die Kurverwaltung.

Salzschlirfer Bonifazius zu Hauskuren

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Grösste europäische Lebensversicherungs-Ges. auf Gegenseitigkeit

Sicherste Kapitalanlage

Bankvermögen Ende 1918 ... 542 Millionen Mark
davon erststellige Hypotheken- und Kommunaldarlehen 410 Millionen Mark

Versicherung der **Jugendlichen** vom 10. Lebensjahre ab
Versicherung der **Frauen** ohne Sonderprämie
Kostenlose Auskünfte und Berechnungen

Digitized by Google

Wie überwinde ich die Teuerung?

Wir leben in einer ungewöhnlichen Zeit. Die Preisbildung von Waren aller Art und infolgedessen auch für Arbeitsleistung ist eine sprunghafte und krankhafte. Solange die Nachfrage grösser ist als das Angebot, wird das so weiter gehen. Eine Besserung kann erst eintreten, wenn durch grössere Ertüchtigung jedes einzelnen und somit auch des ganzen Volkes Ware in grösseren Mengen erzeugt und somit einigermassen ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage geschaffen wird. Jeder kann und jeder muss daran arbeiten, soll dieses Ziel, das wohlgemerkt auch jedem einzelnen zugute kommt, erreicht werden. Es müssen neue Wege gefunden werden, um die Erzeugung von Lebensmitteln sowohl als von Ware zu vereinfachen bezw. die Menge des Erzeugten bei gleicher menschlicher Arbeitsleistung zu vervielfachen. „Das ist Sache der Wissenschaftler" werden viele sagen, „da kann ich nichts machen." Das ist nicht richtig. Viele der grössten und allerwichtigsten Entdeckungen und Erfindungen sind von einfachen Leuten gemacht, allerdings solchen, welche beobachten und denken konnten. Aber wer das heute noch nicht genügend kann, der kann es unter richtiger Anleitung lernen. Jeder, der den guten Willen hat, kann ein guter Beobachter und folgerichtiger Denker werden und sich dadurch sowohl selbst eine bessere Lebensstellung sichern, als auch der Allgemeinheit nützen. Die beste Anleitung zur Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten finden Sie in einem Lehrkurs von Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, die in mehr als 25 Jahren vielen Zehntausenden zu besserer Lebenslage und höherem Einkommen verholfen hat. Sie empfangen in diesem Lehrkurs die Anleitung eines erfahrenen Führers, der auf Ihre individuellen Bedürfnisse eingehen kann. Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Auf meine Arbeit verwende ich gegen früher nur noch die Hälfte der Zeit und dabei bin ich mit meinen Arbeiten noch erfolgreicher als sonst. H. G." — „Sie haben mich gelehrt, was man tun muss, um Erfolg zu haben. Sie haben mich glücklich gemacht. N. G." — „Das kleine Kapital zur Anschaffung der Poehlmannschen Geistesschulung bringt 1000 % Zinsen. Das ist nicht zu viel gesagt. Kommt und übt. H. H. W."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (frei) von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Wie werde ich wahrhaft glücklich?

Ein Lebensführer von Christ. Ludw. Poehlmann.

Geheftet M. 8.25. Gebunden M. 10.50.

„In Deutschlands höchster Not erhebt sich eine Stimme zur Rettung unseres Volkes. Nicht wie andere Stimmen, die bemüht sind, diesen oder jenen Schaden zu flicken oder wirtschaftliche Einzelfragen zu lösen, sondern eine, welche die ganze Existenz- und Glücksfrage an der Wurzel fasst. Sie ruft uns zu, unsere Weltanschauung von Grund aus zu ändern. Poehlmann zeigt uns in seinem Buche „Wie werde ich wahrhaft glücklich?", was allein wahres Glück ist, nämlich die innere Zufriedenheit, der Friede des Herzens und wie wir uns diesen Frieden durch aufrichtige Mitarbeit an der Fortentwicklung der Schöpfung sichern können, so dass es keine Lebenslage geben kann, die uns dieses Glück rauben könnte. Nicht das reichste Volk sollen wir werden, wohl aber das glücklichste. Nicht fliehen wird man Deutschland mehr, sondern es suchen, es als eine Gunst empfinden, in seine Glücksgemeinschaft aufgenommen zu werden." Hildesheimer Allgemeine Zeitung.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

34. Jahrg. / Juni 1920 / 10. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Gesichtspflege ... Haarpflege

Pasta Divina

weltbekannter Hautcreme zur Verschönerung und Pflege der Haut. Gibt Frische u. matten, durchsichtigen Teint. Erhaltung der Jugendlichkeit. M. 5.—, 11.—, 22.—

Creme Royal

ein fettfreier Creme für den Tag. Für spröde u. aufgesprungene Haut besonders vorzüglich, da von heilender Wirkung. Auch vor dem Pudern sehr zu empfehlen. Preis . . . . . M. 5.—, 12.—, 24.—

Ebee-Schälpaste

geg. alle Hautunreinheiten, Mitesser, grossporige Haut, Röte, Sommersprossen usw., selbst in veralteten Fällen! Erneuert die Haut ohne jede entzündliche Reizung. Das Original aller Schälpasten. Preis M. 22.—

Flüssiger Puder „Welda"

macht die Haut pastellartig matt u. weiss. Entfernt Hautunreinheiten, färbt nicht ab und haftet fest, ohne zu fetten. Schutz gegen Sommersprossen. Weiss, rosa, gelbrosa, gelb . . . . . . Preis M. 12.—

Ratschläge

Rezepte und praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch „Der einzige Weg zur Schönheit u. Gesundheit". 260 000 Auflage . . . . Preis M. 2.—

Ingold

macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen . . . Preis M. 12.—

Ebee-Haarkur

gegen Haarausfall, Schuppenbildung usw. Das einzige Mittel von wissenschaftl. Wert, das bei energischer Durchführung Erfolg verbürgt. Besteht aus drei verschiedenen Präparaten. Prospekt frei. Preis M. 48.—

Haarkräusel-Essenz Ariane

macht das Haar vollauftragend und wellig. Preis . . . . M. 10.—

Augenbrauensaft

Der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Brauen durch den dunkler färbenden Augenbrauensaft . . . . . . Preis M. 10.—

Nero

echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung sechs Wochen anhaltend, unbeeinflusst durch Waschungen. Farben: Blond, Braun, Schwarz. Preis M. 12.—

Auskünfte

Prospekte kostenfrei. Illustrierter Katalog M. 3.—. Telephon Steinplatz 1650

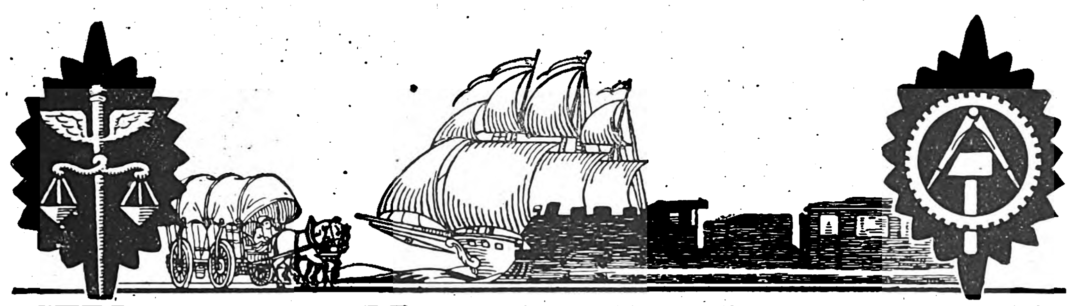
FRAU ELISE BOCK GMBH

BERLIN-CHARLOTTENBURG 32 KANTSTRASSE 158

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Juni 1920 — Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 10.—. — No. 10, IX. Jahrg.

Maschinelle Dampfwäschereien und Desinfektionsanlagen.

Von Ing.-Schriftsteller Jos. Schwickart.

Wohl in jeder Stadt findet man heute Dampfwäschereien, in denen — wie der Name sagt — die Leib-, Bett- und Tischwäsche, Gardinen usw. mittels Dampf gereinigt, getrocknet und geplättet werden.

Es hat lange Zeit gedauert, bis die Hausfrauen das Vorurteil gegen diese Waschanstalten fallen liessen; denn sie waren der irrigen Meinung, dass die Wäsche durch die maschinelle Behandlung mehr leide, als durch die Handwäscherei. Dazu kam das Chlorgespenst, das in den Köpfen herumspukte. Man hielt es für unmöglich, dass die Waschmaschinen in der Lage seien, die Wäsche so zu reinigen, wie es von Hand geschehen könne und dass der Wäscher deshalb Chlor zum Reinigen benutze. Diese Annahme gehört natürlich in das Reich der Fabel. In Wirklichkeit wird die Wäsche in der Dampfwaschanstalt viel schonender behandelt als bei der Handwäscherei, bei der sie auf dem Waschbrett mittels Wurzelbürste bearbeitet wird.

Solange es Leinenwäsche gibt, war der Waschtag der Tag der Hausfrau. Die Geschichte erzählt uns über das Waschen und die dazu erforderlichen Einrichtungen sehr wenig, da bis in das 19. Jahrhundert herein dieses eine ganz nebensächliche Rolle spielte. Der Maler Polygnotos aus Thasos (um 450 v. Chr.) stellte auf einem Bilde zu Athen die Tochter des Phäakenkönigs Nausikaa dar, wie sie mit ihren Mädchen waschend von dem Schiffbrüchigen, Odysseus, überrascht wird.

Die in Pompeji gefundene Wascheinrichtung hat mit der heutigen Wäscherei wohl nichts gemein, da sie sogenannte Tuchwalkereien sind.

Wie die Römer wuschen, zeigt Abb. 80, die einer Wandmalerei in Civita entnommen ist. Die Wäscher führten den Namen Fullonen und bildeten ein selbständiges Gewerbe. Sie stellten an den Strassenecken Behälter auf, in denen der Urin der Vorübergehenden gesammelt wurde. Harn bildet bekanntlich beim Faulen Alkali, so dass der alkalisierte Harn, zumal wenn er erwärmt wird, das den Geweben anhaftende Fett löst. Die Fullonen weichten die Wäsche in dem gesammelten Urin ein und stampften sie mit den Füssen, wie der obere Teil der Abb. 80 zeigt. Urin als Waschmittel wurde noch im 18. Jahrhundert in England verwendet. Die Hausbedienten sammelten den Urin und verkauften ihn massweise unter dem Namen „old lant".

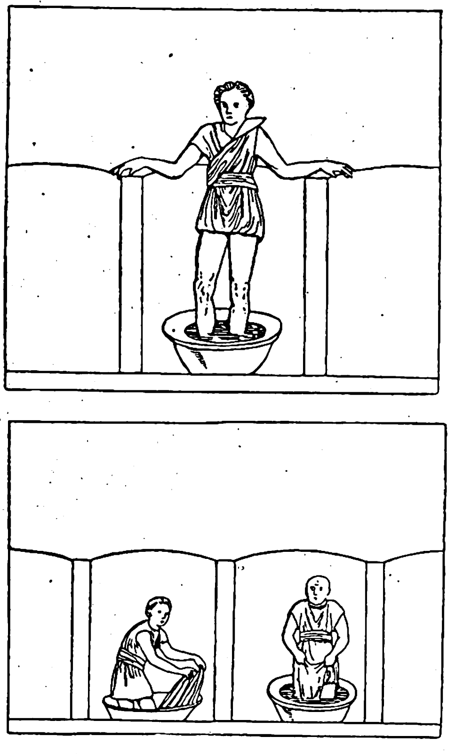


Abb 80. Waschen bei den Römern. (Nach einem Gemälde in Civita.)

Die ältesten Völker haben scheinbar überhaupt nur mittels Wasser durch Reiben und Stampfen das Zeug gereinigt; denn im Homer tragen Nausikaa und ihre Begleiterinnen Wasser in Gruben zusammen und waschen die Kleider durch Stampfen mit den Füssen.

Im Mittelalter beteiligte sich die Hausfrau selbst beim Waschen, ja sogar Fürstinnen und Königinnen widmeten sich ihrer Wäsche. So erzählt die jüngere Edda, wie der verderbliche Streit zwischen Brünhild und Gudrun bei der Schleierwäsche ausbrach und die schöne Swanhild von den Mördern überritten wurde und unter den Hufen der Rosse ihr Leben lassen musste.

Ein mittelalterliches Bild des Waschens zeigt Abb. 81. In diesem Zeitalter gingen die Hausfrauen mit ihrer Wäsche an das Ufer des Flusses oder eines Grabens und schlugen die Wäsche mit breiten Schlegeln auf dem Waschbrett, worauf sie sie in dem fliessenden Wasser spülten.

Je mehr wir uns der Neuzeit nähern, um so grösser

Digitized by Google

Abb. 81. Waschen im Mittelalter.

wird der Wäschebedarf und damit auch die Menge des zu bewältigenden Waschgutes. Dies trifft vor allem bei den Krankenanstalten, Hotels, Garnisonen usw. zu. Dadurch stiegen aber die Unkosten für Personal und Waschmittel ganz wesentlich, zumal mit letzteren selten wirtschaftlich umgegangen wurde.

Um 1800 herum kam der französische Chemiker Chaptal auf den Gedanken, die Wäsche mittels Dampf zu reinigen. Die Verwirklichung dieses Gedankens erfolgte aber erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, nachdem die Industrie die geeigneten Maschinen dazu herstellte. Zuerst waren diese für Handbetrieb eingerichtet, der später durch motorischen Antrieb ersetzt wurde, wodurch die Möglichkeit der Einrichtung grosser gewerblicher Dampfwäschereien gegeben war.

Die Vorzüge der Dampfwäscherei sind zunächst die schnelle, saubere und schonende Behandlung der Wäsche. Der zweite bedeutende Vorteil liegt auf hygienischem Gebiet. Nicht nur die Wäsche von Krankenhäusern, sondern auch die Familien- und Hotelwäsche muss desinfiziert werden, um jeder Ansteckungsgefahr vorzubeugen. Dieser überaus wichtigen Forderung der Hygiene entspricht das Dampfwaschverfahren in weitgehendem Masse, da durch dieses die Wäsche nicht nur gereinigt, sondern bakterienfrei gemacht wird. Diese Art der Desinfektion genügt aber nur dann, wenn die Wäsche nicht nachweislich verseucht ist. Nachweislich verseuchte Wäsche muss in besonderen Desinfektionsanstalten entseucht werden.

Bei der Einrichtung einer modernen Wäscherei kommt es darauf an, dass der Weg von der einen zur anderen Maschinengattung möglichst kurz ist und sich die Wege nicht kreuzen. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen die Anlagen errichtet werden.

Nachdem die Wäsche den Annahme- und Sortierraum durchwandert hat, wird sie in Einweichbottichen aus Holz, Mauerwerk oder Beton, mit oder ohne Kachelbekleidung, eingeweicht. Besonders schmutzige oder fettige Wäsche wird in feststehenden oder kippbaren Kochfässern vorgewaschen.

Die Hauptreinigung erfolgt in der Waschmaschine, die einen möglichst grossen Fassungsraum bei geringem Raum- und Kraftbedarf haben muss. Die besten Maschinen dieser Art sind die mit kupferner runder Innentrommel und drei im Dreieck versetzten Einbuchtungen. Letztere heben die Wäsche beim Drehen der Trommel ein Stück hoch und lassen sie dann an den Wandungen der Trommel wieder in die Lauge heruntergleiten, wodurch die eigentliche Reinigung erfolgt. Um ein Verwickeln der Wäsche zu verhüten wird die Drehrichtung der Trommel jedesmal nach 4 bis 5 Umdrehungen der Trommel geändert.

Die Waschmaschine hat gleichzeitig die Aufgabe, die Wäsche zu spülen und zu blauen. In grösseren Betrieben, in denen auf äusserste Ausnutzung der Waschmaschinen besonders Wert gelegt werden muss, benutzt man zum Spülen besondere Spülmaschinen.

Das Reiben, Schlagen und Kneten der Wäsche fällt also bei dem Dampfverfahren vollkommen fort, ein Beweis, dass es dem Handwaschen weit überlegen ist.

Die gereinigte Wäsche wird in Zentrifugen handtrocken ausgeschleudert. Auch das Ausschleudern ist für die Schonung der Wäsche von grosser Wichtigkeit, vorausgesetzt, dass die Art der Lochung der Innentrommel zweckentsprechend ist. Mit Rücksicht auf die Umdrehungszahl dieser Trommel werden die Zentrifugen mit einem Schutzdeckel versehen, der mit dem Antrieb durch einen Mechanismus derart verbunden ist, dass die Zentrifuge weder bei geöffnetem Deckel in Betrieb gesetzt, noch der Deckel bei laufender Trommel geöffnet werden kann.

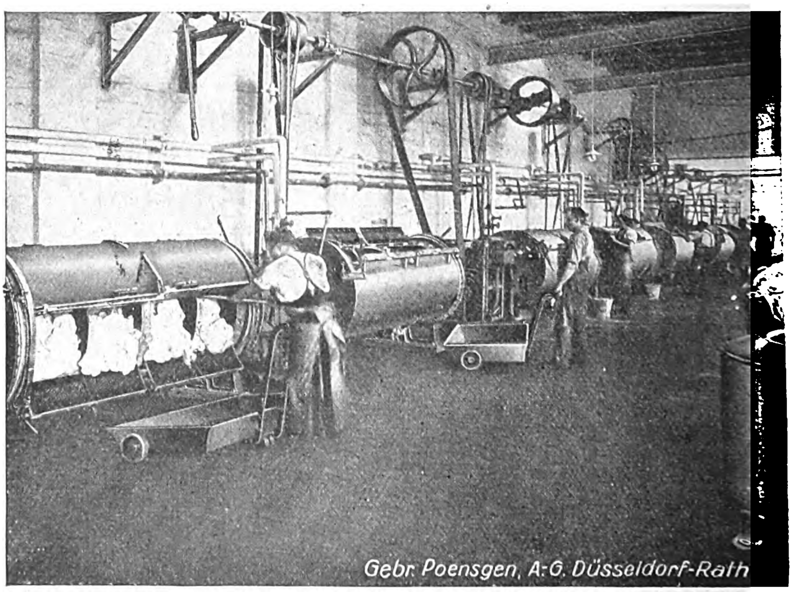


Abb. 82. Waschraum (gewerbliche Wäscherei). (Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath.)

Digitized by Google

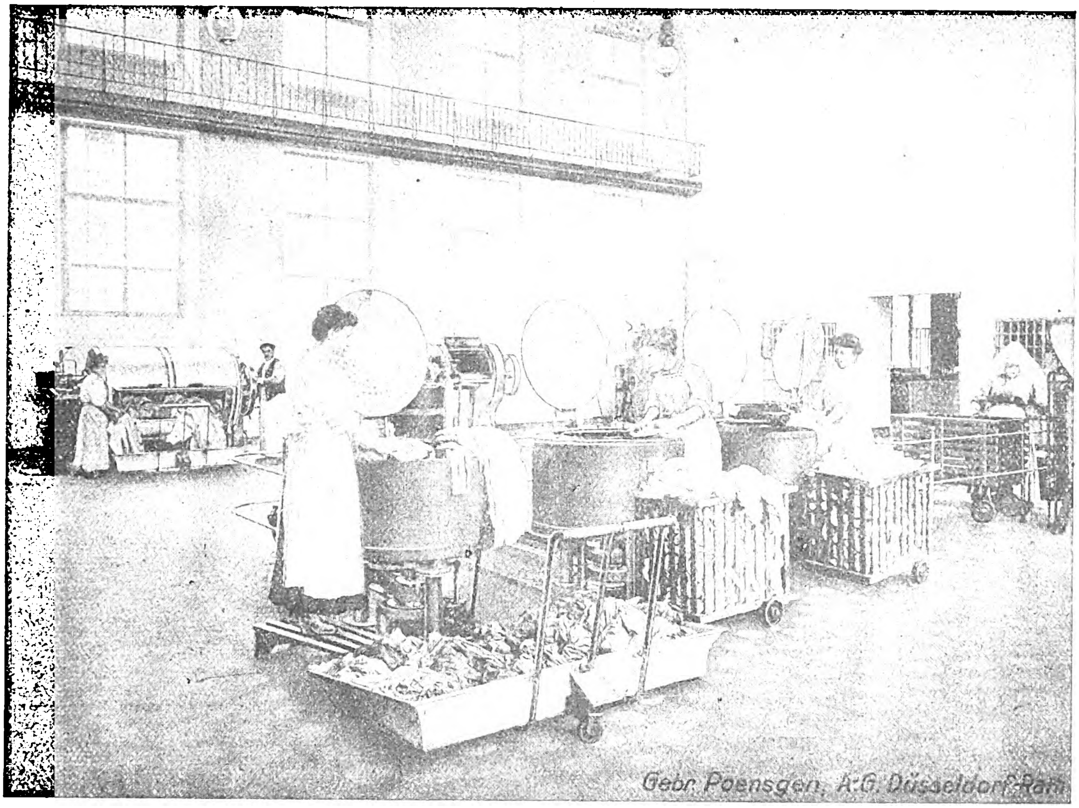


Abb. 83. Waschküche (Bürgerhospital, Strassburg.)
(Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath.)

Abb. 82 zeigt die Waschmaschinenseite eines Wäschereisaales, während auf Abb. 83 die Zentrifugen dargestellt sind.

Auf Abb. 84 ist ein Trockenapparat dargestellt. Dieser besteht aus einer Anzahl herausziehbarer Kulissen mit Wäschestangen, auf die die Wäsche zum Trocknen mittels warmer Luft aufgehängt wird. Diese Apparate ersetzen die Bleiche oder den Trockenboden.

Sind gleichartige glatte Wäschestücke in grösseren Mengen zu trocknen, wie z. B. Bettwäsche, so kommt der sogenannte Kettentrockenapparat in Frage, durch den die Wäsche automatisch je nach dem Feuchtigkeitsgehalt und der Schwere der Wäsche mehr oder weniger schnell hindurchgeführt wird.

Zum Plätten der Wäsche hat die Wäschereimaschinen-Industrie eine grosse Anzahl von Maschinen konstruiert, so dass heute das Plätteisen aus grossen gewerblichen Wäschereien fast verschwunden ist. Nicht nur Hemdenbrüste, Hemdenbördchen, Kragen und Manschetten — ganz abgesehen von glatten Wäschestücken — werden heute mittels Maschinen geplättet, sondern auch für Hemdenrümpfe, Damenblusen, Gardinen usw. sind eigenst konstruierte Maschinen und Apparate auf dem Markte.

Die am meisten angewendete Plättmaschine ist die Dampfmangel. Die in der Zentrifuge ausgeschleuderten glatten Wäschestücke werden um einen mit

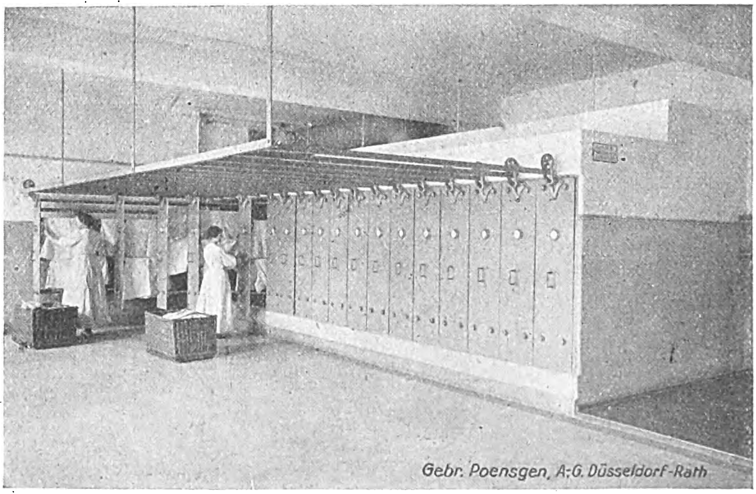


Abb. 84. Trockenraum (Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Bedburg-Kleve).
(Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath.)

Digitized by Google

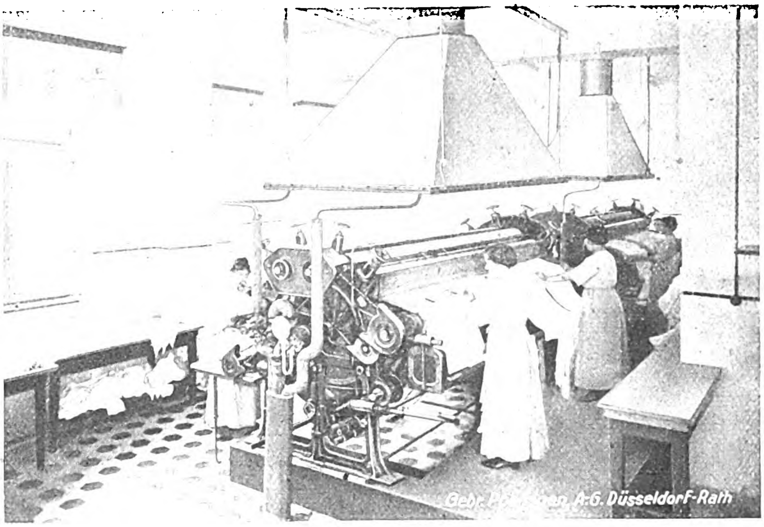


Abb. 85. Dampfmangelraum (Städtische Krankenanstalten Düsseldorf).
(Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath.)

Manschetten, oder aber einen Presstisch für Kragen und Manschetten und einen für Hemdenbrüste. In grossen Betrieben ist seit einigen Jahren eine deutsche Presse im Betrieb, die, an Stelle der drehbaren Presstische, zwei grosse Presswagen hat, wodurch die Leistungsfähigkeit bedeutend erhöht und an Personal wesentlich gespart wird.

Es würde zu weit führen, wenn all die Hilfsapparate, die zum Bearbeiten der Kragen und Manschetten noch auf dem Markte sind, hier aufgezählt würden.

Es drängt sich die Frage auf, wo eine Dampfwäscherei — ausser in den gewerblichen Wäschereien — zweckmässig eingerichtet wird. Zunächst sind es die Krankenhäuser, Irrenanstalten und Garnisonen, die Dampfwäschereien meistens anlegen. Damit ist aber das Verbreitungsgebiet bei weitem noch nicht erschöpft, zumal die deutsche Wäschereimaschinen-Industrie in der Lage war, auch kleine, aber leistungsfähige Wäschereimaschinen zu bauen. So findet man heute Wäschereien auf grösseren Gütern, in Sanatorien, Villen, ja selbst in mittleren Haushaltungen.

Ist ein zentraler Dampferzeuger nicht vorhanden, so wird die Waschmaschine mit Unterfeuerung versehen, während die Plättmaschinen mit Gas oder Elektrizität geheizt werden. Zweckmässiger und wirtschaftlicher ist die Aufstellung eines besonderen Dampferzeugers, der meistens in Villen, Hotels, Sanatorien usw. gleichzeitig den Heizdampf für die Wohnräume und den Kochdampf für die Küche liefert. Muss dieser Kessel über oder unter bewohnten Räumen aufgestellt werden, so kommt ein Niederdruckdampfkessel in Frage, der den Vorzug hat, dass er sehr einfach in

Dampf geheizten, grossen eisernen Zylinder geführt und bei nur einmaligem Durchgang vollkommen getrocknet und geplättet. Vielfach werden aus dem Auslande die sogenannten Mehrmuldenmangeln angeboten. Bei diesen Mangeln wird aber die Wäsche um die Zylinder durch mehrere Mulden hindurchgeschleift, so dass sie unbedingt einem schnellen Verschleiss ausgesetzt ist. Ausserdem sind diese Mehrmuldenmangeln relativ teuer und bedürfen eines grösseren Raumes für ihre Aufstellung. Berücksichtigt man ferner noch die Instandhaltungs- und Betriebskosten, so ergibt sich die unbedingte Überlegenheit der Zylinder-Dampfmangeln. Abb. 85 zeigt einen Mangelraum.

Zum Glätten bereits trockener Wäschestücke dienen Kaltmangeln.

Das Plätten der Kragen und Manschetten erfolgt auf verschiedenen Maschinenarten. Eine der beliebtesten Maschinen dieser Art sind die Tischbügelmaschinen, die aus Abb. 86 zu ersehen sind.

In den letzten Jahren ist an Stelle des Kragen- und Manschetten- sowie des Hemdenbrüsteplättens das Pressverfahren in den Vordergrund getreten, das die Vorzüge grosser Wäscheschonung, schneller und bester Arbeit und hoher Leistungsfähigkeit hat. (Siehe Abb. 86 rechts in der Ecke.) Da bei den Pressen jeder maschinelle Antrieb fehlt, sind sie ausserordentlich wirtschaftlich und können überall aufgestellt werden. Sie haben je nach der Grösse des Betriebes oder der Menge der einzelnen anfallenden Wäschestücke entweder zwei drehbare Presstische für Hemdenbrüste, oder zwei Presstische für Kragen und

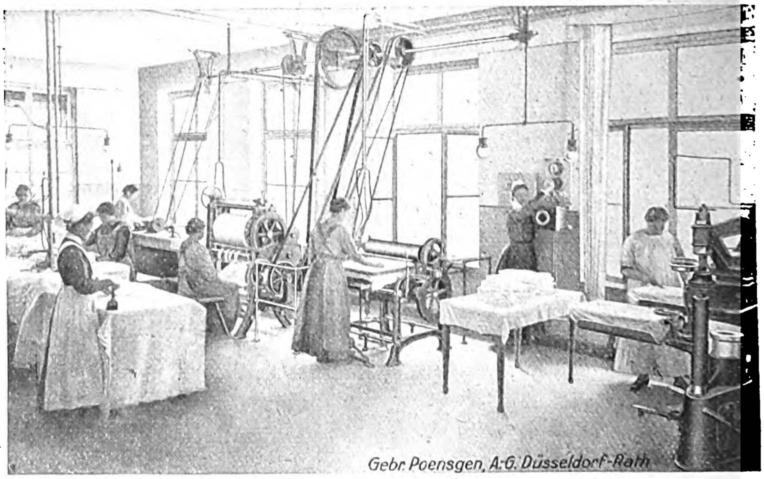


Abb. 86. Bügelsaal (Zufluchtshaus des Frauenasylvereins Düsseldorf).
(Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath.)

Digitized by Google

seiner Bedienung ist und daher ohne Bedenken weiblichem Personal anvertraut werden kann. Dieser Hinweis ist für Frauenklöster, in denen die Regel jedes männliche Bedienungspersonal verbietet, von Wichtigkeit.

Bei Niederdruckheizung müssen die Wäschereimaschinen besonders konstruiert sein, um die gleiche Leistungsfähigkeit wie bei Hochdruckdampf zu erzielen. Und dazu gehört gründliche Erfahrung seitens der ausführenden Firmen. Es ist daher jedem Käufer von Niederdruck-Dampfwäschereimaschinen dringend anzuraten, in diesem Falle nur bewährte Fabrikate zu kaufen.

Für grosse Wäschereien mit besonderem Kessel- und Maschinenhaus kommt natürlich nur Hochdruckdampf in Frage.

Würde man in diesem Apparat auch Pelze, Lederwaren, Möbelstücke, Stickereien usw. — also gegen hohe Temperaturen empfindliche Gegenstände — desinfizieren, so würden diese unbrauchbar werden. Für derartige Gegenstände kommen die Vakuum-Formalin-Desinfektionsapparate in Frage, in denen die Temperatur nur etwa 50° C beträgt.

Errichten mehrere Gemeinden eine gemeinsame Desinfektionsanstalt, so empfiehlt es sich, die Desinfektionsapparate auf Fahrgestelle derart zu montieren, dass sie im Desinfektionsraum selbst vom Fahrgestell abgerollt werden können und nur im Falle einer Desinfektion in den entfernter liegenden Gemeinden auf dem Fahrgestell dorthin befördert werden. Auf diese Weise wird die Gefahr einer erneuten Infektion durch

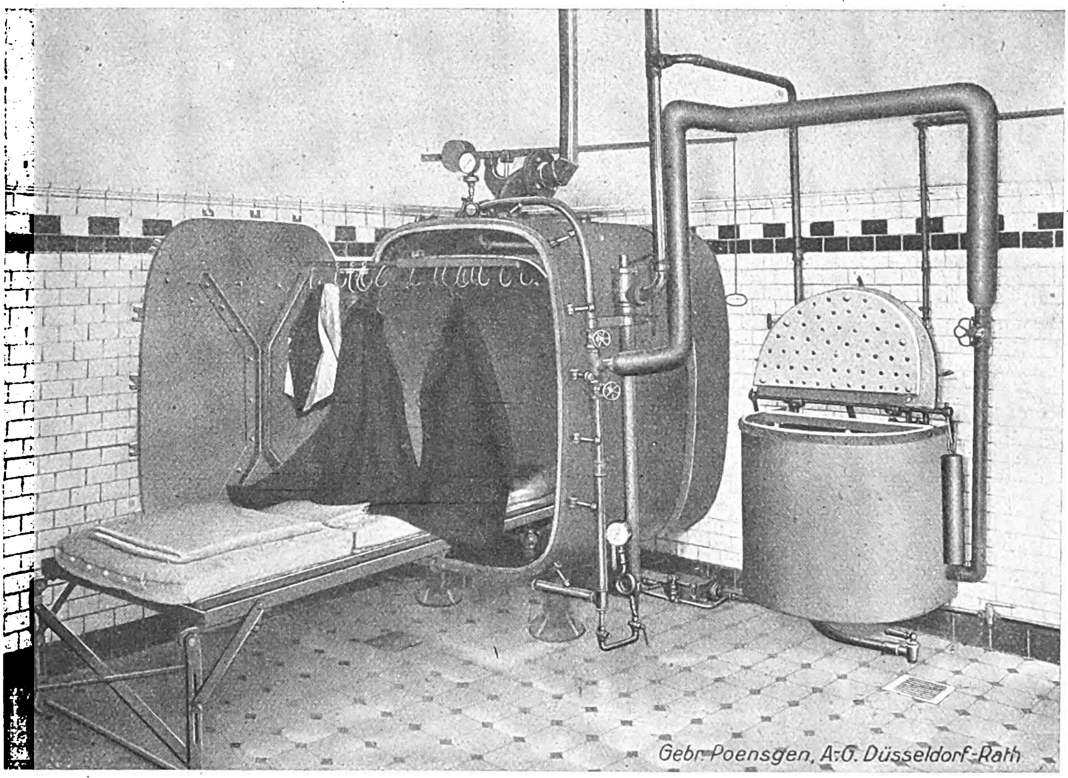


Abb. 87. Dampfdesinfektionsanlage (Gemeindehaus Pankow bei Berlin).
(Gebr. Poensgen A.-G, Düsseldorf-Rath.)

die verseuchten Gegenstände auf dem Transport zur Desinfektionsanstalt vermieden.

Die Maschinen werden entweder von Hand oder mittels Elektro-, Gas- und Benzinmotoren, ferner mittels Wasserturbinen oder Dampfmaschinen angetrieben.

Da, wo infizierte Sachen sind, wird entweder den bestehenden Wäschereien eine Desinfektionsanstalt angegliedert, oder aber von der Stadt oder den Kommunen öffentliche Desinfektionsanstalten eingerichtet.

Die Desinfektion von Wäschestücken darf in den sogenannten Desinfektionsapparaten nicht erfolgen, da sonst das im Blut und Eiter enthaltene Eiweiss koagulieren würde und die dadurch entstehenden Flecken nicht mehr zu entfernen wären. Derartige Wäsche muss vielmehr in einem Desinfektionskochfass desinfiziert werden.

Gegenstände, wie Betten, Kleidungsstücke usw., die eine hohe Temperatur vertragen, werden im Dampfdesinfektionsapparat desinfiziert. Einen solchen Apparat zeigt Abbildung 87. Der Apparat rechts auf diesem Bilde veranschaulicht ein Desinfektionskochfass zur Behandlung von Wäsche.

Sämtliche stationären Desinfektionsapparate und -Kochfässer sind mit Doppeltüren bzw. Doppeldeckel versehen und der Raum durch eine Scheidewand in zwei Teile, die reine und die unreine Seite, getrennt. Diese räumliche Trennung ist unter allen Umständen erforderlich, da sonst das infizierte Gut mit dem desinfizierten zusammenkommen und dadurch jede Desinfektion illusorisch gemacht würde. Aus diesem Grunde führt auch der Weg des Desinfektors von der einen zur anderen Seite durch einen Umkleide- und Baderaum, damit er vor Betreten der reinen Seite die Kleider wechseln und baden kann.

Ist die Desinfektionsanstalt mit der Wäscherei organisch verbunden, so müssen die Zugänge zur unreinen Seite und zur Wäscherei vollkommen getrennt liegen. Wohl aber ist eine Verbindung zwischen der reinen Seite und der Wäscherei herzustellen.

Ich möchte zum Schluss noch auf die Schiffs-

Digitized by Google

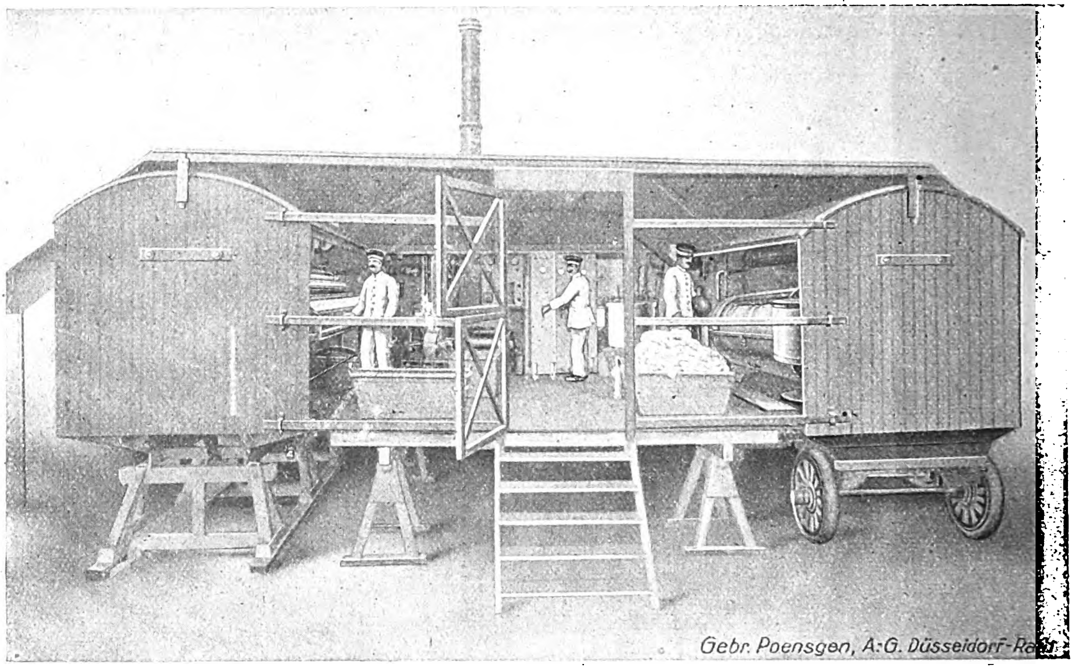


Abb 88. Feldwäscherei. (Gebr. Poensgen A.-G, Düsseldorf-Rath.)

wäschereien und die fahrbaren Wäschereien hinweisen. Unsere heutigen Seedampfer bergen durch die grosse Anzahl von Passagieren die Gefahr eines Epidemieausbruches in sich und es liegt klar auf der Hand, dass die Reedereien alles daransetzen, um einer derartigen Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Infolgedessen werden die deutschen Dampfer mit Dampfwäschereien und Desinfektionsapparaten versehen. Das Ausland ist in dieser Beziehung noch nicht in dem Masse vorgeschritten, wie Deutschland, und es wäre zu wünschen, dass die Passagiere in ihrem eigensten Interesse mit darauf drängen würden, dass alle Schiffe ohne Ausnahme aus hygienischen Rücksichten mit Dampfwäschereien und Desinfektionsapparaten ausgerüstet würden.

Während des Krieges wurden von der deutschen Heeresverwaltung fahrbare Dampfwäschereien den einzelnen Truppenverbänden und Lazaretten zugeteilt, die sich bestens bewährt haben. (Abb. 88.) Diese fahrbaren Wäschereien dürften auch nach Friedensschluss ihre Bedeutung nicht verlieren, wenn tüchtige Männer diese Idee für gewerbliche Zwecke richtig ausnutzen. Es wäre sehr gut denkbar, wenn eine derartige Wäscherei in den Dörfern und kleinen Städten zu bestimmten Zeiten eintreffen würde, um an Ort und Stelle die Wäsche der Einwohner zu reinigen, zu trocknen und zu plätten. Dieser Gedanke liegt heute näher denn je, da doch die Löhne auch auf dem Lande bedeutend gestiegen sind und mit Rücksicht auf die Abwanderung nach der Grossstadt Leutemangel dort herrscht. Gleichzeitig damit würde auch den Forderungen der Hygiene in den entferntesten Winkeln des Landes und in den kleinsten Ortschaften Rechnung getragen.

Die Aussichten für den deutschen Export.

Von Dr. Fritz Körner.

Das Wiedererwachen des deutschen Handels und das Wiedererstarken der deutschen Volkswirtschaft waren nirgends deutlicher zu erkennen, als auf der letzten Leipziger Messe. Gerade der Besuch des Auslandes und die Höhe seiner Aufträge, die sich auf eine Milliarde Mark belief, haben gezeigt, dass der Hunger nach deutscher Ware in der ganzen Welt gewaltig ist, und dass vor allen anderen die wirtschaftlichen Beziehungen dazu geeignet sein werden, die Völker wieder zusammenzuführen. Die auswärtige Politik, die Deutschland heute zu treiben hat, muss und kann daher im wesentlichen nur Wirtschaftspolitik sein. Dabei ist es mehr denn je auf die ganze Welt angewiesen, und es gilt daher, wieder die weltwirtschaftlichen Beziehungen aufzunehmen, die uns vor dem Kriege emporgeführt haben.

Allerdings ist es unmöglich, heute da anzuknüpfen, wo wir 1914 stehen geblieben sind. Die Welt ist eine andere geworden, und auch Deutschlands Aussenhandel muss auf einem zertrümmerten Schutthaufen neu aufgebaut werden. In erster Linie werden wir bei diesem Aufbau nicht nur von den eigenen, sondern von den Verkehrsverhältnissen der Welt abhängig sein. Die Beförderung unserer Waren auf dem Kontinent wird auf Jahre hinaus darunter leiden, dass die Eisenbahnen in fast allen europäischen Ländern derart abgewirtschaftet sind, dass an eine schnelle und sichere Verladung und Bewegung vorläufig nicht gedacht werden kann. Diese Tatsache wird sich vor allem im Verkehr mit

Russland

geltend machen, und es ist kaum berechtigt, dem deutschen Export nach Russland eine allzu günstige Prognose zu stellen. Es wird sehr lange dauern, bis die zerrüttete russische Wirtschaft wieder aufgebaut

Digitized by Google

und fähig ist, aus ihrem grossen Reichtum an Rohstoffen und sonstigen Waren nach Deutschland zu exportieren, um dafür im Austausch deutsche Werte zu erhalten.

Ähnlich liegen die Verhältnisse mit

Polen,

wo selbst politisch alles noch so ungeklärt ist, dass mit einem bemerkenswerten Absatz deutscher Waren einstweilen noch nicht gerechnet werden kann. Dasselbe gilt von der

Tschecho-Slowakei,

wie überhaupt von allen Ländern der früheren Donau-Monarchie und den Balkanstaaten. Sie sind alle infolge des langen Krieges und der anschliessenden Wirren von Waren entblösst und wünschen die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Deutschland. Bei diesen Ländern steht der Ausfuhr neben der Valuta vor allem die schon eingangs erwähnte Schwierigkeit im Verkehrswesen hindernd im Wege. Erst ihre Behebung dürfte eine allmähliche Zunahme des deutschen Aussenhandels nach diesen Gebieten zulassen, der gerade in den östlichen Ländern mit einer inzwischen hochgekommenen Konkurrenz unserer bisherigen Feinde rechnen muss. Besonders macht die wirtschaftliche Durchdringung der

Türkei

durch die Entente lebhafte Fortschritte. Die Amerikaner haben in Konstantinopel bereits eine Import- und Exportkorporation mit 20 Millionen Dollars gegründet, die allein über 15 Dampfer verfügt. Die Franzosen haben alle türkischen Bahnen übernommen. Italienische Banken errichten zahlreiche Filialen. Es wird also ein schweres Stück Arbeit für den deutschen Kaufmann bedeuten, sich diesen wichtigen und absatzreichen Markt wieder zu erobern.

Wenden wir die Blicke nach dem Westen, so stossen wir zuerst auf

Frankreich,

mit dem Handel zu treiben weniger von Verkehrsschwierigkeiten als vielmehr von Gefühlsmomenten abhängt. Teilweise sind diese auch schon überwunden, was sich in dem Beschluss sämtlicher französischer Handelskammern kundtat, welche die Wiederaufnahme direkter Handelsbeziehungen mit Deutschland gefordert haben. Wie gross das Verlangen nach deutschen Waren in Frankreich ist, lassen Äusserungen hervorragender Franzosen erkennen. So verlangte schon vor einiger Zeit ein Wirtschaftspolitiker, man solle die noch geltenden Einfuhrverbote gegenüber deutschen Waren aufheben, ja Deutschland sogar eine Vorzugsbehandlung zuteil werden lassen, sobald es anfange, die wirtschaftlichen Bedingungen des Friedensvertrages zu erfüllen. Nicht nur den französischen Handelsinteressenten, sondern auch der französischen Regierung ist es scheinbar daran gelegen, gewisse deutsche Waren zu beziehen, um nicht gezwungen zu sein, solche in Ländern kaufen zu müssen, in denen der Tiefstand der französischen Valuta den Einkauf sehr viel ungünstiger gestaltet. Wie gelegen der schlechte Stand der deutschen Valuta Frankreich gewesen ist, geht aus den jetzt bekannt gewordenen Aussenhandelsziffern für Dezember 1919 hervor. Danach stand Deutschland mit 590 Millionen Francs an dritter Stelle der Einfuhrländer Frankreichs hinter England und Amerika. Trotzdem war unsere Handelsbilanz mit Frankreich für jenen Monat stark passiv, denn wir erhielten Waren im Werte von 1284 Millionen Francs, d. h. 693 Millionen Francs mehr, als wir dorthin ausführten. Beachtet man, dass auf unsere Ausfuhr allein Kohle mit 407 Millionen Francs verrechnet ist, so bleibt für andere Waren nicht viel übrig. Handel und Industrie werden also gerade in Frankreich ein reiches Feld der Tätigkeit und Absatzmöglichkeit finden können, da besonders der Wiederaufbau im Norden den Bedarf der verschiedensten Waren (Maschinen, Eisen, Holz, Möbel u. a. m.) erfordert.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Belgien, wo man jetzt auch einzusehen beginnt, dass Deutschland für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete wertvolle Lieferungen zu leisten imstande ist. Infolgedessen hat man amtlicherseits die Einfuhr aus Deutschland ohne vorherige behördliche Genehmigung freigegeben.

Grosse und ausserordentlich günstige Aussichten für den deutschen Export bietet von den romanischen Ländern vor allem

Italien,

wo man den Deutschen bisher am freundlichsten aufgenommen hat. Das ist zu erklären aus den engen Handelsbeziehungen, die von jeher zwischen beiden Ländern bestanden haben. Deutschland hatte als wichtigster Industriestaat des Kontinents vor dem Kriege fast den gesamten Bedarf Italiens an Industrieerzeugnissen nahezu allein gedeckt. Im Jahre 1914 führten wir nach Italien an chemischen und medizinischen Produkten für 20 Millionen, an Eisen- und Stahlwaren für 26 Millionen, an Maschinen für 70 Millionen, an Instrumenten für 41 Millionen, an Steinkohlen für 28 Millionen Lire aus. Manches wird sich auch hier geändert haben, denn die italienische Industrie, die durch den Krieg einen grossen Aufschwung genommen hat, wird den Bedarf des Landes jetzt vielfach selbst zu decken versuchen. Trotzdem wird der italienische Markt für die meisten Branchen immer eine beachtenswerte Rolle spielen.

Das gleiche kann von Spanien, wie von allen anderen

neutralen Staaten

— der Schweiz, Holland, den nordischen Ländern — gesagt werden, die alle im Kriege ungeheuer verdient und infolgedessen einen günstigen Valutastand haben. Auch sie verlangen dauernd nach deutschen Waren. Betrachtet man z. B. unseren Export nach der Schweiz, so kann man die Beobachtung machen, dass sich die Höhe der Ausfuhr im 3. Quartal 1919 gegen das Jahr 1913 vielfach bereits verdoppelt hat, so bei Holzwaren, Werkzeugmaschinen, Fahrzeugen. Leider handelt es sich bei dieser planlosen Ausfuhr teilweise um wilde Händler und Schieber, weshalb sie auch keine Verbesserung der deutschen Volkswirtschaft zur Folge hatte. Aber trotz allem beweist die Tatsache doch die Aufnahmefähigkeit der Schweiz für deutsche Waren.

Während wir allen diesen Ländern unsere Erzeugnisse auf dem Landwege zuführen können, müssen wir sie den überseeischen Staaten auf dem Seewege übermitteln. Da uns der Versailler Frieden unsere gesamte Handelsflotte genommen hat, ist es ohne weiteres klar, dass sich dem deutschen Aussenhandel nach diesen Ländern ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellen. Aber auch sie sollen und müssen überwunden werden. Wir müssen uns bewusst sein, dass es Jahrzehnte dauern wird, ehe wir den überseeischen Handel von 1914 wieder erreicht haben werden. Trotzdem soll der deutsche Unternehmer nicht die Hoffnung sinken lassen, zumal da die Konstellation in jenen Ländern für den deutschen Handel nicht ungünstig ist. In erster Linie muss hier

Südamerika

genannt werden, wo Deutschland die besten Aussichten zu haben scheint, zumal sich die während des Krieges eingeführte amerikanische und japanische Konkurrenz auf die Dauer nicht bewährt haben. Alle Briefe und Berichte, die aus den latein-amerikanischen Ländern zu uns gelangen, sprechen von dem Hunger nach

Digitized by Google

deutscher Ware und dem Wunsche, wieder mit deutschen Geschäftshäusern in Verbindung zu treten. Bezeichnend ist eine Zuschrift, die die „Frankfurter Zeitung" kürzlich aus Brasilien erhielt, in der es u. a. hiess: „Das Fehlen deutscher Waren und Erzeugnisse wurde hierzulande dermassen schmerzlich empfunden, dass die Wiederanknüpfung der Handelsbeziehungen mit Deutschland von den meisten brasilianischen Geschäftshäusern durchaus begrüsst wird... Jedes deutsche Muster sollte eine heimatliche Bezeichnung tragen, wie ‚deutsches Erzeugnis' oder ‚deutsche Ware' usw., statt ‚Made in Germany'. Der Versuch würde den Beweis erbringen, dass dies die beste Empfehlung wäre."

Neben Südamerika muss besondere Erwähnung

Mexiko

finden, das schon immer ein guter Abnehmer deutscher Waren war. So führte Deutschland im Jahre 1913 vornehmlich nach Mexiko aus: Maschinen für 7,6 Millionen, chemische Erzeugnisse für 6,3 Millionen, Uhren, Waffen, Kinderspielzeug für 2,3 Millionen, Glaswaren für 1,9 Millionen Mark usw. Die Gesamtausfuhr betrug über 50 Millionen Mark. Der Handel mit Mexiko sollte deshalb vom deutschen Export möglichst schnell wieder aufgenommen werden, weil wir aus diesem Land reiche Rohstoffmengen erhalten können, wie Rohkaffee, Fasern, Kautschuk, Rindshäute, Ölkuchen, Rohtabak, Zinkerze und anderes mehr — alles Dinge, die heute für unsere Volkswirtschaft von ungeheurem Werte sind.

Von gleicher Bedeutung ist für uns der Rohstoffmarkt der

Vereinigten Staaten

von Nordamerika. Ohne Rohstoffe ist auch kein Export für Deutschland denkbar, und wie Amerika schon vor dem Kriege unser stärkstes Einfuhrland war, so wird es das in Zukunft erst recht sein. Im Jahre 1913 führten die Vereinigten Staaten für 1700 Millionen Mark nach Deutschland ein, während wir nur für 700 Millionen Mark nach dorthin ausführten. Trotzdem sind die Aussichten für den deutschen Export doch nicht als ungünstig anzusprechen. Eine glückliche Anbahnung zwischen beiden Ländern scheint die Eingliederung der Hapag in das amerikanische Schiffahrtswesen zu sein, wodurch wenigstens der erste praktische Schritt getan worden ist, um Deutschland zum Überseeverkehr wieder zuzulassen. Eine besondere Aufnahmefähigkeit dürfte Amerika für unsere chemischen und elektrotechnischen Produkte haben. Auch die Farb- und Textil-Industrie können mit grossen Aufträgen rechnen.

Am schwierigsten wird sich die Wiederanbahnung der Handelsbeziehungen mit

England

und seinen Kolonien gestalten. Grossbritannien war vor dem Kriege der wichtigste Abnehmer für Deutschland. Die deutsche Ausfuhr dorthin betrug vor dem Kriege die gewaltige Summe von 1436 Millionen Mark! Langsam scheint aber auch England die alten Verbindungen jetzt wieder herstellen zu wollen, und es ist sicher kein schlechtes Zeichen, wenn die englischen Handelskammern erklären, dass die englische Textil-Industrie ohne deutsche Farbstoffe nicht wieder auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig werden kann. Auch nach Ostindien knüpfen sich die zerrissenen Fäden wieder. Dort ist bereits im Januar d. J. die erste Schiffsladung deutscher Erzeugnisse, hauptsächlich Glaswaren, angekommen, und auch Indien hat in den letzten Wochen grosse Mengen Baumwolle nach Deutschland verschifft.

Sehr langsam wird sich dieser Handel nach Übersee anbahnen, aber wir müssen schon für diese ersten, zarten Keime dankbar sein. Jedenfalls geben sie uns die Hoffnung, dass es doch wieder aufwärts mit Deutschlands Wirtschaftsleben geht. Je stärker dieser Glaube an die Zukunft des deutschen Handels im Fabrikanten und Kaufmann lebendig ist, um so eher werden wir an das Ziel gelangen. Und dieses Ziel heisst: Wiedereroberung des Weltmarktes mit deutscher Qualitätsware!

Die Weltlage Japans.

Von Max Heydreff.

Von allen Gegnern, die im grossen Ringen uns mitbekämpfen und besiegen halfen, ist Japan, bei genauer Betrachtung, wohl das einzige Land, das mit dem Ergebnis der letzten fünf Jahre wirklich zufrieden sein kann. Der, ihm immer noch abgestrittene Besitz Schantungs und die Einverleibung der, wenig Gewinn verheissenden Inseln der Südsee kann allerdings nur wenig Grund zur ungeteilten Befriedigung erwecken. Um so mehr Genugtuung jedoch mag das Reich des Mikado aus der Vergleichung schöpfen, die es jetzt mit der Lage seiner Freunde und mit seiner eigenen ziehen kann. Hier, im alten, zerrissenen Europa seufzen alle Völker unter den fürchterlichen Nachwirkungen des Krieges, unter Hungersnot, Stillstand des Handels und unter einer ungeheuren Schuldenlast. Und es sind nicht die Besiegten allein, die unter dieser letzten Bürde gebeugt gehen, auf alle drückt sie, auf Freunde und Feinde zugleich und selbst das stolze Albion wäre gern bereit sich von neuem die Taschen von Onkel Sam füllen zu lassen, wenn er sich nicht plötzlich gar so zugeknöpft zeigte. Der kleine Mann im Osten sieht mit seinem ruhigen, geheimnisvollen Lächeln herüber zu uns und rechnet sich aus, wie viele seiner Schulden er abzutragen imstande war, während die westlichen Mächte immer tiefer in den Morast gerieten. Sein Lächeln wird ironisch, wenn er liest, wie er dies ja oft tun kann, welche Anstrengungen Frankreich macht, um dem weiteren Sinken seiner Bevölkerungsziffer Einhalt zu tun. Hierüber hat Japan auch keinen Grund zur Beunruhigung, im Gegenteil, wenn etwas eine leichte Sorge bei ihm erwecken könnte, so ist es die rasche Zunahme seiner Landeskinder. Sicher ist es, dass wenn irgendeine Nation gelassen die Gegenwart ertragen und heiteren Auges in die Zukunft blicken kann, es die japanische ist.

In politischer Beziehung wird das Land der aufgehenden Sonne mit keiner anderen Macht tauschen mögen. Unser gelber Feind von gestern, vielleicht unser Freund von morgen, ist klug und voraussehend. Die keine Sorge wegen der Überbevölkerung seines Gebiets, die ich erwähnte, bleibt auch eine Sorge nur so lange, als er sie nicht in das Gegenteil zu verwandeln vermag. Dies zu tun ist er jetzt eifrig an der Arbeit. Für die, die überflüssig in der Heimat sind, muss anderswo Platz gefunden werden, wo sie als Japaner sich niederlassen, wo sie Japaner bleiben und als solche ihrem Mutterlande von Nutzen sein können.

Es ist zu verstehen, dass er zuerst seine verlangenden Blicke nach dem Festland von Asien richtet, nach China, das dieselbe Schrift- wenn auch nicht Lautsprache besitzt wie er, und das seiner eigenen Rasse so nahe steht. In einer, vor einigen Monaten

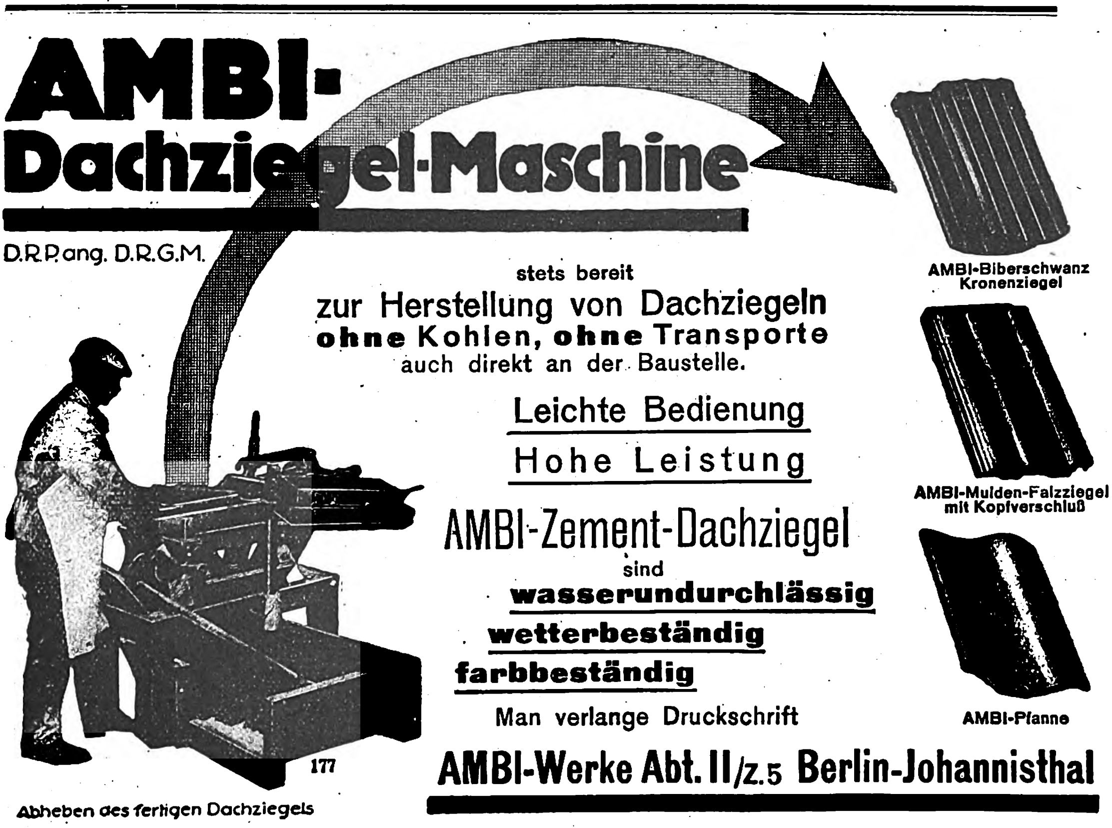
Digitized by Google

in Osaka gehaltenen Rede, deren Wortlaut erst jetzt vorliegt, spricht Graf Otani Kozoei ganz offen über die Möglichkeiten einer Expansion, vorerst nach Westen und dann auch nach Süden. Über China teilt er die uns sonderbar klingende Tatsache mit, dass es dem Japaner dort verboten ist, Landbau zu betreiben, da ihm aber Handel und Industrie offen liegen, bietet sich eine aussichtsreiche Zukunft. Das Himmlische Reich besitzt in grossem Masse Rohstoffe, die seinem Inselnachbar fehlen. Als Beispiel wird die Baumwolle genannt, welche er in grossen Mengen einführt, verarbeitet und als fertiges Produkt wieder an den Chinesen verkauft. Dies bedeutet eine ungeheure Verschwendung an Zeit, teurer Kohle und Schiffsraum. Den Übeln aber kann auf einfache Weise dadurch abgeholfen werden, dass man in China selbst Unternehmungen gründet, die die genannten Nachteile und Kosten ausschalten würden. Kapital und technische Leitung muss aus der Heimat kommen, die geringeren Arbeitskräfte jedoch kann man unter den Söhnen des Landes suchen.

Der Redner erzählt auch, dass im Stromgebiet des Yantsekiang in der letzten Zeit der japanische Einfluss ausserordentlich zugenommen hat und dass diese Tatsache von den Engländern mit scheelen Augen angesehen wird. Es wird aber nicht lange dauern, bis auch andere Europäer mit neidischen Blicken die Ausbreitung und Einwanderung der kleinen Leute auf ihrem Gebiete verfolgen. Der Nieuwe Rotterdamer gibt in vielen Spalten die lange Rede wieder, enthält sich aber vorerst jeden Kommentars. Allerdings wird in den Ausführungen der niederländischen Regierung in sehr freundschaftlicher Weise gedacht. Aber der Hinweis auf die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens, der ausser für den Zuckerbau ohne Hilfsmittel jahraus — jahrein — Java wenigstens, üppige Erträge liefert, und auf die günstigen Verhältnisse, die auch in anderen Teilen des Archipels zutage treten, auf die Möglichkeit, dass durch bessere Schiffahrtsverbindungen und Passerleichterungen von seiten ihrer eigenen Regierung eine Einwanderung in die holländischen Kolonien sehr gut ausführbar ist — dieser Hinweis wird gar manchem zu denken geben. Ein reiches Arbeitsfeld für Japaner nennt der Graf diese, einem anderen Staat gehörenden Gebiete, und es ist sicher, dass dieser Wink bei seinen Landsleuten nicht verloren gegangen ist. Sobald leistungsfähige Dampferlinien eine regelmässige und häufige Verbindung ermöglichen werden — und das kann nicht mehr lange ausbleiben — wird sich allmählich eine friedliche Invasion vollziehen, die den an sich schon reichen Besitz unserer Stammesgenossen durch intensivere Ausbeutung noch bedeutend wertvoller gestalten wird. Dies wird also für die Niederlande von ausserordentlichem Vorteil sein — vorerst wenigstens.

Allgemeines.

Leipziger Herbstmesse 1920. Die Termine zur Herbstmesse sind nunmehr folgendermassen festgesetzt: Die Allgemeine Mustermesse beginnt am 29. August und dauert bis 4. September. Die Technische Messe wurde vorverlegt, und zwar auf die Woche vom 15. bis 21. August. Die Vorverlegung erfolgte, um die Aussteller der vorigen Technischen Messe einigermassen für die Störung zu entschädigen, die sie durch die Wirren in Leipzig erfahren haben. Die zum Teil schweren Musterstücke wie Maschinen u. dergl., die sich noch vom Frühjahr her in den Messräumen befinden, können bis zur nächsten Technischen Messe dort belassen, werden, so dass neue Unkosten für deren Beförderung fortfallen.



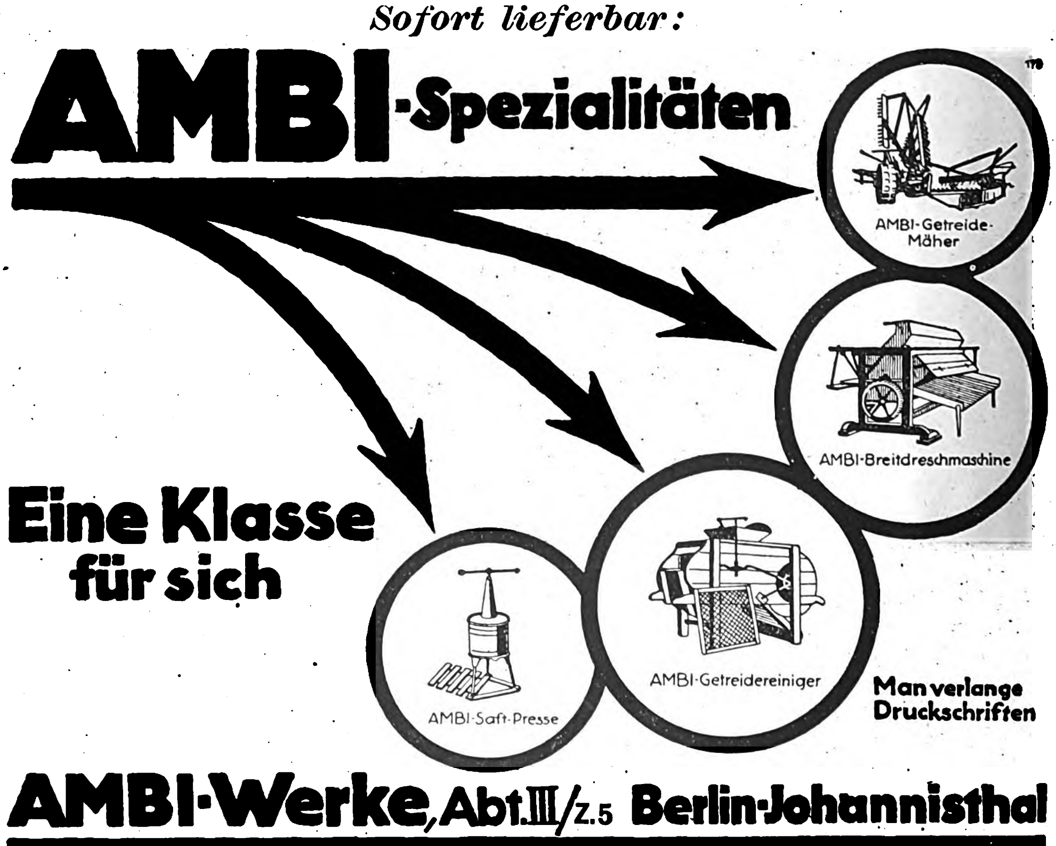
Abziehbilder f. gewerbl. u. Reklamezwecke,
Bess. Kinderabziehbilder
Aug. Jüttner, Saalfeld/Saale 26.

Draht-Seile und Gurte
fabriziert
A. W. Kaniss, Wurzen.
Preisliste Nr. 3c kostenlos!

Bücherbesprechungen.

Das neue Leipziger Messadressbuch. Durch die gewaltige Entwicklung der Leipziger Messe in den letzten Jahren hat auch das Leipziger Messadressbuch einen Umfang angenommen, der in der Hast des Messgeschäftes als ein lästiges Übergewicht empfunden werden muss. Das wird in Zukunft anders werden. Statt der bisherigen zwei dicken Bände — Firmen- und Warenverzeichnis — werden zur nächsten Herbstmesse (29. August bis 4. September) vier nach Industriezweigen geordnete Einzelverzeichnisse erscheinen, deren jedes eine alphabetische Übersicht der Firmen, der Ausstellungsgegenstände, der Messhäuser usw. enthält. Der erste Band umfasst die Hauptmessindustrien: Keramik und Glas, Metallwaren, Holz-, Leder-, Korb-, Gummiwaren, Möbel, Kunstgewerbe, Haus- und Küchengeräte, Kurz- und Galanteriewaren, Spielwaren, Beleuchtungs- und Sportartikel, Photographien, Optik und Elektrotechnik. Im zweiten Band ist alles vereinigt, was mit der Papiermesse zusammenhängt, also Buchgewerbe, Büro- und Schulbedarf, Verpackungsmittel usw. Band 3 ist ein Führer durch die Nahrungsmittelmesse und die Ausstellung chemisch-pharmazeutischer Artikel, Farben, Parfümerien, sanitärer und hygienischer Gegenstände usw., und Band 4 ist der Textilmesse und Kleidungsgegenständen allerart, Schuh- und Lederwaren usw. gewidmet. — Durch diese Teilung in vier Bände, von denen jeder durch einen eigenen farbigen Umschlag auch äusserlich kenntlich ist, wird das Messadressbuch für den einzelnen Einkäufer bedeutend handlicher, übersichtlicher und — billiger. — Unverändert bleibt das Messadressbuch zur Technischen Messe (15.—21. August). Auch werden vom Herbst dieses Jahres ab für die Technische Messe besondere Messabzeichen herausgegeben.

Das Psychologische Laboratorium in Hamburg veröffentlicht im Verlag von J. A. Barth, Leipzig, die „**Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung**", deren erste Reihe nunmehr in drei, auch einzeln zu beziehenden Nummern vorliegt. Nr. I behandelt „Die Auslese befähigter Volksschüler in Hamburg"; der psychologische Bericht ist von R. Peter und W. Stern herausgegeben. Nr. II umschliesst eine Reihe von einzelnen „Untersuchungen über die Intelligenz der Kinder und Jugendlichen"; als Nr. III erscheint soeben die „Methodensammlung zur Intelligenzprüfung von Kindern und Jugendlichen" von W. Stern und O. Wiegmann, die ein vollständiges systematisches Verzeichnis aller bisher bekannt gewordenen Prüfmethoden enthält und insbesondere für psychologisch arbeitende Lehrer bald ein unentbehrliches Handbuch werden dürfte. — Ausserhalb dieser Reihe gibt das Hamburger Laboratorium in gleichem Verlage den viel verlangten „**Psychologischen Beobachtungsbogen für Schüler**", der also nicht mehr, wie bisher, vom Laboratorium selbst anzufordern, sondern durch den Buchhandel oder vom Verlag zu beziehen ist.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
34. Jahrg. / Juni 1920 / 10. Heft

Die Ecke der Welt

Erzählung von Max Dreyer

Mit den Dorfkirchen ist es wie mit den Menschen. Es gibt fröhliche unter ihnen, die die Farben lieben, das Licht und die Blumen. Ihr Kirchhof ist ein singender Garten. Weit öffnen sie die Fenster dem schwellenden Sommerglast und dem funkelnden Hauch der Blüten. Lebendige Blumen stehen auf dem Altar. Bienen, Käfer und Schmetterlinge taumeln und jubeln herein. Und für die dunklen Wintertage bleibt etwas zurück von dem Summen und Klingen, dem Schwingen, Leuchten und Duften der Sonnenzeit. Sie dienen dem Herrgott offenen Herzens und mit Frohlocken. Die andern aber sind kalt und verdüstert, Grabgewölbe auch im Sommer, sie kriechen in sich zusammen, zergrübeln und quälen sich selbst.

Solch ein Asket ist die Kirche von Hardeslaff. Sie steht auf einer Anhöhe, und die ganze Pracht der Welt drängt sich werbend zu ihren Füßen. Hier ist Wasser und Land Mutter und Vater aller Schönheit dieser Erde. Die See brandet ihre blauen und grünen, ihre purpurnen Flammen herauf. Buchten, Hügel, Wälder und Fluren, dazwischen ein paar lauschende Binnenseen werden nicht müde, einander mit ihren Linien, ihren Farben und Formen zu beschenken.

Die Kirche von Hardeslaff hat keine Freude an dem, was sie sieht. Ja sie widerstrebt dem, was sich ihr so schamlos schön entschleiert. Finster steht sie da in ihrem trotzigen Büßertum. Ein drohender Wartturm unerbittlichen, unerforschlichen Schicksals. Nur von Winterstürmen weiß sie, von Schneewehen, vom ziehenden Nebelmeer. An Schiffbrüche denkt sie, an zerschelltes Leben. Und mahnt die Gewissen der Menschen.

Immer ist sie der schroffen, düsterbewaldeten Landzunge zugewandt, die scharf in die See hinausstößt. Zerfressen ist das steile Ufer von der Flut, zerklüftet und verwüstet. Felsengeröll haben die Hänge ins Meer geworfen, dem Feinde ins Antlitz. Aber der kommt wieder und mordet weiter an ihnen mit neuen Wunden.

Hier ist Wildheit und Todeskampf. Hier hat die Vernichtung ihre Furchen gezogen. Unhold und schicksalsschwer ist die Stätte. Die Leute im Lande nennen sie die Ecke der Welt.

Als ich ins Innere dieser Kirche eintrat mit der berechtigten Erwartung, ihre Seele nicht anders wie ihr Antlitz zu finden, zugleich aber etwas Besonderes darin zu entdecken, wurde ich nicht enttäuscht.

Düstere Holztäfelung rahmte schwer und trübe die Gedanken ein. Das Altarbild, eine Kreuzigung, war so nachgedunkelt, daß nur ein nächtiges Grauen von ihm ausging. Bloß ein grelles, zuckendes Leuchten sprang knallrot in mehreren Punkten hervor: das waren die Blutstropfen unter der Dornenkrone und aus der Seitenwunde des Heilands. Es war, als hätte hier

eine rohe Hand späterhin neue Farbe aufgesetzt.

Von der Decke hingen an Schnüren, wie es in den Kirchen der Küste gebräuchlich ist, kleine Schiffe herab, Dankstiftungen glücklicher Seefahrer oder Bittgesuche für verunglückte. Unter diesen Schiffen aber — was war das? Ganz ebenso befestigt schwebte ein nachgebildeter Sarg in der Luft, unter den Schiffsmodellen, schwimmend zu denken wie die Fahrzeuge. Was hatte das zu bedeuten? Ein schwimmender Sarg —?

Der Pastor des Fischerdorfes war mir wohl bekannt. Wir hatten zusammen studiert. Er war ein Raritätenkrämer, ein leidenschaftlicher Spürer und Forscher mit spitzigem Kinn und scharfer Nase; seine vorgebogene schiefe Schulter war immer in schaufelnder Bewegung. Wir nannten ihn leichtfertig den Detektiv oder Anton den Gründlichen. Was immer ihn beschäftigte, ob eine ausgesprochen geistige Frage, ob ein zunächst äußerer Vorgang: er ruhte nicht, bis er die verborgensten und verlorensten Zeugnisse für die Aufdeckung aller Zusammenhänge herbeigeschafft hatte, und so wurde ihm eben alles zur Wichtigkeit und zu tiefer gewurzeltem Problem. Im übrigen war er eine Seele, der treueste und hilfreichste Kamerad.

Ich besuchte ihn natürlich in seinem Pfarrhaus. Wir freuten uns des Wiedersehns und alter Erinnerungen. Dann kam es von selbst, daß ich ihm wiedergab, wie Gegend und Kirche auf mich gewirkt hatten und das Seltsamste in ihr, der schwimmende Sarg.

„Ja," sagte der Pastor, „der schwimmende Sarg!" Und seine Schulter stieß, als sollte sie das geheimnisvolle Dunkel zerteilen. „Du kannst dir denken, was der von jeher für Fragen aufgegeben hat. Und wieviel Sagen auf diese Fragen antworten. Und kannst dir auch denken, daß das für mich ein gefundenes Futter war." Er rieb sich die Hände, und sein Kinn stach froh in die Luft. Da wußte ich, daß er die Lösung hatte.

Gleich aber trat der persönliche Triumph hinter den Ernst der Sache zurück. „Es ist keine ganz einfache Geschichte. Auch hat sie sich in einer wilden, tief aufgewühlten Zeit begeben. Klobige Ereignisse kommen in ihr zusammen. Wie ein Balladenkranz ist sie. Wenn das Schreibwerk meine Sache wäre, würde sie mich reizen. Das lückenlose Material habe ich beisammen."

„Zeig'!" sagte ich begierig.

Er ging an eine Schublade und holte ein sorgsam verschnürtes Paket Handschriften heraus. Dann erläuterte er: „Der schwimmende Sarg ist die Stiftung eines meiner Vorgänger, des Herrn Eberhard Morbrand, der in den Jahren 1781 bis 1805 seines Amtes waltete. Von ihm sind eigene Aufzeichnungen vorhanden, die im Pfarrarchiv liegen. Ich habe hier ausgezogen, was für uns in Frage kommt. Dann haben wir ein Tagebuch seines Stellvertreters, seines Trösters und Beichtigers, des Pastors Michelsen, das sein Enkel, mein Freund Fritz Michelsen, mir zur Verfügung gestellt hat. Und weiter etwas sehr Ergiebiges: Bruchstücke der Erinnerungen, die eine der Hauptpersonen, Herr Ditmar von Langenbruch, hinterlassen hat. Das übrige aber — wir befinden uns im Zeitalter des Briefschreibens — sind eine lange Reihe Episteln der Handelnden selbst wie von Zeugen und Zuschauern der Geschehnisse, zum Teil höchst reizvoll lebendige Dokumente, die ich auf den Herrensitzen der Umgegend ergattert habe. Denn das ist das Gute für mich gewesen, daß dieser Erdenwinkel — du wirst sehen, wie ihm eine Art Zauberbann zugeschrieben wird — die in unsere Geschichte Verstrickten nicht losließ, daß er in der Tat diejenigen, die sich von ihm entfernten, wenn er sie leiblich auch nur vorübergehend zurückrief, doch dauernd in geistigem Zusammenhange festhielt."

Er gab mir die Papiere. Ich las sie in der Nacht. Und die Nacht erzählte mir, was geschehen war, die Geschichte des schwimmenden Sarges.

⌘ ⌘ ⌘

Als Pastor Eberhard Morbrand das Hardeslaffer Pfarrhaus bezog, lag eine bewegte Jugend hinter ihm. Von der Hochschule als blutjunger Student war er zu den Fahnen gelaufen. Die ganze Inbrunst seines durchgluteten Herzens drängte ihn zu seinem König Fridericus, dem hartbedrängten. Auf der Torgauer Walstatt blutete er für den Vergötterten und ver-

Digitized by Google

blutete sich fast. Jahre des Siechtums folgten, von Glaubenskämpfen durchfiebert, Jahre der Wanderfahrten, die zwischen Lebenshunger und Askese ihn hin- und herwarfen. In Frankreich, in Italien, in Spanien klopfte er ernstlich beim Katholizismus um neue Offenbarungen an. Ein schwärmender Madonnenkult begleitete ihn in den protestantischen Norden und verließ ihn nie wieder.

Der alte Gutsherr von Rotenfüer, der Patron der Hardeslaffer Kirche, den er in Rom kennen gelernt hatte und der ein Kryptokatholik war, übertrug ihm die Pfarre.

Ein Vierziger zog er hier ein, unbeweibt, ein Geist in Gluten gehärtet, fordernd, zwingend und gebietend, ein geistlicher Gewalthaber. Seine heimlichsten Stunden aber sahen einen Verzückten, in Andacht Zerwühlten, einen Bildertrunkenen, in Visionen Entschwebenden.

Kein Wunder, daß ein solcher in diesen Breiten nicht eben gewöhnlicher Diener Gottes die Gemüter bis in die Tiefen umgrub, daß er vor allem die Phantasie der Frauen peitschte. Von weither kamen sie zu seinen Predigten, die die Seelen durch alle Himmel und alle Höllen wirbelten.

Mit der Fischerbevölkerung selbst hatte er nicht viel im Sinn. Was ihn hier festhielt, war das Schloß Rotenfüer mit seinen katholischen Kunstschätzen und Heiligtümern, mit seinen Madonnenbildern zumal.

Freilich, der Patron, der ihn berufen hatte, segnete bald das Zeitliche, und sein Sohn, der jetzt die Herrschaft antrat, war von anderm Holz. Er kam von Berlin, hatte als Rittmeister in der Umgebung des Königs gelebt, des wollüstigen Riesen, und dank seinem eisernen Körper und seiner unverwüstlichen Natur es ungestraft zu einem Meister im Sinnengenuß gebracht.

Pastor Morbrand und er stießen hart aneinander, sie beide vom Leben, vom Erleben fest und scharf geprägt. Und sie suchten sich, wie Kämpfer sich suchen.

Der Rittmeister nahm kein Blatt vor den Mund. Und es fehlte ihm auch nicht an Worten für seine Weltanschauung. Die Enzyklopädisten, Herr Holbach, der Erzdeutsche, und Herr Diderot, der Erzfranzose, hatten die Zeit mit Begriffen und Ausdrücken sattsam befruchtet.

Da flog es dem Pastor nur so um die Ohren, daß Glücklichsein die Bestimmung des Menschen wäre, daß nichts seinem Glück so sehr im Wege stünde als die Vorurteile, die ihn beängstigten und beunruhigten, und daß es keine schlimmeren Vorurteile gäbe als die Religionen — von den Menschen erfunden, sich selber zur Qual.

Geschickt hakte der Pastor hier ein: „Sucht der Mensch sich Qual, so braucht er sie also. Die Lust allein kann ihm nicht genügen — er sehnt sich nach Schmerzen. Hier erst rühren wir an die Tiefen und die Höhen des Menschentums. Hier erst schreiten wir durch das dunkle Tor ins Reich der Verklärung."

„Nein, nein, Pastor, damit kriegen Sie mich nicht! Wer sich Schmerzen sucht, der hat eben ganz einfach seine Lust an Schmerzen. Wollen Sie mir sagen, daß es keine Lüstlinge der Qual gibt? Die Geschichte der Askese und des Märtyrertums sehen wir doch heute mit etwas anderen Augen an. Hier ist spiritualisierte Genußsucht, mein Verehrtester!"

So führten sie die Klingen. Und bei dem Pastor blieb immer ein Stachel zurück — war es die Bitternis einer Wahrheit? Es gab keine Verständigung zwischen ihnen beiden, keinen Frieden. Aber sie lebten miteinander.

Der Pastor besuchte die Bibliothek und die Gemäldesammlung des Schlosses nach wie vor. Der Gutsherr fand sich dann und wann zum Gottesdienst ein. Nicht um Ärgernis zu vermeiden — das war ein Begriff, um den er sich nicht scherte. Es lockte und freute ihn, den Gegner in seinen Predigten zu ertappen. Wie knebelte sich der Mann die Frauenseelen! Und ging nicht alles dies schließlich durch die Sinne? Rieselte den Weibsen nicht der Klang dieses tief und brünstig orgelnden Organs in Schauerwogen über den Rücken! Dazu die schwarzen Feuer in dem verzehrten, wie weißgebrannten Gesicht! Der mystischen Verzauberung durch das Wort selbst und seine geheimen Mächte bedurfte es gar nicht mehr!

‚Ich bin auf deiner Spur, du Feind der Sinne! Bist du nicht gerade so in deinem Element, du sinnlich-übersinnlicher Verführer der Seelen? Hier hab' ich dich nun!'

So sah ihn der Rittmeister, der Zyniker,

Digitized by Google

und blickte auf ihn, oft mit Geringschätzung und Hohn, oft mit einem fast zornigen Neid.

Im übrigen lebte er sein Leben und nahm, was die Welt ihm gab. Weib und Parforcejagd — das waren seines Daseins Höhen. Eines aber wie das andere forderte immer wieder den Geistlichen in die Schranken, der, soviel er konnte, der rohen und ruchlosen Herrenfaust wehrte.

Schon zog es wie ein Brausen von Westen her, wie ein Weltenbeben durchzuckte es die Geister.

‚Ich weiß, es kommt etwas herauf, so was wie eine neue Zeit,‘ er sagte es sich selber, der Herr von Rotenfüer. ‚Aber bin ich einer der letzten, für die das Leben noch lohnt, so soll dies Letzte das Lohnendste sein!“

Um die Hetzpeitsche schlang sich seine Hand, alle Nerven strafften sich in der harten Reitergestalt, die kein Lot Fleisch zuviel trug; das bartlose, scharfe Gesicht von Bronze war wie in Lebenswillen gegossen, durch die vollen, weichen, tiefroten Lippen ging der Atem wie ein Dürsten und Schlürfen.

So warf er sich aufs Pferd — heut wurde der Hirsch gejagt! Junker aus der Umgegend waren geladen mit ihren Damen. Eine bunte Wetterwolke brauste es über die Felder, Reiter und Reiterinnen, farbig und festlich, sie alle wie phosphoreszierend in grausamer Gier, die grünen Piqueure, die kläffende Meute der braungefleckten weißen Hunde — und vorauf der gehetzte Vierzehnender. Das Wasser suchte er wie ein Verdurstender, auf die leuchtende See flog er zu, da die Erde sich mit allen Mächten gegen ihn verschworen hatte.

Hoffte vielleicht auch, daß der Uferwald die Verfolger von ihm abkämmte! In die Ecke der Welt ging seine Flucht. Jetzt bebte doch ein Stutzen durch die Reihen der wilden Jagd. Dieser Winkel, verflucht zugleich und geheiligt, war nun einmal nicht geheuer.

An dem einen Uferrande lag der Selbstmörderfriedhof, am andern die Ruhestätte der Namenlosen, der Leichen Schiffbrüchiger, die das Meer an dieses Gestade warf. Dazwischen flocht sich ein undurchdringliches Dickicht von Lärchen, Hasel und Weißdorn.

Mit einem machtvollen ‚Horridoh!‘ befeuerte Vossart von Rotenfüer die auseinanderschwankende Jagdequipage. Er war und blieb der erste hinter dem Flüchtling. Der stob über die Grabhügel — die Meute ihm auf den Fersen, beinah schon zwischen den Hunden auf seinem Schweißfuchs der wilde Jäger. Zerfetzt flogen die Rasenschollen der Ruhestätten unter den Hufen in die Luft.

An dem steilen, turmhohen Uferhang bäumt der Hirsch zurück — dann aber vor der kläffenden, heulenden, jaulenden Mordlust wirft er sich hinunter.

Die Hunde zerstieben am Rande hin, sie suchen einen sanfteren Abstieg, da knallt ihnen die Hetzpeitsche des Herrn um die Ohren — er selbst schlägt dem scheuenden Fuchs die Sporen in die Seiten, reißt das Tier zugleich in die Höhe, daß es auf den Hinterbeinen steht. Hin wirft es sich mit dem Reiter und rutscht, rollt, kollert mit ihm durch den Sand und Lehm der Böschung, überschlägt sich ein paarmal, stemmt die Beine in den Sand, überschlägt sich aufs neue und rollt in gemildertem Fall mit dem betäubten Herrn auf den steinigen Strand.

Hier bleiben sie beide liegen, benommen, betäubt, verirrt und verwaist. Hundegebell weckt sie. Die Meute ist nun auch herabgeglitten und gekugelt. In der See, in der Brandung der Uferwellen steht der Hirsch. Ist er vom Fall verletzt? Hat er schwimmen wollen und kann er nicht weiter vor Müdigkeit? Er forkelt die ersten der Hunde sich ab; jetzt ist auch einer der Piqueure zur Stelle; der hat einen gelinderen Umweg gefunden — Vossart ist wieder auf den Füßen. Der Piqueur hat die kurze Kugelbüchse für ihn bereit. Der Herr taumelt erst noch, da er sie an die Backe reißt. Dann aber steht er straff. Ein sicherer Kopfschuß wirft das Wild nieder. Torkelnd gleitet der Körper, Hunde hängen ihm an Kehle und Ohren, in die klatschende Flut.

Das Wasserhalali bläst der Piqueur.

Tropfenweise kommen jetzt seitwärts von niedereren Uferstellen her einzelne Reiter herabgesickert, unsicher und verstört. Oben an den hohen und schroffen Rändern der Ecke hält eine ganze Kavalkade wie in Paradestellung. Jetzt winken sie hinunter und huldigen dem Jagdherrn, dem tollen und sieghaften. — — —

Digitized by Google

Mit gequetschten und zerschundenen Gliedern liegt Bossart tagelang auf dem Ruhebett. Pastor Morbrand läßt sich bei ihm melden.

„Ich weiß, Pastor, was Sie wollen! Daß ich ins Totenreich eingebrochen bin — in Ihr Reich! Jetzt, wo ich mir das Genick abgeschossen habe, glauben Sie, Sie kriegen mich vollends klein!"

„Daß Sie vor Lebendigem keinen Respekt haben, ist männiglich bekannt. Aber die Toten sollten Sie wenigstens in Ruhe lassen!"

„Glauben Sie, ich hab' sie gestört? Ich glaub's nicht recht. Aber wenn, dann war es doch jedenfalls eine muntere Überraschung."

Die Augen des Pfarrers bekreuzigten sich. Der Baron ließ sich nicht stören.

„Wenn ich tot bin," fuhr er fort, „möchte ich ganz so was erleben. Das heißt, mich sperren sie ja in die Erbgruft ein. Liegt sich's nicht besser im Freien? Und zur Auferstehung dann so eine Hetzjagd über sich! Und auf einem braven Gaul hinein ins ewige Leben!" Er gab sich eine andere Lage und stöhnte vor Schmerz.

„Ich hoffte, Sie würden auf dem Krankenbett in sich gehen," sprach Pastor Morbrand und hatte schwer an Stimme und Zorn zu ringen.

„Wohin kommt man, Pastor, wenn man in sich geht? Doch immer nur mehr in sich selbst hinein."

„Aber jeder hat seine Tiefen!"

„Sie hoffen immer noch, daß für Sie in meinen Tiefen sich etwas findet, für Sie und für Ihre Kirche. Freilich, die Engel hör' ich ja zur Genüge pfeifen. Ich hab' keine Stelle am ganzen Körper, auf dem sie nicht ihr Konzert vollführen. Aber die Gedanken sind irdisch, sehr irdisch und bleiben es. Nichts, rein gar nichts von Ihrer wohlgemeinten seelischen Vertiefung — der Wahrheit sei die Ehr'!"

Die harten Muskelstränge in dem Büßergesicht des Geistlichen zuckten und wetterten.

„Es müßte denn sein," so sprach Bossart im alten selbstherrlichen Tone weiter, „daß Sie in folgender Tatsache eine Wendung zum Höheren entdecken. Womit bannt man Schmerzen? Mit Freuden. Und kann man die Freuden selbst nicht haben, so denkt man an sie. Woher kommen uns die Freuden, Pastor, uns oder zum mindesten mir? Und schließlich und im Grunde auch Ihnen! Von der Frau. Von den Frauen, muß ich besser sagen, denn ich hab' sie nun einmal stets im Plural dekliniert. Und so haben mich immer, wenn mich ein Unfall einmal aufs Lager warf, die Traumbilder holder Frauen getröstet. Diesmal aber ist es anders gewesen, und das ist vielleicht die Wandlung, von der ich sprach."

„Wenn das so wäre!" rief Pastor Morbrand hellhörig.

„Wissen Sie, wer die Komtesse Östergaarden ist?"

„Nein."

„Sie kennen sie nicht?"

„Nein."

„Pastor, dann haben Sie bisher im Dunkeln gelebt. Wir haben hier im Hause ein kleines Madonnenbild auf Holz — es gehörte zu Vaters Lieblingen und hing lange in seinem Arbeitszimmer. Sie kennen es —"

„Gewiß," antwortete der Pastor mitleidvoll, und murmelnd fügte er hinzu: „Quattrocento — Schule des Ghirlandajo —"

„Das Knäblein auf dem Bilde ist verschrammt, beinahe weggescheuert, als hätte es eine unwillige Hand entfernt. Die gewalttätige Hand eines Naturalisten, dem sich das Kind zu den unsagbar mädchenhaften, ganz aus Scheu und Schelmerei gemischten Zügen nun und nimmermehr fügen wollte, der die Maid als Maid für sich allein haben mußte und nun kurzen Prozeß machte."

„Welch ein Gedanke! Das Bild ist beschädigt — durch einen Gegenstand — wer glaubt an solchen Frevel!"

„Ich. Und ich hätte das auch tun können. Übrigens ist das noch Frevel, was so viel Sinn hat? Also dies ist eine Madonna ohne Kind. Pastor, Pastor, in jedem Ihrer Augen brennt ein Scheiterhaufen für mich. Lassen Sie sie wieder ausgehen. Ich hab' nun mal auch bei Madonnen meine persönlichen Gedanken. Die Maler selbst haben sie ja auch gehabt. Ihnen, dem Kunstgelehrten, brauche ich doch nicht erst zu sagen, wie Raffael seine Geliebten zu Madonnen verkleidet hat —"

„Wollen wir damit nicht aufhören?"

„Komisch seid ihr Protestanten. Mit

Digitized by Google

einem katholischen geistlichen Herrn könnte man ruhig dergleichen besprechen. Bei denen dient eben alles der Ehre Gottes; die Mittel sind gleich, nur auf den Zweck kommt es an. Was könntet ihr von denen lernen!"

Er machte wieder eine Drehung, eine verhängnisvolle; er wimmerte laut und sank in eine Ohnmacht. Mit seinen Schmerzen schlug er den Grimm des Pastors nieder.

Dann erwachend sprach er ruckweise aus seinem Stöhnen heraus weiter: „Aber so entfernen wir uns — von der einen — von der einen — die nun die vielen in den Schatten stellt — Hildegard heißt sie — und sieht aus wie die Madonna ohne Kind — Hildegard — sie könnte gar nicht anders heißen — in welchem Namen ist so viel Liebes und Zartes! — ein Engelsköpfchen — und in den Augen, den weltfernen, ein Ahnen — ein Bangen und Drängen nach der irdischen Offenbarung, der großen unheilig-heiligen Offenbarung des Fleisches — "

Fieberhaft sprach er in seinem Schmerz. Und wie verzückt in der Verkrümmung der Glieder stieß er hervor: „Ich will ihr helfen — ich will sie haben — ein Englein will ich irdisch machen!"

Pastor Morbrand starrte auf ihn hin. Auf den Menschen, der in Wehen sich wand, daß er die Besinnung verlor, und dem die Schmerzen selber nur das Begehren befeuerten, dem sie die Sinne peitschten, bei dem sie in die Lust sich einwühlten.

Ist hier die Urkraft des Menschlichen, die unzerstörbare, die im peinvollen, ohnmächtigen Hinsterben selbst, gefesselt, geschlagen von den Vorboten der Vernichtung, nun gerade sich aufbäumt in der Begierde zum Erhalten des Lebens, in der Triebkraft zum Lebenschaffen, im Suchen und Fordern des andern Geschlechts?

Ist hier aber die Urkraft, ist hier das Leben — wo ist hier das Göttliche, sein Willen und sein Wesen?

Dann fuhr der Geschlagene in einer stillen Mattigkeit fort: „Was fuhrwerkt da wieder in Ihren Blicken herum, Pastor Morbrand?" Und ein leiser Hohn schwang mit. „Natürlich will ich sie zu meinem ehelichen Weibe machen. Die Komtesse Östergaarden — wie dürfte es anders sein? Hildegard — die Madonna ohne Kind, die engelhafte! Sie, Pastor, werden uns beide trauen. In allen Ehren."

⌘ ⌘ ⌘

In dem Buchengang des Parkes von Rechentin, dem größten Gute des Kreises, saß geborgen vor der Mittagssonne der kranke Besitzer. Er war seit Jahren gelähmt, der Rollstuhl hatte ihn hergefahren. Hildegard Östergaarden war bei ihm und las ihm Gespenstergeschichten vor. Die waren seine ganze Leidenschaft. Daß die Vorleserin hier am hellen lichten Tage sich des Gruselns nicht erwehren konnte, würzte ihm den Genuß.

Es war nun mal ein Stück Bosheit dabei, eine leise Lust am Quälen, obwohl der alte Klaus von Rechentin eigentlich eine gute Haut war. In seinen verzwickten Äuglein, auf seinen vollen, rotweingesprenkelten Backen hätte eigentlich die Lebenslust sich weiter tummeln müssen. Die Nervenlähmung, die ihn niedergestreckt hatte, trug er mit starker Geduld. Aber kleine Teufeleien waren ihm unentbehrlich. Er brauchte sie als Ventil für seine schwere Not. Das Regiment auf Rechentin führte Helmine, seine Gattin, eine feste und harte Dame, schnittig und strittig. Sie war nicht weit von den Sechzig und immer noch die beste Reiterin im Lande. Bei keiner Parforcejagd im Kreise fehlte sie. Mit Bossart stand sie auf vertrautem Fuße.

Sie war eine geborene Östergaarden. Hildegard, ihre verwaiste Nichte, hielt sich seit ein paar Tagen bei ihr auf und sollte den Winter hier verbringen.

Früh hatte Hildegard ihre Eltern verloren; davon war ihr etwas Heimatlos-Scheues geblieben. Durch all ihren jungen Frohmut zog sich leicht ein halbweher Klang der Verlassenheit. Davor indessen, daß sie sich sentimentalisch verlor, schützte sie die natürliche Regsamkeit ihrer Lebenswünsche. In dem Heimatlos-Überirdischen ihrer Augen und Züge hatte Bossart, der große Frauenkenner, gleich die Spuren suchender Sinnesfreudigkeit herausgefunden, die gerade unter dem Glorienschimmer des Erdentrücktseins ihn so bezauberten.

Nun, in dem Buchengang vor dem gespensterlüsternen Onkel Klaus ließ sie das qualvolle Buch auf den Schoß sinken

Digitized by Google

und barg das Engelsköpfchen in beide Hände.

„Ich kann nicht weiter," stöhnte sie.

„Jetzt wird es doch erst schön," beharrte der grausam Versessene.

„Ich weiß ja, wie es kommt. Nun wird der unschuldig Hingerichtete mit dem Kopf unter dem Arm wiederkehren, so wie andere den Helm tragen. Und das Bild wird mir heute die ganze Nacht erscheinen."

„Willst du des Nachts bloß angenehme Gesichte haben? Und welcher Art pflegen die zu sein?" Er dachte sie durch Verlegenheit noch mehr zu ängstigen als mit den Gespenstern und sie so zu den geliebten Unholden zurückzuführen. Aber ihr Gesicht blieb in den schützendenden Händen. Der Quälgeist indessen ließ nicht los.

„Liebes Kind," und die schrägen Augen zwinkerten und plinkerten dazu, „auf Rechentin, gerade hier bei uns, wirst du dich an mancherlei gewöhnen müssen."

Sie ließ die Hände sinken und zeigte die großen, zagenden Augen.

„Glaubst du, wir haben in unserm alten Schloß nicht unsere Haus- und Poltergeister? Da ist Wolfrad, unser Ahnherr, der in der Gruft keine Ruhe hat. Nun, er hat es auch schlimm genug getrieben. Sein grauer Bart ist ihm so lang gewachsen, daß er die Dielen fegt —"

Hildegard war aufgesprungen. Ihre Augen flüchteten zu einem Meisenpaar, das zwitschernd in spielenden Flügen die Sonnenkreise an den Baumstämmen nach Beute absuchte. Das sonnenbeschienene Leben sollte ihr helfen.

Aber schon flogen die dunklen Worte des Unbarmherzigen ihr wieder um die Ohren: „Und ist nicht diese ganze Gegend wie verhext? Hast du schon mal von der Ecke der Welt gehört?"

Ecke der Welt – wie ein spitziger, eisiger Schreck bohrte sich das unheimliche Wort ihr ins Hirn. Verloren und bedürftig sah sie in diesem Erdenraum sich um. Daß sie hierher verschlagen war! Dieser grausige Onkel Klaus! Als ein stiller, sanfter, friedsam-geduldiger Kranker war er ihr geschildert, und sie hatte den starken Wunsch gehabt, ihn zu pflegen, ihm Gesellschaft zu leisten und ihm Gutes zu tun. Nun quälte und ängstigte er sie zuschanden.

Sie wußte wohl, daß die Tante Helmine ihr keine tröstliche Zuflucht bot. Was die in der Brust trug, war kein Herz, es war eine stählerne Feder. Gleichwohl trieb die Angst sie zu ihr hin.

„Hanswurstiaden!" schalt die Hohe übellaunig. „Und wenn's ihm Spaß macht, graule dich! Seine Unterhaltung ist ihm sowieso kärglich genug bemessen. Im übrigen mußt du doch im siebenten Himmel sein! Und da spukt es doch wohl nicht."

„Im siebenten Himmel?"

„Willst du mich dumm machen, Mädel? Ist der Rotenfürer nicht Feuer und Flamme für dich? Und kann es ein größeres Glück für ein Frauenzimmer geben? Das ist ein Mann — mir altem Weibsbild schlagen die Pulse! Freilich, besser reiten mußt du ihm zuliebe schon lernen."

„Das werde ich nie." Hildegard hatte ganz gemeine Angst auf dem Gaul und machte kein Hehl daraus. „Auch sonst werde ich ihm schwerlich genügen." — — —

Bossart kam. Und er fackelte nicht lange, er nahm sie im Sturm. Kaum konnte er die Glieder wieder rühren, da ritt er herüber nach Rechentin, und nun brach sein Werben über Hildegard los.

„Ich habe keinen Gedanken mehr als den an Sie. Ich habe kein Glück mehr und keinen Frieden! Wenn Sie mich nicht erhören, werde ich ein Verbrecher und Verderber!"

Sie neigte den Kopf wie eine Blume im Windstoß. Sie hatte nicht die Macht, ihm zu widerstreben. So gewann er sie, die keinen Menschen hatte, an den sie sich halten konnte, der sie beriet und sie hegte. Gewann sie auch dadurch, daß sie aus Rechentin sich retten konnte, diesem Kreise des Unbehagens, der Furcht und der Lieblosigkeit. Und gewann sie doch auch, weil sie, die es fror in dieser kalten Luft, an seinem Feueratem sich belebte!

In der düsteren Kirche von Hardeslaff war die Trauung, und düster lohend war Pastor Morbrands Traurede. Wie eine Bußpredigt fuhr sie daher. ‚Ehe soll Gottesdienst sein,' war ihr Inbegriff. Die Worte brausten wie Flammen, und sie brannten sich ein.

Hildegard war wie betäubt. ‚Was ist doch hier an Wildheit beisammen!' mußte sie denken. ‚Hier, in der Ecke der Welt!'

Digitized by Google

Schmerzhaft wieder zuckte ihr der dunkle, drohende Name durchs Hirn.

Es gab eine laute, lärmende Hochzeit. Bossart betonte nach diesem kirchlichen Bußgang geflissentlich die Lust des Lebens. Pastor Morbrand verließ bald die Gesellschaft, aber nicht, ohne daß der Hochzeiter ihm folgendes auf den Weg gab: „Sie haben offenbar in meiner jungen Frau die Vorstellung erweckt, als ob die Ehe ein Dornenweg sei, ein Abtöten des Fleisches, ein Sichkasteien. Es wird meine Aufgabe sein, sie vom Gegenteil zu überzeugen."

Er sah im Auge des Pastors mehr als geistlichen Zorn; ein Schmerz brach hervor, heftig und aus der Tiefe, wie der Schmerz eines Mannes, eines Nebenbuhlers, daß Bossart ihn durchdringend anstarrte.

‚Gönnst du sie mir nicht? Bist du neidisch auf mich? Möchtest du sie einsperren und einspinnen für deine zölibatäre Leidenschaft und Phantasie? Hat sie es auch dir angetan — entflammt sie deine heilige Lust? Soll nun so was wie ein Kampf zwischen deiner Heiligkeit und meiner Unheiligkeit entbrennen?'

Dann lachte er laut. ‚Die Waffen sind zu ungleich. Und mit ungleichen Waffen kämpft unsereiner nicht. Erlaube, daß ich Mitleid mit dir habe. Gestatte, daß ich meine Eheliebste nicht vor dir bewahre, daß ich sie den Verführungen und Lockungen des Geistes willig überlasse. Ja, daß ich selber sie dir als dem Seelenbräutigam zuführe, um die Freuden des Hochzeiters von Fleisch und Bein nur noch reizvoller auszukosten! Solltest du wirklich so was wie innere Widerstände wecken — um so entzückender! Immer aufs neue bin ich dann der werbende Liebhaber der Sinne!'

Unter den Hochzeitsgästen war ein entfernter Verwandter Bossarts, der vor mehreren Monaten Langenbruch, einen heruntergewirtschafteten alten Herrenhof der Gegend, geerbt hatte. Er war der Stillste auf diesem bunten Fest, auch der Unscheinbarste unter den Gästen. Bossart behandelte den Vetter Ditmar mit einer Art mitleidigen Wohlwollens. Der Herr von Langenbruch war ein schlechter Landwirt, ein noch schlechterer Reiter, kein Frauenkenner und kein Freund des Becherns. Doch war in ihm etwas, was ihn selbst bei Bossart vor der Lächerlichkeit bewahrte: eine persönliche geistige Haltung.

Er war kein Eingeborener dieser Küste, entstammte einer Seitenlinie des Geschlechts und hatte bisher auf Reisen gelebt. Daß er sich hier nicht recht einleben wollte, dafür sorgten die beiden Gewalthaber, die diesen Winkel der Erde bis in die Tiefen erschütterten. Denn alle Gewalt und alles Ungestüm war ihm herzlich zuwider.

Älter war er im Wesen und Gehabe als seine dreiunddreißig Jahre. Nur seine Augen waren ganz jung, Träumer und unbeschwerte Wanderburschen.

Ein Fremdling war er, wie abwesend, wenn er mit seiner langen, etwas nach vorne gebeugten Gestalt über die Felder stakte. Viel wohler als bei der Landwirtschaft befand er sich bei seinen Büchern oder in dem als Werkstatt hergerichteten Schuppen, wo er stundenlang singend und summend sich allerlei Handwerksarbeiten und Basteleien ergab.

Seine besondere Liebe aber galt dem Wasser, das seine Gedanken am farbigsten belebte und seine Träume am weitesten trug. Er war ein sehr geschickter und mutiger Segler; mit seinem irischen Boot hatte er Fühlung wie ein Künstler mit seinem Instrument, und er ward nicht müde, an den Segeln die feinsten, sorgfältigst ausprobierten Verbesserungen anzubringen.

Geistig war er ganz von Rousseau genährt. Natur und Gefühl galten ihm alles; für die Erkenntnis hatte er ein Achselzucken.

Hielt sich Ditmar von Langenbruch am liebsten für sich, so war er darum doch kein scheuer Einsiedler oder verbohrter Eigenbrötler. Auch vermied er nicht die Gesellschaft Bossarts und des Pastors, der Männer von Bildung, mit denen die Nachbarschaft auf dieser Halbinsel ihn verband, nur daß er sie eben nicht suchte.

Mit Bossarts Jagden und Gelagen hatte er nun allerdings gar nichts im Sinn, und Morbrands Predigten, diese düster schwelenden, drohenden, fordernden Fackeln, immer bereit, ein Autodafé zu entzünden, waren ihm mehr als unbehaglich. Aber eine gelassene, auch wohl bequeme Duldsamkeit ließ ihn seine Gegensätze und Ablehnungen nicht betonen.

Hildegard fühlte sich von dem Lautlosen und Unaufdringlichen seines Wesens an-

Digitized by Google

Der Regenbogen

Ölstudie von Prof. Eugen Bracht

Digitized by Google

Digitized by Google

gezogen. Sie beneidete ihn um seine sichere, unbekümmerte Gelassenheit, aber wieder ließ das Gleichgültige in seinem Gleichmaß sie nicht näherkommen. Sie war dem neuen Verwandten offen entgegengetreten, ganz bereit zu einem freundschaftlichen Umgang. Dafür war ihr allerdings was Herzhaftes vonnöten. Und blickte er nicht mit einer lau ablehnenden Fremdheit und Abwesenheit über sie hinweg?

Nun war sie ganz in die Leidenschaft ihres Gatten eingeschlossen wie in einen Feuerkreis, und sie taumelte betäubt in dem Rauch und Rausch.

Seine Liebkosungen, da sie sie nicht so wiedergab, wie er es ersehnte, wurden wilder, zügelloser und begehrlicher. Immer war es ihm noch zu sehr das Engelsköpfchen, das an seiner Brust ruhte. In den Augen kreiste ihm nicht genug vom wirren Reigen der Sinne, wirr bis zum ohnmächtigen Hinsinken und Ersterben. Er wollte sie zwingen in seine Lust, er wollte, wollte in ihr eigene Sehnsucht entfachen, eigene Wünsche, eigenes Begehren.

‚Ein Englein will ich irdisch machen!'

Und eben dies Englein war es, das mit den inbrünstigen Gedanken seiner geistlichen Habsucht und Begier Pastor Morbrand umfing.

Hildegard Östergaarden war religiös erzogen. Und da nichts Streitbares in ihrem Geiste sich hob, nichts Kämpfendes und Umwälzendes, war sie allezeit eine treue Tochter der Kirche geblieben. Nur in Pastor Morbrand konnte sie sich so leicht nicht finden.

Der Pfarrer, bei dem sie eingesegnet war, hatte sie mit Sanftmut und Güte überströmt. So wie ihn, in so schlohweißen Ringellocken stellte sie sich den lieben Gott vor. Nun wurde ihr ein anderer Gott gezeigt. Religion war ihr bisher ein Ausruhen gewesen, eine Zuflucht, ein Hafen. Hier war sie das schaumgepeitschte Meer. Und Schiffstrümmer lagen am Strand, vom Zorn des Rächers geworfen. Hier war der Gottesdienst Angst und Herzensnot, Zerknirschung und Gewissenspein. Und mehr als das: denn in allem wühlte und glutete die Leidenschaft, die gierige Leidenschaft einer Qual.

Ihrem nun durcheinandergeworfenen Leben wäre ein fester Punkt so nötig gewesen, um den sie sich hätte sammeln können.

‚Der Herr ist meine Zuflucht für und für,' betete sie oft genug. Aber um richtig und ganz zu ihm zu gelangen, dafür brauchte sie nun einmal, so unselbständig wie sie war, die starke Hand eines Mittlers. Und Pastor Morbrands Handgriff tat so weh, daß sie ihm immer wieder die schmerzenden Finger entziehen mußte.

Fast wurde ihr dann Bossarts ungeminderte Leidenschaft zu dem Kern und Inhalt ihres Lebens. Nur daß es um diesen Kern wie ein Wirbel ging, der ihr im Schwindel die Sinne benahm.

Und in Stunden des Besinnens packte sie dann der große Schreck, und ein Entsetzen fiel über sie her. ‚Bossart will nur deinen Leib, er braucht ihn, er mißbraucht ihn als Instrument seiner Sinnengier. Ist das die Ehe? Kann das die Ehe sein?'

Von seinem Innenleben wußte sie nichts. Und was wußte er eigentlich von ihr? Auch seine Arbeit blieb ihr fremd. Er hielt sie absichtlich fern von seinen Berufssorgen und Mühen. Sie sollte nichts von der Rauheit des Lebens und des Alltags erleiden. Sie sollte nur sein Genuß, nur sein Vergnügen sein. Wie in einem weichlich schwülen Treibhaus hielt er sie.

Oder er riß sie zu seinen lauten Belustigungen.

„Heut sollst du mal mit mir ausreiten!"

„Du weißt doch, daß ich nicht reiten kann."

„Reiten kann jeder! Mach' dich fertig. Und dein Haar läßt du wehen! Wild will ich dich einmal haben! Dann ruhen wir aus mit klopfender Brust auf dem Hünengrab unter der einsamen Buche! Als flatternde Mänade sollst du in meine Arme fliegen, du steifleinene Würdigkeit!"

Es ging bei ihm alles auf das eine.

Aber der Ausritt verlief kläglich; es ward nichts mit der keuchenden Brust und den klopfenden Pulsen. Hildegard brachte ihren Gaul — es war nicht gerade der feurigste für sie gesattelt — nicht vom Hofe. Das Tier erkannte ihre Hilflosigkeit und fuhr schalkhaft mit ihr Karussell.

Bossart schalt, fluchte und züchtigte das Tier. Dann gab er sich darein. „Madonnen soll man nicht beritten machen. Obwohl ich dem Pastor gerne mit dir eine Fensterpromenade vorgaloppiert hätte!"

Digitized by Google

Dann wieder, da die Novemberstürme in den Kaminen brausten, sollte sie mit ihm trinken. „Ich will glühende Wangen und glühende Augen! Und brennende Lippen! Komm, sei doch ein wenig lasterhaft, ein wenig nur!“

Sie trank, und ihr Blut ward befeuert und ihre Sinne taumelten. Hinterher kam die Scham.

Lasterhaft — er selbst hatte das Wort gesprochen. Und ihr Eheleben wurde zum Laster, wurde zu einem wüsten Dienst der Sinnenlust, der immer nach neuen Reizmitteln suchte.

Stachelte er nicht mit Künsten seine Begierde auf? Sanken sie nicht so tief, daß er sie Gassenworte lehrte und mit lüsternem Ohr von ihr forderte?

Und sie selbst, hatte sie die Kraft, hatte sie immer den Willen, der Verderbnis zu widerstehen? Verkam sie nicht mehr und mehr? War sie nicht zur Buhlerin geworden?

Wer konnte ihr helfen? Es war ja die Ehe, in der dieses geschah. Die Ehe war das Schild, der Deckmantel für die Sünde. Denn Sünde war es, was sie trieben. Als Sünderin fühlte sie sich. Und als Sünderin suchte sie die Kirche.

Einen Beichtiger hätte sie gebraucht. Konnte man Pastor Morbrand beichten? Wer konnte diesen unerbittlich und unersättlich forschenden Augen, den unbarmherzig grabenden, den machtgierig sich verzehrenden — wer konnte ihnen sich anvertrauen? Nicht daß sie drohten war das Schlimme. Es war in ihnen eine eigene Leidenschaft, ein eigenes Begehren, ein eigenes Fordern für sich selbst.

Eine Brunst über den Sinnen und doch eines Mannes Inbrunst.

Eine Frauenseele hätte sie gebraucht. Warum können nicht Frauen Seelsorger sein, Geistliche und Verwalter des kirchlichen Gnadengutes?

An die Mutter Maria dachte sie, die Beichtmutter aller Sünderinnen.

Und dann fuhr es ihr dazwischen, wie oft Bossart sie selbst seine Madonna genannt habe. Mit Schaudern dachte sie eines wilden Abends, wo im Gelage er ihr mit wüstem Frohlocken ein gierend verruchtes ‚Meine betrunkene Madonna!‘ ins Ohr gekeucht hatte.

⁂

Der Schlitten fuhr sie zur Kirche. Bossart war auf der Jagd. Durch die klare, klirrende Winterluft klangen die Kirchenglocken und die Schlittenschellen gegeneinander auf, das schwere tönende Erz hallender Himmelssehnsucht und die leichte Silberschalmei des Narrentumes dieser Welt. Einzelne leichte Schneewolken zogen über das stahlblaue Firmament und streuten wie aus Schalkhaftigkeit tanzende Flokken in den Sonnenschein.

Die Welt war so rein und so weiß. Wie ein Bad war es, wenn man tief Atem holte. Und Hildegard trank diese lautere Luft mit allen Poren.

In dem dunklen, eisigen, schaurigen Gewölbe der alten welt- und sonnenfeindlichen, in sich vergrabenen Hardeslaffer Kirche verengte sich ihre Brust. Eine Büßerschar hatte sich hier zusammengefunden, Frauen waren es zumeist in dunklen Kleidern und Kopftüchern. Und all die Köpfe mit den Tüchern waren tiefgeneigt, kein Augenpaar, das geradeaus blickte.

Der Gesang ist ein dumpfes Gemurmel. Selbst die große Not wagt es nicht, laut herauszuklagen. Laut darf nur einer hier sein, der Zwingherr der Seelen, der Wortgewaltige, der Gedankenkündiger, der in die Tiefen der Herzen greift.

Leichter als sonst tritt er auf die Kanzel, schnell und wie federnd. Die schlanke Gestalt ist gehoben, die dunklen, umschatteten Augen stoßen und packen. Hildegard spürt, daß sie vor allen deren Ziel ist, und seine Worte gelten ihr vor allen.

Von der Schwäche des Fleisches predigt er und von des Geistes Herrlichkeit. „Woran erkennen wir die Niedrigkeit und das Böse aller fleischlichen Genüsse? Bleibt uns nach allem nicht etwas wie ein schaler Geschmack zurück? Greift uns nach allem nicht eine Reue ans Herz? Ist das nicht ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir selbst herauswollen aus der Niederung? Hinauf auf die Höhe der Gottesnähe? Wehe aber denen, für die solche Schwäche nicht ein bloßer Rückfall ist, die in den fleischlichen Freuden sich häuslich einrichten, die aus der Schwachheit sich eine Lebensfülle zubereiten! Wehe ihnen, dreimal wehe! Tiefer und tiefer versinken sie in Gottesfremdheit, in Gottlosigkeit, in die Verruchtheit ihrer armseligen Lüste! Das Geistige, womit

der Schöpfer sie schmückte, das die Gotteskindschaft an ihnen bezeugte, verkrüppelt und verdirbt zu leiblicher Gier. Kein Blick nach oben hebt diese Verlorenen, keine Sehnsucht nach dem Himmlischen trägt sie empor. Sie kriechen am Boden und verkommen im Staub!"

Was über all die geneigten Frauennacken hinrieselt und eisig die Rücken herniederschauert — es ist nicht der abgegriffene Inhalt der hergebrachten Worte: die metallene und doch so eigenartig gedeckte Stimme ist es, aus der wie aus den düster-verzückten Seheraugen etwas Überirdisches flutet.

Und jetzt spricht er über die Ehe. Und hält seinen Fluch bereit für die, denen die Hochzeit nichts weiter ist als die Erfüllung ihrer Liebesbrunst, die Sättigung ihrer tierischen Triebe. „Ein Heiliges ist die Ehe! Zwei Schwache finden sich zusammen, daß sie gegenseitig sich stützen und heben, sich vergeistigen, sich veredlen! So aber die beiden nicht zum Aufstieg sich fördern, so sie einander festhalten im Niederen, sich hemmen und herabziehen, dann verstricken sie zu zweien sich um so rettungsloser in die Verderbnis. Reißender rollen sie zusammen dem Abgrund zu, bis ihnen die Hölle den Bund gesegnet."

Hildegard sitzt da mit vereisten Pulsen. Wie ein kaltes Fieber friert es ihr durch die Adern.

‚All das galt dir! Und so — so bist du! Und er weiß es. Alles weiß er, der Erleuchtete des Herrn. Welche Macht ist ihm gegeben! Nur nicht die Macht zu retten und zu trösten. Zum Trösten ist er zu furchtbar.'

Und dann wieder, durch ihre feinen Fraueninstinkte zuckt es hin: war dies alles bei ihm der reinste Dienst des Höchsten? War nichts Menschliches dabei, nichts Männliches an Herrschbegier, an Habsucht, an eigenem Besitzenwollen?

Was hatte einmal Bossart gesagt, von ihm und zu ihr: ‚Du, die Lieblingsfrau in seinem Seelen-Serail.'

Das war bossartsch. Und daß sie ihm solches nachdachte, war das ein Zeichen ihrer gleichen Verderbnis?

Mußte sie auch das Übersinnliche auf das Sinnliche, das Seelische auf das Geschlechtliche und Begehrliche stellen?

Tiefer wurde ihre Zerknirschung. Immer mehr verkroch sie sich in sich selbst. Und immer angstvoller duckten sich ihre Gedanken. Sie war nicht stark genug für solche vulkanischen Ausbrüche, für das wilde Fordern und Begehren, das von zwei Seiten auf sie eindrang, das sie von einer Seite zur andern warf und dem sie hier wie da willenlos unterlag.

Nach dem Gottesdienst pflegten die Herrschaften den Pastor zu begrüßen. Hildegard ging gleich zu ihrem Schlitten. Einen Seitenblick warf sie zur Sakristei. Dort stand Pastor Morbrand am Fenster. Die Sonne schien hinein. Sie warf Kreise auf sein graugesprenkeltes Haar, aber das Düstere seiner Blicke hellte sie nicht auf.

Hildegard fühlte, wie diese Augen ihr folgten. Wie ein Körperliches empfand sie ihre Berührung. Ein drohendes Fordern zerrte an ihren Nerven. Sie ging schneller, stieg ein, die Pferde zogen an. In das lustige Schellengeklingel rettete sie ihre Seele.

Die leisen Schneewolken waren in der Sonne verdunstet. In strahlendem Blau und Weiß frohlockte die Welt.

Als sie hinter dem kleinen, straff und freudig in seiner Schneelast prunkenden Tannenwald den freien Feldweg gewann, kam ihr ein langsamer Mann entgegen. Jetzt erkannte sie ihn, es war Ditmar von Langenbruch. Sie ließ den Kutscher halten.

Ditmar begrüßte sie mit seiner freundlichen Gelassenheit. „Sie kommen aus der Kirche. Ich wollte auch hin, aber unterwegs hat mich etwas aufgehalten." Und nun erzählte er harmlos ungezwungen: „Ich habe mehr als eine halbe Stunde vor einer Strohmiete zugebracht."

„Vor einer Strohmiete?"

„Ja. Es ist nämlich Leben darin. Mäuse haben darin ihr Winterquartier. Und deren Todfeinde, ein paar Wiesel. Haben Sie schon einmal dieses anmutigste Tier der Schöpfung beobachtet?"

„Nein."

„Der Wintersonnenschein und die blanke Welt da draußen hatten ein Pärchen aus dem Strohlabyrinth herausgelockt. Nun spielten sie im Schnee, tanzten, überschlugen sich. Die Kristalle stoben im Sonnenglanz um diese zierlichsten und geschmeidigsten aller Bewegungen."

Digitized by Google

„Und darüber haben Sie den Kirchgang vergessen?"

„Ganz und gar. Nun, was ich erlebte, war ja auch ein Stück Gottesdienst."

„Ob Pastor Morbrand das gelten läßt?"

„Man läßt ja auch nicht unbedingt den Pastor Morbrand gelten."

„Hm. Darüber spräche ich gerne noch mehr mit Ihnen. Wollen Sie noch weiter?"

„Ich schlendre hier nur so herum."

„Möchten Sie ein Stück mitfahren?"

„Gern." Er stieg zu ihr in den Schlitten und hüllte sich mit ihr unter die Decke.

„Was Sie da eben vom Pastor sagten — !" begann sie. „Und doch gehen Sie zu ihm in die Kirche?"

„Warum nicht? Er ist nicht das ganz Gewöhnliche. Und wenn er mich nicht erfreut, tun das seine Zuhörer."

„Wieso?"

„An ihnen sehe ich immer wieder, was doch für ein Überschuß an Freude in der Welt sein muß."

„Was meinen Sie damit?"

„Nun, wenn die Menschen so fürsorglich Angst und Not und Pein aufsuchen, wie unendlich gut muß es ihnen gehn. Und das soll einem nicht wohltun?"

Sie blickte in seine offenen, guten, unbekümmerten Augen, die an des Lebens Schelmenspiel nicht vorübergingen.

„Nehmen Sie es mit der Religion nicht ein wenig leicht?" fragte sie unsicher.

„Ist unsre Religion nicht auch Menschenwerk? Warum sie gerade so vor allem andern betonen? Jeder Mensch braucht Religion, ein jeder verlangt so viel, wie er braucht. Bis er des Geistes voll ist. Die Bibel selbst nennt den Menschen ein Gefäß. Mehr als in ein Gefäß hineingeht, kann es nicht halten."

Sie hörte ihm, erst noch ein wenig tastend und scheu, dann mit wachsender Teilnahme zu. Es kam alles so hell zutage wie natürliches Quellwasser.

„Und ich sage nun einmal," fuhr er fort, „wer von der Religion Kasteiung, Askese und Qualen verlangt, der muß seinen Bedarf an Lebensfreude überreichlich gedeckt haben. Nach Schmerzen sehnen sich nur die Überglücklichen. Wem das Leben aber gehörig zusetzt, der sucht ein Reich des Lichtes über seiner Not."

Die Fragen gingen Hildegard durch den Sinn: ‚Wie ist es nun mit dir selber? Daß du so die Zuchtrute des Herrn dir suchst? Sitzest du so im Glück, so in des Lebens Freuden? Tragen die Früchte, die du vom Lebensbaum pflückst, nicht genug Bitterkeit in sich selbst? Ist nicht in der Wildnis deines Lebens, deiner Ehe dir wahrlich mehr Leid als Lust zubereitet?

‚Und aus der einen Wildnis will ich in die andere mich retten? Werd' ich nicht auch dort gejagt und umhergeworfen, gepeitscht und gehetzt?

‚Wie tut mir die Ruhe so not!'

Sie betrachtete sich ihren Gefährten. Wie gut der es hatte in seinem lichten Gleichmut. Und aus seiner Nachbarschaft strömte so etwas wie ein friedliches Behagen zu ihr hin.

Die Schlittenfahrt unter einer wärmenden Decke gibt besondere Nähe und Vertraulichkeit. Sie sprachen weiter miteinander, als kennten sie sich gut.

Von ihrem Leben erzählten sie sich, daß sie beide hierher verschlagen wären — wußten selber nicht wie, Fremdlinge sie beide. Darin war eine Gemeinschaft. Über Land und Leute gaben sie sich Aufschluß. Wie unheimlich wortkarg das eingeborene Volk sei. Als sei hier was in der Luft, das man verreden und verrufen könne. Wie das Horrido und Hussa von Bossarts Hetzjagden hineingelle in die düstre Verschwiegenheit. Nur daß die See noch da sei mit ihren Stürmen. Und die Küste, die ganz gradlinig, ordentlich und friedlich verlief, plötzlich aber und wie heimtückisch ihren Vorsprung als einen Dolchstich der See in die Seiten bohrte. Kein Wunder, daß sie gegen den Peiniger anbrüllte und brandete. Die Ecke der Welt!

Daß es so viel Schweres, Dunkles und Drohendes in diesem Lande gab, so viel Heimliches und Heftiges zugleich!

Der Weg brachte sie eben auf eine Höhe, von der man das ganze Gestade überblickte. Hildegard wandte die Augen. Er sollte ihr nicht noch mehr von diesem heillosen Vorgebirge zeigen. Jemand hatte es einmal ein Ausrufungszeichen des Schicksals genannt.

Sie fragte Ditmar, wie er hier lebte. Er sprach ihr von seiner Liebe zum Wasser und von seinen Segelbooten. Ihr heimat-

Digitized by Google

liches Gut lag an einem großen Binnensee; auch sie hatte von Kind auf Freude am Segeln gehabt.

„Sie sollten einmal mit mir fahren," meinte er. Von Bossart war nicht die Rede. Von ihm wußte Hildegard, daß er sich aus Wasserfahrten nichts machte. Aber so ohne weiteres konnte sie natürlich diese Einladung nicht annehmen.

„Warum lassen Sie sich eigentlich niemals auf Rotenfüer sehen?" war ihre Erwiderung.

„Wenn Sie es wünschen, komme ich gern!" sagte er mit froher Offenheit. „Und hier bitte ich Sie jetzt, mich aussteigen zu lassen. Da durch die Tannenschonung habe ich einen Fußsteg nach Langenbruch."

Sie nahmen Abschied voneinander wie gute Freunde. Und wie eine stille Wohltat begleitete es Hildegard auf ihrer Heimfahrt. War dies nicht das richtig Sonntägliche gewesen, rein, mild und tröstend? Nachdem der Gottesdienst nur neue Wunden gerissen und neue Striemen geschlagen hatte. Nun war etwas bei ihr wie guter Sternenschein.

⌘ ⌘ ⌘

Drei Tage hatte sie Ruhe vor Bossart, der dann erst von seinem Jagdausflug zurücksein wollte. Sie konnte in freundlichen Gedanken sich ausleben bei stiller Haus- und Handarbeit, bei beschaulich-unterhaltsamen Büchern.

Schon am Dienstag aber griff es in ihre gute Einsamkeit. Pastor Morbrand ließ sich bei ihr melden. Sie empfing ihn mit Schrecken.

Es war in der Dämmerung. Das Kaminfeuer warf seinen Flackerschein über sein weißes Gesicht. Er wirkte wie eine Erscheinung. Aber menschlicher zeigte er sich als auf der Kanzel. Seine Stimme in dem gemäßigten Klang hatte einen Ton von Seele.

Und zum erstenmal kam ihr die Frage: ‚Muß der, der so grausam seinen Gott verkündet, nicht selbst eine Not im Herzen tragen? Ist er nicht selbst gequälte Kreatur, gequälter noch als die, über die er die Zuchtrute schwingt?'

Als geistlichen Henkersknecht hatte ihn Bossart einmal bezeichnet. Aber wer dachte daran, wie es in dem Innern eines solchen hochnotpeinlichen Exekutors aussah?

Ging es in diesen düsteren Augen nicht dann und wann wie eine Klage um, wie ein Trostloses, eine Verzweiflung?

Er sprach jetzt von weltgeschichtlichen Dingen: daß ein Beben durch die Menschheit laufe, das Zittern vor einem Gottesgericht ... Kein Wunder, wenn eine neue Sintflut hereinbräche oder der Jüngste Tag. Denn allzuwüst hätten es die Menschen getrieben.

Frankreich, dem lasterhaftesten der Erdenländer, schlüge zuerst die Stunde. Dann würde auch in den andern der Posaunenruf erschallen. Deutschland hätte alle Anwartschaft darauf, als nächstes an die Reihe zu kommen.

Die Reichen in ihren Lüsten verkommen, die Armen vertiert in ihren Trieben, das sei das Weltenbild. Und wenn jetzt die Roheit Sturm laufe gegen die Verderbtheit und sie besiege, könne dem Geist damit geholfen sein?

Deutschland habe eine Hoffnung. Und das sei die deutsche Frau, die christliche, gottesfürchtige deutsche Frau. Von ihr könne auch heute das Heil kommen. Und vielleicht werde in diesem Winkel der Erde, an diesem kimerischen Gestade das Licht entzündet.

Frau Gräfin Hewaldt habe sich mit ihm, dem Pastor von Haderslaff, zusammengetan. Ein christlicher Frauenbund solle gegründet werden. Er hoffe, daß sich die Frau von Rotenfüer nicht ausschließe.

Hildegard war bezwungen, wie krummgelegt von der Wucht der großen Worte. Alles, was er sagte — von dem drohenden Umsturz, von der Verwahrlosung der Menschheit, von den Ausschweifungen der Reichen, der Verrohung des Volkes, von der Gottlosigkeit der Welt, und wie ein Feuerregen dem Sodom und Gomorrha drohe — sie war sich ihres Anteils an der großen Schuld bewußt und neigte zerbrochen ihr Haupt.

Sie sagte leise, daß es an ihr nicht fehlen solle, daß sie ihren Mann bitten werde, sie dem Bunde beitreten zu lassen.

„Auf Ihren eigenen Willen kommt es an!" sagte er gebietend mit den schonungslosen Flammen seiner Augen, und die Schatten um ihre Höhlen waren wie Rauch, drohend und betäubend. Daß sie darauf entgegnen mußte: „Ich habe den Willen." Und sagte es willenlos.

Digitized by Google

Ein heller Schein zog über sein Gesicht. In seine Augen kam ein Versunkenes, fast Verträumtes.

Dann aber, als dürfte sie noch nicht heraus aus dem Gewahrsam ihrer Angst, erzählte er ihr von Schreckensdingen.

„Heute geschicht hier nun wieder etwas, was ich nicht zum erstenmal erlebe. Es wird jemand ohne mich eingescharrt. Dort in der Selbstmörderecke. Zwischen dem Schlehdorngestrüpp."

Sie schauderte zusammen. „Wie furchtbar ist das!"

„Wir haben hier die meisten Selbstmorde im Lande. Als ob der Frevel der Erde in diesem ihrem Zipfel am wildesten sich auszucken müßte. Aber gerade darum stehe ich hier wie auf der Warte. Ich habe jenen Platz der Verlorenen zu hegen als eine Denkstätte und ein Mene-Tekel!"

„Daß gerade wir hier solchen Schreckensort haben müssen!" klagte sie leise.

„Da er zu dem Lande und seinen Menschen gehört —! Diesmal war es ein alter Schäferknecht, ein Trunkenbold, den sein Laster nun richtig in die Hölle gejagt hat. Wir aber —" eindringlicher richtete er sich zu ihr hin — „die wir vom Herrn auf eine geistige und sittliche Höhe gestellt sind, haben wir nicht gemeinschaftliche Pflichten? Opfer müssen wir bringen! Opfer an unserem Wohlergehen, unserer Bequemlichkeit, unserer Genußsucht! Gnädige Frau, ich will jetzt die Stelle aufsuchen, wo der Unglückselige verscharrt ist. Ich weiß, die Stätte flößt Ihnen Grauen ein. Entäußern Sie sich selbst, überwinden Sie den Selbsttrieb, der nur an das eigene Behagen denkt, begleiten Sie mich auf diesem schweren Gang!"

Sie schrak auf. „Was soll ich da?"

„Es gibt schlimmere Wege!" Er hatte ein Lächeln, durch das Milde und Mitleid sich woben. „Nur auf die Gesinnung kommt es an. Sie sollen den ersten Schritt tun auf harten, steinigen Boden. Aber dieser Boden trägt. Kommen Sie!"

Das war wie ein Befehl. Und das Grauen selbst gebot. Zitternd ging sie mit ihm. Und er schritt gehobenen Hauptes, da sie an seine Seite sich duckte.

Noch immer war Wintersonnenfeuer im Westen. Der Abend rief die Seenebel zur Hilfe. Lauernd, ein schleichendes Heer zogen sie über das Land. Schatten ringsum. Wie eines Beschwörers wallte die schwarze Gestalt Pastor Morbrands durch das Grau. Lautlos und bebend hängte sie sich an des Geisterbanners Schritte.

Durch den verschneiten Buschwald führte ein enger Pfad. Sie mußte dicht an seine Seite sich halten. Er genoß schweigend die Nähe ihrer willenlosen Ergebenheit.

Nun gabelte sich der Weg. Rechts ging es zu dem einfachen Gittertor eines umfriedeten Raumes. Zwei schlichte Holzkreuze krönten die Pfosten des Tores, das zur Heimstätte der Namenlosen führte. Hier wurden die Leichen der Unkenntlichen, Unbekannten gebettet, die die See ans Land warf. Die Grafen Hewaldt hatten eine Stiftung ausgesetzt, die die Kosten der Bestattung trug.

Links aber wand sich ein Steig durch niederes, sturmzerzaustes Gestrüpp. Den gingen sie. Er brachte sie an einen freien, von Dornsträuchern eingerahmten Platz, der bis zu der kahlen, schroffen Spitze der Landzunge vorstieß.

Weiß, schneebedeckt lag die Fläche. Nur dort zur Seite ein schwarzes Viereck war scharf hineingerissen. Und es drohte zu ihnen herüber. Hier war es, hier hatten sie heute den Selbstmörder verscharrt.

Pastor Morbrand trat an das Grab. Sie folgte ihm, schon weil sie nicht allein bleiben konnte. Er betete nicht. Nur leise senkte er den Kopf, mehr nachdenklich als in Andacht. Aber es war auch nichts von Zorn und Fluch in seinen Zügen. Des Todes Majestät befahl auch hier.

Dann wandte er sich und schritt bis hart an den Abhang. Tief unten schlugen die Wellen an die schroffe Uferhöhe. Spülten, klatschten, rollten und barsten. Ein verbissener Unwille, ein dumpfer Trotz, eine knirschende Feindseligkeit. Wie Worte klang es hindurch, wie Geisterrufe, von den Nebelschwaden gedämpft. Oft war es wie ein langes Weinen und tiefes Schluchzen.

So stand Morbrand und blickte auf die nebelnde Flut. Und Hildegards schwindelnde Sinne ließen sie forttreiben ins Nebelmeer.

Auf einem Geisterschiff war sie. Die Gallionfigur vorn an seinem Bug der Gottesmann. Ein Geisterschiff, ein Toten-

Digitized by Google

schiff, das die Seelen zur Büßerfahrt hinaustrug in die Schattenwelt.

So starrte sie, wesenlos, ohne Leben, erfroren in Grauen. Sie sah und achtete nicht, daß er umkehrte, daß er sie an der Hand nahm wie ein Kind. Erst als sie durch den Buschwald heimschritten, fand sie sich wieder. Und da, wie sie den Kopf hob, sah sie durch die Nebel, die verdunsteten, einen Stern.

‚Die Welt ist nicht so — nein, nein, so ist sie nicht!‘ Das wiederholte sie sich wortlos, immer aufs neue. ‚Die Welt hat Sterne, hat auch eine Sonne, hat Licht und klopfende Herzen.‘

Sie wollte sich lösen aus dem Bann. Solange er sie zur Seite hatte, gelang es schlecht.

„Nun,“ fragte er sie zum Abschied, „hat dieser ernste Gang, zu dem Sie ein Opfer bringen mußten, Ihnen nicht innerlich etwas gegeben?“

Sie nickte. Dies konnte sie bestätigen, ohne unwahr zu sein.

Er verabschiedete sich von ihr. „Am Sonnabend ist in meinem Pfarrhause die Gründungsversammlung des Frauenbundes. Wir dürfen Sie erwarten?“

Sie nickte wieder wortlos, diesmal unter dem Vorbehalt, daß Bossart es erlaube. Dann sagten sie sich Lebewohl.

Noch lange fühlte sie Morbrands Augen auf sich ruhen. Wieder war es wie eine leibliche Berührung. Und ihre frauliche Empfindung wußte es, daß in diesen Augen mehr war als ihr seelischer Brand. Ein Sinnenfeuer, eine Leidenschaft und ein Leiden —

Das Weib in ihr schrak zurück vor seinem Begehren und neigte sich dem auch wieder, sei es nur in Fragen und Neubegier. Er selbst war schuld daran, daß sie als Mann ihn sah, als einen werbenden Mann, und so ihn in Gedanken sich betrachtete. Hätte er mit diesen Flammen sie umschlungen, wenn sie nicht eine Frau gewesen wäre —?

Und sie sah seine Gestalt, seine Augen, seinen Mund, der zart war mit feingeschwungenen Linien.

Ob dieser Mund jemals von den Lippen eines Weibes getrunken hatte?

‚Nicht wahr, Pastor Morbrand, jetzt bist du entsetzt über mich! Bist du es nicht, kein anderer als du selbst‘ — so züngelte sie mit einer gewissen Rachsucht und im Hohn — ‚bist du es nicht selber, der meine Phantasie verdirbt! Du, der du eingesetzt bist, sie zu behüten —!‘

⌘ ⌘ ⌘

Frohgelaunt kehrte Bossart von seiner Jagdfahrt nach Hause. Er hatte fünf grobe Sauen erlegt und war auf der Höhe.

Er wollte von ihr hören. Sie erzählte ihm ohne Scheu, daß sie mit Ditmar Schlitten gefahren sei, dann von Pastor Morbrands Besuch, seinem christlichen Frauenbund und ihrem gemeinschaftlichen Gange zu der Stätte des Grauens.

Bossart klatschte sich auf die Schenkel und sprach mit sprühendem Lachen: „Hab' ich mir das nicht gedacht! Kaum wend' ich den Rücken, und die männliche Nachbarschaft stürzt über dich her. Ditmar, die sachte Suse, und der feuerspeiende Seelenhirt! Nicht eine Gattung, der du es nicht antust!“

Sie wehrte ab und wand sich und wollte etwas sagen.

„Gut ist das!“ Er riß sie an seinen Mund. „Sie sollen deine Reize fühlen! Sie sollen sich nach dir sehnen! Verwirre ihnen die Sinne! Um so mehr verwirrst du sie mir —“

Nachdem er Wiedersehn gefeiert hatte, ging Bossart den ‚Schleichwegen der pfäffischen Inbrunst‘, die ihm interessanter waren als Ditmars offene Harmlosigkeit, mit hämischem Behagen weiter nach.

„Schleift dich dorthin in die Selbstmörderecke! Und braut dir da seinen grausigen, schwefeldicken Hokuspokus vor! Weiß er, daß im Gruseln die Quellen neuer Zärtlichkeiten springen! Recht so, Pastor, mein Freund und Helfer!“

Sein Lachen stieß sie zurück. Er nahm sie liebkosend auf seinen Schoß.

„Weißt du, daß diese Unmutsfalten nur meinen Lippen zugute kommen! Du hörst mich nicht gerne Dinge sagen, die man sonst nicht ausspricht! Aber ich spreche sie aus, und wär' es auch nur, weil dein Zorn mich entzückt. Ja, Kind, dein Unwillen, dein Widerwillen gar! Wozu ist dein Trotz da, deine Empörung? Daß ich sie bezwinge! Ich brauch' nun mal ein paar Scheite Höllenfeuer in unsern häuslichen Kamin! Und du, du brauchst sie ja schließlich auch! Sag's! Sag's selbst: Wir

Digitized by Google

wollen uns nicht langweilen in fettsüchtiger Gewohnheit! Und wenn jetzt eine Unsicherheit dazukommt, ein Zweifel, eine Eifersucht! Sag' mir, der Pastor — er ist ein Geißler wie ich, von der anderen Sorte freilich. Solltest du für die Geißler nichts übrig haben? Und gerade einmal für die andere Art! Er soll — soll dir gefährlich werden! Er soll in deine Gedanken kommen! Daß ich ihn da wieder herausschmeißen kann, ihn austilgen, ausbrennen!"

Seine erhitzten Worte gingen ihr ins Blut, und seine Flammen schlugen über sie zusammen.

⌘ ⌘ ⌘

Ditmar ließ sich auf Rotenfüer nicht blicken. „Wo bleibt er, dein Liebhaber, dein schüchterner?" so konnte Bossart sie necken und höhnen. „Mach' ihm doch ein wenig Mut!"

Mit einem neuen Plan war Ditmar, der Bastler und Erfinder, den Winter über beschäftigt. Einen Segelschlitten hatte er ersonnen und gebaut. Das neue Fahrzeug sollte auf dem Rechentiner Binnensee erprobt werden. Aber der Februar schon sagte vom Winter sich los, und durch die ersten Märztage zitterte der Vortraum des neuen Erwachens mit all seinem prickelnden Schwirren und Schwingen.

„Nun denn, ich kann warten bis nächstes Jahr," meinte Ditmar, der Gelassene. „Die neuen Tage haben neue Werte."

Er war auch ein Gartenfreund, und eigenhändig bestellte er ein Stück Land.

Hildegard, als sie ihn wiedersah, fand ihn grabend mit dem Spaten. Sie kam mit Bossart, den Laune und Übermut hergezogen, auf den Langenbrucher Hof gefahren. Nach Rechentin wollten sie und hielten hier Einkehr.

Ditmar empfing sie ganz unbefangen in seinem Gärtnerkittel bei der Arbeit. Bossart sprach ein wenig hohnvoll und von oben: „Abel aber war ein Ackersmann."

Der Besuch wurde ins Haus genötigt. Hier, in einem Zimmer voll geistigen Behagens, bei einer trefflichen Tasse Tee blieben sie eine Stunde beisammen. Ditmar war der ungezwungenste Wirt. Weder Bossarts, des Grandseigneurs, Großspurigkeit, noch Hildegards nachdenkliche Schönheit, das Versunkene, Verstohlene und still Suchende in ihren Augen rührte an sein Gleichgewicht.

Bossart gab heftig seine Zeitgedanken zum Besten. In klarer Ruhe vertrat Ditmar die eigenen Anschauungen.

„Ich sehe nur ein Mittel gegen alle Unzufriedenheit, gegen alle Revolutionen," so erklärte er, „wir, die wir selbst unseren Acker bearbeiten, wissen es und müssen es wissen. Jeder soll sein eigen Stück Land haben, die Erde ist groß genug dafür. Jeder soll Herr sein, und als Herr soll er dienen dem Großen und Ganzen. Als Herr dient jeder gern."

„Lächerlich," brauste Bossart dagegen auf. „Du willst die schöne, große Welt in Kleinigkeiten zerschlagen! Das Starke so in lauter Schwächliches zersplittern! Was fällt dir ein! Auf das Große kommt es an! Und für das Große wird der Kleine gebraucht — das ist das Glück des Kleinen und seine Ehre! Du aber und deinesgleichen, ihr mit eurer sentimentalen Wehleidigkeit, ihr seid es erst, die die Unzufriedenheit erregt!"

„Man kann nicht erregen, was nicht vorhanden ist. Man kann nicht wecken, was kein Leben hat."

„In drei Teufels Namen, laßt eure fürwitzigen Pfoten davon und laßt es weiter schlafen!"

„Wacht es von selbst auf, gibt es kein Halten und Führen. Und die Welt wird in Stücke geschlagen. Darum sind Wecker bestellt, Wecker und Wächter bestellt. Eine vorsichtige, geistige Hand —"

„Unsinn! Die Faust ist es, die Weltgeschichte macht. Nicht ihr Abels, die ihr abgetan werdet — die Kains sind die Gestalter und Erhalter. Die Mörder sind die Schaffenden."

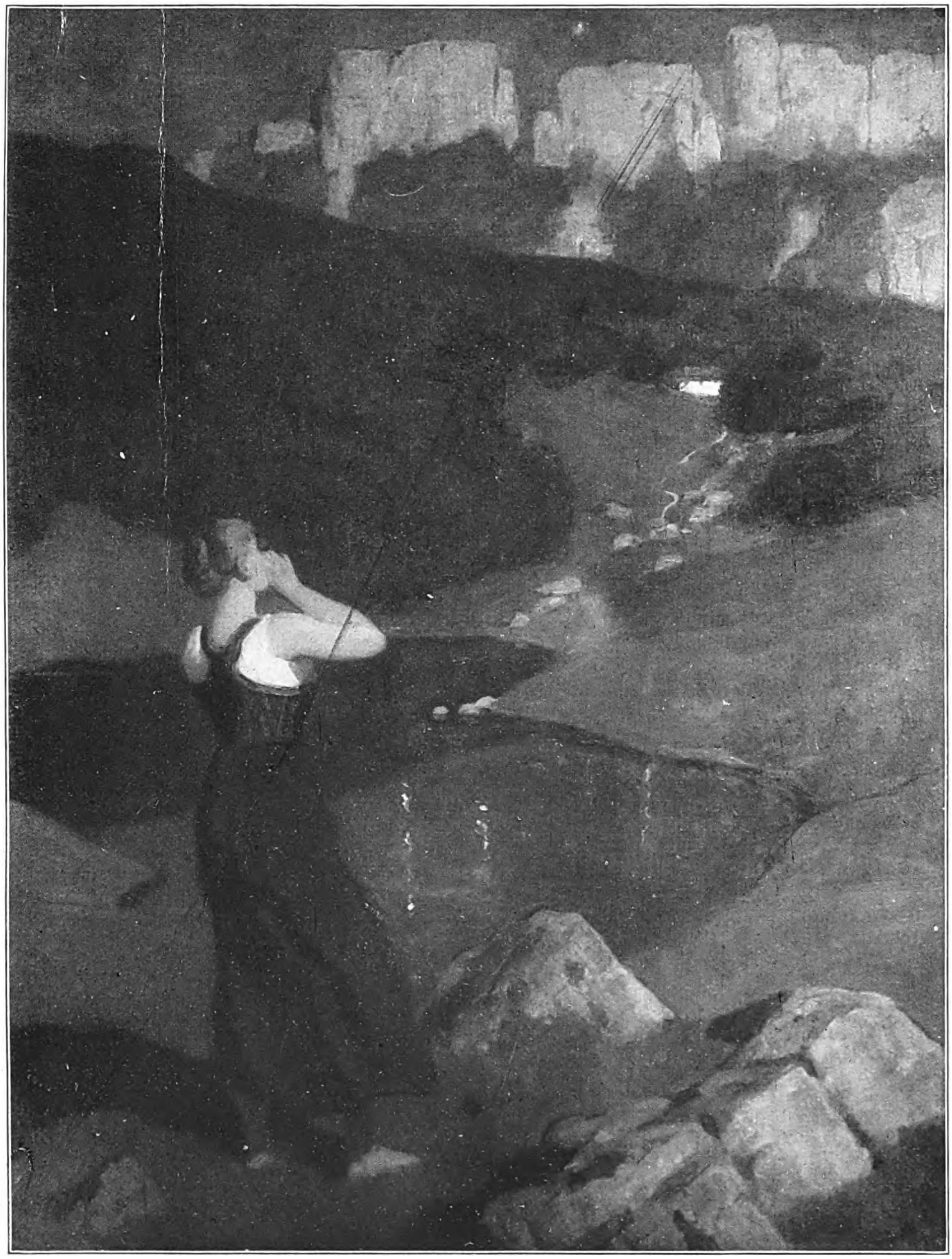
„Dein Bild ist einseitig. Abel wird eben nicht erschlagen. Abel ist eine Idee, und die Idee ist unsterblich."

„Das wußt' ich, daß du in die Idee dich retten würdest, eure beste Zuflucht. Im übrigen: ist Abel eine Idee, ist Kain doch auch eine! Und jetzt sprich du einmal, Hildegard!"

Es freute ihn, sie aus ihrer Versonnenheit zu schrecken. „Jetzt mußt du Farbe bekennen! Hältst du zu den Ideenmenschen oder zu den Männern der Tat!"

Er weidete sich an ihrer Unsicherheit.

Digitized by Google



Das Echo
Gemälde von Franz Müller-Münster

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Angst vor ihm ließ sie nicht mit der Sprache herauskommen. Ihr edles Blut aber scheute wieder vor der Lüge und verbot ihr, ihm rückhaltlos zuzustimmen.

„Haben die nicht beide ihre Berechtigung?" fragte sie still.

„Richtig!" höhnte Bossart. „Das Einerlei, der große Brei.

Nur kein Entweder — oder,
Wi sünd all Swester un Broder!"

Da lehnte sich etwas in ihr auf, und sie fügte leise, doch bestimmter hinzu: „Nur mit Gewalt kann ich mich nicht befreunden. Mir ist, als käme davon alles Unglück in die Welt."

„Seh' einer," sagte Bossart. Aber er nahm es nun ganz und gar nicht schwer. Für ihn glitt die ganze Sache schon ins Gleichgültige hinunter. Er gab das Zeichen zum Aufbruch und sprach den Epilog mit einer gutmütigen Selbstsicherheit. „Natürlich haben die Frauen eine Schwäche für alle Träume. Aber nur, um desto glühender zur Wirklichkeit zu beten."

Sie verabschiedeten sich, luden Ditmar wiederholt ein und fuhren weiter nach Rechentin.

„Er gab gehörig Geist von sich, der gute Ditmar," sagte Bossart unterwegs. „Ganz gewiß wollte er dir gefallen. Aber davor bin ich denn doch sicher, daß dieses Lamm sich in deine Seele hineinschnuppert. Dagegen er, der reißende Wolf Gottes, der sich mit aller Macht in dich hineinfressen will —! —"

Nichts hatte Ditmar, was Eindruck auf Bossart machte, nichts, was er fürchtete, nichts, um was er ihn beneidete. Hildegard aber trug aus dem Gespräch die Worte Kain und Abel mit sich herum. Kain, der den Abel erschlägt — —

In ihrer Heimatkirche hing ein Bild, das die erste Mordtat der Welt dem christlichen Gewissen einprägen sollte. Von ihm lieh ihre Vorstellung den blutigen Dunst. Was war es, daß sie in die grauenerregenden Köpfe sich Bossarts und Ditmars Züge hineinschuf?

Angst bekam sie, die Freundschaft mit Ditmar weiter zu pflegen. Ein roter Schein stand am Horizont. Bossarts brausende Wildheit und seine gewalttätige Hand waren drohende Wahrzeichen.

Mit Kain und Abel war die Bibel da, die Frömmigkeit, der Kinderglaube. Und wieder brauchte sie einen geistigen Berater. Aber Pastor Morbrand stand mit dem Flammenschwert vor dem Friedensreich.

Voll Widerstrebens zog sie zu dem Frauenkonventikel, dem er Hand in Hand mit der fanatisch bigotten Gräfin Hewaldt den Geist des Flagellantentums aufprägte. Und in diese überhitzte Luft einer verzückten Büßerei trieb gerade Bossart sie immer wieder hinein. Nicht bloß aus Hohn, nein, aus einer lüsternen Freude an ihrer Verstörtheit.

Morbrand aber — seine Worte, sein Schweigen, seine Blicke, seine Gesten — alles schlang sich um sie und nur um sie, alles forderte von ihr, alles trank von ihr wie im Verdursten.

Von einem dieser wilden Männer wurde sie flüchtig zum andern hin, wurde sie verstoßen zu dem andern. Wie ein Spiel dieser wilden Wünsche war sie. Ihr Stolz wachte auf, daß sie so ein Werkzeug war für die wilden Begehrlichkeiten, und mit dem Stolz ein Trotz und eine fraulich schelmische Tücke. Ein Zorn gegen die Beiden als ihre Peiniger flammte in ihr empor, und etwas wie Rachsucht wurde immer aufs neue lebendig.

‚Ihr zerrt mich hin und her, ihr laßt mich nicht aus den Fingern. Gewaltsam teilt ihr euch in mein Leben, ihr Herren und Gebieter. Ich will auch für mich etwas haben, für mich ganz allein! Ein Geheimnis will ich vor euch haben. — Und — ja, ja — imstillen mich über euch lustig machen! Euch beide auslachen! O, mich so an euch rächen können! So mich loslösen aus dieser doppelten Überwältigung! Frei sein! Nur ein Stück Freiheit haben!'

Das war zuerst ein bloßes Gedankenspiel ohne greifbare und leibhaftige Wünsche. Und doch lag darin schon eine Genugtuung, schon ein Sicherheben über die dumpfe Sklaverei, schon ein Abstreifen der zweierlei Ketten.

Und solche Gedanken bereiteten ihr eine froh gesteigerte Einsamkeit. Sie wurde jetzt öfters allein gelassen. Bossart nannte es, ‚der Sehnsucht einheizen.' Er wollte einen Frühling mit befeuerten Zärtlichkeiten.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Hildesheim

Von Franz Hermann Meißner

Draußen blaute und sonnenfunkelte ein warmer Sommertag. Im Alten Museum zu Berlin, im Schinkelbau, war es angenehm leer und kühl. Im Sälchen des weltberühmten Hildesheimer Silberfunds saß ich bald versonnen und bald wanderte ich von Schrank zu Schrank mit den Augen eines Schlemmers. Durchgoldet schien heute das gedämpfte Licht vom Hof her, und auch ich fühlte einen guten Tag bei mir: wie das alles heute lebte und spielte und raunte! Immer wieder zog es mich zum großen Mischkrug unter dem Glassturz am Fenster; immer wieder fesselte mich dies entzückende Spiel von Putten und Ranken auf der mattblinkenden Oberfläche. Ein feiner Rokokomann könnte es gemacht haben. Unfaßbar wäre es für eine grobe Römerfaust. Allenfalls ersann es ein Grieche. Einer der vielen, vielen Griechen, die nach dem Fall von Hellas an der Tiber von der Väterheimat träumten, während sie Rom dienten. — Und weiterhin: neben dem Linienspiel des Mischkrugs die reife und reiche Pracht der vier oder fünf Becher mit den Masken, die spielende Anmut des gehenkelten Blumenbechers, der stille und feierliche Ernst des Lorbeerbechers, die schöne Abgewogenheit der Athena-Schale — jedes Stück in seiner Art ein Meisterwerk und fast ein letztes Wort seines Stils! Rom hat im goldenen Zeitalter des Augustus noch vieles, aber nichts Köstlicheres geschaffen als diese Dinge.

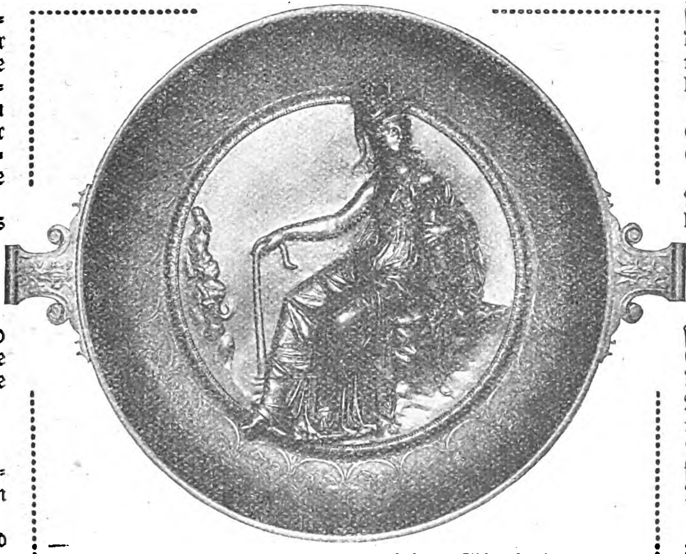
Über fünfzig Jahre sind verflossen, seit Berlin diesen kostbaren Römerschatz erhielt. Erinnerungen flattern nach Hildesheim und zum Galgenberg. Der wüste Feldweg neben den Schießständen taucht bei mir auf, und sinnend lese ich die Inschrift auf dem Findling, über rohem Steinhaufen. — Hildesheim und der Silberfund! Das blieb bei mir, während ich durch den herrlichen Sommertag über die Straße Unter den Linden und dann quer durch den Tiergarten heimwärts wanderte... heimwärts in süß und schwer nachhallender Museumsstimmung. — — Wie kam dieser Fund nach Hildesheim? Darüber tobte viel Streit. Römer saßen hier niemals. Wohl aber liegt Hildesheim im alten Cheruskergau. Und auf allen Kirchenhügeln der Stadt und den Höhenzügen über dem Tal der Innerste lagen vordem Heiligtümer des Wotan, der Frikka, des Froh, des Ziu, was besondere Heiligkeit des Orts zu bezeugen scheint. Der Hauptsatz dieses silbernen Tafelgeschirrs gehört sicher der Zeit des Augustus an, 30 vor bis 14 nach Christi Geburt. Nebenumstände lassen schließen, daß es sich vielleicht um den Feldherrnanteil an einer Siegesbeute handelt. Wir beginnen herzpochend zu ahnen: dieser kostbare Silberschatz gehörte zum Tafelgeschirr des Varus, bis er Anno 9 nach der berühmten Varusschlacht in die Hände Armins, des Cheruskers, fiel. Der mochte ihn hochherzig den Göttern im Tal der Innerste gestiftet haben. Andere riefen Germanicus als Vorbesitzer an. Die Lesart mit Varus und Armin ist o reizend und so voll innerer Natürlichkeit, daß sie in Hildesheim selbst jedermann glaubt. Auch Prell entschied sich in seinen köstlichen Hildesheimer Rathausfresken dafür und begann deren Reihe mit Armin, wie er den Priestern am Galgenberg die funkelnde Siegesbeute übergibt. — So freundliche Bilder gaukelte der schöne Sommertag durch meine Gedanken. Der Rosengarten lag auf meinem Heimweg durch den Tiergarten. Mittagsstille auch hier. Einen anderen, noch märchenhafteren Rosen-

Der Zehnmaskenbecher des Hildesheimer Silberfundes

Digitized by Google

garten erspähte mein inneres Gesicht jetzt: den berühmten Domfriedhof mit den herrlichen uralten Kreuzgängen ringsum und dem tausendjährigen Rosenstock am Domchor. Und der Silberfund ..., der Rosenstock ..., der heilige Bernward ..., der Mittagsfrieden des süßen stillen Rathausmarktes glitten zaubervoll vorüber. — — — Da quoll eine heiße Sehnsucht empor. Noch ehe ich den Berliner Rosengarten verlassen, war der Entschluß reif: nach Hildesheim!

Hildesheim liegt in Südhannover, ungefähr mitteninne von Hameln, Hannover, Braunschweig, Goslar und nur eine kleine Schnellzugsstunde von jeder dieser Städte entfernt. Die Ausläufer des Harzes steigen hier noch einmal ansehnlich als Hildesheimer Wald auf, ehe sie in der Ebene verlaufen. Waldberge, Gebirgsblicke, in milden Farben prangende Auen und das rasch fließende Silberband der Innerste machen das langgestreckte Tal zu einem lieblichen Eden, in dem eine romantische Seele das Leben friedlich und stillselig verträumen könnte. Es wirkt wie ein letzter Abschiedsblick von den Wonnen der Gebirgswelt, ehe der Wanderer in die Prosa der Ebene hinaus muß.

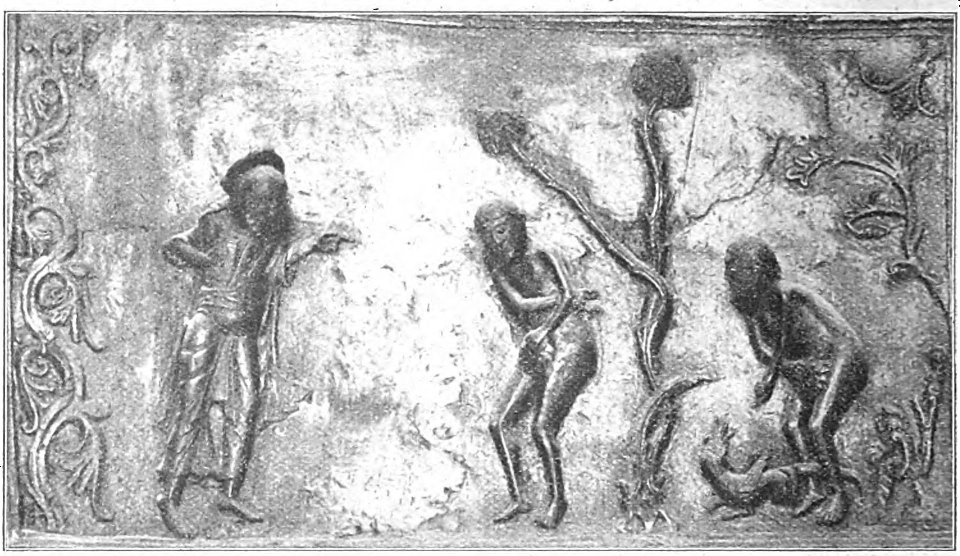

Die Athena-Schale des Hildesheimer Silberfundes

Das fanden schon andere lange vor uns: erst die Cherusker, die den Ort anscheinend zu einer Art von cheruskischem Olympia machten; dann nach dem Durcheinander der Völkerwanderung der tüchtige Schlag der Niedersachsen, welche Dörfer, Edelsitze, Burgen allerart hier gründeten. Und dann tritt genau 815, ein Jahr nach dem Tode Karls des Großen, das heutige Hildesheim ins helle Licht der Geschichte. Das aber ging so zu: im Domschatz steht noch heute ein uraltes Reliquiar. Das silberne Urstück sieht wie ein flachgedrückter kleiner Lichtschirm aus und trägt verwischte Inschrift. Als ‚Unserer leuen vrowen hilgedom‘ schon vor 500 Jahren angezeigt, kann es sehr wohl noch 600 Jahre älter sein. Die reizende Sage meldet nun in mehrfacher Lesart, daß Ludwig der Fromme, der schwachköpfige Sohn des großen Karl, oder sein Kaplan auf der Jagd nach einem weißen Hirsch sich hier im Urwald verirrt habe und eingeschlafen sei, nachdem er das kostbare Reliquiar an einen Rosenbusch gehängt hatte. Die Jungfrau Maria erscheint dem Verirrten bedeutsam im Traum; der Rosenstock läßt hernach das Heiligtum nicht mehr los; eine Marienkapelle wird auf dieser Stelle, dem heutigen Domhügel, gegründet und der Bischofssitz vom nahen Königshof Elze hierher verlegt. Man sieht: auch hier gibt es ein Rosenwunder mit einem leibhaftigen Prinzen! Die Poesie selbst und alle guten Feen stehen sichtbar an der Wiege von Hildesheim.

Schon 818 entsteht der erste größere Dombau. Der Hügel erhält Mauer und Türme. Außerhalb der Priesterburg wachsen die ersten Gassen. In den ersten 200 Jahren wird am Dom mehrfach gebaut. Noch zu Bernwards Zeit bestand der Oberbau aus Holz. Bald nach dessen Tod brannte 1046 das ganze Gebäude nieder. 1056 bis 61 schuf dann Hezilo die heutige Gestalt, an der seitdem aber viel geändert ward. Nur der märchenhaft schöne Kreuzgang hinter dem Domchor von 1070 und der Rosenstock von 815 haben die Zeiten überdauert.

Der Segen aber blieb bei Tal und Ort. Hildesheim erlebte zwei köstliche Hochblüten. Die erste Kunstblüte um 1000 hat man nicht ohne Recht als Hildesheimer Renaissance bezeichnet. Der zweite Aufschwung fällt in die Lutherzeit von 1500 bis 1600. Die Glorie von 1000 ist eng mit einer der fesselndsten Führergestalten, dem heiligen Bernward, verbunden. — Der nächste Weg vom Bahnhof in die Stadtmitte geht durch die Bernwardstraße. Sein Erzbild steht auf dem Domhof. Seine Werke sind über die Stadt verstreut. Seine Gebeine ruhen gleichsam als Sinnbild an drei Stellen. Was Dürer für Nürnberg und Goethe für Weimar bedeutet, ist der Bischof Bernward für das norddeutsche Nürnberg geworden. Sein Wirken spürt man allerorten. Sein Geist geht seit 900 Jahren überall sichtbar um.

Digitized by Google



Bildausschnitt: „Gott richtet über Adam und Eva" aus den von Bischof Bernward 1015 entworfenen und gegossenen Domerztüren

Auf dem prächtigsten seiner Rathausbilder schildert Prell den Mann selbst an einem Glanztage seines Lebens und in sinnfälligem Beieinander seines ganzen Werkes. Am Palmsonntag 1003 kam Kaiser Heinrich II., der Heilige, mit großem Gefolge von Bamberg geritten, um seinen Mitschüler, Freund und Berater Bernward zu besuchen. Der empfängt ihn vor dem Dom als alter und gebückter Oberhirt. Mönche zeigen die Bücherschätze, das Bernwardkreuz vor. Die erzenen Domtüren, die Christussäule, die Michaelskirche im Hintergrund wölben sich gleichsam um ihren Schöpfer, den der Kaiser freundschaftlich grüßt.

Man erinnere sich, wie eng gebunden die deutsche Bildung um 1000 war. Erst vor kurzem verstummte die Dichterin Hroswitha im nahen Gandersheim. Eben erst hatte die Herzogin Hadwig von Schwaben auf dem Hohentwiel hochbetagt ihre Augen geschlossen. Wenig später wurden in St. Gallen von Ekkehard IV. die berühmten ‚casus sancti Galli' geschrieben. An den Hochblüten gemessen lauter kleine Namen! Die Kirche allein vertrat damals die Volksbildung und stand noch ganz unter dem Einfluß der Antike aus zweiter Hand.

In dieser Werdezeit zwischen Karl dem Großen und den Staufern gehört Bernward zu den Großen.

Sein Leben ist kurz erzählt. Als Graf aus dem Hause Sommerschenburg etwa 962 geboren, wird er auf der Domschule zu Hildesheim, die noch heute im Gymnasium Josefinum fortblüht, erzogen. 987 beruft ihn die schöne Griechin Theophano als Erzieher ihres Sohnes Otto III. 993 wählt ihn das Domkapitel von Hildesheim zum dreizehnten Bischof. Im Jahre 1000 steigt er mit Otto in die Gruft Karls des Großen zu Aachen hinab. 1001 besucht er Rom. 1007 geht er nach Tours und Paris. 1022 stirbt er nach fast dreißigjähriger Regierung und wird in St. Michael in der von ihm selbst erbauten Gruft beigesetzt.

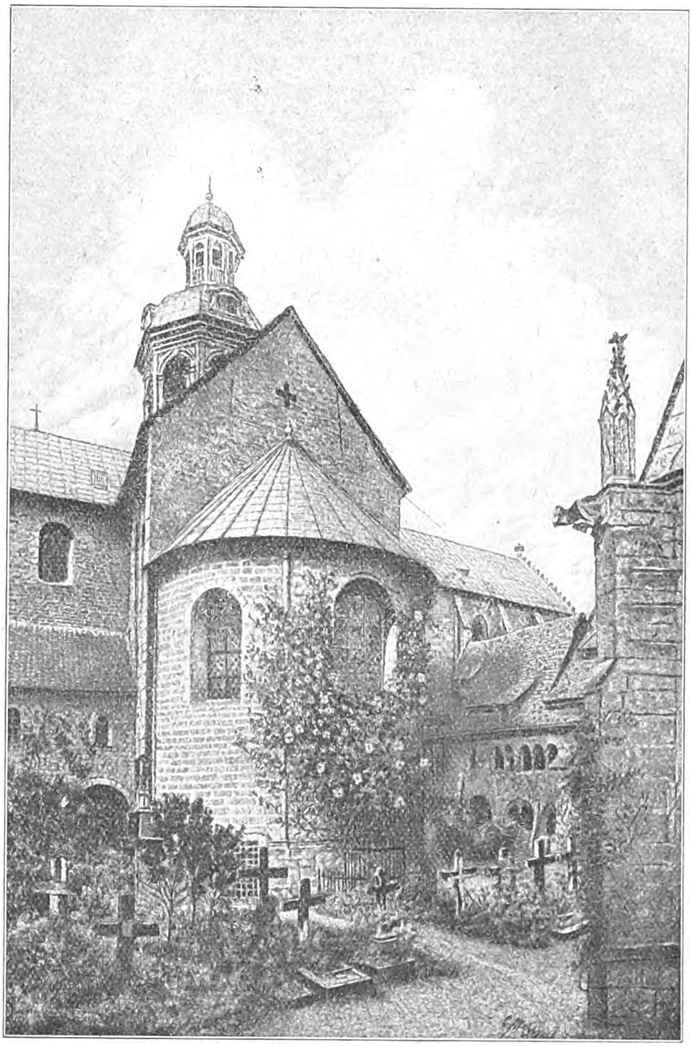
Kreuz aus dem Domschatz. Vor 1000 entstanden

Dieser hochgewachsene und schlanke gräfliche Bischof ragte in allem weit über das gemeine Maß hinaus. Als Feldherr wie als Kämpfer ritt er an der Spitze der Seinen

in die Normannenschlacht. Der Anlage der Grenzfesten seines Landes wurde große Sachkenntnis nachgerühmt. Als Priester war er untadelig und streng nur gegen sich selbst, milde dagegen zu allen andern. Als Gelehrter wegen seines reichen Wissens wie seines scharfen Denkens hochangesehen, brachte er die Domschule zu hoher Blüte und gründete eine tonangebende Dombücherei, von der noch heute kostbare Stücke zeugen. Seine ganze Liebe freilich gehörte der Kunst. Nördlich der Domburg entsteht eine Kunstschule, der Schüler aus ganz Deutschland zuströmten. Als Kirchenbaumeister wie als Maler hochgeschätzt, ist er als Goldschmied und Bildhauer, ganz besonders aber als Erzgießer der erste Künstler seines ganzen Zeitalters. Jahrhunderte gingen nach ihm, ehe wieder Gleichwertiges entstand. Dieser Hof- und Weltmann, Feldherr und Krieger, Erzieher, Gelehrter und Schöngeist, dieser Schöpfer des Bernwardkreuzes, der Domtüren, der Christussäule, dieser Erbauer der Michaelskirche verkörpert die große Zeit von Hildesheim wie der Kirche in Deutschland von damals. Als Freund und Berater zweier Kaiser spann er ebenso oft zuzeiten die Fäden der Weltpolitik, wie seine schlanken Hände Kunst formten. Befruchtend wirkte er damit bis heute weiter. Er gab den stärksten Anstoß zu diesem ganz eigenartigen Stadtbild. Darum ist er auch von Rechts wegen der eigentliche Ortsheilige der schönen Bischofstadt an der Innerste.

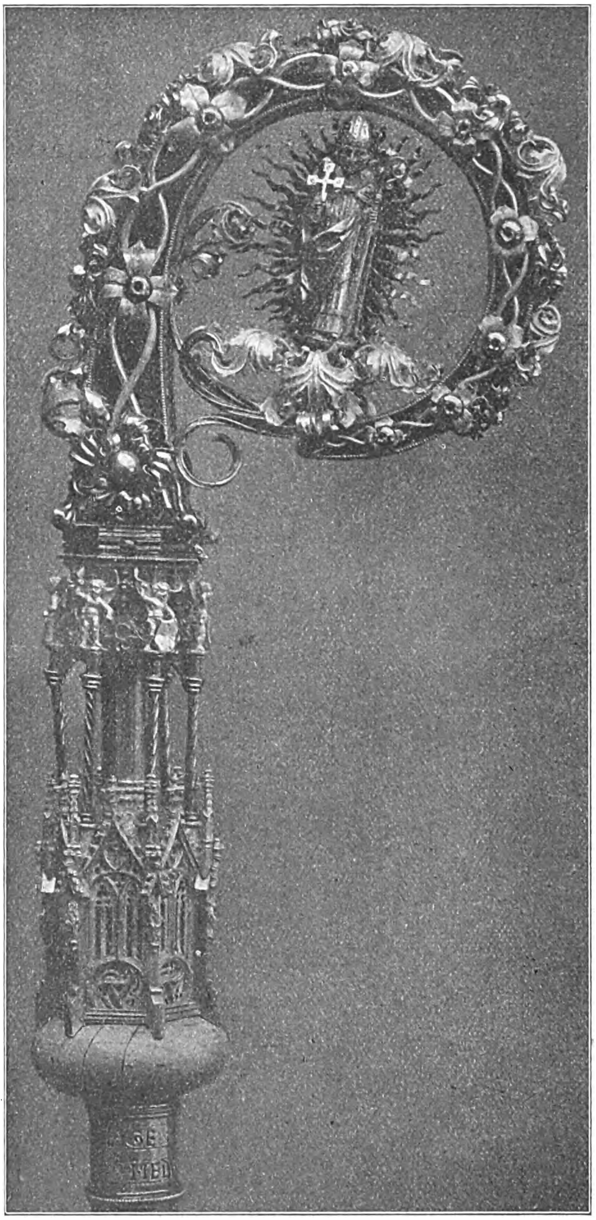
Nach Bernward muß man vom Dom reden. Auf hohem Hügel und inmitten des Domhofs gelegen, erscheint er von allen alten deutschen Domen äußerlich als einer der unansehnlichsten. Viele wird er sicher zuerst enttäuschen. Auf Schritt und Tritt gewinnt, überrascht, packt er jedoch mehr und mehr, bis man einem unwiderstehlichen Zauber erliegt.

Die heutige Domgruft mit dem Grabe des heiligen Godehard innen und dem Rosenstock außen liegt an der Stelle der ersten Marienkapelle von 815. Bis zum Brand von 1046 werden mehrere Um- und Anbauten erwähnt. Von 1056 bis 61 entstand die heutige Gestalt unter Hezilo durch den in seiner Zeit hochgeschätzten Baukünstler Dompropst Benno von Hirsau. Der Grundriß zeigt eine dreischiffige Basilika mit dem Niedersachsen eigenen Wechsel je eines Pfeilers mit zwei Säulen. Später kommen zwei weitere Schiffe mit gotischen Kapellen hinzu; noch später ein Innenausbau mit Stuck und Malereien im Rokokostil, den man besser mit Stillschweigen übergeht.



Domkirchhof und tausendjähriger Rosenstock
Radierung von Otto Ferdinand Probst

Die Nebensachen werden hier zur Hauptsache — vor allem Bernwards Spur. Erst die berühmten Erzdomtüren von 1015, nach einem römischen Vorbild von Bernwards eigener Hand entworfen und gegossen: Adam und Evas Geschichte auf dem einen Flügel; auf dem andern die Erlösung durch Christus. Ganz altertümliche, frühromanische, strenge Kunst, deren Gestalten oft Kaulquappen ähnlicher als Menschen sehen. Selbst der Fachkenner muß das Fremdartige erst überwinden. Man kommt aber bald in die Größe und Erhabenheit des Werkes hinein und wird dann seltsam gepackt. — Ungleich reifer und sinnfälliger wirkt die der Trajanssäule in Rom nachgebildete Christussäule von 1022 mit der Heilandsgeschichte, die allein Bernwards Ruhm begründen würde, wüßten wir sonst nichts von ihm. Der große Radleuchter, den Bernward begann und Hezilo vollendete; dann das vielgenannte Messingtaufbecken eines unbekannten Meisters von etwa 1250, wohl der schönste romanische Metallguß in Deutschland, und der herrliche Lettner von etwa 1550 aus unbekannter Werkstatt schließen sich würdig an und sind doch nur die Hauptschlager unter noch anderen Kostbarkeiten. Der Domschatz, nach dem vor kurzem Verbrecher ihre Hände ausgestreckt haben, ist wieder eine Sehenswürdigeit für sich. Dem von Trier und Essen ebenbürtig, umfaßt er 88 Stück. Hier macht das schon erwähnte sehr altertümliche Reliquiar Ludwigs des Frommen, das die Sage eng mit der Gründung des Doms verbindet, einen würdigen Anfang, während das Ende der Reihe ein überaus anmutiges Hausaltärchen mit Malereien von Fra Angelico da Fiesole bildet. Dazwischen Bernwards Nachlaß: ein Kelch und ein silbernes Kruzifix von seiner Hand; das prachtvolle seidene Meßgewand aus seinem Sarg; das Reliquiar mit seinem Schädel und einem Arm; sein Bischofsstab, für dessen Stücke Anno 1492 der Hildesheimer Goldschmied Saltjenhusen ein gotisches Meisterwerk von silbernem Aufsatz schuf. Eigentlich gehörten hierher in den Domschatz sein großes goldenes, mit 230 Edelsteinen und Gemmen besetztes Kreuz von 995, ein ganz unschätzbares Meisterwerk, sowie die beiden kleinen silbernen, ungemein reizvollen Leuchter, die man in seinem Sarge fand; sie befinden sich jedoch nebst einem andern Teil seiner Gebeine im zierlichen Rokokosilbersarg in der kleinen, wenig besuchten Magda-



Krümme zum Bischofsstabe des Bischofs St. Bernward; 1492 vom Goldschmied Wilh. Saltjenhusen, Hildesheim verfertigt

Digitized by Google

lenenkirche. — Auch an wertvollen Handschriften ist der Domschatz reich. Da ist der kostbare Evangelienkodex des Heiligen mit reichem Deckelschmuck, sein Sakramentar von 1014, die große Bernwardbibel, ein Evangelienkodex von 1011 mit Widmung von ihm und schließlich die Arithmetik des Boëthius zu nennen, die lange als Schulbuch Ottos III. galt.

Freilich die meisten Hildesheimfahrer lockt ein anderer Zauber als Erzbildwerke und Domschätze, und das mit gutem Recht, nämlich das unbeschreibliche Märchen vom Rosenstock und vom Domfriedhof. Man stelle sich ein kleines, an den Domchor schließendes Rechteck vor. An drei Seiten zur Erde und im Oberstock je ein tiefer, gedeckter, uralter Kreuzgang von 1070, also aus der Zeit Heinrichs IV., Gregors VII., Canossas, mit den Grabsteinen ältester Domherren. Verwitterte, eingesunkene frühromanische Säulen und Stücke ringsum. Und außen alles von Lattich, Efeu, wildem Wein überwuchert. In der Gartenmitte ruhen die Domherren der Neuzeit. Am Domchor selber wächst lustig der berühmte tausendjährige Rosenstock selbst — eine Heckenrose, bei der natürlich nur die dreiviertel Meter dicke Wurzel uralt ist, während die mit Jahreszahlen versehenen Triebe über der Erde neuen Wuchses sind. Hier die müde Verfallenheit eines Jahrtausends deutscher Geschichte — dort die Grabespoesie und das ruhelose Werden und Vergehen in Baum und Strauch und Schlinggewächs und ein klagender Ton irgendeines einsamen Vogels. An diesem Ort um die Mittagsstunde oder bei sinkender Dämmerung allein zu sein, kann die Sinne geradezu betören. Geister huschen durch die schwere Grabesluft ... alle die Seelen der harten Kämpfer und Büßer und der weichen Träumer, die hier lebten und nun ausruhen, werden wach ... und sie raunen dir

Christussäule aus der St. Bernward-Werkstatt vom Jahre 1022

von dem grenzenlosen Sehnen ihrer Erdentage und von dem immer neuen, nur langsam nach oben gehenden Lauf ihrer Lebensbahnen — ruhelos seit einem Jahrtausend! Wieviel Herzeleid, wieviel stumme Verzweiflung, wieviel übermächtige Ergebung liegen hier ausgelöscht!

Schwer, schwer reißt man sich los, wenn das Schlüsselbund des nahenden Domküsters rasselt. Noch einen langen Blick auf das grünende und verwitterte Jahrtausendmärchen, in dessen schönen Klang nur die zu große gotische Annenkapelle stilistisch einen Mißton fallen läßt. Draußen umfängt dich wieder der Alltag. Hinter dir liegt der Dornröschenzauber: „Es war einmal!"

Nach dem Dom, seinen herrlichen Kunstschätzen, seinem einzigen Friedhofs- und Rosenstock-Idyll fällt es schwer, von den anderen Kirchen Hildesheims zu sprechen. Und doch wäre Schweigen ein Unrecht. Im Nordosten der Stadt, nahe der späteren Mauer und den alten großen Gärten des früheren Klosters, liegt auch auf einem Hügel die recht stattliche St. Michaelskirche, die eigentliche Bernwards-Kirche. Sie und das Kloster erbaute er in zwanzig Jahren bis kurz vor seinem Tod und weihte beide noch selbst als Sterbender ein. Für sie goß er die Domtüren; in ihr war auch die Christussäule zuerst aufgestellt. In ihr bereitete der Heilige seine letzte Ruhestätte. Eine hohe und stattliche Basilika von merklicher Eigenart. Überall verrät sie den kühnen Geist und den Sinn für das Besondere bei ihrem Erbauer. Von großer Schönheit und viel bewundert ist der Engelchor in der Vierung. Später malte der Abt Ratmann die Holzdecke mit dem ‚Jessebaum' aus, der dem Kircheninnern eine ungemein feine farbige Stimmung gibt. Noch später entstand der köstliche gotische Kreuzgang hinter der Kirche im Hof

Digitized by Google

des Michaelklosters, in den man seit einigen Jahren Einblick durch ein Fensterchen in der Vierung erhält.

Da die Kirche jetzt protestantisch ist, wurde der Zugang zur Bernwardsgruft, die katholisch blieb, vermauert. Ihr Eingang liegt an der Außenseite des Chors inmitten von Gärten sehr abgelegen. Auch diese Stätte: die niedrige, reich gemalte Gruftkapelle, der lange schmale Steinsarg in der Gruft greifen mit der schweren Pracht ungefüger alter Formen und der Ehrfurcht vor einem großen Menschen tief ins Herz.

Die Heldenverehrung ist und bleibt nach dem schönen Wort des klugen alten Schotten doch der Menschheit bester Teil.

Die äußerlich schönste und dritte romanische Kirche ist die St. Godehardikirche, im Süden, auch auf einem Hügel gelegen und ehemals wie die meisten Hildesheimer Kirchen mit Kloster verbunden und als Feste ummauert. St. Godehard war der Nachfolger von Bernward, ein feingebildeter Mönch und großer Kirchenerbauer, der St. Moritz an Stelle der alten Bennoburg über der Stadt errichtete und dort auch starb. Er ist im Dom begraben.

Erbauer der Kirche ist Bischof Bernhard. Ein schönes Ebenmaß geht durch ihre Formen. Innen erneuert wirkt sie trotz der zehn Wandbilder aus dem Leben des Schutzheiligen jedoch ein wenig langweilig.

Taufbecken im Dom, wohl gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden

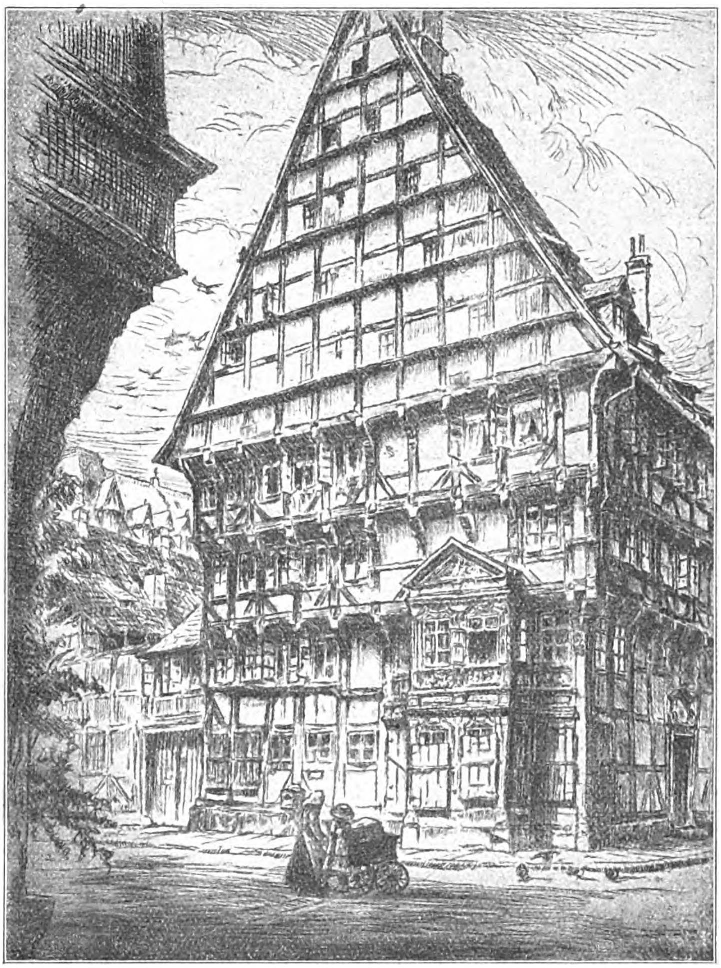
Das ist das romanische Viertel und das ganz alte, das heilige Hildesheim von 1000, die Bernward-Stadt. Auch hier ging der Lauf der Dinge weiter. Die Oberhirten wurden Fürstbischöfe und immer mächtiger und reicher. Prinzen trugen den Bischofshut auf der Perücke, spielten die großen Herren, schmückten das Dominnere zum Entsetzen des guten Geschmacks italienisch. Nur die deutsche Geistesbildung ging leer aus. Neue Blüte aber zeigte sich inzwischen kräftig anderswo. 500 Jahre kämpfte das deutsche Bürgertum um sein Hochkommen. Um 1500 erhält Hildesheim fast im Handumdrehen ein ganz neues Gesicht, das uns unheilig und sinnenfroh, aber so recht genialisch vom Rathaus her anlacht. —

Auch der Rathausmarkt von Hildesheim ist gerade wie sein Gegenpol, nämlich der Domkreuzgang, einzig in seiner Art. Er gehört zu den schönsten Plätzen der Welt. Willy Pastor, der feine Schöngeist und Stadtkenner, sagte mir einmal, daß dies Plätzchen sicher weltberühmt wäre, läge es in Italien oder Frankreich. Das trifft zu. Man muß ihn um die stille Mittagsstunde eines heißen Sommertags

Digitized by Google

oder in klarer Frühlingsmondnacht, wenn man nach gutem Trunk aus dem Ratskeller kommt, gesehen haben. Man wird den Zauber ebensowenig wie den des Domfriedhofs jemals wieder vergessen!

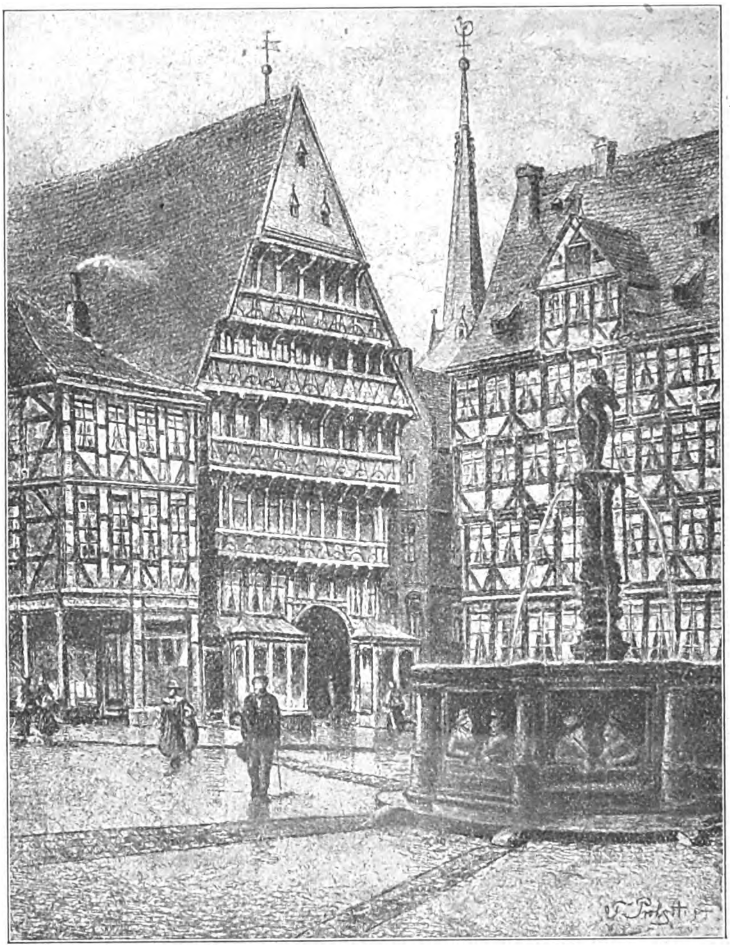
Das alte Rathaus paßt ganz wundersam in diesen Ort hinein. Ein Sammelbau von 1290 bis 1445, breit und behaglich, eine uralte tiefe Laube, ein kecker jüngerer Erker, Geschichte und Neuzeit, die Stadtbaumeister Schwarz um 1890 geschickt verband. Es fesselt überall, ohne schön zu sein. Man ahnt den Kern ebensowenig wie beim Dom. Innen aber hat es den weitaus schönsten Ratssaal, den ich kenne. Er geht durch zwei Stockwerke. An großen Tagen Festsaal, an Wochentagen Durchgang zum Oberbürgermeister, zum Standesamt, zu den Hauptämtern der Stadt. Die unvergleichliche Schönheit dieses Saals liegt in den Malereien, die ihn mit dem sprudelnden Reichtum alter Zeit völlig bedecken und gleichsam den Rahmen für vier riesige und zwei kleinere Bilder aus der Stadtgeschichte abgeben.



Alter Fachwerkbau in Hildesheim. Radierung von Paul Geißler
Aus dem Verlage von Ludwig Möller, Lübeck

Hermann Prell in Dresden schuf hier sein Hauptwerk. Hoher Phantasieflug, scharfäugig erfaßte Natur, nie versagende Gestaltungs- und Formenkraft, leuchtende Farbenpracht, echter Geschichtssinn schweben als gute Geister über diesem Riesenwerk, dem bei uns in Deutschland nur weniges an die Seite gesetzt werden kann. Man muß diesen kunstvollen Rathaussaal ebenso gesehen haben wie den Rathausmarkt draußen und den Dom samt Kreuzgang und Rosenstock. Er wurde längst echtestes Hildesheim. Und er ist gleichsam die führende Oberstimme zum Vielgesang dieses einzigartigen Stadtbildes.

Draußen aber, tritt man aus der Farben- und Bilderpracht des Rathauses heraus, reibt man sich auf dem traulich kleinen, uralten Markt verwundert die Augen. Hier die altertümliche Strenge des Templerhauses; dort die stille Würde des Wedekind-Hauses; drüben das Galastück des Knochenhaueramtshauses; inmitten der malerische alte Rolandsbrunnen mit seinem Geplätscher. Sie verraten in ihrer stillen Anmut nichts von den großen Erlebnissen der Stadt. Ein ganz eigener, heiterer, gelassener, fast möchte ich sagen: stillseliger Ton klingt hier an und geht bald verhalten, bald stärker werdend von Gasse zu Gasse und Straße zu Straße, bergauf und bergab. Solche Glanzstücke wie das Knochenhaueramtshaus, das Kaiserhaus, die Domschenke, den Wiener Hof gibt es nicht allzu viele. Das Mittelmaß überwiegt. Alles ist auf bürgerliche Enge, Sauberkeit, Bescheidenheit gestellt. Die Giebelhäuser herrschen vor. Häufig übertragen die Obergeschosse die unteren. Das Fachwerkhaus ist die Regel. Erker trifft



Am Knochenhaueramtshaus. Radierung von Otto Ferdinand Probst

kannt sind der heilige Bernward und sein kunstvoller Schönschreiber Guntbold, Abt Ratmann als wahrscheinlicher Urheber der Decke von St. Michaelis, der Goldschmied Saltzenhusen als Schöpfer der gotischen Bernward-Stabbekrönung. Unbekannt sind die beiden großen Meister des Taufbeckens und des Lettners im Dom — unbekannt alle die stillvergnügten und schaffensfrohen Künstlerseelen, die dies Juwel von Stadtkunstwerk in 400 Jahren schufen.

Aber nicht nur das Domviertel und die Bürgerhäuserstadt sind Kabinettstücke in ihrer Art — auch die Museen! Das dankt Hildesheim einem Manne, dessen Büste vor dem Römermuseum steht: Senator Dr. Hermann Römer (1816 bis 1894), hier geboren und verstorben, nachdem er sein langes Leben dem Stadtwohl gewidmet hatte. Die Heimat war dem alten Junggesellen Weib und Kind. Ein feiner, scharfgeschnittener, kluger, gütig ansprechender Kopf mit kurzem Schnurrbärtchen und hoher Stirn, über der ein drolliges Haarbüschel inmitten des kahlen Schädels sitzt. Er wurde der Wiedererwecker des alten Hildesheims aus seinem Dornröschenschlaf. Mit feiner Spürnase sammelte er Hildesheimer Altertümer, und jedermann kannte ihn und brachte ihm Kram allerart. Die drei ahnungslosen Finder des Silberschatzes fuhren am Abend des 17. Oktober 1868 mit ihrem Handwagen geradenwegs zu ihm, der mit der langen Pfeife zum Fenster herauslag: „Herr Senator, wi hebbe wat funden.“ Er verstand zu werben und zu begeistern. Mit Hilfe seiner Geschwister gründete er schließlich das recht stattliche Römermuseum, das jetzt in einem Neubau aufgestellt und besonders reichhaltig an Hildesheims Vergangenheit, Naturkunde, Völkerkunde erscheint. Mit dem Römermuseum ist durch

man überall. Die Hildesheimer Eigenart aber bildet eine geradezu strömende Fabulier-, Schmuck- und Schilderlust in Sprüchen, Figürchen, Zierformen und hellklingenden Farben. Es scheint merkwürdig, daß diese mit Geschichte und Kunst seit alters hochbelastete Stadt noch keinen Spitzweg zeugte, der sein Lebenswerk an ihre Verherrlichung setzte.

Viele Häuser tragen Jahreszahlen. Das älteste stammt von 1418, das letzte aus der alten Fritzenzeit. Um 1550 entstanden die schönsten. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte das meiste. Aber auch nach 1648 wuchsen noch Prunkbauten. Die Hildesheimer Bau- und Schilderlust war niemals totzukriegen. Das Kunstgewerbe, namentlich der Goldschmiede und Maler, blühte lustig weiter. Und nichts bezeichnet den echten Künstlergeist und die reine Freude an der Sache mehr, als daß man alle diese Leute nicht mehr kennt. Ihre Namen ruhen unter Staub und Spinnweben der Gildeverzeichnisse. Be-

Digitized by Google

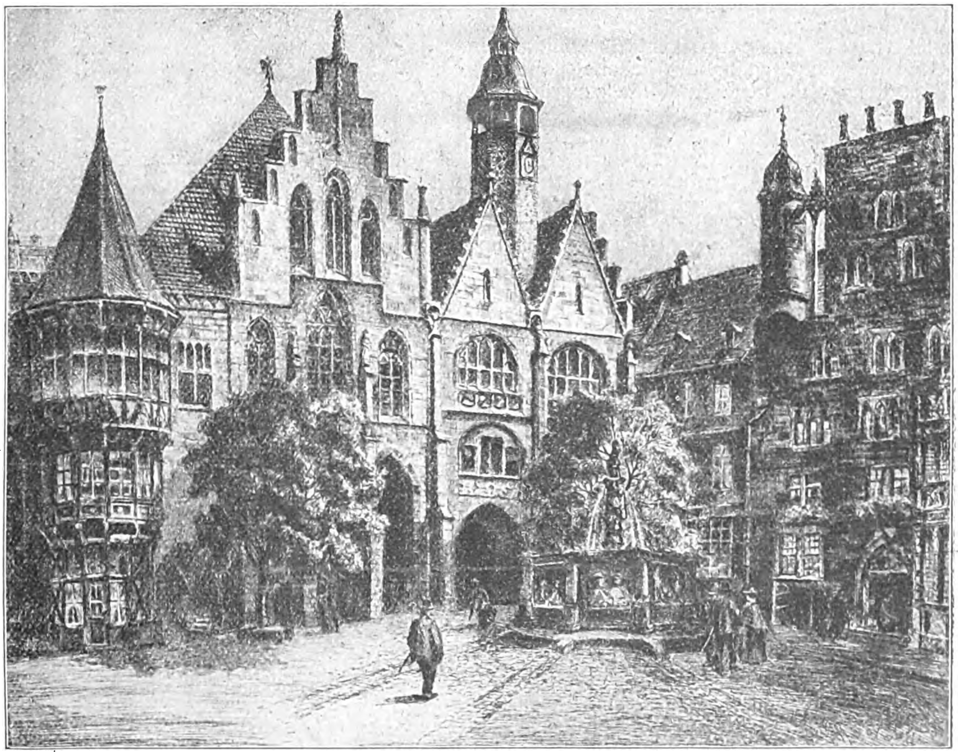
einen Schwibbogen das Pelizaeusmuseum verbunden, eine recht reiche Sammlung eines nach Kairo verschlagenen Hildesheimers von Urstücken und Abgüssen aus Altägypten.

Das Knochenhaueramtshaus schließlich enthält heute eine Kunstgewerbeschau der berühmten Hildesheimer Gilden und Zünfte mit Truhen, Humpen, Fahnen, Urkunden, sowie hübsch zusammengestellte Bürgerzimmer des Zopf-, Empire-, Biedermeierstils. Auch in der Sammelkunst kann sich die alte Bernwardstadt mit Ehren sehen lassen. —

Auch die süßesten Bummeltage finden ein Ende. Zwei Tage hatte ich bleiben wollen — eine Woche saß ich schon hier. Da hieß es Abschied nehmen. Noch einmal wanderte ich über die Berge. Über den Hang des Galgenberges zog ich erst durch Laubgrün und dann durch schwarzen Tannenwald in wachsende Wildnis und Einsamkeit hinein. Wie schön und still lag doch dieser Weltwinkel hier, so recht geschaffen zu stillvergnügter Beschaulichkeit und heimlicher Daseinsfreude. Und doch hatte es den Menschen, den starken Menschen immer wieder aufgerissen, durch Taten in die Ferne zu wirken. Seit den Tagen der Heinriche und Ottonen aus dem Sachsen- und Frankenstamm — seit Bernward hat sich in diesem Harzrevier vieles abgespielt, was auf glänzenden Blättern der Geschichte verzeichnet steht. Wir brauchen uns unserer Vorfahren gewiß nicht zu schämen!

Lange Stunden sind vergangen. Der stille Sonntag neigt sich dem Abend zu. Lässig wandle ich heimwärts. Von der Bismarckwarte aus werfe ich noch einen wehmütigen Blick auf das liebe alte Nest.

Dann geht es rasch einen schmalen und steilen Bergpfad hinunter. An einer Mulde unten hört der Wald auf. Eine starke Kugelfangmauer kündet die Schießstände an. Am Weg daneben erhebt sich ein roh geschichteter und gemörtelter Steinhaufen. Auf dem Findling obenauf liest man die regenverwaschene Inschrift: „Hildesheimer Silberfund — 17. Oktober 1868". — Ich stehe auf geweihtem Boden! Blitzschnell reiten meine Gedanken durch den leise andämmernden Sonntagnachmittagsfrieden heimwärts: nach dem Alten Museum zu Berlin. Dorthin — wo in Glasschränken und Stürzen der märchenhaft schöne Tafelschatz aus der Zeit des Augustus sein stilles Dasein seit einem Halbjahrhundert führt. Zum Schönsten zählend, was Rom auf der Höhe seiner Macht schuf — hierher, an die letzten Grenzen des Cheruskerlandes verschlagen — durch zwei Jahrtausende hier in der Tiefe aufbewahrt, um künftigen Zeiten vom Glanz eines alten, längst verkommenen Kulturvolkes Kunde zu geben . . .



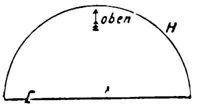
Das Rathaus zu Hildesheim. Radierung von C. Mispagel

Raum, Zeit, Schwerkraft
Eine Darstellung der Einstein'schen Relativitätstheorie
von Dr. Schweisheimer

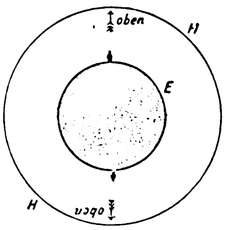
Wurzelnd in den unvergänglichen Sätzen Newtons bildeten sich im 17. und 18. Jahrhundert jene grundlegenden Erkenntnisse der Physik aus, die man unter dem Namen der klassischen Mechanik zusammenfaßt. Raum, Zeit, Bewegung, Kraft, Masse, Gravitation — all diese Begriffe wurden äußerste Grundbegriffe der Physik überhaupt, auf die alle Erscheinungen des physikalischen Naturbildes, wie es Menschen erscheint, zurückgeführt werden sollten. Erkenntnistheoretische Auffassung von Sein und Werden wurde von hier aus entscheidend bestimmt.

Die Grundbegriffe der Mechanik waren dem denkenden Menschen so selbstverständlich in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sich ihrer fast wie der Lehrsätze in der Euklidischen Geometrie bediente, deren Richtigkeit (die Voraussetzung des ganzen Gebäudes) keines Beweises bedurfte, sondern von vornherein in menschlicher Denkform begründet liegen sollte. Nur verhältnismäßig selten rüttelten Forscher an den Grundlagen der Mechanik, um ihre Unbeweglichkeit zu prüfen, und kaum einem gelang es, überkommene Gedankengänge gänzlich beiseite lassend, überschwingend, neue Ausblicke grundlegender Art zu entdecken. Riemann, Lorentz, Einstein, Minkowski sind Namen von Forschern, die über steile, nie betretene Pfade zu solchen neuen Fernsichten führten, die eine neue Mechanik, eine umfassendere Anschauung von Raum und Zeit in die Wege geleitet haben. Es gehört nicht nur die Durchdringungskraft überragender Geistigkeit zu solcher Neuschöpfung, sondern vor allem das angeborene Mißtrauen des kritischen Denkers gegenüber überliefertem Wissen und Erkennen, ein Mißtrauen, das nichts Dargebotenes als gegeben hinnimmt, sondern aufs neue Standfestigkeit und logischen Unterbau untersucht. Der folgerechteste Fortführer der neuen Gedankengänge, der Setzer des einstweiligen Schlußsteines, war der Berliner Physiker und Mathematiker Einstein; nach ihm wurden die neuen Anschauungen mit dem Namen Einsteinsche Relativitätstheorie bezeichnet.

Die Einsteinsche Theorie geht aus von jener Grundbetrachtung, die schon in der alten Mechanik, wenn auch nicht immer klar bewußt, eine Rolle spielte: dem Relativitätsprinzip. Was ist relativ? In vergangenen Jahrhunderten, da die Erde der menschlichen Vorstellung eine große Scheibe bedeutete, über der sich in unendlichem Bogen der Himmel mit den Gestirnen wölbte, war oben da, wo das Licht des Himmels leuchtete, unten in der Erde, zu des Menschen Füßen. Es erglomm der menschlichen Vorstellung die Erkenntnis von der Kugelgestalt der Erde. Leicht erfaßbar wurde aller Gedanken die ehemals undenkbare Tatsache, daß zu unseren Füßen auf der anderen Seite der Erde Menschen leben, die im Verhältnis (relativ) zu uns auf dem Kopf stehen, für die dort ein Himmel sich wölbt, dort oben ist, wo für uns unzweifelhaft unten ist. Die Richtung im Raum ist nichts Absolutes, sie kann nur gewertet und festgesetzt werden in Beziehung (relativ) auf einen angenommenen Bezugskörper, in dem angeführten Beispiel der Boden zu unseren Füßen. Die Richtung im Raum ist relativ. Sie hängt ab von dem Standpunkt des Beobachters auf der Erde, auf dem Mars, auf der Sonne.



Ältere Vorstellung: Erde (E) ist Scheibe, über der sich Himmel (H) wölbt. „Oben" bei dem Pfeil



Spätere Vorstellung: Erde (E) als Kugel, um die sich ringsum Himmel (H) wölbt. „Oben" bei den Pfeilen, also überall, hängt vom Standpunkt des Betrachters ab („relativ")

Ein Mann fährt in einem Eisenbahnwagen mit gleichförmiger Geschwindigkeit gradlinig dahin. Die Türen sind geschlossen, die Fenster verhängt. Weiß der Mann, daß er in Bewegung ist, d. h. in Bewegung relativ zum Eisenbahndamm? Er kann das zunächst nicht wissen. Alle Vorgänge in seinem Wagen, wenn er auf und ab geht, wenn er einen Gegenstand zu Boden fallen läßt, wenn er sich hinlegt, spielen sich genau in derselben Weise ab, als wenn der Wagen in Ruhe wäre. Nun öffnet er ein Fenster und sieht, daß sich die Landschaft, der Eisenbahndamm, in gleichmäßiger Geschwindigkeit an ihm vorbeibewegt. Jetzt weiß er, daß nicht Ruhe, sondern Bewegung vorhanden

Digitized by Google

ist. Aber wer bewegt sich? Der Eisenbahnwagen, in dem er sich befindet, oder der Bahndamm, den er vorbeigleiten sieht? (Daß in der Tat eine solche Entscheidung nicht leicht zu treffen ist, geht aus der oft gemachten Erfahrung hervor: befindet man sich in einem Eisenbahnabteil auf dem Bahnhof, und es beginnt ein nebenstehender Zug sich zu bewegen, so weiß man häufig nicht, ob der eigene oder der nebenstehende Zug fährt; nur der Vergleich mit einem anderen, als ruhend angenommenen Bezugskörper, etwa dem auf der Erde feststehenden Bahnhofsgebäude, vermag die Entscheidung zu liefern.) Der im Eisenbahnwagen feststehende Mann wird also, wenn er weiter nichts sieht als die Bewegung des Bahndammes, zur Entscheidung kommen müssen: es bewegt sich der Bahndamm. Nur Erfahrung oder Ungleichförmigwerden der Bewegung durch einen Stoß wird ihn zu der Überzeugung bringen, daß der Eisenbahnwagen sich bewegt. Ein Beobachter auf dem Bahndamm dagegen wird sich klar bewußt glauben: es bewegt sich der Eisenbahnwagen. Es bewegen sich beide, Eisenbahnwagen und Bahndamm, relativ zueinander: die Bewegung ist relativ. Nähere Aussage hängt von der Wahl des Bezugskörpers ab.

Nun läßt der Mann am Fenster des fahrenden Eisenbahnwagens außen einen Stein senkrecht aus seiner Hand auf den Boden des vorbeieilenden Bahndammes fallen. Er fällt, so scheint es dem beobachtenden Mann, in gerader Linie zum Erdboden. Ein Beobachter am Bahndamm erblickt gleichfalls den fallenden Stein. Für ihn fällt der Stein nicht in einer Geraden senkrecht zu Boden; er müßte sonst senkrecht unterhalb des Ausgangspunktes zur Erde fallen, senkrecht für den Beobachter am Bahndamm. Statt dessen schlägt er infolge der durch den fahrenden Zug ihm erteilten Geschwindigkeit, im Vergleich zu dem ruhenden Bezugskörper: Bahndamm, weiter nach vorn, nach der Lokomotive zu, auf den Bahndammboden auf, als sein Ausgangspunkt war. Für den Beobachter am Bahndamm fällt der Stein also nicht in einer Geraden, sondern in einem nach vorn, lokomotivwärts geschwungenen Parabelbogen. Wie fällt nun der Stein in Wirklichkeit, in gerader oder parabelförmiger Linie? Seine Bahnkurve ist relativ: eine Gerade, bezogen auf das System des fahrenden Eisenbahnwagens; eine Parabel, bezogen auf das System des ruhenden Bahndammes.

In gleicher Weise wie die Bewegung des gleichförmig fahrenden Zuges kann die Bewegung der Erde im Weltenraum aufgefaßt werden, in gleicher Weise die Bewegung jeglichen Himmelskörpers. Ihrer aller Bewegung erhält absoluten Sinn erst dann, wenn irgendein beliebiges System herausgegriffen und als ruhend angenommen wird. Das Relativitätsprinzip läßt diese Annahme nicht zu. Keinem System, das gegenüber anderen eine gleichförmige Geschwindigkeit besitzt, kommt eine Sonderstellung zu. Die einzelnen Vorgänge verlaufen immer in der gleichen Weise, auf welches der Systeme auch immer sie bezogen werden.

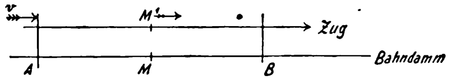
Es ergab sich Unstimmigkeit physikalischer Vorgänge mit dem Relativitätsprinzip, wenn man mechanische Vorgänge verließ und auf optische überging. Die größte beobachtete Geschwindigkeit ist jene, mit der sich Licht im Weltraum fortpflanzt: sie beträgt 300000 Kilometer in der Sekunde. Schlußfolgerungen, die auf Versuchen der Physiker Fizeau und Michelson beruhten und auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden soll, zeigten eine Unvereinbarkeit der Annahme von der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit mit dem Relativitätsprinzip, die den Strahlen des Lichtes eine unerklärliche, mit den Gesetzen der Mechanik nicht in Beziehung zu bringende Sonderstellung einräumte. Dieses Problem bedeutete der Physik eine große Rätselfrage, zu deren Lösung verschiedene Theorien ersonnen wurden; ihnen allen haftete indes der Makel an, daß sie nichts anderes darstellten als eigens für einen bestimmten Einzelzweck aufgestellte Hilfshypothesen und daher von vornherein auf allgemeine Gesetzmäßigkeit keinen Anspruch machen konnten.

In der Enge, in die in grundlegender Frage die Physik hier getrieben war, und mit ihr der Untergrund aller naturwissenschaftlichen Anschauung, erstand ihr ein Befreier in Einstein, der in genialem Zuge von ganz anderer, allgemeiner Seite her die Lösung ersann. Raum, Bewegung, alles war in seiner Relativität klar erkannt. Eines nur galt als absolut: die Zeit. Nur eine Zeit gab es bisher für uns: die Erdenzeit. Vor den Arbeiten des Kopernikus galt nach dem ptolemäischen System die Erde als Mittelpunkt des Raumes; Kopernikus wies nach, daß der Erde diese Bedeutung nicht zukomme, daß sie gleich ungezählten anderen Planeten und Gestirnen auch im Raum kreise. Aus dem Mittelpunkt der Welt ist damals, wie Schopenhauer sagt, eine von den kleinen beleuchteten Kugeln geworden, wie sie zu Dutzenden im unendlichen Raum sich um zahllose Kugeln wälzen. Bis zur Aufstellung der Relativitätstheorie galt die Erdenzeit als Zeit schlechthin. Einstein wies nach, daß Erdenzeit und absolute Zeit nicht identisch sind, daß mit absoluter Zeit nicht zu rechnen ist, sondern nur mit relativer, auf irgendein System bezogener. Ein Vorgang verläuft, wie angeführt, als Gerade oder als Parabel je nach seiner Beziehung auf ein oder das andere System. Ein Vorgang verläuft in derselben Weise in verschiedener Zeit, je nachdem er auf das eine oder andere System bezogen wird.

Was ist gleichzeitig? Wir kehren zu dem Beispiel mit dem fahrenden Zug zurück. Der Zug habe eine sehr große Geschwindigkeit. In den Punkten A und B des Bahndammes

Digitized by Google

hat gleichzeitig der Blitz eingeschlagen. Die Annahme der Gleichzeitigkeit bedeutet hier: Lichtstrahlen, die von den Punkten A und B



im Augenblick des Blitzschlages ausgehen, treffen sich im Mittelpunkt M der Bahnstrecke A B. Ein Beobachter in M, der durch entsprechende optische Einrichtungen in der Lage ist, beide Punkte auf einmal zu beobachten, kommt zu dem Urteil: der Blitz hat gleichzeitig in A und B eingeschlagen. Den Bahndammpunkten A und B entsprechen die gleichen Punkte A und B an dem fahrenden Zug. Der Mittelpunkt dieser Strecke M' fällt im Augenblick der Blitzschläge mit dem Punkt M zusammen. Der Zug, mit ihm der Punkt M' und ein dort weilender Beobachter, bewegt sich mit der Geschwindigkeit v nach rechts. Er bewegt sich also (vom Bahndamm aus beurteilt) zu dem von B herglänzenden Lichtstrahl hin, während er sich von dem in A entstehenden Lichtstrahl fortbewegt. So muß er den von B ausgehenden Lichtstrahl früher sehen als den von A ausgehenden. Für einen Beobachter in M haben die beiden Blitzschläge gleichzeitig stattgefunden; für den Beobachter in M' hat der Blitzschlag in B früher stattgefunden als der in A. Haben sie also ‚in Wirklichkeit‘ gleichzeitig stattgefunden? Die Frage geht ihres Sinnes verlustig: die Zeit ist nicht absolut, sie ist relativ. Jeder Bezugskörper (Zug, Bahndamm) hat seine besondere Zeit; die Zeitangabe hat erst dann Sinn, wenn der Bezugskörper angegeben wird, auf den sie sich bezieht.

Was hier an kleinem Beispiel ausgeführt wurde, gilt für jedes bewegte System. Die Erde, die Sonne, jeder Weltkörper, hat eigene Zeit; die Zeit keines einzigen Systems besitzt Vorrang vor anderen Zeiten, so daß sie als absolute angesprochen werden könnte (wie es bisher selbstverständlich von der Erdenzeit angenommen wurde). Wird dieser einmal erkannte Standpunkt durchgeführt, so ergeben sich neue Rechnungswege für die Physik: unerklärte optische und elektromagnetische Erscheinungen ordnen sich in neuer Auffassung dem Relativitätsprinzip begreiflich ein. Die allgemeinen Naturgesetze, mechanische und elektromagnetische Gesetze, das Gesetz der Lichtausbreitung im luftleeren Raum, verlaufen gemäß durchgeführter Relativitätstheorie vollkommen gleich, auf welches bewegte Bezugssystem man sie auch bezieht.

In schöner mathematischer Weise hat Minkowski die neuen Begriffe eingeordnet. Der Raum ist dreidimensional. Mathematisch ist er durch drei Zahlenangaben (Koordinaten) beschreibbar. Als vierte, gleichberechtigte Koordinate wird nunmehr die Zeit hinzugefügt. In mathematischer Berechnung sind vier und mehr Dimensionen nichts Neues. Der menschliche Geist kann wohl mit diesem Begriff rechnen; eine Vorstellungsmöglichkeit von mehr als drei Dimensionen ist ihm aber nicht gegeben. Es handelt sich hier also mehr um eine formale Ausdrucksweise. Drei Raumkoordinaten, vereint mit der Zeitkoordinate, ergeben nach Minkowski einen Raumzeitpunkt oder Weltpunkt. Ein Teilchen Substanz, ein materieller Punkt, wird in jedem Augenblick seines Seins durch einen Raumzeitpunkt gekennzeichnet; eine Aufeinanderfolge von Raumzeitpunkten, eine Raumzeitlinie oder Weltlinie, stellt seinen Lebenslauf dar. Die Gesamtheit aller Weltpunkte ist die Welt. Sie ist vierdimensional in zeiträumlichem Sinn. Raum und Zeit, eines ohne das andere, sind sinnlos und undenkbar. Nur eine Verbindung der beiden, die Raumzeit, hat Sinn.

Die beobachteten Naturgesetze waren bei unserer bisherigen Betrachtungsweise auf geradlinig, gleichförmig, rotationsfrei bewegte Systeme beschränkt; nur für sie wurde die Gültigkeit des Relativitätsprinzipes angenommen. Diese spezielle Relativitätstheorie wurde weiterhin von Einstein selbst erweitert zu einer allgemeinen Relativitätstheorie. Nach der zunächst aufgestellten, nicht mathematischen Fassung liegt dieser die Formulierung zugrunde: Alle Bezugskörper sind für die Naturbeschreibung (Formulierung der allgemeinen Naturgesetze) gleichwertig, welches auch deren Bewegungszustand sein mag.

Bei der allgemeinen Relativitätstheorie spielt nun ein wichtiger grundsätzlicher Gesichtspunkt mit herein, der gleichfalls von Einstein auf neue Grundlage gestellt worden ist: die Gravitation oder Schwerkraft, d. i. die allgemeine Anziehung, die Massen aufeinander ausüben. Infolge der Gravitation gibt es gleichförmig bewegte Systeme in Wirklichkeit nicht; alle Körper bewegen sich infolge der Gravitationswirkung mit veränderlicher Geschwindigkeit (beschleunigt) auf krummlinigen Bahnen. Die Gravitationswirkung, beispielsweise der Erde auf einen Stein, kann man sich ähnlich vorstellen wie die Einwirkung eines Magneten auf Eisenfeilspäne. Zur Erklärung magnetischer Vorgänge nimmt man das Vorhandensein eines magnetischen ‚Feldes‘ an, in dem die gegenseitige Einwirkung von Magnet und Eisenfeilspänen vor sich geht. In gleicher Weise spricht man von dem Gravitationsfeld, das die Erde in ihrer Umgebung erzeugt und das der Fall des Steines herbeiführt. Je weiter die Entfernung von der gravitationsfelderzeugenden Masse (Erde) ist, desto geringer ist bekanntlich die Einwirkung. Die Beschleunigung, die Körper bei Einwirkung des Gravitationsfeldes erfahren, hängt von der physikalischen Beschaffenheit des Körpers nicht ab. Im luftleeren Raum (wo nach Entfernung des Luftwiderstandes Gravita-

Digitized by Google

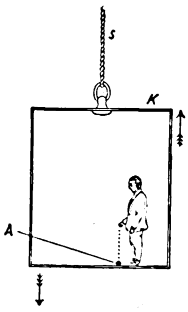
tionswirkung rein zur Geltung kommt) fallen ein Stück Eisen und ein Stück Holz völlig gleich, dieselbe Anfangsgeschwindigkeit vorausgesetzt.

Im leeren Weltraum, weit weg von der Erde und allen Gestirnen, schwebe ein Kasten, in dem sich ein Beobachter befindet. Es sei nun die theoretische Annahme gesetzt, daß keine Gravitationswirkung irgendwelcher Art auf diesen Kasten einwirke, daß also alle Möglichkeiten zur Entstehung eines Gravitationsfeldes, beispielsweise die Nähe von Gestirnen oder sonstigen Massen, entfernt seien. Der Beobachter in dem Kasten würde also durchaus nicht selbstverständlicherweise auf dem Boden des Kastens stehen, denn hier steht er nur, wenn ein Schwerefeld von unten her auf ihn einwirkt. Bei einem leisen Lufthauch von der Richtung des Bodens her würde der Mann vielmehr gegen die Kastendecke hintreiben, und wollte er das vermeiden, so müßte er sich am Kastenboden festhalten oder anbinden lassen. Ein Gegenstand, den er in der Hand hält und losläßt, fällt mangels einer Gravitationswirkung nicht zu Boden, sondern bleibt schweben, wo er sich im Augenblick des Loslassens gerade befindet.

Praktisch spielt sich jedoch dieser Vorgang ganz anders ab, als es gerade theoretisch angenommen wurde. Der Mann steht im Kasten auf dem Boden und läßt ein Stückchen Holz, ein Stückchen Blei aus der Hand gleiten: beide Körper fallen (in beschleunigter Bewegung) zu Boden. Woher kommt das? Der Mann sieht zum Dachfenster des Kastens hinaus. Er sieht, daß in der Mitte der Kastendecke außen ein Haken befestigt ist, von dem aus ein langes Seil nach oben zieht und sich in unsichtbarer Ferne verliert. Es ist jetzt die Annahme möglich, daß der Kasten an dem Seil aufgehängt ist, daß unterhalb des Kastens ein Planet oder eine andere Masse, die ein Gravitationsfeld erzeugt, sich befindet, und daß deshalb die Körper im Innern des Kastens zu Boden gefallen sind.

Es ist aber auch noch eine zweite Annahme möglich. Genau die gleiche Wirkung des Zubodenfallens der Kastengegenstände wird ohne Einfluß des Gravitationsfeldes dann eintreten, wenn der Kasten nicht an dem Seil hängt, sondern von irgendeinem unbekannten Wesen an dem Seil nach oben zu mit konstanter Kraft gezogen wird. Es tritt eine beschleunigte Bewegung auf, die auf ein Stück Holz nicht mehr übertragen wird, sobald es von der Wand des Kastens oder der Hand des Beobachters losgelassen wird: es fällt infolgedessen scheinbar zu Boden, eigentlich kommt der Boden zu ihm ‚herauf‘. Die äußerliche Wirkung der ‚Schwere‘ und der ‚Trägheit‘ (Beharrungsvermögen des Körpers gegenüber Bewegung) ist in beiden Fällen die gleiche.

Wie kann nun der Mann im Kasten entscheiden, wenn er die Gegenstände fallen



Gelangt Gegenstand A zum Kastenboden, weil er am Platze bleibt (Trägheitswirkung), während der Kasten K sich infolge Zuges am Seil (S) nach oben hin bewegt?

Gelangt Gegenstand A zum Kastenboden, weil unter ihm ein Gravitationsfeld wirkt?

sieht, ob er sich in Ruhe oder beschleunigter Bewegung befindet? Diese Entscheidung ist ihm unmöglich. Die ‚schwere‘ und die ‚träge‘ Masse sind gleich groß; Gravitationswirkung und Trägheitswirkung sind nicht auseinanderzuhalten. Ob Ruhe (Gravitationswirkung) oder ihr entsprechend große Beschleunigung (Trägheitswirkung) des Bezugskörpers besteht, ist nicht festzustellen, da in beiden Fällen der Ablauf sämtlicher Naturvorgänge in gleicher Weise vor sich geht. Im ersten Fall ruht der Beobachter relativ zum Schwerefeld, im zweiten Fall bewegt er sich im gravitationsfreien Raum mit der gleich großen Beschleunigung, die das Gravitationsfeld im ersten Fall ausübt.

Sich einen ‚leeren‘ Raum vorzustellen, ist nach dieser neuen Theorie ein Unding. Immer und überall wirken Gravitationsfelder ein; die absolute Ruhe eines Systems, beispielsweise des Äthers, dessen Existenz als Arbeitshypothese viel benützt wird, ist nicht möglich. Auch die Bewegung der Lichtstrahlen muß je nach der Wahl des Bezugskörpers als gradlinig gleichförmig oder krummlinig beschleunigt aufgefaßt werden. Lichtstrahlen pflanzen sich in Gravitationsfeldern gegenüber bewegten Systemen, d. h. gegenüber jedem System, im allgemeinen krummlinig fort. Für gewöhnlich kommt diese Erscheinung für den Erdenbeobachter nicht zur Geltung, da im allgemeinen die Geschwindigkeit des Lichtes zu groß, die beobachtbaren Gravitationskräfte nicht ausreichend für Erzeugung erkennbarer Wirkung auf Lichtstrahlen sind. In der Nähe großer gravitierender Massen, beispielsweise der Sonne, kann jedoch unter günstigen äußeren Umständen die Krümmung der Lichtstrahlen nachgewiesen werden. Einstein hat berechnet, daß diese Krümmung bei Lichtstrahlen, die in der Nähe der Sonne vorbeigehen, etwa 1,7 Bogensekunden, also eine mit den feinen Hilfsmitteln der Astronomie wohl nachweisbare Größe, betragen. Wenn diese Rechnung richtig ist, so müssen während einer totalen Sonnenfinsternis die in der Nähe der Sonne sichtbaren Fixsterne (die Sonnenfinsternis ermöglicht ihre Beobachtung) um den Be-

Digitized by Google

trag von 1,7 Bogensekunden dem Erdenbeobachter von der Sonne weggerückt erscheinen, gegenüber der Lage, die sie dem Erdenbeobachter einzunehmen scheinen, wenn sich die Sonne an einer anderen Stelle am Himmel befindet. Von dem in der Tat erbrachten Beweis für diese rechnungsgemäß gewonnene Behauptung wird noch weiterhin die Rede sein; er ist deshalb so bedeutungsvoll, weil er einen der wenigen Punkte bildet, an denen die theoretisch gewonnene Relativitätstheorie bisher praktische Bestätigung fand.

Die Relativitätstheorie steht erst am Anfang ihrer praktischen naturwissenschaftlichen Auswertung. Zunächst hat sie naturwissenschaftliches, physikalisches Denken auf eine allgemeinere, konsequentere Basis gestellt, zum Teil Gedankengängen, die in den Schriften früherer Denker andeutungsweise und nicht weiter verfolgt vorhanden sind, durch Zusammenfassung und logischen Ausbau erst zu innerem Leben verholfen. Es ist ja niemals so, daß ein neuer Gedanke plötzlich in dem Gehirn eines einzelnen entsteht, aus dem Nichts etwa, sondern er bildet meist nur den Gipfelpunkt und die Krönung jahrhundertelang allmählich aufsteigender und anwachsender Geistesarbeit. Das Verdienst des endgültigen Formulierens des Systems, das nun scheinbar plötzlich als Ganzes neu vor den Betrachtern steht, ist darum keineswegs geringer. Und ebensowenig hat der Hinweis Berechtigung, daß in früheren, zum Teil lange zurückliegenden Arbeiten ähnliche Gedankengänge sich angedeutet oder ausgesprochen finden; denn das ist selbstverständlich. Aus dem Nichts entsteht nicht plötzlich ein Etwas. Der Schritt zur endgültigen Fassung muß eben getan werden; er gelingt stets nur einem genialen Kopf, und er wird dadurch nicht geringer, daß er letzten Endes auf organischer Entwicklung beruht.

Von drei praktischen Forderungen, die Einstein auf Grund seiner Relativitätstheorie selbst gestellt hat, sind zwei bereits in Erfüllung gegangen und haben damit den Beweis für ihre Richtigkeit geliefert. Fürs erste konnte bisher eine von der Newtonschen Theorie über die Planetenbewegung abweichende Bewegung des der Sonne am nächsten stehenden Planeten Merkur (Perihelbewegung) nicht erklärt werden. Die Berechnung nach der Relativitätstheorie ergab den mit der astronomischen Beobachtung übereinstimmenden Betrag der Rotationsbewegung der Bahnellipse von 43 Bogensekunden in 100 Jahren, also eine sehr geringe Größe. Nach der allgemeinen Relativitätstheorie ergeben sich rechnerisch in der Bahn der anderen Planeten aber gleichsinnige Verschiebungen wie beim Merkur, nur sind diese zu klein, als daß sie mit den heute möglichen Beobachtungsmethoden einstweilen nachzuweisen wären.

Die zweite, durch Beobachtung prüfbare Folge der Relativitätstheorie ist Annahme einer Verschiebung der Spektralfarben von Licht, das die Sonne oder andere Gestirne zur Erde senden, im Vergleich zu dem gleichen auf der Erde erzeugten Licht. Bisher — die Schwierigkeiten der Messung sind außerordentlich groß — konnte ein überzeugender Beweis für die Richtigkeit dieser Forderung noch nicht nachgewiesen werden.

Die dritte, bereits angeführte Forderung, daß die von den der Sonne benachbarten Fixsternen ausgesandten Strahlen in der Nähe der Sonne eine Krümmung von etwa 1,7 Bogensekunden erleiden, hat während des Krieges die schönste Bestätigung gefunden. Zwei von der Royal Society ausgerüstete Expeditionen unter Leitung der englischen Astronomen Eddington und Crommelin beobachteten während der totalen Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1919 die eintretenden Ereignisse auf die Prüfung des geschilderten Phänomens hin. Die Beobachtungsstationen waren Sobral in Nordbrasilien und die Insel do Principe an der Westküste von Mittelafrika. Das Mittel aus den beiden Resultaten stimmte mit dem von Einstein vorausgesagten Wert 1,75″ sehr nahe überein. Diese durch Beobachtung aufgezeigte Übereinstimmung der Theorie mit den tatsächlichen Verhältnissen hat die Relativitätstheorie auf eine sichere Grundlage gestellt und ihr weiteste Anerkennung verschafft.

Für die Verhältnisse im praktischen Leben auf der Erde werden die alten mechanischen Grundsätze und Gesetze weiterhin Geltung behalten. Denn sie erklären hinreichend und genügend richtig die Erscheinungen bei den im Verhältnis zur Lichtgeschwindigkeit nur langsam vor sich gehenden Bewegungsvorgängen auf der Erde. Mechanische Gesichtspunkte der Technik werden praktisch daher zunächst nicht von der Relativitätstheorie berührt. Was sie in den kurzen Jahren ihres Bestehens uns bereits gegeben hat, das bezieht sich vorläufig in der Hauptsache auf theoretische naturwissenschaftliche Überlegungen. Und hier hat sie in der Tat, man kann sagen, ein neues Denken gelehrt, neue, schärfere Gesichtspunkte für die allgemeine Auffassung des Naturgeschehens durch den erkenntnisbeschränkten menschlichen Geist geliefert.

Das war mein Gang. Von Wilhelm Schussen

Ein Weilchen gelebt,
geküßt, gestritten,
gebangt, gestrebt,
in die Sterne geritten:

das war mein Gang
die ewig fragende Zeit entlang.
Das wird auch dein,
wer du auch seist, Erleben sein.

Digitized by Google

Bildnis meines Sohnes

Gemälde von Prof. Ludwig Dettmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Der arme Teufel

Geschichte von Kaspar Ludwig Merkl

Sebastian Auer lehnte mit verschränkten Armen an der Hobelbank, rauchte gedörrte Nußblätter aus seiner hölzernen Pfeife und dachte über das Elend nach, in dem er dahinlebte. Dies geschah mit einer gewissen Wollust. Er wickelte sich gleichsam ein in seine Gedankengänge, versenkte sich in die Betrachtungen und pendelte zwischen Wut und aufgeregter Lustigkeit hin und her. Er zählte an den Fingern die Schattierungen des Jammers ab, unter denen er litt. Er warf sich in die Brust und hielt ein Zwiegespräch mit irgendeinem Herrn, dem es gut ging und den sich seine Einbildungskraft erzeugt hatte. „Erstlich habe ich sechs Kinder," sagte er und hob den Daumen in die Höhe, „dann ist einer dieser Kleinen bucklig und verwachsen; ich war so unglücklich, eine kränkliche und dumme Frau geheiratet zu haben. Mein Haus ist mit Schulden belastet, obschon es nicht mehr als eine Hütte ist, in der kein Hund sich wohlfühlen kann; die Schindel verfaulen daran, und der Verputz fällt von den Mauern. Ich bin ausgelernter Schreiner, zugegeben, aber bin ich vermögend, um Eichenholz kaufen zu können oder Nußbaumbretter? Bin ich nicht vielmehr arm wie eine Kirchenmaus, die keinen roten Heller besitzt? Ich bin ein armer Mann," schrie er schließlich empört und schlug mit der Faust auf die Hobelbank und spie in einem weiten Bogen auf die Erde. „Ich bin in der Tat ein armer Mann! Wer ist da, der dies zu leugnen wagt?" Und lebendig fuhr er weiter, dies zu beweisen; er wurde quecksilbern, und seine Gedanken waren über die Maßen beweglich. Empört schrie er dem Gebilde seiner Einbildungskraft, eben jenem feineren Herrn, geradenwegs ins Gesicht hinein, er sei nicht nur ein armer Mann, er sei ein bettelarmer, unglücklicher, bedauernswerter Mann, ein ganz armseliges Luder, ein elender Teufel, der nicht einmal Luft bekomme und Sonnenlicht, ein mühseliger Beladener, ach, es sei nicht zu sagen. Ja, das sei er, sagte Sebastian Auer, warf sich in die Brust, lachte aufgeregt vor sich hin und ging zweimal mit geblähter Brust um die Hobelbank herum. Kein Zweifel, er war der Ärmste in der Gemeinde.

Wo war Arbeit für ihn auf der Welt, wenn man fragen durfte. Er stand hier, rauchte Nußblätter aus der hölzernen Pfeife und mußte die Zeit vergehen lassen wie ein reicher Prasser. Indessen verhungerten die sechs armen Würmer, und sein Weib entbehrte die Arznei, die er nicht kaufen konnte, denn er besaß nichts, rein gar nichts. Aber er bekam einfach keine Aufträge, denn jedermann wußte, daß er weder nussene noch eichene, ja nicht einmal fichtene Bretter auf Lager hatte, daß vielmehr sein ganzer Besitz in seiner Hobelbank und seinen beiden Händen erschöpft war. Ja, das wußte alle Welt. Aber ein jedes Kind müßte auch das wissen, daß er wie ein Stier arbeitete, wenn ihm das Glück eines Auftrages zuteil wurde, ja, wenn. Sebastian Auer lachte gerade hinaus.

Da, da war es schon. Eines seiner sechs Kinder stürmte in die Werkstatt und gestand zitternd und weinend, der letzte Sprößling sei aus der Wiege gefallen und habe sich den Schädel blutig geschlagen. Sebastian lachte bloß, als er diese Meldung vernommen hatte; er wunderte sich gar nicht mehr darüber, daß ein Unheil dem anderen folgte und daß kein Ende kam in dieser Kette. Er ging in die Stube nebenan, in der sein krankes Weib im Bette lag und mit ihrem spitzigen und gelben Gesichte teilnahmlos auf die Weißdecke blickte und in der die Kinder herumtollten. Der kleine Knabe, der eben ein Jahr alt geworden war, lag am Boden; er schrie aus vollem Halse und blutete aus einer klaffenden Wunde. Desungeachtet spielten die andern in einer Ecke weiter und schienen durchaus nicht gestört zu sein, so sehr war ihnen das Elend zur Gewohnheit. Sebastian hob den Kleinen vom Boden auf, wusch die Wunde aus und verband sie, nahm ihn auf die Arme und beruhigte ihn mit zärtlichen Worten. Denn er liebte seine Kinder und war sich dieser Liebe so sehr bewußt, daß er nun ein Zwiegespräch mit sich selber hielt. Er schwor sich, fest zu den Seinen zu halten, die ja ausgestoßen waren von allen Segnungen der Welt und die von allen gemieden, verachtet und verfolgt wurden.

Als Sebastian Auer mit dem Kind in der Stube auf und ab ging, haftete sein Blick auf dem schmutzigen Lappen, den er zum Verbande verwendet hatte. Irgend jemand sollte das sehen, dachte er, wie er durch die Not gezwungen war, eine klaffende Wunde mit unsauberen Tüchern zu bedecken. Dieser Jemand würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen vor Staunen, daß

Digitized by Google

ein Mensch in solchem Elend dahinleben konnte, ohne zugrunde zu gehen. Aber er, Sebastian Auer. würde die Achseln zucken und sagen, das müsse man eben verstehen, und es sei keine Kleinigkeit, ein armer Mann zu sein. So ging er hin und her, schaukelte das Kind und hatte sein Vergnügen an einem schmutzigen Lappen, der eine Wunde heilen sollte. Er wußte es schon, daß die Wunde eitern würde, wenn eine Zeit vergangen war, daß das Kind Gehirnhautentzündung bekommen würde, daß es todkrank würde, daß es die anderen anstecken konnte, daß sie alle, wie sie waren, elend umkommen mußten. Nein, das ging nicht, da mußte zum Doktor gegangen werden. Sollte die Gemeinde nur zahlen! Er war auch ein Mensch, der leben wollte und der ein Recht besaß, wie alle anderen zu leben. Jawohl, das mußte gemacht werden. Und sogleich entschloß er sich, sein Vorhaben auszuführen.

Ein anderer hätte nun sein gutes Gewand aus dem Kasten geholt, hätte sich sauber gewaschen und rasiert und hätte sich eben so zusammengerichtet, daß er nicht ekelerregend gewesen wäre. Nicht so Sebastian Auer, denn er war ein armer Mann, dem das Recht verbrieft worden war, in Lumpen umherzugehen. Er konnte ja auch nicht, denn er mußte sparen, sparen, sparen, und wenn er bei jeder Gelegenheit seinen Sonntagsrock benützte, so hatte er bald keinen mehr. Ach Gott, er besaß ja nur einen, der für hundert Jahre ausreichen mußte, und der so elend war, daß ein feiner Herr ihn nicht einmal an Werktagen getragen hätte.

Er nahm also sein Kind unter den Arm und machte sich auf den Weg zum Doktor. In gebückter Haltung trat er in das Sprechzimmer des Arztes, hielt den Hut in der Hand und krümmte sich wie ein Wurm. Es sei nicht zu sagen, fing er an, wie ihn das Unglück verfolge: sein Weib sei krank, kein Brot sei im Hause und keine Aufträge kämen. Der Arzt aber, den sein Benehmen anwiderte, herrschte ihn grob an, er wolle nichts weiter wissen als das, was dem Kinde fehle, denn seine Zeit sei kostbar. Ein anderer hätte sich darüber geärgert, aber Sebastian Auer wußte, was sich für einen armen Mann gehörte. Was ein armer Teufel war, der mußte es verstehen, sich treten zu lassen, ohne zornig zu werden. Darum wurde er noch unterwürfiger, sagte, das Kind sei auf den Boden gefallen und trage eine klaffende Wunde am Schädel, die eitrig werden und Gehirnhautentzündung verursachen könne. Er wollte eben weiter jammern, daß er ein so schweres Kreuz zu tragen habe, aber der Doktor herrschte ihn an und sagte, er solle den schmutzigen Lappen entfernen. Wenn die Wunde mit dreckigen Tüchern verbunden werde, müsse freilich Entzündung und Eiterung die Folge sein, setzte er hinzu. Aber darauf hatte Sebastian Auer nur gewartet. Das wisse er wohl, erwiderte er, aber er sei so arm, daß er kein anderes Tuch besitze. Er verdrehte die Augen und winselte und kroch wie ein Hund. Nur die Sorge um sein Kleinstes habe ihn hergetrieben; er könne selber nicht bezahlen, er habe nicht einmal so viel Geld, um sein krankes Weib zu ernähren. Der Arzt knurrte etwas vom Gesindel, für das die Gemeinde zahlen müsse, besah die Wunde und sagte verächtlich, es handle sich nur um eine Schramme, die ohne Bedeutung sei. Dann machte er einen leichten Verband und öffnete die Türe. Sebastian Auer sagte tausendmal Vergelt's Gott, und er komme gewiß nicht mehr; er habe jetzt schon gesehen, wie es gemacht würde, und die Binde wolle er aufheben und wieder verwenden, bis sie verfault sei. Der Doktor murmelte zornig vor sich hin, sprach von Pack und von Lumpenbande und erwiderte nicht einmal den Gruß, der ihm unterwürfig geboten war.

Am Heimwege fühlte sich Sebastian Auer wie ein Heldenvater, der sein Kind dadurch vom Tode errettet hatte, daß er sich selber in die größte Gefahr begeben hatte. So mußte ein armer Mann kämpfen, sagte er sich, um sein bißchen Leben zu erhalten. Sollte nur einer kommen, der es leugnen wollte, daß Sebastian Auer elender daran war als ein Hund; dann könnte er selber sich in die Brust werfen und könnte erzählen, ach, ein ganzes Buch! Seht, so wird das Kind eines armen Teufels vom Arzte behandelt. Gesindel heißt es da und Lumpenpack und weiß Gott noch was. Halb hinausgeworfen wird der Vater, wenn er um das Leben für sein Kind winselt und einen Kniefall tut um eine Handvoll Watte. Das könnte einer hören, der es gewagt hätte, daran zu zweifeln, daß Sebastian Auer der Elendste und Bettelärmste war in der ganzen Gegend, zehn Stunden im Umkreis, ach, im ganzen Königreich!

Gerade um ein Beispiel zu nennen: da kam der Abend, an dem sich andere Leute an den Tisch setzten und aßen, eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, ja, es gab solche, die zwei Stunden ohne Unterbrechung aßen und tranken. Er, der arme Mann hingegen, konnte sich wohl an den Tisch setzen, aber da war nichts darauf, kein Fleisch, keine Wurst, kein Käse, kein Brot, nichts, rein gar nichts. Höchstens Schmutz, denn er war so

Digitized by Google

unglücklich, eine kränkliche Frau geheiratet zu haben. Ach, es war nicht zu sagen.

Als Sebastian Auer so Hunger verspürte und weder Nahrung noch Geld in seinem Hause wußte, sandte er seinen Ältesten in das Pfarrhaus, wo immer ein paar Brocken für die Armen abfallen mußten, denn, sagte er, der hochwürdige Herr war dazu da, daß er Arme kleidete, Hungrige speiste und Tote begrub. Das war schwarz auf Weiß in der Bibel zu lesen, und wenn es einen gab, der dies nicht tun wollte, so war dies ein ganz erbärmlicher Pfarrer, den der Teufel holen konnte je eher, je lieber. Sebastian Auer holte also eine irdene Schüssel vom Rahmen herunter, die von ansehnlicher Größe war, denn er wollte der Mildtätigkeit nach obenhin keine Grenzen ziehen, und schickte seinen Ältesten damit in den Pfarrhof. Es währte auch nicht lange, so kehrte der Topf mit dem Knaben zurück und war reichlich gefüllt. Die Familie nahm am Tische Platz, und die Speise, die für ein herzliches Vergelt's Gott gekauft war, schmeckte genau so gut wie jene, für die bares Geld ausgegeben worden war. Als alles satt war, wurde ein Vaterunser für das Seelenheil des Wohltäters angestimmt, denn Sebastian Auer wußte, was sich einem armen Mann gehörte, der für ein Gelt's-Gott gelebt hatte.

Aber auch am folgenden Tage wollte kein Auftrag kommen, und so mußte auch diesmal das Mittagessen erbettelt werden, was deshalb ein schwieriges Unternehmen war, weil sich das Mitleid verflüchtigte, wenn es öfter als einmal in Anspruch genommen wurde. Diesmal mußten drei Knaben mit dem Bettelsack umhergehen. Für den Abend war wirklich nichts aufzutreiben, und Sebastian Auer saß unter seinen hungrigen Würmern und wurde voll Zorn und Verbitterung. Als die Kinder merkten, daß sie hungrig zu Bette mußten, weinten sie. Sebastian beruhigte sie zuerst, als aber seine Worte ohne Wirkung blieben, wurde er grob, teilte Schläge aus und erging sich in fürchterlichen Drohungen. Die Kleinen, die zu viert in einem Bett lagen, wurden auch sogleich stille, krochen unter ihren Decken zusammen und schliefen mit leerem Magen.

Sebastian saß nun allein am Tisch, und seine knurrenden Eingeweide ließen ihn über die Maßen ärgerlich werden. Er saß, blickte vor sich hin und brütete verzweifelt über sein unverschuldetes Elend nach. Da lag seine arme Frau im Bette und schlief, und das war ein Glück für ihn, denn morgen mußte sie im Lehrerhause waschen, ob sie krank war oder gesund, und deshalb war es gut, wenn sie nun wirklich ein wenig schlafen konnte. Sebastian Auer blickte einmal, während er so mit leerem Magen saß, in das Gesicht seines Weibes und verfolgte ihren ruhigen Atem. Aber er war so verbittert, daß er im stillen den Gedanken bekam, daß die nicht krank sein könne, die in einem so ruhigen Schlaf zu liegen vermöge. Er wußte es schon, sagte er sich und wurde voll Haß, sie war gar nicht krank, sie stellte sich nur so, um der Arbeit auszuweichen. Stinkfaul war sie, das stand fest, stinkfaul. Zum Teufel! War das ein Weib für einen armen Mann, die jeder Windhauch umlegte und die so wehleidig war wie eine Prinzessin?

Aber es war gleichgültig, fuhr er in seinen Gedanken fort, er selber stand fest und sah der Not ins Auge. Er war es, der das Elend trug, bekämpfte und siegreich überwand. Mochte es Schwierigkeiten regnen, er lachte darüber, ja, er freute sich, wenn sie auf ihn herabprasselten wie Hagelschlag. Er war aufgestanden und wandelte voll Aufregung in der Stube hin und her.

Es war ein krankhafter Trotz über ihn gekommen, eine gewisse Lust, den Allmächtigen zu verhöhnen und ihn aufzureizen, noch mehr die Geißel des Unglückes auf ihn niedersausen zu lassen, als er es so schon tat. Er biß die Zähne zusammen und hatte Vergnügen daran, daß sein Magen knurrte und seine Därme sich umdrehten vor Leere. Er hatte Freude daran, daß sein Weib kränklich im Bette lag, daß sein Kind eine klaffende Wunde am Schädel hatte, daß kein Stück Brot und kein Pfennig im Hause war und keine Arbeit in der Werkstatt. „Es macht mir Spaß," schrie er, „es macht mir Spaß!" In aller Teufel Namen, sollte das Haus verbrennen zu Dreck und Asche, sollten seine Kinder sterben und sein Weib, sollte er selber zum Räuber und Mörder werden, es machte Spaß, es machte Spaß.

Er ging hin und her, stierte mit gläsernen Augen auf den Boden und fluchte und tobte und fühlte sich aller Bande ledig. Er stemmte sich gegen Gott, an den er glaubte, aber er stemmte sich voll Gehässigkeit, suchte grausame Flüche zusammen und schleuderte sie der Allmacht ins Gesicht. Ja, er spie vor Wut aus seiner leeren Ecke heraus und gestattete sich alles, was seine Einbildungskraft an Gemeinheit und Gehässigkeit irgendwie erfinden konnte.

Denn er stand fest, und selbst der allmächtigste Herrgott konnte ihm nicht mehr nehmen als sein armseliges Leben, und das galt ihm keinen Pfifferling. Ja, er warf

Digitized by Google

es ihm freiwillig vor die Füße, wenigstens im Geiste. So fest stand Sebastian Auer, so über alle Maßen fest. Er wurde voller Ausgelassenheit über diese Entdeckung und erkannte, daß er der freieste Mensch war, der auf Erden leben konnte. Und plötzlich fühlte er sich aus dem Machtbereiche seines übelwollenden Schicksales, und wußte, daß er mächtiger war, daß er ohne Furcht höhnen, fluchen und wettern konnte. Und er wetterte noch eine ganze Weile, ja, er wirbelte sich in Verwünschungen hinein, was ihn überaus erregte und was ihm einen schwindelnden Genuß verschaffte.

Als er schließlich müde wurde und sich neben sein Weib zu Bett legen wollte, kam ihn die Lust an, sich selber noch mehr zu quälen, als er schon von seinem Elend gequält war. Da stand ein Bett, und wenn er wollte, so konnte er sich hineinlegen. Er aber pfiff darauf. Er zog es vor, sich in die Ecke auf den Fußboden zu legen, so gleichgültig war es ihm, wie sein Schicksal lief. Und als er auf dem Rücken lag, die Hände als Kissen benützend, spielte er sich noch eine ganze Weile als Tugendbold auf, fühlte sich als Held und tobte nun erst recht gegen die Allmacht. Denn er sagte gerade heraus, in seiner Brust lebe mehr Mitgefühl als in jener des lieben Gottes, der die Armen mit Füßen trete und vor den Reichen buckele, buckele wie ein Kammerdiener. Er aber, Sebastian Auer, den alle Welt als armen Teufel kannte, er schlief auf dem harten Boden, um sein Weib nicht aus dem Schlafe zu bringen.

Aber durch diese Selbstüberwindung glaubte er sich ein Recht darauf erworben zu haben, von der Gemeinde unterstützt zu werden, und sogleich machte er sich eine Rede zusammen, die morgen an den Bürgermeister zu halten war und die strotzte von Anklagen, Beschimpfungen und Vorwürfen. Er wollte es ihnen schon zeigen, was man einem armen Mann schuldig war, der auf dem harten Boden schlief, um sein krankes Weib nicht im Schlafe zu behelligen.

⌘ ⌘ ⌘

Um dieselbe Zeit lebte in diesem Dorfe ein Fremder, der sich in der Wirtschaft ein Zimmer gemietet hatte und von dem niemand recht wußte, wes Standes und wes Art er sei. Es war alles schwammig an ihm. Seine Wangen hingen wie zwei Fettlappen im Gesichte herunter, einer rechts und einer links von der Nase, und sein überaus runder Kopf ruhte auf einem Fettpolster. Die Augen waren grauwäßrig und hervorquellend, die Nase war nur eine Andeutung sozusagen, so klein und knopfartig war sie, denn eigentlich war sie nur ein ganz klein wenig aus der kürbisartigen Rundung seines Gesichtes erhoben. Dieser Fremde lebte in einem ungeschlachten, fetten, unbeweglichen Leib, denn jedermann hatte das Empfinden, als sei die Seele irgendwo im tiefsten Innern verkapselt, schlafe und wisse nichts von der Außenwelt. Alles war schlottrig an ihm: der vorgebeugte Kopf, der bei jedem Schritt bedenklich wackelte, so daß man Angst haben mußte, er könne unversehens zur Erde herabkollern, die Hände, die weich und lose in den Gelenken hingen, ja, sogar die Kleider schlappten so sehr, daß man glauben mußte, sie hingen an einem leeren Gestelle. Fragte man ihn, was er sei, so schüttelte er den Kopf ein wenig, schien traurig zu werden und sagte, es sei nichts los mit ihm. Und so war es in der Tat: es war nichts los mit diesem Manne, dessen Seele sich so in eine Ungeheuerlichkeit von Fett verkrochen hatte, daß man sie kaum zu gewahren vermochte. Der Leib jedoch aß, trank, schlief und bildete Schwamm, der weich war wie ein Federkissen.

Zu diesem Manne wurde Sebastian Auer am nächsten Morgen gerufen, und er freute sich ordentlich darüber, denn sein Kopf war so voller Stoff und so voller Gedanken, daß eine lauernde Gier in ihm lebendig war, sie zu entleeren. Er ging durch das Dorf dem Wirtshause zu, aber ging, ohne auf einen Menschen zu achten, weil er über die Maßen mit sich selber beschäftigt war und nur immer daran dachte, was er sagen wollte. Als er das Zimmer betrat, saß der fette Herr in einem Lehnstuhl, machte ein trübseliges Gesicht und fragte Sebastian Auer, ob er jener Schreinermeister sei, der einen Koffer zurechtzimmern könne. Das war ein guter Anknüpfungspunkt für den anderen, denn er prasselte sogleich los, daß er kein Schreinermeister sei, sondern ein armer Teufel, ein ganz elender, armer, hungriger Teufel, der nichts zu nagen und zu beißen habe, der verrecken könne in seinem Elend. Erst heute nacht habe er auf der harten Erde geschlafen, aber nicht so wie hier auf einem Teppich, Gott bewahre, er besitze keinen Teppich in seinem ganzen Hause vom Speicher bis zum Keller; er habe nicht einmal einen Fetzen Leinwand, um eine klaffende Wunde seines Kindes zu verbinden. Da müsse er lachen, Gott bewahre, erst neulich sei seine Kleinste zu Boden gefallen und habe sich dermaßen verletzt, daß die Hirnschale halb gebrochen sei und daß Gehirnhautentzündung die unausbleibliche Folge hätte sein müssen. Nun, er sei zum Arzte gegangen, aber ein Herr könne es nicht verstehen, daß

Digitized by Google

ein armer Mann ein Herz habe für seine Kinder und daß er für sie genau so sorgen wolle, wie ein Reicher für die Seinen. Angeschnauzt sei er worden, einen Lumpen habe er sich nennen lassen müssen, und zum Teufel sei er gejagt worden, so wahr er lebe und selig zu werden hoffe. Ach, es sei nicht zu sagen, wie schlecht es einem Armen ginge, nein, das sei nicht zu sagen. Und wie sich ein Armer schinden müsse. Aber er, er sei ein Mann und verstehe das Leben trotzdem zu meistern; er breche nicht zusammen unter der Last seiner Bürde; er trage sie und sei deshalb vielleicht mehr wert als irgendeiner, der tagtäglich vor der gefüllten Schüssel stand.

Sebastian Auer hätte wohl noch eine Stunde so gesprochen und sich heldenhaft gebärdet, hätte der fette Herr ihn nicht unterbrochen und aus seinem kleinen Munde mit den aufgeschwollenen Lippen ein paar Worte gesprochen. Er kenne das, sagte er gleichgültig, aber er habe Sebastian Auer rufen lassen, weil sein Koffer gebrochen sei. Er deutete auf einen Holzkasten, der in der Ecke stand und der Länge nach aufgeschlitzt und auch sonst noch übel zugerichtet war. Er war mit Büchern angefüllt, aber es hing das Schloß noch daran, was mithin bewies, daß diese Bücher bis heute noch nicht gelesen waren. Der feine Herr kramte in seiner Tasche, reichte Sebastian Auer den Schlüssel und sagte gemächlich hinter seiner Zigarre hervor, er solle öffnen und die Bücher auf den Boden legen.

Nun wurde Sebastian Auer voll Diensteifer, ja, er brannte danach, dem vornehmen Herrn den Beweis zu erbringen, daß er ein überaus tüchtiger Arbeiter sei, der sein Handwerk vom Grund aus verstand. Mit eiligen und geschäftigen Bewegungen machte er sich an dem Schlosse zu schaffen; er kniete nieder und hatte alle Muskeln seines Körpers notwendig, um den Deckel in die Höhe zu bringen, denn der Deckel war verklemmt. Aber er, Sebastian Auer, war so tüchtig, daß er diese Leistung vollbrachte, ohne eine weitere Beschädigung zu verursachen. Das müsse man verstehen, prahlte er zu seinem Auftraggeber, pustete und keuchte, als habe er eine Zentnerlast zu schleppen. Dann holte er die Bücher aus der Truhe, behandelte sie mit übertriebener Sorgfalt, als seien sie von Glas, stäubte sie sogar ab, um seinen Diensteifer zu beweisen, und legte sie vorsichtig auf den Boden. Denn was ein armer Mann war, der hatte vor Büchern eine heilige Ehrfurcht und wagte kaum, sie mit seinen schmutzigen Händen zu berühren. Als aber Sebastian Auer sah, daß ihn der fette Herr nicht mehr beachtete, sondern mit seinen schleimigen Augen irgendwo in die Ferne hinblickte, machte er sich bemerkbar. Er sagte, er habe noch niemals in seinem Leben eine solche Pracht gesehen, wie sie diese Bücher aufwiesen, ja, er sei ganz gerührt über diese Schönheit. Leicht erklärlich, sein Vater sei so arm gewesen wie er selber, und in seinem Hause sei nichts weiter gewesen als ein uralter Kalender, den er als Kind kaum zu berühren gewagt habe. Nun freilich sehe er, daß es viel Schöneres auf der Welt gebe, und er sei ganz außer sich vor Staunen. Freilich, ein armer Mann, was könne ein armer Mann von schönen Dingen wissen? Ein armer Mann sei von Schmutz umgeben von der Wiege bis zum Grabe, um es geradeheraus zu sagen.

Der fette Herr sagte mit nebensächlicher Handbewegung, wenn Sebastian Auer ein Buch haben wolle, so könne er sich eins aussuchen; er selber lese sie ohnehin nicht und wisse eigentlich nicht recht, warum er sie mitgenommen habe. Dadurch wurde der arme Schreiner ganz gerührt. Er konnte es kaum glauben, daß dieses Angebot recht gemeint sei, und stellte sich in seiner Verlegenheit, denn ein armer Mann mußte hier verlegen werden, als könne er nicht begreifen, daß ein so schönes Ding sein Eigentum sein sollte. Er war in der Tat nahe daran, eine Träne zu vergießen vor lauter Rührung. Er wurde so süß wie Honig, und sein Gesicht glänzte vor Unterwürfigkeit und lächelnder Ergebung. Er schwor sich und sagte dieses auch dem fetten Herrn, daß er nun den Koffer so schön zurechtrichten wolle, als es immer in seinen Kräften stünde, versteht sich aus unbegrenzter Dankbarkeit. Damit ging er.

Aber schon am Mittag war die Kiste fertig, war so fest, daß ein Eisenbahnwagen darüber fahren konnte, und war so fein und sauber gearbeitet, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Sebastian Auer stand auch vor dem fremden Herrn wie ein Krieger, der eine blutige Schlacht gewonnen hatte; er lächelte vertraulich und ließ deutlich erkennen, daß er ein Lob erwartete. Allein der Fette sah den Koffer gar nicht an; er machte eine träge Handbewegung und deutete in die Ecke, um zu zeigen, wohin er gestellt werden sollte. Er fragte nach dem Preise, und nun drückte Sebastian Auer herum, als ob er beim Bettel wäre, er habe den ganzen Vormittag arbeiten müssen, sagte er und wurde voll Verlegenheit, denn ein armer Mann war von Natur aus schüchtern oder mußte es wenigstens werden. Schließlich stotterte

Digitized by Google

er, daß er fünf Mark verlangen müsse; er habe eine Stube voll Kinder, die gestern kein Abendbrot bekommen hätten. Er wollte fortfahren in der Schilderung seines Elendes, jedoch der fremde Herr unterbrach ihn, meinte, das kenne er schon, und zahlte das Dreifache des verlangten Preises. Denn er war ungeheuer reich, und am Gelde lag ihm ebensowenig wie an allen anderen Dingen. Sebastian Auer dagegen hörte wirklich einmal die Engel im Himmel singen, traute kaum seinen Ohren und überschlug sich vor Freude. Er lachte sein süßliches und unterwürfiges Lächeln und erschöpfte sich förmlich in der Bezeigung seines Dankes, der kein Ende nehmen wollte. So viel Geld, sagte er, habe er in seinem ganzen Leben noch nicht in einem Haufen gesehen, er traue sich kaum so viel anzunehmen, denn er sei die Armut gewohnt. Allein er hatte schon oft mehr gesehen; er hatte dies nur im Augenblick vergessen, so sehr mußte er sich freuen. Der dicke Herr schickte ihn gelangweilt fort, denn es war nichts los mit ihm, rein gar nichts, wie er selber zu sagen pflegte.

Sebastian Auer jedoch ging wirklich in der besten Stimmung der Welt nach Hause, klimperte mit dem Gelde in der Tasche und konnte es kaum erwarten, bis er seinen Schatz herzeigen konnte. Daheim ließ er das Geld über den Tisch rollen, seine Kinder tanzten herum, und sein Weib lachte. Aber dann wurde zum Metzger geschickt und zum Krämer und zum Kuchenbäcker, und in seiner armseligen Küche wurde gebraten und geschmort, als sei eine Hochzeit im Anzuge. Und hatte er nicht ein Recht dazu, sich und den Seinen einmal ein Fest zu gönnen, nachdem sie einen Monat lang Bettelsuppe gegessen hatten und niemals satt geworden waren? Wer etwa wagte es, ihm dieses Recht abzusprechen? Denn es verhielt sich nicht so, daß er nun das ganze Geld in einem Zuge verpraßt hätte, o nein, er war ein armer Mann und wußte es genau, daß ein armer Mann sparen mußte und daß er danach zu trachten hatte, daß die paar Pfennige richtig auf die Zeit verteilt wurden. Es blieb noch ein Batzen übrig, nachdem alles satt geworden war. Zudem hatte sein Weib ein wenig nach Hause gebracht.

❧ ❧ ❧

Der fremde Herr, dem Sebastian Auer den Koffer hatte ausbessern müssen, war keineswegs glücklich, allein er war auch nicht gerade unglücklich. Er aß und trank oder rauchte oder ging ein wenig spazieren, aber alles das gab ihm kein besonderes Vergnügen, weil sich sein Daseinszweck damit erschöpfte, daß sich Bedürfnisse einstellten, deren Befriedigung sich gleichsam ohne sein Zutun vollzog, denn der Mann besaß Geld. Und sein Vermögen führte ihn am Gängelband wie eine sorgsame und verschmitzte Amme. Es stellte sich zwischen ihn und die Welt, denn wollte er an die Ereignisse herantreten, die durch den ewigen Wechsel des Stoffes geboren wurden und sie gleichsam durch seine Bedürfnisse erfahren, prüfen und unterjochen, so fand er sie schon gesiebt und zurechtgerichtet. Die Begebnisse konnten nicht an ihn herankommen, weil um ihn herum ein Wall aufgerichtet war, in dem sie nur gleichsam ein Türlein fanden, durch das sie gehen mußten, um zu ihm zu gelangen, vor dem sie frisiert und aufgeputzt wurden. Das Essen, das er zu sich nahm, war schon auf dem Teller halb verdaut; er brauchte es bloß noch in sein Blut aufzunehmen, und sein Magen und seine Därme hatten keinerlei Arbeit zu leisten.

So ging er in seinen schlotterigen Kleidern durch die Welt, überfüllte seine Gewebe mit Fett und wartete, bis die Zeit verging. Was wollte er auch anderes tun, da er weder glücklich noch unglücklich war? Er legte sein blasses und aufgedunsenes Gesicht in grämliche Falten, die mit der Länge der Zeit in tiefe Furchen herabsanken, da dieses Gesicht durch keinerlei Ereignis in Bewegung gesetzt wurde. Und es ist doch das Ziel und Streben eines jeden Menschen, seine Bedürfnisse zu den Ereignissen, die sich aus dem steten Wechsel der Dinge ergeben, in Wechselwirkung treten zu lassen.

Der fremde Herr lechzte auch zuweilen nach Sorgen und Kümmernissen und wurde ein wenig grämlich, denn er wußte wohl, daß sie die Seele des Lebens bedeuteten. Ja, er bettelte zuweilen um dieses kostbare Gut und suchte in der Welt umher und war einmal hier und einmal dort. Aber sein Vermögen ließ ihn nicht los vom Gängelbande und suchte seine Beweglichkeit dadurch zu ersticken, daß es seine Gewebe mit Fett anfüllte und sein Gehirn mit Vergessenheit. So sonderbar war ja das Schicksal, das die Gaben verteilte, dem einen wurde die Leere in den Kopf gegeben, obwohl er hätte in vollem wirtschaften können; dem anderen, dem die grundsätzlichsten Voraussetzungen fehlten, wurden Pläne, Entwürfe, Hoffnungen und Aussichten eingeblasen.

Wie ging es zum Beispiel Sebastian Auer, der von Wein, Schnaps und Kalbsbraten geträumt hatte und dem der Himmel voller Baßgeigen gehangen war, als er sich in der Mitte der Woche nach einem schweren Tage zu Bette begeben hatte? Nicht gut,

Digitized by Google

wenn man die Wahrheit gestehen wollte; er war ein armer Mann, denn am Ende der Woche war sein Beutel so leer wie der Kopf des fetten und reichen Herrn, der nach Sorgen winselte und keine bekam. Sebastian Auer wurde derenthalben nicht aus seinem Gleichgewicht gehoben; er ging in der Werkstatt umher, rauchte seine Nußblätter und wartete eben auf Arbeit. Kam keine, gut, dann mußten die Kinder zuerst in den Pfarrhof, sonach in die Wirtschaft zur Post, wo die fremden Leute abstiegen, und schließlich zu dem oder jenem Bauern, um eine Kleinigkeit zu erhalten. Und sie erhielten immer etwas, denn — man wollte es glauben oder nicht — seine Kinder waren nicht dumm, nein, nicht ein einziges.

Am Nachmittage machte er sich auf den Weg, nahm sein Werkzeug auf den Buckel und walzte von Hof zu Hof, um nachzufragen, ob nicht eine kleine Arbeit zu verrichten sei. Er pflegte dieses allemal dann zu tun, wenn er recht in Not geraten war, und darum wußten es die Leute schon, wenn er kam. Sie ließen ihn aus Gutmütigkeit eine Kleinigkeit verdienen, ließen einen Fensterrahmen ausbessern, einen Stiel in ein Handwerksbeil machen oder übertrugen ihm andere Kleinigkeiten. Auf solchen Gängen pflegte Sebastian Auer allemal ein wenig zu verdienen, und wenn es je geschah, daß keinerlei Beschäftigung für ihn gefunden werden konnte, so bekam er doch wenigstens ein Stück Brot und ein paar Eier oder ein wenig Schmalz. Und manchmal war sein Gang nichts weiter als ein Bettelgang, und es gab Leute, die behaupteten, der Rucksack sei ein Bettelsack und das Werkzeug nur eine Art Verzierung.

An diesem Tage jedoch hatte Sebastian Auer wenig Glück; er hatte schon an vielen Türen angeklopft, aber weder Arbeit noch Brot bekommen und schritt nun hungrig und ärgerlich durch die schöne, grüne Welt, die ihm kein Vergnügen machte. An einem einschichtigen Einödshofe klopfte er von neuem an. Der Bauer stand selber vor ihm und erklärte, daß nichts, rein gar nichts im Hause wäre, was einer Ausbesserung bedürfe. Sebastian Auer schnitt eine Leichenbittermiene, schlotterte sozusagen vor Elend und gestand seine drückende Armut, die der andere allerdings schon seit langem kannte. Da Sebastian Auer nicht gehen wollte, sondern hartnäckig stehen blieb, den Hut in der Hand drehte und ordentlich unglücksvoll in die Ecken blickte, fühlte der Bauer ein Mitleid, stemmte die Hände in die Hüften und besann sich, was hier zu machen sei. Aber da ihm nichts einfiel, fragte er aus Verlegenheit, wie es eigentlich käme, daß Sebastian Auer nie Arbeit auftreiben könne und ein Armer bleibe, obwohl er doch ein Handwerk gelernt habe. Es sei nicht seine Schuld, beteuerte Sebastian und wies auf seine sechs hungrigen Würmer und auf sein Weib hin, das kränklich sei und auch sonst nicht viel tauge. Aber dem Bauern kam nun allerlei in Erinnerung, was über den armen Mann im Umlauf war, und da er an sich eine gerade Natur war, erzählte er von all diesen Gerüchten, die er beiläufig gehört habe. Da kam ein Kalbsbraten zum Vorschein, den Sebastian Auer gegessen hatte, ein paar Schnapsräusche wurden aus der Tiefe der Erinnerung heraufgeholt, und der Gemsbart tauchte hervor, den sich der arme Mann vor Jahren gekauft hatte, um seinen Hut zu schmücken, und der bare zehn Mark gekostet hatte. Leider erhoben sich noch schlimmere Redensarten, denn der Bauer war nun dadurch ärgerlich geworden, weil er sich diese Sünden zum erstenmal gesammelt vor Augen geführt hatte und weil sie wohl angetan waren, den armen Sebastian Auer in sonderbarem Lichte erscheinen zu lassen. Er setzte also sein peinliches Verhör fort und fragte, was aus den eichenen Brettern geworden sei, ob sie in Schnaps oder Bier aufgegangen seien. Er wisse nichts von eichenen Brettern, sagte Sebastian Auer, allein er log, denn er mußte sich genau daran erinnern, daß er einmal eine ganze Lage hatte verfaulen lassen, weil er zu träge war, sie richtig und sachgemäß aufzuschlichten. Aber was war dabei? Waren es nicht seine eigenen Bretter, die er für Geld gekauft hatte, und die er zugrunde gehen lassen konnte, wenn er es für gut hielt? Wen ging das etwas an? Er wisse nichts von eichenen Brettern, beteuerte er und wurde ein wenig ungehalten. Der Bauer jedoch fuhr in seinen Anklagen fort und fragte, warum Sebastian damals bei der Ernte nicht ausgeholfen habe, als keine Arbeiter zu bekommen waren und sündhaft viel Geld verdient wurde. Nun allerdings konnte der arme Mann seiner nicht mehr Herr bleiben. Seine Demut war im Augenblick verflogen. Er bäumte sich auf und fing mit schreiender Stimme an, sich zu verteidigen. Er sei kein Bauernknecht, er sei Handwerksmann, er sei Schreiner, ausgelernter Schreiner, wenn es jemand wissen wolle.

Der Bauer achtete nicht auf seinen Zorn; er sagte nur nebenhin, wer nicht arbeiten wolle, der habe eben nichts zu essen und müsse mit dem Bettelsack von Türe zu Türe gehen. Das schlug dem Fasse den Boden

Digitized by Google

aus, denn Sebastian Auer wurde darüber so voll Gift, daß er mit fetzengroben Worten seine Verteidigung begann. Wer ein Bettler sei, fragte er, und wer nicht arbeiten wolle? Er könne jedenfalls nicht gemeint sein! Erst vor einer Woche habe er bis in die Mitternacht hinein geschwitzt, und wer es nicht glaube, der könne den Fremden fragen. Überhaupt, es gebe nicht Schäbigeres und Geizigeres auf der ganzen Welt als die Bauern, die da meinten, der Herrgott solle nur für sie sorgen und alle anderen verrecken lassen. Lumpen seien sie alle zusammen, ganz ausgeschämte Lumpen, die den Handwerker verhungern ließen und die kein Herz in der Brust und keinen Verstand im Kopfe hätten. Leibeigene sollten sie noch sein wie früher, und das Hinterquartier sollte ihnen jeden Tag voll geschlagen werden, daß es anschwölle wie das Euter einer Kuh. Das wäre ihnen gesünder, dieser Saubande, dieser verfluchten, dieser ganz verlumpten!

Sebastian Auer schrie aus Leibeskräften, schrie, was er nur schreien konnte, suchte alle Schimpfnamen hervor, die ihm nur beikamen, er fluchte und tobte und war wie ein Irrsinniger. Ausspeien müsse man vor diesem Gesindel, plärrte er und spie wirklich aus, spie noch einmal aus und spie zum drittenmal aus. Die Knechte kamen herbeigelaufen, die Mägde glotzten mit erschreckten Augen, und die Bäuerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Der Bauer aber packte Sebastian Auer und warf ihn kurzerhand auf die Straße hinaus. Dann pfiff er dem großen grauen Hund und hetzte ihn auf den armen Manne, der sich nun die Hose in Fetzen reißen lassen mußte und sich mit dem wilden Tiere eine ganze Weile herumraufen konnte.

Aber als Sebastian Auer in Sicherheit war, mußte er sich doch noch einmal umdrehen und von der Ferne aus die Leute zusammenschimpfen, die nun im Hofe standen und ein unbändiges Vergnügen an dem Vorgang gefunden hatten. Sebastian war von dem Hunde durch einen Zaun getrennt, und während er eine Flut von Schimpfnamen hinüberlärmte, suchte er handgroße Steine zusammen und warf sie in blinder Wut auf den Köter, der wütend am Zaune hin- und herschoß. Der Bauer aber stand unter der Türe, und jedem Steinwurf folgte ein schallendes Gelächter. Ein Knecht hatte sich setzen müssen, weil er Leibschmerzen bekommen hatte, und die Magd wischte sich die Tränen aus den Augen vor lauter Lachen.

Sebastian Auer hingegen war ganz außer sich. Er tobte wie ein Irrsinniger. Als aber der Bauer Miene machte, die Gartentür zu öffnen und den Hund von neuem zu hetzen, besann er sich und lief davon. Als er in Sicherheit war, mußte er sich setzen, so müde war er geworden. Aber sein Herz kochte noch vor Rachedurst, und da er nun einmal an Hexen und Teufel glaubte, rief er alle bösen Geister zu Hilfe und wünschte sie dem Bauer an den Hals, der ihn mit Hunden gehetzt hatte.

Und während er so im Grase saß, seine zerrissene Hose besah und die Schmach überdachte, die ihm angetan worden war, wurde er zum Sterben unglücklich und war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Da sah man es, sagte er, so ging es einem armen Teufel, mit Hunden wurde er gehetzt und mit Fäusten geschlagen, wenn er um Arbeit bat, um seine armen Würmer ernähren zu können. Ja, so ging es ihm; er hatte keine Freude mehr auf der ganzen Welt, nicht einmal im Himmel, denn wie es der liebe Gott zu halten pflegte, das wußte man. Wenn ein Reicher fraß und bei den teuersten Weinen zechte, wer fand etwas dabei? Allein wenn ein Armer einmal ein wenig Fusel getrunken hatte und berauscht worden war, weil er des Alkoholes nicht gewohnt sein konnte, so sahen das alle in der ganzen Gegend und behielten es jahrelang im Gedächtnis.

Wo war der liebe Gott, wenn man fragen durfte, wo denn, he? Warum fuhr er nicht in diesen Haufen voll schreiender Ungerechtigkeit wie der Donnerkeil, daß die Fetzen umherflogen? Nein, er blieb gemächlich auf seinem Thron sitzen, lächelte sein ewig mildes Lächeln, sah diese Mißstände und schreienden Verzerrungen und tat nichts dergleichen.

Als Sebastian nach Hause kam und sogleich zu wissen bekam, daß die Bettelsuppe noch nicht gekocht sei, wurde er voller Zorn und tobte und fluchte wie ein Narr. Er nahm die Schüssel, die am Herde stand und in der elende Erdäpfel gesotten werden sollten, und warf sie voller Gift auf die Erde. Und als sein Weib zeterte und schrie, schlug er sie mit der Faust ins Gesicht. Nun war ihm schon alles zuwider! Er hatte noch ein paar Pfennige in der Tasche, und so ging er in die Kneipe und legte sie in Schnaps an und in Bier.

Das Wirtshaus, in dem er nun saß, war spärlich besucht, allein es waren gerade genug Leute da, um Sebastian Auer zu befriedigen, denn er hatte noch kaum ein wenig Alkohol in sich hineingegossen, so fing er auch schon an, die Stube mit seinem Gejammer zu erfüllen und allen haarklein aufzuweisen, daß er der ärmste Teufel sei, den

Digitized by Google

Birkenwäldchen. Gemälde von Richard Schubring

Digitized by Google

Digitized by Google

Gott jemals erschaffen hatte. Er wetterte vor allem gegen die Bauern, erzählte die Begebnisse, die ihm heute widerfahren waren, und knüpfte fürchterliche Drohungen daran, die sich niemals hätten erfüllen können. Und mit jedem Glase, das er zu sich nahm, wurde er hitziger und gesprächiger, und zum Schlusse verdammte er die ganze Welt und hielt sich davon überzeugt, er sei der einzige Gerechte unter dieser Herde von Lumpen, Gaunern und Unterdrückern.

Er hatte der Verzweiflung in die Augen gesehen und war tausendemale hart an dem Kreuzwege vorüber gegangen, der ins Zuchthaus führte oder an dessen Ende ein Galgen stand.

Wer konnte ein Verbrechen eher begehen, ein Reicher oder ein Armer? Wo war die Versuchung oder die Zwangslage stärker, bei diesem oder bei jenem? Wo war überhaupt eine Gerechtigkeit? Ein Armer wurde gehängt wegen eines Pfifferlings, die Reichen aber durften Tausende hinopfern, durften Kriege führen, durften die Leute bestehlen um Millionen, wenn sie wollten, sie durften sie ausbeuten und ihrer Kräfte berauben, und all das wurde in Ordnung gefunden. Hier schlug Sebastian Auer mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser wackelten. Das stehe fest, sagte er, die Kleinen hänge man, die Großen lasse man laufen. Wer sei es, der die Arbeit schaffe, der Arme oder der Reiche? Wer sei es, der die Schwierigkeiten im Leben überwinde, der alles Böse, Häßliche und Gemeine ertragen müsse? Der Arme oder der Reiche?

Sebastian Auer saß allein an einem abseitigen Tisch und schimpfte und fluchte. Die drei Bauernknechte, die noch in der Stube waren, hörten jedoch nur halb hin, und als seine Flüche nicht enden wollten, beachteten sie ihn nicht weiter und wandten sich einander im Gespräche zu. Nur wenn Sebastian Auer auf den Tisch schlug oder sein Selbstgespräch etwas gar zu laut führte, drehten sie sich um und lachten oder stichelten ein wenig. Aber als Sebastian hinter seinem Hute hervor, der ihm der Quere nach über seinen zerrauften Haaren saß, die Forderung stellte, die Burschen möchten ihm einige Gläser Schnaps bezahlen, da lachten sie ihn aus.

Zornig erhob er sich nun, denn er wußte wohl, daß er nichts geborgt bekommen würde, nannte die ganze Welt einen einzigen großen Lumpen und wackelte der Türe zu. Hier drehte er sich noch einmal um und sagte, er sei derjenige auf der Welt, der am meisten auszuhalten habe. Dann stolperte er über die Stiege hinunter, fiel halb zu Boden und gelangte an den Bierfässern vorbei, die er im Vorübergehen anstieß, ins Freie. Hier sah er zwei Monde am Himmel, aber das verschlug ihm nichts, denn er fühlte sich desungeachtet über die Maßen wohl und gehoben. Er wackelte zwischen den bewegten Häusern dahin und hatte einen schweren Gang. Seine Seele jedoch flog und war frei geworden. Was vollends seine geistigen Kräfte betraf, so ging das über alle Maßen. Er sah alle Begebnisse, die ihn betroffen hatten und die überaus bitter waren, so klar und deutlich, als seien sie eben erst gestern geschehen. Ja, er war so mit seelischen Kräften geschwängert, daß er die Zukunft offen vor sich liegen und sich als herrlichen Menschen durch die Ewigkeit schreiten sah.

Denn um die Wahrheit zu gestehen: er war wirklich sehr schwer betrunken und hörte die Engel im Himmel singen, die alten und die jungen, die manchmal wie Raben krächzten und manchmal so süß flöteten wie eine Amsel zur Maienzeit. Trotzdem rettete er die Erinnerung an seine letztgerichtliche Herrlichkeit in den anderen Tag hinüber, dachte darüber nach, hielt sie aufrecht und wurde voller Stolz. So war es schon in der Tat: er war der Ärmste unter den Armen und er konnte sich in Wirklichkeit etwas einbilden, daß er doch auf dem geraden Wege durchs Leben kam, sein Weib ernährte und seine Kinder groß zog.

⌘ ⌘ ⌘

Gerade um dieselbe Zeit saß der schwappelige Herr in seinem Stuhle und las die Geschichte der Heiligen Godoleva, die im Jahre 1070 nach Christi Geburt gelebt hatte und die sozusagen das Muster einer unglücklichen Ehefrau gewesen war. Allerdings konnte sich der fette Herr nicht sonderlich an diesen Berichten erwärmen, denn, wie gesagt, es war nichts los mit ihm, durchaus nichts. Er hatte nichts übrig für die Bestrebungen dieser Frau, durch die Wucht ihrer Bewegung die Beziehungen zur Umwelt so zu gestalten, daß sie ein Äußerstes zu erfüllen imstande war, und das Gerüst des Lebens oder der Welt überhaupt nach ihrem Willen zu biegen. Denn die Heilige wollte nichts anderes. Die Richtung ihres Wollens ergab sich hierbei aus ihrer Veranlagung, und sie strebte danach, aus der Vielfältigkeit der Erscheinungen, die ihrer Eigenheit in jedem Augenblicke andersartig gegenübertraten, jene sich nutzbar zu machen, die ihrer Willensrichtung entsprachen, und allemal da handelnd einzugreifen, wo eine Vergewaltigung dieser Umwelt in der Richtung ihres Zieles möglich war. Sie schied also

Digitized by Google

die Anzahl der Erscheinungen in nutzbare und unnutzbare, ließ diese verdorren und belebte jene, befruchtete sie gleichsam mit ihrer Handlung und verursachte dadurch neue Begebnisse, die in der Richtung ihres Wunsches lagen. Im übrigen war in jedem Menschen die Sucht lebendig, die äußersten Grenzen einer Möglichkeit zu erfüllen, und das lag wohl in der Absicht des Schöpfers, dessen Wille es zu sein schien, daß alle Plätze, die überhaupt gegeben waren, besessen und mit Leben durchtränkt wurden. Der Mensch war nicht fähig, den Gang der Ereignisse nach seinem Willen und nach einer einwendigen Beschaffenheit zu verdrehen; er war der Spielball vielmehr des Wechselspieles, war heute bös, morgen gut, jetzt tapfer, dann feig, einmal so und einmal anders. Er spiegelte sich in allen Farben, die den Erscheinungen jeweils glichen, in deren Wechselwirkung er gezwungen war.

Wie gesagt, dieser fette Herr, der nur das nahm, was ihm die Verhältnisse gaben, und der keinerlei Fähigkeit besaß, den Raum in einer ordnenden Linie zu durchlaufen, dieser Herr hatte nichts übrig für die Geschichte der Heiligen Gondoleva. Er las nur beiläufig, daß sie als das Kind reicher Bürger in Südfrankreich geboren worden war und daß sich ein Edelmann aus Flandern in ihre unvergleichliche Schönheit verliebt hatte. Er las noch, daß sie in Flandern als Ehefrau eben dieses Edelmannes unter die Botmäßigkeit ihrer Schwiegermutter zu stehen gekommen und daß sie hier der Liebe ihres Gatten beraubt worden war. Gerade als er erfahren hatte, daß Gondoleva in einem eigenen Hause getrennt von ihrem Manne leben mußte, daß sie sich weigerte, die Ehe scheiden zu lassen und derenthalben wie eine Diebin behandelt wurde, denn ihre Schwiegermutter hatte für ihren Sohn eine adelige Dame bestimmt, gerade, sage ich, als dies der fette Herr erfahren hatte, klappte er das Buch zusammen, legte sich ein wenig auf die Seite und schlief ein.

Für Sebastian Auer ereignete sich in der folgenden Zeit ein bedenklicher Todesfall, der eine alte Frau betraf und der ihn in keine geringe Verlegenheit versetzte. Denn auf seinem Hause lastete eine Hypothek, die beinahe größer war als der Wert seiner Hütte und die jener Dame gehörte, die Gott unversehens in ein besseres Jenseits abberufen hatte. Sebastian Auer wußte, daß damit sein Haus verloren war, weil seine größte Wohltäterin keine Zinsen verlangt hatte und weil die Erben auswärtige Leute waren, zu denen er mit seinen Bettelgesuchen nicht würde gelangen können. Er tat zunächst das, was sich für einen armen Mann geziemte: er weinte vor allen Menschen die bittersten Tränen, erhob seine verstorbene Gönnerin in den siebenten Himmel, pries ihre Tugenden über alle Maßen und benahm sich in allem wie ein Unglücklicher, der nicht zu trösten war. Am offenen Grabe mußte er so laut schluchzen, schneuzen und schlucken, daß sein Gepuste die Rede des Geistlichen übertönte und somit klar und unzweideutig die wirkliche Mildtätigkeit der Verstorbenen bewies. Nach dem Leichenbegängnis wußte sich Sebastian Auer an die entfernten Verwandten heranzudrängen, die der Feierlichkeit beigewohnt hatten und die er als Erben seiner Wohltäterin betrachtete.

Einem Herrn in schwarzem Anzuge näherte er sich in gebückter Haltung, erzählte ihm von seiner Armut und von der Hypothek, die ihm so viel Sorge mache, daß er ganz aus der Welt sei. Seine Rede war von heftigem Schluchzen unterbrochen, ja, manchmal schüttelte ihn der Schmerz derart, daß er zusammenzubrechen drohte. Er solle nur nach Hause gehen, sagte der fremde Herr und war bereits ungeduldig, die Angelegenheit würde schon geordnet werden.

Aber nach vierzehn Tagen erhielt er ein Schreiben, in dem ihm das liegende Geld gekündigt und in dem er aufgefordert wurde, den Betrag binnen einem Monat zurückzuzahlen, widrigenfalls sein Anwesen auf die Gant gebracht werden müsse.

Als Sebastian Auer das Schreiben gelesen hatte, brach er nicht etwa zusammen, o nein, er war ein armer Mann, der es gewohnt war, vom Schicksal nur Schlechtes und Übles zu erfahren. Er ärgerte sich nicht einmal darüber, im Gegenteil: Sebastian freute sich, daß er nun wirklich der bettelärmste, elendeste und erbarmungswürdigste Mensch geworden war, der im weiten Umkreis angetroffen werden konnte. Ein triumphierendes Gefühl durchzuckte ihn, und im geheimen verspürte er eine quecksilberne Freude. Natürlich war er ängstlich bestrebt, diese eigentümliche Art von Glückseligkeit aufs sorgfältigste zu verstecken, denn er fürchtete, daß ihm jemand ins Gesicht sagen könne, er selber trachte danach, ein armer Mann zu sein und zu bleiben. Aber Gott bewahre, sagte Sebastian Auer zu sich selber, als ihm diese Sorge gekommen war, Gott bewahre, er strebte mit allen Kräften danach, ein ordentlicher und wohlhabender Mensch zu werden. Er zählte sich zu seiner Verteidigung alle Bestrebungen auf, die er angestellt hatte, um hochzukommen, eine Arbeit zu finden, Geld zu erwerben und seine Kinder als rechtschaffener Vater zu ernähren.

Digitized by Google

Sebastian Auer hatte allemal den Drang, wenn ihm etwas Übles zugestoßen war, unter die Leute zu laufen und sein Mißgeschick in alle vier Wände hinauszuschreien. Und deshalb war sein erster Gang auf die Straße, nachdem er dieses Schreiben gelesen und eine kleine Weile überdacht hatte. Leider schien die Welt ausgestorben zu sein, und wenn Sebastian Auer danach lechzte, sein großes Ereignis an den Mann zu bringen, so mußte er sich in die Wohnungen bequemen und den Leuten in ihre Schlupfwinkel nachkriechen. Dies nahm er sich denn auch gleich vor; er dachte an den Lehrer, an den Pfarrer, an den Doktor und faßte den Entschluß, den oder jenen aufzusuchen, um sein übervolles Gehirn entleeren zu können. Schließlich kam ihm der glückliche Gedanke, im Pfarrhof vorzusprechen und sein Herz unter dem Vorwand auszuschütten, er bitte um Beratung, da er sich selber nicht mehr zu helfen wisse. In Wirklichkeit aber empfand er keinerlei Sehnsucht, beraten zu werden, denn ob er sich das zugestand oder nicht: er freute sich im Grunde seines Herzens über das bittere Ereignis, das ihn betroffen hatte. Nun konnte niemand mehr daran zweifeln, daß er wirklich das armseligste Luder war, das zwischen Himmel und Erde aufgestöbert werden konnte.

Als er vor dem Geistlichen stand und sein Mißgeschick erzählte, gebärdete er sich wie ein Irrsinniger. Er schien geradezu gebrochen vor Schmerz und Kummer, er winselte und weinte, war demütig und hätte einen Stein erweichen können. Der Pfarrer wurde denn auch gerührt, aber da er selber nicht im Überflusse lebte, konnte er nicht mehr für den Erbarmungswürdigen tun, als seinen guten Rat zu geben und bei sich darüber nachzudenken, wie dem Übel zu begegnen sei.

Einige Tage später rief er den armen Teufel zu sich und erklärte ihm, daß er einen Ausweg gefunden habe, der das Unglück zu beheben vermöge. Es sei ihm gelungen, aus der Kirchenstiftung das nötige Geld ziehen zu können, das zu dem üblichen Zinsfuße verliehen werde. Sebastian Auer wußte sich vor Glück kaum zu fassen, als er diese Nachricht erhielt, wenigstens stellte er sich so; er stammelte seinen Dank, trat von einem Fuß auf den anderen und schluckte an seinen Tränen. In Wirklichkeit aber dachte er daran, daß das Geld seiner verstorbenen Wohltäterin zinsenfrei auf seinem Hause gelegen war, und deshalb spürte er einen leisen Unwillen in sich aufsteigen, als er die Bedingungen erfuhr, die ihm aufgebürdet werden sollten. Dieser Unmut entlud sich in der freien Luft; er fing an, leise vor sich hinzuschimpfen, von Pfaffenwirtschaft und Erpressung zu sprechen und unverschämte Anklagen zu erheben. Späterhin schimpfte er bei allen Leuten, die mit dem geistlichen Herrn auf gespanntem Fuße standen; er behauptete, er sei übertölpelt worden und der Pfarrer habe ihm das Kirchengeld nur deshalb aufgeschwätzt, um möglichst viel Zinsen für seine Kirche zu bekommen.

Er log sich selber und den anderen vor, daß er zinsloses Geld hätte genug bekommen können, wenn er nur zu jenem alten Herrn gegangen wäre, der wegen Mildtätigkeit im ganzen Lande bekannt war. Aber so sei es mit einem armen Manne. Er bekäme nicht nur nichts geschenkt, sondern er werde noch ausgebeutet, betrogen und erpreßt, daß es eine Schande sei. Aber das Empörendste sei es, wenn noch Leute dies unternähmen, die eigens zu seinem Schutze in die Welt gesetzt seien wie dieser verfluchte Pfaffe.

⁂ ⁂ ⁂

Das muß gesagt werden, daß der fette Herr die Geschichte der Heiligen Gondoleva weiterlas, gerade an der Stelle, an der er das letztemal eingeschlafen war. Nun, es war weiter nichts zu erfahren, als daß die Heilige Gondoleva wirklich das Muster einer duldenden Ehegattin war, daß sie in ihrem einsamen Hause wohnte und getrennt von dem war, den ihr Gott zum Manne gegeben hatte. Es war eben ihr Unglück, daß dieser adelige Herr wie eine Rose im Winde wankte und durchaus unter dem Einflusse seiner Mutter stand, die für ihn dachte, handelte und Begebnisse verdrehte. Die Heilige aber blieb standhaft, denn, wie gesagt, sie war das Muster einer Ehefrau, wie jeder sehen konnte, der die Augen aufzumachen beliebte. Es fiel ihr gar nicht ein, nach Hause zurückzukehren, den Mann zu verlassen, der sie nicht zu schützen vermochte, und dem Machtbereiche jener bösen Mutter zu entfliehen. Sie blieb vielmehr in ihrer Einsamkeit, erduldete die Schmach und die Verkürzungen ihre Lebenshaltung, die ihr aus Gehässigkeit angetan wurden. Für sich aber zählte sie alle Schmähungen nach, vermerkte die Leiden, die sie zu erdulden hatte, in ihrem Gedächtnis und sammelte sie sorgsam auf. Denn sie opferte alles dem lieben Gotte auf, und so erblühte ihr mit jedem Schlage, den sie empfing, ein Verdienst für die Ewigkeit. Ja, um die Wahrheit zu sagen, sie freute sich über jedes Übel, das sie heimsuchte, ergötzte sich daran und zählte sie an ihren Fingern. Denn mit jedem Tage wuchs sie mehr in jene Form

Digitized by Google

hinein, die sie sich geschaffen hatte, füllte sie mit jeder Stunde mehr aus, streckte sich mehr und mehr bis zur Grenze und kam nahe bis an ein Äußerstes heran. Zwar setzte sie den Himmel dafür als Ziel, allein sie war eine Heilige, versteht sich, sie war eine Heilige.

Leider hatte dieses inhaltreiche Leben eines Tages ein Ende: die Sammlung mußte jäh unterbrochen werden, denn ihr Ehegatte führte sie mit Gewalt zu ihrer Mutter zurück. Da hatte diese Heilige Gondoleva den Boden unter ihren Füßen verloren und war unversehens des Gartens beraubt worden, in dem sie so lustig gesät und geerntet hatte.

Bis zu dieser Wendung in der Geschichte der Heiligen Gondoleva war der dicke Herr eben angelangt, als es an seine Tür klopfte und Sebastian Auer, der unglücklichste Schuldner der Welt, im Rahmen erschien. Er wünschte mit tausend Bücklingen einen Guten Tag, drehte vor Verlegenheit den Hut in der Hand und wagte es eine ganze Weile nicht, in das Zimmer selbst einzutreten. Was den fetten Herrn betraf, so war er keineswegs in Ärger darüber verfallen, daß er in der Geschichte der Heiligen Gondoleva unterbrochen worden war; er sagte nur seinem Besucher, er möge eintreten, und fragte nach dessen Begehren. Ja, dieses Begehren Sebastian Auers war eine endlos lange Geschichte, die beinahe mit der Erschaffung der Welt begann, denn Sebastian Auer holte ungeheuer weit aus, schilderte diesem schwammigen Manne nicht nur das grauenhafte Elend, in das er durch den Tod seiner Wohltäterin getrieben worden sei, sondern erzählte auch von seinem kleinsten Knaben, der ihm so sehr ans Herz gewachsen sei, daß er in Tränen ausbrechen müsse, sobald er den armen Wurm am Boden daherkriechen sehe. Dabei hatte er nicht übel Lust, selber auf alle viere niederzufallen, um dem schwammigen Menschen recht deutlich vorzumachen, wie lustig die ersten Gehversuche des Kleinen anzusehen seien. Freilich dieser fette und müde Herr da verzog keine Miene; er saß wie ein Kloß in seinem Stuhl, ließ Sebastian reden und gaukeln und fand es nicht der Mühe wert, noch einmal nach dessen Begehren zu fragen. Er war einfach zu träge dazu. Nachdem der arme Teufel seine häuslichen Sorgen und Freuden und seine unglaublichen Kümmernisse recht offensichtlich ausgebreitet hatte, rückte er schließlich mit seiner Bitte heraus. Zunächst allerdings begann er in einer greulichen Art über die Pfaffen zu schimpfen, die darauf ausgingen, einem elenden Luder sein rechtmäßiges Teil vorzuenthalten. Dabei schäumte er förmlich vor Wut und Verachtung, er spie in alle vier Winde hinaus und ließ kein gutes Haar an jenem Geistlichen, der sich um seine Not so wacker angenommen hatte. Aber Sebastian stellte die Sache so dar, als ob von ihm Zinsen erpreßt würden, die mit dem besten Willen nicht aufgebracht werden könnten. Endlich — und es war eine gute Weile verstrichen — bat er den Fetten, ihm das nötige Geld zu leihen, damit er das Wucherkapital den schwarzen Schuften vor die Füße werfen könne.

Nun, der schwammige Herr hatte nichts dagegen einzuwenden; er griff in seine Brusttasche, schrieb einen Scheck und überreichte ihn Sebastian mit einer müden Handbewegung. Denn, wie gesagt, er war ungeheuer reich, und da durchaus nichts los war mit ihm und mit seinem Gelde, war kein Grund vorhanden, weshalb er das Darlehen nicht hätte geben sollen. Er hatte auch keinerlei Lust, darüber nachzudenken, ob etwas dagegen einzuwenden war oder nicht, er gab einfach, weil es verlangt wurde, und sank gleichsam wieder in sein Fett zurück, ohne an dieser Angelegenheit weiter teilzunehmen. Deshalb hörte er es kaum, als nun Sebastian Auer kaum mehr wußte, auf welche ausgeklügelte Art er seine Dankesbezeigungen vordrechseln sollte, denn der fette Herr hatte das Geld gegeben, ohne Zinsen zu verlangen.

Am Nachmittage schon erschien Sebastians kränkliches Weib im Pfarrhofe und stellte das Kirchengeld zurück.

Was übrigens Sebastian selbst betraf, so ging es ihm in der Folge gut, leidlich gut sogar. Es war nicht zu sagen, aus welchem Grunde, allein sein Geschäft ging gut, und er hatte eine ganze Woche lang alle Hände voll zu tun, die Aufträge zu erfüllen, die ihm zur Türe hereingeschneit kamen. Und am Ende dieser ersten Woche hatte er so viel Geld zusammengebracht, daß er nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen konnte, sondern daß ihm auch noch eine runde Summe übrigblieb, nachdem er und die Seinen reichlich satt geworden waren.

Trotzdem konnte er sich nun sozusagen auswendig freuen, wenn jemand kam und ihn als rechtschaffenen Mann hinstellte. Versteht sich, er tat geschmeichelt, doch wenn er allein in seiner Werkstatt stand und den Hobel fleißig hin und her schob, schien es ihm, als sei er im Begriffe, ein Etwas von seiner Bedeutung und Wichtigkeit in der Welt zu verlieren. Er wußte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, was dieses Bedeutende sei, trotzdem er deutlich fühlte, daß ihm etwas Wichtiges entglitt, ganz langsam, so daß es kaum zu merken war. Einmal sagte er sich,

Digitized by Google

er sei es eben nicht gewohnt, in sorgenfreien Verhältnissen zu leben und jeden Morgen, an dem er sich von seinem Lager erhob, einen gesicherten Tisch für sich und die Seinen bereits vorzufinden.

Es wuchsen nun allerhand Notwendigkeiten aus dem Boden heraus, an die er ehedem nicht gedacht hatte, und die ihm ein unangenehmes Gefühl bereiteten, obwohl er sich darüber hätte freuen sollen. Da war zum Beispiel die Möglichkeit, sich ein Bretterlager anzuschaffen, die ihm Kopfzerbrechen machte und die die eigentliche Ursache war, daß er mürrisch und in sich gekehrt wurde. Die schöne runde Summe seines Ersparten rief gebieterisch danach, verwendet zu werden, und zwar so, wie es für einen Schreiner eben notwendig war. Und diese Notwendigkeit erschöpfte sich einfach darin, daß Sebastian Auer in die Schneidsäge ging und eichene Bretter kaufte. Denn hatte er einen Vorrat trockenen Holzes vor seiner Werkstatt liegen, so war damit der Segen an sein Haus gefesselt, ob er Aufträge erhielt oder nicht. Kamen keine Aufträge mehr, dann konnte er auf Vorrat arbeiten, konnte Kleiderschränke, Tische und Stühle fertigen, eine Arbeit, die er wohl verstand, und konnte diese Erzeugnisse mit gutem Vorteil losschlagen.

Er wußte zudem, daß in der ganzen Gegend Bedürfnis nach diesen Gegenständen war, so daß er nicht in Furcht zu sein brauchte, es könne etwa kein Abnehmer sich dafür finden. Also der Weg zur Wohlhabenheit, ja vielleicht sogar zum bürgerlichen Reichtum lag schön eben und offen vor ihm; er brauchte ihn bloß zu betreten.

Aber Sebastian Auer verschob den Gang in die Sägmühle von einem Tag auf den anderen, obwohl sein Gewissen in dem Grade schlecht wurde, in dem sich seine flüssige Barschaft mehrte. Und das war tatsächlich der Fall.

In jener Zeit geschah es, daß an einem Sonntage eine Base zu Besuch kam, die genau so bettelarm und hungrig war, wie es Sebastian Auer in früheren Zeiten gewesen war. Diese Base war eine alte Frau, die gnadenhalber bei einer entfernten Verwandten Aufnahme gefunden hatte und die nur hierher gekommen war, um über ihren Ernährer in bittere Klagen auszubrechen. Es war an einem Sonntagnachmittage, wo sie in der Stube Sebastian Auers saß und mit beredten Worten die Schlechtigkeiten erzählte, die ihrem Brotgeber anhafteten. Obwohl sie alt sei und verbraucht, sagte sie, müsse sie dennoch arbeiten wie eine Magd, müsse das Hauswesen besorgen, müsse die Zimmer reinigen und müsse schwere Arbeit leisten. Sie bekomme aber ein Essen, das kein Hund mehr möge, sie erhalte keinen Lohn und keine Entschädigung und müsse sich für eine Bettelsuppe bis aufs Blut peinigen lassen. Das könne sie gar nicht erzählen.

So saß diese alte Frau in der armen Stube, war bös und gehässig und fand kein Ende in ihren unseligen Betrachtungen. Zuweilen wurde sie so erregt, daß sie mit den knochigen Fingern durch die Luft wischte, das Gesicht verzerrte und ihren Speichel weithin verspritzte. Bei alledem schien es ihr einen unsäglichen Genuß zu bereiten, ihre Geschichten zu erzählen, und über jenen zu wettern, der sie in sein Haus aufgenommen hatte. Denn sie wurde sichtlich besser und besser aufgelegt, und es war ihr anzusehen, daß sie sich in dieser Stube überaus wohl und behaglich fühlte. Da sie aber nun Freunde und Gleichgesinnte um sich wußte, begnügte sie sich nicht nur damit, ihrem Peiniger alle Schmähungen anzutun, die sie sich ausdenken konnte, sondern sie fing auch an, das auseinanderzulegen, wie sie sich rächte und im geheimen jeden Schlag zurückgab, der ihr angetan worden war.

Aber bei dieser Unterhaltung waren die Zuhörenden nicht weniger gefesselt. Es war für Sebastian Auer wirklich ein auserlesenes Fest, diese Erzählungen zu hören, sein Gesicht begleitete die Worte, die er hörte, mit einem entsprechenden Mienenspiel; er konnte unbändig und von ganzem Herzen lachen und in zornige Wallungen geraten, je nachdem eben die Rede ging.

Als er gerade im Zuge war, um seinerseits loszubrechen, seine Armut auszubreiten wie einen schimmernden Mantel, der bestaunt werden sollte, wurde er mit einem Schlag nüchtern und mußte sich gestehen, daß er in Wirklichkeit kein armer Mann mehr war. Nein, es ging nicht mehr an, den Pfarrer einen Halsabschneider zu nennen oder über die Unbarmherzigkeit der Leute zu schimpfen. Nicht, daß er damit bestrebt gewesen wäre, der Wahrheit die Ehre zu geben, er fühlte nur sicher, daß ihn jeder Mensch auslachen würde, wenn er versuchte, sich als besonders arm und elend hinzustellen. Eine sonderbare Kälte wehte ihn bei dieser Erkenntnis an, seine Lustigkeit erstarrte; er stand auf, trat ans Fenster und beobachtete nun die alte Frau von der Ferne aus.

Und wie er nun so stand und das alte Weib betrachtete, das in einer Art von Verzückung schwamm und eben in jenem unbändigen Genusse lag, den Sebastian Auer so gut kannte, da kam er sich vor wie ein Ausgestoßener. Ein leiser Neid beschlich ihn, und er fühlte sich wie ein entthronter König,

Digitized by Google

der nun demütig zuhören mußte, was andere erlebt hatten, und dem man kaum erlaubte, ein Wort der Bewunderung einzurücken. Ach, wie schön war es gewesen, als er selber noch auf diesem Platze gestanden war, so recht in seiner Mitte, und als er sich hatte aufblähen und brüsten können, bis seine Haut so prall geworden war, daß sie zu platzen gedroht hatte. Nun stand er da in der Ecke, hatte seine Wohlhabenheit und Sicherheit und konnte demütig zuhören, was andere erlebten. Er mußte sittsam und bescheiden stehen und konnte zusehen, wie andere Schwierigkeiten und Gefahren überwanden, kurz wie sie mitten im Wirbel des Lebens rangen und doch so wenig versinken konnten wie ein Kork, der auf dem Wasser schwamm.

Und so geschah es, daß er auf einmal kein Vergnügen mehr daran finden konnte, die wundersamen Erlebnisse dieses alten Weibes zu erfahren und ihre Heldenhaftigkeit zu bewundern. Er ging unter einem Vorwand in seine Werkstatt hinüber und arbeitete aus Langweile, obwohl Sonntag war und obwohl der Auftrag, den er nun in Angriff nahm, nicht so überaus eilig gewesen wäre.

Am andern Tage war er fleißig, und als der Tag um war, da war seine Barschaft wieder um ein Erkleckliches gewachsen. Aber damit war auch seine Bedrängnis größer geworden, denn das Geld schrie einfach danach, in eichene Bretter verwandelt zu werden, um für Sebastians Wohlstand einen soliden Grund zu legen. Freilich, freilich, das wußte er wohl, aber er hatte heute nun einfach Lust, das Wirtshaus zu besuchen. Außerdem war er gezwungen, an jenem Platze zu erscheinen, wo sich die Menschen trafen, denn er hatte danach zu forschen, ob die Eichenbretter billiger oder teuerer würden. Dagegen konnte doch niemand etwas einwenden, nicht einmal der grimmige Bauer, der allemal wie ein bissiger Geist neben Sebastian Auer lauerte, wenn dieser in die Nähe des krummen Weges geriet. Sebastian aber wußte nun, daß er sich nicht betrinken durfte, denn sonst kamen die Leute gleich wieder mit Vorwürfen, nannten ihn Säufer und Prasser und hielten seine Armut für eine gerechte, verdiente und von ihm selbst gewollte.

In gewissem Sinne war Sebastian Auer in einer Zwickmühle, denn er hatte den Wunsch in sich, seines Bargeldes los und ledig zu werden, aber es war schon so viel geworden, daß es auf ordentliche Weise kaum gelingen konnte. Allerdings gestand er sich diesen Wunsch nicht ein, nein, er stritt heftig in seinem Inneren und schrie sich gleichsam selber zu, daß er nicht so dumm sei, ein armer Mann sein zu wollen. Er bewies sich das einfach dadurch, daß er nur ein Glas Bier trank, nichts rauchte und keine Zehrung zu sich nahm, wie es andere taten, die auch nicht mehr verdient hatten als er. Er saß nun unter Bürgersleuten, die ihm wohlwollend und etwas gnädig entgegenkamen, und hörte zu, was am Tische gesprochen wurde. Er saß gedrückt und klein und hatte nichts zu sagen, denn er war nichts mehr. Ja, als er noch ein armes Luder war, da hatte er auf den Tisch schlagen und seine Meinung mit Sicherheit aufdrängen können, denn er hatte es wissen müssen, er, der das Leben von der Nachtseite her gekannt hatte wie kein anderer. Nun aber saß er am Tische, gab auf sich Obacht, daß ihm nicht aus Versehen ein Schluck zuviel in die Gurgel rann, und fühlte sich überflüssig und ohne Bedeutung. Er vergaß ganz nach den Brettern zu fragen.

Und als er nach Hause ging, leuchtete ihm ein Mond, und sein Gang war gerade und aufrecht, wie der eines rechtschaffenen Mannes eben sein mußte. Freilich, er hatte ja seinen sonderbaren und abseitigen Weg verlassen und lief auf der Heerstraße dahin, wo Tausende und Tausende gingen, die nichts zu sagen hatten. Er dachte daran, daß er sich morgen beizeiten erhob, daß er in der Werkstatt arbeitete, daß er sein Mittagsmahl fand, daß er wieder arbeitete und daß er wieder sein Abendbrot vorgesetzt bekam. Das war nun eine Selbstverständlichkeit geworden, die so sicher kam wie der Tag und die Stunde. Und es war gut so, sagte Sebastian Auer und ging mit seinem geraden Gange nach Hause, aber er fühlte es klar: es fehlte ihm etwas, ja zuweilen deuchte ihn, es fehle ihm die Hauptsache. Er legte sich traurig zu Bette und wußte eigentlich selber nicht, warum ihm sein Leben nicht gefallen wollte, nachdem sich alles zum Guten gewendet hatte.

Inzwischen fing die Arbeit an, sich in seiner Werkstätte zu häufen, so sehr wurde er mit Aufträgen gleichsam überschüttet. Wenn ein Kunde kam, benahm er sich unterwürfig und war voller Dankbarkeit, weil ihm eine Arbeit anvertraut worden war.

Aber mählich fing er an, weniger wild zu arbeiten, diesen und jenen Auftrag um einen Tag hinauszuschieben und sich länger bei Gesprächen und Arbeitsunterbrechungen aufzuhalten.

Kam der wilde Bauer und sagte ihm, aha, da habe man es, und hierin liege der Grund für seine Armut, so begehrte Sebastian Auer sogleich auf und wußte sich mit tausenderlei Entschuldigungen herauszustrei-

Digitized by Google

chen. Er sei kein Stück Vieh, er müsse auch einmal verschnaufen und ein wenig rasten, um neue Kräfte zu schöpfen. Und das sei sogar gut, sagte er, denn dadurch würde er fähig, die Arbeit mit größerer Lust und Vertiefung zu betreiben.

Der Grund für dieses langsame Nachlassen in seiner Tätigkeit war aber nicht eigentlich Arbeitsscheu; er sah vielmehr mit einem gewissen Unbehagen, daß er immer mehr und mehr in die träge Wohlhabenheit hineingeriet, die ihm leer und unbedeutend erschien. Und ohne daß er sich dieses eingestand, verstopfte er die Quelle des Segens und drückte die Faust hinein, wenn es kein Mensch bemerken konnte, nicht einmal er selber. Aber es half alles nichts, der Segen wollte nicht ausbleiben und stellte sich nun ebenso hartnäckig ein, wie sich früher das Unglück eingestellt hatte. Und Sebastian gab nach, wurde klein und faßte nun den ernsten Entschluß, morgen in die Säge zu gehen und Bretter zu kaufen.

Als er sich am andern Tage vom Lager erhob, sagte seine Frau, daß sie krank geworden sei. Sebastian horchte auf, blickte sie an und fand, daß sie spitzig und käsweiß im Gesicht geworden war. Er machte beinahe einen Satz vor Erregung, wurde sogleich Feuer und Flamme und sprudelte hervor, daß man zum Arzt gehen müsse, denn die Krankheit schien bedrohlich und überaus ernst zu sein.

Nun war natürlich nicht mehr daran zu denken, sich Bretter zu kaufen, weil ein Doktor zu bezahlen war, der schon wußte, was zu verlangen war. Was konnte er dazu, wenn das Geld flöten ging, das er sich mühsam genug für diesen Zweck zusammengespart hatte? Er stand schuld- und makellos da, daran konnte niemand zweifeln. Wie gesagt, er war voller Aufregung geworden, nahm seinen Hut vom Nagel und eilte auf die Straße, um sogleich den Arzt zu holen.

Und während er voller Aufregung und Wichtigtuerei dahin ging, dachte er, jetzt sei das Unglück wieder im Anzug, und er begrüßte es mit einer versteckten und heimlichen Freude. Es schien ihm, als hätte er einen Ehrenrock wieder gefunden, den er hatte ablegen müssen und in den er nun mit einer Art von Entzückung hineinfuhr. Sebastian Auer fing an zu merken, daß er bereits wieder auf seinem außerordentlichen Weltplatze stand, er nahm sogleich die Brust voller Wind und blies ihn mit unsäglichem Genusse von sich. Soll sagen, er füllte sofort die ganze Welt mit seinem Jammer aus und trieb eben jenes Spiel, das seine außerordentliche Lage verlangte. Auf dem Wege traf er einen Bauer, den er nur beiläufig kannte, aber er faßte den armen Mann, heftete ihn gleichsam an seine Seite und erzählte ihm sein neuerliches Unglück. Ach, es war ihm so unbeschreiblich wohl, als er wieder sein konnte wie ehedem und seinen Mund aufsperren so weit wie ein Stadeltor.

Beim Doktor wußte er beredt den gefährlichen Zustand der Kranken zu schildern, und da dieser ein gewissenhafter Mann war, so ging er sogleich in das Haus Sebastian Auers. Aber er fand alles übertrieben, meinte etwas spöttisch, das sei noch lange nicht zum Sterben, und gab schließlich eine belanglose Verordnung.

Sebastian Auer ärgerte sich darüber, denn er hatte im geheimen auf eine langwierige Krankheit gehofft, die seine Barschaft verzehrte und die ihn wieder zum armen Mann machte.

Freilich gestand er sich das selber nicht ein, aber seine Gefühle bewiesen es und lachten ausgelassen und voller Lustigkeit über den heuchlerischen Schmerz, den sein Gesicht zur Schau trug. Sebastian lief in die Apotheke, erzählte hier von seinem Mißgeschicke und schimpfte über den Doktor, der nichts verstehe und die Schwere einer Krankheit nicht zu beurteilen wisse. Soviel sehe er als ungelehrter Mann, daß hier kuriert werden müsse. Er kam aber vollends außer Rand und Band, als die Medizin fertig war und er den Preis erfuhr, der kaum eine halbe Mark betrug. Da er doch nicht wagte, in der Apotheke über den Doktor weiter zu schimpfen, kehrte er sich um und ging voller Groll nach Hause. Hier sprach er mit seinem kranken Weibe, horchte es aus und wurde ärgerlich, als er merkte, daß wirklich nicht viel hinter dieser Krankheit zu stecken schien. Er ging übellaunig in seine Werkstatt zurück und arbeitete eifrig und anhaltend, weil es nun doch schon gleich war und weil der Segen nicht aufzuhalten war, der wie ein Regen hernieder ging. Nun mußten doch Bretter gekauft werden, dachte er und nahm sich vor, morgen in die Säge zu gehen.

Aber er war traurig und gleichgültig geworden, und es war nicht mehr viel los mit ihm, weil er nahe daran war, so zu werden wie jener Herr, der die Geschichte der Heiligen Gondoleva zu lesen begonnen hatte. Dieser Herr war heute noch nicht zu Ende damit, und er las sie bloß deshalb, weil das Buch nun einmal aufgeschlagen auf seinem Tische lag. Die Heilige, so lief die Geschichte weiter, war also in ihre Heimat zurückgebracht worden und hatte dann Gelegenheit, unter dem Schutze ihrer Eltern ein ruhiges Dasein zu führen, und jeder Mensch hätte glauben mögen, sie sei glücklich, einer Hölle entronnen

Digitized by Google

zu sein. Dies war allerdings nicht der Fall. Man mußte das wenigstens annehmen, wenn man erfuhr, daß Gondoleva die krampfhaftesten Anstrengungen machte, bei ihrem Gemahl von neuem aufgenommen zu werden. Sie rief die Hilfe des Bischofs von Nymwegen an, setzte noch einen anderen mächtigen Herrn in Bewegung und arbeitete mit allen Mitteln darauf hin, in ihr Elend zurückzukommen.

Sebastian Auer mußte nun daran gehen, eichene Bretter im Vorrat anzuschaffen, denn es waren schon etliche Kunden gekommen, die Aufträge gebracht hatten, jedoch kein Holz. Und das war besonders schmerzlich für ihn.

☙ ☙ ☙

Es war leider im allgemeinen so, daß jeder Mensch danach streben mußte, eine Besonderheit darzustellen, und daß er keine Schmerzen und Leiden achtete, wenn dieses Ziel erreicht werden konnte. Diese Tatsache schien mit der menschlichen Welt zusammenzuhängen, die nicht in der Hand eines Gottes oder einer anderen Macht ruhte, die vielmehr frei im Raume schwebte und sich aus sich selber gebären und erlösen mußte. Sie hing nicht wie eine Birne am Baume, sie schwebte lose im Kosmos, sie war nur in sich befestigt, nicht außer sich. Sie hatte sich durch Bewegung Vielheit und Wechselwirkung innerhalb ihrer Teile von ihrem Mittelpunkt aus entwickelt, und ihr Leben wuchs in Strahlen von diesem Mittelpunkte aus, die nach allen Richtungen des Raumes liefen. Sie vergrößerte sich von der Mitte nach außen hin, wuchs durch Anlagerung wie eine Kugel und mußte so lange wachsen, bis sie den Raum erfüllt hatte. Diese menschliche Welt konnte nur dadurch sein und wirken, daß sie in sich durch Beziehungen unter ihren Teilen versteift war, daß sie Beziehungen zu bilden vermochte, daß sie auseinanderstrebte, ohne zu zerfallen, denn von außen her kam ihr nichts, sie war eine große Zelle, die von innen nach außen schob. Aber um Beziehungen erzeugen zu können, war die Erfüllung von äußerster Möglichkeit notwendig. Und da nun die menschliche Welt von einzelnen Menschen gebildet werden mußte, so mußten in den einzelnen die Gesetze tätig und wirksam sein, die sie bis heute hatten erzwingen können und für die Zukunft erzeugen sollten.

Und diese Gesetze waren bei Gott tätig und beizeiten sichtbar und offen ausgearbeitet. Da war ein gewisser Einzelner, der Sebastian Auer hieß, und der den Drang in sich hatte, ein Äußerstes zu erfüllen. Kein Zweifel, er lebte dem Trieb, die menschliche Welt durch eine Linie zu scheiden, damit sie Beziehungen bilden konnte, die sie ordneten und versteiften. Mit diesem Mann verhielt es sich einfach so: es schwebte ihm ein Ideal vor, und in dieses suchte er nun gleichsam hineinzukriechen, um es ganz und vollständig zu erfüllen. Es war zufällig das Ideal der Armut, auf das er verfallen war, aber er suchte es genau zu erkennen, um es ausfüllen zu können, und deshalb übertrieb er sogleich jede Erscheinung dieses Ideals, die er in Wirklichkeit an seinem Leibe entdeckt hatte, ins Ungemessene und wurde lüstern danach, dieses Ungemessene seiner Vorstellung wirklich zu erleben.

Er trieb also die Welt in den weiten Raum hinaus und vergrößerte sie und eroberte neue Gebiete.

Mit Sebastian Auer verhielt es sich derart, daß er ein geistiges Bild infolge seiner Beschaffenheit erzeugte und die Wirklichkeit in diese Form hineinzwängen wollte. In dem Grade aber, in dem ihm dieses Spiel gelang, in dem Grade lag sein Glück und der Reichtum seiner Tage. Und deshalb mußte er einfach unglücklich werden, wenn er seine Armut verlor und zum wohlhabenden Manne wurde, der ohne Lebenszweck durch die Welt ging und dem das Leben nicht mehr war als ein Traum, wie es jenem fetten Herrn erging.

Wie gesagt, Sebastian Auer ging darauf aus, sich insgeheim zugrunde zu richten. Eines Abends wurde er vor eine sonderbare Versuchung gestellt. Er kehrte, da die Feierstunde gekommen war, die Hobelspäne in die Ecke, und da er bei seiner Arbeit zu rauchen pflegte, geschah es, daß ein Funke zur Erde fiel, der groß genug war, um sein ganzes Haus in Brand zu stecken. Ein blitzartiger Gedanke zuckte durch den Kopf Sebastians; er hielt in seiner Tätigkeit inne und lauerte gespannt auf das Bröcklein Glut, das zu rauchen und zu sengen begann. Er wurde voller Aufregung, lehnte den Besen in die Ecke und ging in der Werkstatt umher. Noch wagte er den Sprung nicht und überlegte hin und her, ob er den Funken verlöschen wollte oder nicht. Allein schließlich sah er durch das Fenster auf die Straße, ob niemand gegenwärtig sei, trat vorsichtig an den Funken heran und deckte mit den Schuhen etwas Holz darüber.

Dann verließ er die Werkstatt und versperrte sie. Er trieb sich unruhig im Hause herum, ging schließlich ins Dorf hinab und kehrte beim Wirte ein. Hier wurde er um die zehnte Abendstunde geholt, denn sein Haus brannte lichterloh, und an den Brettern züngelten schon die Flammen.

Digitized by Google

Carl Blos

Von Dr. Georg Jakob Wolf

In Gottfried Kellers ‚Grünem Heinrich' ist einmal die Rede von einem Kunsthändler, der die deutschen Städte mit namhaften Malerschulen bereist, dort Bilder ankauft und deren Schöpfer, wenn er ihre Werke an weniger kunstgesegnete Hinterländer weitergibt, durch den stolzen Beisatz ‚Mitglied der X'er Malerschule' besonders auszuzeichnen vermeint. Der ‚Grüne Heinrich' lehnt bekanntlich für seine Person diese auch ihm zugedachte Ehre ab, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt den Grund: es kann ihm nicht darauf ankommen, mit seinen paar gelungenen Arbeiten in einen Schulzusammenhang oder in eine örtliche Überlieferung eingeordnet zu werden und als Mitglied eines sei es noch so angesehenen Kunstganzen zu gelten; vielmehr ist es ihm darum zu tun, von verständigen Kunstfreunden um der eigenen Leistung willen als künstlerisches Eigenwesen geschätzt und wertgehalten zu werden.

Diese kleine Anekdote ist heute so treffend wie je. Immer noch und immer wieder geht es wie in der ganzen Kultur in der bildenden Kunst um die Gegensätze: Einordnung in die Überlieferung oder ursprüngliche Leistung, Typus oder Individualität, Richtung oder Eingängertum, Gruppe oder Persönlichkeit. Dem Deutschen liegt der Hang zum Verallgemeinern und Schematisieren im Blut; deshalb ordnet er gern das Einzelne in ein Ganzes ein und bedient sich zu seiner Kennzeichnung eines bequemen Schlagwortes. Um gewisse Zusammenhänge zwischen sonst ganz verschiedengearteten künstlerischen Persönlichkeiten ‚aufzudecken', gebraucht man Bezeichnungen wie: die Piloty-Schule, die W. v. Diez-Schule, der Leibl-Kreis, die Gruppe um Liebermann, die Düsseldorfer Landschafterschule usw.: man typisiert und verkürzt damit das Recht der Persönlichkeit.

Selbstbildnis des Künstlers

Wenn hier von Carl Blos, dem ausgezeichneten Münchener Maler, die Rede ist, so soll nicht der Versuch unternommen sein, ihn aus dem Münchener Malerkreis heraus zu veranschaulichen oder ihn in die Münchener Malerschule irgendwo ‚einzureihen'. Die Tatsache, daß Blos Führer der ‚Bayern'-Gruppe, eines Häufleins trefflicher Maler ist, kann mich nicht dazu veranlassen, ihn mit einer bestimmten ‚Richtung' oder mit irgendwelcher künstlerischen Parteipolitik in Zusammenhang zu bringen. Man darf diese äußeren Umstände nicht überschätzen. Was wesentlich an einem Künstler ist, entscheidet, und das Wesentliche kommt nie von außen, kommt nicht von Lehrern und Kollegen, von Anregungen oder zeitgenössischen Bewegungen; ihre fördernden oder hemmenden Einflüsse sollen nicht verkannt sein, aber sie sind geringfügig zu nennen gegenüber ‚dem Quell aus verborgenen Tiefen', gegenüber der ‚dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen', bis sie sich losrangen und in Werken bekundeten, die mit der Umwelt nichts anderes geheim haben als die allein gemeinsame Umgangssprache, den zeitgenössischen Ausdruck der Form und des Vortrages.

Carl Blos, der durch viele Widerwärtigkeiten hindurch und vorwärts durch Gestrüpp und Fuß-

Digitized by Google

Innenraum aus Oberammergau. Gemälde

Digitized by Google

Der Wanderer. Gemälde

angeln, nicht ohne Umwege, Abschweifungen und lästige Aufenthalte seinen Weg zur Kunst nahm, ging in allen entscheidenden Stunden allein und fand sich allein zurecht; deshalb schwingt auch in seiner Kunst etwas so ausgesprochen Selbständiges, Unbeeinflußtes; deshalb war er durch Moden und Richtungen nicht irrezumachen; deshalb haben seine Arbeiten das Besondere, das dem münchnerischen Maltypus Abgewandte. Es ist Andacht zur Kunst in ihnen, die nur ein stiller Gläubiger, nicht einer aus der Masse der mechanischen Beter besitzen kann.

Die Anfänge des Künstlers führen nach Baden, das sein Vater- und Kindheitsland ist, von ihm heute noch über alles geliebt, ihm immer noch ein unerschöpfliches Gefilde, aus dem er Kraft- und Lebensfreude, Anregungen und Stimmung saugt. Carl Blos ist in Mannheim am 24. November 1860 geboren, aber nicht die industriereiche und laute Stadt am Rhein gilt ihm als seine Heimat, sondern Offenburg, wo er den größten Teil seiner Jugend verbrachte, das freundliche, altertümliche, ehemalige reichsunmittelbare Städtchen, das dort liegt, wo die Kinzig aus den westlichen Ausläufern des Schwarzwaldes in die Rheinniederung hinaustritt.

Kindheit und Jugend des Künstlers waren weder ruhig noch seßhaft, sondern voll der mannigfaltigsten und buntesten Eindrücke. Der Beruf des Vaters, der Bahnwärter

Landschaft. Gemälde

war, brachte es mit sich, daß die Familie häufig ihren Wohnsitz wechseln mußte, so daß gewissermaßen das ganze langgestreckte Badener Land durchmessen und durchwohnt wurde. Neckarelz, Breisach, Königsbach, Beuggen bei Rheinfelden an der schweizerischen Grenze, Mosbach und manch anderer Ort, bald ein Städtchen, bald ein Dorf oder ein einsames Wärterhaus, von Menschen und Siedelungen abgerückt, bildeten die Stationen dieser Jugendfahrt, die mehr als ein Jahrzehnt durch das badische Land ging und manches unauslöschliche Bild in Blos' Gedächtnis schrieb, sei es, daß er sich der Poststube in Neckarelz mit dem freundlichen alten Postillon und mit dem Lahrer Hinkenden Boten-Kalender als einer Quelle bildlicher Mitteilung erinnert, sei es, daß er des preußischen Einmarsches vom Jahre 1866 und des Gruselns gedenkt, mit dem damals ein ehrliches süddeutsches Gemüt den verschrienen Preußen entgegenbangte.

Schließlich wurde die Familie Blos in Offenburg seßhaft, der Schulunterricht wurde regelmäßiger, und das Zeichnen, das Carl Blos seit frühester Jugend gefesselt hatte, konnte fortan etwas planvoller betrieben werden. Der junge Kunstentflammte stöberte viel in illustrierten Büchern und Zeitschriften, nur war leider nicht viel aufzutreiben; aber bis heute blieb ihm die Erinnerung wach an einen ‚Robinson', an einen von Doré illustrierten Roman, an eine Zeitschrift ‚Omnibus' — das war die erreichbare Summe bildlicher Anschauung. Aber nicht allein empfangend äußerte sich das junge Künstlertum, es begann auch, sich schöpfrisch zu betätigen. In Offenburg steht ein Denkmal Franz Drakes, des Vermittlers der Kartoffel: Dieses Denkmal zeichnete der junge Blos ab; es war, neben gezeichneten Bildnissen der Schulkameraden, die früheste „Leistung" in der Kunst, und sie wurde in umsichtigster Weise fruchtbar gemacht, denn gegen zwei Kaninchen ging sie in den Besitz eines Sammlers und Liebhabers über.

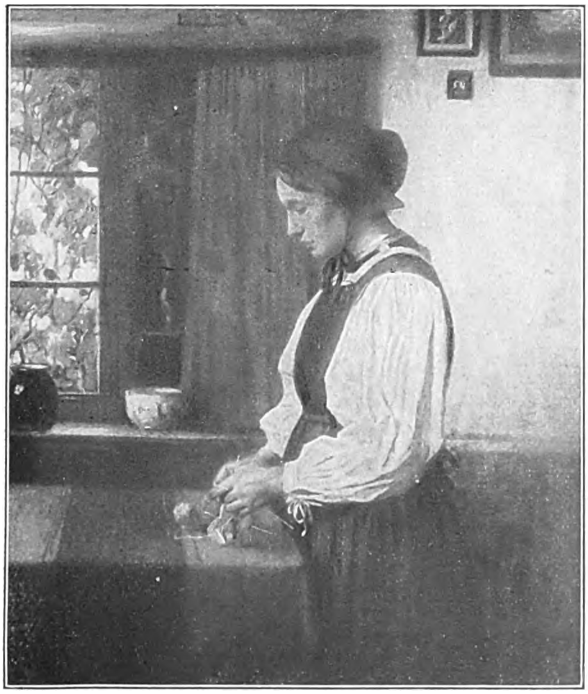
Hinter den hellen, bewegten Kindertagen, die sich mit dem Verlassen der Schule ihrem Ende zuneigten, reckte sich drohend der Schatten der Zukunft empor. Was nun? Wohin? In Offenburg gingen die jungen mittellosen Leute „in die Fabrik" — das war ganz selbstverständlich, und es drohte auch das Los des jungen Blos zu werden. Davor hatte er heillose Angst. Das mit der Kunst hatte ihn im Tiefsten gefaßt, aber er sagte sich selbst, daß sich seine Malerträume nicht ohne weiteres würden verwirklichen lassen. Wenn man wenigstens einen verwandten Beruf, etwas, das einen Weg zur Kunst bedeutet oder ahnen läßt, ergreifen könnte! Da war nun mit der Glasfabrik eine Art Glasmalereianstalt verbunden: vielleicht wäre das etwas! Der Versuch wurde gemacht, aber er erwies sich als ein Fehlschlag. Also anderes erprobt! Es folgte die Lehrzeit bei einem Schreinermeister; auch das sagte ihm nicht zu. So wurde wieder gewechselt, und ein Versuch mit einem Dekorationsmaler angestellt. Da hieß es Farben reiben und Farben abkratzen, immer wieder nur Handlangerdienste

niederster Sorte leisten. Wurde der Lehrjunge ungeduldig und packte seine ehrgeizigen künstlerischen Pläne aus, so sagte der Meister lachend: „Ha, alle große Lüt' hawe so angefange'." Auch bei dem Dekorationsmaler wollte es nicht gehen und nichts Rechtes werden, und nochmals wurde der Beruf mit einem anderen vertauscht. Es kamen drei schwere Jahre bei einem Photographen. Jahre voll Arbeit und voll der wachen Nächte, die mit einem Zusammenbruch der Nerven zu enden drohten. Aber noch waren Unternehmungslust und Entschlußfreudigkeit in dem jungen Mann nicht vollkommen abgetötet — und so brannte er eines Tages kurz entschlossen durch. In der Morgenfrühe wanderte er zum Städtchen hinaus, das Kinzigtal hinauf, in die Berge hinein, planlos, ohne Mittel, ohne Ziel des Marsches, ohne Ziel des Lebens. Bei Bauern sprach er zu. Er zeichnete ihre Höfe ab, porträtierte wohl auch die einen oder anderen Bauern selbst. Dafür durfte er mit ihnen essen und auf dem Heuboden schlafen. Es war ein poetisch-romantisches Dasein. Die Sonne lachte auf den Schwarzwald herab, die Vögel sangen, die Natur blühte. All das empfand der junge Blos. Sein Naturgefühl wollte sich freudig erheben, und doch — er konnte seiner Tage nicht froh werden. Denn die Zukunft stand drohend da, und in greifbarere Nähe gerückt war die Angst vor den Gendarmen, die den flüchtig Gegangenen, der in seiner Entlaufung

Studienkopf. Kohlezeichnung

wunderwas für ein Verbrechen sah, aufgreifen und nach Offenburg bringen konnten.

Indessen schlug ihm diese Flucht dennoch zum Glücke aus. Die Dinge wendeten sich, und wie immer, wenn das Maß des Leidens voll ist, kommt der Umschwung. So erging es, durch das Zusammenwirken günstiger Umstände, auch Blos. Plötzlich wurde ein Staatsstipendium für ihn aufgebracht. Es war nicht mehr und nicht weniger als die fürstliche Summe von dreißig Mark im Monat, aber ihn dünkte es hinreichend, und so machte er sich auf nach Karlsruhe und bezog die Kunstgewerbeschule. Das war im Jahre 1878. Nach zwei Jahren übersiedelte er an die Akademie — und da es nun aus und vorbei war mit dem Stipendium, das ausschließlich für die Kunstgewerbeschule bestimmt war, so kamen wohl wieder schwere Tage, aber auch sie wurden durchgekämpft. Theodor Pöckh, ein Piloty-Schüler, war sein Lehrer in der Zeichenklasse; er hielt ihn zu peinlichsten Einzelstudien an, und eine Auswirkung dieses Unterrichtes war das gründliche und nützliche Holbein-Kopieren, das Blos damals betrieb. In der Malschule war Carl Hoff Blos' Lehrer, aber es entstand kein rechtes Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, und so kam



Schwarzwälderin. Gemälde

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gattin des Künstlers. Gemälde
München, Neue Pinakothek

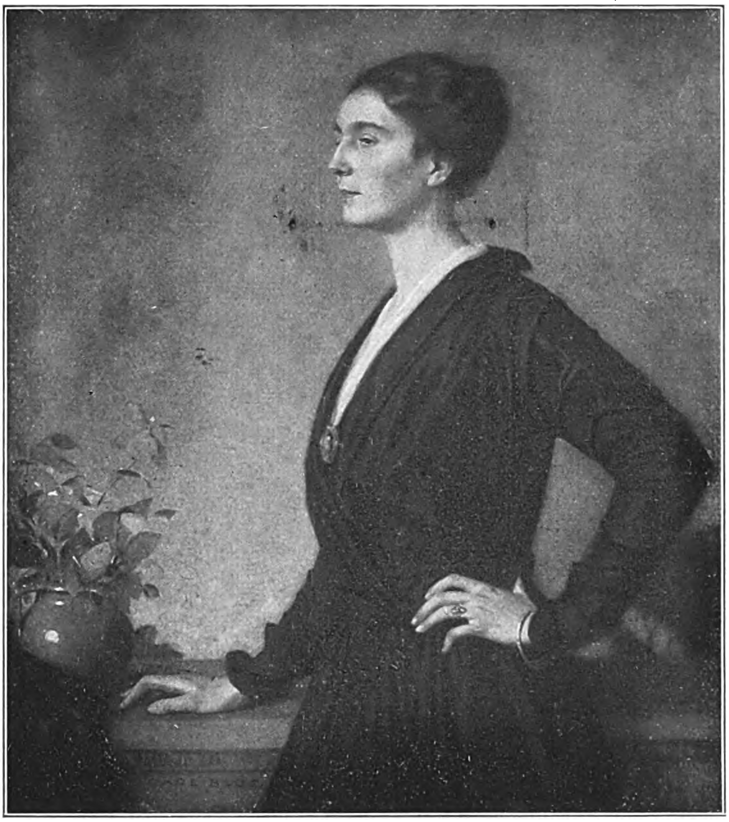
Digitized by Google

Mädchenbildnis. Gemälde

Digitized by Google

Das grüne Sofa. Gemälde

Digitized by Google



Damenbildnis. Gemälde

Kleine und Genrehafte verfallen, und besonders bei dem Bild vom ‚Wanderer‘, um den es etwas Großes, Poetisches, Versonnenes ist, der anmutet wie einer, der sich die Stürme der ganzen Welt möchte um die klare Stirne wehen lassen. Die Größe und Klarheit der Form, deren sich Blos bei der Abschilderung des Menschen befleißigt, tritt namentlich charakteristisch bei seinen Porträtzeichnungen hervor, wundervoll klaren Blättern von größter Einprägsamkeit und Schlichtheit, nicht so fest auf das Schlagwort eingestellt: „Zeichnen ist weglassen,“ als auf die Erkenntnis, daß die höchste Natürlichkeit auch die höchste Porträttreue gewährleiste. Sowohl bei seinen Bildnissen als auch bei seinen sonstigen Gemälden, unter denen die Landschaften nicht fehlen, legt sich Blos in der Farbenkomposition große Beschränkung auf — mit aller Bewußtheit, in dem Gefühle, seine Kunst dadurch zu verinnerlichen, zu vertiefen und von allen Mätzchen fernzuhalten. Er ist ein Freund kühler Töne, verhaltener Klänge. Wenn er gelegentlich äußert, Rembrandt sei ihm lieber als Van Dyck, so ist diese Meinung nicht zuletzt durch die Tatsache bedingt, daß Blos die auf effektreiches Gelb eingestellte Malerei des Flamen nicht lieben kann, dagegen in der geschlossenen, auf Ton gestimmten Malerei des großen Holländers etwas ihm Verwandtes verspürt. Auch das Rot in allen Abstufungen ist in Blos’ Malerei verpönt. Seine Palette setzt er so auf, daß sie reichhaltig ist in Blau, Grün, Schwarz, Weiß; allenfalls verwendet er auch einmal ein Braun. Grau ist seine Lieblingsmischung, er schattiert es reich und vielfältig ab und gibt, namentlich in den Hintergründen seiner Bildnisse, bald einem warmen, bald einem kalten Grau den Vorzug.

Um zum Schluß die Stellung, die Blos im Münchener Kunstleben einnimmt, wenigstens zu skizzieren, sei kurz auf einige Daten hingewiesen. Seit Blos im Jahre 1888 nach dem Verlassen der Akademie zum erstenmal ausstellte, gehörte er der Münchner Künstlergesellschaft an und war in deren Vorstandschaft wie bei der Jury. Als sich in den neunziger Jahren von der Genossenschaft die ‚Luitpoldgruppe‘ (so genannt nach ihrem

Digitized by Google

Der Bücherschrank. Gemälde

Digitized by Google

Versammlungslokal, dem Kaffeehaus ‚Luitpold‘) ablöste, schloß sich ihr Blos an, ebenso machte er mit, als sich, in neuer Umgruppierung im Jahre 1908 die ‚Bayern‘-Gruppe von der ‚Luitpoldgruppe‘ abschälte; er wurde ihr zweiter Vorsitzender und leitet seit Marrs Rücktritt im Jahre 1914 als Präsident die Geschicke der kleinen, aber wichtigen Gruppe. Blos ist seit 1900 bayerischer Professor, er besitzt von in- und ausländischen, großen Ausstellungen eine stattliche Reihe Auszeichnungen, so die goldene Medaille von Berlin, die österreichische große goldene Staatsmedaille, die erste und zweite goldene Medaille von München, die beiden goldenen Medaillen von Dresden usw.

Schwarzwälderin. Gemälde

Digitized by Google

Legende vom Kind. Von Karl Bröger

Kein Kahn verläßt heut die stille Lände,
Einsam gurgelt und gluckert der Fluß.
Den Eichbaum gepreßt in klobige Bauernhände,
Tappt mitten im Strom Christophorus.

Wellen umzischen die halben Waden
Und lecken umsonst nach dem Jankersaum.
Während die Sohlen im Flußbett baden,
Reckt sich das Haupt hoch über den höchsten Baum
Und spiegelt den Himmel in zornig gefurchten Mienen.

Halblaut brummt und murrt der heilige Riesenmann:
„Hinfort mag ich nur dem Stärksten dienen,
Der meinen Schultern die rechte Bürde auflegen kann.
Am Kroppzeug der Menschen hätt' ich mich satt getragen,
Hab' mich zu oft nach ihren kleinen Lasten gebückt.
Lieber will ich es gleich mit dem Teufel wagen,
Wenn er mir nur die Nase kräftig unter das Wasser drückt."

Christophorus schöpft Wasser in seine gewölbte Hand ...
Hohl gellt ein Pfiff,
Und ein Kerl in schwefelgelbem Gewand
Winkt ihn hinüber ans steilste Uferriff.
„Du hast mich beschrien. So laß uns doch sehn,
Ob du mich heil über den Strudel bringst!
Doch ist es, Geselle, um deinen Kragen geschehn,
Wenn du den Teufel nicht in jeder Lage bezwingst."

Stumm senkt Christophorus den starken Nacken.
Der Gelbe springt ihm wuchtig ins Genick,
Will ihn beim zweiten Schritt schon an der Kehle packen
Und die Luft abschnüren mit seinem Höllenstrick.
Doch bedächtig spreizt Christophorus die Bauernpratze,
Langt sich den Würger mit einem Ruck,
Knetet und nudelt ihn zwischen Knie und grober Tatze,
Taucht und tunkt ihn zu manchem guten Schluck
Und kümmert sich nicht um Prusten, Winseln, Gesperr und Gestampf,
Bis ihm der Teufel unter den Händen verfliegt als stinkender Dampf.
Brühheiß ist der Strom von seiner Höllenfahrt.
Breit lacht Christophorus, streicht den braunen Bart
Und watet zufrieden in seinem frommen Gemüte
Nach dem Strand.
Da steht zwischen Gras und Blüte
Ein feines Knäblein, hell, rosig, wie ein Stern so schön.
Die Luft ist Gesang und himmlisches Getön,
Da des Knaben Stimmlein erschallt:
„Christophorus, trag mich über des Stroms Gewalt!"

Auf seine Schulter zu sicherer Rast
Hebt er das Kind und steigt in den Strom.
Doch schwer und schwerer wird die liebliche Last,
Als drückte auf ihn der ganze Himmelsdom,
Und plötzlich mitten im Fluß
Hinkniet Christophorus.
Auf Wassern steht das Kind wie auf festem Grund,
Hascht eine Welle und tauft zur Stund'
Den heiligen Hüter der Furten und Flüsse.

Die Sonne spendet goldene Güsse,
Und eine Botschaft bringt der Wind:
„Der Stärkste im Himmel und auf Erden ist das Kind.
Tu ihm nur Dienst nach deinen Gaben,
Und du wirst die rechte Bürde und rechte Würde haben."

Digitized by Google

FELDHERRNRUHM

Von Gen. d. Inf. z. D. Dr. h. c. Frhr. v. Freytag-Loringhoven

Der Streit zwischen der sogenannten bürgerlichen und proletarischen Geschichtsbetrachtung besteht noch fort. Eine strenge Scheidung zwischen der Bedeutung der Einzelpersönlichkeit in der Geschichte und dem Einfluß der Gemeinschaft in ihr ist jedoch nicht möglich. „Die Weltanschauung, die nur den Klassenkampf zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten als den Inhalt der Geschichte anerkennt," so äußert Professor Hermann Oncken in der neuesten Ausgabe seiner politischen Lebensgeschichte Lassalles, „vermag nach innen mit ihrer ethischen Dürftigkeit keine Rezepte wahrhafter Erneuerung zu liefern ... Die Sehnsucht nach einer neuen idealistischen und sittlichen Grundlegung jenseits der materialistischen Geschichtsauffassung macht sich immer unwiderstehlicher geltend." Darum wird Professor Theodor Birt recht behalten, wenn er in der Einleitung zu seinen ‚Römischen Charakterköpfen' sagt: „Die großen Menschen waren es, und sind es noch heut, die die Geschichte machen. Schlimm, wenn sie fehlen! Die Masse fühlt wohl, was not täte, aber sie vermag als solche nichts und wird es nie vermögen. Die Tat gehört dem einzelnen, der die Nation vertritt." Gewiß wurzelt der große Einzelne in dieser und in seiner Zeit, was Treitschke in der Einleitung zu seiner ‚Politik' in die Worte kleidet: „Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart. — Überall stoßen wir auf das Rätsel der Persönlichkeit. Männer sind es, welche die Geschichte machen; ... wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein."

Nirgends aber offenbart sich die Bedeutung der Persönlichkeit so wie im Kriege. Ist auch die Geschichte der Menschheit zum Glück nicht gleichbedeutend mit der Geschichte der Kriege, so haben doch diese von jeher den Anstoß zu Neuentwicklungen gegeben. Die Kriege waren stets die Wendepunkte im Leben der Völker.

In diesem Sinne äußert sich Jakob Burckhardt in seinen ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen': „Unverhältnismäßig blendend ist vor allem die Wirkung der Kriegstaten, welche unmittelbar auf das Schicksal Unzähliger einwirken und dann wieder mittelbar durch Begründung neuer Verhältnisse des Daseins, vielleicht auf lange Zeiten." Daraus erklärt sich die überragende Bedeutung des Feldherrntums. Hier entscheidet sich das eingangs berührte Problem der Geschichtsschreibung sozusagen durchaus einseitig im Sinne des großen Individuums.

Je weiter die Zeitalter zurückliegen, denen unsere Betrachtung gilt, um so eher kommen uns Zweifel, ob wir die Menschen und Dinge von damals richtig sehen. Gleichwohl erheben sich dieselben Zweifel, wenn auch in geringerem Grade, hinsichtlich der Zeiten, die uns verhältnismäßig nahe liegen, ja sie bestehen sogar für Selbsterlebtes. Es kommt daher weniger darauf an, daß wir von großen Männern der Vergangenheit ein bis in alle Einzelheiten richtiges Bild besitzen, als daß ihr Wesen und ihr Einfluß auf die Umwelt klar erkennbar sind. Das aber gilt ebensogut von den größten Feldherren des Altertums wie von denjenigen der Neuzeit. Alexander, Hannibal und Cäsar haben eine Bedeutung erlangt, sind Persönlichkeiten von einem Ausmaß, wie sie spätere Zeiten nicht gekannt haben. Ihr Feldherrnruhm erstrahlt noch nach Jahrtausenden in seinem ursprünglichen Glanze.

Erstaunlich ist an diesen ganz Großen des Altertums vor allem die Vereinigung der verschiedensten Eigenschaften und Fähigkeiten. „Der harmonische Verein der Kräfte", den Clausewitz als das eigentliche Wesen des kriegerischen Genius bezeichnet, ist in ihnen zur Wirklichkeit geworden. Bei Alexander bewundern wir nicht minder den Politiker, der die gesamte Welt des Orients umfaßt, wie den Strategen und Taktiker, der nichts aufs Spiel setzt und sich doch niemals scheut, das Schicksal in der Entscheidungsschlacht herauszufordern. Er trägt zunächst Sorge, sich eine sichere Grundlage an der kleinasiatischen Küste zu schaffen, sich Syrien und Ägypten zu unterwerfen, sich der Seeherrschaft zu vergewissern, bevor er in das Innere des persischen Reiches vordringt. Seine Organisationsgabe versagt auch bei den weitesten Zügen nicht. Ersatzmannschaften in großer Zahl erreichen ihn sowohl in Ägypten wie im heutigen Turkestan. Erst an den Grenzen Indiens versagt die Kraft seines Heeres nach achteinhalb Kriegsjahren und Märschen von insgesamt 18000 Kilometern (Endres, Große Feldherren, Leipzig 1919). Das gewaltige Reich des Mazedoniers konnte nur durch ihn und in ihm leben; sein Tod bedeutete dessen Ende. Die Ausbreitung des Hellenismus aber blieb das dauernd große Ergebnis der Alexander-Züge. Griechische Kultur ist das eigentliche geistige Element des Altertums. Sie greift bereits frühzeitig nach Italien hinüber; seit der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. ist sie in Rom eine Macht. Griechische Bildung gewinnt dort die Herrschaft.

Digitized by Google

Wenn der Mazedonierkönig uns daher nicht nur als eine wunderbare Erobergestalt erscheint, sondern mit der Vorstellung griechischer Kultur gleichbedeutend ist, so erregt doch Hannibal fast in noch höherem Grade unsere Bewunderung. Alexanders Ende spricht für die „unstreitige Verwandtschaft des Genius mit dem Wahnsinn „(Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen); durch das Leben des großen Puniers geht von dem Schwur ewigen Hasses gegen Rom, des neunjährigen Knaben an, ein einziger beherrschender Zug. Dieses Leben ist erfüllt von herber Tragik bis an das erschütternde Ende. Obwohl im Grunde Orientale, hat doch auch Hannibal die höhere Bildung seiner Zeit genossen und das Griechische, wenn auch erst in vorgeschrittenem Alter, erlernt. Sein Geschlecht, „das Strategenhaus der Barkiden", vergleicht Treitschke in seinem eigentümlichen Verhältnis zum karthagischen Staat mit der Stellung, die später die Oranier in den Niederlanden einnahmen, „eine Macht, die durch neue Arbeit täglich neu erobert werden mußte, zu anspruchsvoll für die Beamten einer Republik, zu unsicher für ein Fürstengeschlecht. Stetig wie in dem Geschlecht der Hamilkar und Hannibal vererbte sich die Herrscherkraft und die Familienpolitik des Ahnherrn auf die Söhne und die Enkel." Als ein ungekrönter König herrschte Hannibals Vater Hamilkar in dem unterworfenen Spanien. Neben ihm sei kein König wert, genannt zu werden, lautete das spätere Urteil Catos, des größten Hassers der Punier. An den Barkiden erwies sich, wie Mommsen sagt (Römische Geschichte, I.), daß „der echte Feldherr dem Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen vermag ... In dem langen Kriegsleben fand der Soldat im Lager eine zweite Heimat und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seine großen Führer."

Noch nicht dreißig Jahre alt wird Hannibal von den Offizieren des spanischen Heeres an dessen Spitze gestellt und damit berufen, die Entwürfe seines Vaters auszuführen. „Seine Zeitgenossen," so äußert Mommsen, „haben auf seinen Charakter Makel mancherlei Art zu werfen versucht: den Römern hieß er grausam, den Karthagern habsüchtig; freilich haßte er, wie nur orientalische Naturen zu hassen verstehen, und ein Feldherr, dem niemals Geld und Vorräte ausgegangen sind, mußte wohl suchen zu haben. Indes, wenn auch Zorn, Leid und Gemeinheit seine Geschichte geschrieben haben, sie haben das große und reine Bild nicht zu trüben vermocht ... In den Berichten über ihn liegt nichts vor, was nicht unter den damaligen Verhältnissen und nach dem damaligen Völkerrecht zu verantworten wäre; und darin stimmen sie alle zusammen, daß er wie kaum ein anderer Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Tatkraft miteinander zu vereinigen verstanden hat ... Von seinem strategischen Genie zeugt jedes Blatt der Geschichte dieser Zeit und nicht minder von seiner staatsmännischen Begabung, die er noch nach dem Frieden mit Rom durch seine Reform der karthagischen Verfassung und durch den beispiellosen Einfluß bekundete, den er als landflüchtiger Fremdling in den Kabinetten der östlichen Mächte ausübte. Welche Macht über die Menschen er besaß, beweist seine unvergleichliche Gewalt über ein buntgemischtes und vielsprachiges Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat." Was das sagen will, lehrt schon der Übergang über die zu jener Zeit so gut wie weglosen Alpen, der ihn die Hälfte seines Heeres kostete. Er hat sich im Glück niemals über die Begrenztheit seiner Mittel getäuscht, wie er im Unglück nicht verzagte. „Er war ein großer Mann; wohin er kam, ruhten auf ihm die Blicke aller."

Daß man im Altertum das Leben des einzelnen nicht allzuhoch bewertete und grausam gegen die Unterworfenen verfuhr, ist sicher. An sich wog diese Grausamkeit, wenn man sich die damalige Gesittung und die herrschenden Anschauungen vergegenwärtigt, jedoch kaum so schwer wie die Ausbrüche von Roheit, die wir im Weltkriege bei unseren Feinden erlebt haben, und die Auswüchse, die bei uns die Revolution an einzelnen Stellen gezeitigt hat, von den Greueln russischer Bolschewisten ganz zu schweigen. Die römische Kriegszucht war von barbarischer Strenge, das Leben des Soldaten allezeit in der Hand seines Führers. Das muß berücksichtigt werden, wenn man Cäsars Verhalten insbesondere gegen besiegte Volksstämme richtig würdigen will. An sich war dieser dritte der größten Feldherren des Altertums so wenig blutdürstig wie sein Gegner Pompejus. Mommsen kennzeichnet Cäsar (Römische Geschichte, III.) mit den Worten: „Er war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und tat, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden, ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann, ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf, ihr die wunderbare Heiterkeit, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb ... Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltiger Schöpferkraft und doch zugleich von durchdringendem Verstande, vom höchsten Wollen und höchsten Vollbringen, erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren

Digitized by Google

zum König, ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wiederum berufen, die römische und hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann."

Dieser außerordentliche Mensch hat die Fortführung des römischen Imperiums ermöglicht und dieses nach außenhin gesichert. Durch die Eroberung Galliens ist der Andrang der Germanen auf Jahrhunderte zurückgedämmt worden. Alle Schöpfungen der spätrömischen Zeit gehen mehr oder weniger auf ihn zurück. Seine geistige Einwirkung ist noch über den Untergang Roms hinaus spürbar. Seiner Feldherrngröße hat Friedrich der Große im Dezember 1756 seinem Freunde Algarotti gegenüber Ausdruck verliehen, indem er im Hinblick auf die Operationen des nächsten Kriegsjahres schrieb: „Was wir auch immer unternehmen mögen, wir schmeicheln uns nicht, im Zeitalter Cäsars zu leben. Ich glaube, daß man sich zu unserer Zeit daran genügen lassen muß, den höchsten Grad der Mittelmäßigkeit zu erreichen. Die Grenzen des Jahrhunderts reichen nicht weiter."

Und doch waren sie zu König Friedrichs Zeit bereits wieder erweitert. Der Untergang der Alten Welt ließ den großen Zug wie in der Politik, so auch in der Kriegführung verschwinden. So brachte das Mittelalter wohl bedeutende Kriegsmänner hervor, aber keine Feldherren im höheren Sinn. Die schwachen Heerhaufen, die selbst den größten Gebietern zur Verfügung standen, boten großen kriegerischen Talenten keinen Spielraum. Aller Kriegsruhm eines Führers gipfelte in seiner persönlichen Tapferkeit. Auch die Condottiere und Söldnerführer zu Ausgang des Mittelalters und selbst noch im Dreißigjährigen Kriege waren im Grunde nur militärische Unternehmer. Sogar Wallenstein kann man noch als einen solchen, wenn auch größten Stiles, bezeichnen. Bei aller Großzügigkeit seiner Entwürfe bleibt er doch nur ein genialer Abenteurer, durchaus verschieden von Gustav Adolf, dem sehr reale politische Ziele vorschwebten und dessen Kriegsweise wahrhafte Größe zeigt. Sie erhob sich schon deshalb über diejenige seiner Gegner, weil er bei seinem Eingreifen in Deutschland ein andersgeartetes Heer besaß als sie. Er ist der Begründer der modernen Militärmonarchie, die freilich in dem späteren Verlauf des Dreißigjährigen Krieges ihre Ziele nicht ohne deutsche Söldner durchzusetzen vermochte. Als hervorragender Führer erscheint auf französischer Seite Turenne, den Napoleon als den größten General des alten Frankreichs bezeichnet hat. Mit geringen Mitteln hat er verstanden, große Erfolge zu erringen. Mit zunehmendem Alter ist seine Kriegführung immer kühner geworden. Ranke urteilt (Französische Geschichte, III), niemand habe für die Erhebung der französischen Monarchie nach innen und außen mehr getan als Turenne. „Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Tätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst verschwinden."

Der Ausgang des 17. und der Beginn des 18. Jahrhunderts weisen eine große Zahl hervorragender Generale in den verschiedensten Lagern auf, die auf wirkliche historische Größe jedoch keinen Anspruch machen können. Auch die beiden schwedischen Eroberkönige Karl X. Gustav und Karl XII. bilden hiervon keine Ausnahme, wohl aber Prinz Eugen von Savoyen. Er ist gleich bedeutend als Staatsmann wie als Feldherr. Der Staat der Habsburger wurde durch ihn zu frischem Leben erweckt. In dem Prinzen war das Gefühl für die Bedeutung der deutschen Kaiserkrone lebhafter als bei ihren Trägern. Unter den mannigfachsten Schwierigkeiten ist er der Doppelaufgabe der Monarchie: dem Schutz Deutschlands gegen Ludwig XIV. und der Gewinnung einer Vormachtstellung als Kulturmacht im Südosten gerecht geworden. Dieser Feldherr, der Vater seiner Soldaten, war zugleich ein Schützer der vom Kriege betroffenen Gebiete, wahrhaft milde, ein eifriger Förderer der Wissenschaften und Künste. Wenn Jakob Burckhardt das Merkmal der Größe eines Feldherrn darin sieht, daß er haltbare Dinge vollbringe, während bloßer militärischer Ruhm mit der Zeit zu bloßer fachmäßiger kriegsgeschichtlicher Anerkennung verblasse, so hat Prinz Eugen unzweifelhaft Anspruch auf Größe.

Um wieviel mehr ist solches bei König Friedrich der Fall. Bezeichnet doch derselbe Schweizer Historiker die Seelenstärke als notwendige Ergänzung des wahrhaft großen Menschen und fügt hinzu: „Schicksale von Völkern und Staaten, Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich der Große dies von 1759 bis 1763 in höchstem Maße konnte. Alles Zusammenaddieren gewöhnlicher Köpfe und Gemüter nach der Zahl kann dies nicht ersetzen." Wohl war Friedrichs des Großen Werk mit den Pflichten des König-Connetables bei weitem nicht getan, aber er war doch in erster Linie Feldherr; anders hätte er niemals zum Helden der sieben Jahre, sein Preußen nicht zu einer europäischen Macht werden können. Oft genug ist inmitten des Weltkrieges sein ruhmvolles Beispiel den Deutschen vorgehalten worden. Ihnen aber hat der kraftvolle Wille, der den König beseelte, die Einheit politischen und militärischen Handelns, wie sie in ihm verkörpert war, gefehlt.

„In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet sich der Held," schreibt Ranke (Ursprung

Digitized by Google

des Siebenjährigen Krieges). „Man vergleicht Friedrich gern mit Napoleon. Der vornehmste Unterschied zwischen ihnen möchte sein: Napoleon war gegen alle Welt, alle Welt war gegen Friedrich; Napoleon wollte ein neues Weltreich gründen, Friedrich während des Siebenjährigen Krieges nur eben sich selbst verteidigen ... Das Erbteil Napoleons war der militärische Ruhm der Franzosen, das Erbteil, das Friedrich seinem Staate hinterließ, war die Rettung seines Daseins." So wahr das ist, und so wenig Napoleon an die sittliche Größe eines Friedrich auch nur entfernt heranreicht: eine gewaltige, dämonische Natur war der weltbezwingende Korse doch. Er ist der Schöpfer des modernen großen Krieges, und wenn er durch seine Maßlosigkeit sich selbst um die Früchte seiner Erfolge brachte, wird man doch auch hier Burckhardt recht geben müssen, wenn er meint: „Mit all dem Unheil, welches Napoleon über die Franzosen gebracht hat, ist er dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie."

Seine Kriegsweise ist von den Besiegten von Jena aufgenommen worden, vor allem von Gneisenau, dessen Entwürfen Blücher die unverwüstliche Tatkraft lieh. Geistig sind die Lehren der Napoleonischen Kriege von Clausewitz verarbeitet und so das Erbteil des preußischen Generalstabes geworden. Später sind sie von Moltke in erweiterter Form in die Wirklichkeit übertragen worden. Von Moltke hat sein zweiter Nachfolger, Graf Schlieffen, gesagt (Rede bei Enthüllung des Moltkedenkmals 26. 10. 1905): „Er war nicht Feldherr, er war nur Chef des Generalstabes, er war nicht Befehlshaber, er war nur Ratgeber, er hat nie im Felde den Degen gezogen oder den Stab, das Zeichen der höchsten Kommandowürde, in der Hand gehalten. Er war ein Mann der Karte, des Zirkels, der Feder. Aber dennoch hat ihn die Geschichte neben seinen glorreichen Kaiser in die Reihe jener wenigen großen Kriegsheroen gestellt, die im Laufe langer Jahrhunderte erstanden sind." Moltke war nicht nur groß und bahnbrechend als Stratege, er war auch ein Charakter von seltener Reinheit und dazu ein Mann von hoher politischer Einsicht, wie sie einem Chef des Generalstabes unentbehrlich ist. Als ein getreuer Verwalter seines Erbes und als dessen Mehrer erwies sich Generalfeldmarschall Graf Schlieffen. Von ihm gilt in vollem Maße, daß er „das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen habe und sich im sicheren Besitz des Geheimnisses des Sieges befinde", wie er es beim Scheiden aus dem Amt vom Generalstab erhoffte. Wenn diese seine Hoffnung nicht voll in Erfüllung gegangen ist, so kunden doch ungeheure Waffenerfolge der Deutschen von der trefflichen Schulung, die Graf Schlieffen den höheren Führern und dem Generalstabe hat angedeihen lassen. Nur mit ihrer Hilfe hat General von Falkenhayn an der Spitze der Obersten Heeresleitung in dem ungleichen Kampfe den Feinden die Wage halten, hat Hindenburg mit seinem treuen Gehilfen Ludendorff ein Feldherrntum zur Geltung bringen können, das alles, was auf feindlicher Seite an Führertalenten auftauchte, in den Schatten stellte. Daran vermag der unglückliche Ausgang, den der Krieg zuletzt für Deutschland nahm, nichts zu ändern.

Artikel 148 der jetzigen deutschen Verfassung lautet: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben." Verordnungen haben die letzten Worte noch unterstrichen, wohl ohne Not, denn Haß- und Rachegefühle sind dem deutschen Volke ohnehin nicht eigen, und wenn man den Schwerpunkt im Geschichtsunterricht völlig oder gar nur überwiegend auf das kulturgeschichtliche, die Völker verbindende, Element legt, so wird sich bald erweisen, daß dieses sich ohne die kriegerischen, die Völker trennenden Momente nicht lehren läßt, denn die Segnungen des Friedens sind von jeher in Kriegen erstritten. War doch der Sieger vom Issus und von Gaugamela der größte Förderer griechischer Kultur im Orient. Wir haben kein Recht, vom Standpunkt unsrer Kultur auf vergangene Zeiten stolz herabzusehen, sie liefern uns vielmehr manches für unsere fortgeschrittene Zeit beschämende Vorbild. Der Friede, den Scipio Africanus und Hannibal nach der Schlacht bei Zama miteinander abschlossen, zeigt auf seiten des römischen Siegers deutlich das Bestreben, ungefesselter Rachsucht Schranken zu setzen. „Der Seelenadel und die staatsmännische Begabung des hohen Genius," so äußert Mommsen, „zeigt sich nicht minder in Hannibals großartiger Fügung in das Unvermeidliche als in Scipios weisem Zurücktreten vor dem Überflüssigen und Schmählichen des Sieges." Wir aber erleben, daß ein Marschall von Frankreich sich zum Vollstrecker der Eingebungen des Hasses macht. Die Welt ist seit dem Tage von Zama nicht fortgeschritten. Unsere Feinde haben sich nicht an das Vorbild des Scipio Africanus gehalten, sondern an das Beispiel, das fünfzig Jahre später Rom im dritten punischen Kriege gab, wo seine ersten Männer sich, nach Mommsens Wort, „dazu hergaben, sich zu Henkern der Zivilisation der Nachbarn brauchen zu lassen, und die ewige Schande der Nation leichtfertig glaubten von sich mit einer müßigen Träne abzuwaschen".

Aber nicht um der Ähnlichkeit willen, die sie mit der heutigen Zeit bietet, ist die Geschichte früherer Kriege als Lehrstoff wertvoll, sondern vor allem, weil in der Betrachtung des Handelns großer Feldherren eine erziehliche Kraft von größter Bedeutung liegt. Der deutsche Knabe und Jüngling, dem nichts oder doch nur Dürftiges von Hannibal und Cäsar verkündet wird, der

Digitized by Google

nichts erfährt von der Anrede König Friedrichs an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen, der nicht heute noch im Geiste Blücher zujubelt, als er uns „vom Feinde losriß“, der nicht ehrfurchtsvoll vor Moltkes abgeklärter Weisheit steht, der nicht Hindenburgs rettende Taten in unseren Ostmarken bewundern lernt, dem wird der Aufblick zu den erhabensten Vertretern höchster Männlichkeit verwehrt. Darum ist echter Feldherrnruhm unvergänglich, sein Anschauen hat für jeden bleibenden Wert.

Sommerlachen

Heut huscht auch im Dickicht der Buchen
Neugieriger Sonnenschein,
Blumensterne zu suchen,
Spielendes Kind zu sein.

Kichernde Zweige lauschen
Glücklich im lichten Kleid,
Himmel und Erde tauschen
Herzensfröhlichkeit.

Tausend Sänger entfachen
Ihrem Schöpfer ein einziges Lied,
Heiliges Sommerlachen
Blüht aus Korn und Ried.

Max Bittrich

Wann wird es sein —

Wann wird es sein — wann wirst du endlich kommen
Auf leisen Füßen, wie nur du sie hast?
O sag' mir, wann! — Mir ist es manchmal fast,
Als hätte ich dich längst zu mir genommen.

Doch mit dem Morgen ist dein Bild entschwommen,
Der holde Traum zur Wirklichkeit verblaßt,
Wenn meine wache Hand ins Leere faßt. — —
Wann wird es sein? Wann wirst du endlich kommen?

Dein wartet alles, und mein Wagen hält,
Die Rasserosse zerren an den Strängen,
Um dich mit ihren hohen, flinken Gängen
Weit hinzutragen über diese Welt.
Dann siehst du wohl um ihre Flanken hängen
Der Götterflügel duftiges Gefält.

Kurt Hans Willecke

Liebeslied

Du hast die Sonne durch dein Aug' berückt,
Daß sie die goldnen Strahlen heller zückt.

Du hast den Mond bezaubert in der Nacht,
Daß er noch tags vor deinem Fenster wacht.

Als einst dein Fuß an einen Stein gerührt,
Den Stein ein Flügelpaar ins Weite führt.

Als deine Hand auf meiner Stirne lag,
Da ward die ewige Nacht zum ewigen Tag.

Als du dich mir geschenkt mit Seel' und Blut,
Vertraute Gott die Tochter meiner Hut.

Klabund

Digitized by Google

Die Wiederkehr

Novelle von Juliane Karwath

Wendela von Auschwitz hatte nur einen kurzen Besuch bei ihrer Pate, dem Fräulein von Lampersdorff, vor. Sie war seit dem Advent des vergangenen Jahres mit dem Leutnant im Kürassier-Regiment Erdmann von Salscha verlobt und gedachte zum Herbst Frau von Salscha auf Kaintzen zu werden, denn Erdmanns Vater, der derzeitige Landrat des Öls-Trebnitzschen Kreises, war willens, dem Sohn um diese Zeit einen Teil seines Besitzes, eben das ehemalige Maltesergut Kaintzen, zu übertragen. Wendela und der junge Salscha hatten sich in Breslau kennen gelernt, wo die verwaiste Wendela bei ihrer Großmutter, der alten Freifrau von Bassan, erzogen worden war. Irgendwelche Hindernisse hatte die amour in keiner Weise gefunden.

Voll Behagen war Wendela an einem Apriltage südwärts gefahren, zärtlich eskortiert von einer Verwandten ihres Verlobten, die noch weiter über die Grenze ins Kaiserliche zu reisen gedachte und Wendela an einem sonnenstrahlenden Spätnachmittag an der Poststation des mittelschlesischen Städtchens in die Hände der guten Lampersdorff ablieferte. Die küßte das junge Mädchen in herzlichster Rührung und erinnerte sich all der anderen Male, da ihr Patenkind schon bei ihr gewesen war. Wendela aber dachte eben wieder daran, daß sie jene Tage bei dem alten Fräulein entweder in leiser Furcht oder in romantischem Entzücken verlebt hatte.

An dem Ort selbst war nichts Auffallendes. Er lag in fruchtbarster Gegend unweit der Oder und war seit fast siebzig Jahren nichts anderes mehr als ein Landstädtchen.

Die Fahrt ging über den Ring, an der Barbarakirche vorüber — das graue Gemäuer des alten Piastenschlosses blickte durch eine Gasse herein — dann durch das Georgenviertel wieder aus der Stadt hinaus. Nun kam das Seltsame.

Die Pate wohnte mit zwei Freundinnen zusammen in einem einsamen Hause in der Nähe der Oder, das zwischen Wallüberresten aus der fritzischen Zeit lag und das Wallhaus hieß, während der Winkel selbst im Volksmund das Tambourloch genannt wurde. Das Haus war dem Vater des Fräuleins von Lampersdorff einstmals vom alten Fritz geschenkt worden, als der General sich bei der Erstürmung der Stadt ausgezeichnet hatte, und der Tochter späterhin ungestört verblieben, da der Platz nunmehr als Festung nicht mehr in Betracht kam. Lampersdorff war mit des Königs Bewilligung im Garten des Wallhauses begraben, aber er sollte bei dieser Bestimmung vergessen haben, daß auf demselben Platze ein österreichischer Tambour lag, den er bei jener Affäre eigenhändig ins Jenseits befördert hatte. Nun sagte das Volk, daß der Tambour in manchen Nächten wieder aufstünde, um mit dem General zu hadern. Da man aber immer nur den Tambour, niemals aber den General gesehen hatte, hieß der Winkel das Tambourloch.

Als die Mietskutsche in den weichen, sandigen Weg am sogenannten Hellergraben einbog, der in die Oder mündet, umfing Wendela wieder der ganze sonderbare, ein wenig sumpfige Hauch dieses abgelegenen Winkels. Es war immerhin merkwürdig, daß die Pate als alleinstehendes weibliches Wesen hier verblieben war; es war jedoch die Heimat ihrer Jugend, und sie hing an ihr und allen Erinnerungen mit dem ganzen Trotz ihrer energischen Person. Zudem war sie ja nicht allein.

Drüben lag schon der graue niedere Würfel des Hauses, rings von einem parkartigen Garten umgeben, der dann in jenes sumpfige, ein wenig verwilderte Gelände überging, das den ganzen Winkel kennzeichnete. In einiger Entfernung davon schimmerte der graue Sand des Oderufers; man konnte dort das helle Pfeifen der Sandläufer hören und den grünbraunen Strom vorüberziehen sehen.

Noch etwas anderes war für das Tambourloch merkwürdig: es gab dort ungezählte Nachtigallen. Auch daran erinnerte sich Wendela wieder.

Die Kutsche riß sich auf einmal aus dem Sandboden los und glitt jetzt so rasch vorwärts, daß es Wendela in einem sekundenlangen Taumel plötzlich war, als ob das graue Haus gierig auf sie zustürzte, um sie einzufangen.

Bald hatte sie diese seltsame Stimmung vergessen.

Die Pate führte sie in die Gaststübchen, die auf jenes Röhricht an der Oder hinaussahen und noch ein Stück des hügeligen Landes jenseits des Stromes zeigten. Innen

Digitized by Google

war alles aufs zärtlichste vorgerichtet, die Pate umarmte Wendela noch einmal und bat sie, der guten alten Zeiten zu gedenken und, alle begreifliche Sehnsucht ein wenig vergessend, ihr ein paar Lenzwochen zu schenken. Wendela schmiegte sich an sie und ließ über sich ergehen, was sie nun schon seit einem halben Jahre kannte, hier aber zart und aus ehrlichster Teilnahme heraus erfolgte: jenes Ausfragen nach Erdmann Salscha und den ganzen Umständen ihres Einanderfindens. Und Wendela erzählte: wie Erdmann erst im letzten Herbst zu den Kürassieren zurückgekommen, nachdem er längere Zeit zur Lehr-Eskadron in Berlin abkommandiert gewesen sei, und wie sie sich beim Herbstball, den die Offiziere im Hotel de Pologne gaben und der einer der ersten Wendelas überhaupt war, kennen gelernt hätten. Vier Wochen später sei schon der Landrat von Salscha nach Breslau gekommen und habe bei der Großmutter Besuch gemacht, worauf sich dann alles andere angeschlossen habe.

Wendela sah sehr gut aus, als sie so sprach. Und die Lampersdorff fand sich wieder ganz gerührt von dem Glück bräutlichen Einanderfindens, obgleich sie selbst es kaum gekannt hatte, denn ihr Erkorener, Leutnant im Regiment Wechmar, war einstmals — diese Sache war seither von mancherlei bedeutenderen Ereignissen längst hinabgespült — als er im Glatzischen auf Werbung war, von einem für sein Regiment geworbenen Bauerburschen nächtlicherweile erschlagen worden.

Wieder und wieder blickte sie Wendela an, und obgleich es dem Wallhaus gegenwärtig nicht an Lebendigkeit fehlte, fand sie es für gut, sich dieses zärtliche, glückliche Wesen für eine Weile geholt zu haben.

Wendela war keine beauté, aber es war unbedingt zu begreifen, daß sie mit ihrer schmalen Gestalt, der ungemein anmutigen Kopfhaltung und Halsbiegung, den grünlichen Augen in dem bräunlichen Gesicht und dem vollen, tiefgezogenen, roten Mund etwas sehr Anziehendes war, ja, vielleicht ließ sich das Anziehende von Frauen kaum völlig ahnen. Wendela war nicht unvermögend, aber der Leutnant von Salscha gehörte einer der reichsten Familien Schlesiens zu. So hatte sie in ihrem ersten Ballwinter ohne jegliche angespannte Koketterie das erreicht, was manchem Mädchen nach der größten Mühe kaum jemals zufällt.

Die Lampersdorff kannte Erdmann noch nicht, und Wendela holte das Bild hervor, das sie immer bei sich trug, eine zierliche Miniatur, vom Porträtmaler Raschke zu Breslau gemalt, einen jungen, straffen, dunklen Kopf von der Art zeigend, die vor zehn Jahren in dem großen Kampfe oft genug einem anderen anheimgefallen war als Eros. Jetzt war Friedenszeit, alle Denkmäler der Gefallenen standen — es war keine Gefahr, nicht einmal auf Werbung brauchte der junge Reiter mehr zu reisen — die amour war eine der wenigen oder — es zuckte sonderbar durch der Lampersdorff Kopf — oder eine der vielen in der Welt. Denn ob ihr eigenes Schicksal auch nicht so gewesen war: sie hatte doch das Gefühl, als ob die Welt im Innersten gut sei, jedenfalls trotz allem nicht so grau und hoffnungslos, wie die Melancholiker meinen.

So ward in diesen Minuten vieles berührt; über eines aber glitt das gute Fräulein vollkommen hinweg, und obwohl sie mancherlei Erinnerung und Nachdenklichkeit bewegte, so hatte sie doch den festen Vorsatz, niemals an jene verschwiegenen und längst vergangenen Dinge zu rühren.

Sie irrte sich aber sehr. Wendela von Auschwitz waren jene Dinge schon lange bekannt. Sie gehörten aber für sie zu denjenigen, die sie nicht einmal dem Verlobten gegenüber heraufgeholt hatte, die tief und schwer in ihrer Seele lagen, auf dem Grund.

Wendela war das Schicksal ihrer Mutter bekannt.

Nicht nur durch Gerüchte, Andeutungen von Freundinnen, Geflüster von Domestiken und heuchlerisch Mitgeteiltes von Neugierigen, sondern auch durch sie selbst. Wendela hatte vor einigen Jahren, noch als halbes Kind, auf dem Boden des großmütterlichen Hauses zu Breslau unter Gerümpel eine jedenfalls unbeachtete Brieftasche gefunden, schmal und grün, die Tagebuchaufzeichnungen der Mutter aus ihrem letzten Lebensjahr enthielt.

Danach ließ sich alles ergänzen.

Frau Octavie von Auschwitz hatte, als sie mit Mann und Kind eben nach einer größeren schlesischen Festung übergesiedelt war, dort einen Fremden kennengelernt, zu dem sie eine heftige Liebe faßte. Die Dinge lagen vollkommen hoffnungslos. Nie hätte ihr Gemahl als Edelmann und Offizier gutwillig in eine Trennung gewilligt. So beschloß Octavie nach furchtbarem Kampfe, der frevlerischen Neigung zu entsagen, und brachte ihren Geliebten zu dem gleichen Vorsatz. Aber da kam die französische Invasion. Und die Festung ward belagert. Und der Kommandant von Auschwitz, übrigens keiner von jenen Feigen, mußte endlich in die Übergabe willigen. In den Stunden, in denen alle bisherige Welt zusammenbrach, kam

Digitized by Google

Octavie zu dem Entschluß, auch ihre Welt zu zerbrechen. Während die Feinde einzogen und der Kommandant ihnen seinen Degen übergab, begab sie sich in die Wohnung ihres Geliebten, ihr kleines Kind im verödeten Heim zurücklassend — zu derselben Stunde, in der man ihr Haus betrat und von ihr, der ersten Frau des Platzes, gerade in dieser Not die größte Haltung, Ehre und Würdigkeit selbstverständlich erwartete.

Als Frau von Auschwitz die Situation erkannt hatte, ertränkte sie sich im Wallgraben der Festung.

Wendelas Vater starb in der Gefangenschaft. Sie selbst war zur Großmutter gekommen, die sich bemühte, ihr das Vergangene zu verbergen, was ihr natürlich nicht gelang.

Es war viel, daß die Salschas nicht Anstoß an dieser Affäre genommen hatten, aber die lange Kriegszeit lag dazwischen und Anno 6 war glücklicherweise ebenso vergessen wie alle, die es so oder so in seinen Schlund gezogen hatte.

Wendela aber war nicht imstande zu vergessen, noch zu begreifen. Jene Erfahrung hatte ihr einen ungeheuren Schlag versetzt. Vergeblich grübelte sie immer wieder. Eine Frau, die ihr Kind verläßt, die ihren Mann in solcher Lage preisgibt, die ihre Ehre in dieser Weise einem Fremden hinwirft, das war nicht zu begreifen. Alles, was Traurigkeit in Wendelas Leben war, kam von diesem Furchtbaren.

Und es war noch etwas Sonderbares in diesen Aufzeichnungen, was Wendela in manchen Stunden mit unheimlichem Schauder erfüllt, ja, was ihr in Zeiten früherer Krankheit geradezu Grauen erweckt, sie fast zu phantastischen Vorstellungen gebracht hatte. Ein Wort stand da, am Ende der kurzen Aufzeichnungen, wenige Stunden vor der Katastrophe wie mit einer Ahnung des Kommenden geschrieben. Da stand es: „Ich komme wieder. Wenn uns nun noch etwas auseinanderreißen will, nachdem ich alles für Dich zerriß, dann komme ich dennoch wieder... Zu Dir!“

So stand es in diesen Blättern.

❧ ❧ ❧

Es pochte an die Tür. Gekicher zerriß alle Unterhaltung der beiden.

Das war Lodoiska von Blum, die Nichte der Gräfin Laschinska, der Hausgenossin der Pate. Ein zierliches, blondes, recht anziehendes Wesen, mit großer Munterkeit und einigem Übermut begabt. Wendela erinnerte sich, sie vor zwei Jahren hier kennengelernt zu haben, und in dieser Sekunde schwebte ihr noch etwas anderes vor, das die Pate kürzlich in einem Briefe angedeutet hatte.

Ja, Lodoiska kam herein, umhalste Wendela und bekannte, daß sie es vor Sehnsucht und Neugier nicht ausgehalten hätte und stören müsse! Sofort fragte sie nach Wendelas Verlobtem, mit einigem unverhehltem Neid und noch etwas anderem, auch Unverhehltem, was wieder mit jenem Briefe übereinstimmte. Wollte mehr und immer mehr wissen, kam vom Hundertsten ins Tausendste und bekannte endlich jubelnd, was irgendwie ihr besonders beglückendes alleiniges Eigentum zu sein schien: daß die Nachtigallen im Tambourloch schon sängen. Sie wäre mit den Damen fast jeden Abend draußen gewesen und mitunter, ja, sie bekenne es, neulich sogar ganz allein. Der Tambour sei ihr aber nicht erschienen. Sie lachte und kniff ihre blauen Augen zusammen.

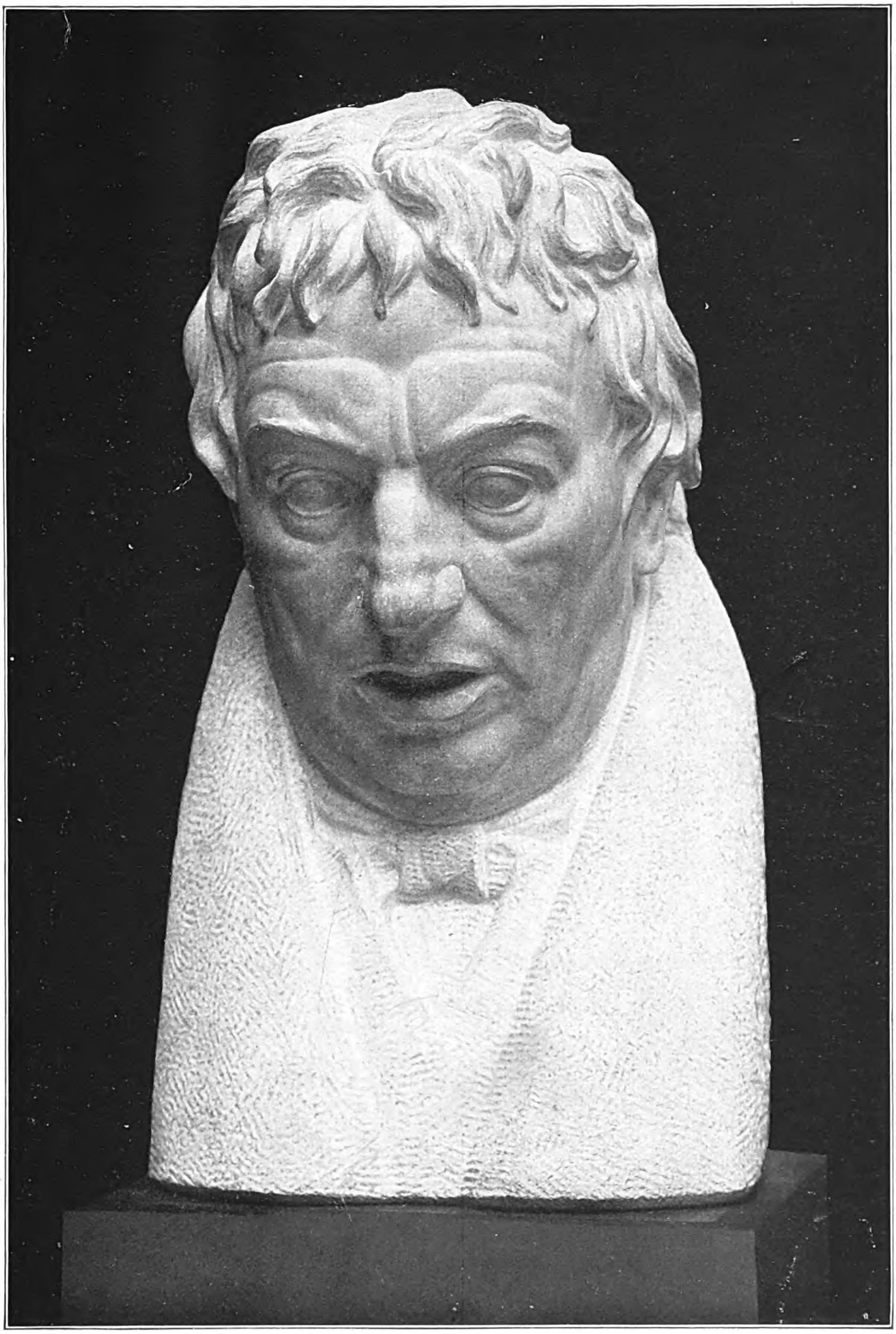
„Liebste!“

Das war die Tante, die Gräfin Laschinska. Lodoiska hatte die Tür offen gelassen, und hinter ihr stand die große Gestalt, entrüstet, ja, geradezu empört über diese Taktlosigkeit der jungen Nichte.

Die Lampersdorff beruhigte sie und holte sie herein. Da stand sie, in jedem Zug herrisch und männlich, in jedem Zoll Gräfin und doch neugierig. Auf der breiten Brust trug sie ein goldenes Kreuz, was immer den Eindruck hervorrief, als ob sie Stiftsdame sei. Aber irgendwelcher Kabalen wegen war sie zu der erstrebten Versorgung nicht gekommen, und so hatte sie sich mit beschränkten Mitteln und in beschränktem Kreise etwas geschaffen, das man als Ersatz ansehen konnte. Sie nahm Wendelas Handkuß gnädig entgegen, und nun kamen auch ihrerseits die bekannten Fragen, ja, sie war sogar äußerst gespannt. Die Salschas hatte sie vor Jahren bei Frau von Sihler auf Klein-Tschunkawa kennengelernt, bei dieser deliziösen Meisterin auf dem Flügel.

Es hätte nun beinahe eine ganze Adelshistorie gegeben, wenn die Tür sich nicht zum dritten Male zurückgeschoben und die letzte Hausgenossin der Pate zögernd eingetreten wäre, die über siebzig Jahre alte ehemalige Konventualin eines aufgelösten Jungfrauenklosters, Schwester Mauritiana von Ragoczi, in feierlich langem, dunklem Klostergewand, mit Kreuz und Rosenkranz, ganz und gar noch die Nonne, und das wollte sie sein. Wenn auch ihr Kloster nicht mehr hatte sein dürfen: sie hatte sich hier im abgelegenen Winkel, in der Einsamkeit des Tambourloches, oben unterm Dach des Hauses eine schlichte Kammer eingerichtet mit Betschemel, Kreuz und ewiger Lampe, Klosterzelle und Kirche zugleich, und ohne

Digitized by Google



Johann Gottlieb Fichte. Büste von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

Digitized by Google

bei den andersgläubigen Hausgenossinnen Anstoß zu finden.

Auch sie war rundlich, nicht eben abgezehrt, sogar mit roten Backen; man konnte sich vorstellen, daß diese Nonne in verschollenen Zeiten ein sehr angenehmes Bild dargeboten hatte, aber sie hatte ein Klosterleben hinter sich und nie etwas anderes begehrt. Auch sie ließ sich die Hand küssen und küßte Wendela leise auf die Stirn. Auch sie hatte Fragen, wenngleich sie gedämpfter waren und nie jene Zurückhaltung verloren, die das Andersdenken verrät.

Dann begaben sich die Damen nach unten in den sogenannten Saal, der allerdings nur ein mäßig großes Gartenzimmer war, mit meubles der Lampersdorff ausgestattet, und als allgemeiner Raum galt, an den eine Terrasse nach dem Garten zu angebaut war. Im Erdgeschoß des Hauses wohnten die Leute; es waren der alte Joseph, der zugleich Gärtner war, seine Frau, die die Stelle der Köchin versah, die Jungfer der Gräfin, Pepi mit Namen, und die der Pate, eine Böhmin, die Hanule hieß. Die Exkonventualin behalf sich ohne persönliche Bedienung.

Die Zimmer der Pate lagen rechts vom Saal, auf der anderen Seite waren die der Gräfin und ihrer Nichte.

Während des Mahles ward vieles Vorherberührte von neuem durchgesprochen, etwas steifer, mit jener ernsthafteren und gehalteneren Art, die Schwester Mauritianas Anwesenheit verlangte. Immerhin war Lodoiska sehr vergnügt; ihr Wesen wurde mit der Zeit noch immer mehr durchleuchtet; sie hatte etwas wie Unruhe in sich, wenn eine solche Steigerung bei ihrer Art noch möglich gewesen wäre. Die Gräfin sprach, etwas vorgebeugt, von der Hanule, die wieder den Tambour gesehen haben wollte, und kam dann, ein wenig ironisch, zugegeben, aber doch mit einiger Bedeutung, auf die Köchin, die einen Erbkuchendeckel bewahrte, der die Eigenschaft besaß, wenn besondere Dinge in Aussicht standen, sich auf die andere Seite zu werfen. Und jetzt hatte er das wieder getan.

Schwester Mauritiana ließ wie zufällig ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten. Die Lampersdorff nickte und fragte, ein wenig heiter, nach weiteren Einzelheiten. Lodoiska versuchte Wendela zu einem verstohlenen Lächeln zu bringen, und versank dann von neuem in Schwärmerei für den Frühlingsabend, der jetzt hoch und rot draußen vor den Fenstern aufstieg.

Als die Tafel aufgehoben worden war, bat sie, Wendela etwas im Garten herumführen zu dürfen, und die beiden Fräulein verliefen sich ein wenig in diesem Gewirr gärenden Gesträuchs, zwischen dem die Narzissen und Tulpen sich nur mühsam Platz zu erkämpfen schienen, während von der Oder her, hinter der es immer noch feurig rot brannte, Dunstwelle auf Dunstwelle herüberkam. Die jungen Mädchen suchten das Grab des Generals Lampersdorff auf und verloren sich dann wieder in schon einstmals geübten Meditationen, wo sich wohl die Ruhestätte des Tambours befinden möge, die ihn so wenig festhalten konnte. Lodoiska winkte die Hanule heran, die seitlich jungen Salat schnitt, und befragte sie nach dem Spuk, was die Alte aber verstummen machte. Im Nu war sie im Nebel verschwunden, und die Mädchen sahen sich plötzlich verloren und eigentümlich durchgraut an. Irgendwo in weiter Ferne schlug eine Nachtigall, aber es wirkte nicht lieblich, sondern merkwürdig erschauernd; ein schreckhaftes Gefühl ergriff Wendela wieder, ja, das Gefühl aus vergangenen Fieberzeiten — jetzt erst erinnerte sie sich wieder vollkommen daran — ein Empfinden, als ob etwas nahe sei, so nahe, daß es sie bald berührte, als ob es unaufhaltsam durch den dichten weißen Nebel auf sie zuglitte, zu ihr . . . barmherziger Gott, zu ihr . . .

Da lachte Lodoiska plötzlich auf und sagte: „Wollten Sie dem Tambour begegnen, bester Freund, da Sie diesen Weg wählten?"

„Ich kam von der Kapuzinerbarriere her. Wenn es zu diesem Rencontre gekommen wäre, so wäre das für den Armen sicherlich nicht übel abgelaufen," antwortete die Stimme eines Mannes, der eben aus dem Nebel heraustrat, eine mittlere Gestalt in Husarenmontur, mit blondem, breitem, gutmütigem Gesicht. „Hätte ihm ehrlich zur Ruhe verholfen, wenn es in meiner Macht gelegen hätte . . ."

„Herr Rittmeister von Finkerney," stellte Lodoiska vor, während ihre Backen loderten, „früher bei den braunen Husaren, jetzt aber Direktor des Niederschlosses in der Stadt."

„Ein ernster Tausch," warf der blonde Herr ein, „den Dienst des Königs mit dem Dienst an der Seele zu vertauschen —"

Und Wendela entsann sich, daß das Niederschloß seit langem eine Strafanstalt für schwere Verbrecher war. Es war merkwürdig, sich in diesem blonden Mann den Bändiger verderbter Seelen vorzustellen.

Er beachtete Wendela nur, soweit es die Höflichkeit erforderte, und war sichtlich mit allen seinen Gedanken bei Lodoiska, was Wendela nach ihren jüngsten Erfahrungen fast ungewohnt war, ihr aber deutlich alle Erklärungen gab, deren sie etwa noch bedurft hätte.

Digitized by Google

Die Fräulein gingen nun zum Haus zurück, und der Rittmeister begleitete sie, sein Säbel klirrte, die flammenden Tulpen und auch der Nebel blieben ein wenig zurück.

Drinnen im Saal gab es eine liebenswürdige Begrüßung, sogar die Schwester Mauritiana schien dem Herrn recht geneigt. Es entspann sich eine ausführliche Konversation über seine jüngsten Erlebnisse mit seinen Schutzbefohlenen, woran sich auch Lodoiska mit ziemlichem Eifer beteiligte, bis sie dann endlich Wendela ans Fenster zog, hinter dem die düstere Frühlingsglut noch immer brannte, und ihr einige Erklärungen gab, die nach ihrer Art nun einmal etwas spitzbübisch ausfielen.

Herr von Finkerney sei aus wahrhaftiger Liebe zur Sache der Direktor des Niederschlosses geworden und versuche, die darin befindlichen Bestien nicht wie bisher mit erbarmungsloser Strenge, sondern mit Güte und christlicher Liebe zu zähmen, wobei er die besten Resultate erhoffe. Man sage, daß er den größten Brandstifter mit einer Zartheit ohnegleichen behandle und einem vor kurzem eingelieferten berüchtigten Räuber in eigener Person täglich zuspräche, damit er dem frevlerischen Gelüste des Ausbrechens widerstehen könne ...

Sie verstummte, denn jetzt kam Finkerney, dem die Gesellschaft der alten Damen doch wohl nicht ganz genügte, heran und machte sich mit einer Historie angenehm, die er vor kurzem vernommen hatte und die aufs vollkommenste der Richtung seines Wesens entsprach.

Es war die Geschichte von den Lerchen von Gitschin.

Im letztvergangenen Winter, der ungewöhnlich streng gewesen war, hatten Kinder auf den Feldern um Gitschin erstarrte Lerchen gefunden und sie dem Waisenvater der Stadt gebracht, der die Kleinen veranlaßte, als die unbarmherzige Kälte immer mehr stieg, weiterhin alle vom Frost ermatteten Vögel aufzusuchen. Sie brachten sie ihm, und er bewahrte sie im Keller des Waisenhauses auf und pflegte sie. Als nun die ersten Frühlingstage gekommen waren, hatten die Bürger von Gitschin auf dem Markte ein Frühlingsfest veranstaltet und alle Lerchen fliegen lassen.

Lodoiska war in Erinnerung an ihre Ketzerei von eben etwas rot geworden und hörte nun mit größter Andacht zu, aber plötzlich sprang sie auf und erklärte, daß sie heute auf der Stelle auch etwas tun wolle, was ihr schon lange im Sinn gelegen und der Tat der Bürger von Gitschin aufs deutlichste entspräche. Sie wolle noch heute ihre beiden Nachtigallen fliegen lassen.

Diese Vögel hatten schon von Januar an im Wallhaus gesungen, aber es schien nicht nach dem Herzen des Herrn von Finkerney gewesen zu sein.

Die Damen waren nicht ganz einverstanden. Die Gräfin erinnerte daran, daß die beiden Tierchen doch Präsente, also teure Angedenken seien; die Lampersdorff gab zu bedenken, daß diese zahmen Nachtigallen meist ungarische seien, die hier im Freien nicht zu existieren vermöchten.

Aber ein Blick auf das Gesicht des Herrn von Finkerney bestärkte Lodoiska in ihrem Entschluß. Sie bat die Tante und die anderen Damen artig um Verzeihung und ging davon, um ihre beiden Nachtigallen zu holen.

Es war ein wenig dämmerig geworden, das Rot drüben war etwas zusammengesunken, aber der Nebel hatte sich verstärkt. Wendela öffnete ein Fenster, da klang von allen Seiten, zärtlich aus den Fernen kommend, aus entlegenen Büschen, aus wolkendunstverhängten Winkeln, aus warmen Ecken, an denen das braungrüne Wasser der Oder vorbeitrieb, aus einsamsten, versponnensten, leidenschaftlichen Plätzen, aus Erlen- und Weidendickichten das Lied der Nachtigallen.

Viele Nachtigallen sangen jetzt im Tambourloch.

Wendela trat hinaus. Sie ging in den warmen Nebel hinein. Hinter ihr klang Lodoiskas Stimme. Ja, sie kam. Und trug die Bauer mit den grauen Vögeln.

Wendela schritt allein weiter. Die erregten Stimmen verklangen. Wieder umgab sie jene Stimmung von vorhin, und es kam ihr plötzlich vor, als ob sie in Breslau und auf dem Gut der Salschas solche Abende niemals kennengelernt habe, als ob diese sonderbare Stimmung, dieses rätselhaft Zwingende, Betörende einzig und allein ins Tambourloch gehöre. Als ob sich etwas vor ihr höbe, aus dem Boden, aus dem Wasser, aus dem Unsichtbaren — was wußte sie! — und ihr entgegenkäme, aber jetzt graute ihr nicht mehr, jetzt war sie hingegeben; es war ein wilder Drang in ihr, in diesem Sonderbaren zu versinken.

Daß sie mit Erdmann dergleichen noch nicht kennengelernt hatte, lag sicherlich daran, daß sie sich ja erst durch Herbst und Winter kannten und daß ihre Liebe noch nicht in einen Frühling hinausgekommen war. Warum war sie gegangen? Jetzt, wo die seligste Zeit für Liebende begann! Wie mochte er von ihr denken? Nun, länger als eine Woche wollte sie, aller Bitten der Pate ungeachtet, nicht hier bleiben.

Digitized by Google

Sie ging noch ein wenig weiter. Die feuchten Büsche standen im Grau. Es tropfte. Ein Rascheln war irgendwo und verschwand. Wieder war, den fernen Gesang der Nachtigallen ungerechnet, dieses sonderbare Schweigen ringsum, das doch nicht Schweigen war, sondern ein lautloses Dasein irgendwelcher Dinge. Etwas flog ganz dicht über Wendelas Haupt hinweg und verschwand im gärenden Dickicht. War das eine von Lodoiskas Nachtigallen? Eine treibende Sehnsucht erfaßte Wendela, ihr nachzufliegen — —

Die Nachtigallen sangen noch immer, kein anderer Vogellaut ringsum, keine andere Stimme, kein Rascheln, kein Regen mehr, kein Quarren, nur der Gesang — — Und drüben letztes, tiefes, leidenschaftliches Abendrot — —

Da schrak Wendela zusammen. Ein schwerer Ton war über sie dahingerollt. Was war das? Wie kam das hierher? Und jetzt wieder. Wieder — — Kanonenschüsse — — hier — —?

Sie kehrte um, ein Grauen überlief sie, von neuem hallten die Schüsse. Gottlob, jetzt klangen die Stimmen der Damen. Die Pate eilte ihr entgegen.

„O, da bist du ... wir suchen dich schon ..."

Die Gestalt der alten Nonne zeigte sich. Sie ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Herr von Finkerney war nicht zu sehen.

Lodoiska tauchte auch auf, etwas kleinlaut.

„Hörst du nicht?"

„Was ist das? Was ist das?"

„Das ist im Niederschloß. Es muß einer entwichen sein."

Die alte Hanule glitt plötzlich heran.

„Es ist einer los von den Falloten ... Gott gnade uns hier in unserer Einsamkeit ..."

❀ ❀ ❀

Die Damen schliefen in dieser Nacht nicht. Seit Menschengedenken hatte man diese Schüsse hier nicht mehr gehört. Sie waren noch wiederholt worden zum Zeichen, daß der Verbrecher noch nicht wieder eingefangen sei. Welcher mochte es sein? Sie wußten ja von allen. Nun, einerlei, es war Gefahr, hohe Gefahr für sie hier in der Abgelegenheit des Busches. Auf einmal ward den Damen klar, daß Joseph, dessen Anwesenheit ihnen eine Beruhigung gewesen war und der die Pistole immer neben seinem Lager haben mußte, mittlerweile ein alter, gebrechlicher Mensch geworden war. Sie waren aller Willkür preisgegeben, wenn es dem Ausbrecher gefiel, sich in diesem Busch zu verbergen und sie nächtlich anzugreifen. Vielleicht hatte er in diesen Abendstunden das Haus schon lauernd umschlichen.

Nun, diese Nacht war nicht angenehm, obgleich die Damen hervorgesucht hatten, was an Waffen in ihrem Besitz war. Das war eine Reiterpistole der Laschinska und der Degen des Generals, der im Besitz der Pate war. Lieber wäre der Lampersdorff der General selbst gewesen, aber der spukte ja nicht ... Die Hanule hatte viel Oberwasser und sprach jetzt mancherlei vom toten Tambour, und die Köchin von dem Vorzeichen des Kuchendeckels.

Die Damen haderten ein wenig mit Finkerney. Wenn sein beschleunigter Ausbruch wohl begreiflich war, so hätte er doch auch an ihre ungewisse Lage denken können. Aber das Unerhörte nahm ihn wohl ganz in Anspruch.

Es kam nichts in dieser Nacht, was ihre Zuversicht gebessert hätte, aber auch nichts Bedenkliches. Am Morgen erfuhr die Hanule von einer vorbeireitenden Gendarmerie-Patrouille, daß es sich um den Nepomuk Merckel, den berüchtigtsten Räuber und Einbrecher handelte, den das Niederschloß beherbergt hatte und der tatsächlich allen Zuspruch des Herrn von Finkerney in den Wind geschlagen hatte. Er war durch ein heimlich gewühltes Mauerloch entwichen, und seitdem war jede Spur verloren. Daß das Tambourloch für einen Menschen in seiner Lage viel Anziehendes haben mußte, war ohne Zweifel.

Gegen Mittag wiederholten sich die Schüsse, ein Zeichen, daß der Verbrecher noch immer nicht ergriffen war. Barmherziger Himmel, sollte sich diese schreckliche Nacht noch wiederholen? Ohne Hilfe, ohne Zuspruch, ohne Schutz? Gendarmen waren nicht wieder vorbeigekommen, und es war unmöglich, jemand in die Stadt zu senden, denn den Joseph konnte man nicht davonschicken, und von den Frauen weigerte sich jede, den langen, einsamen Weg nach der Stadt zu gehen.

So mußte es also in dieser schrecklichen Ungewißheit weiterdauern?

Die Pate machte sich bereits Vorwürfe, daß sie Wendela in diese Lage gebracht hatte. Der aber war es, als müsse das so sein, als habe sie dieses irgendwie vorhergeahnt. Es war auch keine Post gekommen, kein Brief von Erdmann, und wenn es auch kaum denkbar schien, daß seine Nachricht sie so schnell hätte ereilen können, so hatte Wendela fast das Gefühl, als ob eine Hand ihn ihr für den Augenblick weggestrichen und sie selbst in ein anderes, rätselhaftes, nie geahntes Dasein gestoßen hätte, weitab vom geordneten Strand.

Digitized by Google

Der Nebel stand noch dichter um das Haus, niemand wagte mehr in den Garten zu gehen, alle Türen und Fenster waren verrammelt, voller Aufregung wartete man, ob sich die Schüsse noch wiederholen würden.

Lodoiska war sehr gereizt und nervös; alle ihre Munterkeit schien verschwunden. Es war klar, daß das unglückselige Ereignis sie selbst mitbetroffen hatte, und schwer quälte sie der Gedanke, daß Finkerney ihrer vollkommen vergessen zu haben schien.

Als Wendela gegen Abend aus ihrem Zimmer, wo sie einige Stunden geschlafen hatte, heruntergiug, merkte sie einen fremden Schritt im Hause. So ging der Joseph nicht; es war auch nicht seine Stimme, auch nicht die Finkerneys. Was war es? Ein Gendarm? Eine Nachricht?

Da hörte sie, wie die Pepi unten zur alten Hanule sagte: „Der Herr von Krayn ist zu der Gnädigen gekommen ...“

Etwas durchschlug Wendelas Erinnerung. Es war, als ob irgendeine Wand, die lose, ganz lose geworden war, plötzlich zerspränge, als ob sich ein Wissen auftäte, das schon immer in ihr geruht hatte, als ob etwas anklopfe ... Und auf einmal wußte sie auch, woher das kam, was dieses alles verursachte: den Namen kannte sie, so hieß jener, um dessentwillen ihre Mutter — — gestorben war.

Den kannte sie. Und so stand sie auf dem Gang, und von der Wand blickte irgendein verblichenes Ahnenbild der Lampersdorff, die sagenhafte Gräfin mit dem Zwerglein, in das sich ein Rosenstock aus ihrem väterlichen Garten verwandelt hatte, um ihr immer nahe sein zu können ... also hatte die Lampersdorffsche Sippschaft schon immer etwas mit dergleichen Spuk gehabt. Ganz verloren dachte es Wendela, und dazwischen schiffte schwer und erschütternd das andere: Krayn. Hier? Hier war er?

So nahe war sie an das Einst herangekommen, ohne es selbst zu wollen? Krayn, von dem sie nur wußte, daß er noch lebte, ohne je den Gedanken verspürt zu haben, noch einmal etwas von ihm zu vernehmen. Nein, irgendwie war doch in ihr das Gefühl gewesen, daß er in der Stunde verschieden sei, in dem die Mutter diese Welt verließ. Nun war er wieder da und — — die Mutter — —? Wo war die —?

Sie schrak zusammen. Sie hörte die Türe zum Zimmer der Pate gehen und den Klang einer Männerstimme. Das war nicht die eines Gendarmen. Das war — Krayn, mein Gott, das war — — Krayn — — —

Gedankenverloren schritt sie nach unten, wo der Fremde schon davongegangen war, und traf mit der Tante zusammen, die eifrig mit den Domestiken sprach, welche eiligst zusammengelaufen waren, in Aufregung und Erlösung fast jeden Respekt vergessend.

Ja, Herr von Finkerney hatte, selbst verhindert zu kommen, den Herrn Kreisdirektor gebeten, sich ihrer anzunehmen. Krayn hatte seinen Anteil ausgesprochen, angedeutet, daß man den Verbrecher tatsächlich im Tambourloch vermute, daß aber die Gegend nun Tag und Nacht von Patrouillen durchstreift würde und daß fortan des Nachts ein Gendarm im Hause selbst wachen würde.

Das war Erlösung! Eben kam die Laschinska von oben, hinter ihr Lodoiska, die verklärt aussah, denn sie hatte von oben natürlich schon alles angehört. Die Nonne mußte erst gerufen werden; sie hatte an ihrem Betpult gekniet. Ruhig kam sie und sagte nicht viel.

Vor den Fenstern aber ritt der erste Gendameriepoften vorüber.

Wendela ging der Pate nach, die selbst wieder belebter war, und fragte halblaut, in einem beherrschten Tone, sie scharf beobachtend: „Krayn hieß der Herr?“

Und sah an einem kurzen Liderzucken der Pate, an einem einzigen raschen Zug, der über ihr Gesicht huschte, an einem wie zufälligen Wegblicken: er war es.

Der Mann, der in das Schicksal ihrer Mutter verstrickt war, lebte hier.

Er war es.

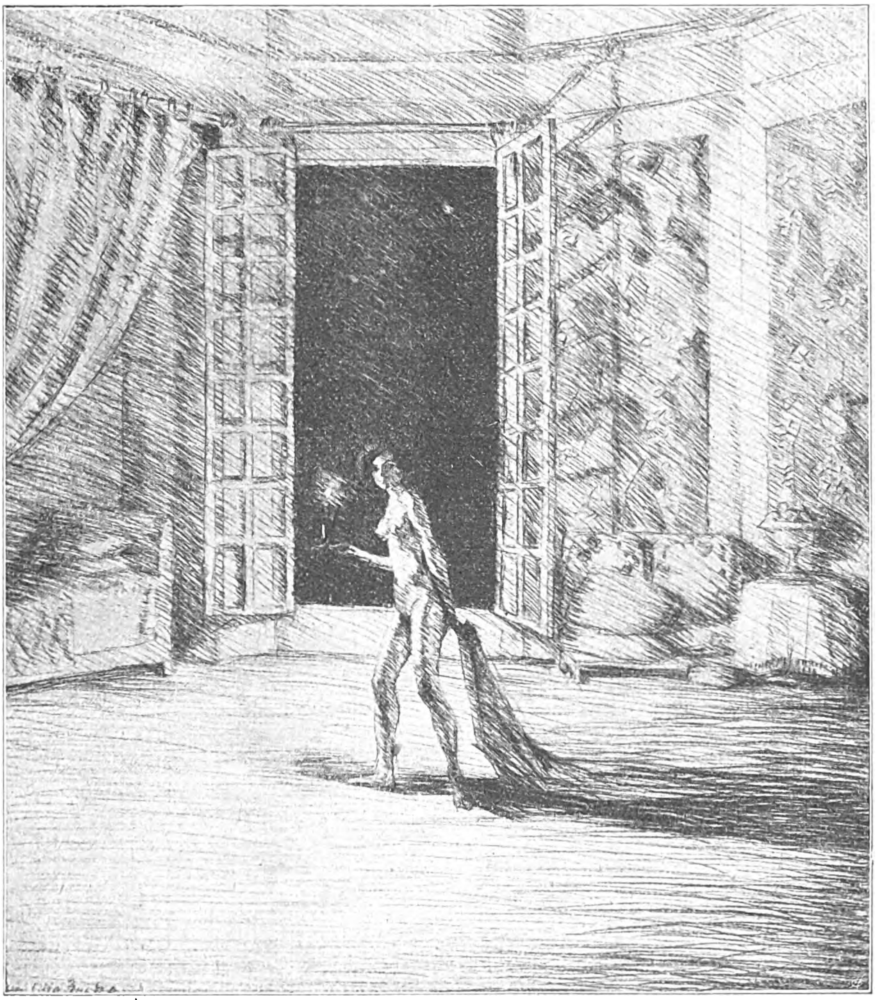
⌘ ⌘ ⌘

In dieser Nacht war wohl Wendela die einzige, die nicht schlief. Ihre ungeheure Aufregung verjagte alle Müdigkeit. Im Erdgeschoß war der Gendarm einquartiert, die Domestiken hatten sich erst neugierig um ihn geschart und dann, von seiner Autorität bewältigt, sich entschlossen, sich zur Ruhe begeben. Vielleicht schlief auch die Hanule ...

Es war doch kaum noch eine Gefahr. Ruhig und beschützt lag das Haus in weißen Nebeln, die der Mond wunderlich durchleuchtete, ohne sie zu durchdringen, beschützt durch — Krayn.

‚Er ist es, er ist es,‘ dachte Wendela immer wieder. ‚Und — weiß er? Weiß er, daß die Tochter jener, die um seinetwillen dem Tode verfiel, jetzt eben unter diesem Dache weilt? Weiß er das?‘ Ungeheures durchrüttelte sie, Bilder durchjagten sie, die sie nicht erhaschen konnte, etwas Fremdes war eingedrungen und hatte sich ihrer bemächtigt, verwirrt dachte sie immer wieder das eine: ‚Krayn ist hier.‘

In der Frühe hörte sie, wie der Gendarm abzog. Bald danach sprach eine Patrouille vor: nein, der Merckel war noch



Neuzeitliche Graphik:
Sommernacht. Radierung von Otto Goetze
(Verlag von Fritz Gurlitt, Berlin)

Digitized by Google

immer nicht ergriffen. Wo anders konnte er stecken als im Tambourloch?

Die Damen wagten nicht, das Haus zu verlassen. Trotz allen Schutzes war es unheimlich.

Wo waren Lodoiskas Nachtigallen hin? Ach, in eine Welt entflogen, die sie sich anders gedacht hatte. Immer noch erschollen von Zeit zu Zeit die Schüsse, um dem Kreise zu verkünden, daß man noch auf seiner Hut sein sollte.

Am Nachmittag kam Post. Briefe aus Breslau, von der Großmutter und von Erdmann. Erst schien Wendela die Epistel ihres Verlobten wie an einem fremden Ufer geschrieben. Erst war es ihr fast, als ob sie sich besinnen müsse ... Dann aber warf sie sich mit seligster Gewalt in eine Welt zurück, die sie töricht verlassen hatte, um hier Unruhe und Aufregung zu finden. Die alten Dinge kamen wieder, jene Herbstzeit, in der sie sich fanden, alles Glück, das sie besessen, alle seligen Erlebnisse bemächtigten sich ihrer. Was war ihr denn? Sie hatte alles doch noch! Ja, dort waren Süßigkeit, Ruhe und Glück, Ehrlichkeit, Treue und Vertrauen, eine Leidenschaft, die nach dem sichersten Hafen begehrte und ihn nie verlassen würde. Erdmann schrieb ungeduldige Fragen. Wann sie wiederkehre? Wie es ihr erginge?

Ahnte er?

Nun, von diesem Sonderbaren durfte sie ihm nichts sagen. Sie schrieb eiligst die Antwort, ihr gegenwärtiges Leben ziemlich übergehend, erklomm aber vollends wieder das selige Land und empfand von neuem: ein paar Meilen von hier ist Breslau und ist der Geliebte! — schrieb und schrieb und ging dann, nachdem sie vergeblich geklingelt hatte, nach unten, um Umschau zu halten, ob der Postbote noch da sei. Denn es war anzunehmen, daß er bei der gerade so anziehenden Situation im Wallhause noch ein wenig verweilte.

Aber er war nicht mehr da. Sie trat aus dem Erdgeschoß, wo keine Seele war, wieder herauf und stand plötzlich vor dem Herrn von Krayn, der eben ins Haus eingetreten war, im Reitanzug. Sein Pferd war gewiß draußen.

Sie wußte sofort, daß er es war. Er sah sie aus dunklen Augen gerade an. In ihnen war tiefverhüllt ein merkwürdiger Schein. Und an einer sekundenlangen Regungslosigkeit merkte sie, daß er — wußte. Er wußte längst von ihrem Hiersein; nur darum kam er selbst. Er wußte, daß die Tochter Octaviens von Auschwitz hier war, das Kind der Frau, die es um seinetwillen verließ. Das Mädchen, das voller Entsetzen vor der unbegreiflichen Tat steht — nein, das wußte er nicht. Er hatte nicht die geringste Vermutung, daß sie — ahnen könnte. Und war auch nicht gewillt, ihr etwas zu verraten.

Nannte kurz seinen Namen und fragte sachlich, wie die Nacht verlaufen sei. Auf Wunsch der Damen sei er bereit, den Posten zu verdoppeln. Habe deswegen schon mit dem Major von der Gendarmerie gesprochen.

Er war groß, schon ein wenig grau. Merkwürdig standen in dem glattrasierten, gebräunten Gesicht die stark geschwungenen, dunklen Augenbrauen. Er war ein Mensch, der auffiel, am ehesten in dieser Kleinstadt, einer, den man mit Befremden ansah und der sich zurückhielt. Etwas Verschlossenes war deutlich an ihm, aber auch noch anderes Merkwürdiges. Sie dachte nur: ‚Das ist Krayn. Mein Gott, das ist — Krayn.‘

Ehe sie etwas erwidern konnte, ward der Schritt der Pate Lampersdorff auf der Treppe hörbar; sie fuhr ein wenig zurück, als sie die beiden gewahrte. Erstaunt vernahm sie, daß von den Domestiken keine Seele im Hause sei. Die Frauen waren wohl alle im Garten, und Joseph beschützte sie, da sie sich notwendig um die Saaten bekümmern müßten.

„Fräulein von Lampersdorff bat Krayn um Verzeihung und lud ihn verbindlich ein, näher zu treten. Zu Wendela aber sagte sie: „Du bist wohl so gut und sagst der Hanule Bescheid, daß sie nach ihrem Werk hier im Hause ein wenig sieht.“

⌘ ⌘ ⌘

Eine Stunde nachher — Krayn war fort — kam Herr von Finkerney, sorgenvoll und eilig. Die Erregung stand ihm auf der Stirn geschrieben, gerade auf den Merckel hatte er gebaut und in ihm ein besonders geeignetes Individuum für seine Besserungspläne gesehen, hatte ihm versprochen, ihm weiterzuhelfen, wenn die Strafzeit abgelaufen sei, und nun warf dieser Fallot alles in den Wind. Lodoiska war sehr weich; ihr ganzer Übermut war verflogen; sie suchte Finkerney auf alle nur mögliche Weise aufzurichten und wieder zu seinen alten optimistischen Hoffnungen zu bringen ... vergeblich, in diesem merkwürdigen Husaren waren die Dinge anders, und darum mußte auch der Trost anders sein. Seine Seele war tiefer getroffen, als man je vermutet hätte, Länder waren in ihm, die Lodoiska noch nicht halb begriffen hatte, und als sie an die Nachtigallen erinnerte, ging nur ein Zucken über sein Gesicht, denn diese Vögel waren nun im Tambourwinkel, und im Tambourwinkel war sicherlich auch der Merckel. Er erinnerte sich freilich daran, in welcher Gefahr das

Digitized by Google

Haus schwebte, erkundigte sich, ob alle Anordnungen getroffen seien, und sprach auch davon, mit welchem Eifer und welcher Liebenswürdigkeit sich Krayn in seiner Vertretung dieser Sache angenommen habe.

Ja, der Posten war verdoppelt worden, aber dennoch blieb das Sonderbare und Beunruhigende.

Herr von Finkerney ging bald wieder, ohne Sorge um seine persönliche Sicherheit, aber in Sorgen um seine ganze Welt.

⁂

In Wendela aber zitterte, seit sie Krayn gesehen hatte, das merkwürdige Verlangen, mit ihm zu reden. Irgend etwas drängte sie dazu, irgend etwas lockte sie, ihm näher zu kommen, um wenigstens ahnen zu können, wie es möglich gewesen war ... Etwas war es, das ihre Gedanken davon nicht loskommen ließ. Dabei erfüllte sie die Besorgnis, daß Krayn, nun Finkerney wieder den Weg ins Wallhaus gefunden hätte, seine Pflicht als erledigt ansehen und nicht mehr wiederkommen werde. Sie grübelte lange darüber nach, und währenddem trieb in ihr jenes sonderbare Verlangen.

So verging Stunde auf Stunde, und der Abend nahte wieder. Noch immer war alles eingehüllt in weiche Schleier, die noch dichter geworden schienen. Wie Wände umgab es das Wallhaus und doch war nichts Erkältendes an ihnen. Es war ein Schwimmen in ihnen, das an Farben und Töne erinnerte. Es war Süßigkeit, die sie mit sich trugen und schwer hielten. Es war die ganze unsägliche Süßigkeit des Frühlings, die in diesen lauen, blauen Nebeln stand.

Und endlich hielt es Wendela nicht mehr aus und ging leise in den Garten hinaus, ohne den anderen etwas davon zu verraten. Keine Seele war draußen, und jeder Schritt von Gendarmen verhallt, ja, es schien vollkommen unmöglich zu denken, daß ein Verbrecher draußen lauere: alles war einig und getragen in sich und wußte von nichts, als von dem, was da war, was mitkam und kommen würde, Natur war es, unbekümmert um etliche Stimmungen der Menschen, und Wendela erkannte, daß sie von diesem allen, was da draußen drängte und lebte, nie etwas gewußt hatte. Und nie etwas davon erfahren hätte, wenn sie in Breslau geblieben wäre. Und auch hier von sich aus vielleicht nie davon erfahren hätte, wenn es nicht von selbst an sie herangekommen wäre.

Sie stand und sah um sich und war ein vollkommen anderer Mensch, ein ganz gewandeltes Wesen.

‚Kommt der Tambour?' dachte sie und fühlte, daß etwas näherkam. Sie rührte sich nicht und verspürte auch keine Angst, auch kaum Neugier; nur ihr Herz schlug ganz leise und ganz schnell; sie wartete und erwartete das Andrängen eines Wesens, das aus den Nebeln auf sie zukam, wie Finkerney neulich gekommen war, denselben Weg.

Aber es war nicht Finkerney, und sie staunte auch nicht. Sah starr auf Krayn, der jetzt vor ihr erschien, in demselben Anzug, wie er vorhin weggegangen war. Ihr Bangen, daß er niemals mehr kommen werde, war also töricht gewesen.

Da stand er und sah sie an. Sein Blick war sehr dunkel; das Ungewöhnliche der Situation schien ihm jetzt auch nicht im Bewußtsein, und leise durchhuschte Wendela der Gedanke: ‚Sehe ich meiner Mutter ähnlich? Es muß wohl so sein. Aber keiner hat es mir je gesagt. Es muß wohl so sein.'

Sie stand und sah ihn an, den, der das Leben ihrer Mutter und ihre ganze verhärmte Jugend auf dem Gewissen trug und straflos allem entgangen war.

Er besann sich plötzlich.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er heiser, noch immer jenes Rätselhafte in den Augen, „ich habe auf eigene Faust den Busch ein wenig durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden. Ich meine, daß man hier ganz unbesorgt sein kann. Der Flüchtling hält sich hier nicht auf." — Er stockte flüchtig. „Natürlich werden die Wachen und Patrouillen trotzdem nicht eingestellt." Er hielt von neuem inne. „Ich kam deshalb noch einmal, um Beruhigung zu bringen." Er sah sie an. Er verstummte.

„Ich bin Octaviens von Auschwitz Tochter," sagte Wendela.

Sekundenlang war es ihr, als ob in seinen Augen irgend etwas aufschlüge, gleich dem Schein vergangener Jugend oder eines ungeheuren verbrannten Feuers.

Er schwieg.

Nach ein paar Augenblicken sagte er mit tiefer und bewegter Stimme: „Es scheint Ihnen nichts ... verhehlt?"

„Ich weiß alles von meiner Mutter selbst," sprach sie.

Er legte die Hand über die Augen. Dann aber schien er sich zu besinnen. Sein Blick lief über sie. Er stutzte sehr.

„Ich weiß es durch Blätter, die meine Mutter hinterließ," sprach sie.

Er kam einen Schritt näher.

„Wem?" fragte er jäh.

Ein rasender Hochmut brauste in ihr auf. Sekundenlang war es ihr, als ob sie aus dem Rätselhaften wieder in das Alte stürze, das sie eben erst verlassen hatte, nach dem bisherigen Strand, aber sofort schob es sie

Digitized by Google

wieder zurück; sie ergab sich irgendeiner Traurigkeit und schüttelte den Kopf.

„Nicht mir," sagte sie leise und verstummte.

Eine selbstverständliche Sicherheit war plötzlich an ihm, eine Belebtheit. Er sah sofort jünger aus; es war ihr sogleich, als ob sie einen Krayn sähe, den hier am Orte noch niemand zu sehen bekommen hatte. An dem plötzlich vielerlei war, was damals an ihm gewesen war und — eine große Erinnerung.

„Es steht alles in Ihnen dem entgegen, mir diese Papiere zu übergeben?" fragte er leise.

Sie erschrak. Und jetzt brauste ihr Hochmut noch stärker auf. Es waren die Tagebuchblätter der Frau von Auschwitz, ihrer Mutter, das einzige von ihr, das ihrer Tochter überkommen war. Und die sollte sie diesem geben? Hatte er noch nicht genug getan? Sie kam zu sich selbst zurück, jäh und vollkommen. Sie war wieder Wendela von Auschwitz, bei der strengen und hochmütigen Freifrau von Bassan erzogen, die Braut Erdmann Salschas, bewahrt, behütet und nur mit dem einen geheimen Leid behaftet, da verachten zu müssen, wo sie zutiefst hätte lieben sollen. Nur mit dem einen beladen: der Scham, dieses zu wissen. Und jetzt war sie sogar in die Kreise jenes Schuldigen geraten, dachte an ihn, sprach mit ihm, verhandelte mit ihm, hier im einsamen Garten, unter gärenden Frühlingsnebeln. Wahnsinnig kam ihr das vor.

Sie richtete sich auf und sagte in einem eiskalten und fremden Tone: „Ich wüßte nicht, wie Sie dazu kämen, Herr von Krayn, da Sie doch ihr — Mörder sind."

Er zuckte zusammen und sah sie an.

Dann verneigte er sich schweigend und war gleich darauf im Nebel verschwunden.

⁂

Im Hause sagte sie kein Wort von dieser Begegnung. Jetzt schien sie ihr auch nur ein Traum gewesen zu sein, eine Imagination ihrer aufgeregten Seele. Saß schweigsam beim Abendessen, währenddem immer nur das eine Thema erörtert wurde, und schaute nur sonderbar auf, als die Hanule gerufen wurde, um jetzt, mehr oder minder freiwillig, über ihre neuesten Erlebnisse zu berichten.

„Nix, nix," sagte sie. Aber in ihren schwarzgrauen, umfältelten Augen stand etwas anderes.

Sie ward gedrängt. Ob der Tambour wieder dagewesen sei. Schwester Mauritiana schüttelte den Kopf. Aber die Gräfin drängte, sie solle doch sagen, was sich ihr Sinn wieder zusammengesponnen habe.

„Nix Tambour."

„Aber?"

„Nix, nix." Aber es wäre halt doch was da. Dabei blieb sie.

Pate Lampersdorff war wenig zufrieden und sagte nachher zu Wendela: „Du kamst in eine sonderbare Welt hinein ... ich ahnte wirklich nicht ... Es scheint dir nahe zu gehen, wie man sieht?"

Wendela beruhigte sie. Es sei nur die Müdigkeit.

Sie ging auch bald zu Bett und schlief ein. Und hatte das Gefühl, tief zu versinken. Alles glitt von ihr, sie war so ruhig wie seit langem nicht. Im Traume fühlte sie, wie ihres Erdmann sehnsüchtige Gedanken an sie drängten, wie ihre Seelen zusammenstrebten. Sie war warm bis ins Innerste. Glückselig sank sie in alte Herrlichkeit.

Um auf einmal aufzuwachen.

Noch war es nicht Tag. Alles war draußen dämmerndes, lautloses Grau.

Und sie stand auf und ging an ihre Schatulle, wo die Papiere der Mutter in der grünen, mit rotem Leder gefütterten Tasche lagen, in der sie sie gefunden hatte und die sie mit auf die Reise genommen hatte, damit die Großmutter sie nicht finden möchte... In rätselhaftem Trieb hatte sie sie jahrelang vor ihr verborgen. Und stand nun hier auf nackten Füßen und siegelte sie in Papier und schrieb die Adresse des Herrn von Krayn darauf.

Sie konnte auch nicht mehr einschlafen, sondern mußte auf alle Geräusche draußen horchen und kam hinunter, als das Tor eben geöffnet worden war. Die Wache wollte abziehen, und sie gab dem einen Mann den Brief mit der Bitte, ihn zu befördern.

⁂

Am frühen Nachmittag ritt der Kreisdirektor vors Haus.

Wendela war im Saal, wo sie mit Lodoiska Seide abwickelte und von der alten Sache hörte. Da kam die Pate.

„Wendela, ich höre eben, daß Herr von Krayn dich zu sprechen wünscht."

„Ja, liebe Pate."

„Aber, verzeihe, teuerstes Kind," die Lampersdorff warf einen Blick auf Lodoiska, die sich sofort mitsamt ihren sorgenvollen Gedanken zurückzog.

„Teuerstes Kind, du weißt nicht ..." Die Pate wollte sich bedächtig neben Wendela niederlassen, an der alles in der Ungeduld fieberte, in der Krayn nebenan wohl verharren mußte.

Sie sagte vor sich hin: „Ich weiß — doch."

„Unmöglich, liebes Kind. Es ist mir peinlich, davon zu reden, aber es ist für dich

Digitized by Google

Tanz im Freien. Gemälde von Prof. Max Kuschel

Digitized by Google

Digitized by Google

vollkommen undenkbar, mit dem Herrn von Krayn zu konversieren."

„Wir taten es schon. Und ich sandte ihm heute morgen einen Brief."

„Mein Gott — —"

„Mit Papieren meiner Mutter, auf die er ein Recht hatte."

Die Pate starrte Wendela an. „Unmöglich — —"

„Bitte, tu mir den Gefallen —"

„Wenn du alles weißt, so ist es mir um so unbegreiflicher —"

„Ich weiß alles. Und werde Großmama beichten," sagte Wendela, „aber nun bitte bitte . . ."

„Hätte ich das bedacht," murmelte die Lampersdorff, „aber wer konnte ahnen . . . Wendela, du wußtest, daß er hier war?"

„Wir trafen uns zufällig. Ich wußte es nicht. Aber nun bitte, Pate —"

Die Lampersdorff ließ sie in das Nebenzimmer treten.

Da war Krayn. Reiterschlank sprang er auf und kam auf sie zu. In seinen Augen war wieder jener sonderbare Blick wie zu Anfang. Sie starrte hinein.

„Gnädiges Fräulein, wie soll ich Ihnen danken . . ."

„Die Blätter waren für . . . Sie," sagte sie wehrlos.

„Ja, für mich." Er holte schwer Atem. „Für mich. Daß mich das noch erreichte . . . Und ich darf sie behalten?"

Irgend etwas in ihr zog sich zusammen. Aber sie sagte leise: „Es soll ja so sein."

Sie schauten sich an. Dunkel und sonderbar. In Wendela war jetzt kein Haß mehr, kein Vorwurf, kein Erinnern . . . Aber plötzlich schoß in ihr auf, was die letzten Worte der Mutter zu besagen schienen . . . in ihrem Blick war entsetzte Frage . . . In dem seinen ein Schauen, fast ein Wissen . . . irgendeine unbegreifliche Antwort . . .

Eben öffnete sich die Tür, und die Pate trat ein, der es keine Ruhe gelassen hatte.

Er verabschiedete sich. —

Aus dem Nebensaal sprang Wendela hernach Lodoiska entgegen, in einiger Neugier, die aber von eigener Neuigkeit überflügelt wurde. „Merktest du denn nicht, sie haben um Mittag nicht mehr geschossen!"

Wendela schwieg.

„Es muß etwas geschehen sein. Was meinst du, Liebste, ob sie ihn — haben? Ich wäre doch so froh, Wendela!"

Schon eine Stunde später kam Finkerney, auch zu Pferde, straff und frisch, wieder der Alte, sogar mit den eigentümlichen Fältchen um die blauen Augen, die ihm jenen Zug von Güte gaben.

„Gnädigstes Fräulein," sagte er zu der Lampersdorff, „gnädigste Gräfin," wandte er sich an die Laschinska. „Teure, verehrte Schwester," das galt der Ragoczi — Lodoiska hatte er schon vorher begrüßt — „unsere Fatalität hat sich glücklich aufgeklärt . . . der Merckel ist seit heute morgen wieder da . . .

Und nun erfuhr die Schar, daß Merckel die Ratschläge und den Einfluß des Husaren wenigstens nicht ganz in den Wind geschlagen hatte oder daß sie vielmehr, nach kurzer Unterbrechung, wieder zu voller Wirkung gelangt waren. Während alle Welt den Verbrecher im Tambourloch vermutete, war er gar nicht über die Mauern des Niederschlosses hinausgekommen. Kurz nach dem Beginn seines Ausbruchs mußte ihm die Unmöglichkeit der Durchführung aufgestiegen oder der Mut gefehlt oder schon die Reue gekommen sein, kurz und gut: man hatte ihn halbverschmachtet im Schornstein gefunden, der an seiner Zelle vorüberführte. Willig hatte er sich wieder ergeben.

Finkerney war sehr erlöst. Ein wenig Trost war in dieser Sache Und das Wichtigste war: er hatte ihn wieder.

Und nun war für ihn von neuem die Möglichkeit gekommen, sich wieder anderen Dingen zuzuwenden, die seine Hoffnungen für die Zukunft ergänzen sollten.

⁂

Herr von Finkerney hatte sich mit Lodoiska von Blum verlobt. Das war nun eine Woche her. Und drei Wochen waren es, seit Wendela nun im Wallhaus weilte. Und eine Woche hatte sie nur bleiben wollen. Und auch so geschrieben. Von Erdmann und der Großmutter kamen verwunderte Fragen. Man hatte von jener Flucht des Verbrechers in der Zeitung gelesen, aber da dabei gleich gestanden hatte, wie die mysteriöse Affäre ausgegangen war, wußte man von keiner Gefahr und Aufregung. Man glaubte nur, daß es Wendela im Wallhause so gut gefiele. Die Pate selbst mußte die Dinge ebenso nehmen. Was konnte sie anderes denken? Jene Sache mit dem Herrn von Krayn war seit jener Begegnung vorüber; nie hatte er wieder den Fuß ins Wallhaus gesetzt und hatte auch keine Veranlassung dazu. Niemals zeigte Wendela auch, daß sie sich noch mit jener Angelegenheit beschäftigte. Nein, es war wohl der Frühling, der sie gefaßt hielt und hier in der Einsamkeit des Tambourloches in merkwürdiger Schönheit erstanden war; es war ein Treiben und Dunsten, ein gleichsam wildes Entfalten; es kam keine Hemmung, kein Schloßenhagel, keine Frostnacht mehr; alles war gleichsam mit einem Jauchzen in die unerwartete

Gnade gestürzt, alles war Entfaltung, Leuchten, Wiegen, grünes Dasein. Blühende Wildnis umgab das Haus in den Wällen. Abends zogen fast immer leichte Nebel, und die Nachtigallen sangen.

Es gab gerührte Stunden, an denen man ihnen in corpore lauschte, das Brautpaar im Vordergrund, aber diese waren es nicht, die Wendela liebte, an diesen schien ihr der Frühling gleichsam verhängt und aller Sang sonderbar gedämpft. An diesen Abenden wußte sie nicht viel von den Dingen draußen; sie gaben sich nur, wenn sie allein in sie hinein ging oder wenn sie in ihrem Zimmerchen spät am Fenster stand ... ja, sie kamen sogar des Nachts zu ihr. Dann wachte sie mit einem Male auf und fühlte, der Frühling hatte auch sie gefaßt, er war über sie hergestürzt und hatte sie gleichsam hochgehoben; er hielt sie, wie er alle diese rätselhaften wilden Dinge da draußen hielt, und nun war sie mitten in ihm.

Und dabei war noch etwas Sonderbares. Etwas wie ein Warten, obgleich sie nicht hätte sagen können, worauf.

Jedenfalls, sie konnte nicht fort. Etwas hielt sie. Es war ihre eigene Seele, die mit diesem Frühling verbunden war. Sie vermochte sich nicht mehr vorzustellen, was sie sich in den ersten Stunden im Wallhause damals so leichthin und fröhlich ausgemalt hatte: in den Postwagen steigen und jene Stadt langsam an sich vorüberrollen zu sehen, vielleicht von der Landstraße aus noch einen Blick auf jenes sonderbare Dickicht am Oderufer werfen und dann für immer von ihm getrennt sein. Das konnte sie nicht. Noch nicht. Noch nicht. Und wenn die Pate sich im stillen wunderte und wenn Erdmann und die Großmutter betroffen schwiegen und die Salschas eine Invitation nach der anderen sandten: sie konnte das nicht. Noch nicht. Noch nicht.

Es war so still wie immer im Wallhaus. Nur ein großer Hund war angeschafft worden. Und Herr von Finkerney kam, wie er früher auch gekommen war. Sonst keine Seele, kein Tritt, kein Schritt, wenn es nicht der des Postboten war; nicht einmal die Gendarmen tauchten auf. Allenfalls ein Bettler, Invalide aus dem letzten Kriege, oder ein uralter zerwetterter Graukopf mit dem schon fast sagenhaft gewordenen Satze: „Seid gebeten um a Gröschel ... Habe Schlesien mit erobern helfen ...“ Es war alles in Richtigkeit und Ruhe, und wie gewohnt machte das Wallhaus inmitten seiner Einsamkeit die ungeheure Weltenfahrt der Erde mit, die jetzt auf seinem Strich in den Frühling führte.

Nichts kam. Aber in Wendelas Seele war ein Warten: es wird kommen. Und sie ergab sich diesem.

Gräfin Laschinska gedachte mit ihrer nièce nach Breslau zu reisen, um Ausstattungsdinge zu erledigen, denn Finkerney wollte Lodoiska schon im Sommer in das Niederschloß holen. Der Tag der Reise wurde am Kaffeetisch eben festgesetzt, und Wendela fühlte, wie in der Seele dieser beiden der Gedanke lebte, daß dies auch eine vortreffliche Reisegelegenheit für Wendela sei, durch die sie unter bestem Schutze wieder nach Breslau gelangen konnte. Fräulein von Lampersdorff verriet natürlich nichts, aber es war zu vermuten, daß sie ähnlich dachte. Aber Wendela überhörte diesen Plan vollkommen. Sie fühlte nur von neuem: ‚Ich kann nicht fort.‘

Stand vom Tische auf der Terrasse auf, an dem man in der gewohnten Gruppierung gesessen hatte, und ging in den Saal zurück, um irgend etwas Gleichgültiges zu suchen; und empfand mit zusammengekrampftem Herzen: ‚Ich kann nicht fort.‘

Sie trat aus dem Saal in die Vorhalle und von dort in den vorderen Garten und ging auf den Weg hinaus, der am Haus vorüberführte, keine Landstraße, kaum ein passabler Fahrweg.

Sie ging diese Straße ein paar Schritte, und rechts und links davon zirpten die Grillen; es war eine grelle und heftige Musik, es war, als ob die Erde selbst diesen Sang ausstieße, als ob der Boden selbst sänge und summe unter dem Jubel dieses Frühlings.

Und drüben stand der Busch, jenes Dickicht, leicht von Dünsten überwebt, und hinter ihm brannte der Himmel schon fast sommerabendrot, unsägliche Schönheit lag über diesem allem, in diesem Sonnenrot, diesen Büschen, über den fernen Wäldern und dem fernen Strome.

Und Wendela ging und ging im weißen Staub, immer von jenem zirpenden Sang umtönt, nichts Deutliches in der Seele, nur ein entsetztes Zucken, das vorhin erst in ihr aufgewühlt worden war.

Hier waren sie wohl damals gefahren? Das war doch der Hellergraben. Es kam ihr vor, als ob sie dieses Kreuzbild am Wege kenne, ja, es war wohl der Weg in die Stadt. Es zeigten sich nun auch in ferner, schräger Reihe jene Pappeln, die auf die Stadt zuführten und aus dem Busch heraus. Da drüben standen sie, umflimmert von ihren hellgrünen jungen Blättchen, umwirbelt in ewigem Tanz von ihnen, und heraus tönte das Abendgeschwätz der Elstern.

Digitized by Google

Der Staub stob von unten auf gegen sie empor, es mußte soeben ein Wagen jene Strecke passiert haben oder —

Wendela erschrak.

Da kam ein Reiter daher. Aus dem Schattendunkel der Pappeln. Von der Stadt.

Er ritt langsam und schien nicht die Absicht zu haben, viel weiter zu kommen. Er wollte sein Pferd eben wenden.

Wendela stand regungslos, von dem grellen Gezirp der Grillen umlärmt, vom Staub, den die Pferdehufe aufgewühlt hatten, eben erreicht. Sie stand regungslos, wie gebannt.

Und der Reiter kam auf sie zu.

Sie sah es. Sie rührte sich nicht. Ohnmacht war in ihr. Sie sah Krayn entgegen wie eine Wehrlose, von etwas Ungeheurem durchrüttelt. Es richtete sich plötzlich in ihr auf. Etwas Riesengroßes, Erschütterndes, Gewaltiges, eine unerhörte Macht, die mit diesem allen ringsum zusammenklang oder von ihm kam, etwas wahnsinnig Betäubendes, eine Seligkeit, die ihr die Besinnung raubte.

Und in der Sekunde entfiel ihr alles. Daß sie die Enkelin der Vassan und des Salscha Braut war und daß der Herr von Krayn drüben in der Stadt wohnte und eine Frau und Kinder hatte. Das alles vergaß sie in einem fast besinnungslosen Glück. Sie fühlte sich von irgend etwas getrieben, eine halbe Sekunde lang irgendwohin getrieben, einerlei, ob dort Tod und Vernichtung war. Sie war unter dieser Gewalt, hemmungslos. Und starrte nach den schwarzen weiten Augen des Reiters …

Bis die Stimme der Pate sie erweckte.

„Mein Gott, Wendela —“

Sie war, da ihr Wendelas Wesen schon längst sonderbar geworden war, hinter ihr hergegangen und legte ihr eben die Hand auf die Schulter.

„Wendela!“ stieß sie noch einmal voller Entsetzen hervor.

Und Wendela sah, wie in dem gleichen Augenblick der Reiter drüben langsam sein Pferd wandte, wieder nach den Pappeln hinbog und unter ihnen im Staub verschwand.

Sie stand mit zitternden Gliedern — — erwachend — fassungslos —

Was war das?

„Du warst von Sinnen, wie mir scheint,“ sagte die Pate. „Mein gottliebstes Kind — — was — — was — —? Ich verstehe nicht — — —“

„Ich wußte — nicht —“ sagte Wendela abgebrochen, sich mit der Hand über die Stirn streichend.

Das Sonnenrot da drüben war ein wenig erloschen. Wind kam daher. Einige Grillen zirpten noch, andere verstummten für den Augenblick. Drüben lag der Busch.

Von dort kam es.

Was kam? Was war das?

Was hatte sich ihrer bemächtigt? Wendela von Auschwitz erschauerte in Grauen.

Etwas war in ihr für eine Sekunde aufgestiegen: das Empfinden, sich verlieren zu können. Das, was sie nie hatte begreifen mögen, war ihr in dieser halben Sekunde klar geworden, da sie den Reiter drüben aus den Pappeln herausbiegen sah; diesem da, den sie doch kaum kannte, trieb es sie zu —

Jetzt begriff Wendela: sie hatte dieses erleben sollen. Sie hatte in einem Moment erkennen müssen, was die Mutter zu jenem getrieben hatte, was sie bewegt hatte, alles hinzuwerfen: Ehre, Stolz und Namen, was sie dazu gebracht hatte, alles zu verlassen, Haus, Gemahl und Kind — — dieses war es, was Wendela in dem kurzen Augenblick erlebt hatte, um dann davon frei zu werden und sich auf sich zu besinnen — — das hatte sein müssen.

Das war die Antwort auf jene bösen Fragen in ihr von Jugend auf. Auf das, was sie ihrer Mutter Jahr um Jahr ins Grab nachgesandt hatte. Das hatte sie berührt, ohne sie zu verletzen, es war aus ihr herausgestiegen wie eine Erinnerung oder hatte sich ihrer bemächtigt wie ein Gespenst. Ja, so konnte es gewesen sein. Wendela erzitterte, sie gedachte von neuem an jene Worte, die auf dem letzten Blatte der Aufzeichnungen standen: ‚Ich komme wieder. Zu Dir.‘

Sie war wiedergekommen. Zu — ihm — Gott gnade — — —

⌘ ⌘ ⌘

Wendela von Auschwitz begehrte jetzt selbst fort, kaum, daß sie ihren Nervenchok überwunden hatte. Die Laschinska und Lodoiska beschleunigten um ihretwillen die Reise. Jetzt ging sie vonstatten.

In erster grauer Morgenfrühe. Aber sie bannte nicht. Wendela fühlte sich nicht mehr von diesem Dickicht angezogen. Ja, es trieb sie fort, Erdmann von Salscha und allem anderen entgegen, der alten Heimat, dem alten Glück zu, dem sie nur auf einige rätselhafte Tage entglitten war, um etwas Sonderbares zu erfahren und — Verzeihung, Verständnis und Erlösung für eine verzweifelnd Gestorbene zu finden.

So hatte es sein müssen, und so würde Erdmann Salscha dereinst von allem vernehmen. Aber zugleich wußte Wendela: nie würde sie hierher wiederkehren.

Digitized by Google

Tierfreundschaften
Von Prof. Dr. Bastian Schmid

Die seelische Wesenheit des Tieres liegt außerhalb des Geistigen: sie wurzelt im Instinktiven, Triebhaften und Willensleben. Bilden doch diese Eigenschaften die letzten Beweggründe selbst zu den spärlichen Verstandeshandlungen, denen sie den Antrieb geben. Auch machen sie in ihrer Gesamtheit den tierischen Charakter aus, dessen Abhängigkeit von der seelischen Organisation und Lebensweise mit seltener Klarheit sich offenbart, ja man kann den Satz aufstellen, daß Organisation, Lebensweise und seelische Veranlagung eine geschlossene Einheit bilden und daß ohne diese Bindung von Körperlichem mit Seelischem die Selbsterhaltung wenigstens höher stehender Tiere nicht möglich wäre.

Diese Bindung ist so stark und ausgeprägt, daß sie systematische Schranken durchbricht. Gleichgültig beispielsweise, ob ein tierischer Räuber zur Ordnung der Raubtiere gehört, oder ob es sich um einen räuberischen Vertreter der Ordnung der merkwürdigen Beuteltiere, um einen vom Raub lebenden Vogel oder Fisch handelt: unter allen Umständen drückt sich das Handwerk durch entsprechende Körperkraft, Gewandtheit, hervorragend ausgebildete Sinnesorgane und durch ein günstiges Zusammenwirken all dieser Wesenheiten nicht weniger aus als durch geistige Eigenschaften wie Mut, List, das Vermögen, bei hochgespannter Aufmerksamkeit sich auf jede Bewegung des belauerten Tieres einzustellen, zu überlegen, wie es zu fassen ist, wie der körperlich stärkere Gegner unschädlich gemacht werden kann, wie Fluchtversuche verhindert oder auch vermittelt werden können und dergleichen mehr. Im Verein mit diesen Eigenschaften treten andere seelische Kräfte auf; in erster Linie brechen im Augenblick des Angriffes stark gesteigerte Erregungen aus. Es gebärdet sich eine ungewöhnliche Wildheit, die, ohne es vielleicht zu sein, den Eindruck von großer Grausamkeit hervorruft. Wie insbesondere Lebensweise und seelische Eigenschaften Hand in Hand gehen, zeigt sich innerhalb der vom Raube lebenden Tiergruppen wiederum deutlich hinsichtlich der Zeit, in der sie ihrem Handwerke nachgehen. Das nächtliche Raubtier ist nicht nur vorsichtiger, schleichender, in allen seinen Bewegungen feinfühliger, sondern es ist auch scheuer, ungeselliger (Dachs, Eule), mißtrauischer und unsteter als die Tagraubtiere.

Die gegenseitige Abhängigkeit der genannten Wesenheiten springt in die Augen: Ein Räuber ohne Mut und List, ohne Tücke und Schläue, ohne Wut und Gier ist undenkbar. Ebenso würden es die Waffen allein nicht machen, auch nicht die scharfen Sinneswerkzeuge und sonstigen körperlichen Begünstigungen, wenn die Instinkte fehlten. Dieselbe Geschlossenheit treffen wir bei den auf Flucht eingestellten Pflanzenfressern mit ihrem zweifellos friedfertigeren Charakter.

Somit begegnen wir im tierischen Sein aufeinander abgestimmten Wesenheiten von ursächlicher Bedingtheit. Veränderte Lebensbedingungen jedoch vermögen die gebundenen Reihen zu durchbrechen. Ich erinnere an die von ihren ursprünglichen Lebensgewohnheiten abgekommenen, sowie an die seelischen Wandlungen der seit Tausenden von Jahren mit dem Menschen verbundenen Haustiere wie Hund und Katze, aber auch daran, wie durch herausgehobene Einzelwesen die Artmerkmale nach jeder Richtung unterstrichen werden. Anderseits sind seelische Eigentümlichkeiten und geistiges Verhalten, wie sie sich in Liebe, Ehe und Spiel und Freundschaft äußern, für eine große Zahl von Tierarten bei verschiedenster psycho-physischer Verfassung, Organisation und Lebensweise verbindlich.

Indes Liebe, Ehe und das Spiel vornehmlich der jungen Tiere sind verbreiteter als Freundschaft, die unbedingt einen friedfertigen Charakter voraussetzt. Daher treffen wir die Freundschaft so selten unter den wildlebenden Raubtieren, vielleicht ist sie dort überhaupt fraglicher Natur. Denn der Räuber neigt im allgemeinen zur Einsamkeit, und wenn er sich, wie das bei den Wölfen der Fall ist, zu Rudeln zusammenbegibt, um durch gemeinsames Jagen die Aussicht auf Beute zu erhöhen, so haftet solchen Vereinigungen von Gleichen kaum ein freundschaftlicher Zug an. Wird doch der im Kampf verwundete Genosse ohne weiteres zerrissen und aufgefressen, wie viele Beispiele bezeugen. Der Beweggrund der Vereinigung ist im Nahrungserwerb zu suchen, und dieser bedeutet Zerstörung von Leben. Der räuberische Artgenosse wird zugleich zum lästigen Mitbewerber, sein eigenes Fleisch dient den andern zum Fraße.

Anders bei den in sozialen Gemeinschaften, in Herden, Rudeln oder noch kleineren Gesellschaften lebenden Pflanzenfressern, wo weite Weideplätze und anderer Überfluß den Wettbewerb ausschalten, wo nicht der Gegenstand der Beute die Tiere auf engem Raum zusammendrängt, wo Nahrung für jeden vorhanden ist und der Futterneid nicht aufkommen kann. Gerade dieser ist es, welcher durch seine selbstsüchtige Einstellung freund-

Digitized by Google

schaftlichen Neigungen im Wege steht und solche, wenn sie schon bestehen, mitunter zu zerstören droht. Kommt es doch häufig vor, daß selbst friedliche Tiere, wenn sie auf engem Futterplatz zusammengedrängt sich befinden, tätlich gegeneinander vorgehen.

An sich liegt die Freundschaft im Wesen vieler Tiere. Sie kann aber auch da, wo sie von Haus aus nicht vorhanden ist, ja selbst wo unerbittliche Abneigung besteht, angebahnt werden.

Einige Beispiele mögen uns die Art tierischer Freundschaft erörtern und vielleicht Licht in ihr Wesen bringen.

Ich werfe einen Blick auf einen mir wohl bekannten Geflügelhof, auf ein Beobachtungsfeld, das nicht vereinzelt dasteht und somit leicht zugänglich ist. Auf diesem Hofe bewegen sich Hühner, Enten, Gänse, Truthühner, Hasen, da und dort auch Ziegen, zuweilen einmal ein Schwein, demnach Tiere von verschiedenster systematischer Stellung, wenn man von der Verwandtschaft der Enten und Gänse und der Hühner mit den Puten absieht. Unter dem Geflügel befindet sich eine Henne, die Enten und Puten zusammen ausbrütete; sie kamen am gleichen Tag zur Welt, wurden jedoch, ihren verschiedenen Nahrungsbedürfnissen entsprechend, nicht mit dem gleichen Futter bedacht. Ihr Verhalten war von Anfang an durchweg geschwisterlich. Bemerkenswert war übrigens, daß die Puten die Gewohnheiten der Enten nachzuahmen versuchten. Als nach einiger Zeit die Glucke ihrem Legegeschäft nachzugehen sich anschickte, verabschiedete sie sich von ihren Jungen mit den üblichen Püffen auf den Kopf, um sie ein für allemal loszuwerden. Zwischen Mutter und Kindern wurde somit ein Strich gemacht. Jene mischte sich unter das übrige Hühnervolk, diese jedoch hielten in Treue zusammen. Trennte man die einen von den anderen, dann gab es Unruhe und Geschrei, bis sie wieder zusammenkamen, und wenn sie auf die Wiese gingen, dann geschah dieses im Gänsemarsch unter Vorantritt des Truthahnes, obgleich auch die Enten über männliche Tiere verfügten. Man lagerte sich gemeinsam, und wenn nur ein Tier aufstand, so erhoben sich alle übrigen. Futterneid entstand nicht einmal, wenn das Fressen auf engstem Raume gereicht wurde. Die Enten verhalten sich zu anderen Tieren ohne Ausnahme geselliger als die Gänse, die zwar, soweit sie nicht von verschiedener Herkunft sind, unter sich ein starkes Zusammenhalten kennen. Durch Wochen hindurch wird der artgleiche Fremdling ausgebissen und erst so ganz allmählich in die Gemeinschaft aufgenommen. Enten hingegen schließen verhältnismäßig rasch Freundschaften und die von mir beobachteten, in ihrem Verhalten zu Truthühnern eben angeführten Tiere schlossen sich einigen frisch auf den Geflügelhof verpflanzten, fast ausgewachsenen Truthühnern ohne weiteres an. Auch die einzige noch zurückgebliebene Gans ging nach einer Woche aus ihrer Zurückhaltung heraus und suchte bei den Enten und den übrigen Tieren Anschluß. Hasen und Ziegen wurden zunächst etwas scheu betrachtet, von den Gänsen ursprünglich verfolgt, dann tat man sich gegenseitig nichts und mitunter waren alle Tiere um den großen Trog vereinigt.

Schweine können dem Geflügel zu gefährlichen Allesfressern (Omnivoren) werden, und es ist die Flucht vor ihnen wohl verständlich. Sie selbst suchen mit Vorliebe Anschluß an die Ziegen. Ich sah in einem Falle, wo der Ziegen- und Schweinestall dicht nebeneinander standen und die trennende Holzwand etwa einen Meter hoch war, das Schwein das Hindernis nehmen und zu den Ziegen wandern. Wiederholte Trennung der Tiere war zwecklos. Das Schwein suchte immer wieder die Gesellschaft der Ziegen, bis man es gewähren ließ. Es nahm das Futter mit ihnen, schlief im gleichen etwas engen Raum und übte auf seine Art die Gewohnheiten der Ziegen wie die absonderlichen sogenannten Bocksprünge.

In einem anderen Hause war eine innige Freundschaft zwischen einem Pudel und zwei Katzen entstanden. Nicht nur, daß diese Tiere gemeinsam Mahlzeit hielten; sie bezogen auch ein gemeinsames Lager in einem geräumigen Korb, der Pudel in der Mitte, die Katzen links und rechts von ihm; zuweilen war die Schlafstellung auch so, daß der Hund, auf dem Rücken liegend, links und rechts in den Vorderpfoten je eine Katze umklammert hielt.

Es fragt sich, worin besteht das Wesen solcher Freundschaften? Zweifellos liegen im Falle Hund und Katze von Natur aus fast unüberwindliche Abneigungen vor. Haben doch Versuche mit noch blinden Jagdhunden, denen man die Hand, die vorher über das Fell einer lebenden Katze streichelte, vor die Nase hielt, dazu geführt, daß sie in größte Unruhe und Aufregung versetzt wurden. Außerdem ist der instinktive Haß zwischen beiden Tieren ebenso verbreitet wie zwischen Hund und Leopard und verschiedenen Raubtieren. Es mußte also im obigen Falle die Abneigung durch Gewöhnung oder — wie man will — durch Dressur überwunden werden. Immerhin gibt es auch Beispiele von geringer instinktiver oder kaum wahrnehmbarer Abneigung, so daß dann die Zusammengewöhnung von Hund und Katze nicht schwer fällt.

Das Entenbeispiel weist zu einem Teil auf gemeinsame Erziehung hin, und wieviel dabei auf Gewöhnung ankommt, das bezeugen Dutzende von Fällen. So hat man Hunde und Affen, Löwen und Hunde oder Katzen und verschiedene andere Tiere gemeinsam erzogen und Freundschaften erzielt. Man darf nicht außer acht lassen, daß fast allen jungen Tieren, selbst die großen Raub-

Digitized by Google

tiere nicht ausgenommen, eine große, kindlich zu nennende Gutmütigkeit anhaftet, die sich nicht selten in Verbindung mit dem Spieltrieb in der Anlehnung an andere Wesen äußert. Gesellschaftstiere wie Enten und junge Truthühner überbrücken durch gemeinsame Erziehung kleine Gegensätzlichkeiten, falls sich solche überhaupt zeigen.

Die Freundschaft selbst äußert sich in friedlichem Zusammenleben, in einem durch Futterneid ungetrübten Verhältnis, also mehr in den ruhigeren passiven Gefühlen; sie kann aber auch in aktive Gefühle und Affekte hinüberspielen, wie das beispielsweise in der erwähnten Hund- und Katzengruppe sowie auch in der Verteidigung des angegriffenen Freundes der Fall ist. Wenn irgendwie ein fremder Hund oder ein fremder Mensch sich den Katzen nähert, wird der Eindringling ohne weiteres vom Hunde angefallen und dieser verteidigt seine Freundinnen wie sich selbst.

Die Zahl solcher Beispiele ließe sich entsprechend vermehren. In Haus und Hof, in Stall und Scheune, auf Straßen und Plätzen und vor allem in Wald und Flur lassen sich die verschiedensten Beobachtungen über freundschaftliche Beziehungen von Tieren zueinander machen, bekannte Beispiele — ich erinnere an Pferd und Spitz — feststellen und neue, für die Tierpsychologie wichtige Aufzeichnungen erbringen. Sicher haften der Geselligkeit von Herden- und anderen Tieren, sei es, daß solche sich zu Verbänden und zu irgendwelchen auf Gegenseitigkeit gegründete Vereinigungen zusammengetan haben, freundschaftliche Züge an, insofern auch solche seelische Voraussetzungen mit zu den bindenden Kräften gehören.

Ich erinnere nur etwa an jene Vogelgesellschaften, wie sie sich um unseren Kleiber (Spechtmeise, Blauspecht, Baumpicker, Maispecht usw. genannt) herumbilden. Gar häufig kann man eine bunte Genossenschaft von allerlei Meisenarten, Baumläufern, Goldhähnchen, zuweilen auch einen Buntspecht darunter, unter der munteren und zielbewußten Führung des Kleibers durch unsere Gärten und Wälder streifen sehen. Wo er irgend nur auf rissiger Borke oder bemoostem Äste Insekten erspäht, schallen auch schon seine hellflötenden Töne, das untrügliche Zeichen für die anderen, und die ganze Gesellschaft begibt sich zu der vielversprechenden Stätte. Die Tatsache, daß der Kleiber die Leckerbissen nicht allein verzehrt, sondern auch seine Genossen von den gemachten Entdeckungen benachrichtigt, spricht zweifellos für ein freundschaftliches Verhalten. Und wenn dasselbe Tier Eicheln, Nüsse und Beeren in Baumspalten und Rissen versteckt, um in Zeiten der Not Vorräte zu haben, Vorräte, die im übrigen wieder von anderen seinesgleichen oder aus seinem Freundeskreise hervorgeholt werden, so hat diese Tätigkeit sicher auf den Namen eines sozialen Sammelns Anspruch, wenn auch der einzelne häufig dort seine Ernte findet, wo er nicht gesät hat.

Noch enger scheinen sich die Bande bei den mexikanischen Sammelspechten zu knüpfen, die sich in Bäumen Verstecke anlegen, um in mageren Zeiten gemeinsan davon zu zehren. Mag auch die Freundschaft in allen diesen Fällen nicht der einzige verbindende Zug sein, so gehört sie doch mit zu den Grundvoraussetzungen der ganzen Handlungsweise.

Auch ein gemeinsamer Feind oder ein solcher der Schwachen kann ein Zusammenstehen vieler Bedrängter und Hilfsbereiter hervorrufen. Wenn es gegen den unbeliebten Uhu geht, dann findet sich ein ganzer Chor von Vögeln zusammen, Meisen wie Rotkehlchen, Häher wie Krähen verfolgen den Geschmähten, bis es ihm gelingt, in ein sicheres Versteck zu entwischen. Wird eine Schwalbe von einem Sperber oder Falken bedroht oder gar erbeutet, dann ziehen nicht nur alle Schwalben der Umgebung hinter dem Räuber her, auch die Krähen kommen, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, herbei und nehmen die Verfolgung mit großem Eifer auf, ja es gelingt ihnen nicht selten, den Räuber durch wiederholte Schnabelhiebe von seinem Opfer abzubringen und es fallen zu lassen. Einen Hahn sah ich den Kampf mit einem Sperber, der ein kleines Entchen zu erhaschen suchte, mit Erfolg aufnehmen. Auch hier scheinen neben anderen Gefühlen freundschaftliche nicht fern zu liegen wenn sie auch nicht vorherrschen werden. Zweifellos verstehen die Tiere die Sprache ihrer tierischen Umgebung, sie wissen die Warnrufe und die Laute für plötzlich eingetretene Gefahr wohl zu unterscheiden, wie sie auch freundschaftliche Gefühle lautlich zum Ausdruck zu bringen vermögen. Beispiele hierfür liefern uns unsere Haustiere, vor allem die Gänse und verschiedene Vögel in Flur und Wald.

Vom Madenhacker, einem afrikanischen Star, wissen wir, daß er sich ähnlich unserem einheimischen in der Nähe der Rinder, im übrigen auch der Elefanten-, Nashorn-, Büffel- und Antilopenherden aufhält und diese Tiere namentlich von den Larven der verschiedenen Biesfliegen befreit. Die Vögel gehen ähnlich auf dem Rücken der Tiere spazieren wie unser Star auf dem Rücken von Schafen. Ein Afrikareisender meinte einmal, die Madenhacker seien der Fluch des Jägers, weil sie Nashörner und Büffel bei seinem Nahen durch lautes Schreien und Auffliegen warnen, was von den großen Freunden sofort verstanden und beachtet werde. Und Schillings sagt in seinem bekannten Buche ‚Mit Blitzlicht und Büchse‘: „Es war nicht leicht, den Apparat ruhig zu halten, da der Nashornbulle in der offenen, sonnendurchglühten, deckungslosen Grassteppe angepirscht werden mußte. Auf seinem Rücken saßen Madenhacker (Buphagus erythrorhynchus Stanl.), so daß nur ein vor-

Digitized by Google

sichtiges Kriechen durch das fußhohe Gras mich zum Ziele führte."

Wenn auch heute die Verhältnisse durch das Auftreten der Rinderpest andere geworden sein mögen und die Gewohnheiten des Madenhackers nach neuesten Berichten von Reisenden eine Änderung erfuhren, so darf doch gesagt werden, daß es sich früher um eine ‚Symbiose' zwischen den Herdentieren und diesem Vogel handelte. Etwas Ähnliches scheint auch bei den befreundeten Giraffen und Elefanten, wie sie sich in kleinen Trupps in Akazienwäldern finden, wo der Gesichtssinn der Giraffen und das ausgezeichnete Gehör der Elefanten einander ergänzen, der Fall zu sein. Das hindert nicht, den gemeinsamen freundschaftlichen Zug zu unterstreichen, wie er auch zweifellos bei den in Herden lebenden Zebras, Gnus, Gazellen und Strauße sich zeigt und wie er beispielsweise auf der großen Wiese des Münchener Tiergartens zum Ausdruck kommt. Dort weiden in friedlichster Eintracht Kamele, Zebras, verschiedene Pferde-, Esel- und Schafrassen.

Eigenartig ist, daß manche Tiere sich feindlich gegen solche derselben Art verhalten und artfremde bevorzugen. An einem Amselpaar wurde beobachtet, wie es jede fremde Amsel vom Futterplatz verscheuchte, hingegen Finken, Sperlinge und andere kleine Vögel ruhig gewähren ließ.

Doch soll dieses Beispiel nicht verallgemeinern. Hören wir doch von gesellig lebenden Affenarten, wie sie sich nach eiliger Flucht durch des Urwaldes Dickicht gegenseitig von Dornen, Kletten und Mimosenstacheln reinigen, wie denn auch das Flöhen auf recht freundschaftliche Verhältnisse hindeutet.

Mit am reinsten kommt die Freundschaft zwischen verschiedenartigen Tieren zustande. Wundt erzählt von der innigen Freundschaft zwischen einer Gans und einem Pudel, v. Seyfferitz erwähnt ein ähnliches Verhältnis zwischen einem männlichen Kranich, der sein Weibchen verloren hatte, und einem Bullen. Während der Vogel diesem die Fliegen abwehrte, vor ihm tanzte und ihm auf Schritt und Tritt folgte, ging er gegen Ochsen, Kühe und Pferde mit Schnabelhieben vor.

Von Schäferhunden ist bekannt, daß sie mitunter Lieblingsschafe in der ihnen unterstellten Herde haben, die sie in jeder Weise schonend behandeln. Eine Ohreule, die ich jahrelang in einem sehr geräumigen Hühnerstall hatte, freundete sich nicht nur mit den Hühnern an, sondern sie flog auch an den Futternapf der Küken, nur um in deren Nähe zu sein. Anfänglich tat zwar die Glucke sehr gereizt, doch gewöhnte sie sich allmählich an solche Besuche.

Genug der Beispiele. Werfen wir nur noch einen Blick auf die Freundschaften zwischen Tier und Mensch. Abgesehen von den alltäglichen Erscheinungen, wie solche Beziehungen zwischen Hund, Pferd, Katze, unseren Hühnern, Gänsen usw. zum Menschen sich mühelos ergeben, wissen wir, daß es bei einiger Liebe zu den Tieren nicht schwer ist, Jagdtiere wie Hirsche und Rehe, ja sogar Wiesel, Marder, junge Löwen, allerlei Affen an den Menschen zu fesseln und deren Anhänglichkeit und Freundschaft zu gewinnen. Ich besaß einmal einen Mungo (Herpestes), mit dem ich in seinen aufgewecktesten Stunden, in der Dämmerung, häufig spielte. Wenn ich jedoch aus irgendeinem Grunde nicht dazu kommen konnte oder wollte, so umschmeichelte er mich so lange, bis ich mich auf ein Spiel einließ. Besonders liebte er es, Verstecken zu spielen sowie einen Hausschuh zum Spiel zu benutzen, und so erlebte ich häufig, wie er diesen an mich heranschleppte, in die Höhe warf, wieder auffing und schließlich mich immer mehr und mehr zum Mitspiel aufforderte. Wenn ich dann einwilligte, erging er sich in den tollsten Sprüngen. Ich bemerke, daß das Tier sonst sehr scheu und zurückhaltend, jedoch auch gegen meine Angehörigen von größter Zutraulichkeit war.

Vielfach kann man bei Freundschaften zwischen Tier und Mensch zwei in weitgehendem Maße übereinstimmende Wahrnehmungen machen. Einmal pflegen sich junge Tiere nicht nur leichter an uns anzuschließen wie ältere, sondern auch, es halten sich solche viel mehr zu Kindern als an Erwachsene. Aber auch erwachsene Tiere haben mit Kindern eine natürliche Nachsicht, selbst bissige Hunde pflegen im allgemeinen Kinder zu schonen, und viele Tiere, die sich von Erwachsenen wenig bieten lassen, haben gegen Kinder große Nachsicht. Des weiteren fällt auf, daß männliche Tiere wie beispielsweise Bullen gegen Frauen im allgemeinen selten bösartig werden und sich von ihnen leichter lenken lassen als von Männern. Anderseits wurde Zuneigung weiblicher Tiere zu männlichen Personen namentlich bei Affen und Papageien beobachtet.

Weitere Züge aus diesem Kapitel tierischen Lebens auszuführen, verbietet der Rahmen. Die Freundschaft der Tiere gehört zu den Tatsachen des unendlich veränderlichen Lebens; sie ist in ursächliche Zusammenhänge eingefügt, im Wesen der betreffenden Tiergattungen und einzelnen Geschöpfe bedingt, aber nicht ergründet und wird wohl auch für immer zu den Rätseln der Tierseele zu rechnen sein.

Digitized by Google

Der Verlust des Genter Altars

Von Prof. Dr. Oscar Fischel

„Des Johannes Tafel das ist ein überköstlich hochverständig Gemäl."
Albrecht Dürer

Der deutschen Kunstwelt steht als schmerzliche Erfüllung des Versailler Vertrages die Auslieferung der Flügel vom Genter Altar bevor. Würdiger können wir uns nicht bei diesem Verluste fassen, als wenn wir noch einmal die ganze Bedeutung dessen, was man aufzugeben hat, uns ins Gedächtnis prägen, „wie wir in einen engen Krug die Asche des Geliebten sammeln".

Diese Flügel vom Genter Altar waren in die Berliner Museen gekommen, als Friedrich Wilhelm III. mit dem Ankauf der kostbaren Sammlung Solly auch auf dem Gebiete der Kunst „dem Staat durch geistige Kräfte zu ersetzen versuchte, was er an physischen verloren". Sie bedeuten ein Siegesmal in der Kunstpolitik Preußens. Auch damals hatte sie nur durch überlegene Klugheit, der sich das Glück gesellt, ihre Erfolge errungen, und niemals wurden durch Raub und Gewalt Erwerbungen gemacht. Wir dürfen uns das in gerechtem Stolz vor aller Welt klar machen, weil mit jenem Friedensparagraphen womöglich der Schein erweckt werden soll, als hätten wir unrechtes Gut zurückzugeben.

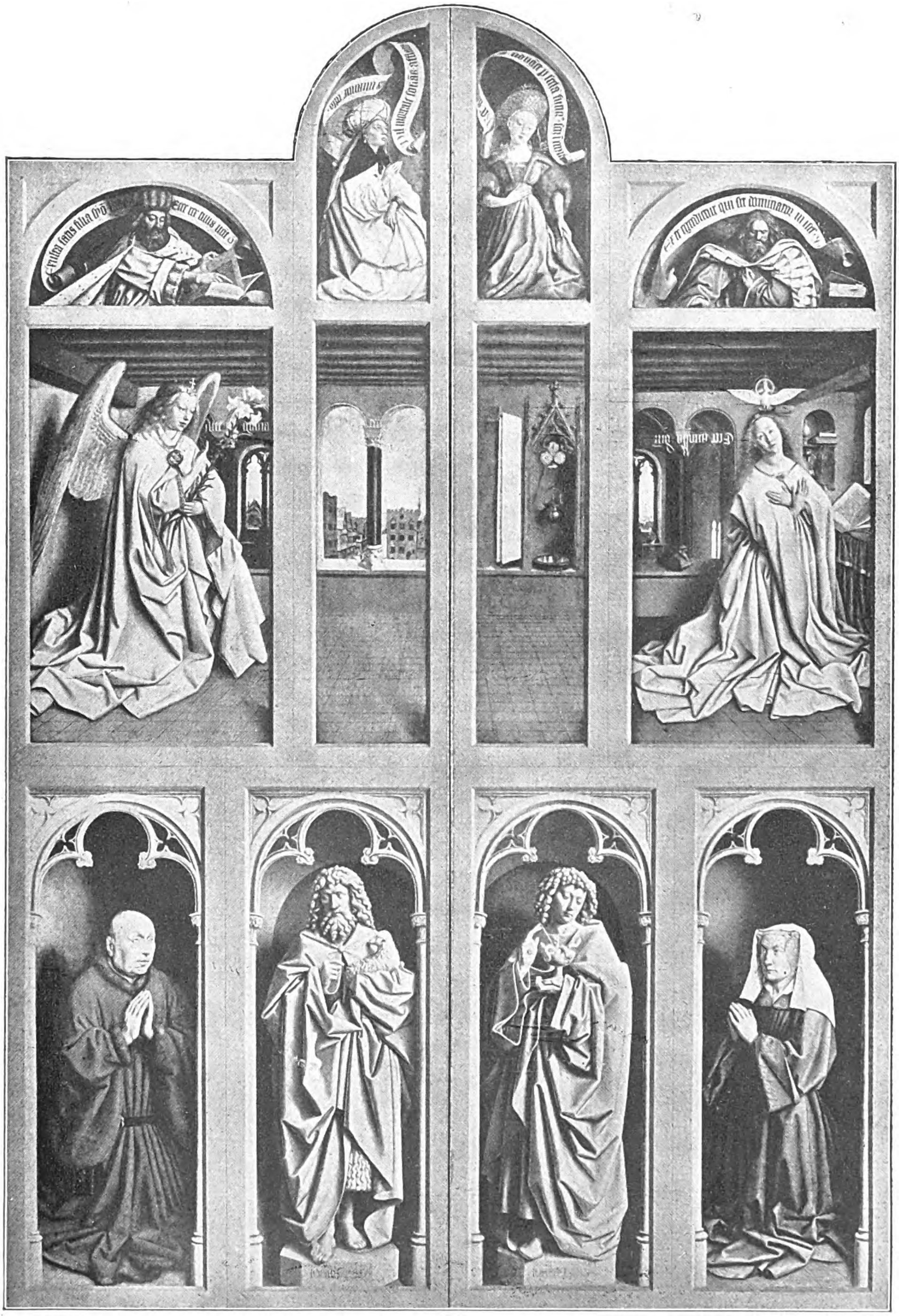
Unsere alten Museen haben von ihrem Vorrecht, Bilder zu kaufen, die später modern wurden, hier den glücklichsten Gebrauch gemacht. Mehr und mehr mußte sich die Verehrung für diese Werke einer werdenden Kunst steigern, und um sie herum hat sich eine einzige Sammlung von Kostbarkeiten altniederländischer Malerei gruppiert.

Auch wer mit unbefangenem Auge diesen Raum durchfliegt, muß gebannt bleiben vor dem Zauber und Jubel von Rot und Gold und Grün und der Zartheit der Nuancen von Weiß und Grau; und wer seine Phantasie in Dichters Lande schweifen läßt und ermißt, was sie für ihre Zeit bedeuteten und was sie den Menschen des 15. Jahrhunderts Neues brachten, wird mit um so größerer Ehrfurcht den Nimbus solcher Werke empfinden. Es spricht aus ihnen die Frömmigkeit der gotischen Zeit zusammen mit der Freude an der Welt, die der zum Diesseits wieder

Bildnis Huberts van Eyck — Bildnis Jans van Eyck

Ausschnitte aus dem Flügelbild der gerechten Richter des Genter Altars

Digitized by Google



Der geschlossene Schrein

Obere Reihe: Der Engel der Verkündigung, darüber der Prophet Zacharias. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. — Das Gemach der Maria (zweiteilig), darüber links die Erythräische Sibylle, rechts die Cumäische Sibylle. Im Museum zu Brüssel. — Die Jungfrau Maria, darüber der Prophet Micha. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.

Untere Reihe: Der Stifter des Altars Jodocus Vydt, Johannes der Täufer, Johannes der Evangelist und Isabella Vydt. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

(Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg)

Digitized by Google

erwachende Mensch überall betätigen und sehen wollte, der Reichtum der überseeischen Handelsstädte von Brabant und Flandern unter den in Prunk und Lebensart für die Welt tonangebenden burgundischen Fürsten und die tiefe innerliche Liebe zum Handwerk, verbunden mit der Weite des Horizontes einer großen schöpferischen Persönlichkeit.

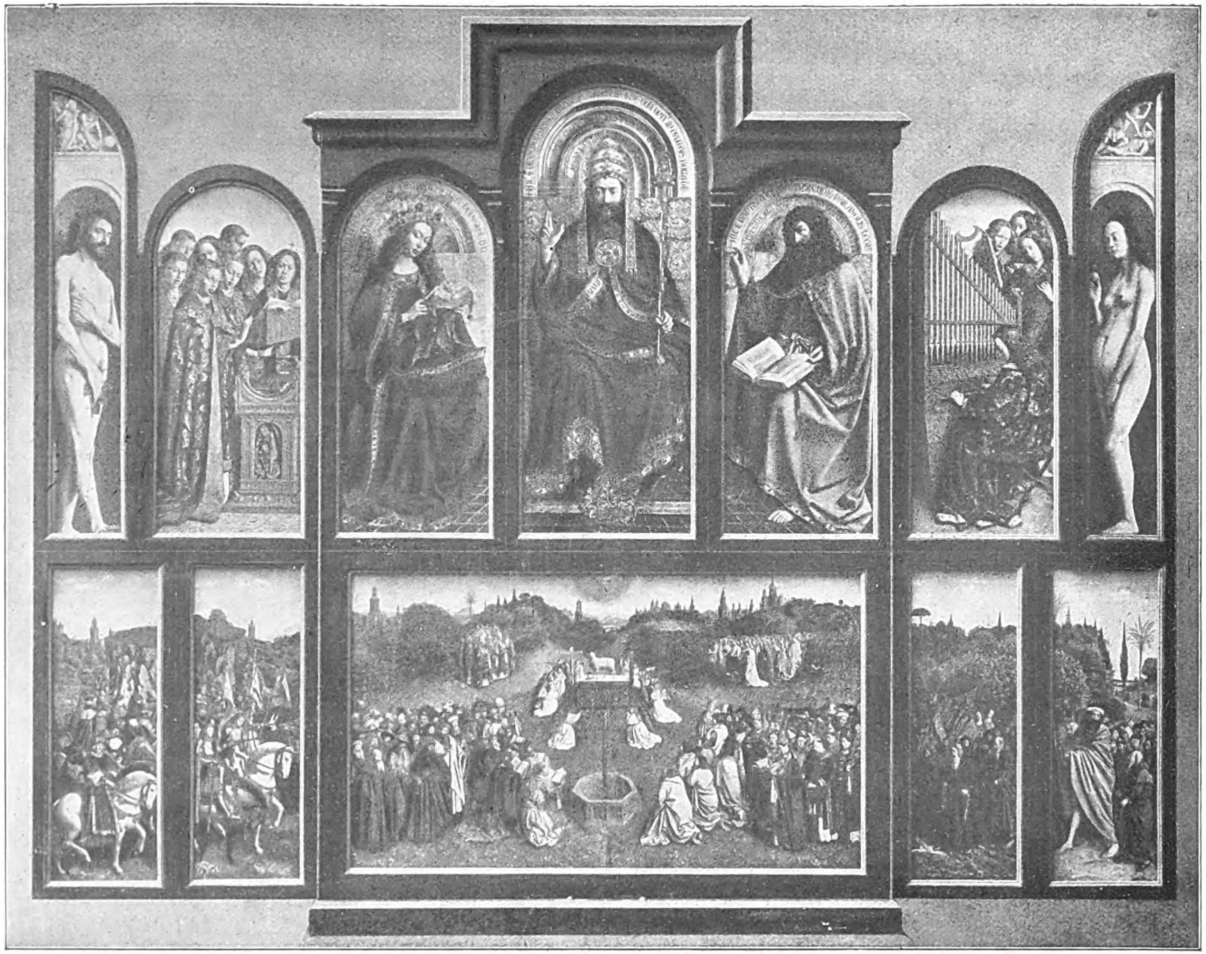
Die alte Johanniskirche von Gent, heut St. Bavon, in der Kapelle des Täufers, bewahrte seit den 1430er Jahren einen Altarschrein, dessen Kostbarkeit im Innern für den Alltag durch Türen dem Blick entzogen war. Es verrät das Gefühl für die ganze Größe und Würde der neuen Malerei, daß hier das feiertägliche Mittelstück kein reichvergoldetes Holzschnitzbild mehr war, sondern das Köstlichste an Farbenglanz und das lieblichste Spiegelbild der Schöpfung.

Alltags stand der Schrein geschlossen. Da hub die gemalte Predigt an. Verkündigung und Versprechen ist ihr Thema. Sibyllen, die den Heiden, und Propheten, die den Juden das kommende Heil voraussagen, blicken aus den oberen Bögen hervor. Was sie verkündeten, tritt ein, wie der Engel des Herrn seinen Gruß, das ‚Ave Maria, gratia plena', über das Gemach hin der betenden Jungfrau zuruft, auf die der Heilige Geist sich herabsenkt. Dieses Verkündigungsthema klingt weiter und hinaus in den täuschend gemalten Nischenfiguren der Titelheiligen von Kirche und Kapelle, der beiden Johannes, des Vorverkünders des ‚Agnus dei' und des Jüngers und Apokalyptikers. In Erwartung ihres Heils knien unter steingrauer Nische zur Rechten und zur Linken der Stifter Jodocus Vydt und seine Gattin Isabella Burludt. Dies alles grau und doch von geheimnisvollen Farben und freundlichen Lichtern durchspielt wie ein Versprechen für die Zukunft. Wer aber, vom Alltag an dies stillerbauliche Farbenspiel gewöhnt, Festtags die Kapelle betrat, dem standen plötzlich die Türen des Paradieses offen, und wie ein vielstimmiger Jubelgesang ertönte und strahlte der Himmel mit Gottvater, der wahrhaft unentwegt, die päpstliche Krone auf dem Haupt, die irdische zu Füßen, segnend auf die Welt blickt; zu seiner Rechten die Jungfrau, zur Linken Johannes, umgeben von den singenden und musizierenden Engeln, denen sich die Voreltern von rechts und links anreihen dürfen. Und unten eine paradiesische Frühlingslandschaft, das Lamm der Apokalypse auf dem Altar, von zelebrierenden Engeln umgeben, das Blut in den Kelch vergießend, als Quell des Lebens, der gleichnisweise vorn in zierliche Brunnen für die Andächtigen sprudelt; aus allen vier Windrichtungen, Apostel und Heilige, Propheten und Philosophen, Märtyrer und Märtyrinnen, so bewegen sie sich über den festlichen Blumenteppich unter dem blauen Himmel, zu dem die Türme flandrischer Städte und die Zypressen ferner Länder ihre Spitzen aufrecken. Ihr Zug setzt sich fort auf den Flügeln, wo an die Gestalten des Neuen Testaments und der Heiligen Geschichte Eremiten und Pilger sich reihen. Drüben folgen den Propheten und Philosophen die Ritter Christi, die Kämpfer des Glaubens und die gerechten Richter, die durch ihr Walten den Glauben an höhere Macht auf Erden befestigt haben. Dies ist die große Feiertagspredigt des Innern.

So hat der Altar bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts an seinem Platz gestanden, bis der liberale Kaiser Joseph II. die Gestalten von Adam und Eva in der Kirche anstößig fand. Wir brauchen ihm darüber nicht gram zu sein, denn bald folgten diesen ersten auch die anderen Flügel, die der Kunsthändler Nieuwenhuys für 3000 Gulden erwarb, um sie für 100000 Frcs. an den Sammler Solly weiter zu verkaufen. So gelangten alle Seitenteile, mit Ausnahme von Adam und Eva, die in Brüssel blieben, in die Berliner Sammlung. Das Mittelstück steht noch am alten dunkeln Platz, zu dem nun auch aus der Helligkeit, in der sich Tausende daran erfreuten, unsere Flügel zurückkehren sollen.

Als gemeinsames Werk der beiden Brüder Hubert und Jan gilt der Altar; so sagt es die Inschrift auf dem steinfarbigen Rahmen unter dem Stifter, die der jüngere Bruder darauf setzte. „Der Maler Hubert van Eyck, der größte, der gefunden wird, begann dies Werk, und Johannes, in der Kunst der zweite, hat es vollendet im Vertrauen auf Gott und die Bitten des Jodocus Vydt 1432." Um die Rätselfrage, wer der Führende, Ideenreichere von beiden war, schlingt sich die bald auftauchende Legende, daß mit diesem Werk die Kunst der Ölmalerei begonnen habe. Hubert, der zuerst Verstorbene, war über dem Ruhm seines langlebigen Bruders Jan früh vergessen. Doch erzählt die Überlieferung, daß über dem Portal der Kirche der Knochen seines rechten Armes gleichsam als Reliquie gezeigt wurde, um so ein andachtsvolles Grauen vor der göttlichen Offenbarung durch die Hand eines Menschen wach zu halten. Eine tiefsinnige Inschrift auf seinem Grabe sprach vom irdischen Ruhm des Hubrecht van Eyck, „jetzt eine Speise den Würmern, einst gekannt und in der Malerei hochgeehrt". Hat Jan den Altar vollendet, so fand er etwas zu vollenden vor, und kein Zweifel: wer ihn begann, hat dabei der Kunst den neuen Weg gezeigt, den der Vollender weiterging. An den Flügeln mit Richtern und Pilgern muß Jan gearbeitet haben. Südliche Bäume hatte nur er in Portugal gesehen. Dort schaut er auch in schwarzer burgundischer Hoftracht heraus, wie er sich aus dem Spiegel konterfeit, in der Kunst der zweite; denn den vorderen Platz hat er dem großen Bruder gelassen, der sinnend und schauend mehr als blickend dahinreitet. So passen sie gut zu jener Inschrift. Die legendarische Erfindung der Ölmalerei, deren technisches Ent-

Digitized by Google



Der geöffnete Schrein

Obere Reihe: Adam, darüber das Opfer Kains und Abels. Im Museum zu Brüssel. — Die singenden Engel. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. — Maria, Gottvater und Johannes der Täufer. Gent, St. Bavon. — Die musizierenden Engel. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. — Eva, darüber Kains Brudermord. Im Museum zu Brüssel.

Untere Reihe: Die gerechten Richter, Die Streiter Christi. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. — Die Anbetung des Lammes. Gent, St. Bavon. — Die heiligen Einsiedler, die heiligen Pilger. Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

(Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zügen sie ganz an ihre Tätigkeit verloren zeigt. Wie die Tonbildung sich an Lippen und Zähnen bis in die vibrierenden Stirnen zeigt, hat man rühmend gemeint, einem jeden die Stimme vom Gesicht ablesen zu können. Doch das ist nur ein Glied dieser Erlebnisse, die bis in instinktive Bewegungen hinein still und fein das psychische im physischen Leben belauschen. Wo die Noten im Canzionale auf der Seite zu Ende gehen, hebt der vordere Engel die Finger, zum Umschlagen bereit, und wird mit der andern Hand das Knie des Drehpultes so zu sich ziehen, daß sein Blick dann unschwer auf die neue linke Seite fallen kann. Hell klingt das festliche Gold, Rot und Grün vor blauem Himmelsgrund mit den hellen hohen Stimmen zusammen. Drüben greift ein Engel, vielleicht die heilige Cäcilie, auf ihrer Orgel den C-dur-Dreiklang und lauscht den langverhallenden Tönen; dabei markieren die Spieler von Viola und Harfe mit den Fingern die Taktteile der Pause. Ob von der Hauptgestalt gefangen oder abirrend zu diesen Nebengestalten: wir werden durch das Auge auf das Orgelsolo geführt wie drüben zum Sopran.

Von der Aufgabe ganz erfüllt, gestalten die Künstler in jedem Teil Figuren und Umgebung, von der Kante des Bilderrahmens vorne bis zum fernsten

Maria am Betpult. Flügelbild des Genter Altars
Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER 4. JULI

NOVELLE VON HANS HÄRLIN

Ich hatte meinen ersten Hirsch geschossen, einen guten Zehner, und mitten aufs Blatt, und Jim hatte mich auf den Rücken geklopft. Jetzt lagen wir herrlich müde auf den langen Bastsesseln und rauchten. Jeder hatte den mächtigen Glasbecher mit kühlem Whiskysoda bequem auf halbe Armlänge. Der Hund atmete lang und ruhig zu unsern Füßen, den massigen Kopf mit dem prächtigen Behäng auf den Vorderpfoten; die Sterne schienen freundlich herein unter das Vordach von Jims Jagdhaus, dessen grob geschlichtete Tragbalken wuchtig auf ihren Eichenpfosten ruhten. Die flachen, kurzen Wellen des Oberen Sees plätscherten über die Kiesel, und der laue Nachtwind trug dann und wann ein paar besonders kräftige Takte der ‚Stars and Stripes‘ zu uns, die drüben über der Bucht in Beaver Bay dem Sternenbanner zu Ehren getutet wurden. Es war der letzte, feinste Spritzer, welchen die große Festwoge des Tages bis hier herauf an die kanadische Grenze warf. Jetzt zischte drüben eine Rakete auf und fuhr gerade auf uns zu bis zur Mitte der Bucht; sie platzte, und die langsam fallenden grünen und roten Kugeln erleuchteten unsern halbdunkeln Ruheplatz für einige Sekunden. Ich sah zu Jim hinüber, um ihm mit einem Blick für die Wonne des Sommerabends zu danken, und da bemerkte ich, wie eine richtige, große, dicke, runde Träne langsam über seine starkknochige Backe lief und hinter seinem hohen, schneeweißen Kragen verschwand. Es riß mich zusammen. Jim Hammersmith, der Erfinder der neuesten Patentcompoundkupplung, der allzeit todesmutige Kap'tän unserer Fabrikfeuerwehr, der dreimal destillierte Lebensweise, unser Klubvorstand — und eine Träne! Er lächelte schon wieder über meine Erschütterung und hob sein Glas. „Proscht, mein Lieber, trinken wir eins.“

Wir taten einen tiefen Zug, und ich legte mich wieder zurück. Ich hätte ihn gerne nach dem Grund der Träne gefragt und wußte doch, wie leicht er ‚gefror‘. Ein Taktfehler war das einzige, was er nicht verzieh. Wer ihn beging, glitt leise und für immer aus seinem Leben, und jedenfalls hätte er mich dann nicht mehr in seine herrlichen Jagdgründe eingeladen. Darum schwieg ich wie ein wohlerzogener junger Irokese und wartete, ob Jim, der große Häuptling, mich noch eines Wortes würdigen würde. Auch ihn drückte das Schweigen; er rutschte hin und her, warf seinen Stummel weit weg bis ins Wasser, brannte sich ein neues Kraut an, schlug mit der flachen Hand auf die Armlehne und sprach: „Wie lang sind Sie jetzt im Land, Meister Fritz?“

„Zwei Jahre sind's, seitdem ich in Hoboken zum zweitenmal das Licht der Welt erblickte,“ gab ich kampfgerüstet zur Antwort.

Aber er war ja weich und wollte mir nichts am Zeug flicken, sondern fuhr träumerisch fort: „Well, dann wissen Sie schon: wer küßt und davon spricht, ist ein Lump.“

„Das wissen wir drüben schon lange,“ mußte ich doch wenigstens sagen.

„So, und haltet ihr dann euern Goethe auch für einen Lumpen?“

Donnerwetter, das kam unvermutet wie ein Linkshänder in die Magengrube. Mir ging der Wind aus, und ich säuselte nur etwas von höherem Maßstab und den Pflichten des Genies, und was man da so sagt. Jim erwiderte erheitert: „Allright, Fritzchen, ich habe auch mal für Werther geschwärmt und für Seelenkupplung, ehe ich für die Compoundkupplung reif wurde. Sie sehen, daß auch die schönsten Grundsätze nicht überallhin passen, und darum werde ich Ihnen jetzt eine sentimentale Geschichte erzählen. Ihnen tut's ja nix. Sie sind ja aus dem Lande des Sauerkrauts und der Sentiments. Meine Mutter war auch Deutsche,“ fügte er leise bei.

„Gut, ich war also auch mal jung und studierte Maschinenbau im vierten Semester in Palo alto. Ja, und da besuchte ich einen Onkel in den westlichen Bergen, irgendwo zwischen den Missouriquellen und dem Panamakanal. Der hatte eine mächtige Farm und mehr Rindviecher auf der Weide laufen, als wir in St. Paul und Minneapolis in vierzehn Tagen zum Lunch und Dinner essen. Die Viecher liefen hoch oben auf den mächtigen Tafelbergen herum, seine und die von anderen Cattelmännern, fraßen Gras, soffen aus den Bergbächen und vermehrten sich wacker. Der Onkel baute auf der Farm im Tal nichts wie Alfalfa, damit sie im Winter nicht verhungerten, Berge von Alfalfa, und wurde ein reicher Mann dabei. Einfach — wenn's einer aushält. Well! Auf der Farm war's ja ganz nett, aber der Onkel hatte so eine enthusiastische Art, wenn er einen zum Heumachen ermuntern wollte, und wenn man ihm ausriß, fiel man sicher der Tante in die Hände und mußte helfen beim Unkrautausreißen im Küchengarten. Sowas freut einen noch mäßig im vierten Semester, und wie Old Hustler, sein Obercowboy, einmal herunterkam, weil ihnen der Kautabak ausgegangen war, da steckte ich mich hinter den und ließ mich mit hinaufnehmen auf die Berge zu den Viechern. Das war's. Den

Digitized by Google

ganzen Tag ritt man im Buschwald und über die Grashänge. Wenn ein Gaul müde war, fing man einen andern ein. Wo ein verd... Kalb noch nicht den Brand hatte, wie die Kuh ging's hinterdrein, heich, über Felsen und Baumstämme und durch klatschende Zweige, bis ihm Old Hustler oder ein anderer Künstler den Lasso übern Kopf warf. Dann wurde das arme Luder gebrannt und konnte wieder springen. Abends aß man dicke Bohnen und Speck, frischgebackenes, glühend heißes Brot und Ahornsirup. Herrgott, wenn man das jetzt äße, ginge man in die Luft wie 'ne Pulveraktie! Aber damals war's herrlich, und man schlief dann auf seiner Matratze im Blockhaus wie'n ungeborenes Kind. Die Viehtreiber und ich wurden dicke Freunde, und ich wär' vielleicht heute auch einer —. Well, eines Abends, wie wir einträchtig meine letzten Zigarren rauchten und ins Tal spuckten, sage ich: ‚Wohin reiten wir 'morgen? Ich meine, am Cripple Creek hat's noch Kälber die Masse.' Old Hustler spuckte noch einmal extra aus und sprach: ‚Sie sind doch ein verd.... unerleuchteter, unbegnadeter Heide. Morgen reiten wir ins Städtchen und trinken uns die Nase blau und warm.' Ich wußte es nur im allgemeinen und wurde ausgelacht. ‚Der 4. Juli!' schrie Hustler und patschte mir auf den Schenkel, daß die Hose rauchte.

„Jetzt ging mir ein Licht auf, aber 'n trübes. Ich mochte festlich bewegte Menschenaufläufe schon damals nicht, und zudem ging der Weg an der Farm vorbei, und die Vakanz war bald aus. Das machte ich Hustler vorsichtig begreiflich. Er verstand zwar nicht, warum ich lieber mit ihnen Speck und Bohnen aß als drunten Roastbeef und Icecream, aber nett, wie die Reitersleute sind, besannen sich alle gleich, was ich allein den Tag über da oben treiben sollte. Mir war gar nicht angst. Schlafen, Essen, Baden, Revolverschießen usw. Jacques vom Hufeisenbrand sagte: ‚Reiten Sie doch hinüber zum Bungalow, dort bleibt sicher jemand zu Haus, damit wir keinen Pfannkuchen backen von den Fischeiern.'

„Alle lachten dröhnend. Das Bungalow war die Sommerwohnung eines Engländers, der den speziellen Spleen hatte, fernab von Albions strengen Wassergesetzen in den amerikanischen Bergen Forellen zu züchten. Die Cowboys hielten ihn für einen Narren, weil sie nämlich die mühsam aufgepäppelten Forellen nachher wegfischten. Wenn sich der Engländer beim Sheriff beschwerte, wurden sie aufgeregt wie die Schweizer im ‚William Tell'. Und der Sheriff sagte doch nur gelegentlich: ‚Well, Boys, laßt ihm doch auch ein paar übrig.'

„Als am nächsten Morgen die andern herumpolterten und ihre dicksten Sporen und tollsten Krawatten anzogen, ließ ich sie ruhig über meine Beine steigen und drehte mich vergnügt auf die andere Seite. Dann stand ich so langsam auf, badete im Creek, zog ein frisches Hemd an, rasierte mich, braute Kaffee und frühstückte recht behaglich. Dann fing ich einen Gaul in der Umzäunung und vergnügte mich mit Revolverschießen im Galopp. Als ich einen dicken Baum auf fünf Schritt hin und wieder traf, war ich mit mir zufrieden, kochte mir Speck und Bohnen, schlief wieder 'n bißchen und sah auf die Uhr. Elf Uhr. Herrgott, so 'n Sommertag hatte doch seine Längen! Da fiel mir das Bungalow wieder ein. Schüchtern war ich nie und beschloß daher, den verdrehten Engländer zu beglücken. Ich machte mich noch schöner, als ich schon war, und ritt los auf dem großen Schimmel. Zwei Stunden ging's immer am Rande der Mesa hin mit Aussichten über gewaltige Täler zu fernen Felsgipfeln, die sonstwo gut ihre drei Sterne hätten. Endlich schien das Bungalow, die Feenburg, weiß von einem Hügel herunter. Ein gepflegter Weg führte durch ein Gatter um einen Bergsee herum, ein Bootshaus wurde sichtbar, der Versuch eines Kunstrasens zwischen schönen Baumgruppen erheiterte mich, endlich grüßten Blumen von einem Fensterbrett. Donnerwetter, da mußte ja eine Lady hausen. Ich schauerte zusammen bei dem Gedanken. Ich war keusch, mein Junge, trotz meiner guten Wechsel und der Nähe der bösen Stadt Frisco. Aber die Lady wollte nicht erscheinen hinter den Blumen. Ein Schloß ohne Herrin — Unsinn, das durfte nicht sein. Ich ritt ums Haus — alles schön gepflegt und menschenleer. An einen Ring am Stall band ich meinen Schimmel an und ging ins Haus. Die Türe stand weit offen — eine elektrische Klingel schrillte ohne Erfolg — ich stand traurig in der Diele wie der Bauer im Königsschloß. Eine teppichbelegte Treppe führte in den oberen Stock. Blankgeputzte Türgriffe waren da, weißlackierte Korbmöbel, eine Garderobe mit einem Spiegel, aus dem mich meine abgewetzten Reithosen höhnisch angrinsten. Und auf dem Garderobetisch lagen ein Paar lange, feine, weiche Damenreithandschuhe. Der freigeborene Amerikaner ging traurig wieder hinaus. Ein Fußweg führte weiter über einen Hügel, und plötzlich stand ich vor einem Blockhaus, dessen Türe halb offen war. Im halbdunkeln Innern plätscherte Wasser in große, flache Tanks, deren Boden mit roten Fischeiern bedeckt war. Und über einen der Tanks stand aufmerksam gebeugt, eine Pinzette in der Hand, endlich meine Lady."

Hammersmith hatte das ‚meine Lady' leise und klagend gesprochen und starrte nun nach den fallenden Kugeln einer Rakete. Nie wurde einem Mohikaner das Schweigen so sauer wie mir. Endlich was fürs Herz im nüchternen Amerika: Jims Liebe! Prachtvoll! Und wenn ich mit der Wimper zuckte vor Ungeduld, schlug die Türe zu, und mein Christbaum versank.

Jim gähnte. „Well, nun wissen Sie, das Weitere ist eine logische Folge des Vorhergehenden." Ich sah ihn traurig an, und er

Digitized by Google

fuhr fort: „Die Frau hob den Kopf, als mein Sporn auf den Dielen klirrte, und kam ruhig auf mich zu. Ich nannte Namen und Art und sagte ihr, was mich heute am vierten Juli hergeführt habe. Sie bot mir frei die Hand und lachte. ‚Da haben wir ja den gleichen Geschmack, Sie Ketzer! Alles ist weg zum Festpicknick bei der Stadt, die Köchin voran hoch zu Roß mit der Eismaschine. Mr. S. wird sehr bedauern, daß er Ihnen sein Steckenpferd nicht selbst vorreiten konnte — ich verstehe nicht viel vom Forellenbrüten. Er ist auch drunten beim Picknick. Ich habe ihn nachgeschickt, damit er sich beliebt macht. Er ist immer so traurig, wenn die Cowboys ihm seine lieben Forellen stehlen. Vielleicht hilft's etwas, wenn er den Leuten drunten zeigt, daß er ihnen die Unabhängigkeitserklärung nicht übel nimmt.‘

„Der echt englische Tonfall ihrer Worte stahl sich schmeichelnd in mein Ohr. Die Jugend liebt das Neue. Ich rief pathetisch: ‚Die Cowboys sind meine Freunde. Berg, Wald und Wasser gehört uns freien Reitern, und darum brauchen wir nicht zu stehlen. Sie sind übrigens lecker, die Forellen aus dem Cripple-Creek; ich habe selbst schon verschiedene ge — funden.‘

„Da lachte sie lustig wie ein Kind, faßte mein Ohrläppchen mit der kleinen Zange und kniff derb zu. Wissen Sie, ein Prachtgeschöpf, die Lady! Groß, schlank, voll, Rotblond haben wir ja schließlich auch im Land, aber diese klare Stirne, diese herrschenden, tiefblauen Normannenaugen. Ich hatte damals so was noch nicht gesehen und sah mir's darum andächtig an. Sie holte noch eine Pinzette und sagte, ich müsse ihr helfen zur Strafe. Wir mußten die grauen toten Eier herausfischen, weil sonst ihre roten gesunden Nachbarn auch melancholisch wurden. Und nun denken Sie sich, Fritzchen, der Student von Palo fischt mit der wunderschönen Frau im dämmerigen Blockhaus Kopf an Kopf Forelleneier, allein auf zehn Meilen. Draußen brütet die Julihitze, drinnen im Studenten tobt die Jugend trotz dem Respekt vor der einsamen Frau. Wenn ihre herrlichen Haare mich streiften, wunderte ich mich, daß nicht ein zolldicker Funke übersprang — so war die Spannung. Die Frauen halten so was ja ein halbes Jahr lang aus.“

„Auch nicht gerne,“ wagte ich zu behaupten.

„Fritzchen, das verstehen Sie nicht.“

„Nun, schließlich ließ ich das Zängchen ins Wasser plumpsen. Sie sah mich an und merkte, was sie angerichtet hatte. Da errötete sie sanft, als beuge sie sich unsrem Schicksal. Wir ließen das Fischen und gingen dem Hause zu. Was wir sprachen, weiß ich nicht mehr. Unser Mund bewegte sich, und die Füße liefen, die Augen aber standen fest ineinander gebannt und küßten sich. Sie half mir das Pferd unterbringen und sagte, ich solle absatteln, und klopfte dem guten Schimmel auf den Hals. Dann gingen wir ins Speisezimmer, von dessen weitoffenem Fenster man tief ins Tal hinuntersah über die Farmen hinweg bis zum Städtchen durch die flimmernde Bergluft. Sie bot mir Früchte an, aber meine Hand zitterte. Sie brachte ein gutes, langes Fernrohr und richtete es auf den Picknickplatz beim Städtchen. Ich sah hindurch, bis rote Teufelchen davor tanzten. Die Einsamkeit duldet keine Lüge, sie zieht die Menschen zusammen. Endlich lag mein Kopf in ihrem Schoß, und ihre gute Hand strich mir langsam über die Haare.

„‚Poor boy,‘ sagte sie klagend. ‚Was haben wir gemacht? Warum hast du mich so lieb?‘ Ich sah ihr in die Augen und weinte. ‚Weißt du, wer ich bin?‘ Ich nickte. ‚Du weißt aber nicht: wenn drüben in England ein alter Herr stirbt, gehen wir hinüber, und mein Mann wird Herr über viel Land, und ich werde ein Kleid tragen mit einer langen Schleppe und werde mich langweilen mit meiner Königin.‘

„‚Habt ihr Kinder?‘ fragte ich plötzlich.

„Tonlos sagte sie nein. Da rief ich: ‚So mußt du mein werden, denn ich habe noch nie geliebt und will keine lieben als dich. Sei gut zu mir.‘ Da nahm sie meinen Kopf in ihre weißen Hände und lächelte traurig. ‚O du liebes Kind!‘ Dann küßte sie mich.“

Wir rauchten schweigend eine gute Zeit. Ich wußte nun, warum old man Jim so milde war mit uns Jungen in der Fabrik und im Zeichensaal und warum wir uns von ihm lieber herunterputzen ließen als von einem andern loben. Er fuhr fort: „Wir saßen dann am Fenster, und die Sonne warf die Strahlen schon schräge und goldig über den Bergsee. Sie erzählte mir, wie arm sie gewesen seien und wie die Armut drüben drücke zu einem alten Namen. Wie dann der gute Vater der Fische gekommen sei und sie erlöst habe, und wie froh ihre Mutter gewesen sei und ihre Schwestern. Wie gut er immer gewesen sei und wie er sie nie, nie auch nur einen Augenblick verstanden habe. Heute aber habe sie gedacht: ‚Nun muß es endlich kommen, das Glück,‘ und habe ihn darum fortgeschickt, und wie sie mich gesehen habe in der Türe des Fischhauses, habe sie gewußt: Jetzt ist es da! und nun könne sie zufrieden sein ihr Leben lang.

„Ich aber sagte, nun sei sie mein für immer. Ich sei stark und klug und werde sie glücklicher machen als alle Engländer, Fischväter und Könige. Sie aber strich mir nur über die Haare und sagte: ‚Oh my dear baby!‘ Sie sei zweiunddreißig Jahre alt und ich sei zwanzig; sie sei kein Vampir, der mir die Jugend aus dem Herzen saugen wolle. Sie habe mich viel zu gern, um meine Frau werden zu können. Wenn etwas so völlig schön gewesen sei wie unser Glück, dürfe man es nicht in den Alltag

ziehen. Ich verstand sie nicht — damals. Wir sahen hinunter, bis blaue Schatten über die Ebene zogen. Da richtete sie das Glas auf den Festplatz drunten, und ich sah, wie Reiter von dort wegritten den Bergen zu, und Ginev, die Frau, sagte, einer von ihnen sei der Vater der Fische, und in zwei Stunden werde er wieder da sein.

„Fritzchen, schlafen Sie?" — „Nein, Jim."

„Wenn Sie eine schöne Frau haben, Fritzchen, dann bauen Sie ihr nicht ein Schloß auf einen Berg, von dem man den einzigen Weg zwei Stunden weit übersehen kann, und kaufen Sie ihr nicht ein Fernglas für hundert Pfund. Wenn sie aber sehr, sehr schön ist, tun Sie's doch lieber, denn es könnte doch besser sein. Warum müssen wir Männer immer wissen, wer und was unsre Frauen glücklich macht? Wenn sie es nur sind, fällt auch auf uns, was uns gebührt. Fritzchen, in der Liebe ist immer der eine der Schrittmacher für den andern. Das wußte ich damals aber noch nicht und sollte nun gehen und wollte nicht und sagte immer wieder, sie sei mein. Da stand sie auf in ihrer Macht und Herrlichkeit und sagte, ich solle nicht undankbar sein gegen die holde Stunde und solle ihr glauben und ein Mann werden. Sie selbst sattelte mein Pferd mit ihren kleinen Händen, denn ich war wie trunken und unsinnig. Sonst sprang ich in den Sattel wie ein Zirkusreiter, nun hielt sie mir Zaum und Bügel und führte das Pferd um den See herum bis zum Gitter. Sie sagte, ich werde von ihr hören und sie von mir, aber ich dürfe ihr nie schreiben. Das mußte ich ihr versprechen. Dann stieg sie auf einen Baumstumpf und küßte mich herzlich, und ich war wieder allein und ritt wie ein verzauberter Ritter durch den dunkelnden Märchenwald. Als der Schimmel vor unsrem Blockhaus hielt, wußte ich nicht, was ich da zu schaffen hätte. Der Schimmel aber streifte mich derb an einen Baum. Da fiel mir's wieder ein, und ich stieg ab. Im Blockhaus trank ich eine halbe Flasche Whisky und warf mich in den Kleidern auf die Matratze. Als die andern blitzblau nach Hause kamen, lachten sie über den Studenten, der sich aus Langweile betrunken hatte. Ich aber hatte es nur getan, um nicht wahnsinnig zu werden vor Sehnsucht und damit sie mich nicht fragten.

„Am nächsten Morgen ließ ich mich aus dem Sattel plumpsen und brach den Arm. Das ist schwer, aus so einem mexikanischen Bocksattel zu fallen, aber ich mußte gleich weg aus der Gegend, und es fiel mir nichts anderes ein. Es lenkte mich auch ab. Mit einem Gipsverband landete ich wieder auf der Hochschule und wurde sehr fleißig, denn ich mußte ja. Das ist alles.

„Eine dumme Geschichte, nicht, Fritzchen?"

Ich ging zu ihm hinüber und gab ihm die Hand, und so sahen wir zu, wie von drüben die Raketen zischend in die Höhe fuhren, im Gipfel platzten und wie die Leuchtkugeln sanft durch die laue Nachtluft ins Wasser glitten. Jim knipste das Licht an und zog eine Brieftasche. Er legte vier Bilder auf den Tisch, ein Kind von einem Jahr, einen Buben von drei, einen Schuljungen und einen jungen Lord im schwarzen Rock mit einer Blume im Knopfloch. Letzterer war bildhübsch, aber sehr hochmütig. „Er sieht Ihnen ein bißchen gleich, Fritz. Darum mußte ich Ihnen wohl die Geschichte erzählen. Denken Sie mal, was für einen Halt das gibt im Leben, wenn man als Student schon so einen Prachtbengel hat. Wir verdanken dem vierten Juli viel, ich und die Frau und nun erst der Vater der Fische. Der alte Herr starb bald, und er konnte mit einem Erben ins Schloß seiner Väter einziehen. Als ich aber heut abend dachte, wie nett das gewesen wäre, wenn nun mein Junge heute neben mir den Zehnender auf die Decke gelegt hätte und wenn ich ihm morgen meine Compoundkupplung erklären könnte, da wurde ich weich. Ist aber alles Unsinn. Was soll ein alter Schlosser mit einem jungen Lord, der mit Vorurteilen gestopft ist wie der Truthahn vor Weihnachten?"

Jim gähnte. „Bettzeit, Fritzchen, der Zug geht morgen früh um eins. Ich muß in der Fabrik nach dem Rechten sehen, sonst machen sie mir Gußfehler. 's hängt oft viel Menschenschicksal an so 'ner dreckigen Eisenbahnkupplung. Es könnte mal einer zu einem großen Glück fahren, und wenn sie vorher risse, das wäre doch schade, nicht, Fritzchen? Warum machen Sie denn so'n merkwürdiges Gesicht? Der Frau geht's vorzüglich. Bei den Hoffesten lächelt sie in den illustrierten Blättern immer beglückend und beglückt. Wenn ich mal hinreichend verkalkt bin, kann ich Ihnen zulieb ja hinüberfahren und den illegitimen Enoch Arden spielen. Aber vorher nicht — o nein."

Damit ging Jim ins Haus. Sein Hund und ich gingen gedankenvoll hinter ihm drein.

Mondnacht. Von Käte Bremer

Durchs Fensterrund strömt Rosenduft herein.
Das Mondlicht spielt auf meiner Decke
Und fängt sich dort, in jener kleinen Ecke,
Des großen goldenen Biedermeierspiegels auf.
Huscht hin und her und legt sich leise
Auf meine kleine Schale von Kristall,
Und unten singt die alte, süße Weise,
Sehnend und jubelnd, die Nachtigall.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Carl Busse: Fläumchen (Leipzig, Quelle & Meyer) — **Josef Ponten: Der Meister** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — **Will Vesper: Traumgewalten** (München, C. H. Beck) — **Paul Ernst: Der Nobelpreis** (München, Georg Müller) — **Hans Frank: Das Pentagramm der Liebe** (München, Delphin-Verlag) — **Arthur Eloesser: Die Straße meiner Jugend** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — **Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut** (Gotha, F. A. Perthes)

Carl Busse! — Länger als ein Jahrzehnt hat sein Name über diesem Büchertisch, dem unverrückbaren Möbel der Monatshefte, gestanden, als eine Versicherung und Gewähr für Urteil, Ehrlichkeit und Geist; da ziemt es uns, seinen Namen auch bei Wertung der vorliegenden Bücherauswahl an die Spitze zu rücken: sein hinterlassenes Novellenbuch **Fläumchen** soll uns zuerst beschäftigen. Aber diese Anweisung seines Platzes ist mehr als ein Akt kameradschaftlicher Aufmerksamkeit; das Buch verdient auch seinem Wert nach unter den ersten genannt zu werden; es bezeugt, daß Carl Busse jetzt eigentlich erst, auf der Höhe seines Manneslebens und — leider auch schon kurz vor seinem Tode — die volle Meisterschaft als Erzähler, nach der er sein Leben lang sehr ernsthaft gerungen, voll erreicht hatte. Wenn man Erzählungen wie ‚Die kleine Heilige‘, oder ‚Drei Weihnachten‘, oder ‚Fläumchen‘ liest, so hält man es kaum für möglich, daß der Verfasser eben der Carl Busse ist, der auch ‚Die Schüler von Polajewo‘ (von früheren epischen Versuchen, die er selber nicht mehr anerkannte, ganz zu schweigen) geschaffen hat. Zwischen jenen Frühwerken und diesem letzten — schon aus ‚Winkelglück‘ und ‚Sturmvögel‘ gehört das Beste hierzu — liegt ein Wachsen und Reifen und Vollenden, das ganz erstaunlich ist. Man geht kaum zu weit, wenn man die vollendetsten dieser Erzählungen eines teilweisen Vergleichs mit Gottfried Keller für würdig erkennt; es fehlt Busse in diesen Gipfeln seiner Kunst weder an Innigkeit noch an jenem Behagen beim Erzählen, das erst den rechten Epiker von Homers Tagen bis zu den heutigen ausmacht. Hinzu kommt eine allerliebste Schalkhaftigkeit in den Liebesszenen, überhaupt überall da, wo es sich um junge Mädel handelt (hier erinnert Busse an seine frühere Lyrik), und endlich die seltene Gottesgabe echten Humors. Noch eine eigene Note hat dies Buch: es ist voll versteckter Todesahnungen, wunderlich genug bei einem Fünfundvierzigjährigen, der gesund und kräftig war. Eine leise Schwermut, die diesem herzensfröhlichen und schaffensdurstigen Arbeiter im Weinberge des Herrn seltsam genug zu Gesicht steht, beschattet dies Buch. Es ist die Wehmut des Frühherbstes, der reifen Frucht, die nicht von Zeit und Stunde, sondern allein von der Entwicklungsstufe der inneren Vollendung, der gebräunten Kerne, bedingt wird. Spät kam Busse als Erzähler zur Reife, früh zur Ernte, und schon sehen wir alles in die Scheuern gebracht, was sein Acker getragen hat. Eins darf nicht verschwiegen werden: Busse war kein Romandichter großen Stils. Zu weitumfassenden Schöpfungen reichte es bei ihm nicht ganz, am höchsten steht er in skizzenartigen Erinnerungen, da freilich zuletzt als ein Meister, der kaum übertroffen werden kann. Und immer ist er der ganze Kerl, den man lieben muß, auch wenn man nicht mit ihm gehen kann, immer ein Aufrechter, der sich vor keinem Dogma beugt, auch vor keinem ästhetischen; der keiner Mode, keinem Erfolg der Zeit die Schleppe trägt, sich von keinem Geschrei einer Dichterschule, und sei es noch so laut, betören läßt. Es waren je und je die Kleinen, die dem neusten Tagesgeschmack huldigten, es waren je und je die Großen, die über ihn hinweg nach bleibenden Werten, nach den Gestalten der Meister, aber auch nach der großen Vernunft, die sich nicht spielerisch erhaschen läßt, Blick und Sehnsucht richteten. Und wie Busse als Kunstrichter war, so auch als ausübender Künstler: große Muster standen vor ihm lebendig und belebten ihn selber.

Und doch vermeidet er, auch in diesem Erzählungsbuch, alles was sich zur Größe aufplustert; es ist die Freude am Leben, auch da, wo es schlicht und bescheiden scheint, die ihm Hand und Augen leitet. Einige Stücke, wie ‚Von den polnischen Wäldern‘, ‚Ukrainische Kamillen‘, auch das einleitende ‚Chiromantia‘ hätten fehlen können, ohne den Wert des Ganzen zu beeinträchtigen, ja, auch ‚Ruth von Bergen‘, die einzige größere Erzählung der Sammlung, die sich zur wirklichen Novelle auswächst, gehört nicht zu den Perlen; sie ist, unbeschadet einzelner Köstlichkeiten — wie der Charakteristik der Ruth, der gegenüber freilich die ihres Mannes gänzlich schablonenhaft bleibt — altfränkisch und gehört zur Dutzendware der Unterhaltungsliteratur. Dafür bietet aber alles übrige eine wahre Fundgrube epischer Kleinodien, es gehört zum Schönsten, was seit Jahren in deutscher Prosa geschrieben ist. Da grüßt uns gleich am Eingang der Pate des Buchs: Fläumchen, der Landsturmmann zu Warschau, der in seinen Zigaretten-

ringen schalkhafte Erinnerungen an die ferne Pennälerzeit auftauchen sieht, wo die Herzkirschen beim Nachbar Heß im Baum so wunderschön schmeckten, wie niemals wieder im Leben Kirschen geschmeckt haben — es waren die Kirschen seiner Jugend, würde Goethe sagen — und der Junge dem würdigen Kolonialwarenhändler Heinrich Kort einen Blasrohrpfeil in seinen Begräbniszylinder schießt, weswegen es dann bei der Mutter die seltene Strafe von Backpfeifen setzt. Aber — ruft der Dichter humorvoll aus und richtet damit zugleich seinem Mütterlein ein köstliches Denkmal auf — „lieber Himmel, Mutters Backpfeifen! Sie waren kränklich, sie waren sozusagen in der Anlage schon verfehlt, sie waren rührend dilettantisch. Man fühlte förmlich, wie sie sich den Entschluß dazu abrang und wie durch innere Hemmungen die solide Ausführung doch immer wieder rettungslos beeinträchtigt ward. Es gehört halt überall Talent dazu."

Das ist das schöne Kennzeichen dieser Geschichten: daß sie Innigkeit mit Humor untrennbar zusammenflechten und dabei doch, für den unbefangenen Leser kaum merklich, mit der besonnenen Technik des ausgereiften Erzählers gestaltet sind. Wie ein Frühlingsgedicht — nur unterhaltsamer — liest sich die Liebesgeschichte von der ‚Kleinen Heiligen', mit ihrem Schäferstündchen auf dem Heuboden und dem Verrat des verliebten Jungen am deutschen Kaiser (sie nämlich, die kleine Katholikin, behauptet, der Papst sei mächtiger als der Kaiser; er gibt schließlich ihr zuliebe die Tatsache zu, womit er ja freilich geschichtlich recht behalten hat ...). Schalkhaft kichert es in dem Verwechslungsspiel der ‚Freunde'; mit klopfendem Herzen folgen wir der ‚Flucht' der unternehmungslustigen Jüdin; aber höher noch steht ‚Der Kunstreiter'; hier spürt man etwas von dem feinen Goldklang Kellerscher Kunst, denn dieser leichtsinnige, lustige Artist und sein ehrsames Weib, ihre Ehe und ihre Liebe sind mit jenem ganz seltenen Humor geschildert, den nur die Berufenen, vielmehr nur die Auserwählten haben. Das tiefste Gefühl des Dichters aber spürt man in seinen reinen, ohne novellistischen Rahmen gebotenen Erinnerungen, in ‚Drei Weihnachten' und ‚An einem schönen Herbsttage'. Namentlich die Jugenderinnerungen der drei Weihnachten atmen den ganzen Hauch und Duft einer Dichterkindheit, und hier gerade merkt man plötzlich in aller Wärme des Gefühls den kühlen Schauer einer Todesahnung, der herbstlich in den Blättern raschelt. Ein verständiges und warm empfundenes Erinnerungsblatt von Dr. E. F. Meunier leitet das Nachlaßbuch ein, das uns einen letzten Anlaß gibt, dem nun schon seit anderthalb Jahren verstummten Dichter dies Lorbeersträußchen auf sein Grab zu legen.

Einen ebenbürtigen Erzähler unter den diesmal zur Betrachtung Erwählten herauszufinden ist nicht leicht. Nehmen wir ohne langes Besinnen Josef Ponten, der mit seiner Erzählung Der Meister wieder zu dem Problem seines ‚Babylonischen Turms' zurückkehrt, zum Baumeister Solneß, zum Gegensatz zwischen Wollen und Können, der alten Meisterfrage. Knapper, schärfer umrissen hat Ponten diesmal diesen ihm (so scheint's) besonders am Herzen liegenden Stoff, es ist das Werk zugleich Symbol und lebendes Wesen. Denn dieser Dom, um den zwei Baumeister ringen, atmet und fühlt wie ein Mensch, er hat Charakter und Schicksal wie sie, zugleich ist er Prüfstein für ihren Charakter und für ihr Schicksal. Beide Baumeister kommen zum Absturz, der junge, der ein wirklicher Meister ist, wird vom neidischen Alten, einem Dilettanten, in die Tiefe gestürzt, aber auf Geheiß seines Weibes geht er selber dann in den Tod. Ponten hat in dieser Erzählung sein gerundetstes und in sich geschlossenstes Werk geschaffen, in dem ein eigentümlicher Zauber webt; es ist, als ob die Wirklichkeitserzählung seines ‚Babylonischen Turms' hier ihren Kerngehalt in einem kleineren Gebilde böte, das doch wiederum eine Wirklichkeit neuen und gehobeneren Grades ist, eine zeitlose, legendare, mythische Wahrheit. Der tiefste Sinn aller Kunst ist vielleicht so zu erklären, daß alles Geschehen zum Bild oder Klang will, alles Lebendige zum Mythos. Robert Bertram hat das in seinem Buch über Nietzsche sehr fein von der geschichtlichen Persönlichkeit gesagt, es gilt aber auch von dem Lebensgeheimnis des Künstlers, das eben bei jedem Künstler anders, und für ihn kennzeichnend, ist. Dies Geheimnis wandelt sich, es zeigt sich im manchmal trüberen, manchmal klareren und bei den Sich-selbst-Vollendern schließlich in kristallreinem Stoff, wenn auch nicht immer nach durchsichtigeren Gesetzen. Es wandelt sich im eigentlichen Sinne des Wortes zur Legende, als etwas, das immer neu zu lesen ist, das erst entsteht durch immer erneutes Anderslesen. So ist der ‚Babylonische Turm' in diesem ‚Meister" neu und anders zu lesen. Die Erzählung ist nicht Bericht, sondern tätige Bildschaffung, zugleich tiefstes Bekenntnis. Denn in dieser Wiederaufnahme jener Meisterfrage, jener Bau- und Solneßfrage, nach dem eigentlichen Wesensunterschied zwischen dem Berufenen und Unberufenen, erklärt uns Ponten etwas von eigener Doppelseelenhaftigkeit, jenes ‚eins und doppelt', das, wie Goethes Divanlieder, wie Proserpina zwei Reichen der Seele angehören muß. Über diesen Meister Gottschalk, den Unberufenen, läßt er durch sein eigenes Weib das Todesurteil sprechen, nicht weil er wild und trotzig aufbegehrt gegen den jüngeren, vom Schicksal, das die Gaben austeilt, Bevorzugten, sondern weil dieser Trotz ein kleinlicher, ein Trotz der engen Seele ist. Kein Kain-Trotz, kein Luzifer-Trotz derer, die aus dem Hellen, allzu Erhellten eine tiefe Not wiederum ins Dunkle, ins Ungewisse hinabgetrieben hat und bei denen ihr

Digitized by Google

aus diesem Dunkel aufbegehrender Zornruf mit göttlichem Heimweh rätselhaft vermischt ist. Nein, einer der vielen Kleinen, die uns täglich über den Weg laufen und deren Zahl sich nach der zurzeit herrschenden Weltanschauung wie ein Heuschreckenschwarm vermehrt und vermehren muß, so daß die Wenigen, in denen sich noch Luzifer-Trotz mit göttlichem Heimweh paart und gegenseitig bedingt, wohl nach einem neuen Stern ausblicken müssen ... Zu solchen Gedanken regt Pontens ‚Meister‘ an und damit scheint uns des Lobes genug gesagt. Als Schlacken in dem sonst so reinen Glockenguß dieser Erzählung empfinde ich die vier Träume in der Mitte des Buches; sie sind gesucht, nicht gefunden.

So verwandt, im übrigen, auch Träumen und Dichten miteinander sind. Sie sind es sogar so nah, daß man die fließenden Grenzen zwischen Vision und Traum und Mythe und Sehnsucht als die eigentlichen Ströme bezeichnen kann, auf denen des Dichters Phantasieschifflein bewimpelt dahingleiten. Traumgewalten herrschten in Carl Busses Erinnerungen, in Josef Pontens Solneßdichtungen, und **Traumgewalten** überschreibt ein anderer Dichter, **Will Vesper**, sein erstes Bändchen Erzählungen, das der begabte Lyriker herausgibt. In seinen Gedichten ist er nicht immer ganz eigenwüchsig, aber fein und klar und schwebend. Der Lyriker stört ihm nun in diesen Erzählungen noch mitunter seine Kreise; hört sich doch eine lyrische Empfindung, sobald sie im Prosakleide zwischen Erzähltem auftaucht, mitunter banaler an, als sie ist; hier liegt eine Gefahr für den Epiker, dem zu viele Liedklänge im Ohr summen, nur unerbittliche Selbstkritik und feiner Takt vermögen diese Klippe zu umschiffen. Das gelingt Vesper fast immer; in einigen Erzählungen nur könnte am Schluß das empfindsame Schwänzchen noch ein wenig gekürzt werden, der Leser brauchte nicht mit einem Griff in die Laute zum Gefühl gezwungen werden, denn fast jedes Stück hat in sich dichterischen Gehalt genug, uns nachdenklich und musisch zu stimmen. Es sind eigentlich keine Novellen, obwohl ihnen die ‚merkwürdige Begebenheit‘ niemals fehlt, sondern Prosadichtungen, die eine derartige Außergewöhnlichkeit umkleiden. Als solche von eben so hohem Reiz wie Rang. Ein bedeutender Künstler hat diesen Stil gefunden, der gleichsam in gedämpften Farben, mit der ruhigen Zurückhaltung und dunklen Tönung der alten Meister erzählt. Und es macht die besonders gelungenen Stücke wie ‚Der entflohene Bräutigam‘, ‚Die Heimkehr‘, ‚Die Schauspielerin‘, ‚Friedrich‘, ‚Die beiden Freunde‘ besonders anziehend, daß hinter dieser Gelassenheit ein warm bewegtes Herz pocht. Traumgewalten sind es, die alle diese Menschen bewegen, ohne daß doch der Romantik sichtbare Zugeständnisse gemacht würden. Man gewinnt durch dies stille, feine Buch wieder einen stärkeren Glauben an die Kraft und Macht des in uns Träumenden (womit keineswegs die Träume der Nacht gemeint sind), und man hat für eine Weile nicht übel Lust, mit Vespers altem Johannes Voß in den Gesichten der Träumenden eine andere Welt vor sich erstehen zu lassen, wo die Gärten der Jugend und die Wälder der Heimat grünen, wo eine leere kalte graue lärmende Gegenwart versunken und vergessen ist. Traumgewalten haben uns ergriffen, und ergriffen — scheiden wir von ihnen.

Ausdrücklich verwahren möchte ich mich gegen eine etwaige Vermutung des Lesers, als sollte die Reihenfolge der an dieser Stelle angezeigten Bücher eine Art Rangeinschätzung bedeuten, ähnlich wie in der Schulklasse die Anweisung der Plätze. Das ist weder Absicht, noch wäre es durchführbar. Nur daß man als das erste Buch nicht gern ein unbedeutendes wählt, um den Leser nicht von vornherein wegzugraulen. Nein, ginge es nach Rang und Klasse, so dürfte ein so feiner Geist wie **Paul Ernst** nicht erst als vierter aufmarschieren. Sein Novellenbuch **Der Nobelpreis** ist freilich etwas buntscheckig, und es verbietet sich, auf die 39 oder 40 Geschichten, die es enthält, näher einzugehen. Paul Ernst nimmt das Wort Novelle im Sinne des Boccaccio, aber modern erweitert, er stellt ihr Wesen in der ersten dieser Erzählungen so dar: „Novellen sind Erzählungen von merkwürdigen Vorfällen, von Vorfällen, welche niemals völlig durch den Verstand zu erfassen sind und den unbegreiflichen Gewalten, mögen wir sie als Zufall bezeichnen, als göttliche Leitung, oder als inneren Trieb, einen großen Spielraum lassen.“ Das ist freilich nur relativ zu verstehen, (wie nach der gegenwärtigen philosophischen Moderichtung das ganze Weltleben), denn da die meisten dieser Erzählungen eine Länge von nur fünf bis acht Seiten haben, kann der Spielraum nicht allzu groß sein. Doch Scherz beiseite: Paul Ernst verleugnet auch in den Anekdoten — wie man einen Teil der Erzählungen mit Fug nennen kann — niemals den geistigen, ernsten, vielseitigen Poeten, der als Soziologe, Ästhetiker und Prophet, mitunter auch als humorvolles Weltkind mit seiner Zeit abrechnet und daneben noch so allerliebste Geschichten wie ‚Kapparos‘ oder ‚Geprüfte Liebe‘ erzählen kann. Man legt ein Buch von Paul Ernst ja niemals ohne Gewinn aus der Hand, wenn man sich auch seufzend mit der Wahrscheinlichkeit abfindet, daß er als Epiker niemals wieder auf seinen „schmalen Weg zum Glück“ hinauffinden wird.

Aber es ist augenblicklich auch ungünstige Witterung für den Roman. Noch zuviel Märzwetter: da sieht man erst Saatspitzen und Knospen. Wer als Romanschriftsteller wirklich inneres Erleben und Kämpfen gestalten will, oder doch zum mindesten an den Schicksalen seiner Menschen innerlich mit seiner Weltauffassung stark beteiligt ist —

Digitized by Google

und nur dies sind die wahren Romandichter — hält z. Zt. zurück wie die Knospe im kalten Vorfrühling. So erklärt es sich auch, daß Skizzen- und Novellenbücher den guten Roman gegenwärtig stark überwuchern. Auch Hans Franck, der als Dramatiker und Kritiker schon hervorgetreten ist, schenkt uns ein Novellenbuch, aber er sucht ihm dadurch eine Einheit zu geben, daß er es Das Pentagramm der Liebe nennt und so die fünf erotischen Erzählungen, die das Buch enthält, zu einem Drudenfuß, der ja ein Symbol des Geheimnisses ist, zusammenschließt. Aber das Pentagramm ist auch ein Sinnbild der Vollkommenheit. und in dieser Hinsicht ist der Titel unzutreffend, denn Hans Franck hat zwar sicherlich das Zeug zu einem Novellisten, das gibt sich in der Art seiner Erfindung, seines Wurfs unzweifelhaft kund, aber es fehlt noch an der Durchbildung des Stoffes mit jener epischen Gelassenheit, die den wahren Erzähler ausmacht. Und die jetzt schon eine Anzahl unserer besseren Schriftsteller gefunden hat, während vor einigen Jahren noch die Wirrnisse der verschiedenen Stilforderungen — indem die aristokratische, ruhige Kunstform der Novelle durch den Impressionismus sowohl wie durch den Expressionismus aufgestört und berannt wurde — sehr zu wünschen übrig ließen. Wie gut Hans Franck zu erfinden weiß, läßt seine Erzählung „Welchen?" erkennen, die in die Tiefen der Seelenkunde hinableuchtet wie eine Laterne in einen Brunnen. Aber noch ist sein Buch ein Versprechen, keine Erfüllung. Er sollte mit ihm bei Ibsens Knopfgießer (der ihm ja ein guter Bekannter ist) einkehren und seine Erzählungen noch einmal in den großen Schmelzlöffel tun, damit sie geläuterter, schlackenreiner, glänzender und wohlklingender wiedererstehen, denn das Metall an sich ist brauchbar und gediegen.

Dieser Mahnung bedarf es bei Arthur Eloesser nicht; seine Erinnerungen an die Vaterstadt Berlin, die er Die Straße meiner Jugend nennt, sind ein Musterbeispiel für Durchdringung des Stoffs auch im kleinen, für künstlerischen Abstand, der die Bewegung des Näherkommens und gelegentlichen Eindringens erst ermöglicht, für Sicherheit des Tons und der Wortsetzung, für weise Ökonomie der Kräfte und des Wärmeausgleichs, vor allem aber für den echten Erzählerstil, der schon im Tonfall dem eines guten mündlichen Erzählers (nicht Plauderers) ähnelt, nur daß er sauber geschliffen ist. Gerade dieser Tonfall gibt dem Erzählten etwas ungemein Behagliches, das nur durch gelegentliche verstandesscharfe Beobachtung an dem Übergang zur Trägheit gehindert wird. Eloesser spricht in der Einleitung einmal sehr bezeichnend für sich selber von einer dem Wesen des Großstädters eigentümlichen „gewissen Unverführbarkeit, dem Selbstschutz einer phlegmatischen Ironie, die er gegen die eigene Erregbarkeit, gegen die Versuchungen täglich neuer Reize sucht". Mit diesem Selbstschutz ausgerüstet betrachtet der Kritiker Arthur Eloesser die Straße seiner Jugend durch das mildgefärbte Glas beschaulicher Sammlung eines in sich völlig Gefestigten und Abgeklärten; er sieht das Gute und Gediegene in diesem alten Berlin ohne Rührseligkeit, vielmehr in dem festen Glauben, daß dieser alte Kern des guten Berlinertums sich durchsetzen wird gegen die unsolide und schillernde Leichtfertigkeit des modernen. Hoffen wir es, lieber Leser ...

Alle, denen diese Hoffnung, und nicht nur für den Berliner, am Herzen liegt, die an eine Einkehr unseres Volkes glauben, auf ein Sich-wieder-finden in der Tiefe, seien auf Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut nachdrücklich verwiesen. Das Verhältnis des vierzigjährigen Denkers und Predigers, dieses eigentlichen religiösen Genies des vorigen Jahrhunderts, zu Henriette, die mit der innigen Verehrung eines Kätchens von Heilbronn zu ihm aufschaute, ist von unsäglichem, menschlichem Reiz. Hier ist wahre Liebe in völliger seeliger Hingabe und Bewunderung. „O Gott," schreibt Henriette, „mir ist so oft, als könnte ich es kaum tragen, daß ich es bin, der Du Dein Leben, Deine heilige Liebe weihen willst. Wenn ich Deine Liebe wohl empfand, o Ernst, ich weiß es nicht anders zu nennen, als es war Anbetung, was ich dann fühlte." Schleiermacher erwidert männlich und läßt diese Art der Anbetung nur insofern gelten, als Henriette, die ihn selig mache durch ihre Liebe und alle seine Sehnsucht stille, in ihm das selbständige Licht der Erkenntnis und die bildende und bezähmende Kraft des Mannes verehren soll. Bescheiden und doch groß antwortet er ihr auf ihren Dank: „Das ist ja mein Beruf, klarer darzustellen, was in allen ordentlichen Menschen schon ist, und es ihnen zum Bewußtsein zu bringen." Das ist freilich die Sendung aller Großen auf Erden.

Der inhaltreiche (übrigens schmuck ausgestattete) Briefband ist auch darum angelegentlichst zu empfehlen, weil er viele Leser sicherlich wieder zur Persönlichkeit Schleiermachers hinführen wird. Wer noch nicht Gelegenheit hatte, sich eindringend mit ihm zu beschäftigen, nehme den vortrefflichen Dilthey zum Führer („Leben Schleiermachers" und „Aus Schleiermachers Leben in Briefen"), lese dann die ‚Monologen' und die ‚Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern', herrliche Bücher eines tiefen Denkers, freien Menschen und nebenbei wundervollen Stilisten. Dieser reiche eigenartige Geist fordert die Religion, die ihm weder Sache des Verstandes noch des Willens ist, für das Gemüt als notwendigen Besitz zurück, als Befriedigung des Gefühls unbedingter Abhängigkeit von Höherem. Es ist nicht das geringste Gebot unserer Zeit, daß die deutsche Seele wieder Hunger und Heimweh nach der tiefen Welt eines Schleiermacher bekomme!

Digitized by Google

Margot. Gemälde von W. Herberholz

Digitized by Google

Digitized by Google

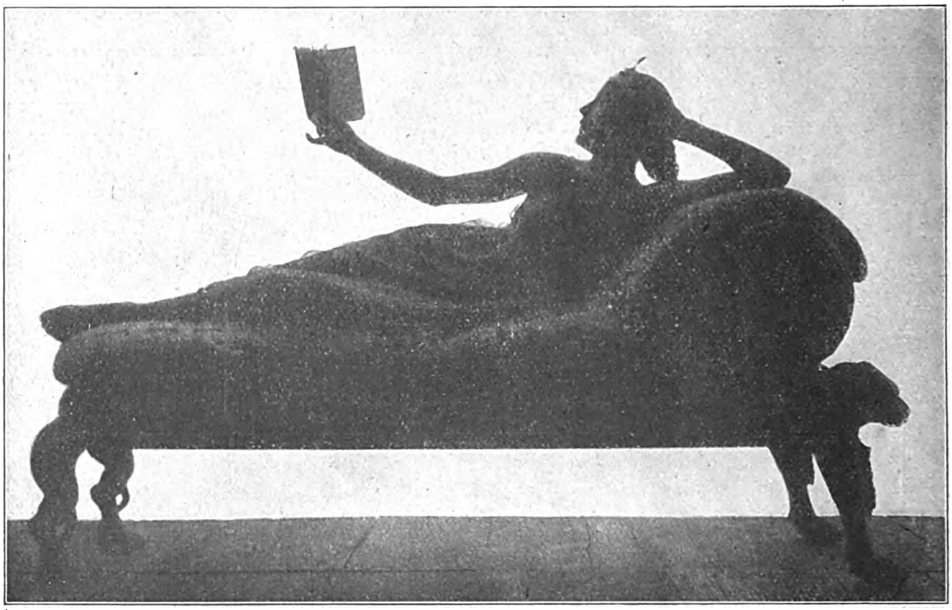
Illustrierte Rundschau

Julius Diez und die Münchner Gobelin-Manufaktur — Filmschattenspiele von Ludwig v. Wich — Ovids „Amores“ in den Veröffentlichungen der Marées-Gesellschaft — Hermann Hirzel und Otto Goetze — Der Bildhauer Rudolf Pauschinger — Zu unseren Bildern

Die Münchner Gobelin-Manufaktur in Nymphenburg hat seit gut zehn Jahren mit viel Glück und Verständnis für ihre Arbeiten eine Überlieferung wieder aufgenommen, die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in München erloschen war. In ihrer Werkstatt ist eine Reihe handgewebter Teppiche entstanden, deren handwerklich gediegene und künstlerisch geschmackvolle Ausführung den Vergleich mit den besten Vorbildern wagen darf. Wir bilden einen Teppich ab, den Julius Diez für den Besitzer der Keksfabrik Bahlsen in Hannover entworfen hat, einen Mann, dem die Kunst

Entwurf für einen Wandteppich der Keksfabrik Bahlsen, Hannover, von Prof. Julius Diez. Ausführung: Münchner Gobelin-Manufaktur

Digitized by Google



der Gegenwart viele Aufträge und Anregungen dankt. Der Gobelin ist in einem Saal des Bahlsenschen Hauses aufgehängt und von einer lichten, gelblichen Borte umrahmt. Zwei breite Streifen teilen ihn in vier Felder; in der Mitte steht in einem Schild das aus dem Ägyptischen stammende und ‚ewig' bedeutende Kennwort des Hauses: ‚Tet'. In den vier eigentlichen Bildfeldern offenbart sich die gewandte Erzählergabe von Diez: wir sehen einen mittelalterlich gewandeten Merkur, einen Buchhalter, eine Verkäuferin und endlich eine junge Mutter mit ihrem Kind, das mit ausgestreckten Händchen den Gutseln entgegenjubelt. Der Zusammenklang zarter und starker Farben und Töne ist ungemein reizvoll und technisch mit vollendeter Meisterschaft wiedergegeben. Die Gobelin-Manufaktur beweist, daß das alte, gute Münchner Kunstgewerbe noch immer in Blüte steht.

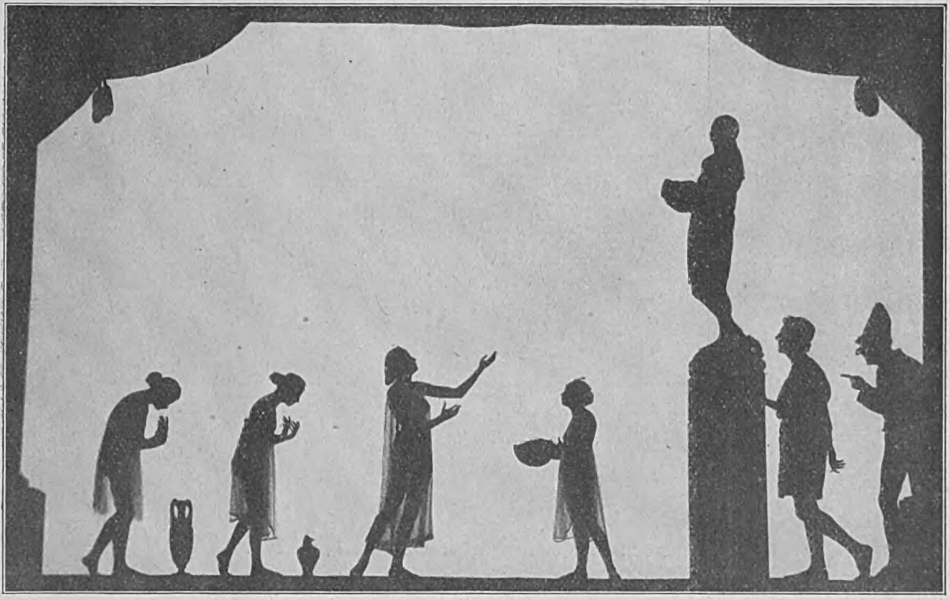
❧ ❧ ❧

Mit Schattenspielen kehrt der Film zu einer altehrwürdigen Theaterkunst zurück, und wenn man unsern entzückenden Bildern und begeisterten Berichten trauen darf, hat er sich damit ein Ausdrucksmittel angeeignet, das ihm die sonst so oft an ihm vermißte Tugend künstlerischer Vornehmheit verleiht. Das eigentliche Gebiet des Films ist die Unwirklichkeit. Das ahnte man in seinen Anfängen, wo man tolle Grotesken abkurbeln ließ. Und das weiß man heute, wo man, angewidert von der platten Realistik öliger Gesellschaftsfilme, phantastische Kinostücke zusammenbaut. Es war eine letzte Folgerung dieser Abkehr vom Alltag, als der Münchner Künstler Ludwig v. Wich auf den Gedanken kam, den Film zum Schattenspiel zu vereinfachen und zu veredeln und anderseits das Schattenspiel zu neuen Wirkungen zu führen. Er hat Offenbachs ‚Schöne Helena' aus dem grellen Licht der Rampe in das stillere Reich der Schatten geleitet, und dabei hat sich das Wunder begeben, daß die Operettenlinie klassische Anmut gewann und die Posse Humor wurde.

Technisch weichen die Schattenspielaufnahmen von den gewöhnlichen ab. Der Filmapparat steht in

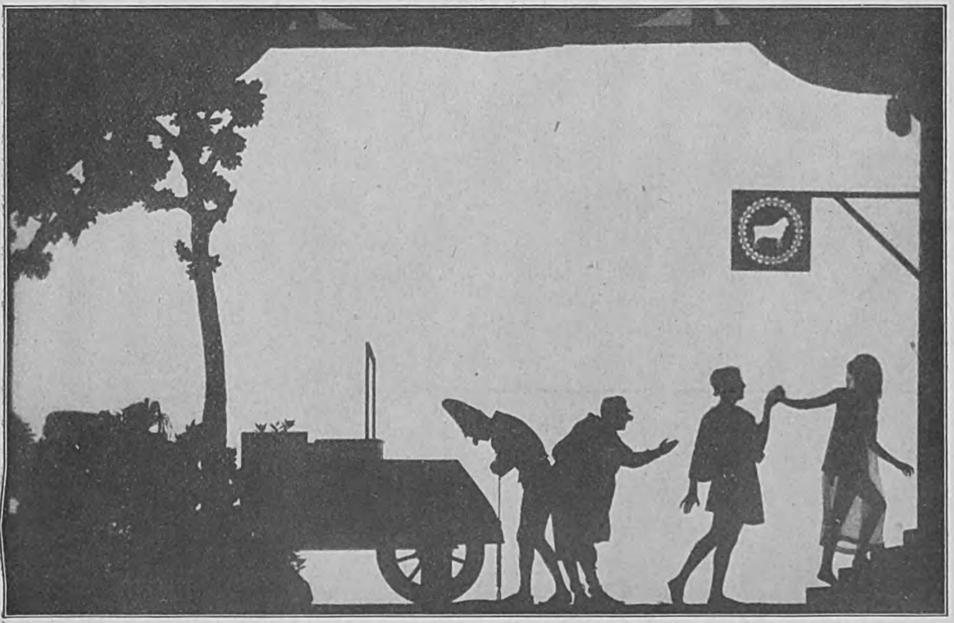
Offenbachs ‚Schöne Helena' in den künstlerischen Filmschattenspielen von Ludwig v. Wich

Digitized by Google



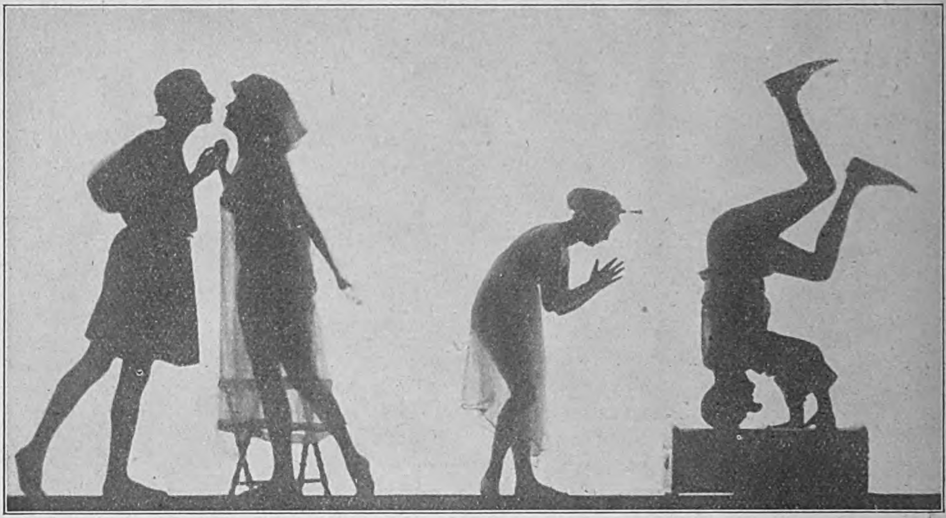
einem völlig dunkeln Raum, eingestellt auf eine durchscheinende Wand, hinter der sich die Lichtquelle befindet. Die Darsteller bewegen sich zwischen dem Apparat und der Wand. Die Wichschen Filme hat die Münchner Lichtspielkunst A.-G. aufgenommen. Man möchte wünschen, daß diese mit viel Geschmack hergestellten Bilder auch auf die Leute eine Anziehungskraft ausüben, die sich ihr Urteil im Kino bereits haben verderben lassen. Denn leider braucht auch der gute Film die Masse um sich durchzusetzen.

Die unter Julius Meier-Graefes Leitung stehenden Veröffentlichungen der Marées-Gesellschaft bilden eine erlesene Reihe



Offenbachs ‚Schöne Helena‘ in den künstlerischen Filmschattenspielen von Ludwig v. Wich

Digitized by Google



Aus den Filmschattenspielen von Ludwig v. Wich.

kostbarer Werke, die nicht nur die Schränke der Bibliophilen oder gar der Büchernarren füllen helfen, sondern Lebenswerte vermitteln. Dreifach sind die Aufgaben der Gesellschaft, zu der sich jeder zählen darf, ob er sich tätig für ihre Ziele einsetzt oder mit offenem Herzen als Kunstfreund aufnimmt, was sie bietet. Sie will Werke bedeutender Künstler mit möglichster Sorgfalt und Treue wiedergeben; sie gibt Originaldrucke lebender Künstler heraus; sie läßt endlich hervorragende Werke der Weltliteratur mit dem Schmuck graphischer Blätter erscheinen, so u. a. Goethes ‚Clavigo' mit farbigen Illustrationen von Seckendorff, Dostojewskis ‚Dumme Geschichte' mit Steindrucken von Großmann, Flauberts ‚Legende von St. Julian dem Gastfreundlichen' mit Holzschnitten von Unold, Schlegels ‚Lucinde' mit Holzschnitten von Teutsch. Eine besondere Stellung in dieser kostbaren Folge nehmen Ovids ‚Amores' ein, übersetzt von Rudolf Schott. Das Werk ist in Kupferdruck vervielfältigt und ist in lateinischer und deutscher Sprache geschrieben von Heinrich Wieynck. Die radierten Arabesken, die sich mit feinstem Gefühl dem schalkhaften Inhalt der ovidischen Dichtung anschmiegen, stammen von André Lambert. Wir bilden außer einer Seite den Einband ab, den eben-

Einband zu Ovids ‚Amores' aus der Reihe der Veröffentlichungen der Marées-Gesellschaft. Entwurf von Prof. Heinrich Wieynck

falls Wieynck entworfen hat. Der wunderbare Band wirkt wie eine einzigartige Herrlichkeit. Jedes einzelne Blatt ist mit liebevoller Versenkung und mit dem Bestreben behandelt, ein kleines Kunstwerk daraus zu machen, und doch wird darüber das große Ganze nicht vergessen. Es geht ein frischer, gelegentlich mutwilliger Zug durch das Werk, der seinem Inhalt vortrefflich ansteht. Schreiber und Zeichner haben dem alten Römer, der der gewandteste und formsicherste lateinische Dichter war, das schönste und echteste Gewand geliehen.

IV Dein Gatte geht mit uns heut auch zu diesem Fest –
Ach wollte Gott, es wär sein letztes Mahl.
Das heißt, ich darf das süße Kind als Gast erschaun,
Doch seiner Nähe freut ein andrer sich;
An dieses andern Brust schmiegst Du Dich mollig an?
Und wann's ihm paßt, umschlingt er Deinen Hals?
So staune nicht mehr, daß Centauren bei dem Wein
Um Atrax Tochter einst in Streit entbrannt;
Zwar haus ich nicht im Wald, hab keinen Pferdeleib,
Und doch bezwing ich meine Hände kaum.
Vernimm, was Dir zu tun bleibt: Du vertrau dem Ost
Und auch dem lauen Süd mein Wort nicht an!
Komm Du vor Deinem Mann! was zwar in diesem Fall
Zu tun ist, weiß ich nicht, doch komm vorher! –

17

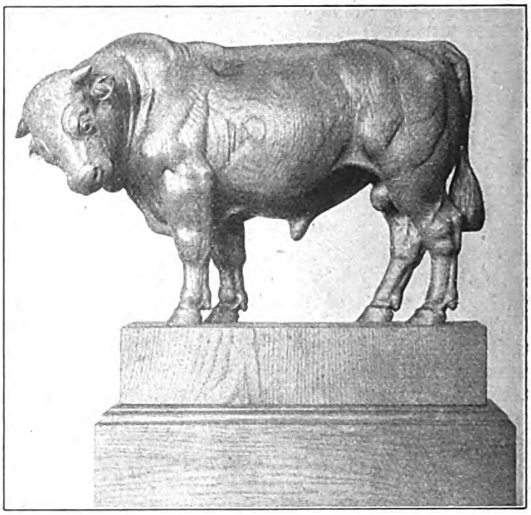
Eine Seite aus Ovids ‚Amores‘. Schriftzeichnung von Prof. Heinrich Wieynck, Kopfstück von André Lambert

Die Veröffentlichung gibt uns willkommenen Anlaß, die Leser auf Heinrich Wieynck aufmerksam zu machen. Zwar steht in jedem Heft, daß der Buchschmuck von dem Dresdener Professor stammt, aber viele übersehen die Zeile, und nur wenige machen sich klar, was sie bedeutet. So soll es ja auch sein: guter Buchschmuck darf sich nicht vordrängen; seine einzige Aufgabe ist, dem Buch, der Zeitschrift zu einem geschlossenen Eindruck zu verhelfen. Der Leser braucht das nicht anders denn als Ruhe im Satzbild zu empfinden. Aber wieviel Arbeit steckt dahinter! Es gibt kaum ein Zierstück in unseren Heften, das nicht Wieynck entworfen hätte. Seit Jahren arbeitet er für die Zeitschrift. Er hat sich entwickelt; er ist einfacher und strenger ge-

Landweg mit Pappeln. Künstler-Steindruck von Hermann Hirzel

Digitized by Google

worden, ohne an Phantasie zu verlieren, und er beweist diese Phantasie in den Überschriften auf oft sehr launige Weise. Nur der Laie wird Schrift- und Ornamentzeichnen als eine mehr handwerkliche Tätigkeit einschätzen. Der rechte Kunstfreund weiß, daß es auch hier auf das Wie ankommt und daß sich in einer Gedichtumrahmung ebensoviel Künstlerschaft offenbaren kann wie in einem Staffeleibild.



Sodann machen wir unsere Leser auf zwei graphische Blätter aufmerksam, zunächst auf den Steindruck „Landweg mit Pappeln" von Hermann Hirzel (S. 453). Der in Berlin tätige Künstler ist älteren Lesern unserer Hefte kein Fremder. Wir haben von ihm, der sich auch auf dem Gebiet des Buchschmucks hervorgetan hat, vor Jahren eine ganze Anzahl von Landschaften veröffentlicht, stille Blätter, die zu Herzen gehen und mit einfachen Mitteln stark aufs Gemüt wirken, so daß man sie oft und oft mit vertiefter Freude betrachten kann. Unser Steindruck spricht für die Güte und Ehrlichkeit dieser Kunst. Er gehört zu einer größeren Folge, die dem Kunstfreund, der für zarte Stimmungen empfänglich ist, reichen und dauernden Genuß verspricht. — Otto Götze, ein junger Berliner Künstler, ist ein sehr mannigfaltiger Radierer. Sein Blatt (S. 421) verrät den Erfindungsreichtum des Künstlers, seinen Geschmack und seine technische Tüchtigkeit. Götze ist ein Novellist des Griffels, und er erzählt in einer Sprache, die leicht verständlich ist, ein Vorzug, der bei unserer Jugend selten zu werden anfängt und darum desto höher zu bewerten ist.

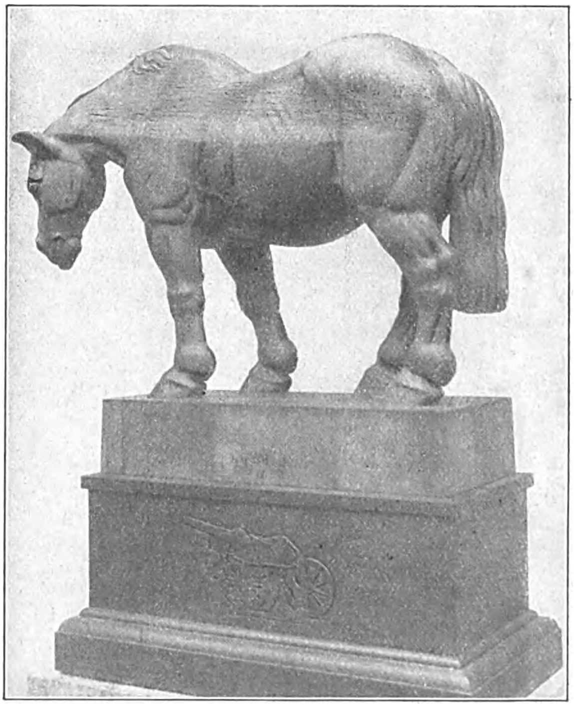
In Rudolf Pauschinger lernen unsere Leser einen Bildhauer kennen, dessen Werke auf den ersten Blick eine ungewöhnliche Sicherheit der Formgebung verraten. Man sieht sofort: hier wird nicht gekünstelt, sondern ehrlich geschafft, und diesem Manne ist es wesensfremd, andern oder sich selber blauen Dunst vorzumachen. Pauschinger ist Schwabe. Geboren 1882 in Schwäbisch-Gmünd, erhielt er seine erste Ausbildung auf der dortigen kunstgewerblichen Fachschule, bis er mit achtzehn Jahren als Schüler und Gehilfe zu Professor Rudolf Bosselt in Darmstadt kam. Dort blieb er, unter mannigfachen Anregungen, bis zum Herbst 1903 und begann dann auf eigene Faust zu arbeiten. Ein Pariser Jahr (1907/08) wurde wichtig für das Studium des nackten menschlichen Körpers nach der Natur. In seiner Vaterstadt, wo sich Pauschinger niederließ, pflegte er neben der Bildhauerei auch die

Holzbildwerke von Rudolf Pauschinger: Zuchtbulle und schreitendes Pferd

rischen Gesetzen beruhende Wiedergabe. Daher atmen seine Schöpfungen eine große Ruhe. Daher meidet der Künstler z. B., seine Tiere in aufgeregter Bewegung darzustellen, sondern er bildet sie immer in ihrem ruhigen Dasein, in ihrer natürlichen Einfachheit. Mit Sorgfalt achtet er darauf, daß die Form dem Material entspricht, daß also die Oberfläche einer gemeißelten Arbeit den Meißel verrät, die Oberfläche einer Bronze dagegen glatt gehalten wird.

Das Heft enthält zwei reine Landschaftsbilder. Das eine, ‚Birkenwäldchen', von R. Schubring (zw. S. 384 u. 385) ist von großer Schlichtheit des Vorwurfs und von zarter Innigkeit der Empfindung. Das Bild wirkt wie ein herzliches Frühlingslied. — Von balladenhaftem oder gar dramatischem Leben ist dagegen Eugen Brachts ‚Regenbogen' erfüllt (zw. S. 352 u. 353). Wir sehen starke Farben und einen bei aller Einfachheit mächtigen Aufbau des Geländes und glauben, den Donner noch grollen, den Regen noch rauschen zu hören. — Neben den beiden Landschaften geben wir drei erzählende Bilder: Franz Müller-

Radierung und gab u. a. seine ‚Bauernmappe' heraus. Pauschinger ist ein nachdenklicher Künstler. Offenbar ist, was er schafft, einem starken Gefühl als dem mütterlichen Boden ehrlicher Kunst entsprossen. Aber über diesem Gefühl waltet ein überlegener Verstand, der Rechenschaft fordert. Als Pauschinger mit der Modellierung einer seiner ersten Tierplastiken beschäftigt war, erschien es ihm unnatürlich, ein Tier erst in Ton zu kneten und dann in Holz auszuhauen. Seitdem ‚punktiert' der Künstler nicht mehr, sondern macht nur kleine plastische Bewegungsskizzen, um dann das Tier in den Block hineinzuzeichnen. Er hält es für ein wesentliches Erfordernis des echten Bildhauers, daß er das Material selbst bearbeitet und nicht bloß Tonmodelle herstellt. Auch seine Medaillen schneidet Pauschinger in natürlicher Größe in Gips und ziseliert den Bronzeguß aufs genaueste durch. Das muß der Künstler verstehen, um den feinsten Reiz der kleinen Form wiederzugeben und sich nicht auf Einzelheiten zu verlassen, die vielleicht in großem Maßstab gut wirken. Als einen ewigen Grundsatz in der Ausübung der bildenden Kunst bezeichnet Pauschinger: materialgerecht zu bleiben. Um das zu können, muß man das Werktägige, wie er es nennt, beherrschen, d. h. man muß zunächst einmal ein tüchtiger Handwerker sein. Das Wichtigste in der Plastik ist ihm die Auffassung der Form und ihre auf architektonischen und nicht etwa male-



Holzbildwerke von Rudolf Pauschinger: Ruhender Stier und Hengst

Digitized by Google

Rudolf Bauschinger: Die Eltern des Künstlers
Bronzeplaketten, unten ein Bronzerelief mit Bildnis

Münsters Nachtstück ‚Das Echo‘ (zw. S. 360 u. 361) ist eine Bauerngeschichte; Kuschels ‚Tanz im Freien‘ (zw. S. 424 u. 425) eine Rokokonovelle und die ‚Margot‘ von W. Gerberholz (zw. S. 448 u. 449) ist eine niedliche Plauderei. Jedes der Bilder hat aber auch rein malerisch angesehen starke Reize: das Müller-Münstersche stuft das Gewoge von dunkeln Tönen sehr geschickt ab; das Kuschelsche erfreut durch das unbekümmerte, fast naive Grün; die ‚Margot‘ von Gerberholz prickelt, weil sie das Geheimnis ihres Umrisses sehr geschickt gegen den hellen Vorhang stellt. — Eröffnet wird das Heft durch einen Studienkopf von Robert Wellmann, ein frisches Mädchenantlitz. — Prof. Rudolf Dettmann hat seinen Sohn als Flieger gemalt, ein ungemein kräftiges Bildnis (zw. S. 376 u. 377). Auch dieser Mann hat jene Umwandlung der Züge erlebt, die Dettmann im Kriege voll Ergriffenheit fast allgemein bemerkte. — Professor Arthur Kampfs Studien für sein großes Bild in der Berliner Universitätsaula haben ihm auch eine Plastik beschert, eine Büste Fichtes, voll von sprühendem Leben (zw. S. 416 u. 417). Der Mund ist zum Reden geöffnet — an sich kein glücklicher Vorwurf für ein Bildwerk —, aber in diesem Fall für den Redner an die deutsche Nation gerechtfertigt. Er hat nicht bloß zu uns gesprochen, sondern auch zur Welt, und wir erinnern an sein Wort: „Wie aber Deutschland herabsinkt, sieht man das übrige Europa eben also sinken in Rücksicht dessen, was das Wesen betrifft und nicht den bloßen äußeren Schein.“

P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

In zwei Monaten Niederländisch erlernt.

„Dank Ihrer vorzüglichen Methode Toussaint-Langenscheidt bin ich schon jetzt, nach 2monatlichem Studium Ihrer niederländischen Unterrichtsbriefe imstande, jede niederländische Zeitung ohne Mühe und fast ohne Wörterbuch zu übersetzen. Einige bekannte Niederländer waren über meine Sprachkenntnisse sehr erstaunt und erklärten, daß ich in Holland in der genannten Zeit unmöglich mehr und besser Niederländisch gelernt hätte. Nur Ihrer Methode Toussaint-Langenscheidt verdanke ich diesen schönen Erfolg.“ E. K. in W., 8. 9. 19.

Derartige Zuschriften gehen nahezu täglich bei uns ein. Wenn Sie in kurzer Zeit eine fremde Sprache lernen und sich die Vorteile zunutze machen wollen, die ein gründliches Sprachwissen zur Folge hat, so lernen Sie nach der weltbekannten Methode Toussaint-Langenscheidt. Diese Methode lehrt auf Grund des Selbstunterrichts. Sie garantiert Ihnen, daß Sie in kürzester Zeit die fremde Sprache richtig lesen, schreiben, sprechen und verstehen können. Verlangen Sie heute noch von uns die Einführung Nr. B 16 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Die Zusendung erfolgt kostenlos und ohne irgendwelche Verpflichtungen für Sie.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), **Berlin-Schöneberg.**

Die Not der Zeit

macht ein

Grotrian Steinweg-Piano

vergessen.

Digitized by Google

Die Geister erwachen,

es ist eine Lust zu leben! rufen wir in stolzer Hoffnung mit dem deutschen Manne Ulrich von Hutten. Wohl liegen Schutt und rauchende Trümmer noch ringsumher, doch neues Leben drängt mit Macht ans Licht, ein Lied vom Leben und vom Auferstehen klingt im Brausen der Frühlingsstürme. Wie stets nach Zeiten schrecklichster Verwirrung beginnen auch jetzt die geistigen Kräfte wieder über die rohe Materie zu triumphieren und aus den Niederungen des Hasses, der Gewinnsucht und aller Laster sehnen die müden Völker sich nach lichten Höhen, wo die Seele freier atmet. Da ist es Pflicht eines jeden einzelnen an seiner eigenen geistigen Ausbildung unermüdlich zu wirken, um an diesem Aufstieg teilnehmen zu können und ein nützliches, wertvolles Mitglied der neuen menschlichen Gesellschaft zu werden. Ein getreuer Eckart auf dem Wege zur Höhe ist Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, die durch eingehenden individuellen Unterricht den Charakter festigt und ein gediegenes, umfassendes Wissen vermittelt, ein Wissen, das Macht und Erfolg verbürgt. Ein Augenblick entscheidet oft über ein ganzes Menschenschicksal — betrachten Sie den jetzigen Augenblick als den Markstein Ihres Lebens und reichen Sie jenem getreuen Eckart vertrauensvoll die Hand — es wird Ihr Glück sein!

Ausführlichen Prospekt erhalten Sie kostenlos von

L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Wie werde ich wahrhaft glücklich?

Ein Lebensführer von **Christ. Ludw. Poehlmann.**

Geheftet M. 8.25. Gebunden M. 10.50.

„In Deutschlands höchster Not erhebt sich eine Stimme zur Rettung unseres Volkes. Nicht wie andere Stimmen, die bemüht sind, diesen oder jenen Schaden zu flicken oder wirtschaftliche Einzelfragen zu lösen, sondern eine, welche die ganze Existenz- und Glücksfrage an der Wurzel fasst. Sie ruft uns zu, unsere Weltanschauung von Grund aus zu ändern. Poehlmann zeigt uns in seinem Buche „Wie werde ich wahrhaft glücklich?", was allein wahres Glück ist, nämlich die innere Zufriedenheit, der Friede des Herzens und wie wir uns diesen Frieden durch aufrichtige Mitarbeit an der Fortentwicklung der Schöpfung sichern können, so dass es keine Lebenslage geben kann, die uns dieses Glück rauben könnte. Nicht das reichste Volk sollen wir werden, wohl aber das glücklichste. Nicht fliehen wird man Deutschland mehr, sondern es suchen, es als eine Gunst empfinden, in seine Glücksgemeinschaft aufgenommen zu werden."

Hildesheimer Allgemeine Zeitung.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

34. Jahrg. / Juli 1920 / 11. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

AUG 9 19

Digitized by Google

MANNESMANN
MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE
MULAG-AACHEN

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Juli 1920 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 12.—. | No. 11, IX. Jahrg.

Breslau als osteuropäischer Vorposten.

Von E. Trott-Helge.

Die aussichtsreichsten Wege für den deutschen Aussenhandel führen der jetzt herrschenden Auffassung folgend nach Südamerika und dem russischen Markte. Südamerika hat sich uns bereits wieder erschlossen; dort sind sogar während der Kriegsjahre starke Sympathien lebendig geblieben und die verbindenden Fäden nicht ganz abgebrochen worden. Ausserdem haben jene Länder, die zu unseren Gegnern zählten, mit der Ratifikation des Friedensvertrages auch wirklich Frieden geschlossen und allen noch vorhandenen und nachwirkenden Konsequenzen der Kriegszeit ein rasches Ziel gesetzt. Schwierigkeiten, die noch bestehen und den wechselseitigen weltwirtschaftlichen Verkehr hemmen und erschweren, sind ihnen nicht zur Last zu legen, sondern fallen auf die wirtschaftlichen Wirkungen des Weltkrieges zurück.

Ungleich schwieriger liegen die Dinge für die Wiederaufnahme der Verbindungen mit Russland. Alle bisherigen Versuche einer Neuanbahnung der Handelsbeziehungen sind gescheitert. Das Wirtschaftsabkommen zwischen dem Obersten Rate in Paris und den landwirtschaftlichen Genossenschaften des russischen Volkes kam zwar zustande, hat aber praktisch bisher nur geringe Bedeutung haben können. Auch zwischen Russland und Esthland kam der Wirtschaftsfriede zustande, nicht aber ein Warenaustausch. Und trotzdem Deutschland und Russland offiziell in Frieden leben, führen von hier nach dorthin und umgekehrt keine verbindenden Wege wirtschaftlicher Art. Der Grund ist überall derselbe: das vollständig zerstörte Verkehrswesen Sowjetrusslands ist das Hemmnis, an dem alle Bestrebungen zerschellen müssen. Ausserdem bedeutet die bolschewistische Herrschaft politisch eine nach vielen Ländern noch nicht überbrückte Kluft. Was die Beziehungen zu Deutschland anbelangt, so kommt hinzu, dass die Differenzen zwischen Polen und Russland einerseits und Polen mit Deutschland anderseits die Wiederannäherung verhindern. Sowjetrussland und Polen befinden sich inmitten kriegerischer Aktionen. Front steht gegen Front; dadurch wird der Trennungsstrich auch zwischen Deutschland und Russland gezogen. Und selbst, wenn diese neuen kriegerischen Verwicklungen nicht beständen, würde doch Polen ein Hemmnis bilden. Gestattet es doch einen Warendurchfuhrverkehr nicht, trotz aller Verhandlungen. Die Randstaaten sind demnach heute ein unübersteigbares Bollwerk geworden, das sich zwischen Deutschland und seinem hoffnungsreichen Warenabsatzgebiete der Zukunft, zugleich einer seiner wertvollsten Bezugsquellen für Rohstoffe erhebt.

So lagen die Verhältnisse, als die schlesische Provinzialhauptstadt Breslau in den Tagen vom 26. April bis 1. Mai ihre Frühjahrsmesse veranstaltete. In gewissen Industrie- und Handelskreisen, denen nicht nur diejenigen Schlesiens, sondern weit über seine Grenzen hinaus Interessenten im ganzen Reiche angehörten, erkannte man die Bedeutung einer solchen ostdeutschen Messe mehr und mehr. Selbst das Reich scheint seit Abhaltung der Reichsmessekonferenz, Mitte Februar in Berlin, seinen bisher eingenommenen Standpunkt gegen eine Dezentralisation der deutschen Messe allmählich zu wandeln. Gelang es doch den Vertretern der einzelnen deutschen Messestädte, ihrer entgegengesetzten Auffassung durch überzeugende Gründe Gehör zu verschaffen. Und besonders die schlesischen Vertreter hatten den Vorteil für sich, auf Breslaus hohe Zukunftsbedeutung für die Wiederaufnahme der osteuropäischen Beziehungen hinzuweisen. Ursächlich damit zusammenhängen mag wohl auch die an Breslau und Frankfurt a. M. gewährte Subvention von hunderttausend Mark für Messezwecke, welche von den Ministerien des Handels und der Finanzen unlängst bewilligt worden sind.

Auf Grund der kürzlich stattgehabten Breslauer Frühjahrsmesse, der zweiten allgemeinen Mustermesse seit Begründung der Messegesellschaft, soll in grossen Zügen erörtert werden, ob die auf der Konferenz betonten Gründe tatsächlich stichhaltig genug sind, um die Existenzberechtigung der Breslauer Messe zu bejahen. Der Beweis ist ihr tatsächlich gelungen. Wohl bestehen für Russland die schon erwähnten Lähmungserscheinungen fort, solange es nicht gelingt, mit Polen zum Frieden zu kommen, wohl ändert Polen auch Deutschland gegenüber seinen halsstarrigen Standpunkt nicht, im Gegenteil! Durch die politische Spannung, welche die bevorstehende Abstimmung in Oberschlesien hervorrief, haben sich die Verhältnisse sogar weiter verschärft, so dass die Breslauer Messe eigentlich in die denkbar ungünstigste Zeitepoche fiel. Sogar die Grenzsperre Polens gegen Deutschland hin bestand bis zum zweiten Messetage. Und doch sind polnische Messegäste in grosser Zahl nach Breslau gekommen und haben dort beträchtliche Einkäufe gemacht. Damit wird der stärkste und sichtbarste Beweis dafür geliefert, wie sehr Breslau und sein Markt für den polnischen Geschäftsmann in Frage kommt. Durch traditionelle Beziehungen wirtschaftlicher Art, erinnert sei nur an die Breslauer Woll- und Flachsmärkte mit Scharen polnischer Verkäufer, durch kulturell-dogmatische Bande, wie sie Breslau zwischen dem katholischen Deutschtum und Slawentum knüpfte, ferner durch die moderne jahrzehntealte Einrichtung des landwirtschaftlichen Maschinenmarktes der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien, einer Ein-

Digitized by Google

richtung, die jetzt in der Messe aufgegangen ist, haben effektiv die Polen schon seit jeher in Breslau einen Sammelpunkt und Schnittpunkt ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Interessen gesehen. Daraus erklärt es sich auch, wenn Deutschland und Slawentum sich dort besser verstanden und leichter fanden als anderswo im deutschen Osten. Und wenn jetzt dieses Verhältnis getrübt ist und schärfere Gegensätze sich hervorkehren, so muss doch einmal die Zeit kommen, da sie wieder verschwinden, schon aus Gründen der staatlichen Selbsterhaltung und von der überzeugenden Kraft der Notwendigkeit wirtschaftlicher Verbindungen der Völker diktiert. Mag dieser Augenblick näher oder ferner sein, die Tatsache bleibt bestehen, dass mit der Wiederaufnahme freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Polen und Deutschland Breslaus Bedeutung als wirtschaftlicher Sammelpunkt um ein vielfaches wachsen wird. Ist es doch die einzige ostdeutsche Grossstadt, die Hauptstadt der einzigen ostdeutschen Provinz, die mit dem Reiche noch in unmittelbarem und direktem Zusammenhange steht. Und darum werden sich die ostdeutschen Interessen dort konzentrieren müssen, insbesondere alle jene, welche auf wirtschaftlichem Gebiete nach Osteuropa hinüberleiten sollen. Posen und Danzig gingen verloren, Königsberg ist isoliert, war auch niemals ein Mittelpunkt wertvoller industrieller Interessen, wie Breslau es für seine in dieser Beziehung so wertvolle Provinz Schlesien ist.

Zeitlich zusammenfallen mit der polnischen Verfriedlichung wird voraussichtlich die Wiedereröffnung des russischen Verkehrs mit Deutschland. Das begreift zwar noch nicht in sich, dass dann die Verkehrskalamität gänzlich beseitigt sein wird. Indessen sorgt man bereits vor. Es ist bekannt, dass die Amerikaner Studienkommissionen nach Russland entsandt haben, die das Verkehrswesen und seinen devastierten Zustand studierten. Die Folge davon sind grössere Aufträge gewesen, welche in rollendem Material nach Nordamerika vergeben worden sind. Nicht ganz so allgemein dürfte bekannt sein, dass zurzeit auch eine russische Kommission in Deutschland weilt, um Aufträge in Eisenbahnmaterial, Kraftwagen u. dergl. zu erteilen. Und dass man hüben und drüben ernstlich bestrebt ist, durch Eisenbahnlinien, den Ausbau von Chausseen und Wasserstrassen die Kommunikationswege für den Güteraustausch möglichst zahlreich und direkt auszugestalten, beweist, dass auch regierungsseitig mit Russland als einem Zukunftsfaktor für unsere Warenausfuhr und Rohstoffversorgung gerechnet wird. Was Russland anbetrifft, so besitzt sein durch den Krieg der wichtigsten Glieder beraubter Riesenkörper tatsächlich eine solche Menge ungehobener Kraft, dass sichere Grundlagen für einen Güteraustauschverkehr vorhanden sind. Als Beweis dafür sei auf das russisch-esthnische Abkommen hingewiesen, nach dem Russland die Gütereinfuhr von dort mit Gold deckt. Bieten die Verkehrswege keine Möglichkeit für einen Naturalaustausch, so hält es im Schosse der Erde doch unermessliche Schätze bereit, um ausländische Guthaben decken zu können. Und die Form zu solchen Deckungsgeschäften bietet Russland teilweise durch Konzessionen auf seine Naturalreichtümer, seine Wälder, Silber- oder Platingruben. Das arme Russland ist demnach mit seiner landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und seinen unermesslichen Bodenschätzen tatsächlich reich und unter gewissen Voraussetzungen noch immer zahlungsfahig.

Wurden im Zusammenhange mit der Breslauer Messe bisher Zukunftsmöglichkeiten erwogen, die auf festen Voraussetzungen ruhen, so sei weiter auf einige greifbare Vorteile hingewiesen, die sie erbracht hat. Zunächst die wertvollen Wiederanbahnungen mit Ungarn. Es war dem ungarischen Handelsmuseum gelungen, weite Kreise des Handels, der Landwirtschaft und Industrie für Schlesiens Veranstaltung zu interessieren. Insbesondere beschloss die Landesgenossenschaft ungarischer Gewerbetreibender eine Beschickung der Messe mit einer Möbelausstellung und anderer Erzeugnisse einheimischen Gewerbefleisses. Erschwerend wirkte, dass der einzig mögliche Verkehrsweg für Güter und Personen über Passau führte, und ein unglückseliges Walten des Schicksals wollte es, dass die Waggons mit den Ausstellungsgütern unterwegs durch eine Eisenbahnkatastrophe grösstenteils vernichtet wurden. So kamen die ungarischen Vertreter nach Breslau mit leeren Händen. Sie hatten bei der offiziellen Eröffnung der Messe erklärt, Ungarn habe stets gefühlt, es brauche Deutschland, es habe Deutschland seine Sympathien unentwegt bewahrt und hoffe, dass daraus bedeutsame wirtschaftliche Beziehungen erstehen würden. So brächte man heute, was man habe und suche, was man brauche. Man kam mit dem Willen zum Wirtschaftsverkehr von Volk zu Volk. Und wenn durch ein widriges Geschick der Messebesucher niemals schauen durfte, was Ungarns Kunstfleiss und Geschicklichkeit in den letzten Jahren erstehen liessen, so hat doch das schlicht-ehrliche Bekenntnis seiner Landesvertreter nicht minder dazu beigetragen, zwischen Schlesien und Ungarn Bande zu knüpfen, die sich in naher Zukunft immer deutlicher auswirken werden. Allein schon Breslaus Bedeutung als Markt für landwirtschaftliche Maschinen lenkt das ungarische Interesse dorthin. Denn gerade Ungarn hat wie die meisten anderen Länder des europäischen Ostens und Südostens unter der Wucht des Krieges erkennen gelernt, was es mit einer rationell betriebenen Landwirtschaft auf sich hat und wie sehr die landwirtschaftliche Maschine geeignet ist, dem Grundbesitzer die Arbeit zu erleichtern und rentabel zu machen. Für alle jene Länder, die ganz im Gegensatze zu unserem so sehr viel ärmeren deutschen Boden eine drei- und vierfach fruchtbarere Scholle besitzen, wird es heute zur Pflicht, an ihrem Teile dazu beizutragen, dass für die Ernährung Europas alle schlummernden Kräfte geweckt und nutzbar gemacht werden. Diese Erkenntnis besteht heute besonders deutlich in Ungarn und darum wird sich von dort aus auch in immer steigendem Masse das Interesse auf die schlesische landwirtschaftliche Maschinen-Industrie und ihren jahrzehntealten Breslauer Ausstellungsmarkt lenken.

Was von Ungarn gesagt worden ist, gilt wenig verändert auch für den schlesischen Nachbarstaat Tschecho-Slowakien. Unter den Differenzen, die dort zurzeit zwischen Tschechen und Polen verschärft bestehen, schwinden die Gegensätze zu den Deutschen mehr und mehr. Sie werden zwar im Lande niemals ganz zum Verlöschen kommen und gelegentlich auch wieder stärker aufflackern, indessen besteht nach Reichsdeutschland hin diese Spannung nicht. Die tschechoslowakische Regierung hat sogar den ehrlichen Willen zu freundnachbarlichen Beziehungen, der bereits durch verschiedene Verträge und gegenseitige Abkommen zum Ausdruck kommen konnte. Wie sehr man bereit war, der Breslauer Messe zur Hilfe zu kommen, bewies, dass verschiedene Handelskammern, so Prag, Olmütz, Reichenbach, Brünn usw., zur Auskunfterteilung über die Messe bereit waren. Zur Messe selbst kamen zahlreiche Besucher aus Tschechien herüber, Einkäufer und andere Interessenten, die der Wunsch leitete, nach dem benachbarten Schlesien und seiner Hauptstadt wieder Verbindungen zu legen.

Auch von Österreich her hat sich ein reges Interesse erwiesen, trotzdem das arme unglückliche Land unter seiner wirtschaftlichen Bürde zusammenzubrechen droht. Mit seiner Gesundung wird Breslaus Bedeutung für Österreich und umgekehrt steigen, zumal die Verkehrsverbindungen zwischen beiden Ländern verhältnismässig gut geblieben sind und sich weiterhin verbessern werden.

Noch einige kurze Worte über die Messe und ihren

Digitized by Google

Verlauf. Von 600 Ausstellern im Herbst 1918 stieg die Ziffer auf 1200. Das ist ein respektabler Fortschritt, wenn auch die Bedeutung Leipzigs damit längst nicht erreicht ist, und der Ehrgeiz, sie zu erreichen, den Schlesiern fernliegt. Etwa die Hälfte waren nichtschlesische Aussteller aus Sachsen, Berlin, Frankfurt a. M., Nürnberg, dem Rheinlande, Thüringen, Hamburg und Württemberg. Gewiss ein Beweis dafür, wie stark man im ganzen Reiche Breslaus Zukunftsbedeutung für das osteuropäische Geschäft einzuschätzen beginnt. Durch die ungünstigen Verhältnisse nach Polen bedingt, war die Besuchsziffer von dorther verhältnismässig klein, immerhin trafen etliche hundert Polen ein. Ferner sah man Ungarn, Tschechen, Deutschösterreicher, Galizier, Holländer, Skandinavier und vereinzelt auch Engländer. Der Besuch aus Reichsdeutschland war an allen Messetagen ein unerwartet starker. Deutlich drückte zwar die allgemeine geschäftliche Zurückhaltung und Kauflust der Messe ihren Stempel auf. Die sehr problematische Erwartung baldiger Preisrückgänge — naive Gemüter sprechen sogar von Preisstürzen — verhinderte, dass der einzelne stark in den Markt griff. Aber dafür brachte die Gesamtheit der Geschäfte doch eine recht beträchtliche Umsatzziffer, an der das Ausland mit einem erheblichen Prozentsatze beteiligt war. Landwirtschaftliche Maschinen, Textilien, Kleineisenwaren, Werkzeug, Hausrat und landwirtschaftliche Geräte, Drogen und Chemikalien, dann aber auch technische Bedarfsartikel sind unter den gekauften Gegenständen in erster Reihe zu nennen. Und es ist ein Vorteil, den die Breslauer Messe für sich in Anspruch nehmen darf, dass sie sich zunächst auf eine Auslese industrieller Erzeugnisse und Messegüter beschränkt. Er umfasst in fünf Gruppen Gewebe und Bekleidung, Drogen und Chemikalien, Maschinen und Technik, Möbel und Inneneinrichtung, Bauwesen und Baumaterialien: alles Zweige der deutschen Industrie, die für die ost- und südosteuropäischen Märkte besondere Bedeutung haben.

Es liegt in der Ungunst der Zeit begründet, dass die zweite Breslauer Messe von ausländischen Ausstellern nur sehr wenig beschickt war. Auch das wird künftig anders werden. Ebenso wie sich ausländische Einkäufer mehr und mehr in Breslau und auf seinen von 1921 zweimal jährlich geplanten Messen einfinden werden, ebenso werden die Nachbarländer Ost- und Südost-Europas künftig einmal ihre Muster in Breslau zeigen.

Schliesslich mag noch darauf hingewiesen werden, dass es für alle am Export nach jenen Ländern interessierten Wirtschaftskreise Deutschlands von hohem Nutzen und zweckmässig sein würde, in Breslau Zweigniederlassungen, Agenturen und Musterlager zu errichten. Dadurch würde Deutschlands Wirtschaftsleben nach dem Osten hin eine Verschiebung erfahren, die um so notwendiger und wünschenswerter ist, als auch die gesamte wirtschaftliche Position Schlesiens eine Stärkung erführe. Sie ist um so notwendiger, als diese einzige noch mit dem Reiche zusammenhängende deutsche Provinz, die ihrer geographischen Lage nach ins slawische Gebiet weit vorgeschoben ist, unbedingt einer starken Stütze vom Reiche aus bedarf. Slawische Einflüsse sind eifrig an der Arbeit, das Deutschtum Schlesiens zu unterwühlen. Dem muss ein Gegengewicht geboten werden. Kulturell wie wirtschaftlich. Das muss man sich im Reiche immer wieder vor Augen führen, besonders jetzt, da die Abstimmung vor der Türe steht und riesengross die Gefahr erwächst, dass der deutschen Industrie eines ihrer wichtigsten Versorgungsgebiete mit Kohle und Erz, vor allem Zinn, entrissen werden könnte.

Wenn Breslau gerade in dieser Zeit unter tausend Schwierigkeiten den Plan der Frühjahrsmesse verwirklicht hat, so war das eine wirtschaftliche Tat, wie sie nur aus dem einmütigen Zusammenstehen mutiger und starker Geister geboren werden kann. Man hat diese Tat vollbracht, um Schlesiens Deutschtum und die wirtschaftliche Vormachtstellung Deutschlands nach aussen hin zu betonen, sowie alle schaffenden Kräfte zu sammeln. Aber man hat auch, als das grosse Werk in solch imponierender und würdiger Weise vollendet war, an das Gewissen des deutschen Volkes appelliert und daran erinnert, dass Schlesien und seine Hauptstadt Breslau der Stützung und Hilfe bedürfen, sollen sie für alle Zeit deutsch bleiben und jene Vorpostenstellung nach Osten hin wirklich einnehmen, zu der sie berufen sind.

Die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen im Wandel der Jahrtausende.

Von Jos. Schwickart, Ingenieur-Schriftsteller.

(Fortsetzung.)

Deutlicher als je zuvor zeigt die heutige Zeit dem deutschen Volk, auf welchem Gebiet eine Produktionssteigerung und dadurch eine Verminderung der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse notwendig ist. Im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht heute die Landwirtschaft und ihre Produktionsfähigkeit. Der anzustrebende Idealzustand wäre die Ernährung des Volkes durch seine eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, erzielt durch eine intensive und rechtzeitige Bodenbearbeitung und dadurch geleistete Produktionssteigerung der Erträgnisse.

Diese anzustrebende Produktionssteigerung durch eine notwendige Vermehrung der menschlichen und tierischen Arbeitskräfte durchführen zu wollen, scheitert von vornherein an der Tatsache einer fortgesetzten Abwanderung der Landarbeiter nach den Industriebezirken, sowie an dem Mangel oder gänzlichen Ausfall des Zustroms ausländischer Arbeiter. Dieser Mangel zwingt heute jeden Landwirt, nur den Bestand an Arbeitern und Gespannen, der zur Aufrechterhaltung seines Betriebes eben gerade durchaus notwendig ist, zu halten. Hierzu kommt noch als besonders ungünstiger Faktor, dass sich die kulturell wünschenswerten Arbeiten nicht gleichmässig auf das ganze Jahr verteilen, sondern auf nur wenige Monate zusammendrängen. — Die Folge davon ist, dass manche Arbeiten nicht oder nur mangelhaft ausgeführt werden können, ein Moment, das im umgekehrten Verhältnis zu dem Verlangen nach Produktionssteigerung steht. Denn je intensiver die Bewirtschaftung sein soll, desto schwankender wird innerhalb eines Jahres der Bedarf an Arbeitskräften (Abb. 89, S. 150.) Diese Spitzen im Bedarf an Arbeitskräften auszugleichen, muss mit maschinellen Kräften versucht werden.

Während die Kraftmaschine innerhalb des Hofes selbst als Lokomobile, Elektromotor, stationärer Benzin-, Benzol-, Petroleummotor, in den kleinsten Betrieben heute ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Ersatz animaler Kräfte bildet, ist sie für die Bearbeitung des Feldes fast ausschliesslich nur auf Grossgrundbesitzen in Gebrauch. Gerade für die Arbeit, die die meisten Anforderungen an Mensch und Tier stellt, nämlich für das Pflügen des Feldes, fehlt heute wenigstens für mittlere und kleinere Güter der Kraftpflug. Diesen Mangel hat die deutsche Industrie rechtzeitig erkannt und ist heute imstande, dem Landwirt, auch dem mitt-

Digitized by Google

leren und kleineren, ein Werkzeug anzubieten, das ihn instand setzt, seinen Betrieb intensiv und rationell zu gestalten und seine Konkurrenzfähigkeit mit dem Grossgrundbesitzer zu sichern, das seine Sorge um menschliche und tierische Arbeitskräfte wegnimmt, dem Volke in seiner Gesamtheit aber die Möglichkeit

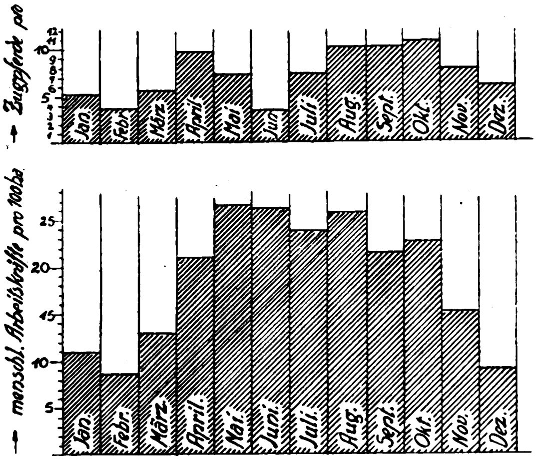


Abb. 89. Notwendiger Monatsbedarf an Arbeitern und Zugpferden bei intensivem Betrieb. (Zuckerrübenbau.)

verspricht, nahezu von den Erträgnissen des eigenen Bodens allein seine Ernährung zu sichern. Dieses Werkzeug ist der **Kraftpflug mit Verbrennungsmotor, kurz der Motorpflug.**

Der Motorpflug hat seinen Vorläufer in dem von J. Fowler in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführten und von dem Dichter-Ingenieur Max Eyth viel besungenen Dampfpflug. Es würde über den Rahmen der Abhandlung hinausgehen, die ganze Entwicklung vom Dampfpflug bis zum Motorpflug in seiner heutigen Vervollkommnung zu schildern. Notwendig für das Verständnis des Motorpflügens erscheint es jedoch, einen kurzen Überblick zu geben über die auf dem Markt befindlichen Dampf- und Motorpflugsysteme und ihrer wesentlichen Eigenschaften, sowie über die Anforderungen, denen das Pflügen mit Kraftmaschinen gewachsen sein muss. — Durch ein seinen Erfahrungen entsprechendes zielbewusstes, jahrelanges Arbeiten hat der Fabrikant gelernt, einen Kraftpflug herauszubringen, der einen nahezu vollkommenen Ersatz für animalische Arbeitskräfte bietet.

Das Pflügen mit Kraftmaschinen unterscheidet sich prinzipiell in zwei Systeme: Das Pflügen mit stehender Kraftmaschine und an Seilen gezogenem sogen. Seilkipppflug und das Pflügen mit beweglicher Kraftmaschine, die mit den Pflugkörpern über das Feld geht und deren Arbeitsweise sich mehr dem Prinzip des animalen Zuges nähert. Zwischen beiden Systemen stehen vermittelnde Übergangsarten. Als Kraftmaschine kommt die altbewährte Dampfmaschine (Lokomobile), der Elektromotor und schliesslich der Verbrennungsmotor (Explosions-Verpuffungsmotor) für flüssige Brennstoffe zur Verwendung. Bei der Wahl der Kraftmaschine wird für den Landwirt die Frage entscheidend sein, welche Maschine ist für die gegebenen Verhältnisse die günstigste im Verbrauch, in der Bedienung und Unterhaltung, aber auch die unabhängigste von den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen? — Ferner: welche Kraftmaschine gibt die universellste Verwendbarkeit, so dass neben dem Pflügen auch alle anderen Arbeiten, die sonst von tierischen oder ortsfesten Kraftquellen besorgt wurden, damit ausgeführt werden können? Nicht das Kulturpflugen allein, sondern auch das Schälen, Eggen, das Ernten von Getreide und Feldfrüchten, das Heimbringen der schwerbeladenen Wagen, der Antrieb der Maschinen auf dem Hofe, kurz alles, wozu menschliche und tierische Arbeitskräfte in hohem Masse erforderlich waren, soll durch die Kraftmaschine auf billigste und rationellste Weise besorgt werden. Dies sind die Anforderungen des Landwirts, die zu erfüllen das höchste Ziel unserer Kraftpflug-Industrie sein muss.

Für das System des Pflügens mit stehender Kraftmaschine und von ihr an Seilen gezogenem sogen. Seilkipppflug kommen ein oder zwei mit Seiltrommeln ausgestattete Kraftmaschinen zur Verwendung. Bei dem System mit einer Kraftmaschine bewegt sich an der einen Längsseite des Feldes die Kraftmaschine, auf der anderen ein Ankerwagen entsprechend der fortschreitenden Bearbeitung des Feldes vorwärts. Zwischen Kraftmaschine und Ankerwagen wird mittels Drahtseil ein Kipppflug auf einer Strecke von etwa 300—500 m hin- und hergezogen (Abb. 90). Beim Zweimaschinensystem wird der Ankerwagen durch eine zweite Kraftmaschine ersetzt. Dieses System hat sich, trotzdem es teurer ist und umständlicher erscheint, bei weitem besser eingeführt wie das Einmaschinensystem (Abb. 91).

Der Seilkipppflug eignet sich insbesondere für Grossgrundbesitze unter der Voraussetzung, dass ebene Flächen zur Verfügung stehen. Er hat den Vorteil für sich, dass der über das Feld gehende Pflug in seiner Fortbewegung unabhängig von der Bodenbeschaffenheit bleibt und dass die aufgewandte Kraft zum grössten Teil in Pflugarbeit umgesetzt wird.

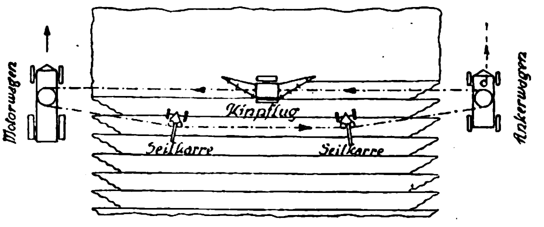


Abb. 90. Kipppflug mit einem Motorwagen und einem Ankerwagen.

Das erforderliche Bedienungspersonal ist naturgemäss ziemlich gross und verteuert den Betrieb. Der Anschaffungspreis der zwei Kraftmaschinen sowie aller sonstigen komplizierten Einrichtungen bedeutet die Investierung eines Kapitals, wie sie sich eben nur ein Grossbetrieb erlauben kann.

Als Kraftmaschine kommt vor allem die Dampfmaschine (Lokomobile) zur Verwendung. Sie hat den Vorzug hoher Überlastungsfähigkeit, verhältnismässig einfacher Bedienung, genügender Zuverlässigkeit unter normalen Bedingungen und gestattet die Verwendung billigsten Brennstoffes. Sie ist aber bei schlechten Terrainverhältnissen so ziemlich das unbeholfenste bekannte Kraftfahrzeug. Bei dem hohen Eigengewicht, der tiefliegenden Gesamtkonstruktion, insbesondere der Feuerbüchse, bleibt sie leicht an Weghindernissen hängen. Als Zugmittel für Wagen usw. kommt sie eigentlich gar nicht in Frage und ihre Verwendungs-

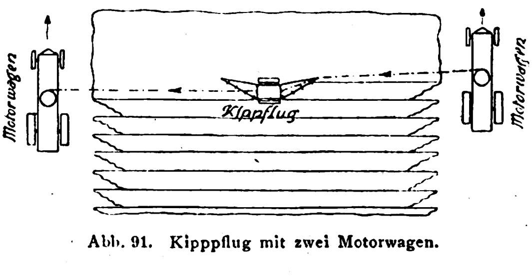


Abb. 91. Kipppflug mit zwei Motorwagen.

Digitized by Google

fähigkeit ist ausschliesslich für das Pflügen und den Antrieb stationärer Maschinen beschränkt. Von einer schnellen Betriebsbereitschaft kann man eigentlich nicht reden, da bei der Inbetriebnahme der Kessel erst hoch geheizt werden muss.

Ein wesentlicher Punkt für die Verwendung der Dampfmaschine überhaupt ist das zur Verfügung stehende Speisewasser. Nicht allein der Umstand, dass Brennstoff und Speisewasser zum Teil auf weite Entfernung (mehrere Kilometer) mit kostspieligen Gespannen zugefahren werden muss, das Speisewasser selbst muss auch den besonderen Anforderungen genügen. Hartes und schlammiges Wasser macht eine wiederholte häufige Reinigung der Kessel notwendig. Dies gibt Aufenthalte, die gerade während der Zeit der Hauptarbeit auf dem Felde besonders unangenehm ins Gewicht fallen und höchst unliebsame Störungen verursachen. Bei Grossbetrieben wird sich der Dampfspflug trotz der angeführten Nachteile und trotz seines hohen Anschaffungspreises durch die Verwendung von billigem Brennstoff (ev. Holz, Torf oder Stroh) so lange erhalten, bis es gelingt, eine im Verbrauch ebenso billige, aber leichtere Kraftmaschine zu fabrizieren.

Die Nachteile der Dampfmaschine haben zur Verwendung des Elektromotors geführt. Der Elektromotor braucht natürlich eine Stromzuführung, ev. von einer vorhandenen Überlandzentrale durch ein entsprechendes, heute jedoch ausserordentlich kostspieliges Leitungsnetz. Sein Anwendungsgebiet beschränkt sich also auf ganz bestimmte, günstige und nur äusserst seltene Spezialfälle. Für das Fahren zum Feld sind Zugtiere erforderlich.

Nach Bekanntwerden des Verbrennungsmotors (Explosions - Verpuffungsmotor) war der Gedanke naheliegend, diese leichte und anpassungsfähige Kraftmaschine auch für dieses Pflugsystem zu verwenden. Es hat sich jedoch gezeigt, dass die Lokomobile bei der Grösse der verlangten Maschinenleistung durch die Verwendung minderwertigsten Brennstoffes wirtschaftlich überlegen ist. Das Anwendungsgebiet für den leichten Verbrennungsmotor liegt dort, wo es besonders auf leichtes Gewicht ankommt, nämlich beim Pflügen mit beweglicher Kraftmaschine, die mit den Pflugkörpern über das Feld geht, beim Gangpflug. Alle Versuche, die Dampfmaschine als Dampfschlepper auch für dieses Gebiet anzuwenden, sind an ihrer vorhin geschilderten Unbeholfenheit, verursacht insbesondere durch ihr hohes Gewicht, zunächst als gescheitert zu betrachten.

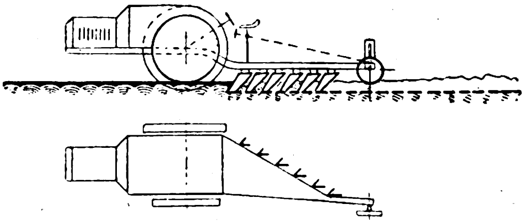


Abb. 93. Tragpflug.

Der Gangpflug verdankt seine schnelle Einführung im Gegensatz zum Seilkipppflug nicht nur seiner hohen Leistung, sondern auch seiner leichten Anpassungsfähigkeit an jedes vorkommende Gelände,

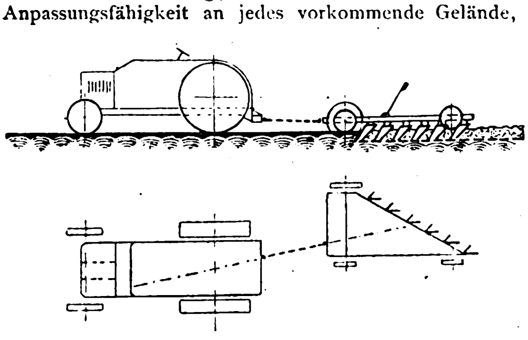


Abb. 94. Schlepppflug.

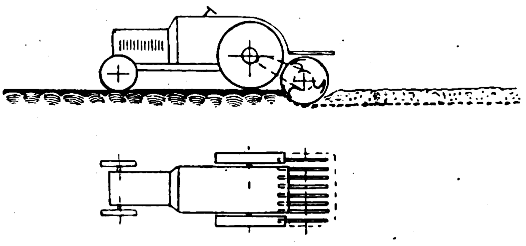


Abb. 92. Fräspflug.

der Einfachheit seiner Bedienung, der beliebig grossen Dimensionierung für alle vorkommenden Fälle und insbesondere seiner universellen Verwendbarkeit nicht nur für das Pflügen allein, sondern für alle vorkommenden Zugarbeiten auf dem Felde, wo grosse Kräfte erforderlich sind. Es sei noch erwähnt, dass zwischen Gangpflug und Seilkipppflug Übergangssysteme bestehen. So der Seilgangpflug, der normal als Gangpflug arbeitet, bei ungünstigen Verhältnissen sich an einem Seil fortzieht. Ferner der Seilautopflug, ein Schlepppflug, der unter ungünstigen Verhältnissen leer fährt, sich verankert und den Pflug durch ein Seil nachzieht, und schliesslich der Gelenkpflug.

Während die überwiegende Mehrzahl aller Dampf- und Motorpflüge das seit Jahrhunderten erprobte Arbeitswerkzeug, Schar- und Streichblech, verwenden, macht neuerdings ein System von sich reden, das den Boden auf eine ganz andere Art und Weise bearbeitet, es ist dies der sogenannte Motorfräserpflug (Abb. 92). Dieser Pflug besitzt rotierende, vom Motor angetriebene und in ihren Bewegungen von der Bewegung des Wagens unabhängige Werkzeuge in Form von Messern oder Zinken. Man könnte die Bearbeitung des Bodens vergleichen mit der Bearbeitung von Metallteilen, die einmal gehobelt werden können oder aber in wirtschaftlicherer Weise gefräst werden, nur mit dem Unterschied, dass bei der Bearbeitung derartiger Teile die Späne als Abfall betrachtet werden, bei der Bodenbearbeitung jedoch gerade die Späne den Hauptwert ausmachen. Ein Unterbringen der Decke, wie es beim Scharpflug gerade erreicht werden soll, verträgt sich natürlich mit diesem System nicht, denn die Erde wird wild durcheinandergewirbelt und fällt fein zerkrümelt zurück. Es entsteht also in einem einzigen Arbeitsprozess ein saatfertiger Acker, vorausgesetzt, dass der Boden eine bestimmte Trockenheit besitzt; denn bei nassem Boden tritt naturgemäss ein Verschmieren des gepflügten Feldes ein. Von den herstellenden Firmen wird deshalb dieses System insbesondere für spezielle Zwecke empfohlen; so zur Urbarmachung von Heide und Moor, aber immer unter der Voraussetzung, dass der Boden nicht steinig ist, da die schnell rotierenden Werkzeuge leicht verletzbare Organe sind.

Das Hauptinteresse richtet sich heute auf den Gangpflug mit Verbrennungsmotor.

Unter den Gangpflügen unterscheidet man wiederum zwei Systeme: das starre Tragpflugsystem, bei dem die Pflugkörper fest mit dem Gestell des Motorwagens verbunden sind (Abb. 93), und das unstarre des Schlepppfluges, bei dem ein besonderes Pfluggerät von dem Motorwagen (Schlepper-Traktor-Trecker) über das Feld gezogen wird (Abb. 94).

Für beide Systeme mag ganz allgemein vorausgeschickt werden, dass ihre Leistungsfähigkeit, das

Digitized by Google

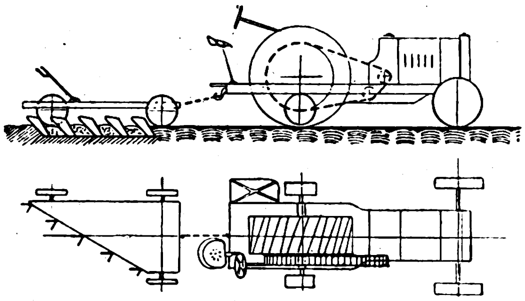


Abb. 95. Schlepper mit Trommelantrieb.

heisst die motorische Kraft, die tatsächlich in Pflugarbeit umgesetzt wird, hauptsächlich abhängig ist vom Verhältnis der Motorstärke zum Gewicht d:s Aggregates. — Denn es ist klar, dass ein Teil der Motorkraft dazu notwendig ist, das Eigengewicht des Motorwagens fortzubewegen. Verhältnismässig hohes Eigengewicht bedeutet also grossen Kraftverlust, weil geringe Kraftabgabe für die eigentliche Pflugarbeit, damit aber auch hohe Brennstoffkosten für die Einheit des gepflügten Feldes.

Über die zweckmässigste Grösse des Motorgangpfluges gehen die Ansichten auseinander, doch zeigt sich heute in der Hauptsache eine Nachfrage nach einer mittleren Grösse, die schon für Güter von 100 ha Anwendung finden kann mit einem Motor von etwa 20—30 Pferdestärken. Abgesehen von der Arbeit des eigentlichen Pflügens kann eine 60—80 PS-Maschine nie voll ausgenützt werden. So erscheint es z. B. unzweckmässig, mehr als zwei Bindemäher oder sonstige Maschinen an den Pflug bzw. an den Schlepper zu hängen. Ferner ist zu bedenken, dass bei grosser verlangter Leistung die Unterteilung in kleinere Einheiten den Grad der Betriebssicherung wesentlich erhöht. Hier kann dann ruhig einmal ein Aggregat aussetzen, der Rest wird dann unter Zuhilfenahme von Überstunden die verlangte Tagesleistung doch schaffen. Hierzu kommt noch, dass bei den leichteren Aggregaten die schädliche und den Grosspflügen eigentümliche Bodenpressung besser zu vermeiden ist. Ein ganz wesentlicher Punkt spricht für die kleine Type, es ist dies die erhöhte Einfachheit der Bedienung. Soll die Stärke des Motors bei wechselnder Belastung voll ausgenutzt werden, so ist ein Geschwindigkeitswechsel notwendig, d. h. die Geschwindigkeit des Fahrzeuges muss bei gleichbleibender Tourenzahl des Motors durch verschiedene Übersetzung in bestimmten Stufen regulierbar sein. Hierdurch wird bei langsamer Geschwindigkeit grosse, bei hoher Geschwindigkeit geringe Durchzugskraft erzielt. Je grösser und schwerer die ganze Maschine, desto mehr Geschwindigkeitsstufen sind im allgemeinen notwendig. Da gerade bei einer landwirtschaftlichen Maschine grösste Einfachheit erreicht werden muss, so ist auch eine einfache Geschwindigkeit, vorausgesetzt, dass die Verwendungsfähigkeit der Maschine nicht beeinträchtigt wird, vorzuziehen. Durch Wegnahme oder Hinzufügen eines Pflugschares, sowie durch Auswechseln des Kettenrades bei Kettenantrieb kann immer noch eine gewisse Differenzierung geschaffen werden. Dies ist eine Manipulation, die zwar umständlicher erscheint, jedoch in Wirklichkeit zuverlässiger ist und leichter verstanden wird.

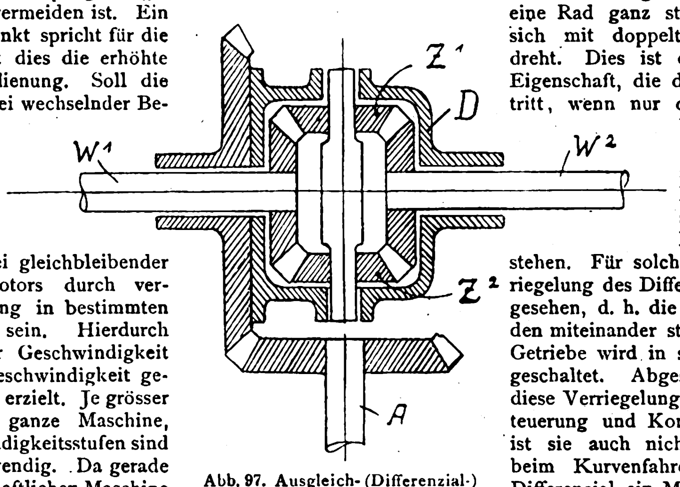


Abb. 97. Ausgleich- (Differenzial-) Getriebe.
Die Antriebswelle A treibt das Differenzialgetriebe D und somit die Wellen W¹ und W². Die Zahnräder Z¹ und Z² drehen sich zunächst nicht. Bleibt W¹ zurück, dann dreht sich W² durch Abwickeln (Umdrehen) der Kegelräder Z¹ und Z² auf W¹ und W² mit entsprechend vergrösserter Geschwindigkeit.

Beim Tragpflug wie beim Schlepppflug lehnen sich die gebräuchlichsten Ausführungen in ihrem konstruktiven Aufbau an die als bekannt vorausgesetzte Ausführung des Motorwagens an. Auf einem Rahmen aus Profileisen sind im allgemeinen nacheinander angeordnet: der Kühler mit Ventilator, der Motor — meist stehende Bauart — zwei oder vier Zylinder, die Kupplung, das Getriebe, der Radantrieb mittels Kette oder Ritzel. Die Fortbewegung kann durch zwei Räder

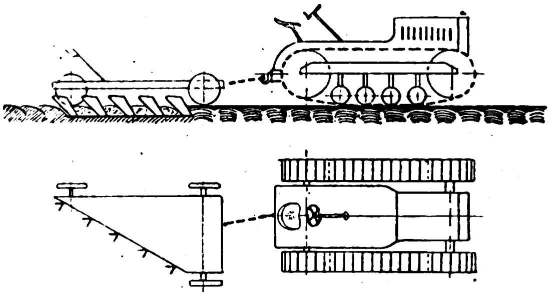


Abb. 96. Carterpillar (Raupenkettenantrieb).

wie beim Motorwagen (Abb. 95), durch ein einziges breites, in der Mitte liegendes Rad (Trommelantrieb) oder durch eine Raupe (endlose Schienenkette) geschehen (Abb. 96).

Bei zwei Rädern ist ein Ausgleich- oder Differenzialausgleichgetriebe (Abb. 97) erforderlich, beim Kurvenfahren muss bekanntlich das äussere Rad einen grösseren Weg beschreiben als das innere. Wären beide Räder starr miteinander gekuppelt, so müsste eins derselben in der Kurve rutschen. — Ein Befahren enger Kurven wird dadurch zur Unmöglichkeit. Erreicht wird durch das Differenzialgetriebe ein Zurückbleiben der Umfangsgeschwindigkeit des einen Rades bei einer entsprechenden Steigerung der Geschwindigkeit des anderen Rades. Dieser Unterschied kann so gross werden, dass das eine Rad ganz stillsteht, das andere sich mit doppelter Geschwindigkeit dreht. Dies ist eine unwillkommene Eigenschaft, die dann in Erscheinung tritt, wenn nur das eine Rad festen Untergrund findet, das andere bei nassem oder sandigem Boden versinkt oder sich einschaufelt. Der Pflug bleibt dann stehen. Für solche Fälle ist eine Verriegelung des Differenzialgetriebes vorgesehen, d. h. die beiden Räder werden miteinander starr verbunden. Das Getriebe wird in seiner Wirkung ausgeschaltet. Abgesehen davon, dass diese Verriegelung wiederum eine Verteuerung und Komplikation bedeutet, ist sie auch nicht ungefährlich, da beim Kurvenfahren mit gesperrtem Differenzial ein Materialbruch die unausbleibliche Folge ist.

Die Triebräder sind mit Sporen oder Greifern ausgestattet, um die Haftung auf dem Ackerboden zu erhalten und dadurch eine Durchzugsmöglichkeit des Pfluges zu gewährleisten. Für Strassenfahrt werden die Greifer meist abgenommen oder umgelegt.

Digitized by Google

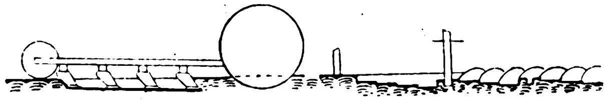


Abb. 98. Ungleiche Furchentiefe beim Tragpflug bei verschiedenem Boden.

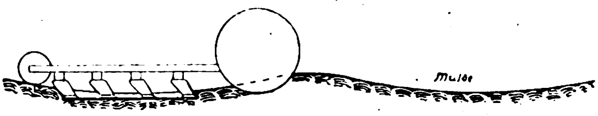


Abb. 99. Ungleiche Furchentiefe beim Tragpflug in Mulden.

Von den Gangpflügen sei erst der Tragpflug einer kurzen Betrachtung unterzogen. Er ist unter den Motorpflügen das älteste gut eingeführte System.

Wie bereits erwähnt, ist der Tragpflug gekennzeichnet durch eine starre Verbindung der Pflugschare mit dem Rahmen des Fahrzeuges. Die Höhenverstellung der Pflugschare erfolgt durch Heben oder Senken des Pflugrahmens mit Hilfe des hinteren Leit- bzw. Lenkrades. Bewegen sich beide Antriebsräder auf dem ungepflügten Boden, so ist der Pflug landgängig. Bewegt sich das eine Antriebsräd, und dies ist der häufigere Fall, in der bereits vorgepflügten Furche, so nennt man den Pflug furchengängig. Im letzten Fall sind schmale Antriebsräder, die in der Furche Platz finden, notwendig. Die schädliche Bodenpressung wird dadurch sehr gross und ein Versinken oder Eingraben des Pfluges ist eine häufige Erscheinung.

Soweit für die Höhenverstellung des Leitrades und damit der Pflugkörper die menschliche Kraft ausreicht, kann ein Nachteil in dieser Ausführung nicht erblickt werden. Ist aber die Kraft des Motors notwendig, so bedeutet dies auch die Anbringung entsprechender

Abb. 100.
Pflugarbeiten in Kurven beim Tragpflug.

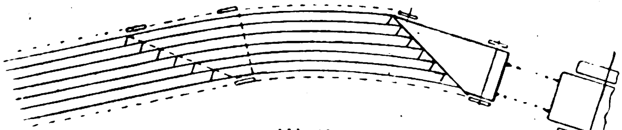


Abb. 101.
Pflugarbeit in Kurven beim Schlepppflug.

Sicherheitsvorrichtungen und der Pflug ist wieder um einige empfindliche Organe reicher.

In der Praxis zeigt dieses System folgende bemerkenswerte Eigenschaften. Es zeichnet sich aus durch eine gute Manövrierfähigkeit, insbesondere kann das Rückwärtsfahren und dadurch das Auspflügen kleiner Ackerstücke ohne weiteres stattfinden. Bei der starren Verbindung der Pflugschare mit dem Rahmen jedoch werden alle Stösse ungedämpft auf das ganze Aggregat übertragen, — Brüche, Rahmendeformationen usw. sind eine häufige Erscheinung.

Gleiche Furchentiefe für alle Schare ist schwer zu erreichen (Abb. 98). Bei verschiedenem Boden drückt sich einmal das in der Furche gehende Rad zu tief ein oder das Landrad geht zu hoch, die Furche wird ungleich tief. In Bodensenkungen (Abb. 99) macht sich eine ähnliche Erscheinung geltend, die um so stärker auftritt, je länger der Rahmen ist. In der Kurve (Abb. 100 u. 101) wird die bearbeitete Fläche breiter, die Pflugarbeit deshalb bis zur Unbrauchbarkeit schlecht und wird von dem wirtschaftlichen Rundpflügen daher bei diesem System im allgemeinen Abstand genommen.

Furchenkrümmungen werden beim Tragpflug (Abb. 102 u. 103) verstärkt, falls das rechte Triebrad in der Vorfurche oder parallel hierzu läuft. Bei hartem Boden findet das Leitrad im Boden keinen genügenden Halt, es flattert, und die Lenkungsfähigkeit des Pfluges wird stark beeinträchtigt.

Das Vorgewende ist bei den meisten Pflügen dieses Systems sehr gross, bis zu 20 m.

Der Tragpflug bildet eine Spezialmaschine, die eben in erster Linie auf die Pflugarbeit zugeschnitten ist und auch hier nur auf das Tief- bzw. Kulturpflügen; denn gerade für die wichtige Arbeit des Schälens muss die geringe Arbeitsbreite durch eine besonders hohe Geschwindigkeit ersetzt werden, um die Motorkraft auch nur einigermassen wirtschaftlich auszunützen oder es muss der Tragpflug durch Anhängen von Schälpflügen auch als Schlepper benutzt werden, wobei jedoch das eigentliche Schleppersystem den Vorteil höherer Betriebssicherheit aus den vorhin erwähnten Gründen für sich hat.

Den Übergang des starren Tragpflugsystems zum unstarren System des Schleppers bilden in der Hauptsache die Gelenkpflüge und die Kipppflüge. Bei den Gelenkpflügen sitzt am hinteren Ende des Fahrzeugrahmens ein Pflugrahmen, der durch eine besondere Hebevorrichtung vom Fahrzeug aus in der Vertikalebene der Pflugrichtung hochgeschwenkt werden kann. Dieses System weist im wesentlichen dieselben Vorteile bzw. Nachteile des starren Tragpflugsystems auf, beansprucht jedoch den Vorteil für sich, dass nach Abnahme des Pflugrahmens das Motorfahrzeug ohne weiteres als Schlepper verwendet werden kann. Das System des Kippgangpfluges verwendet seitlich am Motorfahrzeug gelenkig angeordnete Pflugrahmen, von denen in gleicher Weise wie beim Gelenkpflug abwechselnd, je nachdem das Fahrzeug vor- oder rückwärts fährt, der entsprechende Pflugrahmen gesenkt wird. Von diesen beiden Systemen hat nur das erstere eine gewisse Bedeutung erlangt. Die unliebsamen Eigenschaften des starren bzw. halbstarren Systems führen neuerdings zu einer Bevorzugung des Pflugschleppers.

Über den konstruktiven Aufbau des Schleppers ist bereits gesprochen, es sei nur noch erwähnt, dass im Gegensatz zum Tragpflug im allgemeinen alle Räder des Motorfahrzeuges auf dem ungepflügten Land gehen und dass bei den meisten Ausführungen zwei Leit- bzw. Lenkräder vorgesehen sind. Die Lenkbarkeit ist also unabhängig von der vorgepflügten Furche, und sämtliche Räder können so breit gehalten werden, dass die Bodenpressung nahezu unschädlich wird.

Abb. 102. Furchenkrümmungen beim Tragpflug.

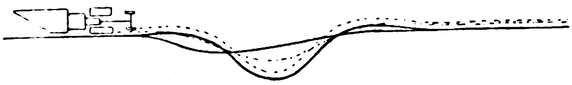


Abb. 103. Furchenkrümmungen beim Schlepppflug.

Digitized by Google

Die Verbindung von Schlepper und Pflug geschieht meist durch eine Kette unter Zwischenschaltung einer Feder und einer Zerreisssicherung. Hierdurch können selbst die grössten Hindernisse in ihrer Wirkung unschädlich gemacht werden. Verschiedene Bodenbeschaffenheit hat bei dem geringen Gewicht des Anhängepfluges keine Einwirkung auf die gleichmässige Furchentiefe.

In Bodensenkungen tritt der kurze Pflugrahmen vorteilhaft in Erscheinung. In der Kurve bleibt die bearbeitete Fläche praktisch gleich breit, Furchenkrümmungen werden selbsttätig ausgeglichen.

Die Lenkfähigkeit wird auch durch die verschiedenste Bodenbeschaffenheit nicht beeinflusst. Das Vorgewende bleibt im Gegensatz zum Tragpflug in seiner Grösse unbedeutend. Die Schlepper selbst unterscheiden sich im wesentlichen durch die Art und Weise wie die Motorkraft in die Fortbewegung umgesetzt wird, und um diese verschiedenen Möglichkeiten zu beleuchten, dürfte ein kurzer Überblick über die Entwicklung des Schleppersystems am Platze sein.

Als Kraftmaschine für die Feldbearbeitung war der Seilkipppflug mit Dampfmaschinenantrieb bis vor verhältnismässig kurzer Zeit der unbeanstandete Beherrscher des Feldes. Wegen der zeitraubenden Umständlichkeit des Arbeitsverfahrens kam dieser aber für mittlere und kleinere Güter kaum in Betracht. Erst das Bedürfnis nach einem Kraftpflug für kleinere Grundbesitze und für Spezialzwecke schuf den Motorgangpflug. Aber auch hier war es zunächst nur das Verlangen nach einer Spezialmaschine für Pflugarbeit als Ersatz für die immer teurer werdenden animalischen Zugkräfte. So entstand eine neue landwirtschaftliche Maschine, die diesem Verlangen, soweit dies bei den damaligen Verhältnissen möglich war, entgegenkam, es war dies der starre Motortragpflug. Bald jedoch stellte sich das Bedurfnis heraus, diese Spezialmaschine auch für andere Zwecke zu verwenden, also zum Ziehen von landwirtschaftlichen Maschinen, wie Garbenbinder u. dergl., wie auch von schwerbeladenen Wagen, kurz als Ersatz für Zugtiere.

Nun war der Gedanke naheliegend, eine Zugmaschine zu schaffen, die gar nicht den speziellen Zweck des Pflügens allein umfassen, sondern einen allgemeinen Ersatz für Zugtiere bilden sollte. Als Vorbild hatte man die Strassenzuglokomotive und das Lastautomobil, und tatsächlich lehnen sich die meisten heute auf dem Markt befindlichen Schleppersysteme, sowohl was den Aufbau wie auch die Durchführung der Konstruktion betrifft, an diese Vorbilder eng an, ja man ging darin so weit, dass man anfangs die gewöhnlichen Strassenfahrzeuge mit grösseren und breiteren Rädern versah und als Zugmaschine auf dem Acker verwendete, während heute bereits eine Spezialisierung eingetreten ist, die jedoch die Abhängigkeit von der Konstruktion der Strassenfahrzeuge nicht verwischt. Ganz abgesehen von der Ausführung von Motor und Getriebe, die mitunter direkt vom Automobil übernommen sind, ist heute die wichtigste Frage: wie wird die Motorkraft in die Fortbewegung des Fahrzeuges umgesetzt? Hier gilt es sich freizumachen von der Anschauung, dass auf dem weichen Ackerboden mit denselben Mitteln für die Fortbewegung auszukommen sei, wie auf der harten Landstrasse, und tatsächlich musste die Bodenhaftung durch auf die Antriebsräder aufgesetzte Greifer vergrössert werden, die nach und nach eine besondere konstruktive Durchbildung erfahren haben.

Der Krieg brachte eine ganz besondere Art der Fortbewegungsmöglichkeit für automobile (selbstbewegliche) Fahrzeuge hervor, es war dies die Raupe, die zum erstenmal bei den Tanks eine brauchbare Ausführung erfahren hat.

Es lohnt sich, eine kurze Betrachtung anzustellen, warum die Raupe für diese Fahrzeuge durchaus notwendig war und der Radantrieb für die Fortbewegung nicht verwendet werden konnte. Auf der ganzen Welt kennt heute jedermann, sei es durch eigene Anschauung, sei es durch Abbildungen die von einer Unmenge von Gräben, Granattrichtern, Drahtverhauen und sonstigen Weghindernissen durchzogenen Schlachtfelder. Hier mit einem mit Rädern versehenen Fahrzeug auf ein gegebenes Ziel ohne Umwege durchzukommen, war eine Unmöglichkeit, die eben nur durch den Raupenantrieb überwunden werden konnte. Ob sich die grosse Anzahl von Gelenken und von Rädern und Rollen, auf denen sich die Raupe entwickelt, schnell abnützt oder ob das Fahrzeug in seiner Herstellung kostspielig war, spielte in diesem Falle keine Rolle; ausserdem standen hinter der Front besondere Werkstätten für Reparaturen bereit. Die Hauptsache war, dass das Gewollte, nämlich das Überklettern von Bodenhindernissen, mit diesem an sich teuren und komplizierten Mittel erreicht wurde. Soll der Raupenwagen als Schlepper für die Landwirtschaft benutzt werden, so sind die Bedingungen wesentlich andere. Bodenhindernisse der geschilderten Art kommen nicht in Frage und sind zu umgehen, denn sie werden von den mit Gespannen gezogenen Fahrzeugen auch umgangen. Während im Krieg die Selbstbewegung der Tanks (Raupenwagen) der Endzweck war, genügt die Adhäsion der Raupe, sobald das Fahrzeug als Schlepper verwendet wird, im allgemeinen nicht, und die Greifer sind auch hier notwendig. Wenn also mit Antriebsrädern tatsächlich dasselbe erreicht werden kann wie mit der Raupe, nämlich die Umsetzung der Motorkraft in Zugwirkung, so verdient das Rad den Vorzug einer gar nicht zu vergleichenden Einfachheit und damit einer besonders schätzbaren Überlegenheit in der Billigkeit der Herstellung und Unterhaltung, sowie Betriebssicherheit. So hat sich denn auch der Raupenantrieb für den Schlepper trotz seiner konstruktiv guten Durchbildung nicht so eingeführt, wie es nach den Erfahrungen im Kriege erwartet wurde, weil eben die Bedingungen, die die Landwirtschaft stellt, ganz andere sind. Aber auch der Schlepper mit Radantrieb gibt in seiner häufigsten Ausführungsform im allgemeinen noch keine ideale Lösung dieser Frage, weil er noch sehr viel vom Strassenfahrzeug beibehalten hat. Beim Personen- wie beim Lastautomobil macht die Unterbringung des Laderaums einen Zweiradantrieb notwendig. Werden zwei Räder eines Fahrzeuges gemeinsam angetrieben, so ist zwischen denselben, wie bereits erwähnt, ein Kraftausgleich notwendig, denn beim Fahren in der Kurve beschreibt das äussere Rad einen grösseren Weg als das innere, seine Umfangsgeschwindigkeit muss also entsprechend grösser sein. Dieser Kraftausgleich, bestehend in einem Ausgleich- oder Differenzialgetriebe, bedeutet eine K o m p l i k a t i o n und V e r t e u e r u n g in der Herstellung und Bedienung, die bei Strassenfahrzeugen als selbstverständlich mit in den Kauf genommen sind. Beim Schlepper tritt praktisch noch eine besondere unangenehme Eigenschaft des Differenzialgetriebes in Wirkung. Findet eines der Antriebsräder keinen genügenden Halt im Boden, so fängt es an s i c h z u d r e h e n und s c h a u f e l t s i c h e i n, w ä h r e n d d a s a n d e r e R a d s t i l l s t e h t. Dieser Nachteil wurde erkannt und auch eine entsprechende Vorkehrung dagegen getroffen. Das Differenzialgetriebe kann für derartige Fälle durch ein Zusammenkuppeln der Antriebswellen der beiden Räder in seiner Wirkung ausgeschaltet werden. Vergisst der Führer diese Kupplung beim Fahren in der Kurve auszulösen, so verliert das Fahrzeug seine Lenkfähigkeit oder es tritt ein Materialbruch ein. So war der Gedanke naheliegend, zum Antrieb nur ein einziges Rad zu verwenden, das entsprechend breiter gehalten ist und in der Mitte des Fahrzeugs liegt. Dieser Einrad- — auch Trommelantrieb genannt — vermeidet die geschilderten Nachteile und scheint der tatsächlichen Lösung der Antriebsfrage am nächsten zu stehen.

Digitized by Google

1. Der Benz-Sendling-Motorpflug.

Die Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. H., Berlin NW. 7, Unter den Linden 57/58, bringt seit Mitte dieses Jahres einen Motor-Gangpflug nach dem Schleppersystem mit Einradantrieb auf den Markt. Wie der Name Benz-Sendling andeutet, bedeutet dieser Motorpflug in seiner Konstruktion und Ausführung eine glückliche Vereinigung der langjährigen Erfahrungen der Münchener Motorenfabrik Sendling im Bau von Motorpflügen und der Firma Benz in der Ausführung und Durchbildung der Konstruktionseinzelheiten.

Grösste Einfachheit der Konstruktion, verbunden mit höchster Betriebssicherheit, leichte Bedienungsmöglichkeit auch für Nichtfachleute, geringes Gewicht der Maschine und dadurch erzielte Sparsamkeit im Brennstoffverbrauch, stabile gedrungene Bauart und beste Wendefähigkeit, möglichst vielseitige Verwendbarkeit für alle vorkommenden Feld- und Hofarbeiten als wirklicher Ersatz für animalische Zugkräfte wie für ortsfeste Kraftmaschinen, waren die Hauptgesichtspunkte, die für die Konstruktion dieses Motorpfluges massgebend waren. Dazu kommt als überragender Vorteil der Benz-Sendling-Motor-Pflüge, dass trotz geringen Gewichts und der dadurch herbeigeführten Vermeidung einer schädlichen Bodenpressung grösste Bodenhaftung (Adhäsion) mit demselben erreicht wird.

Die Leistungsfähigkeit des Schleppers, verglichen mit der Zugkraft von Gespannen, ersetzt etwa 12—16 Pferde. Unter normalen Verhältnissen ist der Schlepper imstande, mit einem vierscharigen Kulturpfluge (Abb. 104) bei einer Furchentiefe bis 25 cm in einem Tage bei zehnstündiger Arbeitszeit etwa 10 bis 12 Morgen = 3 ha zu pflügen. Beim Schälen mit zwei fünfscharigen Schälpflügen und etwa 6—8 cm Tiefe beträgt die Tagesleistung etwa 25 Morgen. (Abb. 105.)

Die Abmessungen des Motorpfluges sind: Gesamtlänge des Schleppers 4 m, Breite 1,5 m, Höhe 1,5 m, Gewicht ca. 2000 kg (40 Ztr.), Gewicht des drei- bzw. vierscharigen Kulturanhängepfluges 450 kg bzw. 550 kg.

Der Brennstoffverbrauch an Benzol, Spiritus, Schwerbenzin, sowie Petroleumgemischen variiert entsprechend der Bodenbeschaffenheit und hält sich auf etwa 4—6 kg pro Stunde. Der Ölverbrauch beträgt etwa 0,3 kg/Std. Der Brennstoff- und Ölvorrat ist so bemessen, dass er für einen Betriebstag ohne Nachfüllung vollkommen ausreicht.

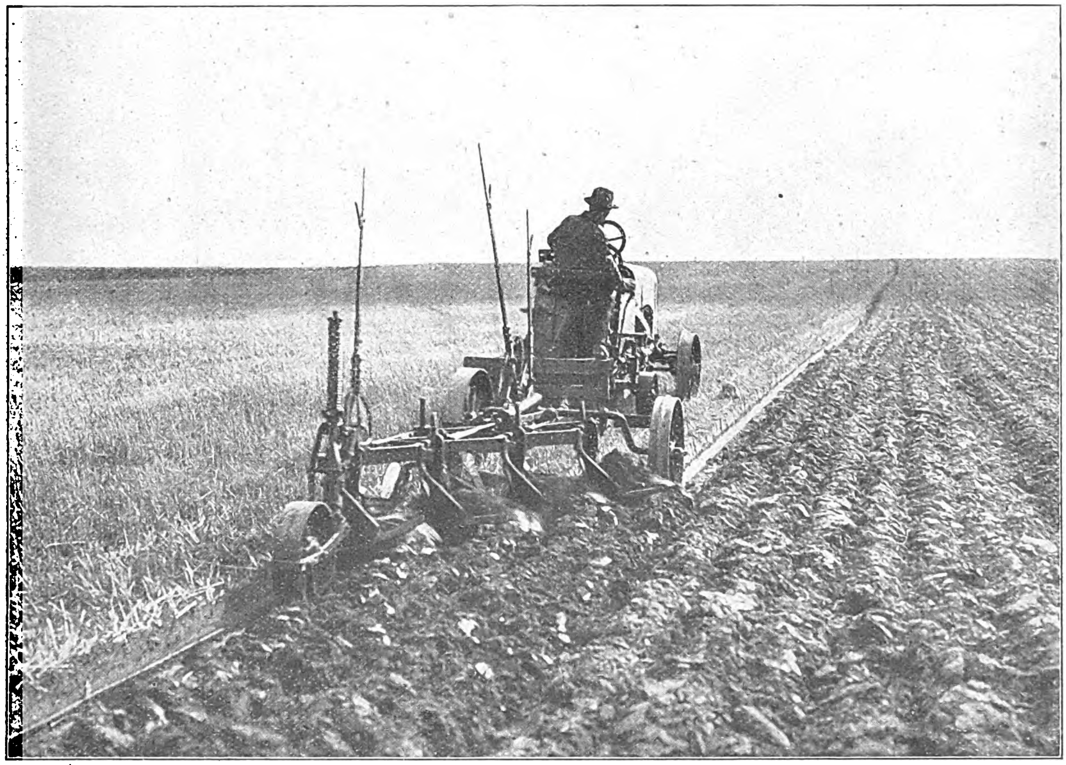


Abb. 104. Benz-Sendling-Motorpflug mit vierscharigem Kulturpflug beim Tiefpflügen. (Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. H., Berlin NW. 7.)

Die Bedienung geschieht durch einen einzigen Mann. Ein Hofjunge kann als Unterstützung zum Putzen der Scharen usw. beigegeben werden.

Der Motor trägt dem Verlangen nach grösster Einfachheit und Betriebssicherheit Rechnung. Er besitzt zwei, in einem Gussblocke vereinigte, wassergekühlte Zylinder, die nach dem Viertaktverfahren arbeiten und eine Leistung von 20—25 PS bei 800 Touren pro Minute ergeben. Das Material ist entsprechend den Erfahrungen im Automobilbau sorgfältigst gewählt und vergütet; von der Verwendung von Aluminium wurde, um eine grösstmögliche Betriebssicherheit zu erreichen, abgesehen. Gegen Staub und Witterungseinflüsse ist der Motor, wie überhaupt alle beweglichen Teile, bestens eingekapselt.

Die Kühlung erfolgt durch einen gelenkig aufgehängten, reichlich dimensionierten Wabenkühler,

Digitized by Google

der in seiner Wirkung durch einen kräftigen Ventilator unterstützt wird. Der notwendige Wasserumlauf ist durch eine vom Motor zwangsläufig angetriebene Kreiselpumpe gewährleistet. Der Kühlwasserverlust, auch an heissen Tagen, ist vollkommen unbedeutend.

Die Zündung geschieht durch einen bestbewährten Hochspannungsmagnetapparat, der mit einer besonderen Vorrichtung versehen ist, die auch bei langsamer Drehung einen kräftigen Zündfunken gibt und somit ein leichtes Ingangsetzen des Motors ermöglicht. Die Verstellung auf Frühzündung erfolgt selbsttätig. Ein Kurzschluss-Schalter mit Schlüssel befindet sich am Führersitz.

Die Schmierung ist als automatische Umlaufschmierung durchgebildet. Das Kurbelwellengehäuse dient als Ölreservoir und eine Zahnradpumpe führt das Öl in reichlicher Menge zwangsläufig den einzelnen Lagerstellen zu, von wo es wieder in das Ölreservoir zurückfliesst. Zur Kontrolle dient im Führersitz ein gut sichtbares Ölmanometer. Der Druck lässt sich durch ein Überdruckventil nach Bedarf regulieren. Ebenso ist die im Reservoir vorhandene Ölmenge leicht zu beobachten.

Die Brennstoffzuführung zum Vergaser geschieht aus dem hochliegenden Reservoir durch natürliches Gefälle. Vor Eintritt in den Vergaser wird der Brennstoff durch ein besonderes Filter gereinigt. Der Vergaser selbst eignet sich für alle Brennstoffe, die heute der Landwirtschaft zugewiesen werden. Er besitzt eine besondere Einrichtung für Leerlauf und sichert dem Motor weitgehendste Elastizität bei günstigem Brennstoffverbrauch. Ein Auswechseln der Düsen bei verschiedenen Brennstoffen ist nur in ganz besonderen Fällen notwendig. Für die Inbetriebsetzung des Motors, besonders bei kalter Witterung, erhält der Vergaser leichtflüchtigen Brennstoff aus einem kleinen Hilfsreservoir.

Die Regulierung des Motors erfolgt automatisch durch einen Tourenregler. Der Führer braucht sich also um die Regulierung des Motors, einmal auf Leerlauf oder Vollast durch einen Bowdenzug eingestellt, nicht mehr zu kümmern. Eine willkürliche Steigerung der Tourenzahl mit ev. nachteiligen Folgen ist nicht möglich.

Die Kupplung ist an der schweren Schwungscheibe des Motors angeflanscht und gestattet ein sanftes Anfahren des Schleppers. Leder oder Lamellen sind vermieden und die einfache gusseiserne Reibscheibe ist einem so geringen Verschleiss unterworfen, dass eine jahrelange Betriebsfähigkeit bei zeitweiser Nachbestellung, die leicht und schnell erfolgen kann, möglich ist. Bezüglich Bedienung ist diese Kupplung ausserordentlich anspruchslos. Ihre Betätigung erfolgt durch einen am Führersitz befindlichen Hebel.

Eine gelenkige Verbindung zwischen Kupplung und Getriebe gestattet im weitgehendsten Masse das bei Bodenunebenheiten unvermeidliche Durchfedern des Rahmens und dient zu gleicher Zeit als Puffer gegen etwaige Stösse, die auf Motor und Getriebe schädlich wirken könnten.

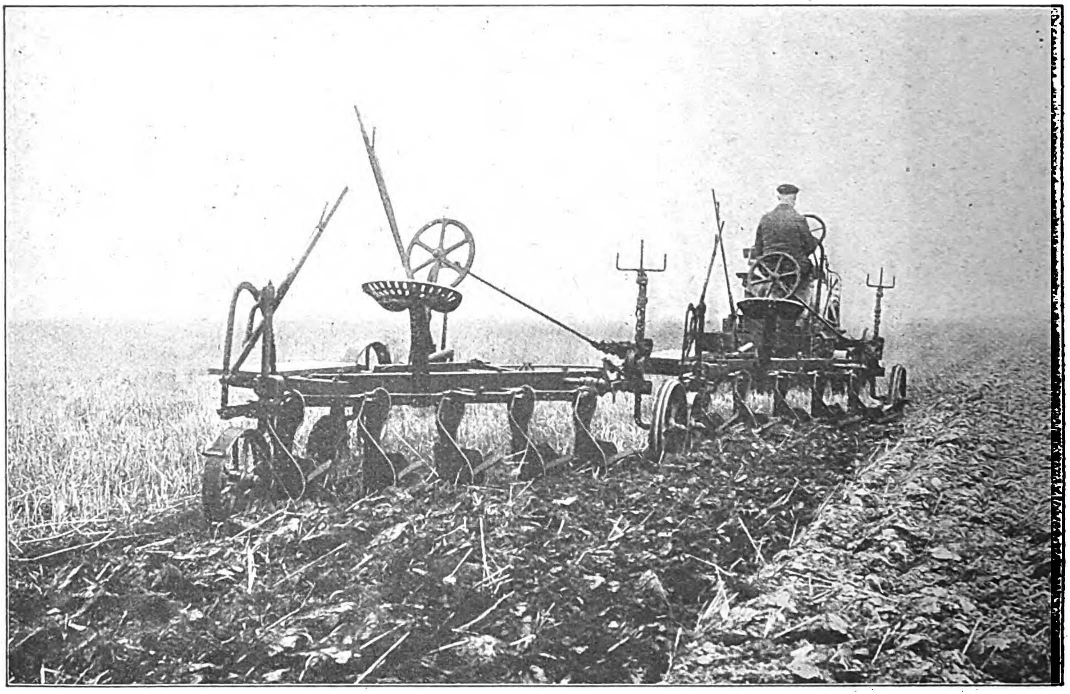


Abb. 105. Benz-Sendling-Motorpflug mit zwei fünfscharigen Pflügen beim Schälen.
(Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. H., Berlin NW. 7.)

Eine Bandbremse, an dem Getriebe angeordnet und durch ein Pedal betätigt, sichert dem Führer die Beherrschung der Fahrzeuggeschwindigkeit auf abschüssigem Wege auch bei ausgekuppeltem Motor.

Das Getriebe läuft in staubdicht verschlossenem Gehäuse in Ölbad auf sehr robusten Kugel- und Rollenlagern.

Zwei Kegelräder, durch ein stets im Eingriff bleibendes drittes Kegelrad angetrieben, laufen auf einer Querwelle, die eine vom Führerstand aus verschiebbare Klaue trägt. Beim Vor- und Rückwärtsfahren wird die Klaue vor- oder rückwärts verschoben und verkuppelt dadurch eines der beiden Kegelräder mit der Querwelle. Diese Welle überträgt durch ein weiteres Zahnräderpaar die Motorkraft mittels Gelenkkette auf das Antriebsrad. Das Kettenrad am Getriebe ist leicht auswechselbar und gestattet durch eine entsprechende Dimensionierung eine Abstufung der Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit, wie sie für die verschiedenen Arten der Feldarbeit am günstigsten ist. Die Kette selbst ist gegen ein Verschmutzen durch einen Kettenschutzkasten eingekapselt.

Das Antriebsrad ist sehr kräftig gehalten und besitzt eine breite Felge, wodurch Bodenhaftung und Bodenpressung auf ein günstigstes Verhältnis gebracht wird. Die Bodenhaftung wird vergrössert, einmal durch besonders geformte auf die Felge aufgenietete wulstenförmige Leisten, und dann durch umklappbare Greifer, die nach Bedarf durch Lösen einer Mutter in wenigen Minuten aufgestellt werden können. Das einzige Antriebsrad bedeutet einen Hauptvorteil des Systems. Nur hierdurch wird es ermöglicht, das Maschinengewicht soweit zu reduzieren, dass die vom Landwirt gefürchtete Bodenpressung nicht mehr eintritt, und

Teile der Maschine erzielt, so dass der Schlepper nach der leicht zu bewerkstelligenden Abnahme der Spurkränze von den Vorderrädern auch auf harter Strasse fahren kann.

Die Lenkung geschieht durch ein Handrad vom Führersitz aus, dessen Drehung durch eine gegen Stösse und seitlichen Druck selbstsperrende Schnecke auf die Vorderräder vermittelt wird. Der Lenkungseinschlag ist so gewählt, dass der Schlepper mit einem Radius von 4,5 m umwenden kann. Die Vorderräder bewegen sich ebenso wie das Triebrad auf ungepflügtem Land, wodurch nicht nur eine leichte Lenkung des Fahrzeugs erzielt, sondern auch ein schädliches Pressen der Furchensohle verhindert wird.

Die Anhängevorrichtung zum Anhängen von Pflügen oder sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen

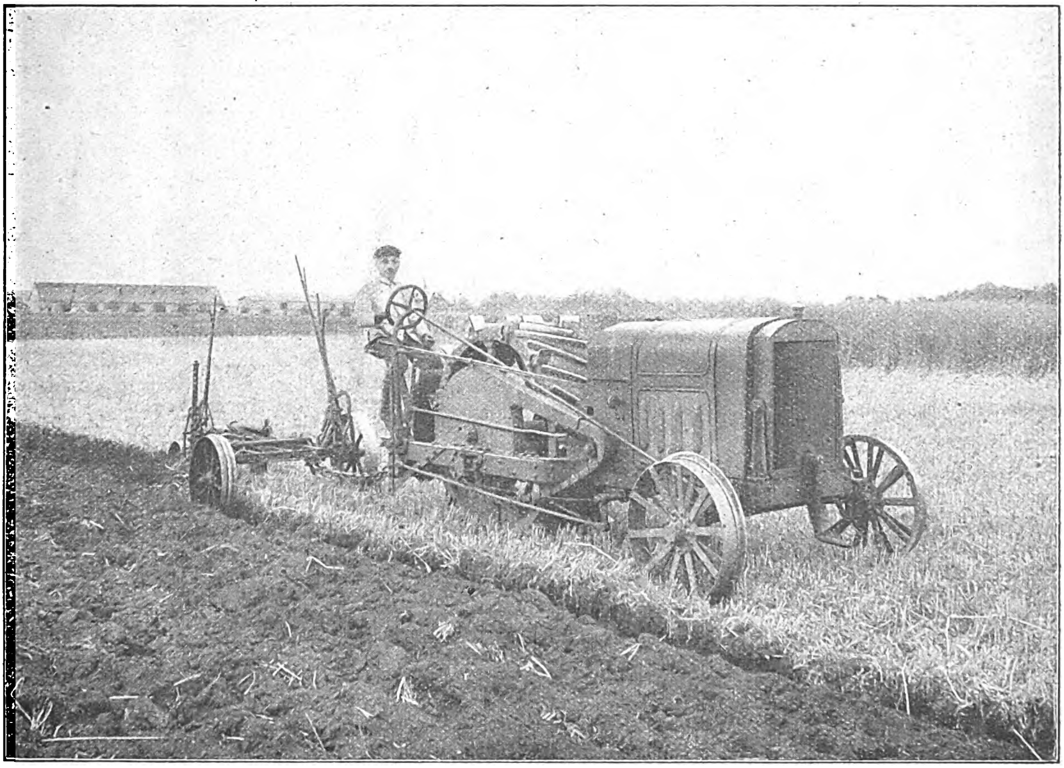


Abb. 106. Benz-Sendling-Motorpflug mit angehängtem Grubber
(Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. G., Berlin NW. 7.)

trotzdem die Bodenhaftung so gross ist, dass die Motorkraft fast restlos in Pflugarbeit umgesetzt wird. Während beim Zweiradantrieb eine geteilte Welle und ein Differenzialgetriebe mit seinen empfindlichen Kegelrädern und sonstigen unliebsamen Eigenschaften unvermeidlich ist, kann hier die Welle, auf der sich das Antriebsrad dreht, durchgehend und besonders kräftig gehalten werden und mit zur Versteifung des Rahmens dienen.

Stützrollen, die in der Höhe verstellbar zu beiden Seiten des Antriebsrades angeordnet sind, schalten eine Kippgefahr des Schleppers beim Fahren an Hängen aus. Bei einigermassen normalen Terrainverhältnissen sind diese Stützrollen nicht notwendig.

Der Rahmen ist aus Profileisen hergestellt und äusserst kräftig durchgebildet. Vorder- und Hinterachse sind fest mit ihm verbunden; erstere trägt die abgefederten und in Gabeln gehaltenen Lenkschenkel der Vorderräder. Durch die Federung der Vorderräder wird eine wesentliche Schonung aller empfindlichen

(Abb. 106), wie auch von Fuhrwerken, besteht in einem kräftigen, seitlich verschiebbaren Zughaken, der hinter dem Antriebsrad an der Quertraverse des Rahmens angebracht ist und in einer Kette. Eine zwischengeschaltete Pufferfeder nimmt alle Stösse auf und gestattet ein gleichmässiges Arbeiten des Motors. Eine Zerreisssicherung tritt dann in Funktion, wenn etwa der Anhängepflug auf unvorhergesehene Bodenhindernisse stösst. Ein Abbrechen der Pflugschar oder ein Verbiegen des Rahmens von Schlepper oder Pflug ist durch diese Vorrichtung unmöglich gemacht.

Der Transmissionsantrieb (Abb. 107) für Dresch- oder andere stationäre Maschinen auf dem Hofe wird durch Aufsetzen einer Riemenscheibe auf der verlängerten Getriebewelle hergestellt. Der Antrieb kann durch die Schaltung auf Vor- und Rückwärtsgang in jeder gewünschten Drehrichtung erfolgen und die Kupplung gestattet ein sofortiges Stillsetzen der Riemenscheibe. Der verhältnismässig schwache Motor tritt hier besonders günstig in Erscheinung, da eine rationelle Aus-

Digitized by Google

nützung desselben bei vollständig genügendem Kraftüberschuss möglich ist.

Das Verwendungsgebiet dieses Motorpfluges beschränkt sich infolge der glücklichen Wahl seiner Grösse nicht nur auf Grossgrundbesitze allein; denn diese Maschine soll gerade auch für Güter mittlerer Grösse von etwa 300—500 Morgen die gegebene Kraftquelle als Ersatz für Zugtiere bilden. Bei Grossgrundbesitzern bietet die Unterteilung der benötigten Maschinenleistung in kleinere Einheiten den ganz besonderen Vorteil erhöhter Betriebssicherheit, und vor allen Dingen wird dabei auch die den schweren Grosspflügen nachteilige Bodenpressung vermieden. Für das Lohn- und Genossenschaftspflügen ist der verhältnismässig geringe Anschaffungspreis des Aggregates hervorzuheben.

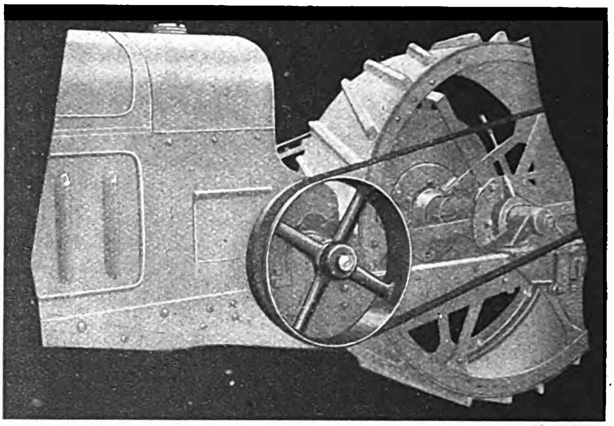


Abb. 107. Transmissionsantrieb für Dresch- oder andere stationäre Maschinen.
(Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. H., Berlin NW. 7.)

Die Lieferung umfasst den Benz-Sendling-Schlepper mit einem dreischarigen Kulturanhängepflug, der jedoch beliebig für vier bzw. zwei Schare kombiniert werden kann. Der Transmissionsantrieb befindet sich an jedem Schlepper. Die Dimensionierung der Riemenscheibe und die Form der Pflugkörper wird entsprechend dem Wunsche des Käufers ausgeführt. Die Lieferung der Schälpflüge mit besonderer Anhängevorrichtung erfolgt ebenfalls durch die Benz-Sendling-Motor-Pflüge G. m. b. H.

Kohlenersatz.

In die, so vieles Ungemach und so viele Verluste verursachende Kohlennot, die mit immer drohenderer Gestalt einem schon zerrütteten Wirtschaftsleben jede Arbeitsfreudigkeit und jeden Schaffensmut rauben will, fallen, wie aus trübem Himmel, aufheiternde Lichtblicke, die selbst dem Pessimisten die Überzeugung bringen müssen, dass hinter dem düsteren Gewölk ein blaues Firmament im hellen Sonnenschein doch glänzen muss. Vielleicht sind wir einer günstigen Wendung der Dinge näher, als wir, nach dem Unglück, das über uns gekommen, zu hoffen gewagt.

Einer dieser Lichtblicke war vor einiger Zeit die Nachricht von der Erfindung eines Südamerikaners, welche die Möglichkeit, die flüssige Luft zu Transportzwecken zu verwenden, in anscheinend greifbare Entfernung bringt.

Die zweite erfreuliche Kunde erzählt uns nun von den Arbeiten des norwegischen Ingenieurs Strehlenert, der ein Verfahren erfunden hat, nach welchem bei der Herstellung von Zellulose eine Art Kohle gewonnen werden kann, und zwar 540—900 kg von einer Tonne Zellulose. Diese Kohle besitzt einen Brennwert von 6800 Kalorien und einen Aschegehalt von nur 4—5 %. Eine nach diesem System erbaute Fabrik arbeitet bereits in Greaker bei Frederikstad. Man hat Grund zu der Annahme, dass die ganze Installation sich in Anbetracht des jetzigen Kohlenpreises sehr bald selbst bezahlen wird.

Noch einen dritten Faktor dürfen wir als sehr ermutigend betrachten, nämlich die Tatsache, dass immer mehr Ozeanschiffe eine Einrichtung erhalten, die sie es ermöglicht, statt der Kohle Petroleum zu gebrauchen, das in enorme Tanks eingepumpt wird. Nicht nur amerikanische und englische Dampfer sind es, die auf diese Weise der Welt jährlich Millionen Tonnen Steinkohle ersparen, auch die Japaner haben vor einiger Zeit angefangen, diese Neuerung einzuführen, da sie die grossen Vorteile derselben erkannt haben.

Fabrikant und Kaufmann auf der Leipziger Messe.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Industrie in steigendem Masse den Absatz ihrer Fabrikate selbst in die Hand nimmt. Die Leipziger Messe liefert hierfür eine treffende Illustration. Die Statistik der vergangenen Frühjahrsmesse, die das neueste Heft der „Leipziger Mustermesse" soeben veröffentlicht, bestätigt dies von neuem. Die Zahl der Fabrikanten macht auf der Allgemeinen Mustermesse 72,81 und auf der Technischen Messe 72,24 % aller Aussteller aus. Beachtenswert ist die geringe Abweichung beider Zahlen. Man sollte vermuten, dass der Anteil der Fabrikanten an der Technischen Messe grösser wäre als bei der Mustermesse, weil es sich in der technischen Industrie meist um kapitalkräftigere Unternehmungen handelt, die nicht so auf die Vermittlung des Händlers und Agenten angewiesen sind. Wenn man nun zu den Fabrikanten noch die 3,54 % der Verleger bei der Allgemeinen Mustermesse und die 1,79 % der Verleger bei der Technischen Messe rechnet, so bleiben für die Agenten und Händler abzüglich derjenigen, von denen man keine Angaben erhalten konnte, für die Allgemeine Mustermesse 18,56 % und für die Technische Messe 15,34 % übrig. Wie die Anteile der Fabrikanten, sind auch die Prozentsätze der übrigen Ausstellergruppen bei beiden Messen ziemlich gleich, nur die Zahl der Verleger ist auf der Technischen Messe kleiner, was ja ohne weiteres verständlich ist. Bemerkenswert ist ebenfalls, dass sich die Gliederung der vergangenen Frühjahrsmesse nicht wesentlich von der der Herbstmesse 1919 unterscheidet, ein Zeichen dafür, dass die Messestatistik über die Gliederung der Ausstellerschaft ein einigermassen zuverlässliches Spiegelbild der tatsächlichen Verhältnisse gibt.

Der Anteil der Produzenten an der Leipziger Messe war im Herbst 1919 und Frühjahr 1920 fast gleich gross. Beide Male machte der Handel im engeren Sinne nicht einmal den fünften Teil der Ausstellerschaft aus.

Digitized by Google

Die 3000. Lokomotive

wurde am 4. Juni seitens der Lokomotivfabrik Arn. Jung, G. m. b. H., Jungenthal bei Kirchen a. d. Sieg, zur Ablieferung gebracht.

Wenn auch in der heutigen Zeit, in der man schon mehr mit Milliarden zu rechnen gewöhnt ist, solch verhältnismässig kleine vierstellige Zahlen an sich nicht mehr allzuviel besagen wollen, so dürfte doch die Fertigstellung einer 3000. Lokomotive geeignete Gelegenheit sein, über die Entwicklungsgeschichte des Jubiläumswerkes, das heute zu den ersten und grössten des Siegerlandes gehört, einige, die Allgemeinheit sicher interessierende Einzelheiten der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

Anfangs des Jahres 1885 sammelte der Gründer des Werkes eine kleine Schar von etwa 25 Arbeitern um sich, um seinen schon lange gehegten Plan, den Lokomotivbau aufzunehmen, zu verwirklichen und damit dem Siegerlande einen neuen, die so reichlich vorhandenen Schätze an metallischen Rohmaterialien weiterverarbeitenden Industriezweig zu erschliessen.

Der emsigen Tätigkeit aller schaffenden Kräfte gelang es, die erste Lokomotive schon im Gründungsjahre (1885) zur Ablieferung zu bringen.

Rastloses Streben auf dem erwählten Spezialgebiete und die nutzbare Verwertung aller im Laufe der Zeit gesammelten Erfahrungen führten zu immer weiterer Vervollkommnung sowohl der Konstruktionen als auch der Werkseinrichtungen. — So erwarben sich denn die Jungschen Lokomotiven schon bald einen guten Ruf und das Absatzgebiet zog immer weitere Grenzen, so dass schon im Jahre 1891 die 100. Lokomotive die Fabrik verlassen konnte.

Unaufhaltsam schritt die Entwicklung des Geschäftes fort und es konnte denn im Jahre 1907 bereits die 1000., 1914 die 2000. und jetzt die 3000. Lokomotive aus den Werkstätten dem Betriebe übergeben werden.

Mit der Entwicklung des Geschäftes stieg auch die Grösse der hergestellten Maschinen. Die erste Maschine war mit $4^1/_2$ Tonnen Leergewicht für eine Leistung von 20 Pferdestärken gebaut. Die jetzt zur Ablieferung gebrachte 3000. Lokomotive hat dagegen ein Leergewicht von rund 85 Tonnen bei ungefähr 115 Tonnen Dienstgewicht und leistet etwa 1000 Pferdestärken. Es ist eine für schweren Güterzugdienst bestimmte vierfach gekuppelte Heissdampflokomotive für die Eisenbahndirektion Stettin. Von diesem gleichen Typ hat das Jungsche Werk in den letzten Jahren rund 360 Stück an die Preussische Staatseisenbahnverwaltung geliefert und so zu seinem Teil nach Kräften auch zur Besserung der Verkehrsverhältnisse in unserem Vaterlande mit beigetragen.

Seit dem Jahre 1898 wurden allein für die preussischen Staatsbahnen fast 1000 Jung-Lokomotiven geliefert, wovon über ein Drittel mit Heissdampf betrieben wird.

Doch nicht nur bei den preussischen Staatsbahnen, auch bei zahlreichen anderen in- und ausländischen Bahnverwaltungen sowie sonstigen Unternehmen fast aller Industriezweige sind die Jung-Lokomotiven gleich gut eingeführt; wurden doch bisher, ausser an Deutschland, auch an 47 europäische und überseeische Staaten die Erzeugnisse der Jungschen Werke abgesetzt. Man kann daher sagen, dass die Jungschen Lokomotiven wohl auf dem ganzen Erdball Einführung und Anklang gefunden haben.

Das Werk ist aus den kleinsten Anfängen heraus auf einer soliden Grundlage bis zu der heutigen Grösse herangewachsen. Im Jahre 1894 betrug die Zahl der Werksangehörigen etwa 165, stieg jedoch bis 1907 bereits auf 665, 1912 auf 775, 1914 auf 870 und heute finden bei vollem Betriebe, ohne Giesserei und sonstige Nebenbetriebe, über 1500 altgeschulte Arbeiter und Beamte lohnende Beschäftigung.

Die Werkstätten sind mit den neuzeitlichsten und leistungsfähigsten Einrichtungen und grösstenteils elektrisch angetriebenen Spezialbearbeitungsmaschinen ausgerüstet, sowie mit einer Dampf- und Wasserkraftanlage von ungefähr 2500 Pferdestärken, in Verbindung mit einer grossen elektrischen Licht- und Kraftzentrale, die ausschliesslich dem eigenen Gebrauch dient.

Getreu dem Grundsatz des Gründers wird die Jungsche Lokomotivfabrik durch rastloses Streben auf dem erwählten Spezialgebiete, den Bau von Dampflokomotiven für Haupt-, Neben-, Klein-, Strassen- und Industriebahnen jeder Spurweite und für alle Feuerungsarten, ferner feuerloser Lokomotiven für die feuergefährlichen Betriebe, zu immer weiterer Vervollkommnung zu führen und den bisher erworbenen guten Klang zu erhalten suchen, um immer grösseren Anteil zu nehmen an den bedeutenden Errungenschaften der deutschen Technik, die in erster Linie mit dazu berufen erscheint, an dem Wiederaufbau unseres deutschen Vaterlandes mitwirken.

Deutsche Ostmesse Königsberg.

Infolge des Friedensvertrages von Versailles ist Ostpreussen vom Mutterlande geographisch getrennt worden. Um nun der deutschen Wirtschaft nicht durch ausländische Konkurrenz, die sich bereits im Osten festgesetzt hat und Einfluss zu gewinnen droht, das Wasser abgraben zu lassen, wird in Königsberg, im alten Mittelpunkte des Handels für den Osten, eine regelmässig wiederkehrende Messe veranstaltet werden. Die erste ostdeutsche Messe Königsberg, die in fünf Gruppen gegliedert ist, findet vom 15. bis 20. August 1920 statt. Die Hauptabteilungen sind folgende:

1. Gesamter Bedarf der Landwirtschaft,
2. Gewebe und Bekleidung, Schuh- und Lederwaren,
3. Möbel und Hauswirtschaftsgegenstände,
4. Nahrungs- und Genussmittel (insbesondere Tabak), chemische und pharmazeutische Erzeugnisse,
5. Ostpreussische Spezialitäten.

Die Aufnahmefähigkeit des ostpreussischen Marktes ist im allgemeinen sehr gross. Ausser dieser Provinz werden sich auch Pommern, Westpreussen und die ehemaligen deutschen Gebiete des Ostens an der Messe beteiligen. Ausserdem gewinnt die deutsche Ostmesse Königsberg noch eine besondere Bedeutung durch die Exportaussichten nach den Oststaaten. In allen diesen Ländern tritt der Bedarf an Waren äusserst stark zutage. Seit Monaten laufen in Königsberg Anfragen aus den Oststaaten ein, um von hier den vielseitigen Warenhunger zu befriedigen. — Es ist daher mit dem Messbesuch aus Litauen, Lettland, Esthland, Finnland und Polen zu rechnen.

Die Leitung des Messamts, das mit Unterstützung des Magistrats, der Handels- und Handwerks- sowie Landwirtschaftskammer in Königsberg und dem Oberpräsidium für die Provinz Ostpreussen geschaffen worden ist, ruht in den Händen von Persönlichkeiten, die auf dem Gebiete des Messewesens grosse praktische Erfahrungen besitzen. — Insbesondere wird für die Heranschaffung der Messgüter und die Beförderung der Messbesucher Sorge getragen. — Die Ausstellungsräume werden in modernster und wirkungsvollster Weise ausgestattet. — Alles deutet darauf hin, dass die deutsche Ostmesse Königsberg weittragenden Wert für die gesamte deutsche Wirtschaft erlangen wird.

Digitized by Google

Auszeichnung.

Der **Benz-Sendling-Motorpflüge G. m. b. H., Berlin**, Unter den Linden 57/58, wurde seitens der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche seit vorigem Herbst direkt nach der Wanderausstellung in Magdeburg den Benz-Sendling-Motor bis in dieses Jahr hinein einer eingehenden Prüfung unterzogen hat, für ihren Pflug die höchste hierfür verfügbare Auszeichnung, nämlich die **Grosse silberne Medaille** zugesprochen, wobei dem Pflug gleichzeitig das Prädikat „neu und beachtenswert" zuerkannt wurde.

Bücherschau.

Mit dem **Bauernfeld-Preis** wurde soeben der aus dem deutsch-böhmischen Erzgebirge stammende Romandichter und Dramatiker **Victor Fleischer** ausgezeichnet. Fleischer hat die Stoffe seiner Romane, unter denen besonders der tief ergreifende Dorfroman „Wendelin und das Dorf" hervorragt, seiner erzgebirgischen Heimat entnommen, die er wie kaum ein Zweiter kennt. Später schrieb er eine Reihe sehr beliebter, bei allem humoristischen Einschlag doch tief angelegter Kleinstadtromane (Im Krug zum grünen Kranze, Der Wirt vom Berg, Der Haupttreffermichl u. a.) und neuerdings einen Wiener Roman: „Frau Monica und ihre Töchter". Victor Fleischer ist ein Dichter, in dessen Werken Volkstümlichkeit und feinste künstlerische Darstellung in seltener Weise vereinigt sind.

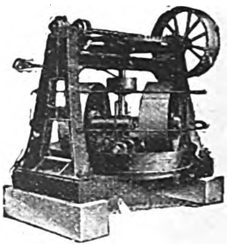
Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Breslau als osteuropäischer Vorposten. Von E. Trott-Helge . . . . 147—149
Die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen im Wandel der Jahrtausende. Von Jos. Schwickart, Ing.-Schriftsteller. (Forts.) . 149—154
1. Der Benz-Sendling-Motorpflug . . . . 154—158
Kohlenersatz — Fabrikant u. Kaufmann auf der Leipziger Messe . 158
Die 3000. Lokomotive 159
Auszeichnung — Bücherschau . . 160
Spediteur-Tafel 162
Bezugsquellen . . . . 163—167
Deutsche Werkzeugmaschinen . . . 168

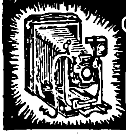
Eisenwerk Weserhütte
Aktiengesellschaft ··· Bad Oeynhausen i. Westf.

Besonderheiten:
Neuzeitliche
Ziegelei- und Zerkleinerungs-Maschinen
für Ziegeleien, Tonwarenfabriken, sowie besonders für die Schamotte- u. Dinasfabrikation

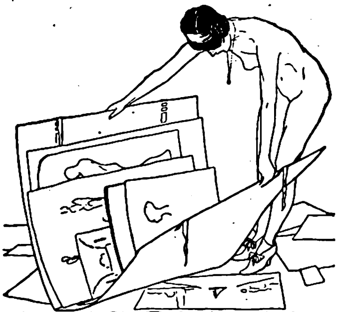


Pläne und Voranschläge kostenfrei.

„ESPI" PHOTOARTIKEL
VEREINIGEN GÜTE u. PREISWÜRDIGKEIT
U. RECHTFERTIGEN DADURCH DEN WELTRUF DER ERZEUGER-FIRMA
OTTO SPITZER
BERLIN W. 30.



NEUHEITEN-KATALOG Nr. 74 kostenlos.



KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG 94
Graphische Kunstanstalt

Internationale Automobil-Spedition
Carl Reich Hamburg 36, Bleichenbrücke 6
Tel.: Vulkan 2709, Elbe 6302
Telegramm-Adresse: Autotransport.
Spezialität: Verpackung von Automobilen in Kisten.
Sachgemässe Beförderung von:
Automobilen, Motorpflügen, Motorrädern, Flug- und Wasserfahrzeugen.

SPECIAL-FABRIK für LAGER-WEISSMETALLE
Ww. Louis Ebbinghaus, Hohenlimburg.

Feuerzeuge
Feuerzeughülsen, Gasanzünder,
— Massenartikel —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt, gegossen, poliert und galvanisiert.
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Export-Compagnie
Magdeburg, Papenstr. 14
Einkaufshaus deutscher Fabrikate

Digitized by Google

Flora

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

34. Jahrg. / Juli 1920 / 11. Heft

Die Ecke der Welt

Erzählung von Max Dreyer

(Fortsetzung)

Hildegard liebte es, an Maisonne sich vollzutrinken. Sie hatte ihr Ruderboot. Es war ihre Freude, allein in die See hinauszufahren, dann still zu sitzen mit gehobenen Rudern, den herabtropfenden goldenen Perlen gedankenlos zuzuschauen wie leise verrinnenden Minuten, die in die Ewigkeit sinken, oder sich über die Bänke zu legen und zu den weißen Wolken aufzublicken, von Schwänen sich in ein Märchenreich tragen zu lassen, fern von dem harten Lande, von der schweren Erde und ihrer grausamen Not. Das Wasser wiegte so leicht und leise. Mit losen Schaumhänden tastete es spielend, neugierig und plaudernd nach dem schwimmenden Holz, brachte es zum Klingen, entlockte ihm Sprache und Gesang.

Dies Träumen über dem Leben ohne das Leben des Daseins Höhe, des Daseins Fest, sein Wesen und sein Inbegriff —

Diese Erhabenheit über alle Not des Wollens und Begehrens in wunschlosem Schauen —

Dieses sich Lösen in das All ohne Gegensatz, ohne Widerstand, ohne Feindschaft — Frieden, Frieden — —

Und die Helle in sich einschlürfen, durch alle Poren, dieses warme, wogende Widerspiel von Glanz und Abglanz, von Sonnenlichtflut und glitzernden Wellen.

Dieses glückselige Blau — dieses frohlockende Grün —

Trinken, trinken von den reinen Farben und selber rein werden von dem Licht.

Ist dies nicht Andacht, dies nicht Erneuerung, dies nicht seelische Läuterung, ist dies nicht Wiedergeburt?

Pastor Morbrand — nein, nein — nicht an ihn denken. Nichts denken. Das Denken ist das Böse. Das Schauen ist gut. Schauen, immer nur schauen, Farben trinken und Licht.

Und so trieb sie auf den losen, erlösenden Wellen. Wie sie den Kopf einmal hob, traf aus der Ferne ein weißes Segel ihren Blick. In ihr dämmerte so etwas auf, daß dieses Segel anders sei als die gewöhnlichen, landesüblichen. Sollte Ditmar dort mit seinem neuen Fahrzeug kreuzen? Ditmar — wenn sie sich hier zusammenfänden —

Nein, nein — allein bleiben! Lieber allein —

Und sie trieb und träumte weiter. Und da, wie sie den Kopf wandte, kam ein Dunkles in ihr Gesicht, die Landzunge, die Ecke der Welt, daß sie unwillig erschreckt die Augen schloß und dem Boot einen Ruck gab.

Nun wollte sie fast von dem dunklen Streif zu dem weißen Segel flüchten. Ditmar, der Unbefangene, der Stillsichere, der Gleichmütige und stetig Helle — fügte er sich nicht am ersten in diese lichte und leichte Welt des Erdentrücktseins, des

 Nachdruck verboten. Copyright 1920 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Verflüchtigtseins aus Dumpfheit und Schwere?

Und zu ihm flüchten wollte sie vor dem drohenden Gespenst des Landes und der Erde.

Sollte sie zu ihm hinrudern, ihm ein Zeichen geben wie aus Seenot?

Nein, nein, wenn er nicht von selbst kam! Welchen Anlaß, welches Recht hatte sie, ihn zu rufen, der sich geflissentlich fern von ihr hielt?

Und war es nicht besser, allein zu sein? So barg sie sich wieder in dem luftigen Lichtschloß ihrer Einsamkeit.

Eines Tages aber geschah es, daß er es war, der sie suchte und zu ihr herangesegelt kam.

„Störe ich?" rief er herüber.

„Nein, nein!" gab sie laut und frei zurück. Frage und Antwort tanzten munter über die Wellen.

Ditmar strich das Segel. Sein Boot verlief sich langsam und legte sich dem Ruderboot zur Seite.

Die beiden Fahrzeuge rieben sich und knurschten aneinander — es war, als wenn zwei große Tiere sich liebkosten.

Ditmar beugte sich vor und hielt das kleine Boot fest. Das war alles wie ungezwungene Zusammengehörigkeit. Dazu die rauschende Frische, des Wassers belebender Atem und Duft.

„Zweimal habe ich Sie schon in Ihrem Boot bemerkt," sagte Ditmar mit seiner genauen Ehrlichkeit. „Ich habe mich niemals hergetraut."

„Nicht hergetraut?"

„Aus Eitelkeit nicht. Ich war mit meinem neuen Segel noch nicht im reinen. Ich hatte Angst, mich zu blamieren. Jetzt aber bin ich der Herr dieser Gewässer und habe die Macht, jedes Fahrzeug zu kapern."

Seine Augen wurden wie Jungenaugen, und es war ein Übermut darin. „Mir ist es auf dem Wasser ganz anders zumut," fügte er fast wie entschuldigend hinzu. „Manchmal muß ich an mich halten, daß ich nicht um mich schlage vor Ausgelassenheit. Ob das daher kommt, daß wir Langenbruchs eine alte Seeräuberfamilie sind?"

„Auch wir haben Seeräuber in der Familie gehabt."

„Sehen Sie. Da käme es jetzt also darauf an, wer das Schiff des andern kaperte!"

Jetzt aber schien es, als würde er selbst mit dem Ton unzufrieden, er bekam seinen beschaulichen Zug und wendete das Gespräch.

„Wir redeten neulich davon, was imstande wäre, alle Unzufriedenheit und alle revolutionären Geister zu bannen. Ich meinte, jeder müßte sein Stück Land haben. Aber ich gönne jedem noch mehr. Er müßte auch aufs Wasser kommen können. Ganz gewiß ist auch da für alle Platz. Und auf dem Wasser ist die Sorglosigkeit, das Ausruhen, die Erholung, die Leichtigkeit des Träumens, die Freude des Sonntags. Das Land ist die Arbeit. Das Wasser ist die Poesie."

Nun lächelte er. „Hier könnte man einen Witz machen." Er kam aus dem Text. Schulmeisterlich erschien ihm, was er sprach. Verlegen machten ihn die großen Augen, mit denen sie ihm zuhörte.

Ihre ungewöhnliche Schönheit ging ihm zum erstenmal auf, betörend durch das Suchende, Sichanlehnende, durch ein Fragendes, Sehnsüchtiges und Hilfsbedürftiges ihres Wesens.

Strudel und Wirbel, wie er sie nicht kannte, umzogen ihn, in Angst und Zurückbeben, in Hinstreben und Verlangen. Als wären auch hier Wassergeister am Werke.

Und wie sie selbst nach dem Rand seines Bootes griff, daß sie sich halte, daß sie ihn halte, daß die beiden Fahrzeuge beieinander bleiben sollten — da mußte er sich bezwingen, daß er zu dieser kleinen Hand sich nicht niederbeugte und sie küßte, diese flatternde und tastende, wie verflogene und nun zutraulich heimsuchende kleine Hand.

Sie sprachen stille Dinge miteinander. Und als sie sich trennten, hatten sie beide den Wunsch, daß diese Stunde wiederkehren möchte.

Und sie kehrte wieder, aber sie blieb nicht in der Stille.

Diesmal kam Hildegard aus einer Betstunde vom Pastor Morbrand. Da hatte es wieder ein Wühlen und Würgen gegeben, ein Brausen und Stürmen, ein Peitschen mit Fackeln. Verwirrt, verwundet und zerschlagen setzte sie sich in ihr Boot. Wieder träumte der Tag hin über dem kaum bewegten Wasser. Ruhe wollte sie,

Digitized by Google

Erholung, Vergessen. Sie sehnte Ditmar nicht herbei. Kaum, daß sie an ihn dachte. Aber sie wußte, er würde kommen. Und sie ruhte mit aus in dieser Sicherheit.

Sie lag in ihrem Boot, die Wellen zupften an den Planken. Sie hörte nur die eine Weise und schlürfte sie wie ein gutes Schlummerlied. Sie horchte nicht auf, sie lauschte auch keinem andern Klang, nicht nach einem heranrauschenden Kiel, nach einer schlagenden Segelstange, nach dem flatternden und zusammengerafften Tuch.

Nicht unerwartet, nicht erwartet kam der Freund jetzt an ihre Seite.

Sie war noch nicht fertig mit dem eben Erlebten, noch zuckte es in ihren Nerven, noch brannte es in ihren Lidern.

Er sah gleich, daß sie litt. Er wußte von ihrer Not, von ihrer Zerrissenheit. Er ahnte, er wußte, wie sie ihr das Leben verwüsteten. Ein Erbarmen durchfloß ihn. Schützen wollte er sie vor der Wildheit.

Lindern wollte er die Klage ihrer großen, heimatlosen, verlorenen Augen. Sie sollten sich wiederfinden, bei ihm sich wiederfinden. Neues Leben wollte er in ihnen aufleuchten sehen. Ein Glück sollte die Hin- und Hergestoßene, die Verstoßene, die Gejagte schirmen.

Wieder hatte seine Hand ihr Boot gefaßt, wieder suchten ihre Finger den Rand seines Fahrzeuges. Und jetzt sprach sie es selber aus: „Warum werd' ich so gequält!"

Sie bebte zurück vor den eigenen Worten. Etwas in seinen Blicken machte sie erschrecken. Aber der Ruf war einmal an ihn ergangen. Und er fühlte sich als Helfer und Beschützer.

Und er hielt nicht hinter dem Berge. Bei der einen Seite packte er es an. „Was müssen Sie auch immer wieder diesem geistlichen Vampir sich in die Hände liefern."

„Bossart selbst will es ja so."

„Kann er wollen, daß Sie so gepeinigt werden?"

„Er hat ja nur Hohn für diese Pein. Wie für alle religiösen Dinge. Vielleicht auch —"

„Nun?"

Sie konnte es nicht sagen, was ihr durch den Sinn schwirrte: daß er sie planmäßig in solche Qual hineinstieß, damit sie aufgestört, bedürftiger und verlangender zu ihm zurückkehrte — oder gar aus einer grausamen Lust an Schmerzen, die seine Genußsucht aufstachelte. Sie hätte für das alles, das wie Nebel und Schatten und Dunst, das wie ein schwüles, trübes Verhängnis über ihrem Dasein lag, auch keine Worte gehabt und gefunden.

Halb aus Verlegenheit und wieder, um aus alledem herauszukommen, wandte sie sich im Tone des Vorwurfs an ihn: „Nun haben Sie das neue Segel, und noch nie haben Sie mir gezeigt, wie das Boot damit läuft."

„Ich wußte nicht —"

„Sie hätten mich doch längst einmal auffordern können, mitzusegeln."

„Wollen Sie jetzt?" fragte er lebhaft. „Wir haben ja nicht viel Wind, aber er scheint nördlicher gehn zu wollen, und dann gibt es mehr. Kommen Sie, wir nehmen Ihr Boot in Schlepptau. Nun, wollen Sie nicht?"

Sie besann sich. Es war ein stilles und tiefes Zaudern in ihr. Dann nickte sie, stand auf, faßte seine Hand und sprang zu ihm in sein Boot.

Mit einem frohen Leuchten nahm er sie in Empfang. Dann machte er munter und behende das Tau ihres Bootes fest, zog sein Segel auf, und nun glitten sie in der sanften Brise leicht über die lustvoll zitternden Wellen.

Sie saß neben ihm am Steuer. Hinaus ging es aus dem Wust und Brodem, aus der Not und Bedrängnis in die Sonnenweite. Und es war einer da, der sie führte, der sie an sich nahm, der sie beschützte.

In stiller Hingegebenheit saß sie da und trank sich voll Frieden und gewann leichten Mut.

Dann fragte er sie, ob sie einmal das Steuer nehmen wollte. Erst war es ihr wie eine Störung ihres Ausruhens in sorglosem Vertrauen. Dann griff sie zu, und nun kam ein so herrliches Gefühl der Selbständigkeit und der Selbstbestimmung über sie.

‚Dahin fahre ich — dahin will ich — dahin kann ich — meine Hand ist Herrin über das Boot und seine Fahrt, Wasser und Wind dienen meinem Willen. Und freudig weitet sich für mich die unermeßliche sonnige Welt.'

Digitized by Google

‚Ich bin nicht gebunden, nicht an einen Erdenfleck, nicht an Erdennot, nicht an Haus und Schicksal.‘

‚Flügel tragen mich, ich bin frei.‘

Und so flog sie, fort auch von dem Begleiter, dem Fahrtgenossen, in der vollen Selbstherrlichkeit und dem Glück freiester Einsamkeit, daß es sie störte, wenn sie an ihn erinnert wurde.

Aber dann kam er ihr wieder näher. Und sie dachte: ‚Dir dank' ich ja diesen Flug! Es ist gut, daß ich bei dir bin, gut, daß ich dich habe.‘

Dann blickte sie ihm strahlend in die beglückten Augen, wenn er ihre Geschicklichkeit lobte, ihr Verständnis für Boot und Segel, ihr Sicheinfühlen in das Fahrzeug. Er sprach von einem geistigen Zusammenhang und von seelischem Band zwischen ihr und dem Boot.

Er hatte eine eigene Art, die Dinge zu beleben, wie sie Naturkindern eigen ist. Daran freute sie sich.

Und gerne hörte sie ihn von seinen Seefahrten erzählen, von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen. Dazwischen streute er stille, nachdenkliche Worte über Leben und Menschen. Dann zog doch ein Ernst durch seine Sorglosigkeit oder gar ein wehmütiger Klang.

Alles von ihm aber gab ihr ein freundliches, geradezu heimatliches Behagen, und er wurde ihr vertraut.

Niemand wußte von ihrem innerlichen Beieinander. Es sollte auch niemand von ihm wissen. Wie ein Geheimnis hüteten sie es beide.

Der Gedanke kam ihr: ‚Du mußt es Bossart sagen.‘ Aber davor entsetzte sie sich. Irgendein Ausbruch würde erfolgen, wahrscheinlich eine Entladung des Hohnes. Und ihre Scheu vor allem Heftigen wurde zarter und feiner von Tag zu Tag. Gerade je öfter sie mit Ditmar zusammen war.

Und gerade über ihn, den Gefährten, den Freund würde der Hohn herfallen! Er sollte ihr vor allem Häßlichen bewahrt bleiben.

Nichts, nichts von dem Üblen und Wüsten sollte an ihn rühren, an sie beide, an ihr Beieinander.

Bossart gehörte nicht in diese Welt, so mochte er hübsch draußen bleiben. Und der andere Quälgeist, der geistliche Schreckensmann gar — wenn irgendwo, machte man hier vor ihm drei Kreuze!

Jetzt ward sie wieder zornig über die beiden, die Gewaltigen, die Hab- und Herrschsüchtigen und freute sich, vor den Großen sich klein und zornig zu verstecken und so ein Spiel mit ihnen zu treiben, den Gebietern!

Und über den Zorn erhob sie sich zu einem Lächeln, verschmitzt und schelmisch, zu der listigen Schalkhaftigkeit einer eingeschlossenen, bewachten, gefangen gehaltenen Frau. Mit einer prickelnden Sucht, den hochfahrenden, gewaltsamen Zwingherren etwas anzutun und sie im stillen auszuhöhnen.

Aber in und mit dem Verstohlenen regte sich doch auch wieder ein Stück schlechtes Gewissen, eine Angst vor dem Entdecktwerden — und als Gegenschwingung eine Leichtfertigkeit, ein Abenteurertum, ein Ungebundenes und ein lustvolles Gefallen am Verbotenen.

Und ob sie's nicht wußte und nicht wollte: ein Begehrliches kam hinein, und wenngleich es nur ein Erwartungsvolles war, eine lauschende Sehnsucht.

Auch in Ditmar schwang das Sehnsüchtige. Mit der Freude am Helfen, am Wohltun, am Zufluchtbieten hatte es begonnen. Dann war ein Gefühl der Zusammengehörigkeit aufgewachsen, einer zärtlichen Habe, eines lieben Besitzes, dabei die Glücksempfindung eines Gebenkönnens, einer Kraft und einer Verantwortung. Das leuchtende Recht, zu hegen und zu halten!

Ein männliches Recht, der Stolz der Beschützer. Und damit im Innern, erst noch sich selbst verborgen, ein männliches Wünschen und Werben.

Mai, Sonne und Windstille liegt auf der See wie eine Decke zärtlich und weich, eine helle und doch heimlich leise Schleierhülle.

Erst hat ein leichter Südwest Ditmars Segelboot beschwingt, daß er die Gefährtin erreicht. Nun, wo sie bei ihm eingestiegen ist, schläft der Wind ein, und die Welt ist still, eine Welt der Träume.

So von der Stille behütet, sitzen sie beieinander.

Sie sprechen nicht, als seien Worte eine

Digitized by Google

Versündigung an der holden Heimlichkeit. Auch ihre Augen schweigen und ihre Gebärden, und über allem ist Traum.

‚O daß wir führen,‘ denkt sie einmal, ‚weit, weit fort! Warum liegen wir hier still?‘ Und wieder zieht es durch sie hin: ‚Nein, nicht fahren — dann gibt es Unruhe — Achtsamkeit und Arbeit — dann bleiben die Gedanken nicht so still und treu in sich versenkt —

‚Und sind wir hier nicht geborgen? Wie in einem Zauberschloß des Lichts und der Stille. Niemand darf zu uns herein — um uns ist ein Bann — nichts, nichts kommt über den Kreis —‘

Ihre Augen schließen sich, sie ruht, und es lösen sich ihre Glieder. Ihr Kopf sucht Halt, und er findet ihn an dem Arm des Genossen.

Sie fühlt ein Zittern in seinen Nerven wie ein Klingen, und dieses Klingen bebt durch sie hin. Wie eine feinschwirrende Musik flutet es durch ihre Adern auf und ab, halb prickelnd, halb betäubend. Müde macht es und wieder sehnsüchtig und wieder müde, ergeben macht es und so leise erwartungsvoll. Ein Flimmern ist es, ein Sichhineintasten in ein Unbestimmtes von Zukunft und Glück —

Und je mehr sie in sich selbst versinkt, um so tiefer birgt sie sich in seine Nähe.

Und dieses Auf und Ab, dieses Fluten und Verebben, derselbe Atemzug, derselbe Pulsschlag ist in ihnen beiden, der gleiche Lebensstrom rieselt durch sie beide hin, in dem gleichen Takt von Wünschen und Ruhen.

So sitzen sie nebeneinander, ihr Kopf bettet sich an seine Schulter, und ihre Lippen öffnen sich wie im Schlaf und doch wie dürstend.

Jetzt kann er nun doch dem Schauen nicht wehren, das sich in sie hineinsenkt, in ihre Schönheit. Und der Ruf der Schönheit lebt auf und klingt an die Sehnsucht seiner Sinne.

Voll Musik ist das Zauberschloß, von leise schwirrenden Geigen zittert die Luft. Ein Lauschen, zärtlich, das die Töne näher herbeilockt. Nun schwellen sie an und sind unwiderstehlich. Ein Sichneigen und Wiegen, ein Tanz, ein Wirbel —

Sie halten sich in den Armen. Der Reigen umschlingt sie. Das Glück spielt ihnen auf und singt ihnen sein Lied — — —

Die Musik war verklungen. Ein Schweigen — und in dem Schweigen war ein Erschrecken.

Jetzt hätten sie frischen Segelwind gebraucht. Fort! — Den Gedanken hatten sie beide. Über die See! In ein neues Leben!

Gab es ein Zurück für sie an dieses Land, wo die Weltenecke starrte, wo das Schicksal drohend sich aufreckte, das Schicksal, des Glückes Feind?

Bedrückend war jetzt die Stille. Lieber ein Sturm! Und mit gerefftem Segel durch den Gischt, ging es gleich auf Leben und Tod!

Aber die Stille ließ sie nicht los. Und das Schloß war jetzt wie ein Gefängnis.

Die Wirklichkeit stieß zu, das harte Geschehen. Nun gab es Nachdenken und Überlegen, nun gab es Kampf mit Furcht und mit Mut.

Hoch flogen die ersten Pläne. „Du kommst mit mir nach Langenbruch!“ bestimmte er.

Sie schmiegte sich an ihn und freute sich seines Überschwanges. Dann schüttelte sie den Kopf. Er war ganz der unbeholfene Junge. Ihr Frauensinn war der Lage eher gewachsen.

„Dann können wir uns hier nur gleich ertränken,“ sagte sie leise.

„Du sollst nicht zu ihm zurück!“

„Ich gehöre jetzt dir, das weißt du. Aber — ich will mit dir leben! Oder wollen wir jetzt kopfüber und blindlings hinein ins Verderben?“

„Ich geh’ zu ihm! Ich sag’ es ihm, daß ich dich gewonnen habe!“

„Ditmar — das ist es, was ich uns umbringen nenne. Dann wollen wir lieber hier gleich ein Ende machen.“

Sie zog sein ehrliches Ungestüm in die verschlungene Bahn ihrer scheuen List.

Es gäbe natürlich nur das eine, daß sie zusammen von hier weggingen. Dazu aber müßten Vorbereitungen getroffen werden. Sonst würde eben alles in Stücke geschlagen.

Sie fühlte sich fast gehoben, daß sie, die bisher Geknechtete, Vergewaltigte und Mißbrauchte, jetzt die Führerin war, die freie Herrin, die Bestimmende und Gebietende. Fühlte mit einem Stolz sich als die Überlegene, fand in diesem Gefühl einen Halt

Digitized by Google

gegen all das Wogende und Brandende und überwand die Verstörung.

⌘ ⌘ ⌘

Ditmar legte sich in die Ruder, da der Wind noch immer schlief; sie nahm das Steuer; so fuhren sie an Land.

Dort auf der Uferhöhe zeigte sich eine Gestalt.

‚Pastor Morbrand — bist du Wirklichkeit oder eine Vision? Bist du ein Spuk meines Gewissens? Hat das Geschehene dich leibhaftig hergezogen — mit geheimnisvollen Fäden?

‚Nein, nein — ich weiß es ja, daß du gerne dort oben deinen Nachmittagsspaziergang machst.

‚Und wenn dein Prophetengemüt dich hergezogen hat — ja, ja, du sollst es wissen, und ich will es dir bestätigen — es ist geschehen, ich habe es getan, die Ehe habe ich gebrochen, nun magst du mich verketzern und verdammen!‘

Sie dachte es höhnisch, störrisch und in zorniger Bitternis.

Dann, wie er an der Spitze der Landzunge stehen blieb und auf die See starrte, zu ihnen herunter, das drohende Wahrzeichen und Sinnbild dessen, was das fürchterliche Land für sie barg und ihnen bot — zuckte doch ein Schreck und ein Grauen durch sie hin.

Aber wieder hob sich ihr Unmut zur Ungebundenheit, und sie steigerte sich in Hitze und Haß und Hohn.

‚Ja du — wenn ich aus meinem Leben geworfen bin und wenn du verderbt mich schiltst — hast du mich nicht gepeitscht, statt mich zu schützen? Ich habe nach deiner Hand gegriffen, und sie krampfte sich um die Geißel!‘

Und wie ein grimmiger Übermut war es, daß sie jetzt gerade auf ihn zusteuerte wie auf eine nützliche und dankenswerte Lotsenmarke.

‚Wundere dich nicht,‘ rief es in ihr, ‚du wirst mich kaum wiedererkennen. Das Verbrechen — ja — das macht mich stark! Stark und frei!‘

Wie sie aber den Fuß aufs Land setzte, blieb nicht viel von ihrer Straffheit und Härte; sie sank zusammen und ihre Augen irrten.

Ditmar spürte ihre Bedürftigkeit. „Ich begleite dich nach Rotenfüer,“ sagte er fest und ruhig.

„Nein, nein!“ wehrte sie voll Angst und richtete sich steil in die Höhe. „Wollen wir denn in den Abgrund springen? Du mußt mich gewähren lassen. Ich — ich allein finde hier den rechten Weg für uns. Den Weg in unser Leben, Ditmar.“

Er blickte düster. „Der Gedanke an dein Zuhause —“

„Heute bin ich vermutlich allein,“ sagte sie ihm zum Trost. „Und die nächste Woche ist das große Regimentsfest in Berlin. Bis dahin bereiten wir alles vor. Morgen zu dieser Zeit sprechen wir uns hier. Da kommt der Pastor.“ Sie nahm seine Hand und drückte sie. „Du weißt, daß ich dein eigen bin.“

Sie gingen zusammen, Morbrand entgegen. Die Begrüßung war steif unter seinem bohrenden Blick, aber befangen wurden sie nicht. Ditmar hatte seine natürliche Gelassenheit in Bereitschaft. Hildegard aber hielt sich an das, was noch an Hohn und Zorn in ihr war.

‚Setz' du nur dein großes seelisches Vergrößerungsglas an die Augen,‘ dachte sie. ‚Blicke und frage und forsche. Was geschehen ist, gehört uns beiden, Ditmar und mir! Nichts davon lassen wir dich sehn!‘

Und eine Verwegenheit sprach in ihr weiter: ‚Es ist ja gar nicht so schwer, das Leben und seine Führung. Nur verstehen muß man sich darauf. Ich lern' es. Du — du hast es mich gelehrt!‘

Sie sprachen flüssig gesellschaftliche Gleichgültigkeiten. Dann brachte Hildegard es dazu, die beiden sich selbst zu überlassen und sich von ihnen zu verabschieden.

„Ich gehe hier ab,“ sagte sie bestimmt. „Die Herren haben denselben Weg.“ Gab ihnen die Hand und trennte sich von ihnen.

Sie konnte sich freuen über eine Verblüffung in Morbrands Gesicht, der eine Wendung machte, als wolle er bei ihr bleiben.

Schon hörte sie, wie Ditmar ihn ins Gespräch zog, und war von ihm befreit.

‚Diese Kurzfertigkeit hättest du mir nun auch nicht zugetraut. Aber so sind wir nun einmal, wir Übeltäter!‘

Doch ließ auch jetzt etwas aus den großen Augen dieses Großinquisitors sie nicht los.

Digitized by Google

Von Glockenklängen zitterte es ihr im Ohr, die zur Buße riefen und zum Bekennen.

Und da vor ihr zwischen den Bäumen des Parks tauchte das Herrenhaus von Rotenfüer auf. Sie sollte vor Bossart treten.

Vielleicht nicht sofort. Er war in die Stadt gefahren. Möglich, daß er erst morgen zurückkehrte. Das gab einen Atemzug der Erleichterung für das feige Herz.

Aber was war mit dieser kleinen Frist gewonnen? Zeit zur Überlegung? Überlegen — was war hier weiter zu überlegen? Hier gab es nur das eine oder das andere: Alles sagen oder alles verheimlichen. Wahrheit oder Lüge.

Und sie wußte, sie würde lügen.

Würde sich selbst mit Entschuldigungen betrügen und würde lügen.

Sie warf eine Bitterkeit auf sich selbst, die nicht weit war von Selbstgeißelung und Selbstvernichtung.

Was in ihr leuchtete von dem Glück, dem sie die Arme geöffnet hatte — das konnte unterweilen stumpf werden und erlöschen.

Sie fand sich in dem eichengetäfelten Wohnzimmer wieder. Alles war wie sonst. Der Abendsonnenschein spielte in dem Schnitzwerk des alten gotischen Schranks. Ein Strahl huschte über den altfranzösischen Gobelin, fuhr dem verschlafenen Pagen in die hochmütige Nase — es sah völlig so aus, als ob er niesen müßte! Nein — nieste er nicht wirklich? Sah die junge, mandeläugige, schmalfingerige Königin ihn nicht verstohlen lustig-lüstern an, und runzelte der grobschlächtige König nicht die schweren Brauen?

Die Frühlingssonne war es, der Frühling hatte sein Wirken, so ausgelassen jubilierte des Lebens frohe Unsterblichkeit, daß sie selbst das Sagenhafte und Sinnbildliche aus dem Todesschlaf zauberte.

Das Leben war stark und glücklich und sang seine Kraft hinaus in die Welt. Und Hildegard dachte: ‚Ich habe das Leben und habe mich, und ich will mich behalten!‘

Sie schrak zusammen. Drohte so etwas wie Vernichtung, daß sie sich gerade jetzt so stark und inbrünstig ans Leben klammerte?

Der Tod ist der Sünde Sold. Und hatte sie nicht gesündigt? Hatte sie nicht ein Verbrechen begangen?

Nur daß ihr Ditmar, der liebe, nun und nimmer als Verbrecher erscheinen wollte. Und war es nicht, als gäbe er ihr selbst von seinem Glanz? Als wäre ihrer Tat, die doch auch seine war, das frevelhaft Schlimme genommen! Das Verdammenswerte und Tödliche!

Warum denn zitterte sie so in dem Gedanken an Bossart?

Bossart — was war er für sie? Was war sie für ihn? Was wußte er von ihrem Leben, was wußte sie von seinem? Wußte sie, ob er ihr die Treue hielt? Wußte sie, was er tat, wenn er vom Hause abwesend war? Und geschah das nicht immer öfter in der letzten Zeit!

Ja, sie wußte es und sie wollte es wissen! Nie hatte sie danach gefragt. Jetzt aber fragte sie danach, und sie hatte die Antwort. Wie sie sie brauchte!

Wer sein eigenes Haus vergiftet mit ruchloser Sinnengier, wieviel zügelloser wird der da draußen sich austoben! Hatte sie nicht ihre Rechtfertigung?

Aber war das nicht die Entschuldigung, die sie vorausempfunden hatte — die Entschuldigung, gut dafür, sich selbst zu belügen, um dann auch ihn belügen zu können!

War es nicht die Ehe, was sie beide verband? War sie nicht des Hauses Hüterin? Die Priesterin des heiligen Herdfeuers, wie Pastor Morbrand gesagt? Wenn die Flamme unrein brannte und schwelte — war es nicht auch ihre Schuld?

Hätte sie den Verwahrlosten nicht retten müssen, ihn läutern und veredeln, ihn erheben aus dem schwülen Brodem? War sie nicht selbst mit untergetaucht in diesen Qualm und Dunst, mit gepeitschten Sinnen gezogen in Taumel und Betäubung?

Und wieder schwang das Gewissen die Geißel über sie, und Pastor Morbrands Augen geisterten zu ihr her — —

⁂

Bis in die Dämmerung saß sie, die Stirn in die Hände gelegt. Jetzt zuckte sie auf. Ein Wagen fuhr auf die Rampe.

Bossart! Sie hatte gehofft, er würde heut nicht mehr nach Hause kommen. Nun packte es sie an wie ein Fieberschauer.

Sie hörte ihn laut und heiser den Kut-

Digitized by Google

scher oder den Diener schelten. Dann tönte auf dem Gange sein Tritt, stoßend und schwer. Es waren alle Anzeichen dafür, daß er einen kräftigen Trunk getan hatte.

Sie horchte. Er ging in sein Zimmer. Eine Hoffnung leuchtete auf. Vielleicht sank er dort wie des öfteren nach wüsten Zechgelagen in vielstundenlangen Schlaf.

O wenn sie nur Zeit gewann! Wenn ihr nur jetzt das Zusammensein mit ihm erspart blieb! Aus jeder Stunde wuchs ihr mehr Klarheit, mehr Kraft und Sicherheit zu —

Aber schon hörte sie seine Tür ins Schloß fliegen. Und jetzt trat er zu ihr herein.

Aufrecht, gestrafft und angespannt, in den Augen den stieren, stechenden und gierigen Blick, den sie kannte und der sie entsetzte.

„Nun, Schatz? Freust dich nicht, daß ich wieder da bin? Du zeigst dich nicht, du empfängst mich nicht. Wie in einem Versteck hockst du hier!"

Er umspannte ihren Hinterkopf mit den Händen. „Willst du deinen Reiz damit erhöhen? Bin ich dir nicht zärtlich genug?" Und schon wühlten sich seine Lippen in ihr Haar.

Zuckend schlug ihr Kopf ihm an die Zähne. Er fuhr zusammen, seine Blicke bohrten sich in sie ein. Blutunterlaufen glotzten die Augen.

„Was ist mit dir?" keuchte er diesem unverhohlen heftigen Widerstand entgegen.

„Mir ist nicht gut," kam es, Lüge und Wahrheit zugleich, über ihren Mund.

Damit gab Bossart sich nicht zufrieden. Er hatte etwas Neues, eine Wandlung, eine Veränderung gespürt, und er ging auf den Grund.

„Du bist nicht wie sonst!" Seine Worte bohrten wie seine Blicke. „In dir wirkt etwas nach! Hast du etwas erlebt? Hat etwa die pastorale Inbrunst dich verstrickt? Dann muß ich dich also lösen aus diesen mystischen Banden!"

Und wieder zog er sie an sich, wollte ihr Widerstreben verhöhnen und daran seine Lust befeuern.

Da, aus ihren starrenden Augen, schlug es ihm entgegen. Es war wie ein Schrei von Grauen, von Widerwillen und Abscheu, daß er wie von einem Hieb zurücktaumelte.

Hier war ein Schicksal, fühlte er. Und nun packte er sie an.

„Wo warst du heute?"

„Auf dem Wasser."

Mechanisch fast und ahnungslos forschte er weiter: „Warst du mit Ditmar zusammen?"

Sie schwieg. Seine Blicke verschlangen sie. Sie schwieg. Sie wußte, daß dieses Schweigen tödlich war. Sie verstand nicht, daß sie kein Wort sprach. Aber sie brachte keinen Laut über die Lippen.

Seine Lider sanken über die verglasten Augen. Er stand wie ein Stein.

Und ihr fror das Blut.

Dann riß er die Arme zurück, warf den Kopf in den Nacken, rotes Feuer schoß ihm in die Augen und er lachte, jäh und grell.

„Ditmar! Hahaha!"

Wirre Flammen brausten ihm durchs Hirn. In Hohn suchte er Haltung.

„Der Duckmäuser! Entpuppt sich als Frauenjäger! Was hab' ich ihm alles abzubitten! Hahaha!"

Dann raste der Zorn ihm wieder im Schädel, und die Wut peitschte ihn. Er packte ihr Handgelenk. „Schmachtet ihr euch bloß an oder habt ihr einander schon?"

Sie schwieg. Seine Augen waren voll Blut. Er riß ein Terzerol von der Wand. „Willst du jetzt reden oder nicht?"

Ein Schauer überlief sie. Ein erstickter Schrei saß ihr in der Kehle. Ihr Auge traf die Uhr. ‚Fünf Minuten vor Dreiviertel,' las sie mechanisch. ‚Jetzt, mit diesem Zeitpunkt erfüllt sich mein Geschick.'

Und nun war all ihr Sinnen und Sehnen bei Ditmar. ‚Was wirst du fühlen,' fragte sie, ‚wenn du es hörst — was wirst du sagen und tun?'

Und blitzschnell erschreckte es sie: ‚Er wird dich ja auch niederschießen! Ich will sprechen, ich will lügen, für dich — und auch für mich, für uns beide will ich lügen —'

Sie schluckte und hatte schon ein Wort auf der Zunge, da machten Grauen und Ekel sie stumm.

Er beugte sich zurück, eine giftig grüne Flamme stach aus seinen Augen, sein Atem röchelte, und fauchend kamen die Worte: „Kommst du aus seinen Armen? Bist du noch warm von seinen Liebkosungen? Spukt dir die Buhlschaft noch im Blut? O das

Digitized by Google

Fraueninsel im Chiemsee. Gemälde von Prof. Richard Kaiser
(Aus dem Kunsthaus Brakl in München)

Digitized by Google

ist neu — du Satansweib — ah — sag' — bist du auf Unterschiede erpicht — ist die Amoureuse in dir aufgewühlt —"

Er stammelte bloß noch. Wie im Krampfe zuckte sein trunkenes Gehirn, verwüstet und zerrüttet.

Wild riß er sie an sich, trank an ihrem Nacken sich fest, schlug die Zähne hinein wie ein Tier — in verzweifelter Abwehr rang sie sich los und stieß die beiden Hände in seine Augenhöhlen, daß er betäubt zurücktaumelte.

Dumpf brüllte er auf, raffte das Terzerol vom Tisch, auf den er es geworfen hatte, drang mit der Waffe auf sie ein —

Sie wollte nicht, wollte nicht sterben, nicht von dieser Hand — eine Urkraft war in ihrem Abscheu — sie war stark — sie flammte und kämpfte —

In den Arm fiel sie ihm — drängte mit Ungestüm gegen ihn — suchte die Klingel zu erreichen —

Er warf sie zurück — dabei glitt er aus und stürzte hin —

Sie sprang auf ihn, ihm die Waffe zu entreißen — drückte sie von sich — daß sie ihm sich entgegenrichtete — da entlud sie sich.

Er krümmte sich — bäumte sich — zuckte und stöhnte — und schlug dann lang auf den Boden —

Sie flog in die Höhe und stand — und starrte auf ihn — mit brünstig forschenden, verlangenden Augen —

‚Bist du zum Tode getroffen? Es soll zum Tode sein! Du, heißt es hier, oder ich mit dem Geliebten! Darum sag' ich: du! du! du!'

Er richtet sich mühselig auf mit irrenden Blicken — sie stützt ihn nicht, sie hält ihn nicht, sie hilft ihm nicht —

Sie steht und starrt, verwünscht ihn und wünscht ihm den Tod.

Und horcht auf sein Röcheln, verlangend, fordernd. Und alle Fasern ziehen an dem letzten, leisen Aufschluchzen, mit dem sein Wesen ins Nichts hinabgurgelt. Von diesem letzten Klageton zittert etwas in ihr nach. Aber dann atmet sie tief, tief und weit, da sein Atem schweigt.

⁂ ⁂ ⁂

Jetzt kommt Bewegung in ihr eigenes Leben, Geschäftigkeit mit Berechnung und List. Sie tritt an die Klingel und läutet heftig.

Franz, der alte Diener, eilt herein. Entsetzt fährt er zurück.

„Der Herr hat sich ein Leid angetan!" ruft Hildegard bebend. „Robert soll sofort zum Doktor reiten! Und holen Sie Leute! Er kann doch hier nicht so liegen bleiben!"

Die Leute waren gekommen. Der Entseelte war auf das Ruhebett gehoben. Die starren Finger waren um die Waffe geklammert. Der Diener wollte sie herauslösen. „Das dürfen wir nicht," bestimmte Hildegard. „Das muß für den Arzt so bleiben."

„Der Arzt, gnädige Frau, kommt ja leider zu spät."

„Er muß aber sehn, was und wie es geschehen ist."

Nun brach sie zusammen. Franz mußte sie in ihr Zimmer führen, wo Jungfer und Mädchen sich ihrer annahmen.

Nach drei Stunden kam der Kreisarzt Doktor Ziemßen, grau, sehnig und hart. Er war ein Pedant und Materialist, behauptete gleichwohl, daß jeder Mensch einen mystischen Fleck hätte. Hier spielte bei ihm der Glaube an einen geheimnisvollen Zusammenklang zwischen der Lage, dem Klima, den Nebeln der Ecke der Welt und einem Hang der Angesessenen zur Schwermut und Selbstvernichtung, welchen die Statistik der Selbstmorde als unzweifelhaft bezeugte.

‚Wieder einer!' das war sein erster Gedanke, als Franz ihn zu dem toten Herrn mit der Pistole in der verkrampften Hand und dem Brustschuß führte, und er nickte wie zu einer Bestätigung.

Nachdem er seine genaue Feststellung gemacht hatte, suchte er die gnädige Frau auf, die seiner bedurfte.

Sie hatte sich von dem ersten Niederbruch ein wenig erholt und gab sich einen Ruck. Aber ihr Versuch, aufzustehn, scheiterte. Sie konnte sich nicht auf den Beinen halten und flog an allen Gliedern. Ihre Nervenkraft war aufgebraucht.

Der Arzt sah ihren Zustand mit einiger Besorgnis. „Ich werde auf alle Fälle die Nacht hier bleiben, daß ich zur Hand bin," entschied er.

Es gab eine schlimme Nacht. Hildegard lag in wilden Phantasien. Gegen Morgen

Digitized by Google

fand sie endlich Ruhe. Und nun schlief sie ein paar Stunden fest und friedlich.

Der Arzt hielt die Gefahr für überwunden und bestellte sich den Wagen. Als er sich von Hildegard verabschiedete, wurde Pastor Morbrand bei ihr gemeldet.

Da fuhr sie zusammen, das alte Zittern überlief sie, zuckend stieß sie hervor: „Ich will ihn nicht, er soll gehn!“ Und sie drohte, in den alten Zustand zurückzusinken.

Dem Doktor gelang es, sie zu besänftigen. Er wollte den ungebetenen Gast selbst mit sich nehmen. Der werde es ja verstehen, wie schonungsbedürftig sie noch sei.

Sie bekam noch einmal ihre Verhaltungsmaßregeln, der Arzt ging dann und fertigte im Empfangszimmer den Pastor ab.

Der ließ sich den ärztlichen Befund über die Bluttat bis in alle Einzelheiten mitteilen und brach dann in die Worte aus: „Kein Wunder, daß ein solches Leben ein solches Ende nahm. Obwohl —“

„Was meinen Sie?“

„Er gehörte zu den Menschen, die das Leben so rücksichtslos bejahten, daß man gerade ihm die Selbstvernichtung nicht zutraut.“

„Und doch scheinen mir gerade die, die so rücksichtslos bejahen, auch zum rücksichtslosen Verneinen das Zeug zu haben.“

Der Pastor hielt inne mit der Untersuchung der Motive, der Doktor aber, kampflustig, fragte: „Mit diesem Selbstmörder werden Sie nun doch eine Ausnahme machen?“

Er mißbilligte die Selbstmörderecke aufs entschiedenste. Für ihn hatten alle Toten dieselben Rechte; er war übrigens durchaus geneigt, das auch auf die Lebenden auszudehnen.

Pastor Morbrand flammte auf. „Ich wäre ein schlechter Diener meines Herrn! Sehe ich so aus, als ob ich mich duckte, als ob ich kröche vor Rang und Stand? Bei Gott sind alle Menschen gleich.“

„Das mein' ich eben auch!“

„Jeder erntet die Früchte seiner Taten. Jeder erhält den Platz, der ihm gebührt. Und ich — so lang' ich atme, bleib' ich auf meiner Warte!“

Für Pathos hatte Doktor Ziemßen nur ein lächelndes Schweigen. Wo aber Patienten in Frage kamen, verstand er keinen Spaß, und so sorgte er dafür, daß der Pastor mit ihm das Haus verließ.

Sie waren eben gegangen, da fand sich Ditmar bei Hildegard ein. Still saßen sie beisammen, scheu, hilflos vor dem Geschehenen, befreit und doch erdrückt, der Freiheit nicht froh, zu schwer, um sich zu freuen, zu umschattet, um hell in die Zukunft zu sehen.

Doch hielt sein Gleichmut schließlich stand, von seinem Pflicht- und Verantwortungsgefühl, von seiner Sorge um sie genährt. Hand in Hand saßen sie beisammen wie zwei Kinder, die sich verirrt hatten. Aber nun raffte er sich auf, den Weg aus dem Walde zu finden.

Und all seine Worte klangen aus in die helle, starke Frage: Warum eigentlich — warum haben wir Angst vor dem Glück?

Hat es sich nicht gut für uns gefügt? Und gehört uns nicht unser Schicksal, ganz und von Rechts wegen? Haben wir mit diesem Recht nicht eine Pflicht gegen unser Glück?

Und so wollte er still, geruhig und hart an ihrer beider zukünftigem Leben baun.

Von der Bluttat selbst zu reden vermied er nach Kräften. Er sah, wie anfällig sie war, und mühte sich, ihre Gedanken in helle Ausblicke hinüberzuretten.

Sie aber rang immer wieder mit dem inneren Trieb und dem Entschluß, ihm auf das genaueste und schonungsloseste alle Einzelheiten des Geschehenen zu bekennen und ihre Teilnahme an der Tat ihm zu enthüllen.

Daß es kein Selbstmord war — mochten Arzt und Behörden daran festhalten — der Geliebte mußte es wissen! Er mußte wissen, nicht nur, wie sie mit Hoffart gerungen hatte, daß dabei die Waffe sich gegen ihn — gegen ihn, nicht gegen sie! — entlud, vor allem das, wie sie ihn hatte sich verröcheln lassen, untätig, ohne ihm beizustehn, ohne Hilfe herbeizurufen, wie sie dem Sterben, dem Erlöschen nachgedrängt hatte mit ihren sehnsüchtigen mörderischen Wünschen! Ja nachgedrängt mit aller Inbrunst ihres tödlichen Verlangens!

Das alles mußte sie ihm sagen — und sie brachte es nicht über die Lippen.

Saß dieses Bewußtsein nicht in ihr wie ein schwarzer Fleck, von dem sie fühlte, daß er immer weiter um sich fressen würde?

Digitized by Google

Konnte der Geliebte nicht als Beichtiger sie davon befreien? Würde er nicht alles begreifen, nicht gar alles gutheißen und den Schatten bannen, der da in ihr heranwuchs, ein Verhängnis?

Was war es, daß sie den Mut nicht fand, sich ihm ganz zu vertrauen? War es das Entsetzen vor den Bildern, die sie nicht heraufbeschwören wollte? Hatte sie Angst, ihr eigenes Bild könnte in den Augen des Geliebten sich verzerren?

Eine halbe Mörderin! . . . Eine halbe — was ist das? Wo liegt hier die Grenze? Mord ist Mord, und Mörder ist Mörder —

Sie flüchtete sich in ihre Schwäche, in ihren erbarmenswerten Zustand. Sie schloß die Augen vor dem Vergangenen und ließ von Ditmar das neue Land sich zeigen. Sie tröstete sich: ‚Sobald du mehr Herrin deiner selbst geworden bist, wird er alles von dir hören.‘ War das ein Trost? Drohte in ihr nicht weiter das dunkelschwere Gefühl: ‚Sagst du es heute nicht, wirst du es jemals über die Lippen bringen? Jetzt, jetzt mußt du sprechen!‘ Aber sie versteckte sich und schwieg.

Ditmar blieb ihr ständig zur Seite. Es galt jetzt, alles für die Beerdigung vorzubereiten.

Pastor Morbrand hatte sich melden lassen. Mit Ditmar zusammen fürchtete sie ihn nicht so sehr.

Die schweren Regenböen von der See her peitschten die hohen Fenster des Rotenfüerer Herrenhauses, die hängenden Wolken drückten sich fast auf die Erde, sich gründlich zu entladen. In einer Sintflut von Trübsal wollte die Welt ertrinken.

Sie saßen in der dunkel getäfelten Wohnstube, Hildegard, Ditmar und Pastor Morbrand. Grabend und schürfend lagen des Pastors Blicke auf Ditmars gleichmütigen Zügen, der für Hildegard das Gespräch führte.

„Frau von Rotenfüer wünscht eine möglichst stille Beisetzung,“ so ließ er sich vernehmen. Dann trug er die einzelnen Wünsche vor, die der Pastor regungslos anhörte.

Von ihm zu ihr ließ Morbrand die Augen gehn, als der Langenbrucher ausgeredet hatte. Dann nahm er, immer gleich unbewegt doch gerade deshalb um so gebietender, das Wort.

„Der Wunsch der gnädigen Frau nach einer möglichst stillen Beisetzung wird ganz selbstverständlich in Erfüllung gehen. Schon darum, weil die Kirche sich an ihr nicht beteiligen kann.“

Hildegard zuckte auf. Ditmar fragte mit bewahrter Gelassenheit: „Wieso?“

„Da Sie mich fragen, Herr von Langenbruch — die Todesart des Hinübergegangenen schließt ein kirchliches Begräbnis aus.“

„Beharrt die Kirche auf diesem schlechthin — grausamen Standpunkt —“

„Jeder Standpunkt ist grausam.“

„Auch der der Kirche? Die doch Barmherzigkeit predigt?“

„Die Kirche predigt den Glauben. Und Glaube ist Schwert. Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“

Er hatte die Macht des Wortes, die Macht seiner Härte und die Gewalt seines Wesens. Die Herzen zagten vor ihm.

Das Erbbegräbnis der Rotenfüers war im Gewölbe der Hardeslaffer Kirche. Daß diese Ruhestätte dem letzten des Geschlechts verschlossen blieb, daran war nach der Kampfansage Pastor Morbrands nicht zu zweifeln.

Ditmar, in seiner friedlichen Gemütsart, sah sofort nach einem Ausgleich sich um.

Daß die Kirche in ihren eigenen Räumen unerbittlich bleibe, sei ja wohl zu verstehen. Aber der Verstorbene habe selbst mehrfach den Wunsch geäußert, nicht in der Familiengruft, dem Familienkeller, wie er sich ausdrückte, beigesetzt zu werden. Als der leidenschaftliche Weidmann, der er war, wollte er den Zusammenhang mit der Natur auch nach dem Tode noch für sich gewahrt haben.

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete Morbrand. „Aber gerade darin ist etwas, was die Kirche nicht eigentlich versöhnlicher stimmen kann. Auch mir gegenüber hat der Verblichene von solchen Wünschen gesprochen. Von der wilden Jagd in den Lüften möchte er sich wecken lassen und dem wilden Heere sich einreihen. Solchem Heidentume Vorschub zu leisten kann am wenigsten Aufgabe der christlichen Kirche sein.“

Ditmar hatte hierfür, trotz der bedrängten Lage, ein leises Lächeln. Indessen gab er seinen Kampf nicht auf. Er fühlte,

Digitized by Google

wie Hildegard litt. Alles Auffällige, Ungewöhnliche, alles, was das Furchtbare noch mehr ihrer Empfindung einprägte, galt es zu vermeiden.

„Wenn wir dem Verewigten ein schlichtes Begräbnis auf seinem eigenen Grund und Boden bereiten," so ließ er sich vernehmen, eindringlich in seiner ruhig sanften Klarheit, „dagegen wird die Kirche sicher nichts einzuwenden haben! Und sie wird der stillen Totenfeier ihre Beihilfe nicht versagen."

„Das wird sie," erklärte Pastor Morbrand unbewegt. „Sie wird und kann die Erde nicht weihen, mit der dieser Leib sich mengt."

Und jetzt legte er seine Blicke wieder voll und stark und umspannend groß auf Hildegard. Es war ihr, als sei aus dem gewaltsamen Fordern eine Sehnsucht geworden, ein Flehen, wie aus innerer Not um die Wahrheit. Es ging wie ein Strom durch sie hin, da er sprach: „Die ausschlaggebende Bekundung über die Todesart läßt ja keinen Zweifel zu — an dem ruchlosen Ende." Er sprach es langsam, in Pausen, und jede Pause war eine dürstende Frage.

Sie bebte leise wie von einem erstickten Schrei. Aber sie blieb hart und schweigsam, wühlte sich und grub sich in ihren zornigen Trotz, und etwas vom Haß der Gepeinigten zuckte schräg und stechend in ihren halbgeschlossenen Augen.

Ditmar gebot Einhalt. Wehrhaft und bestimmt machte ihn die Qual der Geliebten. „Ich werde das Weitere in die Hand nehmen," erklärte er. „Und wenn die leitenden kirchlichen Kreise Ihre Ansicht teilen sollten," — in Morbrands Augen weckte er damit flammende Kampfbereitschaft — „so bestatten wir eben den Toten ohne die Kirche."

Und so geschah es. Nicht als ob Ditmar bei der Kirchenbehörde keine Schritte getan hätte. Sein Erstes war nach dieser Unterredung mit Morbrand, daß er in die Stadt zum Superintendenten fuhr.

Eile war not. Und was lag nicht alles daran, daß der Tote in das Gebräuchliche und Gewöhnliche gebettet wurde, damit wenigstens ein Teil der schrecklichen Erinnerungen zur Ruhe einging, daß nicht die Grabstätte, ins eindringlich Grauenhafte verwiesen, als dauerndes Denkmal immer aufs neue das Gedächtnis bedrohte!

Der Superintendent, bequem und verfrühstückt, hielt sich die peinliche Angelegenheit behutsam vom Leibe. Er seinerseits neige ja milderer Auffassung zu, aber schließlich habe hierfür jeder Seelenhirt in seinem Sprengel freie Hand, gegen Pastor Morbrand einzuschreiten oder ihm in die Arme zu fallen, bestehe kein Recht. Indessen wolle er eine gütliche Einwirkung sich angelegen sein lassen.

Aussichtslos — das war Ditmars klare Erkenntnis. Hier galt es selbst zu handeln. Die Leiche mußte so schnell wie möglich aus dem Hause. Und möglichst weit vom Hause mußte der Schoß der Erde sie aufnehmen.

Das Schloß Rotenfüer überschaute alles Land, das zu ihm gehörte. Nur eine schmale Uferstelle hinter einem bewaldeten Hügel blieb ihm verborgen. Dort, unter einem wilden Findlingsblock als Grabstein, wurde Bossart von Rotenfüer beigesetzt.

Außer den paar Gutsleuten, die den Sarg hinfuhren und einsenkten, waren nur Ditmar und die beiden Diener zugegen. Hildegard, von ihren Empfindungen hin- und hergerissen, hatte sich zwingen wollen, diesem letzten Akte beizuwohnen. Aber es ging über ihre Kraft, die Füße trugen sie nicht aus dem Zimmer.

Ditmar hatte auf dem Gang hinter dem Sarge sich durch schwere Gedanken zu ringen.

‚Daß du gestorben bist — ja, es ist wie ein Geschenk für mich. Wärest du am Leben, es hätte den Kampf zwischen uns gegeben auf Leben und Tod. Oder du hättest Gericht über mich gehalten. Weil du nicht mehr lebst, lebe ich. Ich, der ich eine Schuld gegen dich habe. Der ich dich betrogen habe, man mag es wenden, wie man will. Dein Tod schließt mein Leben ein wie in eine Feigheit.'

Die Wahrheit ist Mut. Bekennen! Und das Grab ist dafür die Stätte.

Das Grab dieses Ausgestoßenen. In dem aller Mut war. Der alles offen tat. Für den es keine Heimlichkeit gab, kein Sichverkriechen.

Wie klein schritt er selbst, Ditmar, hin-

Digitized by Google

ter diesem geschändeten Toten her unter der Last seines feigen Glücks.

‚Bekennen! Vor wem? Vor diesen Dienern und Tagelöhnern? — Halt ein! Woher nimmst du, du das Recht zu solchem Hochmut! Wieviel höher mögen sie stehen als du an Ehrlichkeit, Tapferkeit und Kraft!‘

Bekennen — nur daß noch ein anderes Leben in dem Geschehenen mit ihm verbunden war, ein anderes Schicksal.

Und jetzt, wo seine Gedanken um die Geliebte sich legten, zärtlich und schirmend, jetzt fand er doch den Halt wieder, die Rechtfertigung für ihrer beider Schuld.

‚Du — du Toter du — du hast sie mißhandelt, — hast sie hinausgetrieben aus deiner Gemeinschaft, hinausgepeitscht aus deinem Hause — du Unhold — hättest du dich nicht getötet, ich hätt's getan!‘

Warum aber blieb es nicht bei diesem Zorn? Warum glitt er wieder herab von der Höhe des Hasses? Kraft, Kraft wurde gebraucht, dieses Dasein zu verteidigen, es zu halten und fest zu bauen, für sich und sein Weib, daß sie nicht in die Niederung sanken, in die Not und Klage, in die Anklage gegeneinander.

Auch in ihr wühlte und würgte das Bekennenwollen. Pastor Morbrand war es, der an ihr zog und zwang. Er, auch einer der Gewaltigen, der Schonungslosen, der rücksichtslos Selbstgewissen, der Fordernden und Bezwingenden.

Und wenn sie ihm widerstand — wenn sie ihm nicht erlag — wer, so tastete er sich weiter, hatte ein Recht, darin Kleines und Feiges zu finden? War hier nicht vielmehr die Eigenheit eines starken Gefühls? Das sich selber wahrte mit kräftiger Absage. ‚Was wollt ihr andern! Was geht es euch an! Für mich, was ich lebe! Für mich und für den, dessen Leben in meines eingeschlossen ist!‘

Stärke, Widerstand, Selbstbewahrung ringsum. Wie darf er selber so zag und schwächlich den Kopf neigen! Hat Hildegard, die zarte, den Trotz ihres eigenen Besitztums, an das sie von keinem sich rühren läßt, wie darf er in Gewissensschwäche fallen und — sie verraten! Hier ist ein wildes Gestade, hier geht es hart auf hart. Wer nachgibt, ist verloren!

Aber ein Wort wird verlangt, jetzt, wo der Sarg in die Gruft eingesenkt ist — von ihm. Wenn er schweigt, billigt und besiegelt er das Verhalten der Kirche, spricht sein Urteil gleich ihr. Wie darf er — er hier Richter sein!

Und er spricht in die graue Welt und den rieselnden Regen: „Ein Leben ist dahingegangen, eine Kraft ist verflogen. Wenn sie selbst die irdischen Bande sprengte — so war etwas da, was sie trieb und zwang. Wer will hier loben, wer tadeln? Wer darf hier verdammen? Wir wissen, daß wir alle Schuldner sind, jeder dem andern verschuldet, der eine weniger, der andere mehr. Wir werfen keine Steine. Wir decken mit der guten, sanften Erde die irdischen Reste eines Bruders."

Es war ihm, als habe er es recht gemacht. Daraus gewann er freiere Haltung und eine festere Hand zum Führen. Gleich ging er zu Hildegard zurück, die in die Trostlosigkeit dieses Tages sich kauerte. Mit Zukunftssonnenblicken teilte er das Grau.

⌘ ⌘ ⌘

Hildegard hörte ihn mit halbem Ohr und halben Gedanken. Dann belebte sie sich und sprach mit Entschlossenheit: „Ich kann nicht hier bleiben."

„Das sollst du auch nicht," erklärte er beistimmend. „Sobald wir hier alles geordnet haben —"

„Nein, gleich will ich fort!" Sie flog an den Gliedern, und ihre Augen zuckten. Wie ein Kind war sie, fassungslos, ohne Halt und begehrlich.

Er sprach ruhig und sanft. „Willst du nach Rechentin?"

„Nein! Was soll ich da?"

„Ja — wohin denn?"

„Das mußt du wissen."

Dieses Vertrauen hob ihn. „Sieh, mein Liebes, wir können doch nicht wie die Märchenkinder in die Welt hineinlaufen!"

„Warum eigentlich nicht?" Sie preßte den gequälten Kopf in die Hände. „Ist dies nicht alles Märchen? Sind wir nicht im Traum? Wäre es wirklich, wie sollte man es ertragen?" Und sie starrte vor sich hin, verloren, verzaubert, erlöst vom Leben — —

Dann, mit einem fast freudig grausamen Ungestüm rückte sie sich ins Dasein zurecht. „Was soll das Phantasieren? Wir brau-

Digitized by Google

chen Geld für die Reise in unser neues Leben. Und hier sind Geschäfte zu erledigen."

Sie sprach mit fast harter Klarheit über das schlecht bewirtschaftete und nicht wenig belastete Rotenfüer, dessen Erbin sie war. Wenn sich kein Käufer fand, sollte es verpachtet werden.

Auch Ditmar wollte sein Langenbruch verkaufen. Immerhin ließ sich das nicht von heute auf morgen bewerkstelligen. Indessen hatte schon der Landhunger des alten Grafen Hewaldt gewittert, daß es hier was zu erwerben gab, er, der königtreuste, frömmste und betriebsamste Mann im Kreise. Er wickelte die beiden sattsam ein, bezahlte den Kaufpreis für Langenbruch auf einem Brett; für Rotenfüer wurden Teilzahlungen vereinbart.

Als Hildegard die erste Rate bekam, brütete sie über dem Gelde. „Wie kann ich es nehmen?" erklärte sie dem Freunde.

Ditmar blickte sie ungewiß an.

„Ich will es der Kirche schenken!" In ihrem Auge war ein eigenes schwärmendes Licht von Büßertum. „Der Kirche von Hardeslaff." Und geängstigt sprach sie weiter: „Ich will es gleich an den Pastor schicken. Vielleicht beschwör' ich den Geist — immer seh' ich Pastor Morbrands Augen vor mir —" Ihre feuchten, zitternden Finger spannten sich um Ditmars Hand. „Ich kann mich nicht retten vor diesen Augen — hilf du mir —!"

„Liebes Kind —!" Voll Sorge legten seine Blicke sich um sie her.

„Schick' es gleich ab — dieses Geld, das mich quält —!"

Er tat es. Dann ward sie ruhiger. „Ich will Wein zu trinken haben!" sagte sie plötzlich.

Aus dem Wein quoll ihr die Erinnerung an wilde Nächte, und all das, was war, was geschehen mußte, reckte sich vor ihr auf.

„Warum gibst du mir Wein zu trinken?" wandte sie sich jetzt klagend gegen Ditmar.

Der sah auf sie mit wachsender Sorge. Dann straffte sie sich selbst wieder zusammen. Und nun sprach sie klar — dabei kam immer mehr von Bitterkeit und Trotz in ihre Züge — von ihrer beider Fahrt, fort von hier in die Zukunft.

Die Vorbereitungen für die Reise hielten sie aufrecht. Es konnte geschehen, daß sie beim Packen still vor sich hinsummte. Da ließ Pastor Morbrand sich bei ihr melden.

Ihre Feigheit und Furcht wollten ihn abweisen. Aber dann ergab sie sich und rief alles zur Hilfe, was sie von je an Haß und Hohn und Trotz bereit hielt, dazu das beschwingte Gefühl des schon Gelöstseins aus der dunklen Haft dieses Gestades und den Wandermut zukunftsstarker Jugend, sorgloser Vergessenheit.

Alles in ihr lehnte sich auf gegen die Peinigung. ‚Was ich gesündigt hab', ich hab' es gebüßt, schon eh' ich es tat!' Das prägte sie sich selber recht hart und stark in den Sinn.

Der Pastor kam. Und wieder war es, daß er ihr menschlicher erschien. Er hatte den Machthaber draußen gelassen, die Hoheit der Geste, die Gewalt des Wortes.

Still setzte er sich zu ihr, fast wie ein Freund. Um seine Augen, da sie nicht drohten und gluteten, zogen Schatten wie Abendwolken, fernbesonnt. Mehr als je spürte sie in ihm eigene Bedürftigkeit, eigene Sehnsucht, eigenes Heimweh — die eigene Qual, die nach Wahrhaftigkeit dürstet.

Hierin aber war nun wieder der Ruf an sie, das Werben und Fordern, das ihren Trotz und ihren Kampf weckte und sie in Einsamkeit stieß.

Er hütete sich vor allem, vor Trauer, Klage, Kümmernis oder Ungehaltenheit, vor jeder Erregung, vor jeder Art der Inquisition, da er sie fragte: „Ich hörte vom Grafen Hewaldt, daß Sie verkauft haben und daß Sie fort wollen —!"

„Ja, ich will fort."

Es ging beinahe wie ein wehes Lächeln über sein weißgebranntes Gesicht. „Sie sagen das mit einer so — freiatmenden Entschiedenheit, als wäre der Abschied Ihnen — wie eine Erlösung."

„Das ist er auch."

„Ich habe Ihnen ja leider keine rechte Hilfe sein können. Und gerade das war mein inniger Wunsch."

Wie einfach er sprach und wie warm. Sie schloß die Augen. ‚Habe ich dir unrecht getan,' dachte sie, ‚mit meiner Furcht, mit meiner Scheu und meinem Argwohn? War es meine Verdorbenheit, meine irregeleitete Phantasie, was ein Verlangen

Digitized by Google

aus dir herausspürte? Ein Besitzenwollen, ein Begehren, das im Grunde, so seelisch es sich gebärdete, von Mann zu Weib sich schlang?‘

Und jetzt hob er sich zu einer bestimmten Frage: „Warum habe ich so wenig Vertrauen bei Ihnen gefunden?“

Sie wollte es ihm ins Gesicht rufen: ‚Weil du mich immer gepeinigt hast, weil ich immer Angst vor dir gehabt habe!‘ Aber dann fürchtete sie sich vor solchen Worten und versteckte sich in ihre Heimlichkeit.

Sie wollte nicht, wollte keine Fäden spinnen durch weitere Zwiesprache. Nur den einen Wunsch fühlte sie: heraus aus diesem allen!

Vollends verdarb jetzt Pastor Morbrand alles mit der Frage: „Und Herr von Langenbruch wird mit Ihnen fahren?“

Hier empfand sie nun die ganze, volle Inquisition, und in dem „Ja!“ ihrer Antwort war eine Abwehr, die bis zum Hohn sich schärfte.

Wie ein Kampfruf war dieser Klang. Der Geistliche, der Beichtiger, der Wahrheitsforderer richtete sich auf. Und das alte Ringen hub an. Nur erbitterter noch und schonungsloser, unter dem Stern des Scheidens.

„Glauben Sie, dies ist der Weg, Geschehenes zu überwinden?“

Noch war in diesen Worten etwas von Güte und Hilfe, aber sie spürte dahinter das Hochnotpeinliche des Verhörs und den harten Hochmut des Gerichts. Darum gab sie die wehrhafte Antwort: „Ich tu', was ich muß! Ich quäl' mich nicht länger — und lass' mich nicht länger quälen.“

„Es gibt etwas, dem man nicht entflieht.“

„Wie ein Fluch hat dies Land auf mir gelegen! Die Welt ist weit, so weit und hat andere Breiten!“

Es strafften sich ihre Arme, und ihre Sehnsucht flog, selbstvergessen.

Da nahm er sie fest und gefangen in seine mächtigen Augen. „Ja — seine besonderen Kräfte hat dieses Land. Wen ein Erlebnis, eine Tat mit ihm verbindet, den läßt es niemals los. Und überall, allgegenwärtig ist das — Erinnern.“

Bei den letzten Worten sank seine Stimme, und eben darum senkten sie sich so tief in sie ein, daß sie erschauerte bis ins Mark. Aber gerade aus dem Entsetzen züngelte fiebernd und verzweifelt als letzte Rettung ihr höhnender Trotz, und jetzt kam Ditmar und kam ihr zu Hilfe.

„Gut, daß du da bist, Ditmar. Herr Pastor Morbrand hat mich freundlichst zum Abschied besucht. Willst du bitte einmal klingeln?“

Der Diener trat ein. „Nicht wahr, Herr Pastor, Sie trinken eine Flasche Wein mit uns?“

Morbrand erhob sich jäh. „Ich muß danken!“ Sein Atem flog. „Sie zeigen ein fremdes Gesicht, gnädige Frau. Ich gehe jetzt. Ich weiß, Sie werden mich noch einmal brauchen.“

Er sprach es ohne allen Aufwand, nicht prophetisch und groß, tonlos fast, aber ein stahlharter Klang federte darin wie von Schicksal und Notwendigkeit.

Er ging, und dieser Klang blieb. Die beiden mußten sich wehren, sich gegenseitig aufstacheln und befeuern.

Zum Zerreißen waren die Saiten gespannt. Dann gaben sie nach, dumpf und müde legte Hildegard den Kopf in die Hände. Ein bloßes Lallen und Stammeln war ihr Denken. ‚Ein fremdes Gesicht — die Wahrheit — ja die Wahrheit! — nicht einmal Ditmar weiß alles — Mord — nein, es war Notwehr — Notwehr war es — nur hätte der Betrug nicht voraufgehen müssen — der Ehebruch, das Verbrechen — und doch war es Notwehr — und keinen geht es was an — und meine Tat gehört mir — und was Ditmar nicht einmal weiß, das soll der Pastor wissen? — Was maßt der sich an — er, er der alles verdorben hat durch seine Habgier und Tyrannei!‘ —

„So trinken wir die Flasche allein!“ rief sie schrill. Sie goß ein Glas Wein hinunter.

Er sprach mit ihr über die Reise. Es sei alles so weit vorbereitet, nur eins mache ihm Sorge: er wisse nicht, wie er sein Segelboot wegbringen solle. Von dem sich zu trennen, das falle ihm überhaupt am schwersten. Nun aber, auf welche Art sollte es befördert werden? Wen habe er, dem er es anvertrauen könne?

„Wir fahren mit dem Boot!“ sprach sie leichthin. Da stockte sie und schrak zu-

Digitized by Google

sammen in dem Gedanken: auf dem Boote ist es geschehn!

An ihn klammerten sich ihre Blicke, lauernd und bang. ‚Fühlte er dasselbe? Hat er deshalb die Reise auf dem Wasser, die ihm selber nach seiner ganzen Art am nächsten liegen mußte, von sich gewiesen? Wie nimmt er jetzt deinen Vorschlag auf?‘

Ein Mißtrauen ist in ihr. Und hat sie nicht auch vor ihm ein schlechtes Gewissen? Die sie ihm etwas verbirgt, die sie noch immer nicht den Mut gefunden hat, ihm alles zu bekennen.

Das Erinnern — das Gewissen ist überall — ist allgegenwärtig —

Ditmar ging unbefangen freudig auf ihren Vorschlag ein. „Wenn du willst — mir ist es natürlich am liebsten so.“

Alle Feinheit ihres Ohres sog sich an das „Wenn du willst“ — aber sie spürte nichts heraus von Überraschung, von Erstaunen und Zweifel.

Ungestört, ungetrübt griff er es auf, und in sachlicher Ruhe nahm er nun weiter der Reise sich an.

In ihr aber sprühte es wie eine Zwiesprache mit dem, der sie eben verlassen hatte, mit dem Gewissenskündiger, dem gefürchteten, dessen man nur Herr werden konnte, wenn man ihn höhnte!

‚Nun sollst du sehen, wie wenig ich mir aus dem ganzen großen Apparat deiner drohenden Feierlichkeiten mache! Ich weiß ja doch, was dahinter steckt! Du bist auch nur ein Mensch! Mit menschlichem Verlangen! Wer bist du, daß ich dir Rechenschaft schulde!

‚Ja auf dem Boot — gerade auf unserm Boot, das uns ans Herz gewachsen ist, wende ich zusammen mit dem Geliebten diesem vermaledeiten Lande den Rücken. Ich freue mich schon, wie sie zusammenschrumpft, zum Wesenlosen, zum Nichts, die Ecke der Welt — und ist damit überwunden!

‚Die Ecke der Welt, die Ecke der Welt — man muß es nur recht oft sagen, und das Grauen dieses Wortes wird zur Farce.

‚Zur Lächerlichkeit wird diese ganze Küste, die sich so wichtig macht! Zur Lächerlichkeit deine, ihres großartigen Sprechers aufgedunsene Geheimnistuerei: dies Land lasse einen nicht los! —

‚Zum Lachen dieser ganze Popanz von Wahrhaftigkeit und Gewissen!‘ —

Sie hielt Ditmar das Glas hin, daß er wieder einschenke, und kauerte sich an seine Seite. (Schluß folgt)

Der alte Lehnstuhl

Da steht er mir am Bett, ruhsamen Anblicks,
Der alte Lehnstuhl mit den großen roten
Verblühten Rosen, steht im kleinen Haus
Auf grüner Bergeshöh, und, nie bedacht,
Drängt sich's mir plötzlich auf: Du bist derselbe,
Auf dem ich damals, fern von hier, daheim
Die lange Nacht, einnickend oft und wieder
Auftaumelnd in die wache Qual, gesessen
An einem Lager, nah der lieben Hand,
Die meinem zagen Druck nicht mehr sich fügte,
Und bange lauschte schwerem Sterberöcheln,
Bis Dämmerung den Vorhang bleich durchdrang
Und eines großen Herzens Schlag entschlich ...

Mondnacht

Mondnachtschimmer über den leise rauschenden Wipfeln,
Die sich rieselnd wieder ins schlummernde Dunkel wiegen.
Weich verwehende Wolken auf den waldigen Gipfeln,
Die sich sanft an den sterneerfüllten Himmel schmiegen.

Schattende Stille im Garten, wo unter den ragenden Fichten
Flüsternd die kleinen gedrängt vor den blühenden Büschen entweichen,
Die sich erbleichend und bebend mit blindem Getaste zum lichten
Ende des düsteren Ganges, die schlaftraumwandelnden, schleichen.

Richard v. Schaukal

Bildnis
Gemälde von Fritz Reusing

Digitized by Google

Neue Aufgaben der Denkmalpflege und des Heimatschutzes

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt

Der Wandel in den politischen Verhältnissen hat dem deutschen Volke das Bewußtsein erweckt, daß ihm auch im Gebiete der Denkmalpflege und des Heimatschutzes neue Aufgaben erwachsen seien. Das spricht sich auch in der Weimarer Reichsverfassung aus, in der als eine der Aufgaben des Staates der Schutz der geschichtlichen und künstlerisch wertvollen Denkmäler bezeichnet wird.

Nach zwei Seiten haben sich die Verhältnisse geändert: durch den Rücktritt der Fürsten und durch die Trennung der Kirche vom Staat.

Auch in Frankreich vollzog sich 1906 die Absonderung der Kirche. Doch konnte man die Wirkung dieses Schrittes auf die Baudenkmäler schon in dem kurzen Zeitraum bis 1914 beobachten. Es besteht dort ein ‚classément' dieser, d. h. es wurde vom Staat eine Liste derjenigen Bauten aufgestellt, die er unter seinen Schutz nahm. Die Auswahl erfolgte im wesentlichen nach den Grundsätzen der Ästhetik: es sind die schönsten Denkmäler, deren Erhaltung der Staat überwacht und für die er auch Mittel bereitzustellen übernommen hat. Das griff tief in die Denkmalpflege ein. Denn der Staat mußte sich bescheiden, wollte und durfte nicht zu viele Denkmäler seiner Obhut überwiesen sehen. Sparsame Regierungen lehnten die Erweiterung der Listen ab. Und anderseits verfielen die Denkmäler, die nicht als ‚monuments historiques' galten, einer gewissen Mißachtung. Der Staat erklärte, daß sie ihn nichts angehen, daß ihre Erhaltung Sache jener Gemeinden, besonders der Kirchengemeinden sei, in deren Besitz sie sich befinden. Im Parlamente gab es heftigen Streit, indem man dem Staat den Vorwurf machte, daß sehr wertvolle Denkmäler verfallen, daß der wertvolle Besitz an Gerät, ja selbst an Altären, Beichtstühlen dem Altertumshandel überlassen werde, daß die Gemeinden gezwungen seien, diese zu versteigern. Laut klagte z. B. der Nationalist Barrés den Staat der Barbarei an, mit der er teilnahmlos zusehe, wie das Land an Kunstwerken verarme.

Ähnliches droht uns in Deutschland, wenn die Liebe unseres Volkes zu seinem Altertumsbesitz nicht stärker ist als die der Franzosen. Daß dieses der Fall sei, hat die Entwicklung der deutschen Denkmalpflege und des Heimatschutzes erwiesen: wir haben keine amtliche Sonderung zwischen Denkmälern erster Klasse und solchen niederer Bedeutung; die Pflege der Denkmäler lag bisher in Deutschland weniger beim Staate als auf der Grundlage der Anteilnahme breiter Massen, wie sie sich in den Unternehmungen der kirchlichen Gemeinden, der örtlichen Körperschaften, der Altertumsvereine usw. darstellen.

Besser als eine behördliche Liste schützt unsere Denkmäler die Liebe des Volkes. Ein Zug tiefer Ehrfurcht vor dem Alter, eine herzliche Freude auch an dem bescheidenen Werke, ein tiefes Mitgefühl für die Reize der Landschaft, für das Zusammenwirken der Umgebung mit dem Bau, all dieses Verstehen der zum Gemüt sprechenden Erscheinungen sind der Halt, an den sich auch in der Zukunft unsere Hoffnung auf das Bestehen der Schönheit unserer Heimat aufbaut. Aber darum sollen wir nicht aufhören, diese Sinnesart zu pflegen und laut den anzuklagen, der sie vernachlässigt. Wir müssen die Gemeinden, aber auch den Staat aufrufen, daß sie ihre Pflichten erfüllen, wenn sie es nicht um der Pflege des Gottesdienstes tun wollen, so doch um der Pflege der Schönheit im Vaterland; daß auch die unter Linden versteckte, bescheiden trauliche Kirche in ihrer Eigenart bewahrt werde, in jenem ergreifenden Zuge, den Jahrhunderte gleichartiger Benutzung zu edlem Zwecke ihr gab, in dem Hauche des Ehrwürdigen, den ihr die Tausende dort Andacht und Trost Suchenden hinterließen. Die Kirche und ihr Besitz: jener Kelch aus längst vergangenem Jahrhundert soll so wenig in ein Museum wie in den Altertumshandel kommen, sondern dem Zwecke weiter dienen, zu dem ihn einst ein frommer Spender schenkte, das Bild, das Grabmal soll erhalten werden an dem Orte, für den es bestimmt wurde. Sie sollen nicht nach dem Geschmack unserer oder einer spätern Zeit abgeurteilt, gepflegt oder veräußert werden; sie sollen nicht durch Unachtsamkeit verfallen; sind sie doch alle Denkmäler, gestiftet und an uns vererbt mit der Auflage, daß sie an ihrem Orte erhalten bleiben.

Freilich: die Gefahr ist groß, daß an die Gemeinden die Versuchung herantritt, sich ihres besten Gutes zu begeben. Der Handel zahlt für Altertümer die höchsten Preise. Die Einnahmen der Gemeinde sind unsicher. Soll sie wegen der altehrwürdigen Glocke, die da oben wenig gesehen im Turme hängt, ihre Liebestätigkeit einschränken? Soll sie die Abendmahlkanne nicht verkaufen, wenn sie mit dem Erlös wichtige Zwecke zu erfüllen vermag? Und das auch heute, wo Bronze und Silber so hoch im Preise stehen? ‚Wahrt euern Besitz!' ruft man ihnen zu; ‚wahrt ihn für uns und für unsere Nachkommen!' Aber dieser Ruf wird unerfüllt

Digitized by Google

verhallen, wenn der Staat die durch die Verfassung anerkannte Pflicht nicht erfüllt und wenn wir nicht alle Wächter der ehrwürdigen Güter der Vergangenheit sind; wenn nicht jeder das Seine tut, um den Wert des Ererbten hochzuhalten. Die Gesamtheit aber muß den Gemeinden über die Not des Augenblicks hinweghelfen. So gab z. B. die sächsische Regierung schon lange vor dem Kriege einer Gemeinde eine Art unverzinsliche Hypothek auf eine alte Glocke. Sie paßte nicht mehr in das neue Geläut, sollte um des Metallwertes willen eingeschmolzen werden und steht jetzt vor dem Kircheneingang denkmalartig auf einem Sockel: Der Staat gab ein paar hundert Mark, um sie vor Zerstörung zu retten, mit der Bestimmung, daß dieser Betrag zurückzuzahlen sei, sobald sie doch eingeschmolzen werden sollte. Das war ein Versuch, der sich freilich nicht zu oft wiederholen läßt. Aber auch der Kirchenfeindliche wird anerkennen, daß die Mittel erhöht werden müssen, die dem Kunstschutz zu dienen haben, nicht um des Besitzers der Kunstwerke, sondern um ihrer selbst und ihres erzieherischen Einflusses auf die Nation willen.

Und er muß die Füglichkeit erlangen, die Besitzer zu ihren Pflichten gegen die überkommenen Werte anzuhalten. Eine wichtige Vorarbeit hierfür ist geleistet: die deutschen Staaten und in Preußen die Provinzen haben seit Jahrzehnten durch Fachleute Verzeichnisse der Kunstdenkmäler in ihrem Gebiete aufstellen und drucken lassen. Deutschland ist hiermit an die erste Stelle hinsichtlich der Erforschung seiner Kunstdenkmäler getreten. Hunderte von Bänden liegen vor, und immer noch wird trotz Krieg und Revolution an ihnen fortgearbeitet. Mit der Zeit sind sie immer tiefer in die Einzelheiten eingegangen. Zahlreiche Untersuchungen über wichtige Kunstbauten, hervorragende Künstler und Kunstgewerbler unterstützen die Kenntnis des nationalen Besitzes. Die Verzeichnisse gestalteten sich vielfach zu Inventaren aus, nach denen sich der Bestand nach Jahren auf seine Vollständigkeit nachprüfen lassen wird. Den Gemeinden, den Ortsvorständen ist damit eine Handhabe gegeben, um den Wert der einzelnen ihnen gehörigen Gegenstände richtig zu beurteilen. Überall gibt es Stellen, die sie beraten, wenn in bezug auf diese Fragen entstehen. Es ist also der Weg gewiesen, w a s erhalten werden soll: nicht bloß die Meisterwerke höchster Kunst, sondern auch der bescheidene Besitz des letzten Dorfes, soweit er künstlerische oder ortsgeschichtliche Bedeutung hat. Und dasselbe gilt vom Besitze der Rathäuser, der Zünfte, ja der Privaten. Denn gerade bei den letzteren gehen jetzt die Altertumshändler um, die den Kunstbesitz unseres Volkes an das Ausland verfeilschen, den Familien das entlocken, was am lebhaftesten von den Altvorderen Kunde gibt; die Aufsicht über unser Kunstgut muß verdoppelt werden, je größer die Gefahr gegen seine Verschleuderung anwächst und mit ihr die Verarmung Deutschlands. Es handelt sich hier ja nicht lediglich um sachliche Werte. Die große Summe zahlt der Händler nicht, weil der alte Becher, das Stück Geschmeide schwer im Silber ist, sondern weil er alt, kunstgeschichtlich wertvoll, künstlerisch hervorragend ausgearbeitet ist, also in erster Linie um des künstlerischen und geschichtlichen Wertes willen.

Solche Werte aber besitzen wir auch in den Werken der Baukunst, die uns der Händler nicht rauben kann, um die wir uns nur durch eigene Versündigung am Geist der Kunst bringen.

Die Gefahren, die diese Bauten umlauern, sind groß. Da ist vor allem das Tagesleben, das mit seinen Ansprüchen an die Denkmäler der Vergangenheit herantritt. Das reizvolle alte Wohnhaus eines städtischen Bürgers steht an der Hauptverkehrsstraße. Man hat begonnen, Läden in das Erdgeschoß einzubrechen, man hat das erste Geschoß einem Geschäfte als Arbeitsraum vermietet. Die Verwendung für Schreibstuben usw. steigt in die oberen Geschosse. Das Haus, das für Wohnzwecke eingerichtet war, und diesen vielleicht auch jetzt noch, trotz des Wechsels in den Ansprüchen und Einrichtungen, genügt hätte, wird von seinen Bewohnern verlassen. Entvölkert sich ja der Stadtkern der größeren Ortschaften immer mehr, um die Häuser dem Geschäftsleben zu übergeben. Ist es da nicht besser, das seinem Zwecke entzogene Gebäude abzureißen und ein neues, zweckdienlicheres an seine Stelle zu setzen? Wird man sich nicht den Vorwurf der Altertümelei zuziehen, wenn man solchem Begehren entgegentritt? Sicherlich wäre es verfehlt, hier mit starrer Staatsgewalt durchgreifen zu wollen. Aber nur zu oft findet ein feinsinniger Architekt einen Ausweg aus dem Zwiespalt zwischen den geistigen und sachlichen Werten, der Erhaltung des alten Kunstbaues und der zweckdienlichen Einrichtung. Jedenfalls muß man dafür sorgen, daß jede Möglichkeit für die Erhaltung erwogen werde. Wer ein Andenken an einen seiner Lieben besitzt, der weiß, daß auch ein teureres neuzeitiges Stück ihm den Wert nicht ersetzen kann, den jenes für ihn besitzt. Und die alten Bauten der Stadt sind ja die Andenken an ihre Vergangenheit, solche, die nicht einer besitzt, sondern die allen seelisch zu eigen sind.

So erhebt die Nation auch an den Privatbesitzer den Anspruch, daß er der Gemeinschaft das erhalte, was sie geistig in Besitz nahm, nämlich das ihr lieb gewordene Alte. Es geht ein Schrei des Schreckens durch die Stadt, wenn die Spitzhacke an dem ehrwürdigen Bau ansetzt. Aber nicht minder, wenn durch Gleichgültigkeit ein solcher in Verfall kommt. Es wurden Gesetze zum Schutz gegen Verunstaltung von Stadt und Land erlassen, die unter gewissen Umständen

Digitized by Google

auch die Umgebung eines Baues unter Schutz stellen, weil durch diese die künstlerische Wirkung beeinträchtigt werden kann.

Ein Beispiel hierfür: Der kunstliebende sächsische König August der Starke ließ stromab von Dresden an der Elbe ein Landhaus bauen, das Schloß Übigau. Zum Architekten wählte er den Meister, der das große Tor unter der später aufgebauten Kuppel des Berliner Schlosses errichtet hatte, Eosander von Göthe; dieser schuf einen überaus reizvollen, schlichten Bau, umgeben von offenen Arkaden, in dem für jene Zeit sehr merkwürdigen Stil einer italienischen Villa. Davor ein Garten und nach der Elbe zu eine monumentale Treppe: auf den Brüstungen stehen Sandsteinstatuen, Männer, die mit tief herabgezogenem Hut die Landenden begrüßen: ein Werk mit all dem Reiz, den jene Zeit einem solchen zu verleihen wußte. König August III. schenkte das Schloß seinem Minister Fürst Sulkowsky. Später kam es in verschiedene Hände, diente lange als Gastwirtschaft, wozu es sich vortrefflich eignete. Der Aufenthalt im Garten wird älteren Dresdnern noch in erfreulichster Erinnerung sein. Leider stiegen in der Nachbarschaft häßliche vielstöckige Häuser auf, denn damals bestanden noch die Gesetze nicht, durch die man die Umgebung des Schlößchens hätte beeinflussen können. Aber auch ohne diese konnte die wichtigste Seite, die nach der Elbe zu mit ihrem Blick über weite Auen auf die Stadt nicht verbaut werden.

Das Schloß kam in Besitz einer mit dem Elbflußverkehr eng in Beziehung stehenden Aktienfabrik: eine vortreffliche Gelegenheit für eine solche, durch Pflege eines wertvollen Kunstwerkes die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber leider verstand die Aktiengesellschaft und verstanden ihre verwandten Zwecken dienende Nachbesitzer, ebenfalls Aktiengesellschaften, ihre Aufgabe nicht, nämlich die jedem Gebildeten geläufige Pflicht, ein Kunstwerk zu erhalten. Im Gegenteil, sie dachten nur an die Ausnutzung des Geländes. Und wenn das alte Schloß gleich stehen blieb, so taten sie doch nichts, um die Vernichtung seiner künstlerischen Wirkung zu verhindern. Die jetzige Besitzerin zuckt die Achseln: Wir wollen Geld verdienen — was geht uns der Kunstbesitz Deutschlands an! Glücklicherweise wird solche banausische Ansicht in der deutschen Industrie immer seltener. Und wo sie auftritt, sollte die öffentliche Entrüstung sie brandmarken: Die deutsche Reichsverfassung fordert Schutz der Kunstdenkmäler: was gedenkt der Staat gegen solche Schädlinge, wie ich sie hier schilderte, zu tun?

Es bestehen aber noch weit größere Gefahren: Was wird aus den Schlössern der deutschen Fürsten? Bekanntlich gibt es sehr viele, und mancher mag mit Neid oder mit demokratischem Zorn dies erwogen haben. Ich habe mich einmal gutachtlich über ein Schloß äußern müssen, das einem deutschen Fürsten auf Grund eines Testamentes angeboten wurde: ein herrlicher Besitz in wundervoller Umgebung! Der Fürst schlug das Erbe aus. Er wollte nicht mehr Schlösser besitzen, die ihm zustehenden kosteten ihn bereits genug. War es doch Pflicht des Fürsten, den Bau pfleglich zu erhalten, selbst wenn er ihn oft jahrelang nicht betrat. Der Besitz von Schlössern ist eben ein kostspieliges Vergnügen.

Was will der neue Staat mit ihnen machen? Das ist eine Frage, die die Denkmalpflege lebhaft beschäftigt. Es müssen, sobald die Schlösser in Staatsbesitz übergehen, die Mittel angefordert werden, die zu ihrer Erhaltung nötig sind. Man wird suchen müssen, den Schlössern einen neuen Zweck zu geben. Aber den Hauptzweck wird man nicht ändern können, nämlich den geistigen, daß sie Denkmäler der Vergangenheit und nun auch der jüngsten Zeit sind, einer Zeit, die unserm Volke so unvergessen bleiben wird wie jene unter den Staufenkaisern und die Sage vom Kyffhäuser! Man wird sie also in alter Weise den Besuchern öffnen müssen, wie dies die Fürsten mit ihren Schlössern taten, und wie z. B. das republikanische Frankreich seine Fürstenschlösser der Besichtigung öffnete. Nun hat man auch hier und da vorgeschlagen, die Schlösser etwa zu Krankenhäusern, Erholungsstätten umzugestalten. Es waren dies gewiß sehr wohlwollende Leute, aber nicht eben sachkundige. Es kam der Umbau älterer Schlösser für die Zwecke der Arbeiterfürsorge schon vor dem Kriege vielfach in Frage. Selten konnte sie durchgeführt werden, da der Umbau der Schlösser für den neuen Zweck mehr Kosten und ein geringeres zweckdienliches Ergebnis gebracht hätte als ein Neubau. Denn wie das gut eingerichtete Erholungsheim, gerade weil es gut eingerichtet ist, ein schlechtes Schloß abgeben würde, so auch umgekehrt, jedoch mit dem Unterschied, daß hier ein geschichtliches Denkmal oft ersten Ranges zerstört würde, um minderwertiges Neues damit zu schaffen. Wohl können manchmal Nebenräume für bestimmte Zwecke verwertet werden, ohne das Gesamtwesen des Baues zu beeinträchtigen; aber gerade die Erhaltung dieses Gesamtwesens muß die Aufgabe einer ernsten Denkmalpflege sein.

Noch eine Gefahr droht den Schlössern: die von den Museen ausgehende. Wie oft hat man geklagt über die Anhäufung von Kunstwerken in den großen Niederlagen, die man Museen nennt. Gewiß sind sie wissenschaftliche Anstalten von meist vortrefflicher Einrichtung, Stätten in erster Linie für die Studien der Kunstgeschichte, in zweiter Linie berufen, die Besucher zu belehren und womöglich zu packen, so daß sie jene Ergriffenheit kennen lernen, die vom verstandenen Kunstwerk auf den Beschauer ausgeht, jene höchste geistige Freude, die im Erfassen des Werkes in seiner Ganzheit und mithin in allen seinen Teilen beruht. Aber

es wird dieser Strahl nach innen dringender Erleuchtung am besten dann erfolgen, wenn es in einer seinem Wesen angemessener Umgebung sich befindet. Und Museen gibt es eben erst seit höchstens zwei Jahrhunderten. Die Künstler der alten Zeit hofften, daß ihre Werke von vornehmen Herren in ein vornehmes Haus gebracht werden würden, ihm und seinen Gästen zur Freude und Ehre. So gehören denn die Kunstschätze in das Schloß, sind sie mit diesem verwachsen. Mag man dies oder jenes Stück auch in ein Museum herübernehmen, so muß doch das Schloß in seinen Hauptformen belassen werden, nicht bloß der aufgehängten und aufgestellten Kunstwerke, sondern um des Gesamteindruckes willen, in dem die Einzelheiten sich spiegeln. Und selbst der weitest links stehende Demokrat wird die Geschichte unseres Volkes nicht fortwischen können oder wollen, die so stark aus solchen historisch gewordenen Räumen spricht.

Und so auch aus den die Schlösser umgebenden Parken mit ihren Gartenanlagen, Statuen, Wasserkünsten usw. Man öffne sie auch in Zukunft der Allgemeinheit, wie sie bisher zugänglich waren. Und man sorge für ihre Erhaltung im alten Wesen und in alter Schönheit. Das heißt, man halte alles fern vor ihnen, was sie in ihrer Eigenart beschädigen könnte, denn ein gepflegter Park ist kein Volksbelustigungsort, sondern ein auf seinen besonderen Zweck abgestimmtes Kunstwerk.

Nicht weit von Dresden liegt das Seifersdorfer Tal. Ein bescheidener Bach windet sich zwischen Hügeln hin etwa zwei Kilometer lang. Es war 1781 als Park eingerichtet worden, im Geist jener Zeit, mit allerhand Denkmälern: da sind Ruhesitze inschriftlich der „Vergessenheit der Sorge", der „altdeutschen Freundschaft", dem Amor oder der Tugend geweiht, sentimentale Gedanken, die heute sehr unzeitgemäß sind, damals aber Anlaß gaben, daß dem Tale und seinem Schmuck mehrere Werke, sogar solche mit großen Kupferstichen gewidmet wurden. Das Tal war recht berühmt. Jetzt liegen die Denkmäler verfallen, zerstört nicht durch die Zeit, sondern durch Bubenhände. Man klagt wohl über die Roheit der Jugend. Nicht diese ist es, sondern die Freude am ‚Ulk', von der die Verwüstungen ausgingen. Und wer sich seiner Jugend erinnert, wird auch sich nicht ohne Fehl in dieser Richtung finden. Diese Ulkstimmung ist aber heute stärker als je. Es bedarf also der sorgfältigsten Überwachung unserer öffentlichen Gärten und es entsteht hiermit dem Staate eine neue Aufgabe, die bisher die Fürsten leisteten. Ein Mittel dürfte das beste sein: schafft der Jugend Wiesen, auf denen sie ihre Kräfte austoben kann, Spielplätze und Kampfplätze, und laßt die Parke den bedächtigen Leuten, die in Ruhe darin sich ergehen wollen.

Schutz auch der Landschaft. Wen ergreift nicht die Großartigkeit des Gebirges! Und doch ist die Freude an diesem noch vor zwei Jahrhunderten nur wenigen erleuchteten Geistern beschieden gewesen: Malern, Dichtern. Sie haben die Menschheit erst gelehrt, die Schönheit der Landschaft zu erkennen. Ihnen danken wir erst jenes uns so selbstverständlich erscheinende Gefühl der Freunde an der ‚schönen' Gegend. Aber was ist da schön? Ist's bloß der Berg oder ist's bloß der Wald? Wir nennen seinen Ausblick wohl malerisch, pittoresk. Warum dies? Weil wir glauben, er werde den Maler, den Pittore anreizen, sie bildlich darzustellen. Also sehen wir die Natur mit Künstleraugen an, suchen wir in ihr, was die Künstler uns lieben lehrten. Und die Künstler lieben so oft nicht, was die Menge malerisch nennt. Sie suchen auch die Ebene, sie kennen die Gewalt großer Wolkenbildungen, die hoch über die Fläche hinziehen, den feierlichen Ernst weiter Einsamkeiten. Und wenn wir ihnen darin folgen, offenbart sich uns eine neue Welt des Schönen, eine neue Quelle des Glückes.

Also jede Landschaft wollen wir zu erhalten suchen in dem Reiz, der gerade ihr eigen ist. Die Bestrebungen für Naturschutzgebiete, die Vereine, die sich bildeten, um ein Stück Heide, eine einsame Meeresinsel, ein entlegenes Berggebiet in Naturzustand zu belassen, aus ihm eine ‚Wildnis' zu machen, um zu zeigen, wie Pflanzen- und Tierwelt sich selbst entwickeln ohne die Menschen, sind gewiß höchst lobenswerte Einrichtungen. Aber neben ihnen, die sich auf kleine Gebiete beschränken müssen, soll die Pflege sich über das ganze Land erstrecken, das Land, auf dem der Mensch lebt, wohnt, arbeitet, auf das er Anspruch erhebt und das er daher mit seiner Hände Arbeit umgestalten muß, das aber dadurch an Reiz fürs Auge nichts einzubüßen braucht, sondern gewinnen soll. Denn alles, was der Mensch erschafft, ist ein Zeugnis seiner Gesittung. Und der gesittete Mensch soll nichts Häßliches erschaffen. Unsere Altvordern verstanden es, ihr Haus, ihr Dorf, ihre Stadt in die Landschaft hineinzusetzen, so daß eines die Wirkung des andern steigerte. Das Menschendasein stand der Natur näher als heute. Aber wir haben die Pflicht, mit voller Kraft wieder die Schönheit zurückzuerobern, die uns so oft verloren ging — durch Menschenwerk.

Im verarmten Deutschland müssen wir suchen, Glücksquellen zu schaffen. Wir werden diese nicht in rauschenden Festen, nicht in kostbaren Neuschöpfungen, nicht in üppigen Genüssen zu bieten haben. Aber wir wollen jene Quellen uns nicht versiegen lassen, die uns die Vergangenheit darbot. Wir wollen versuchen, recht viele zu lehren, welche tiefe Beseligung das innige Leben in Kunst und Natur bietet, und wollen diese recht vielen zu übermitteln bemüht sein durch Denkmalpflege und Heimatschutz!

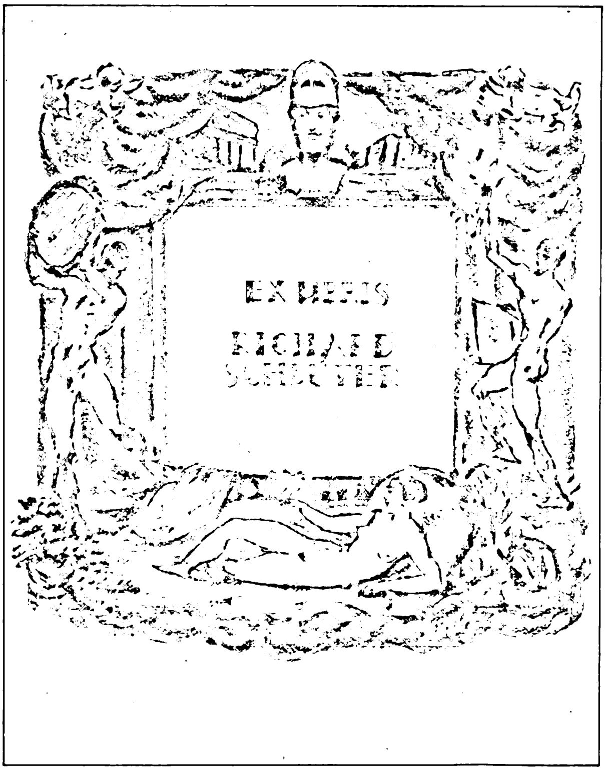
Digitized by Google

Ein Exlibris-Wettbewerb

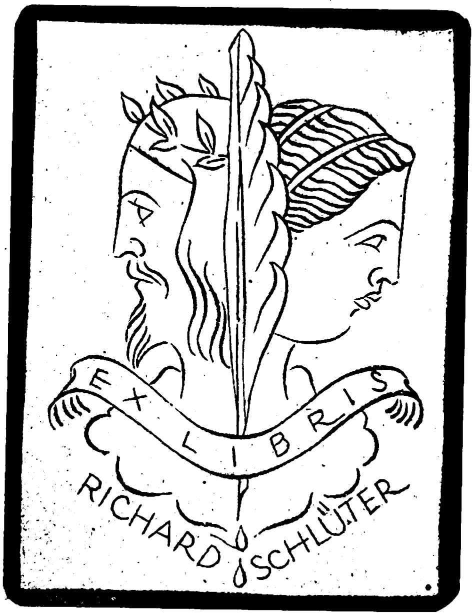
Von Geh. Rat Walther von Zur Westen

Etwa fünfzig Jahre sind verstrichen, seit der alte, im 15. Jahrhundert in Deutschland aufgekommene Brauch, Bücher mit künstlerisch ausgestatteten Besitzzeichen zu schmücken, nach langer Vergessenheit allmählich wieder zu neuem Leben erwachte. Von Dürer und Cranach bis Chodowiecki und Meid hatten zahllose deutsche Künstler ihr Können in den Dienst der Bücherfreunde gestellt, um ihnen zu Schutz und Schmuck ihrer Lieblinge prächtige Bucheignerzeichen zu schaffen. Erst im Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Kunst mehr und mehr aus dem täglichen Leben entfloh und sich eigentlich nur noch auf den steilen Höhen der Geschichts- und Religionsmalerei wohl zu fühlen schien, erlosch auch die Exlibrissitte fast ganz. Belebt wurde sie erst wieder durch die neuerwachte Teilnahme an der Wappenkunde. Wenn der Heraldiker auf seinen Forschungen wieder und wieder auf wappengeschmückte Exlibris stieß, so mußte in ihm leicht der Wunsch rege werden, auch selbst ein solches Blatt für seine Bücherei zu besitzen. Hupp, Döpler, Hildebrandt kamen diesem Wunsche der Wappenfreunde entgegen. Zu den Exlibrisbesitzern gesellten sich bald die Exlibrissammler; ihnen schuf Friedrich Warnecke 1891 in dem Deutschen Exlibrisverein zu Berlin einen Mittelpunkt für ihre Bestrebungen. Von hier aus fand die Exlibrisbewegung der neunziger Jahre, die etwa mit dem Erscheinen von Joseph Sattlers ‚42 Bücherzeichen' einsetzte und die Verbreitung der Exlibrissitte über den engen Kreis der Heraldiker auf alle Bücherliebhaber zum Ziel hatte, ihre lebhafteste und erfolgreichste Förderung. Bald war eine Reihe deutscher Künstler wie Greiner, Hirzel, Fidus, Stassen, Hans Thoma, Eduard v. Gebhardt und viele andere für die Sache gewonnen, auch Max Klinger, der schon in seinen Anfängen ein paar Bucheignerzeichen für Bekannte und Verwandte geschaffen hatte, wandte ihr wieder seine Aufmerksamkeit zu.

Etwa zwölf Jahre nach der Gründung des Exlibrisvereins wurde in einer Sitzung die Schaffung eines Exlibris für Volksbüchereien angeregt, das diesen Anstalten kostenlos zur Verfügung gestellt werden sollte. Der Vater des Gedankens, der allgemeinen Anklang fand — es war der bekannte Genealoge Kekulé von Stradonitz — stiftete 100 Mark, ein anderes Mitglied legte 50 Mark zu, und mit diesen Riesenpreisen wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Und was war der Erfolg? Nicht weniger als 185 Entwürfe lagen uns Preisrichtern zur Beurteilung vor, und darunter war so viel Gutes, daß nicht weniger als 26 der Ehre einer Veröffentlichung in der Zeitschrift für würdig befunden wurden. Darunter befanden sich Entwürfe von F. H. Ehmcke, Richard Winkler, Karl Kunst, Alois Kolb, Joseph Damberger, Robert L. Leonhard. Gewiß ein unerwartet glänzendes Ergebnis! Selbst wenn man annimmt, daß viele Einsender mehr die



Kennwort: Typographisch. Ein Preis zu 2000 Mk. Hans Freese, Berlin



Kennwort: Wega. Ein Preis zu 2000 Mk.
Karl Michel, Berlin

schöne Aufgabe als die beiden Preise gelockt hatten, hat sich hier das allgemeine Interesse bekundet, das der Exlibrissache in Künstlerkreisen entgegengebracht wurde.

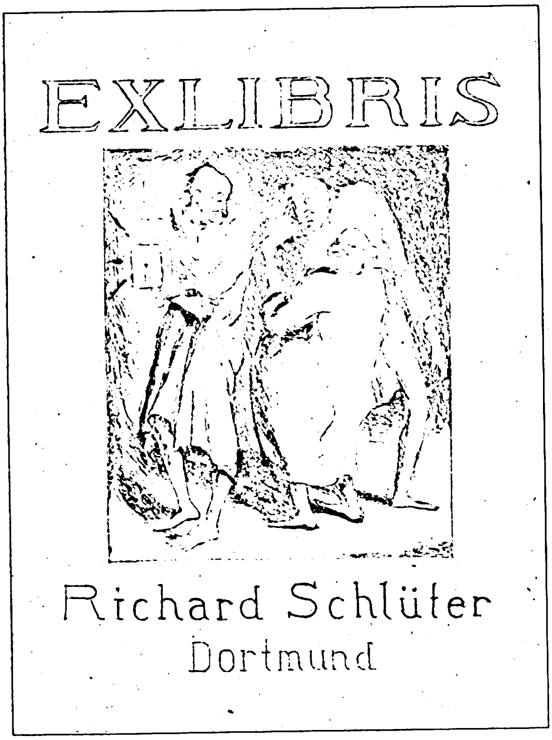
Sechzehn Jahre später, im Frühjahr 1919, hat der gleiche Verein, der sich inzwischen zu einem Verein für Exlibriskunst und Gebrauchsgraphik ausgestaltet hatte, einen neuen Wettbewerb ausgeschrieben. Gefordert wurde eine Exlibris-Radierung für eine kunst- und kulturgeschichtliche Bücherei. Wieder hatte ein Mitglied, Herr Richard Schlüter in Dortmund, ein eifriger Sammler neuer und neuester Graphik, die Mittel hergegeben, aber diesmal waren es nicht 150 Mark, sondern rund hundertmal soviel; denn der Wettbewerb hat alles in allem mehr als 15000 Mark gekostet, wovon über 13000 Mark auf Preise und Ankäufe entfielen. Gewiß ein gewaltiger Unterschied, der nur durch die Geldentwertung, die übrigens im vorigen Frühjahr bei weitem nicht so arg war wie heute, nicht allein erklärt wird. Der Hauptgrund lag vielmehr in der Entwicklung, die das Exlibris inzwischen durchgemacht hatte. Aus dem Kinde war eine feine Dame geworden, die entsprechende Ansprüche macht. An Stelle der bescheidenen Zinkätzungen und Photolithographien der neunziger Jahre waren vielfach Originalarbeiten in den verschiedensten Techniken getreten. Vielfarbige Holzschnitte gab es in Menge. Die Plattenränder der Radierungen waren mit Einfällen von manchmal so verschwenderischer Fülle bedeckt, daß das eigentliche Exlibris dahinter zurücktrat. Köstliches Japan diente als Druckpapier, breite Ränder umgaben das Bild. Das Format der Blätter war häufig so groß, daß es höchstens zu Atlanten und Mappenwerken verwendet werden konnte. Zustandsdrucke, Remarquedrucke, signierte Drucke füllten die Mappen der Sammler, und wenn es sich um Arbeiten von Klinger oder Greiner handelte, so stieg der Wert des einzelnen Druckes auf Versteigerungen gelegentlich in die Hunderte. Neben das schlichte Gebrauchs-Exlibris war das prächtige Prunk-Exlibris getreten, das eigentlich gar kein Bucheignerzeichen mehr war, sondern lediglich zu Sammelzwecken Verwendung fand. Dementsprechend waren auch die Künstlerhonorare gestiegen, die sich schon vor dem Kriege häufig auf 500 Mark und gar nicht selten auf viel mehr beliefen. Auch in unserem Wettbewerb wurde eine Radierung gefordert, freilich nur ein einfarbiges und kein Riesenblatt, sondern ein gebrauchsfähiges Eignerzeichen, dessen Größe aus diesem Grunde nach obenhin beschränkt war.

Stattliche Preise waren trotzdem selbstverständlich erforderlich, wenn ein genügen-

Kennwort: Vineta. Ein Preis zu 2000 Mk.
Heinr. Seufferheld, Tübingen

der Anreiz zur Beteiligung gegeben sein sollte; die gebotenen — einer von 3000 Mark, je zwei von 1500 Mark und 1000 Mark, sowie vier von 500 Mark waren aber auch bei Berücksichtigung der Zeitverhältnisse als ungewöhnlich hoch zu bezeichnen. Sie verfehlten auch zunächst ihre Wirkung nicht. In großer Menge wurden die Wettbewerbsbedingungen eingefordert, Kunstakademien, Kunstgewerbeschulen, Künstlervereinigungen bekundeten ihre Teilnahme, und mit einem gewissen Grauen sah ich den Tag nahen, wo eine unendliche Fülle von Einschreibesendungen sich über mich ergießen und die Klingel meiner sonst so ruhigen Wohnung den ganzen Tag nicht stillstehen würde. Es kam aber — leider muß ich im Interesse der Sache sagen — viel weniger schlimm. Nur etwa 140 Leute beteiligten sich, und der Beurteilung der Preisrichter unterlagen noch drei Arbeiten weniger als seinerzeit bei unserem 150 Mark=Wettbewerb. Es ist schwer zu sagen, woran das liegen mag. Daß sich unsere bekannten Exlibriskünstler zum großen Teil ferngehalten haben, wird, abgesehen von der bei vielen bestehenden Abneigung gegen Wettbewerbe, in einer augenblicklichen Überlastung mit festen Aufträgen seinen Grund haben. Was aber hat die jungen Kräfte abgeschreckt, denen neben stattlichen Preisen die Abbildung ihrer Arbeiten, die Bekanntgabe ihrer Namen in zahlreichen Zeitungen, das Ausgestelltwerden, kurz ein erheblicher Vorteil für ihr Vorwärtskommen winkte? Die Zusammensetzung des Preisgerichts sicherlich nicht, denn es

Kennwort: Parthagonesis. Ein Preis zu 500 Mk. Erich Büttner, Berlin



Kennwort: Diogenes. Ein Preis zu 1000 Mk. Felix Meseck, Berlin

umfaßte Künstler der verschiedensten Richtungen: Döpler, Kampf, Klinger, Meid, Orlik, Scheurich, und diese besaßen mit sechs Stimmen die Mehrheit gegenüber den vier Mitgliedern aus dem Kreise der Kunstgelehrten und Sammler. Eine unparteiische und sachkundige Beurteilung war gewährleistet. Trotzdem haben sich beispielsweise die Expressionisten fast vollkommen ferngehalten, und auch unter den Vertretern der übrigen Richtungen war die Zahl der neuen Talente nicht allzu groß; man kann sogar ohne Übertreibung sagen, daß fast die Hälfte der Teilnehmer bei einiger Selbstkritik hätte die Überzeugung gewinnen müssen, daß ihre Beteiligung einen Versuch mit untauglichen Mitteln darstellte. Einen oder den anderen mögen auch die gegenwärtig ziemlich hohen Kosten für die Anschaffung einer Platte und die Herstellung der Probedrucke ferngehalten haben, aber allzuviele werden es schwerlich gewesen sein. Es bleibt somit die Wahrscheinlichkeit, daß die geringe Beteiligung auf die Schwierigkeit der Aufgabe zurückzuführen ist, für Kunst und Kulturgeschichte in der knappesten Form,

Kennwort: Niederlage. Ein Preis zu 1000 Mk.
A. Neumann, München

wie sie das Bucheignerzeichen erfordert, ein passendes Sinnbild zu finden. Gewiß, die Aufgabe war schwer, besonders deshalb, weil die Kunstentwicklung ein Teil der allgemeinen Kulturentwicklung ist, sich also die Stoffgebiete beider Wissenschaften teilweise decken. Auf der anderen Seite war aber die Aufgabe doch gewiß fesselnd, und es hat mich offengestanden enttäuscht, daß so wenige Künstler sich ernstlich mit ihr befaßt haben. Das gilt übrigens auch von den meisten Einsendern, denn ein Minervakopf oder eine allegorische Gruppe, bei der der Mann die Kultur, die Frau, die Kunst darstellt, bilden ebensowenig eine Lösung, wie die Abbildung irgend eines bekannten Kunstwerkes, der Venus von Melos, des Apollo von Belvedere oder des Parthenon. Die Sache wird auch dadurch nicht besser, wenn man eine Reihe von Kunstwerken aller möglichen Zeitalter zu einer Gruppe vereinigt und ihnen womöglich, um auch die Kultur zu ihrem Recht kommen zu lassen, irgendein technisches Wunderwerk, den Eiffelturm oder eine kühne Brücken-Konstruktion, oder einen Zeppelin gegenüberstellt. Der merkwürdige, aber für unseren materialistischen Zeitgeist kennzeichnende Irrtum, Kulturentwicklung mit technischem Fortschritt gleichzusetzen, ist von einer ganzen Reihe von Einsendern begangen worden. Übrigens fanden sich noch viel seltsamere Auffassungen. Ein Teilnehmer hat sogar in dem „Gent" den Höhepunkt der modernen Kultur erblickt und demgemäß vor das Bild eines rauhen Kriegers der mykenischen Zeit einen Zylinderhut, ein Paar Handschuhe und eine Reitgerte aufgebaut.

Unter den Preisarbeiten befinden sich einige, die mit der Aufgabe in recht losem Zusammenhang stehen. Der Brunnen z. B. auf Heinrich Seufferhelds prächtigem Blatte, aus dem ein frischer Trunk Erquickung spenden soll, paßt als Sinnbild ebensogut oder eigentlich wohl besser für eine Bücherei von Dichtwerken als für eine solche kunst- und kulturgeschichtlicher Schriften, und den Kopf des Pharaos Amenophis IV., des Ketzerkönigs, den Fräulein Neumann-Hamburg auf ihr Blatt gesetzt hat, kann man durch das Bildnis jedes beliebigen religiösen Reformators ersetzen, ohne daß die Beziehung zu Kunst- und Kulturgeschichte dadurch enger wird. Felix Meseck hat sogar den Kyniker Diogenes zum Helden erwählt, der, ein antiker Naturmensch, die Rückkehr von der Kultur zum Naturzustande predigte und als Schutzheiliger einer kunst- und kulturgeschichtlichen Bücherei daher so ungeeignet wie möglich ist. Gerade die drei erwähnten Blätter gehören aber zu den künstlerisch reizvollsten, die der Wettbewerb hervorgerufen hat. Überhaupt hat das Preisgericht den Kunstwert ausschlaggebend für die Preiszuteilung sein lassen, und bei Lage der Sache konnte es auch gar nicht anders handeln, denn allzuviel künstlerisch Hochwertiges stand nicht zur Wahl.

Von den genannten drei Künstlern hat Heinrich Seufferheld eine Landschaft, Felix

Kennwort: Gothik. Ein Preis zu 500 Mk.
Heinrich Vogeler, Worpswede

Digitized by Google

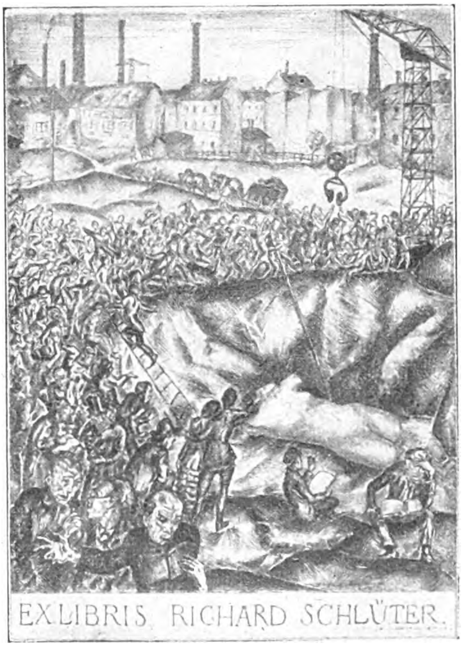
Meseck eine Figurengruppe dargestellt, während sich Fräulein Neumann mit dem Kopf ihres Pharaos begnügt hat, den sie mit Hilfe der Schabmanier unter starker Betonung des Gegensatzes von Hell und Dunkel herausgearbeitet hat. Es zeigt sich hier der Zwiespalt der beiden Richtungen, der die ganze Exlibriskunst durchzieht und so alt ist wie diese selbst: der Zwiespalt zwischen Bild und Marke. Das alte Bucheignerzeichen ist in der Hauptsache markenhaft, denn in ihm herrscht das Wappen vor, das damals in viel höherem Grade als heute Symbol, gewissermaßen Vertreter seines Besitzers war. Aber schon in den Anfangszeiten des Exlibris ließ der Kaplan Knabensperger, weil

Kennwort: Gottfried von Straßburg. Ankauf 300 Mk.
Stotz, Dresden

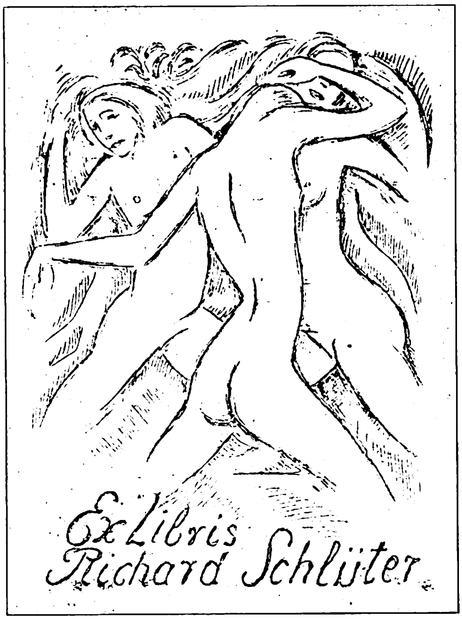
er den Necknamen Igler führte, einen auf grüner Wiese spazierenden Igel auf seinem Zeichen abbilden. Schon Lukas Cranach setzte dem Arzte Bloch, schon Bartel Beham, dem Propste Pömer, Schutzheilige auf das Bücherzeichen, und Albrecht Dürer entwarf für seinen Freund Willibald Pirkheimer sogar eine richtige Allegorie mit drei beziehungsreichen Damen, die dann ein Nürnberger Kleinmeister säuberlich in Kupfer stach. Immerhin stand aber, wie gesagt, das Wappen bei weitem im Vordergrunde, während es heute in unserer unheraldischen Zeit nur noch eine bescheidene Rolle spielt. An seine Stelle ist die moderne Marke getreten, die entweder rein ornamental ist oder irgendeinen Gegenstand in starker stilistischer Vereinfachung zur Grundlage hat. Der alte Gegensatz zwischen Bild und Marke ist also

Kennwort: Flag. Ankauf 300 Mk.
Walter Helfenbein, Dresden

geblieben, aber das Verhältnis beider zueinander hat sich umgekehrt. Das Bild überwiegt bei weitem. Dafür ist die Frage, ob Bild oder Marke für ein Bucheignerzeichen



Kennwort: Torso. Ein Preis zu 500 Mk.
G. Rabinovitsch, Zürich



Kennwort: Tanz
Ankauf 300 Mk. Heinrich Vogeler

Kennwort: Alpha
Alexander Rothaug, Wien

die richtige Form sei, eine Frage, die, Künstlern früherer Zeiten kaum zum Bewußtsein gekommen, heute ein Gegenstand vielfachen Streites ist. Wir haben Anhänger des reinen Markenstiles, wir haben Künstler, die sich in beiden Richtungen oder nur in bildhafter Weise betätigen.

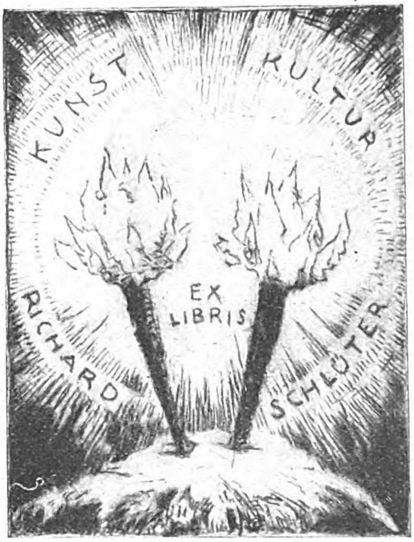
Gelegentlich vollzieht sich auch im Laufe der Zeit ein Meinungswechsel. Orlik z. B., der in seiner Jugend reizende figürliche Blätter voll Humor und Sinnigkeit geschaffen, hat sich ganz zur ornamentalen Marke belehrt. In der Tat läßt sich nicht leugnen, daß, rein vom Standpunkte des Gebrauchszweckes betrachtet, die Marke unbestreitbare Vorzüge besitzt. Sie paßt in jedes Buch und wirkt immer gut, während leicht eine gewisse Unstimmigkeit zwischen dem anspruchsvolleren Bilde und der Ausstattung oder dem Inhalt des Buches entstehen kann. Der Bücherfreund strenger Richtung wird daher vielfach die Marke bevorzugen; hat doch ein Franzose sogar behauptet, daß der Wert eines Bibliophilen im umgekehrten Verhältnis zu der Größe seines Exlibris stehe. Nach meiner Meinung kann freilich keine Rede davon sein, daß die ornamentale Marke die einzige berechtigte Form des Bucheignerzeichens darstellt. Das würde für unsere Exlibriskunst, die heute die besten Griffelkünstler aller Richtungen beschäftigt, eine Verarmung sondergleichen bedeuten. Beide Richtungen sind vielmehr durch-

Kennwort: Faust. Ankauf 300 Mk. Max Schenke, Dresden

Digitized by Google

aus gleichberechtigt. Es ist lediglich eine Frage des jeweiligen besonderen Bedürfnisses oder des persönlichen Geschmackes, für welche man sich entscheidet. Nicht ob ein Blatt bildmäßig oder markenhaft, sondern ob es künstlerisch gut ist, ist entscheidend für seine Wertung. Diesen Standpunkt hat auch das Preisgericht eingenommen, wie seine Entscheidung zeigt. Unter den drei Höchstpreisen befindet sich eine ausgesprochene Marke, deren Schöpfer Karl Michel ist, ein Landschaftsbild, die bereits erwähnte Arbeit Seufferhelds, und ein Blatt von Hans Freese, das zwar zum Bildmäßigen hinneigt, aber doch eine Art Mittelstellung zwischen Bild und Marke einnimmt.

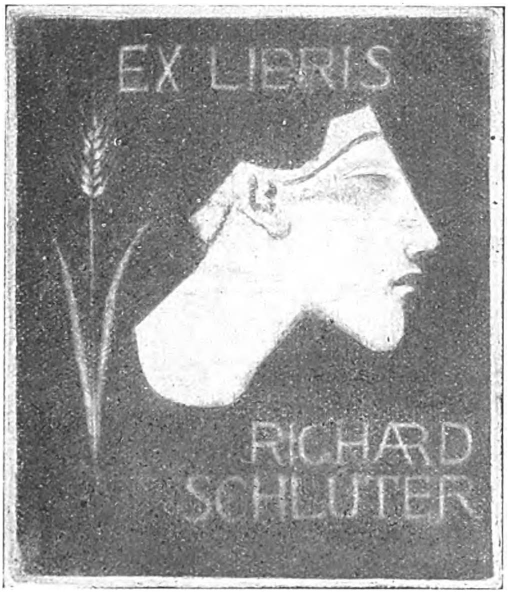
Die Namen dieser drei Preisträger dürften nur wenigen meiner Leser geläufig sein. Auch der Seufferhelds ist außerhalb seiner schwäbischen Heimat nicht nach Gebühr bekannt, obwohl der Künstler bereits in vorgerücktem Lebensalter steht, als Professor der Zeichenkunst an der Universität Tübingen wirkt und auf ein stattliches Werk von Gemälden und Radierungen zurückblickt. Seine Schöpfungen wirken urdeutsch; wie bei den Werken Hans Thomas hat man die Empfindung, daß sie nur in Deutschland entstehen konnten. Treues, liebevolles Versenken in die Natur, herbe Kraft und großzügige Auffassung zeichnen sie aus. Karl Michel und Hans Freese sind dagegen jüngere Künstler, die ihrem beruflichen Schaffen durch mehrjährigen Kriegsdienst entzogen waren und daher weniger bekannt geworden sind, als sie es sonst vermutlich wären. Beide leben in Großberlin. Michel, ein geborener Leipziger, hat seine Kunst ganz in den Dienst des praktischen Lebens gestellt; er schuf zahlreiche Reklamesachen, Bucheignerzeichen und Glückwunschkarten, die seine Erfindungsgabe und sein vielseitiges Können bekunden.



Kennwort: Fackel. Ankauf 300 Mk.
Paul Winkler, Berlin

Freese bevorzugt in seinen graphischen Arbeiten eine weiche, tonige Manier, die alle Einzelheiten leise verschwimmen läßt. Seine Preisarbeit faßt Kunst- und Kulturentwicklung vorwiegend in geistigem Sinne auf. Er hat Perikles und seine Bauten als Sinnbild eines Glanzpunktes in der Geschichte der menschlichen Kultur in den Mittelpunkt gerückt und hat durch einen Jüngling mit Buch und Fackel und durch einen anderen mit dem Spiegel, den er der Schönheit vorhält, auf die Aufgabe des Forschers und des Künstlers gewiesen.

Es fehlt an Raum, weiter auf die Preisarbeiten einzugehen. Nur auf die Einsendungen Heinrich Vogelers möchte ich noch aufmerksam machen. Der zarte und liebenswürdige Romantiker, der im letzten Jahrzehnt vor dem großen Kriege seinen Schöpfungen gern einen biedermeierischen Anstrich gab, ist vollständig ins Lager des Expressionismus übergegangen. Wie er nach Zeitungsnachrichten in dem stillen Worpswede eine Art Sowjetregierung aufgerichtet haben soll, so hat er sich auch künstlerisch ganz zu den Radikalen geschlagen. Was ich von seinen neueren Werken zu Gesicht bekam, hat mich nicht überzeugt, daß er auf diese Weise eine seinem Wesen gemäßere Ausdrucksform gefunden hätte, als seine bisherige war, und ich glaube, manche seiner Verehrer würden sich freuen, wenn er wieder zu seiner alten Liebe zurückkehrte.



Kennwort: Amenophis. Ein Preis zu 500 Mk.
K. E. Neumann, Hamburg

Digitized by Google

Die Rache

Von Kurt Münzer

Zehn Jahre sollen vergangen sein? Diese Stube steht unverändert. Der Spiegel ist blind, die Tischplatte staubbedeckt, der Winkelriedstich an der Wand stockfleckig. Vor dem Fenster blühen dieselben Kastanien, und in jedem Zuge gleich steigt der Zürichberg in den blauen Himmel hinein — wie vor zehn Jahren...

Da war ich Student, lebte ein seliges Jahr in dieser Mansardenstube und trank Freiheit, Natur, Wissenschaft, Liebe, Kameradschaft, Jugendlust — alle Herrlichkeiten der zwanzig Jahre. O, das ist dennoch lange her, lange. Diese Stube starrt mich an wie ein Gespenst. Stillstand, Unveränderlichkeit ist das Schaurigste im ewig fließenden Strom des Lebens. Was alles ist geschehen! Was Ungeheures hat die Welt bewegt! Zehn Jahre Erlebnis sind über jeden Menschen hingegangen — und ich stehe hier vor Erstarrtem... Ich beginne irgendwie an mir zu zweifeln, meiner nicht ganz gewiß zu sein, diese zehn Jahre problematisch zu finden. Ein leiser Schwindel kreist angenehm in meinem Gehirn.

✠ ✠ ✠

Welcher Zufall, daß ich die Stube leer fand. Geradenwegs vom Bahnhof ging ich in das alte Haus. Oben öffnete mir die Frau von damals, auch sie unverändert. Und sie erkannte auch mich auf der Stelle. Sie tat, als wär' ich zehn Tage weggewesen.

„Grüß' Gott, Herr Doktor," sagte sie, fast gleichgültig, „sind Sie wieder da? Ihre Stube können Sie haben."

Sie führte mich hinein und ging bald wieder. Da war ich zu Haus. Zehn Jahre... Sollte ich geträumt haben? Im Spiegel steht mein Studentengesicht. Ich bin ein bißchen stubenblaß vom Winter, mein Haar ist ein wenig verwildert. Weiß Gott, ich kann nicht die Energie aufbringen, sie mir kürzen zu lassen. Ich bin seltsam müde, abgespannt, willensschwach. Und traurig. Warum? Draußen liegt die geliebte Stadt. Die Maiabende sind süß wie eine Stunde an einer Frauenbrust. Ich sitze am See, die Sonne sinkt, und schwarz steht die schöntürmige Stadt vor dem Goldhimmel. Der blaue Duft der Nacht fällt herab. Sterne brechen auf wie Knospen. An den Ufern erblühen Gärten von Licht. Das Hotel auf dem Berg ist ein Fanal, ein heidnisches Opfer, das da dem Monde angezündet wird. Er steigt herauf, aus den Wäldern im Osten, ein rotglühendes Zyklopenauge, schaurig schön, furchtbar erschreckend. Der See ist glatt wie eine Stahlplatte und die Stille unheimlich. Die Kastanien duften —

✠ ✠ ✠

Die Kastanien duften. Sie blühen in der ganzen Stadt. Und da erinnere ich mich — Aber ich will mich nicht erinnern!

Wunderbar ergeht es mir in dieser Stadt der Jugend. Sie ist mir neu in jeder Stunde. Bei jedem Schritt entdecke ich unbekannte Schönheiten. Diese Gartenstraßen, die überquellen von Blüte, in einem Schweigen, das an Schlaf gemahnt und verzaubert. Dieser Berg mit seinen häuserlosen Straßen und dem Blick ins Unermeßliche. Die Fels-, Schnee- und Eiswand der Alpen zackt glänzend am südlichen Horizont. Und die Glocken, die Glocken am Samstagabend, diese eherne Musik, die Schlacht des Friedens. Die Wälder erzittern davon. Meine Fenster klirren, und ich fürchte mich. Ich bin so leicht überwältigt, ich empfinde allzu tief die Nichtigkeit meiner Kreatur. Ich weine, wenn ich eine Schönheit fühle. Ich höre einen Brunnen rauschen und muß schluchzen vor diesem Geheimnis: Quelle aus Erdentiefe, Stimme aus ewig fruchtbarem Schoß, Kühle des Erdinnern, Duft des Urelements — Ich schlürfe das geheimnisvolle Wasser, das salzig ist von meinen Tränen...

O, nun weiß ich, warum ich weine. An diesem Brunnen, am Seeufer, im Gebüsch standen wir eines Nachts, und du dürstetest. Da schöpfte ich das eisige Wasser mit meiner Hand, und du tranktest aus meinen Händen, bis deine Lippen sie berührten. Da umschloß ich mit meinen Händen, die kalt und naß waren, dein glühendes Gesicht und hob es auf und küßte dich zum erstenmal. In jener Nacht gingen wir nicht heim... Ich war zwanzig Jahre alt und du siebzehn. Du trugst die Zöpfe um den schmalen Kopf gelegt, und deine unberührte Haut war wie Atlas und Pfirsich. Dein Kuß, du Glühende, war kühl und rein. Deine Seele war noch nicht aufgegangen. Aber in dieser Nacht entknospete ich sie.

✠ ✠ ✠

So muß ich mich denn erinnern. Aber geschah es nicht erst gestern? Sollen zehn Jahre hingegangen sein, seit —?

Ich liebte sie; und da es die Zeit der Kastanienblüte war, ist diese Liebe mit diesem schwülen Duft vermählt. Ein Duft, der gar nicht zu ihr paßt.

Ich liebte sie. Aber das ist gelogen. Ich hatte sie begehrt, und sie liebte mich. Und da sie mich liebte, versagte sie mir nichts. Aber Besitz tötet das Gefühl, das Ziel entwertet den Wettlauf, die Erfüllung vernichtet den Wunsch, der Genuß befreit uns von der Begierde. Als ich sie aus meinen Armen ließ, ihr Geheimnis kannte, meine Sehnsucht gestillt hatte, war sie mir entwertet.

Kleine, schmale, weiße Regina! Königin der Elfen. Du warst weiß wie ein Schwan, deine Arme erinnerten mich an Schwanenhälse Dein Haar war wie ein dichtes Ge-

Digitized by Google

spinst ungefärbter Seide; ich trug es in meinen Händen, es duftete nach Kastanien. Denn dieser Duft damals hatte alles durchtränkt. Man sog ihn mit jedem Atemzuge ein. Dein Mund schmeckte nach ihm, das Brunnenwasser enthielt ihn, aus den Seiten eines Buches stieg er ...

Ich verließ Regina. Ich weiß keinen anderen Grund als den: ich hatte sie besessen. Ich öffnete ihr nicht mehr die Tür. Und da kam sie, nachts, unter mein Fenster und rief mich. Oft regnete es. Sie kam. Sie stand da unten in der Tiefe unter den schweren schwarzen Kastanien, und ihre kleine, süße, flehende Stimme stieg wie eines leidenden, verstoßenen Tierchens Klage zu mir herauf. Ich schloß das Fenster, aber ich hörte sie. Sie rief mich. Stundenlang. Sie schwieg eine Stunde, dann rief sie wieder. Es weckte mich aus dem Schlaf, aber ich antwortete nicht. Ich haßte sie. Sie störte mich. Ich dachte längst an Emma, die sich sträubte. Ich begehrte Emma. Was war mir Regina! Ich stieß einen Fluch aus.

Es wurde Juni, die Kastanien hatten abgeblüht; nun kamen Rosen und Jasmin. Die Nächte waren finster, Leidenschaft ging um. Da verstummte Regina.

Sie kam nicht mehr, sie rief nicht mehr. Nie mehr. Und da quälte mich die Stille. Ich lag nachts wach, lauschte, wartete. Wo blieb sie? Mir fehlte ihre Klage unter meinem Fenster, ihr Ruf und Flehen. Das Schweigen erregte mich tiefer als ihre Stimme. Es blieb still —

Seltsam: Wut, wütende Lust ergriff mich. Ich ging zu ihr. Sie war verschwunden, ihre Stube leer, kein Mensch wußte, wohin sie sich gewandt. Und sie blieb allezeit verschollen. Nie mehr wußte ich etwas von ihr. Wohin war sie gereist? In eine andere Stadt? Übers Meer? War sie gestorben? Hatte sie sich getötet? Hatte sie ein Kind geboren? Einen anderen Geliebten gefunden? War sie eines ehrbaren Mannes ehrbare Frau? Nichts, ich weiß gar nichts. Und das ist beunruhigend, peinigend, ängstigend. Kann sie nicht ganz in meiner Nähe sein? In dieser Stadt? In diesem Haus? Unter mir? Neben mir? Vielleicht will sie sich rächen, hat mich die ganzen zehn Jahre lang verfolgt, listig wieder hierher gebracht, an den Ort meiner Sünde? ... O! —

⁂ ⁂ ⁂

Ich suchte sie und fand sie nicht. Wie grausam schlau dieses kleine Mädchen war. Spurlos verschwunden. Kann man einen Menschen giftiger quälen? Und jetzt spüre ich sie, irgendwo, mir nahe. Ich stand stundenlang meinem Hause gegenüber und wartete. Sie kam nicht. Einige Male glaubte ich sie zu sehen, stürzte hin — aber dann waren es unbekannte Frauen. Wie sie mich foppt!

Ich ging zu dem Haus, wo sie gewohnt hatte. Es ist auch verschwunden. Eine große neue Villa steht dort. Ich habe gar keine Ruhe, es treibt mich um und um. Als erwartete ich sie, und sie käme nicht. Manchmal ist mir, als streifte sie mich. Ich drehe mich um, aber niemand ist da. Mir schwindelt ...

Ich hasse sie! Oder liebe ich sie? Nein, sie quält mich, sie rächt sich. Irgendwo ist sie und beeinflußt mich. Ich spür's genau. Auch meiner Gedanken bemächtigt sie sich von Tag zu Tag mehr. Sie zwingt mich, an sie zu denken. Ich lese: da reißt sie mir die Gedanken mitten aus einem Satze, und ich muß ‚Regina, Regina‘ denken, an sie, an die rätselhafte Macht, die sie, die Unsichtbare, über mich hat. Sie hat Besitz von mir ergriffen; manchmal ist mir, als könnte ich mich nicht einmal mehr rühren. Ich werde schläfrig, ein fremder Wille kommt über mich. Sie hypnotisiert mich. Wie? Aus der Entfernung? Das ist merkwürdig. Ich kann es nicht erklären. Aber doch ist es so! Ich leide ...

⁂ ⁂ ⁂

Und das alles geschieht nur, weil wieder die Kastanien blühen. Ihr Duft verfolgt mich wie ein Fluch. Nun, sie fallen schon, alle Wege sind weiß und rosa beschüttet. Zwei, drei Tage noch, und dieser verwünschte, schwüle, aufreizende Duft ist aus der Welt. Ich werde aufatmen. Ich kann kaum noch schlafen. Der Duft weckt mich oder der Gedanke an sie, den sie mir eingibt, die Verfluchte. Nur das Weib kann sich so rächen! Zehn Jahre warten, um den Feind zu treffen! Die Rache aufsparen, damit sie gründlich sei! Welchen Genuß kostet sie aus! Denn sie weiß, daß ich leide. Sie sieht mich, beobachtet mich. Auf irgendeine Weise. Vom Estrich oben? Oder hat sie wo ein Loch in die Wand gebohrt vom Nebenhaus her? Oder besitzt sie einen geheimnisvollen Apparat, in dem sie mein Bild und Tun und Lassen auffangen kann? ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich bin in die Nachbarhäuser gegangen und suchte sie. Läutete an allen Türen und fragte nach ihr. Natürlich, die Leute verleugneten sie. Aber in ihren lauernden und zugleich verlegenen Mienen las ich das Verborgene. Sie wissen alle von mir, sie stehen alle mit ihr im Komplott. Ein System von Beobachtung und Verfolgung umgibt mich. Man trägt ihr alles über mich zu. Ich stecke in einem Netz von List und Tücke.

In eine Wohnung drang ich gewaltsam ein; ich glaubte, sie hinter einer Tür verschwinden, flüchten zu sehn. Ich rüttelte an dieser Tür, sie war verschlossen. Ich schrie und rief nach Polizei. Aber zwei starke Kerle warfen mich hinaus, die Treppe hinab. Ich war ganz zerschlagen. Alle stehen in ihrem Sold. Ich wittere Späher überall. Keinen Schritt kann ich tun ohne ihr Wissen! Ich bin rettungslos umstrickt. Ich gehe nur noch zu den Mahlzeiten aus.

⁂ ⁂ ⁂

Gott sei Dank, die Kastanienbäume stehen leer, aber vorläufig ist der Duft noch in der Luft. Ein Regentag wie heut, und die Welt

Digitized by Google

ist rein gewaschen von diesem gemeinen Duft. Ich werde wieder schlafen können.

Ich habe die Fenster verhängt, damit man mich nicht sieht, aber doch werde ich die Empfindung nicht los, daß mich ein Späherblick verfolgt. Ich spüre ein Auge, ihr Auge, das immer hinter mir her ist. Ich suchte die Wände, die Decke, den Boden ab nach einem Loch, durch das man mich beobachten kann, aber ich fand nichts. Mit ungeheurem Scharfsinn ist alles angelegt.

Und welche geheimnisvolle Kraft das ist, mit deren Hilfe sie noch mein Gehirn beeinflußt, mich zwingt, immer und immer nur an sie zu denken! Ich bin ja gar nicht mehr imstande, selbständig und eigenwillig meine Gedanken zu lenken!

Unheilvoller Entschluß, in diese Stadt, in diese Stube zurückzukehren! Entschluß —?! Was sage ich da? Es war ja eben gar nicht mein Entschluß! Jetzt weiß ich, daß sie mich dazu zwang, daß ich alles auf ihren unentrinnbaren Befehl tat. Wie hätte ich Vernünftiger, der ich längst alles vergessen hatte, auf diese sentimentale Idee kommen können, ins Jugendland zurückzukehren!

Jugendland! — O, Jugendland — Regina, mein Schwan — dein kühler Mund, naß vom Brunnenwasser — dein glühendes Gesicht zwischen meinen feuchten Händen — Die Nacht war zu kurz für unseren ersten Kuß — Und für meinen letzten war der Augenblick zu lang —

Nun muß ich weinen ...

Ist niemand da, der mich liebt und rettet?

⌘ ⌘ ⌘

Die Kastanienblüte ist vorbei, ein reinigender Wind streicht durch die Stadt. Der Duft verfolgt mich dennoch weiter. Überall ist er, eingenistet in die Tapete, ins Bett, in mein Blut geströmt. So wie die Erinnerung an Regina. Das hängt alles zusammen.

Aber heut nacht ist das Schrecklichste geschehen oder das Beste. Sie hat sich geoffenbart, sie ist aus ihrer Unsichtbarkeit herausgetreten. Nun kann ich sie vielleicht fassen!

Denn: als ich schlaflos lag, schon nach Mitternacht, bei offenem Fenster, da hörte ich sie plötzlich: sie stand unter meinem Fenster und rief mich, wie damals, vor zehn Jahren. Sie rief mich, und es klang wie die Stimme eines leidenden, verstoßenen Tierchens, flehend, zärtlich, verzweifelt ...

Es war schaurig. Die tiefe Nacht, die große Stille, die Finsternis, mein heißes, zerwühltes Bett, mein jagendes, geängstetes Herz — und ihr Klageruf unten in der Tiefe.

Ich rührte mich nicht. Sie verstummte, begann wieder. Ich fröstelte. Ich antwortete nicht, trat nicht ans Fenster. Sie sollte denken, ich hörte sie nicht! Das muß sie kränken!

Als der Tag graute, wurde es still. Nun hat auch sie eine verstörte Nacht gehabt. Sie opfert ihre Ruhe, ihren Schlaf, um mir beides zu rauben. Gut, wer wird stärker sein? Ich nehme den Kampf auf! Regina, mein Schwan und Feind! Wie haß' ich dich!

⌘ ⌘ ⌘

Wieder kam sie in der nächsten Nacht. Ich hatte angekleidet gewartet. Bald nach zwölf erscholl aus der finsteren, feuchten Tiefe ihr Ruf. Genau wie damals. Nichts hat sich geändert.

Ich schlich die Treppe hinab, im Finstern, sprang auf die Straße. Leer, nichts, kein Schatten, keine Stimme. Sie hatte sich zurzeit geflüchtet. Ich wartete unten hinter der Tür, aber sie kam nicht wieder. Sie sah mich. Sie sieht alles, sie durchdringt noch die Finsternis. Ich werde sie nie fassen können. Wenn ich die Welt zwischen meine Hände nehmen und zerdrücken könnte! Aber ich kann nur noch, was sie will. Wie soll das enden?

⌘ ⌘ ⌘

Nun ruft sie mich auch am Tage. Ich stürze ans Fenster. Niemand ist unten. Fremde Menschen gehen vorbei. Fremde Menschen? Vielleicht ihre Genossen, Nachahmer ihrer Stimme! ...

Es ist Juni, Jasmin blüht schon, und ich schmecke überall nur noch und immer noch Kastanienduft. Nichts anderes. Meine Speisen sind damit durchsetzt, daß sie mich ekeln.

Ich esse nichts mehr. Meine Wirtin bringt mir Essen, da ich das Haus mich zu verlassen fürchte, und ich schütte die vollen Teller für die Vögel und Katzen aufs Dach, damit sie nicht merkt, daß ich hinter ihre Schliche gekommen bin. Denn selbstverständlich steht auch sie in Reginas Sold und tut das Gewürz in die Speisen. Eines Tages wird sie mir Gift beibringen wollen. Da werden ihre Katzen verrecken! Wie schlau bin ich! Ihr kriegt mich noch lange nicht!

⌘ ⌘ ⌘

Es ist grauenvoll. Alle Nächte tönt ihr Ruf, diese Stimme, die mich lockt, aus dem Fenster zu springen. Denn das ist es, ja, sie ruft mich so flehend, so liebevoll, um mich zu zwingen, aus dem Fenster zu springen, vier Stockwerke hoch, daß ich zerschmettert zu ihren Füßen liege ...

Regina, hör' auf ...

Regina, mein Schwan, wie weiß warst du! Atlas und Pfirsich. Ich als erster berührte dich und befleckte dich. Du liebtest mich, heut hassest du mich. Und heut lieb' ich dich ... Komm zu mir! Ich könnte schlafen, wenn meine Wange auf deiner Brust läge, gebettet in dein Seidengefieder ...

Rufe mich nicht, komm lieber. Ich habe genug gebüßt ... Sei gut, du stammst von Gott. Quäle, vergifte mich nicht. Das ist alles wahr, was ich sage. Ich habe nicht, wie du glaubst und fürchtest, die Absicht, dich zu erwürgen, wenn du dich zu mir legst, um mich von dir zu befreien! Sieh in mein Herz, ich liebe dich, ich will dir nichts tun, als die Gewalt der Liebe. Komm, wenn du von Gott stammst!

Verruchte, vom Teufel bist du, der Teufel

Digitized by Google

bist du! Du bist in mich gefahren. Wer treibt dich aus?

Ihre Stimme verfolgt mich unaufhörlich, und sie selbst ist unsichtbar. Unter meinem Fenster ruft sie mich, am Tage schwach, nachts laut, sehnsüchtig, zärtlich. Gar nicht böse, sondern inbrünstig. Und doch ist eine Drohung darin, ein Lauern. Ich weiß nicht, wie ich diesen Rufen widerstehen soll ... Ich habe ja keinen Willen ...

Ich beuge mich aus dem hohen Fenster, und ein süßer Schwindel umarmt mich. Unendliche Wollust durchrieselt mein Gebein. Ich erbebe im Tiefsten, mein Blut erschauert eisig. Es zieht mich furchtbar-selig hinab. Ich beuge mich tief, tief hinab und werfe mich zurück, in die Stube, falle auf den Boden und höre: Unten steht sie und ruft mich ...

Ich frage mich: existiert sie? Ist diese Stimme wirklich? Oder bin ich krank? Ist mein Geist verwirrt? Aber diese Frage huschte nur durch meinen Verstand und verschwand. Ich höre es doch, mit meinen Ohren, außer mir. Die Stimme ist da — und ich kann ihr nicht länger widerstehen... Ich kann nicht ... Eines Nachts werde ich aus dem Fenster springen müssen! ... Reginas Rache ... Ich liebe dich, Regina, ich liebe dich. Und ich werde dich erreichen, und sei es durch einen Sprung aus dem Fenster...

Ich habe noch die Kraft, eine Nacht zu warten. Sie ruft unwiderstehlich inbrünstig. In mir ist eine rasende Begier, mich aus dem Fenster zu werfen, wie ein Schwimmer ins Wasser springt. Ich zittere vor Angst und Wollust. Ein Schauer — von Begierde oder Furcht? — schüttelt mich fortwährend. Ich habe alles andere vergessen, ich weiß nur eins: Wenn sie mich in der nächsten Nacht wieder ruft, muß ich aus dem Fenster springen, vier Stockwerke hoch, zu ihr hinab. Anders kann ich sie nicht erreichen, und erreichen muß ich sie. Ich liebe sie mit tödlichem Haß. Oder ich hasse sie mit verzehrender Liebe ...

Am Tage kann ich der Stimme widerstehen, aber nachts nicht — Dieses grenzenlose Schweigen, diese Finsternis — und darin der flehende Ruf ...

Es ist Nacht. Ich warte. Es ist noch nicht still genug — Wenn sie schweigt ... Schrecklicher Gedanke! Das Schweigen ihrer Stimme wäre furchtbarer, entsetzlicher als ihre Stimme selbst ... Sie muß mich rufen, denn ich will kommen. Zu ihr hinab. Ich will? ... Sie will, und ich warte ...

Es ist Mitternacht. Plötzlich strömt ein Strom Kastanienblütenduft durch das offene Fenster und mit ihm ihr Ruf —

Meine Stube, du Stadt, mein See, Berge, Sterne, du Welt von ehemals —

Aber sie ruft mich ...

Ich komme.

Vor Abend

Stehn noch die Dinge im Licht,
Sind noch die Gärten voll Sonne,
Und die plätschernden Brunnen
Schweigen noch immer nicht.

Etwas doch quält dich so
In diesen Zwischenstunden,
Irgendein Duft oder Ton
Oder verborgene Wunden.

Leise wie lösender Traum
Löschen des Abends Hände
Alles Licht; schließen den Raum,
Stellen die dunklen Wände. —

Und wie schon leise entspannt
Schlafen die schwingenden Saiten
Der Seele. — Fühlst du die Hand
Leicht über Blumen gleiten — —!

Müdtraurig fühlst du schon,
Im Wehen
Wie fließenden Duft und Ton
Dein Denken zerflattern im Wind
Und langsam zergehen.

Sommerabend in der Ebene

An der kühlen, weißen Rinde
Einer Birke lehnt die Wange —
Blätter flüstern noch im Winde
An den Zweigen, grünen, langen ...

Eine letzte Lerche singt
Und fällt singend aus den Höhen
Langsam nieder. — Fernhin blinkt
Weiß der Staub auf den Chausseen.

Dunkel ist: wie leises Quellen
In den Raum; ein Sich-verbreiten
Einer Fremdheit in die Zeiten — —
Leise schwanken noch die Wellen

Lauen Windes. — Schwarzgrün wiegen,
Flüstern, immer noch die schwanken
Zweige über mir — und wiegen
Auch die ersten Nachtgedanken.

Karl Röttger

Digitized by Google

Die musikalischen Gestaltungen des Faust

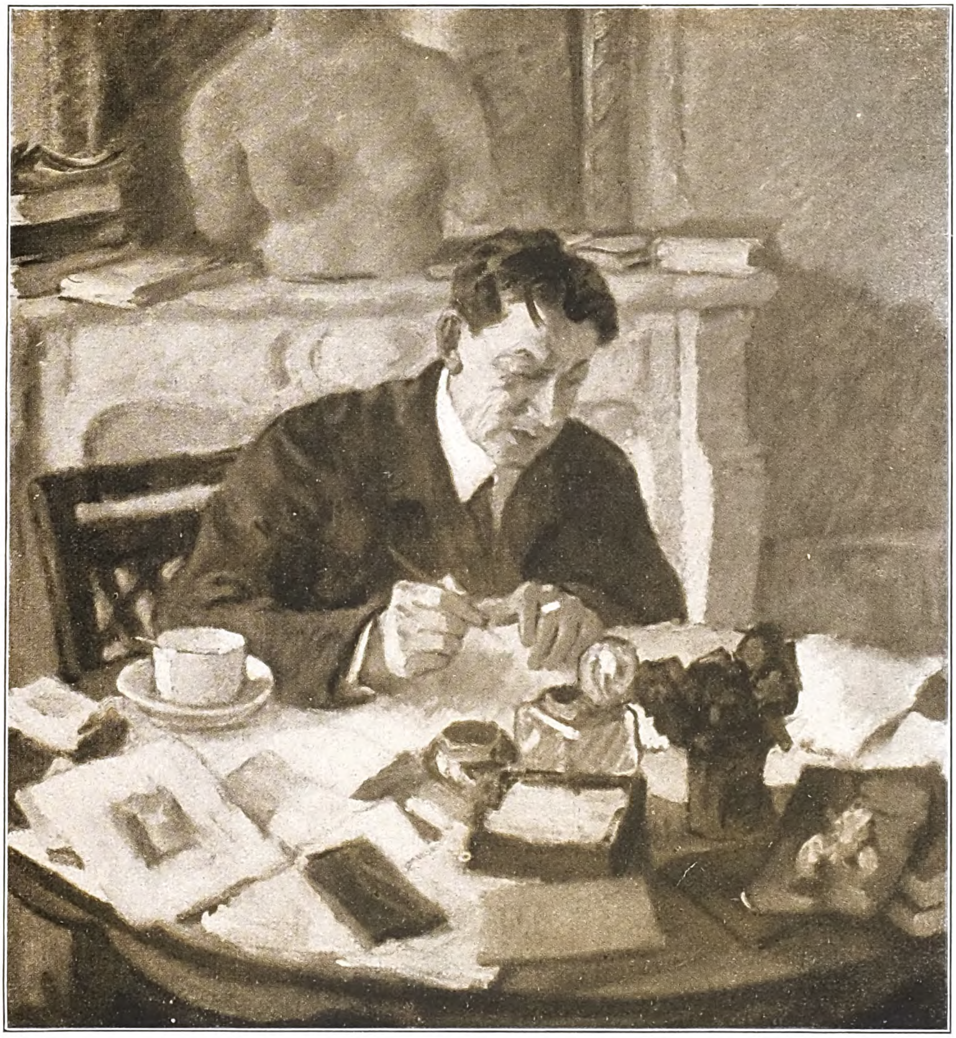
Von Prof. Dr. Arthur Prüfer

Welches Thema ist deutscher als das vom Faust? Welches gehört mehr als dieses in unsere Zeit, da sich erweisen soll, ob wir auch aus ihrem Wirren und Weh „in unserm dunklen Drange uns des rechten Weges wohl bewußt sind"? Unsere betrachtende Versenkung vertieft sich aber, wenn wir den innersten Gehalt der Faustidee uns zu enträtseln suchen. Goethe war es, der die Gestalt vom Johann Faust, „dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler" des deutschen Volksbuches des Jahres 1587, in echt deutscher Art zum Träger einer ganzen Welt von Empfindungen und Gedanken gemacht hat. Wo es sich aber um Empfindungsausdruck handelt, da hat das gesprochene Wort nicht das letzte Wort, da hat es der Ton, der ja nichts anderes ist als das unmittelbare Lautwerden der Empfindung! Die durch Goethe in ihrem uns jetzt geläufigen, typischen Sinne erst geschaffene Faustidee birgt, trotz ihrer philosophischen Grundfarbe, in ihrem tiefsten Wesen nur Gefühlswerte wie alles rein Menschliche; und menschlich ist der Goethesche Faust wie nur je eine aus dichterischer Innenschau erstandene Gestalt. Der unabweisbare Drang nach der Gottähnlichkeit, nach dem Erfassen und Begreifen des Unendlichen, des Weltganzen in seinen Höhen und Tiefen findet hier seine großartigste Verkörperung. Dieser Drang nach Erkenntnis ist jedoch nicht rein verstandesmäßig, sondern stellt sich vor allem als das Walten urmenschlicher Sehnsucht dar, und die Musik ist es, die uns die einzige, erschöpfende Ausdrucksmöglichkeit für so mächtiges Sehnen bietet. In diesem Sinne wäre also das Faustproblem musikalisch, da das Faustgedicht, ähnlich vielen kleineren Gedichten Goethes, ganz und gar „im musikalischen Äther schwimmt".

Goethe selbst hatte seinen Faust ursprünglich nicht für die Bühne bestimmt. Erst seine Freunde setzten eine Aufführung des ersten Teiles bei ihm durch, der 1808 als abgeschlossenes Ganzes erschienen war. Am 18. November 1810 schrieb der Dichter aus Weimar an seinen Berliner Musikfreund K. Fr. Zelter, dessen Urteil Goethe mehr vertraute, als seine musikalischen Leistungen rechtfertigten: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, und insofern es nur einigermaßen möglich werden will! Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen, besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied" ? (‚Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben.') Doch Zelter, der auf das Verlangte anfänglich eingehen zu wollen schien, verlor später Lust oder Mut dazu, und Goethe antwortete ihm: „Daß Sie ablehnen, die Musik zum Faust zu komponieren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst." Vier Jahre später, 1814, unternahm es Fürst Radziwill, dem der musikalische Geist des Faustgedichtes aufgegangen war, und der Dichter nennt seine Komposition „genial und glücklich mitfortreißend". Jedoch müssen wir dieses Urteil mit dem vom Jahre 1829 zusammenhalten. Denn als Eckermann die Hoffnung aussprach, zum Faust eine passende Musik kommen zu sehen, da antwortete Goethe: „Es ist ganz unmöglich; das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein; Mozart hätte den Faust komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten." Dieses Urteil Goethes ist scharfsinnig und für ihn höchst bezeichnend, und Mozart, der immer nach einem „gescheiten", deutschschreibenden Dichter verlangte, hätte mit Freuden einen solchen Stoff ergriffen, der seinem Herzen willkommener gewesen wäre als die Rokokostimmung, die ihn so leichtfertige Stoffe zu behandeln nötigte, wie Cosi fan tutte. Dem harmonischen Genius Mozarts fühlte sich der Goethes wahlverwandt. Warum aber dachte Goethe nicht an den gewaltigsten der nach Mozarts Tode noch lebenden deutschen Meister, an Beethoven? Weil seltsamer-, um nicht zu sagen, tragischerweise dieser verkörperte Faust kein Gegenstand der Teilnahme des ihm wesensfremden Dichters war!

Aber Beethoven selbst fühlte sich zu dem Fauststoff durch seine ganze nach dem Unendlichen ringende Titanennatur hingezogen. Aus zwei verschiedenen Abschnitten seines Lebens haben wir Zeugnisse für die Tatsache, daß der große Symphoniker eine Musik zum Faust plante. 1822 brachte der Leipziger Musikgelehrte Hofrat Rochlitz, der Vorkämpfer für Beethovens Musik, dem Meister einen Auftrag der Leipziger Firma Breitkopf & Härtel, eine Musik zu Goethes Faust, ungefähr in der Weise, wie zu ‚Egmont' zu schreiben: „Ha," rief da Beethoven aus, und warf die Hand hoch empor, „das wäre ein Stück Arbeit! Da könnt' es was geben!" In dieser Art fuhr er eine Weile fort, malte den Gedanken sich sogleich und gar nicht übel aus und sah dabei zurückgebeugten Hauptes starr an die Decke. „Aber," begann er her-

Digitized by Google



Bildnis des Schriftstellers Julius Meier-Gräfe
Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

nach, „ich trage mich schon eine Zeitlang her mit drei andern großen Werken. Viel dazu ist schon ausgeheckt, im Kopfe nämlich. Diese muß ich erst vom Halse haben: Zwei große Symphonien und jede anders als meine übrigen.“ (Damit sind die Neunte und Zehnte Symphonie und das Oratorium ‚Der Sieg des Kreuzes‘ gemeint.) Auch im folgenden Jahre 1823, in dem die Neunte Symphonie vollendet wurde, und noch kurz vor seinem Tode erregte ihn der Gedanke einer Faustmusik, er hoffte endlich, nach einer Periode herber Lebensnot „zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist, Faust“. So lesen wir im Konversationshefte aus dem Jahre 1822. Es sollte aber nicht dazu kommen. Vielleicht war es kein bloßer Zufall, sondern eine tiefinnerliche Notwendigkeit, die Beethoven an der Erfüllung seines Lieblingsplanes hinderte. Denn der große Tondichter hatte schon lange zuvor echte Faustmusik geschaffen oder schuf sie noch in seiner letzten Lebenszeit. Gedenken wir nur des riesenhaften Ideenumschwunges seiner C-moll-Symphonie und vor allem der schon genannten Neunten Symphonie, deren faustischen Gehalt uns Beethovens großer Nachfolger Richard Wagner gedeutet hat. Als dem Dresdner Hofkapellmeister Wagner 1846 der Auftrag zuteil wurde, das große Palmsonntagkonzert zu leiten, erwachte in ihm die Sehnsucht, Beethovens schon seit frühester Jugend geliebte, in Dresden fast unbekannte Chorsymphonie aufzuführen, und sein Feuergeist führt das Unternehmen auch mit Überwindung aller Schwierigkeiten und Widerstände in einer für die Geschichte dieser Symphonie epochemachenden Stilgröße durch. „Die Erkenntnis der vollständigen Bodenlosigkeit seiner künstlerischen und bürgerlichen Existenz“, hatte dem Schöpfer des ‚Tannhäuser‘ wiederum, wie schon in seinen Pariser Notjahren 1839—1847, aus denen sich die gepreßte Künstlerseele in der ‚Faustouvertüre‘ emporgerungen (s. unten), in eine Fauststimmung getrieben. In der programmatischen Erläuterung, die Wagner dem Dresdner Publikum dann, in Fortsetzung einer vorbildlichen Gepflogenheit seines Amtsvorgängers C. M. von Weber, zum Verständnis des großen Werkes vorlegte, ist darum durch Verse aus Goethes Faust seine eigene Seelenstimmung ergreifend offenbar geworden, die am Schlusse der ‚Wundersymphonie‘ aber doch im Sinne des Schillerschen Hymnus, in die Verherrlichung der ‚Freude‘ ausklingt, ein Schluß, den die letzten Worte der Erläuterung des ersten Satzes schon ahnungsvoll voraus verkünden.

Es ist merkwürdig, daß von Anfang an auch Goethes Faust in dem Gefühlsleben Wagners mit der Neunten Symphonie Beethovens Hand in Hand ging. Faust, dieses „deutscheste aller Dramen“, hat den Jüngling zu derselben Zeit aufs tiefste erschüttert, als er Beethoven kennen lernte; es erregte in ihm ähnlich tiefe Empfindungen und entsprechende Vorstellungen, und wenn wir in der schon angeführten, programmatischen Erläuterung zu „unseres großen Beethoven Wundersymphonie“ den Ertrag dieser Gedankenverbindung erkennen, so wird es einleuchten, daß es sich hier nicht um eine geistreiche Spielerei handelt, sondern daß ein tiefes, in Not und Prüfung gefestigtes, inneres Erlebnis zugrunde lag, das der Künstler nun dem Publikum kundzugeben sich gedrängt fühlte.

Schon auf der Nikolaischule hatte sich Wagner ganz in den Faust versenkt. Am 28. August 1829 erlebte der Sechzehnjährige in seiner Vaterstadt Leipzig eine vortreffliche Aufführung des Werkes, wozu sein Lehrer Heinrich Dorn eine Ouvertüre geschrieben hatte und in der seine so reichbegabte, frühverstorbene Schwester Rosalie das Gretchen spielte. Faust und die Neunte Symphonie prägten sich auch dem Musikstudenten in den nächsten Jahren am tiefsten ein, und die Frucht davon waren neben der D-moll-Ouvertüre die 1831/32 entstandenen „Sieben Kompositionen zu Goethes Faust, opus 5“, die von den ‚Sämtlichen Liedern Richard Wagners (herausgegeben von Emil Liege, für eine Singstimme und Klavierbegleitung, Breitkopf & Härtel)‘ zu den beachtenswertesten gehören (Lied der Soldaten, Bauern unter der Linde; Branders Lied; Lieder des Mephistopheles; Gretchens Lied: ‚Meine Ruh ist hin‘ und Melodram: ‚Ach neige, du Schmerzensreiche‘).

Jahre vergingen. Bellini, Meyerbeer, die große Oper und die Sehnsucht nach Paris ließen jene Jugendneigungen zurücktreten. Erst in Paris selbst drängten Not und Enttäuschungen den jungen Künstler wieder darauf hin. Den äußern Anlaß gab eine Probe des ‚Conservatoire‘, wo Wagner im Winter 1840 die ersten drei Sätze der Neunten Symphonie unter Habenecks gewissenhafter Leitung hörte. Nach zwei Richtungen hin erhielt er davon bleibende Eindrücke. Der außerordentlich schöne, stilgemäße Vortrag des Orchesters, das die Musik zu singen verstand, belehrte ihn erst über den richtigen Sinn und Ausdruck vieler Stellen. Dann aber wurde ihm in seiner trüben, unbefriedigten Stimmung, im Ringen um Anerkennung und kümmerlichen Erwerb, die erschütternde Musik der Symphonie, in deren Geheimnisse sich schon der Jüngling bei nächtlicher Lampe versenkt und die ihn in mystische Schwärmerei versetzt hatte, zu einem tröstenden und begeisternden Erlebnis, zu einem Wendepunkt seiner Laufbahn, an dem der Künstler „in der Stadt voll Endlosigkeit, Glanz und Schmutz“ sich selbst, seine deutsche Seele wiederfand. Der Ertrag dieser inneren Wiedergeburt war die „Faustouvertüre“. Sie sollte den ersten Satz einer ganzen Faustsymphonie bilden und nur den „einsamen“ Faust wiedergeben in seinem „Sehnen, Verzweifeln und Verfluchen“. Es war der in den schalen Freuden der Weltstadt einsame

Digitized by Google

Künstler, der hier sein Innerstes in Tönen offenbarte, wie der in der ‚Phäakenstadt' Wien einsame Beethoven in der Neunten sein großes Herz ausgeschüttet hatte. In seinem Briefe an Theodor Uhlig vom 27. November 1852 erläuterte später Wagner dem Dresdner Freunde seinen Plan aus seiner Pariser Notzeit, daß er seine Ouvertüre ‚Faust in der Einsamkeit' zu nennen wünsche und mit diesem Tonstück nur einen ersten Satz einer Faustsymphonie im Sinne gehabt habe, dessen zweiter Teil erst die Erscheinung des Weibes bringen sollte: „er würde Gretchen so zum Subjekt gehabt haben, wie der erste Satz den Faust. Schon hatte ich Thema und Stimmung hierzu: da — gab ich das Ganze auf, und machte mich, — meiner Natur getreu — an den ‚Fliegenden Holländer', womit ich mich aus allem Instrumental-Musik-Nebel zur Bestimmtheit des Dramas erlöste. — Dennoch bleibt mir jene Komposition nicht uninteressant; nur, wenn ich sie einmal noch herausgebe, soll es unter dem Titel geschehen: ‚Faust in der Einsamkeit, ein Tongedicht'." Leider wissen wir nicht, welche Umstände den Künstler dazu veranlaßt haben, jene uns viel schöner und passender dünkende Überschrift: ‚Faust in der Einsamkeit, ein Tongedicht für Orchester' entgültig aufzugeben. Es war die Stimme des Freudlosen, dessen Seele nach Freude, nach Erlösung dürstete.

Auch in den humoristischen Berichten und Novellen dieser Zeit, die im 1. und 12. Band der Volksausgabe seiner sämtlichen Schriften stehen, spielen Faust und Neunte Symphonie eine wichtige Rolle: der fast verhungernde, deutsche Landsmann träumt von seinem „Hauptvorhaben, den Franzosen seinen geliebten Faust zu erklären"; der zu Beethoven pilgernde Musiker empfängt von dem vergötterten Meister bedeutsame Aufschlüsse über die im Entstehen begriffene Chorsymphonie.

Immer aber ist es ein Grundmotiv, welches die beiden großen Werke mit dem Empfinden Wagners selbst verband und welches für ihn wieder den ihnen gemeinsamen Gefühlsinhalt wiedergab: Jene Worte Fausts in seinem zweiten Gespräch mit Mephisto:

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!"

und die ergreifenden Verse, die Wagner zur Deutung des ersten Satzes der Symphonie herangezogen hatte:

„Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf."

Es war, als wenn jeder dieser Verse recht eigentlich für Richard Wagner gedichtet worden wäre! Noch im Jahre 1853 schreibt er mit unbewußter Anlehnung daran an Liszt: „Meine Nächte sind meist schlaflos — müd und elend steig ich aus dem Bett, um einen Tag vor mir zu sehen, der mir nicht eine Freude bringen soll. Ekel faßt mich, was ich auch immer ergreife. Ich mag das Leben nicht länger tragen." So hat er auch seiner Faustouvertüre das Leitmotiv aus jenem erschütternden Gefühlsergusse Fausts mitgegeben:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Eine wirkliche ‚Ouvertüre' zum Faust, — erster Teil — zu schreiben, wäre aber ein ungeheuerliches Beginnen gewesen, das sich weder im Hinblick auf die oder im Abwenden von den bedeutendsten Instrumentalkomponisten der Vergangenheit und Gegenwart zu rechtfertigen vermöchte. Richard Wagners Genius konnte sich nicht dazu erniedrigen, mit seiner Faustouvertüre zu solch lediglich praktischem Zwecke an Stelle des Mittelmäßigen Großes bringen zu wollen. Wenn es daher den Anschein haben könnte, als ob dieses Werk, mit Beziehung auf den deutlich ausgesprochenen poetischen Hauptgedanken, geeignet wäre, die mit ihm zufällig in einer gewissen Verwandtschaft stehende, erste Szene des Faust musikalisch einzuleiten, so muß wenigstens eine Verwahrung gegen das Unterschieben einer derartigen Absicht eingelegt werden. Wagners Faustouvertüre beschränkt sich darauf, ihr poetisches Motiv ohne alle dramatisierenden oder charakterisierenden Nebenabsichten künstlerisch auszuführen.

Als Form der Ausführung erscheint die herkömmliche, aber als solche logisch mit höchster musikalischer Erkenntnis gerechtfertigte der Ouvertüre, der nicht dramatischen Ouvertüre, die keiner weiteren Erläuterung bedarf. Der von Franz Liszt glücklich erfundene Name ‚symphonische Dichtung' (womit die Einheit des musikalischen Satzes gewissermaßen angedeutet ist), könnte allenfalls dafür eingesetzt werden. Wenn Wagner seinen anfänglich gefaßten Plan ins Werk gesetzt haben würde, eine Faustsymphonie zu schreiben, wäre er gewiß nicht anders verfahren als Liszt, der in seiner dreisätzigen Faustsymphonie den einzig richtigen, freilich nur dem Blick des Genies sich offenbarenden Weg eingeschlagen hat. Wagners ‚symphonische Dichtung' gehört der reinen Instrumtallyrik an, ist durch und durch eine Tondichtung, sie ist ein Stimmungsgemälde, in ihrer Eigentümlichkeit Robert Schumanns Manfredouvertüre verwandt. Sie ist ein Stimmungsbild, die zum künstlerischen Abschluß gekommene Darlegung eines Seelenzustandes oder des Beweggrundes, durch den ein solcher geschaffen wird. Ihr Stoff ist nicht der dramatische Charakter eines Helden, nicht das, was einen solchen stempelt, eine Tat (man vergleiche Wagners herrliche programmatische Erläuterung zur Coriolanouvertüre von Beethoven, hier dem unerreichten Muster). Der Stoff der Faustouvertüre ist vielmehr ein Leiden, kein Privatleiden eines gewissen Faust, sondern ein Leiden allgemein menschlichen Inhaltes. Nicht der

Goethesche Faust ist also der eigentliche Held, sondern die Menschheit selbst.

Ein derartiges Orchesterstück wird natürlich nur immer ein einmal geschaffenes bleiben, und der innerliche Ursprung desselben, die herzanstürmende Notwendigkeit, aus welcher heraus der Dichter schuf, erteilt ihm jene seltene Weihe, welche ein aus bloßem Künstlerspieltriebe (der von Haus aus tierischer Abkunft ist) entstandenes Werk der Luxuskunst nie schmücken wird. Von dem heiligen Rechte des Künstlers macht hier Richard Wagner Gebrauch, Erlebtes und Empfundenes solcher Art in seiner geweihten Offenbarungszunge auszusprechen. Ein unvorbereitetes, großes Publikum, in dem die Halbbildung das allzeit schnell fertige Wort führt, wird beim erstmaligen Hören diesen Weltunterschied nicht besser herausahnen als z. B. ein deutsches Parlament je imstande sein würde „das Vaterland zu retten". Das „Völkchen" spürt den Gott ebensowenig wie den Teufel, wenn ihm seine genaue Schilderung nicht lange vorher eingeprägt worden ist.

Wir haben schon oben an die Stimmungsverwandtschaft erinnert, die die Faustouvertüre mit dem ersten Satz der Neunten Symphonie an den Tag legt und an die besondere Liebe, mit der Richard Wagner diesem Wunderwerke Beethovens zeitlebens zugewandt war. Aus der nämlichen Klage Fausts, der er zu seiner Faustouvertüre die angeführten Worte entnahm, glaubte Wagner den entsprechenden Wortausdruck für die musikalische Stimmung Beethovens zu finden, in dem Verse:

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!"

So wurde dem Musiker Wagner der allgemeine Goethe zu diesem bestimmten Beethoven, aus welchem er den anregenden Keim zur eigenen Schöpfung empfing. Seine Faustouvertüre wurzelt in Beethovens Neunter Symphonie, wie denn die Werke der ‚neudeutschen' Schule überhaupt diesen Ausgangspunkt in Anspruch nehmen. Sie ist wie wenige Werke der Gegenwart geeignet, die doppelte künstlerische Seite an sich beobachten und bewundern zu lassen, nämlich sowohl die immanente des Tonausdruckes, die diesem eigentümliche und wesentliche, als auch das nicht an bestimmten Tonausdruck Gebundene, Übersinnliche (Transzendente), in dessen Ausdruck sich der wahrhafte Tondichter offenbart: Nicht bloß tonliches, sondern allgemein geistiges Leben durchströmt alle Adern ihrer Form. Jede Note ist mit Dichterblut geschrieben. Auf die nähere Erläuterung des musikalischen Baues des Wagnerschen Werkes einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur sei für musikalische Leser auf die feinsinnige Erläuterung hingewiesen, die Hans von Bülow, dem wir auch die Klavierbearbeitung zu zwei Händen (Leipzig, Breitkopf & Härtel) verdanken, in der Neuen Zeitschrift für Musik Band 4, 5, Nr. 6 und 7, vom 1. und 8. August 1856 (Sonderausgabe, Leipzig, C. F. Kahnt 1860), gegeben hat und die leider viel zu wenig bekannt geworden ist. Und auch darauf sei aufmerksam gemacht, daß Franz Liszt Wagner den Rat erteilt hatte, in die ursprüngliche Fassung des Werkes einen weichen, zarten gretchenhaft modulierten, melodischen Satz hineinzubringen und Wagner diesen Rat seines großen Kunstfreundes in der endgültigen, 1855 vollendeten Gestaltung des Werkes befolgt hat. Doch ist es nicht etwa Gretchens Gestalt oder überhaupt eine bestimmte Erscheinung, die Faust bei den von Wagner später in seinem Werk verwobenen, zarten Sehnsuchtsklängen vorschwebt; sondern es ist nur ein leises, noch gar nicht deutlich ins Bewußtsein getretenes Ahnen der Möglichkeit eines Erdenglückes, wie es eben die Liebe eines Weibes zu geben vermag. Das hierbei auftretende sogenannte Blickmotiv aus ‚Tristan und Isolde' darf den Hörer nicht zum gegenteiligen Glauben verleiten; denn dieses ist an und für sich nur das Motiv heißer Sehnsucht überhaupt. Wenn Wagner dem aus seiner wachsenden Leidenschaft zu Mathilde Wesendonck hervorsprießenden Drange nach einer Neubearbeitung seiner Pariser Faustouvertüre nachgab, so klang die Erschütterung Wotans, zu dessen „das Ende" wollenden Verzweiflungsausbruch im zweiten Aufzuge der Walküre gerade zu dieser Zeit der Tondichter den gewaltigen musikalischen Ausdruck fand, mit in Fausts Klagen über die ‚Last des Daseins, dessen tiefinnere Erregung nach außen nichts zu bewegen vermag'. Der genannten edlen Freundin ist denn auch das Werk gewidmet, ‚aber unmöglich kann ich Ihnen das furchtbare Motto an die Brust heften', dieser Gedanke überkam ihn plötzlich, wie wir in den wunderbaren Tagebuchblättern und Briefen an Mathilde (herausgeg. von Wolfg. Golther, 69. bis 73. Aufl. Volksausgab., Breitkopf & Härtel, Leipzig 1916, S. 12/13) lesen. So begnügte er sich, ihr die Partitur zu verehren und darunter die wenigen Worte zu setzen: S(einer) l(ieben) F(reundin), R. W., Zürich, 17. Jan. 1855 zum Andenken. Auch in der herrlichen Albumsonate, die der Künstler gleichfalls Mathilde in jener Zeit zu eigen gab, zittert die tiefe Erregung seiner Faustmusik ergreifend nach, deren Schöpfer Hans von Bülow am Schlusse der erwähnten Erläuterung erklärte ‚als einen der wenigen, gesetzmäßigen Erben und Nachfolger des inkarnierten (Fleisch gewordenen) Musikgottessohnes Beethoven.'

Wir wenden uns nun zur Faustsymphonie Franz Liszts, die der Hofkapellmeister von Weimar in den Jahren 1853 zu 54 vollendete, deren Anfänge aber bis in die 40 er Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichen. Tiefer schauend, als alle Faustmusiker vor ihm, mit Ausnahme Richard Wagners, erkannte Liszt den tiefverborgenen, musikalischen Gehalt dieser ‚philosophischen Epopöe' um ihres tiefinneren seelischen Gehaltes willen. ‚Die Glocke

seiner musikalischen Kraft erklang in ihrem vollen Tone, als Goethes Faust sie anregte' so lautete ein briefliches Zeugnis Wagners. Liszt sog die ‚Faustische Atmosphäre' in sich ein, berufen, eine Wiedergeburt der großen weimarischen Dichterperiode aus dem Geiste der Musik herbeizuführen, und erkannte, daß der innerliche Gehalt, die weltumfassende Grundidee dieser Dichtung nicht durch wörtliche Vertonung einzelner Szenen wiederzugeben sei*). Er ließ daher, vielleicht den Plan Wagners in dessen Brief an Uhlig vom 27. November 1852 erwägend und ihn ergänzend, alles bloß durch den Wortausdruck Bedingte fallen und erfaßte nur den innersten Kern des Dramas. In der obenerwähnten Faustsymphonie des „durch und durch vollendeten Musikers und zugleich durch und durch anschauenden Dichters" Liszt, wie ihn Wagner in seinem berühmten Briefe an M. W. (die Prinzessin Marie Wittgenstein) im 5. Bande der gesammelten Schriften und Dichtungen kennzeichnete, war die Dreiheit der Sätze naturgemäß gegeben. Die drei Teile des Werkes geben drei für sich selbstständige, aber in ebenso innigem wie verständlichem Zusammhange miteinander verbundene Bilder der Hauptpersonen des Dramas, in deren Charakteristik ebensowohl die poetische und musikalische Empfindung als der allgemein menschlich-philosophische Gedanke seine Befriedigung finden. Der Tondichter betitelte daher auch diese drei Sätze ‚Charakterbilder', womit also ein Anschluß an den szenischen Verlauf der Goetheschen Dichtung von vornherein abgewiesen wird. Mit dem Charakter des Faust ist Gretchen sowohl als Mephisto aufs innigste verknüpft. Gretchen bildet die ergänzende und erlösende Seite des erlösungssehnsüchtigen Faust; aber nicht minder bildet Mephisto seine notwendige Ergänzung: Er ist das Prinzip der Auflösung, das sich Faustens, des Zweiflers an allen höheren Lebenskräften, bemächtigt. Liszt hat aber nicht die anscheinend näher liegende Reihenfolge: Faust, Mephisto, Gretchen, gewählt, sondern er läßt erst, nachdem sich Fausts und Gretchens Wesen in der Liebe aufs innigste durchdrungen haben, also erst an dritter Stelle, das Prinzip des Bösen seine Macht entfalten, die dann durch die erlösende Liebe nach hartem Kampf endlich überwunden wird. Indem Liszt somit in der Faustsymphonie auf die Dreiteilung der älteren Symphonieform mit Bewußtsein zurückgreift, wird er der durch den Fortschritt der musikalischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts bedingten Forderung der Freiheit des Formenbaues nicht untreu, sondern erweitert nur die durch die Fülle der poetischen Ideen bedingte, in der Benennung ‚symphonische Dichtung' so glücklich erfundene, neue, musikalische Formgestaltung*).

Der erste Satz der Symphonie gilt der Hauptgestalt des Gedichtes, dem Faust, und ist in seiner Art ebenso vollendet wie der Eingangssatz der Neunten Symphonie. Wenn Beethoven die furchtbare Tragik des Lebens in einem objektiven Weltbilde veranschaulicht, so steht bei Liszt allerdings die Einzelpersönlichkeit im Vordergrunde, aber als typischer Vertreter des geistigen Ringens der ganzen Menschheit. Während jedoch die Normalsymphonie zwei Themen im ersten Satz aufstellt, bringt Liszt deren vier, die die hervortretendsten Züge der Faustnatur veranschaulichen wollen:

1. das grübelnde, melancholisch-dämonische Element;
2. das Ringen, Streben und Hoffen;
3. das Liebessehnen;
4. Heldentum, Tatkraft und Stolz.

Besonders die Einleitung dieses ersten Satzes hat große Berühmtheit erlangt, da sie sich nach der Meinung aller Kritiker auf einer Folge übermäßiger Dreiklänge aufbaut. Ein neuerer Theoretiker, Johannes Schreyer, sucht aber, auf den Schultern der bahnbrechenden Harmonielehre Hugo Riemanns stehend, dieser Meinung entgegenzutreten. Offenbar ist Liszt bei dem Entwurf dieser Einleitung von Gehörsvorstellungen ausgegangen; in der Absicht, Fausts Seelenzustand in Tönen zu zeichnen, notierte Liszt, unbekümmert um Tonalität und musikalische Rechtschreibung, eine Reihe dissonanter Intervalle, die den Eindruck des Unbefriedigten, Gequälten, Rast- und Friedlosen macht. Da der Künstler von einer poetischen Idee ausgeht, von Faust dem Mysterium, wie es Goethe nannte, so läßt er, vielleicht absichtlich, den Hörer über die Tonart der Einleitung im Zweifel. Ihre Eigenart und durchschlagende Wirkung besteht darin, daß dem Hörer auf der einfachsten und zugleich streng tonalen Grundlage ein phantastisches Klangbild vorgezaubert wird. Eine Fata Morgana, durch die anscheinend die Gesetze des musikalischen Überblickes auf den Kopf gestellt, in Wirklichkeit aber glänzend bestätigt werden. Auf eine nähere Untersuchung über die Berechtigung

*) Allerdings beabsichtigte Liszt ursprünglich, nach einer handschriftlichen Skizze des im Lisztmuseum zu Weimar aufbewahrten Skizzenbuches Nr. 4, dem Gange der Handlung des Goetheschen Werkes mehr Anteil an seiner musikalischen Darstellung einzuräumen, als er es später wirklich getan hat. Unter diesen kurzen Faustentwürfen findet sich nämlich auch der Anfang eines Ländlers im 3/4-Takt, der überschrieben ist: ‚B-Tanz', also wohl Bauerntanz (Notenbeispiel, Anhang II, 5a). Freundliche Mitteilung eines noch unveröffentlichten Beitrages des Herrn Hofkapellmeisters Dr. Peter Raabe in Weimar, des Leiters des Lisztmuseums, für die Hugo Riemann zu seinem siebzigsten Geburtstage 1919 zugedacht gewesene Festschrift.

*) Klavierauszug zu zwei Händen von August Stradal (Edition Schuberth, Leipzig). Klavierauszug zu vier Händen von Professor Dr. Fr. Stade ebenda.

Digitized by Google

der Schreyerschen Kritik kann indes an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

Über den zweiten Satz*) der Lisztschen Faustsymphonie, Gretchen, herrscht nur eine Stimme des Entzückens. Selbst Gegner Liszts haben sich dem holden Zauber dieser Musik nicht zu entziehen vermocht. Welche Reinheit und Einfachheit, welche Milde und Klarheit! Wie Gretchen aus der Kirche — wohin sie eben

„für nichts zur Beichte ging"

—, so tritt ihr liebliches Bild auch hier zuerst so sanft und gläubig vor unsere Seele, scheinbar so fern von jeder tieferen Leidenschaft, allen Zauber der Liebe noch unbewußt in sich verschließend, wie eine dem ersten Sonnenblicke des jungen Frühlingstages sich erschließende Rose.

Ein kurzes Zwiegespräch zwischen Flöten und Klarinetten leitet den Satz ein, träumerisch auf und nieder wogend. Dabei zeigt es aber die Eigenart, daß es die tonischen Abschlüsse vermeidet und dadurch einen spannenden Ausdruck, das Wesentliche eines Vorspieles, erhält. Dadurch bereitet es zart und sinnig auf die eigentliche Hauptmelodie Gretchens vor. Auch hier kann nur angedeutet werden, wie durch das Hinzutreten Fausts die Liebe dieser Mädchenblume erblüht und wie auch das Rätsel der Faustnatur endlich durch ihre Liebe gelöst wird; das stolze, letzte Thema des ersten Satzes in zartester Umbildung gewandelt am Schlusse des Satzes poesievoll verklingt.

Der dritte Satz, Mephisto, stellt alles durch den zweiten Satz Errungene wieder in Frage, droht alle Liebesbande zu zerreißen, allen Glauben zu vernichten: Mephisto ist von Liszt dichterisch und musikalisch gleich genial erfaßt. Da er kein eigentlicher Charakter ist, sondern nur ein Prinzip, hat ihn der Tondichter auch durch keine selbständigen Motive gekennzeichnet:

„Ich bin der Geist, der stets verneint."

Musikalisch stellt sich daher diese völlige Verneinung als eine Art Zersetzungsprozeß dar. Alle hohen menschlichen Regungen, die in den Faustmotiven des ersten Satzes ihren musikalischen Ausdruck fanden, erscheinen im Banne des Teufels musikalisch verzerrt, wie es ja auch dichterisch in der Szene des Mephisto mit dem Schüler geschieht. Wir bewundern hier eine glänzende Höhe von Liszts Kunst der dramatisch-psychologischen Umgestaltung musikalischer Motive, worin er die Haydn-Beethovensche Kunst der thematischen Arbeit in neuem Lichte weiterführt. Nur die Reinheit der Gretchenmotive läßt der teuflische Verführer unangetastet:

„Über die hab' ich keine Gewalt!"

Der Charakter dieses dritten Satzes ist rein musikalisch dem Scherzo der Beethovenschen Symphonie am verwandtesten, jedoch durch einen kurzen Zwischengedanken unterbrochen: Fausts Erinnerung an seine Liebe, in der er aus tiefster Brust aufzuseufzen, nach verschwundenem Glück sich zu sehnen und nach längst Verlorenem zurückzugreifen scheint. Doch sogleich vertritt ihm Mephisto wieder den Weg. Den Gipfel erreicht seine Verhöhnung von Fausts Empfindungswelt in einem Fugenthema, das er in vollständiger, vierstimmiger Durchführung regelrecht abhandelt, wie der Teufel des Dramas dem Schüler in der Maske des Professors mit schneidender Ironie das ‚Collegium logicum' liest. Doch bald ist der Lügengott des trokkenen Tones satt:

„Muß wieder recht den Teufel spielen."

Das ganze Orchester bricht in den wildesten, zügellosesten Triumph aus: Die Hölle feiert einen Festtag — da zuckt es wie ein Blitzstrahl nieder —, ein bodenloser Abgrund tut sich plötzlich auf, und ein gespenstiger Mahnruf der gestopften Hörner, in C-moll, ertönt, ein ‚Memento mori', wie eine Botschaft des Jenseits aus dem Grabesdunkel. Ausdrucksmittel wie seelische Erschütterung sind die gleichen wie in der gewaltigen Chorszene gegen Schluß von Wagners ‚Fliegendem Holländer', wo auf den lauten, wiederholten Anruf der norwegischen Matrosen von dem Holländerschiffe her ebenfalls zweimal ein gespenstisch banger Mollakkord an unser Ohr schlägt. Möglicherweise hat Liszts Phantasie diese grausige Holländerstelle, die auch harmonisch der im Mephistosatze ähnlich ist, vorgeschwebt. Auch in seiner wundervollen Erläuterung der Wagnerschen Oper hat Liszt als Schriftsteller (Volksausgabe Band I) diese unheimlichen Geisterakkorde beschrieben. Nochmaliges Auflehnen Mephistos, wiederum der gespenstige, bleiche Laut aus der Grabesewigkeit herüber, diesmal noch verschärft in Cis-moll, das schauerliche Echo eines fernen Requiems, das uns der Dichter in der Domszene Gretchens vernehmen läßt.

Doch zorniger bäumt sich der teuflische Trotz nochmals dagegen auf. Da stößt er auf ein neues, noch stärkeres Hindernis. Wir hören Gretchens liebliche Melodie, nunmehr in verklärter Weise, als Vorahnung, die die Seele Fausts erlösen wird. Und dieser Himmelsmacht kann die „Spottgeburt von Dreck und Feuer" auf die Dauer nicht widerstehen. Der höllische Dunstkreis des Verderbers wird lichter und lichter und verschwindet allmählich wie der Nebel im Sonnenlicht. Diese Stelle, in der es ist, als ob Himmel und Erde sich vereinigen wollten, in der die Instrumentalbässe allmählich emporschwellen wie eine Wasserflut, während die Geiger und Holzbläser in einer eigentümlichen Tonleiter sich ihnen entgegen bewegen und langsam getragen abwärts schweben, gehört zu den merkwürdigsten und genialsten Stücken der ganzen Faustsymphonie. Endlich ist das Ziel erreicht. Die Posaunen intonieren den

*) Gretchen, aus der Faustsymphonie. Ausgabe für Harmonium und Klavier von Dr. Fr. Stade. Dasselbe. Paraphrase zum Konzertvortrag (Hans Sitt), Leipzig, Schuberth.

Digitized by Google

majestätischen Anfang des Schlußchores — dann tiefes, erwartungsvolles Schweigen: die Orgel fällt mit dem C-dur-Akkord ein, und der Männerchor, der unterdes „ernst und feierlich" aufgetreten ist, beginnt einstimmig den erhabenen Schlußgesang des zweiten Teiles des Dramas (Chorus mysticus):

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche, hier ist es getan."

Da nimmt der feierliche Klang der Harmonien eine plötzliche Wendung nach As-dur, der Tonart Gretchens, und der Solotenor beginnt:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Hier erscheint Gretchen zum letzten Male, aber nicht mehr als liebendes Weib, sondern als Erlöserin, als das verklärte und verklärende ‚Ewig-Weibliche' in schönen Modulationen ihrer Melodie, von der Harfe begleitet. Dann nochmaliger Einsatz der Orgel mit vollem Orchester, mit Posaunen, Trompeten und Hörnern in mächtig sich emporschwingenden Dreiklangsfolgen von überwältigender Wirkung, der wahrhaftige Ausdruck des Musikalisch-Erhabenen, und mit einer mystischen Wendung klingt das gewaltige Werk majestätisch aus.

So offenbart sich auch am Schlusse der Faustsymphonie der Geist der Musik, der der Dichter von Fausts Verklärung den entscheidenden Platz einräumt als „höchste, erlösende Kunst", und so durfte Richard Wagner am Ende seiner herrlichen Beethovenschrift die Schlußworte des ‚Chorus mysticus':

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan"

mit Recht als den „Geist der Musik" deuten, „der aus des Dichters tiefstem Bewußtsein sich emporschwang, nun über ihm schwebt und ihn den Weg der Erlösung geleitet. Und diesen Weg aus tiefinnerstem Erlebnisse hat der deutsche Geist sein Volk zu führen, wenn er die Völker beglücken soll, wie er berufen ist." Franz Liszt war berufen, diesen Goetheschen ‚Chorus mysticus' durch den erlösenden Liebesgeist der Musik am Schlusse seiner Faustsymphonie, wie auch ähnlich durch die Beatrice verkörpernde Stimme des Magnifikat am Ausklange seiner Dantesymphonie, zu erhabenstem Ausdrucke gelangen zu lassen.

Jedoch hat sich Franz Liszt nicht bloß in das Faustgedicht Goethes vertieft. Auch in einen andern Faustdichter drängte es ihn, seine musikalische Seele zu versenken, in Nikolaus Lenau und seinen zwei Episoden aus dem Faustepos, die beide zu den Vollblüten der Lenauschen Faustlyrik gehören und, gleich der Faustsymphonie der weimarischen Hofkapellmeisterzeit Liszts, der Glanzzeit seines tondichterischen Wirkens, ihre Entstehung verdanken (1858/59):

„Der nächtliche Zug" und der „Tanz in der Dorfschenke".

Es sind zwei Nachtbilder von ganz entgegengesetzter Stimmungsrichtung, aber beide verbunden durch das dunkle Gefühl des Verhängnisses, das Faust durch Mephisto umsponnen hält. Bezüglich der Zusammengehörigkeit und der Reihenfolge dieser Episoden schrieb damals der Tondichter an Franz Brendel, daß eine solche allerdings nicht thematisch, aber dennoch durch den Gegensatz der Empfindungen bestehe: „Ein solcher Mephisto kann nur aus einem derartigen Pudel hervorspringen." Fassen wir zunächst die Dichtung des „Nächtlichen Zuges" ins Auge. Mit ihrer Vertonung hat Liszt einen äußerst glücklichen Griff getan. Sie ist zur musikalischen Darstellung wie geschaffen. Alles darin ist Stimmung; selbst das anscheinend Äußerliche geht in ihr auf, wird vergeistigt oder dient ihr zur Unterlage*).

Fast während eines Vierteljahrhunderts ruhte Liszts Beschäftigung mit dem Faustͤstoffe, bis sie — der Meister zählte gegen siebzig Jahre — als Mephistostimmung erneut hervorbrach. In den Jahren 1880 bis 1883 in Rom entstanden noch drei andere Mephistowalzer und eine Mephistopolka. Der erste dieser Walzer (also in der Reihenfolge aller Nummer II) wirkt wie ein harmonisches Rätsel, das erst unsere Zeit zu lösen imstande sein dürfte. Den mit Liszts Harmonieprinzip Vertrauten wird sich jedoch kaum verbergen, daß hier eine neue Folgerung der von ihm entwickelten Ordre omnitonique vorliegt, nämlich von der ‚All-Ton-Ordnung', einer Ansicht, wonach der Endpunkt von Ton und Harmonie in einer gesteigerten Annäherung aller Töne und Tonarten und folglich auch aller harmonischer Fortschreitungen, die bis dahin nicht gebräuchlich waren, bestehen müsse. Schon in seiner Pariser Glanzzeit, 1832 als Klaviermeister, empfing der junge, zwanzigjährige Künstler die für seine Harmonik überhaupt maßgebenden Anregungen und zwar theoretisch und praktisch zugleich: theoretisch durch die Vorträge des französischen Musikgelehrten Fétis und zugleich praktisch durch seine Kunstgenossen Berlioz und Chopin, in technischer Hinsicht, wie nach der Seite seines künstlerischen Schaffensprinzips, das er aber noch verinnerlichte und ausbildete. Für unsere Betrachtung erscheint aber wichtiger, als diese Erörterung über die harmonische Genialität des Lisztschen Stiles der Hinweis auf die Grundstimmung dieser im höchsten Alter geschaffenen Werke: Es war die Ironie, von

*) Eine feinsinnige Erläuterung der Fülle des poetisch-musikalischen Stimmungsgehaltes des leider fast ganz unbekannt gebliebenen Werkes ist uns schon kurz nach seiner Entstehung aus der Feder eines seiner berufensten Schüler dargebracht, im Jahrgang 62 der Neuen Zeitschrift für Musik, Nr. 32—34, von Professor Friedrich Stade, wo auch die zweite Episode erläutert ist (Leipzig, C. Kahnt 1866, 3.—17. August).

Digitized by Google

der sich der Meister in ihnen künstlerisch zu befreien sucht und deren Lösung in dem Gespräch Mephistos mit der Hexe in der Hexenküchenszene der ersten Faustliebe ihren bezeichnenden Ausdruck verlieh:

„Du nennst mich Herr Baron,
So ist die Sache gut“ usw.

Diese Mephistostimmung, der Ausfluß seiner Doppelnatur, wie sie im Denken des alternden Künstlers hervortritt, bildet ein scharfes Gegengewicht gegen die inbrünstig-andachtsvoll-mystische Grundstimmung der kirchlich-oratorischen Reformwerke seiner späteren Schaffensperiode und ist auf die persönliche Verbitterung, die sich des edlen Meisters über die Gehässigkeit der Angriffe seiner Gegner oft bemächtigt haben mag, zurückzuführen.

Von den zahlreichen Faustmusiken, in denen der Gedanke der Faustdichtung nicht so restlos aufgegangen ist wie in den Werken der reinen Instrumentalmusik, stehen dem deutschen Empfinden Robert Schumanns Szenen aus Goethes Faust am nächsten. Sie sind das Kühnste, was Schumann in der Richtung des weltlichen Oratoriums, das der Musik des 19. Jahrhunderts durch große eigentümliche Kunstwerke wieder zugeführt zu haben sein hohes Verdienst ist, unternommen und durchgeführt hat. Wie jeder gebildete Deutsche stand auch Robert Schumann unter dem mächtigen Eindrucke der Goetheschen Dichtung. Ihn als Musiker ging sie aber noch näher an. Besonders die Schlußszene vom zweiten Teile des ‚Faust‘ nahm seine künstlerische Phantasie gefangen: „Das Ergriffensein von der sublimen Poesie gerade jenes Schlusses ließ mich die Arbeit wagen,“ schreibt der Tondichter an Felix Mendelssohn am 24. September 1845. Jenes Schlusses des Mysteriums, das Richard Wagner in seiner auch für unsere Zeit noch besonders wichtigen Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ im achten Kapitel, wie folgt, deutet: „Aus den grundlosen Tiefen der sinnlich-übersinnlichen Sehnsucht schwang Goethe sich bis auf die heilig-mystische Bergeshöhe, von welcher er in die Glorie der Welterlösung blickte: Mit diesem Blick, den kein Schwärmer je inniger und weihevoller in jenes unnahbare Land werfen konnte, schied der Dichter von uns und hinterließ uns im Faust sein Testament.“ Ein weiteres, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Schumanns, das freilich im Wesen der Musik selber begründet liegt, ist die Verdeutlichung vieler Einzelheiten der Dichtung, in die ja Goethe nach seinem eigenen Zeugnis „allerlei hineingeheimnist“ hat und deren Rätsel zur Zeit Schumanns noch nicht so zahlreiche Erläuterungen zu lösen sich bemühten. Der Tondichter schreibt daher mit Genugtuung am 3. Juli 1848 an Nottebohm und Brendel: „Am liebsten war mir, von vielen zu hören, daß ihnen die Musik die Dichtung erst klargemacht hat.“ Für Weimar, wo das Werk durch den Hofkapellmeister Liszt zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethes, wie auch in Leipzig und Dresden, aufgeführt wurde, wählte er den Titel ‚Fausts Verklärung‘. Um die Zeit jener Jubiläumsaufführungen begann Schumann am ‚Faust‘ weiter zu schaffen. So entstanden 1849 die zweite, 1850 die erste Abteilung des Werkes, das mit der Ouverture im Jahre 1853 abgeschlossen wurde. Leider muß gesagt werden, daß die lange Arbeit des Tondichters in ihrem Verlaufe schwächer und schwächer wurde. Und wenn auch die Szene der vier grauen Weiber im ersten Teil und die Schilderung von Fausts Tod im zweiten durch Reichtum der musikalischen Gestaltung hervorragen, so sind sich alle Erklärer der Schumannschen Faustmusik doch über die außerordentliche, überragende Schönheit der dritten, also zeitlich am frühesten entstandenen Abteilung ‚Fausts Verklärung‘, einig und darum sind auch die meisten Aufführungen des Schumannschen Werkes auf diesen letzten Teil beschränkt geblieben.

Diese dritte Abteilung, Fausts Verklärung, zeigt, wie Faust und Gretchen, im Wesen geläutert und gereinigt, sich nach dem Tode wiederfinden. Diese Szenen spielen in Gefilden, wo Himmel und Erde ineinander übergehen. Ihre Gestalten sind zum größten Teile Erfindungen der mittelalterlichen Legende: die drei Patres, der Pater Ekstaticus, der Pater Profundus und der Pater Seraphicus.

Nach ihrer ganzen mystischen und transzendentalen Natur verlangt die Goethesche Schlußszene die Musik als die Kunst des Wunderbaren. Ganz von selbst mußte Schumann hier zuerst einsetzen. Die Dichtung bereitet besondere Schwierigkeiten durch die Überfülle von Bildern. Doch werden sie in der Musik kaum bemerkbar. Schumann hat mit solchem gleichmäßigen Glück wie hier kaum in einem zweiten großen Gesangswerk erfunden. Fast alle Sätze dieser Abteilung sind Muster von Knappheit, Klarheit und Abrundung, und im Gehalt bildet ihre Folge eine lange Strecke, eine steigende Linie. Schumann hat sich in der Tat durch diese Arbeit ein doppeltes Verdienst erworben: Er hat, wie bereits angedeutet, das Verständnis der Goetheschen Dichtung erleichtert und er hat der Musik einen neuen Ton zugeführt, einen Ton verklärter Ekstase, schwärmerischer Verzückung, wie er in der Umgebung Schumanns nur ganz selten — etwa im Schlußsatze von Beethovens Chorsymphonie — vorkommt. Wenn man den überirdischen Schimmer, der sich in dieser Musik auch über die Ausbrüche der Freude und des Jubels breitet, mit der Schlichtheit oder Einfachheit ihrer Mittel und ihres Ausdruckes vergleicht, so drängt sich ein Name auf die Lippen: Palestrina. In der Tat stellen es die Briefe Schumanns fest, daß in die Zeit der Faustvertonung seine erste Bekanntschaft mit diesem Großmeister der römi-

Digitized by Google

schen Kirchenmusik fällt. Um die gleiche Zeit entzückten die Himmelsklänge des Italieners auch einen Kunstgenossen Schumanns zum ersten Male. Das war Franz Liszt, und es ist kein Zufall, daß dieser Tondichter, der in der Wiedergabe solchen Ausdruckes schwärmerischer Begeisterung wohl sein Höchstes geleistet hat, sich mit Robert Schumann auf diesem Gebiete berührte, als dieser die Musik von ‚Faustens Verklärung' erfand. So lebt, was göttlich ist in der Kunst, durch alle Zeiten fort und zündet in den verschiedensten Charakteren!

Schumann hat in der Überschrift und in mehreren Briefen starkes Gewicht darauf gelegt, daß die sieben Nummern dieser dritten Abteilung seiner Faustmusik als eine einzige, zusammenhängende Szene behandelt würden. Es sollte alles nach dem Schlußchor hindrängen. Doch hat er zwischen der vierten und fünften Nummer, zwischen dem jauchzenden Chor der Engel:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen"

und der erhabenen Huldigung des Doktor Marianus vor der Himmelskönigin:

„Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben"

eine kleine Pause zugelassen. Der Schlußchor ‚Chorus mysticus' liegt in zwei Fassungen vor, die leider beide nicht auf der Höhe des Vorangegangenen stehen. Dieses Mißgeschick des Schlußchores der Faustmusik muß aber zum Teil auf die Natur des Textes geschoben werden, dessen schwärmerische Unverständlichkeit zu höherer Klarheit zu bringen erst der einfachen erhabenen Ausdruckskunst Liszts gelingen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Robert Schumann mit der Schlußszene von Goethes zweitem Teile anfing, schloß der Franzose Hektor Berlioz seine dramatische Legende: ‚Fausts Verdammung' ab, die 1846 in Paris mit geringem Erfolg aufgeführt wurde aber den Hauptplatz unter den ausländischen weltlichen Oratorien im deutschen Spielplan einnimmt. Die Komposition kann als Oratorium nur in jenem ganz freien Sinne bezeichnet werden, nach welchen jener Gattung alle einen Konzertabend füllenden Chorwerke zugewiesen werden. Sie ist zeitlebens ein Schmerzenskind des französischen genialen Meisters geblieben, der seine künstlerische Heimat in viel höherem Maße in Deutschland finden sollte als im eigenen Geburtslande. Die Bekanntschaft mit Goethes Faust zählte Berlioz in seinen ‚Memoiren' zu den Hauptereignissen seines Lebens. Unter dem Eindruck des deutschen Dramas faßte der „Victor Hugo en musique" nicht bloß den Plan zu seiner ‚Sinfonie fantastique', sondern komponierte auch in der ersten Begeisterung und in einem Zuge acht Szenen nach der Übersetzung von Gérard de Nerval, die er nach Weimar schickte, die aber leider von dem von Zelter beeinflußten Goethe unbeantwortet blieben. Diese acht Szenen benutzte Berlioz später für sein weltliches ‚Oratorium'. Berlioz beherrschte die deutsche Sprache nicht. Er kannte Goethes Gedicht nur aus französischen Übersetzungen und hatte sich schon in seiner Jugend durch diese Übersetzung zu seiner im Schlußsatze von der Goetheschen Walpurgisnachtstimmung getragenen „phantastischen Symphonie" hinreißen lassen und damit ein Werk geschaffen, das trotz seinem unser Empfinden abstoßenden Programm ihres Schlußteils eine in der Geschichte der Nachbeethovenschen Symphonie epochemachende Bedeutung beansprucht und auch stets gefunden hat. Die Symphonie erschien zuerst in der meisterhaften zweihändigen Klavierbearbeitung von Franz Liszt und wurde in dieser Gestalt von Robert Schumann in seiner ‚Neuen Zeitschrift für Musik' in einem begeisterten, auch als kritische Leistung musterhaften Aufsatze besprochen. Berlioz konnte sich also nicht an dem Zauber der Goetheschen Originaldichtung, sondern nur an ihrem Ideengehalte begeistern. Als echter Franzose erschaute er nicht die Grundtiefen, die allgemein menschlichen Gedanken, sondern sein Auge blieb an den lebensvollen einzelnen Bildern und Szenen haften, die sich in der Seele des musikalischen Phantasten nicht nur hell und glänzend widerspiegelten, sondern seine Phantasie auch zu neuen, mit dem Helden der Dichtung in Verbindung gebrachten Bildern anregten. Die Idee des Ganzen verlor er dabei schließlich aus dem Auge, oder gab ihr doch eine andere Richtung: die Erlösung durch das Ewig-Weibliche läßt er nicht Faust, auf dessen Schuld er ohne Gnade die ewige Strafe ließ, sondern Margarete zuteil werden.

⌘ ⌘ ⌘

Die breiten Spuren, die tiefen Furchen, die Goethes Faust auf dem Gebiete der Schwesterkunst zurückgelassen hat, fordern einen ähnlichen Ausruf heraus, wie ihn der Faustdichter über Shakespeare getan hat: „Faust und kein Ende!" Wie Orpheus durch die Macht der Töne Menschen und Tiere in seinen Zauberkreis zu bannen wußte, so hat das Goethesche Weltgedicht, unabsehbar weite Kreise um sich ziehend, eine magnetische Anziehungskraft ausgeübt. Dabei sehen wir noch von einem Vergleich mit Wagners Welttragödie aus dem Geist der Musik, dem ‚Ring des Nibelungen', ab, dem größten germanischen Nationaldrama neben ‚Faust', in dessen Hauptheld Wotan, das germanische Urbild des Faust, vor uns neu gestaltet erstanden ist. Auch von der Ergänzung des ‚Ringes', dem Bühnenweihfestspiel ‚Parsifal', der sich in seinen mystischen Tiefen und seinem Erlösungsgeiste mit dem zweiten Teile des ‚Faust', im besonderen mit dessen Abschlusse, berührt.

Digitized by Google

Dekorativer Fries. Ölgemälde 1912—1913. (Ausschnitt)

Martin Brandenburg

Von K. Kricheldorff

Im Herbst 1911 sah ich in der Berliner Sezession eine Schwarz-Weiß-Ausstellung. Mit begeisterter Hingabe betrieb diese Künstlergruppe damals Naturbeobachtung und -schilderung. Ich greife auf gut Glück einige Bildertitel aus dem Katalog, um das Umfassende und zugleich Begrenzte ihrer Stoffwahl zu kennzeichnen: Netzeflicker, Saufendes Pferd, Wäschereien in Kolmar, Metropoltheaterball, Sachsengänger am Lehrter Bahnhof, Verschnupftes Kind, Frauen mit Kiepen, Mann mit Helm, Sau mit Ferkeln, außerdem Bildnisse und Akte im Überfluß ...

Und dazwischen hingen zwei Bilder von Martin Brandenburg, die hießen: „Der Wind und die Blätter" und „Die frohe Botschaft." Der Wind trieb als böser, dürrer Mann auf schwarzem Pferde die Schar der fliehenden, zu Boden sinkenden Blätter-Mädchen vor sich her. Die frohe Botschaft schilderte die Verzückung der Mühseligen und Beladenen, denen ein Erlöser angekündigt worden ist. Es gehörte Mut dazu, um jener Mitwelt, die entdeckt hatte, daß das Spargelbund ein ebenso künstlerischer Vorwurf sein kann wie die Madonna, sich als so unbeeinflußt vom Zeitgeist darzustellen.

Martin Brandenburg †

Seit Jahrzehnten wohnte Martin Brandenburg, dessen Familie aus Posen stammte, in Berlin, und wer sich den Schöpfer dieser Bilder als einen Sonderling und versunkenen Träumer vorgestellt hatte, verwunderte sich, statt dessen einen, wie es schien, echten Großstadtmenschen kennen zu lernen mit den abgeschliffenen Formen eines Weltmannes und einer klaren, bestimmten Sprache, die von scharfem Denken zeugte. So war auch der Schüler, der, von der merkwürdigen Phantastik seiner Malerei angezogen, zu Brandenburg in die Lehre trat, sehr überrascht über dessen grundsätzliche Lehre, gegen die Verleitungen schweifender Empfindung einen festen Halt in den Erkenntnissen des nachprüfenden Denkens zu suchen. Erst später kam die Erfahrung, daß dieser Grundsatz bei Brandenburg innerlich begründet war; er mochte fühlen, daß das übermächtige Wirken seiner Phantasie besondere Eingrenzungen nötig hatte. Die Lebhaftigkeit, mit der er auf das geistige Schaffen der Zeitgenossen einging, täuschte bei erster Bekanntschaft darüber, daß er ihrem Wesen in seiner innersten Seele fremd war.

Die Darstellung der Umwelt nahm wenig Raum in seiner Arbeit ein, so malerisch das

Digitized by Google

Hiob. Ölgemälde. 1916

Herkommen gemäß verlaufen. Nach abgeschlossener Gymnasialbildung auf die Akademie in Berlin gekommen, hatte er seine künstlerische Ausbildung in Paris bei Benjamin Constant und Jean Paul Laurens beendigt, ehe er in Berlin selbständig an die Öffentlichkeit trat. Bei einer Ausstellung des deutschen Künstlerbundes wurde ihm 1907 der Villa-Romana-Preis zugesprochen.

Aber weder Kunstkritik noch Publikum haben eine rechte Vorstellung seiner Persönlichkeit gehabt.

Brandenburg ließ für sich nie die Lärmtrommel schlagen, noch war er je

Bild der abendlichen, spiegelnden Straßen mit den Lichtreflexen auch war, so verlockend die warme, flimmernde Atmosphäre erleuchteter Theater- und Konzerträume. Obwohl er sich hauptsächlich mit dem Figürlichen beschäftigte, fesselte ihn der Mensch als Einzelwesen kaum; Porträts hat er nur vereinzelt und ohne besondere Freude gemalt. Das Stilleben, das er als den Inbegriff aller malerischen Poesie pries, ist in seinem Lebenswerk überhaupt nicht vertreten.

In der Sezession, unter deren Mitglieder er in jungen Jahren aufgenommen worden war, betrachtete man den Fremdling als Mitläufer; die Leute, die einst die Losung Wahrheit und Leben auf ihre Fahne geschrieben hatten als Kampfruf gegen Unechtheit und erstarrten Brauch, mußten diese echten Zeugnisse eignen Erlebens gelten lassen — bis man eines Tages auf beiden Seiten erkannte, wie weit man sich entfremdet war. Von da an hat Brandenburg in der Kunstwelt allein gestanden, und die Anhänger seiner Kunst waren genötigt, seine Bilder bald auf dieser, bald auf jener Ausstellung mühsam zusammenzusuchen.

Äußerlich war sein Entwicklungsgang dem

für Zugeständnisse zu haben. Als er erkannte, daß er eine große Gemeinde nur finden konnte, wenn er sich verleugnete, nahm er, um vom Publikum unabhängig bleiben zu können, die Lehrtätigkeit als Erwerb auf, zuerst an der Berliner Künstlerinnen-Schule, später an den von Levin-Funcke geleiteten Studien-Ateliers für Malerei und Plastik; dann aber gab er sich dem Unterricht hin, als ob er ihm von je Selbstzweck gewesen wäre. Ein Charakter wie er, von unwandelbarem Idealismus und strengstem Pflichtgefühl erfüllt, war in hohem Grade geeignet, empfängliche Jugend zu begeistern und zu führen. Sein Vorbild beschämte den Leichtsinn junger Leute, die im Künstlerberuf nur sich zu vergnügen erwarteten. In ihm war ein beständiges Glühen, das ihn aufzehren mußte, auch ohne die äußeren Geschehnisse von Krieg und Krankheit. Wie ein Sturmwind fuhr er in seinen Klassen umher, alles Laue und Flaue um sich hinwegfegend. Nicht nur dehnte er die Besprechungen von Arbeiten der Schüler weit über die Stunden des Schulbetriebes aus; auch denen, die zu Selbständigkeit übergingen, stellte er seine Teilnahme und seinen Rat zur Verfügung. Den Dank lehnte er ab mit

Digitized by Google

Die frohe Botschaft. Pastell. 1910

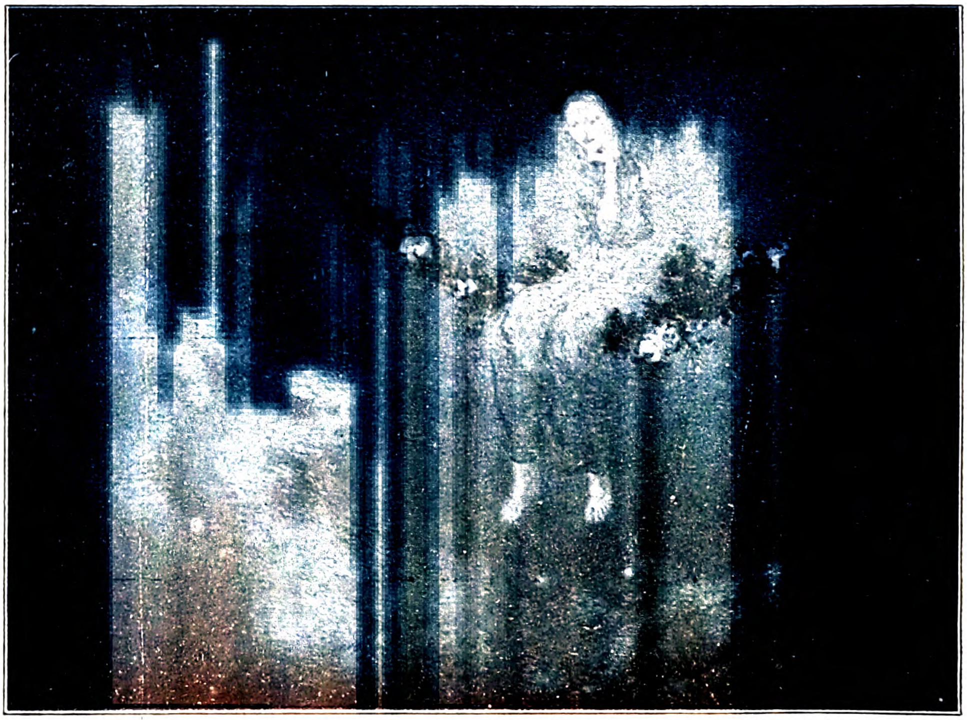
Digitized by Google

den anspornenden Worten: „Arbeiten Sie anständig.“

So hatte er, ausschließlich in reingeistiger Tätigkeit aufgehend, einzig seiner Kunst gelebt. Da meldete sich beim Kriegsausbruch der Vierundvierzigjährige freiwillig als Soldat. 1915 fand sein Wunsch, ins Feld geschickt zu werden, endlich die Erfüllung. Bald darauf, als er an einem Augustmorgen den Kopf aus dem Schützengraben hob, um die Sonne aufgehen zu sehen, traf ihn ein Schuß in sein linkes Auge. Mit ungeheurer Willenskraft nahm er, die Schwierigkeiten des einäugigen Sehens überwindend, noch im Dezember desselben Jahres seine Arbeit wieder auf, im März 1916 auch seine Lehrtätigkeit, und hat noch über zwei Jahre in seinem Doppelleben als Schaffender und Lehrender weiter gewirkt.

Als die Schule, der er fast zehn Jahre lang die Hälfte seiner Kräfte gewidmet hatte, nach dem Sommer 1918 mitteilte, daß Brandenburg seinen Unterricht nicht fortsetzen könnte, sondern zu einer längeren Erholung in den Bergen bleiben müßte, da überschlich manchen von uns ein Vorgefühl, daß wir ihn nicht wiedersehen würden. Am 19. Februar ist er, ohne nach Berlin zurückgekehrt zu sein, noch nicht neunundvierzig Jahre alt, gestorben.

Und was ist von diesem tapferen, vorzeitig zerstörten Leben zurückgeblieben? Für alle, denen nicht die persönliche Bekanntschaft lebendige Erinnerungen an einen ungewöhnlichen und hochstehenden Menschen hinterlassen hat, seine Bilder. Ganz freilich können sie ihn uns nicht wiedergeben, denn die Ungunst der Verhältnisse zwang den von vielen Hemmungen Umstellten, zeitweilig einen Teil seiner Kräfte gegen innere Widerstände zu verbrauchen, so daß sie nicht immer in ihrer ganzen Fülle in seine Werke einfließen konnten. Durch Jahre tragen die Bilder Brandenburgs, dessen ganzes Dasein ein Zeugnis stählerner Energie war, mehr den Schein zarter Versonnenheit oder ahnungsvoller Bedrücktheit als Züge sieghafter Kraft. Aber ihre gesamte Reihe führt uns das ständige Wachsen einer Persönlichkeit von höchstem künstlerischem Streben vor; zugleich schmerzlich und aufrichtend ist die Erkenntnis, daß die Werke seiner letzten Jahre die Höhe seines Schaffens bedeuten.



Die Nacht. Ölgemälde. 1908

In seiner Jugend war in Deutschland der Kampf um den Impressionismus ausgefochten worden, und auch er, der den Inhalt seiner Bilder auf so ganz abseitigen Wegen fand, hatte der ringsum aufblühenden Wirkung der Freilichtmalerei nicht entgehen können. Auch seine Augen nahmen wahr, daß das Licht unter freiem Himmel die Töne nicht in helle und dunkle, sondern in warme und kühle von fast gleicher Helligkeit schied, und seine Palette lichtete sich mehr

Das hohe Lied. Ölgemälde. 1904

Digitized by Google

Winkelried. Pastell. 1914

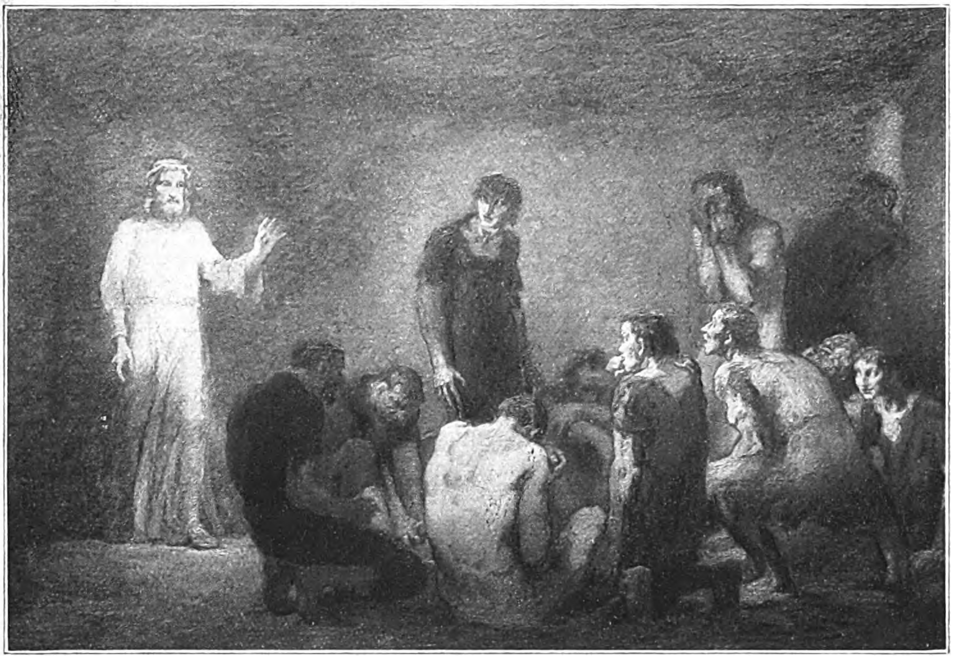
„Hohes Lied" beweisen. Über ruhigem, in allen Farben funkelndem Meer steigt aus goldroten Wolkenbänken die Sonne auf. Die Strahlen sprühen, in die Bestandteile des Regenbogens zerlegt, nach den Seiten, aber der weißglühende Sonnenball selbst umschließt die kniende Gestalt eines mit jubelnder Bewegung aufwärtsschwebenden Genius. Das lichte, schimmernde Bild ist offenbar von einem Menschen gemalt, der mit der sichtbaren Erscheinung von Sonne und Meer tief vertraut ist; aber als Gesamtheit ist es zweifellos nicht aus einem Erlebnis des Auges entstanden,

und mehr auf. Auch er empfand, daß das Flimmern der Atmosphäre die festen Umrisse der Körper auflöste. Diese Elemente impressionistischer Naturwiedergabe dienten zwanglos, weil mit innerlicher Begründung, seiner lichtsehnsüchtigen, vom Grobstofflichen wegstrebenden Phantasie. Daß er aber kein Impressionist war, mag uns ein Bild wie sein

vielmehr aus einer durch starken Natureindruck erzeugten Vision, also aus einem Erlebnis des Gefühls. Hier ist die Stelle, wo er sich mit der inzwischen in den Vordergrund getretenen neuen Jugend berührt, die ebenfalls nach inneren Gesichten mehr als äußeren Eindrücken schafft. Aber diese Jugend, die, weit radikaler vorgehend,

Das Erwachen der Träume. Ölgemälde. 1906

Digitized by Google

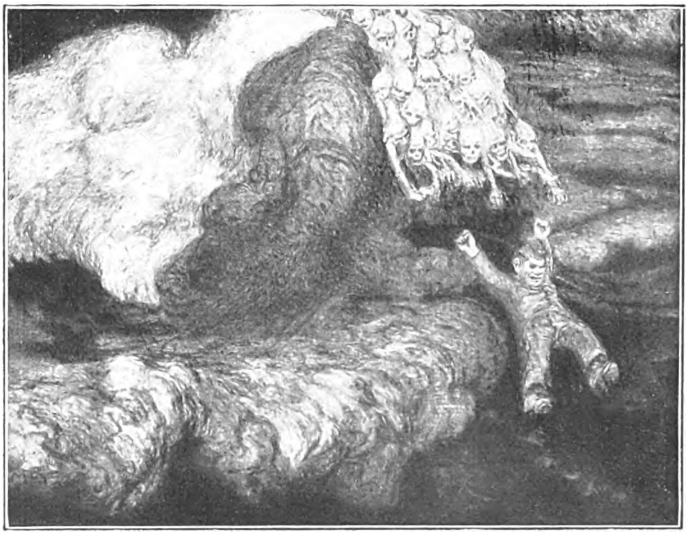


Christus erscheint den Jüngern. Ölgemälde 1911

absichtlich die Naturnähe in der Gestaltung übersinnlicher Vorgänge vermeidet, verstand nicht, warum Brandenburg, der in der Realisten-Schule Aufgewachsene, seinen Trägern kosmischer Stimmungen oder seelischer Empfindungen noch richtig gezeichnete Körper von meist möglicher Färbung gab.

Merkwürdigerweise hat er selbst sich als den Impressionisten zugehörig betrachtet und ist für deren Verfahren, vom Natureindruck auszugehen, überzeugt und heftig eingetreten. Er berief sich darauf, seine phantastischsten Eingebungen aus Beobachtung des Wirklichen genommen zu haben. Freilich bildeten sich ihm Erscheinungen wie Feuergeflacker im Ofen oder Sonnenfleckenspiel im Grün, vermorschte alte Baumstämme oder zarte, wehende Zweige von selber zu Visionen um, deren mögliche Ausdeutung im Lauf der Ausführung von ihm empfunden und zuweilen stärker betont wurde.

In einer Sprache, die allerdings an die impressionistische anklingt, erzählt er von Dingen, worüber die Impressionisten die Achseln zucken: von Jünglingen, die in Mondscheinwäldern sich die glühenden Herzen aus der Brust schneiden, um sie tändelnden Mädchen anzubieten: von Asketen-Rittern, in ihrer Reinheit bedroht durch umkreisende Zauberfrauen; von huschenden Elfen, die vor dem menschlichen



Die Todesangst. Kohlezeichnung

Eindringling erschreckt fliehen; und immer, immer wieder: von Menschen, die in die Lüfte starren nach schwebenden Träumen, die ihre Arme ausrecken nach dem Unerreichbaren, dem Lichten, Schönen.

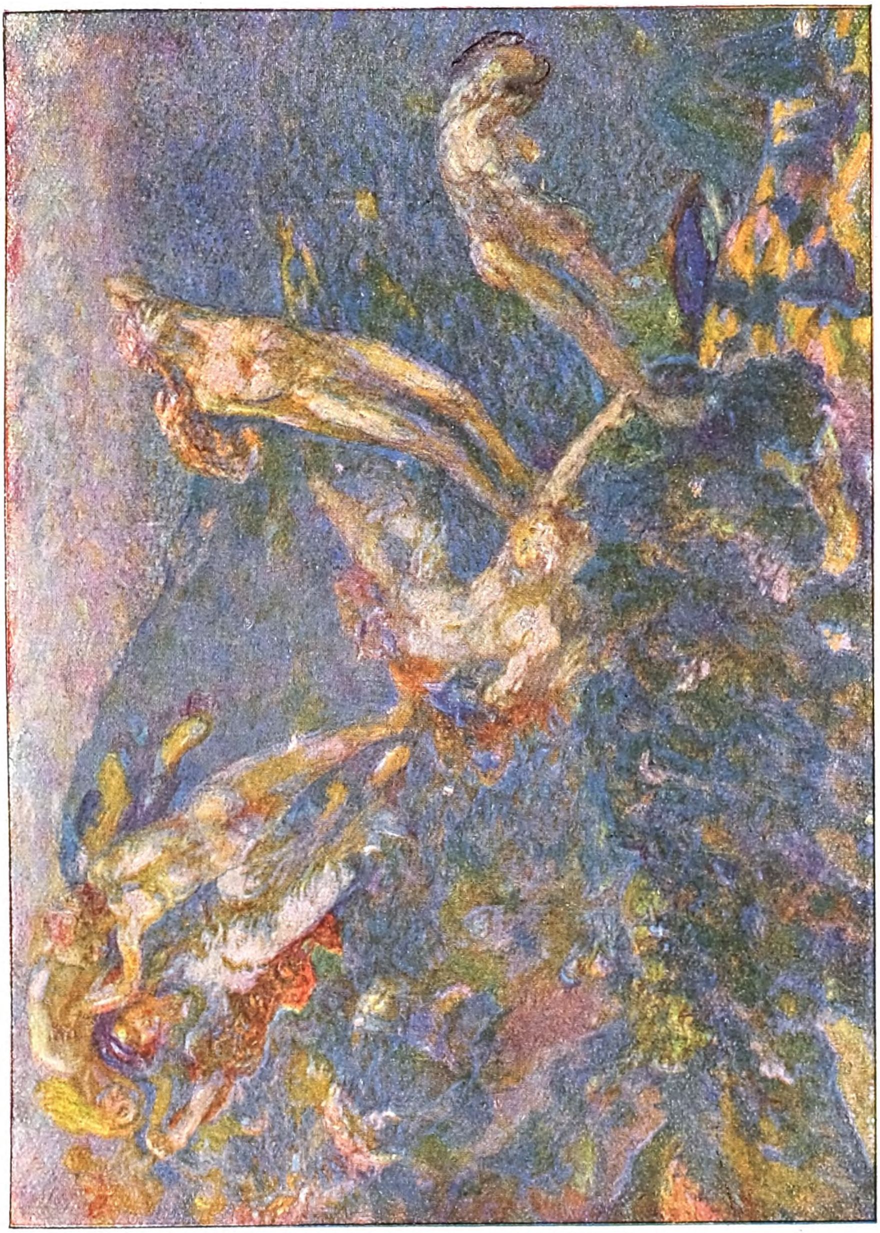
So fand er, wenn er aus einer von Visionen bedrängten Seele seine Empfindungen in die Welt rief, von keiner Seite ein Echo. Die ihm bewußt gewordene Einsamkeit verstärkte den Ernst seiner Natur. In immer neuen Gestaltungen drückt er die Gefühle des Leidens, den Schmerz, die Angst, die Sehnsucht aus. Wie gejagt fliegen die zerrissenen Farbenflecken über die Bildfläche hin, und die Umrisse der Figuren zucken hin und her wie kranke Nerven. Er malt die Danaiden in der Dämmerung der Unterwelt bei ihrer in Ewigkeit unfruchtbaren Tätigkeit, wie sie gehetzt eilen, erschöpft sich niederbücken am Flusse, gepeitscht von den eigenen Haaren, zur Arbeit getrieben und doch ohne den Trost, je ein Ergebnis ihrer Mühsal zu sehen. Das graue Halblicht, die bräunlich-stumpfen Körper der Mädchen mit den schwarzen fliegenden Haaren und das dumpfe Weiß der tiefgesenkten Wolkenstreifen erzeugen die Stimmung qualvoller Hoffnungslosigkeit, ohne jede literarische Erinnerung an die Sage. Oder er schildert das Erwachen der Träume, eine Farbenstimmung, die der Großstädter oft beobachten konnte zur Zeit der reichen Straßenbeleuchtung: wenn am violettblauen Nachthimmel grünlich-silberne Wolken geballt sind, mattrötlich angestrahlt vom Widerschein der unzähligen Laternen. Aber für Brandenburg bilden sich aus den Wolken Knäuel von Mädchenkörpern, teils schwer von Schlaftrunkenheit zusammengekauert, teils im Begriff, davonzuschweben.

Aufsehen erregte sein um 1900 entstandenes Bild „Die Menschen unter der Wolke“. Die seltsame Komposition, als malerischer Einfall von ihm selbst später nicht verteidigt, ergreift durch den tiefen Ernst, mit dem die neben einander aufgereihten Personen mit ihren Alltagsköpfen geschildert sind, alle unter dem gleichen Druck der Wolke, den sie, den Temperamenten nach, verschieden tragen: dumpf-kindlich, gleichgültig ergeben, anklagend, sich aufbäumend. Unverstandenes Leid blickt aus den verstörten Gesichtern, klagt aus den ängstlich erstarrten oder wilden Gebärden. Eine sorgfältige Durchbildung der Einzelformen zeigt, auf welcher Grundlage er seine späteren freieren Darstellungen der menschlichen Figur aufbauen konnte.

Von allegorischen Vorwürfen schreitet er weiter zu solchen allgemeinsten menschlichen

Der Eremit. Pastell, 1917

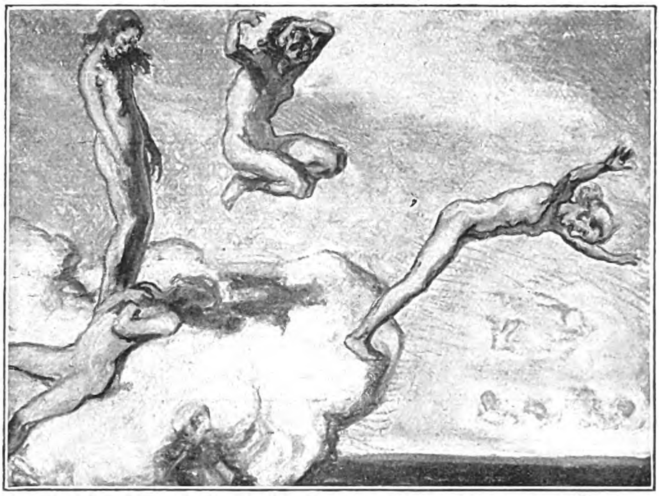
Digitized by Google



Die blaue Stunde. Ölgemälde. 1912/13

Digitized by Google

Digitized by Google



Wolkenspiel. Pastell. 1917

nur Licht und Stimmungsträger; auch sie erzählen uns mehr von der Sehnsucht des Malers nach Lebensfreude, als von ihr selbst.

In Zwischenzeiten seelischen Aufatmens gelangen ihm auch große Werke von feierlicher Heiterkeit wie das „Hohe Lied", die hold-geheimnisvolle „Nacht", die stille Frau mit dem mondhaft schimmernden Gesicht, das entrückt über dem Stürmen der Wolkengespenster lächelt, und von arkadischem Frohsinn durchwehte Wandfriese mit tanzenden und musizierenden Genien, wobei der dekorative Zweck ihn zu klarster Sonderung der Tonwert-Gegensätze treibt. Oder seine Stimmung sammelte sich zu stiller Melancholie wie in der schönen „Blauen Stunde", einer Abenddämmerung über dem Schwarzwald, wo er nach so manchem Sommer auch seine letzten Lebensmonate verbracht hat. In der silberschimmernden Luft schwebt ein lockerer Zug von Gestalten nieder, die oberen tanzend im letzten warmen Glanz gleich Eintagsfliegen, in Kühle hinsterbend und fast durchsichtig die tiefsten; und in der Mitte hebt sich eine mit klagender Gebärde wie zu einem letzten Abschied von Licht und Leben. Doch auch hier wühlt, wie heftig hingehauene Spachtelstriche beweisen, hinter der zurückhaltenden Gefaßtheit der Linien- und Farbenkomposition zuckende innere Erregung.

Es lag in Brandenburgs Natur, daß nicht

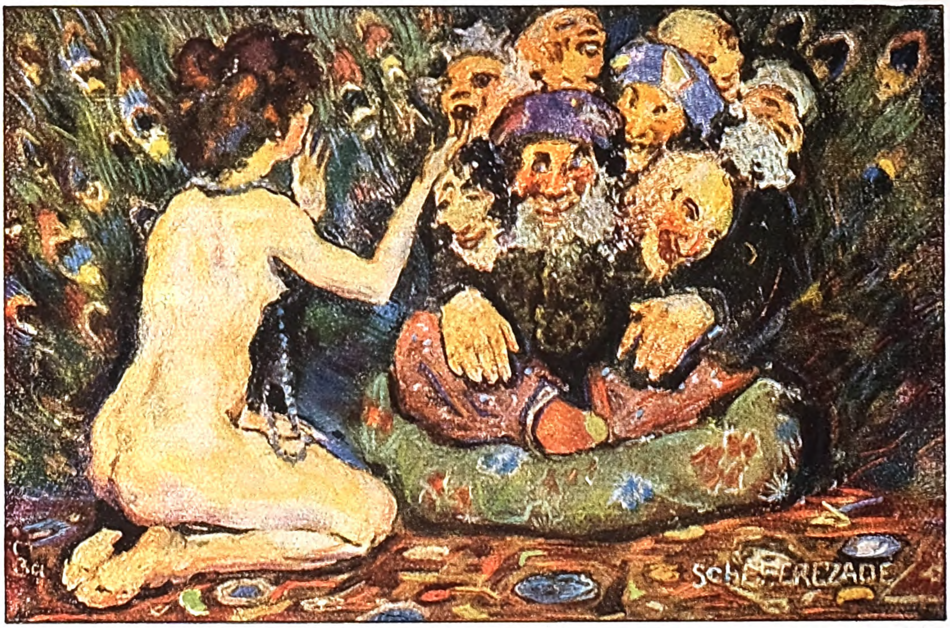
Die Stunden der Nacht und des Morgens. Ölgemälde. 1907

Digitized by Google

alle seine Bilder diese farbige Harmonie haben. Aus seinen oft vornehm-zarten, zuweilen heiter-bunten Tönen schreit manchmal ein greller Klang heraus, als wäre ihm die ruhige Stimmung jäh zerrissen worden. Er liebte es, von den beiden Urgegensätzen Gelb und Blau, die ihm die Vertreter von Licht und Finsternis sind, auszugehen. In dem Bilde ‚Die Stunden der Nacht und des Morgens' hat er sie bis zur äußersten Möglichkeit auseinandergetrieben; bei andern Bildern verbindet er die beiden Pole so allmählich durch dämmerige Mitteltöne, daß der Eindruck trotz der großen Skala von Hell bis Dunkel völlig ruhig und milde wird. Den stärksten Eindruck von seinem zeichnerischen Können bekamen seine Schüler, denen er aus dem Stegreif anatomische oder kompositorische Skizzen hinwarf. Der fliegende Schwung der Linien, die sein Pastellstift führt, fließt unmittelbar aus seiner beschwingten Phantasie hervor, und wie die Gegenstände seiner Bilder, so ist auch seine Koloristik der Nüchternheit des Alltags fern. Die Kiefernwipfel auf seinen Waldbildern sind wie ein Prunkteppich aus hundert bunten Farbfäden gewebt. Mit zärtlicher Hingabe malt er die schöngemusterten Gewänder seiner Elfenmädchen aus, die libellenhaft schillernden oder mit Pfauenaugen besetzten Gefieder seiner Genien; mit Kornblumen bekränzt er den Schwertgriff des kleinen Parzival, der sich den Vögeln nach in die Ferne sehnt. Selbst wo er volkstümlich einfache Stoffe behandelt, unbeschwert durch Mystik und Symbolik, bleibt seinen Figuren mit der eigentümlichen Herbheit der Form eine dunkle Rätselhaftigkeit; immer gehen sie, selbst wenn sie Alltagskleider tragen, über die bloße Realität hinaus.

Noch ein andres Entrinnen vor den Mißklängen des Lebens gab es für ihn außer der Versenkung in seine Märchenträume; das war die Flucht in die Naturstille. Dort entstanden Bilder von bescheidener Größe in wunderbarer Schönheit. Anblicke von gegenständlichem Reiz suchte er nicht. Der Stoff seines Bildes war eine Naturstimmung; er malte Bäume im Nebel, Sträucher in der Morgensonne, ein Tal vor dem Gewitter, das Wasser eines Waldsees, das bläulichsilbern durch die kupferviolettten Stämme am Ufer schimmert. Die aufgeregte Ruhelosigkeit, die in seinen Kompositionen vorherrscht, erscheint hier zu leise zitternder Stille gebändigt.

Manche Menschen möchten um dieser Brandenburgischen Landschaften willen seine ganze Kompositionsmalerei in Kauf geben. Beide Gattungen zusammen ergeben für uns erst sein wahres Bild mit den zwei Gegensätzen: dem von ihm selbst zu starker Tatkraft erzogenen Willen, der stürmisch wie sein Temperament ins Gewaltige ging und manchmal scheitern mußte, und der zarten Empfindung seiner überfein angelegten Natur. In allen seinen Werken, in den ganz vollendeten wie in den weniger gelungenen, ist ein Etwas, das von der Erde emporzieht. Ihm war die Aufgabe unendlich schwer

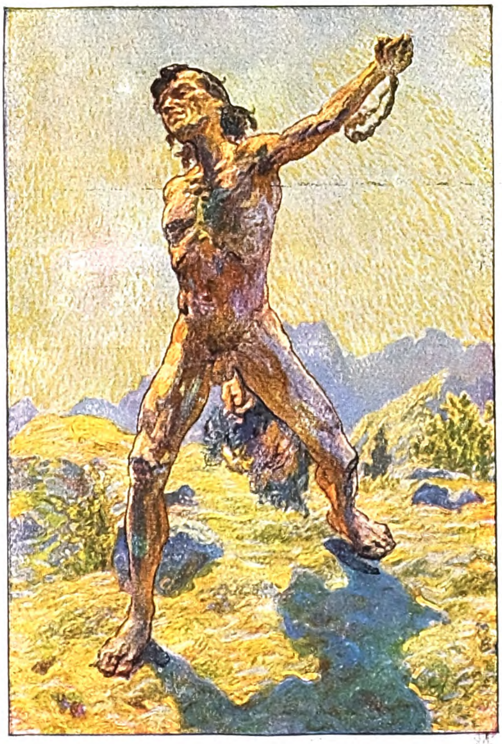


Scheherezade. Pastell

Digitized by Google

Elfenraub. Pastell. 1917

gestellt; wohlverstanden: nicht er selber hat es getan aus Eigensinn oder Ehrgeiz. Sein Gefühl zwang ihn auf einen Weg, dessen Gefahren sein Verstand ihm lebhaft vorstellte. Bei der Besprechung eines Schülerentwurfs, der eine Engelerscheinung wiederzugeben suchte, warnte er — nicht zum erstenmal — eindringlich vor der Abkehr von der Natur und der Beschäftigung mit dem Übersinnlichen, von dem er selber, wie er gestand, nicht loskam. So scharf er als Maler den Schüler verdammte, der einen seelischen Vorgang zu gestalten unternahm ohne das künstlerische Bedürfnis, daß die Leinwand auch ‚schön' würde, vielleicht noch mehr empörte ihn als Menschen der Frevel, wenn jemand sich erdreistete, ein hohes Symbol nur als Spiel seines Pinsels zu benutzen. — Wer ihn einmal, fiebernd vor Empfindung, einen Akt vor der Natur herunterstreichen sah, tritt der zum Überdruß wiederholten Meinung entgegen, daß er ebensowohl Dichter wie Maler hätte sein können. In derartigen Skizzen ist die Natur ganz breit und frei übertragen in Hymnen auf den Fluß des Lichts. Aber die Besonderheit seines hochgespannten und schwerblütigen Wesens erlaubte ihm nicht, sich mit der elementaren Handwerksfreude zu begnügen, die eine schöne Malerei hervorzubringen sucht und weiter nichts. Im wesentlichen war ihm seine Kunst doch ein Werkzeug, das Ungreifbare, das seinem Innern vorschwebende Schöne so zu gestalten, wie er es empfand.



David. Ölgemälde. 1916

Er ist seinen mühevollen Weg gegangen, ohne nach rechts oder links, wo Tagesbeliebtheit und Gefolgschaft winkten, jemals abzuirren, und hat mit unerbittlichem Ernst nach den Lösungen der Disharmonien gesucht, die seine verstandesscharfe, zugleich mit außerordentlicher Empfindsamkeit begabte Grüblernatur in sich und um sich fühlte. Als im Mai 1914 der Ehrenpreis der Stadt Berlin ihm zuteil wurde und die Schülerschaft ihn fragte, ob die Ehrung ihn nicht freute, sagte Brandenburg: „Es kommt zu spät."

In dem äußerlichen Lohn seines Schaffens sah er nur eine sinnlose Zufälligkeit des Lebens, zumal er klar wußte, daß seine damals ausgestellten Bilder nichts anderes bedeuteten, als was er Jahr für Jahr ohne laute Anerkennung gezeigt hatte. Man kannte jetzt seine Lieblingsthemen, fand seine unverkennbare Handschrift zwischen den Bildern anderer sofort heraus; auch Näherstehende meinten, an eine ziemlich abgeschlossene Entwicklung Brandenburgs glaubend, die Eigenschaften zu kennen, die ihn emporhoben oder hemmten. Aber ein nochmaliger Aufstieg kam, wenn auch nicht hervorgerufen durch den freudigen Stolz des Künstlers, der sich vom Verständnis der Mitwelt getragen fühlt; aus der Intensität seiner eigenen Seele rangen sich unter dem Einfluß des Außenschicksals verwandelte Ausdrucksformen hervor. Vielleicht zum erstenmal im Leben fühlte er sich mit glücklichem Erstaunen nicht als Außenseiter, sondern Glied der Gesamtheit, und dies offenbart sich in seiner Kunst. Die Zeichnung, fast immer kraftvoll bei ihm, dringt nun auch durch die Malerei in betonten Konturen: die Gestalten, aus deren überschlanken Silhouetten früher die Gliedmaßen wie Strahlen in den Raum fuhren, werden zu geschlossenen Blöcken geballt, die Farbe führt immer öfter ein vom Licht unabhängiges Eigenleben als Lokalfarbe.

Sommertag. Ölstudie. 1918

Die gewaltigen Ereignisse, das eigne schwere Erlebnis, vielleicht die Ahnung der knapp zubemessenen Zeit standen als ungeheure Triebkräfte hinter seinem Schaffen und befeuerten die fast unwahrscheinliche Entfaltung des ein wenig weichen Romantikers zum kraftvollen Tatmenschen, der mit heißer Inbrunst die äußersten Möglichkeiten des Lebens durchfühlte. Er sah den Winkelried, dessen Opferwille ein ganzes Heer nach sich reißt, so greifbar wie die „Willenlosen", die widerstandslos wie Tücher durch das All geschleudert werden; das grelle Leid malte er in dem Hiob, der in der letzten Fassung auch von den Freunden verlassen ist, aber mit gleicher Überzeugungskraft David, den

Digitized by Google

Golgatha. Ölgemälde. 1910.

Digitized by Google

Emmaus. Pastell. 1917

jungen Sieger, der aus dem sonnenbeglänzten Hochland selbst wie eine Bergspitze emporwächst in freudigleuchtender Klarheit. Und eben, da er selber als Sieger die Hemmnisse überwunden zu haben schien, sollte sein Wirken zu Ende sein.

So kommt nun alles zu spät, was die Öffentlichkeit dem hochgesinnten Künstler an Verständnis und dem tapfern Menschen an Ehrfurcht noch darbringen kann. Aber auch nachdem er abberufen worden ist, kann er uns ein Wegweiser sein: In dieser Zeit, da Berechnung und Eigennutz zum Himmel schreien, ist ein Streben so rein und stark, so völlig selbstlos und dem Niedern abgewandt, ein Lichtblick.

Der Wettermann Zeichnung

Er hielt das Leben für gut und wollte seine Freude malen. Er war immer bereit, sich umzusehen und auseinanderzusetzen. Er hatte nichts von der engen Begrenztheit des Talents. Sondern er suchte und nahm, was er sah oder las, was er erlebte, in Wirklichkeit wie in seinen Träumen, als das oft trübe, verworrene, aber immer farbige Spiegelbild eines höheren Daseins, dem der Mensch entgegenzureifen die Bestimmung hat.

Digitized by Google

Die größte Gefahr

Novelle von Ossip Schubin

Es ist spät im August 1915 in Polen. In einer Reihe von glänzenden Siegen hat man den sich noch zäh verteidigenden Feind mit gewaltiger Anstrengung nach Norden und Osten gedrängt. Jetzt hat der Gegner sein Tempo beschleunigt. Iwangorod ist gefallen. Warschau... Brest. Mit fast übermütiger Leichtigkeit haben die Verbündeten die Nachhuten des Feindes geschlagen. Ein Armeekorps, eine Festung und ein Leichenfeld liegen zwischen den Siegern und der Gefahr, und da sie endlich Zeit haben, sich auf sich selber zu besinnen, fühlen sie es, wie müde sie sind, grenzenlos müde. Alles ist müde an ihnen, selbst die Begeisterung. Das Tageslicht wird die Begeisterung neuerdings entzünden. Jetzt lastet der Druck der Nacht, die Abspannung der überwundenen Gefahr auf ihr.

Die Soldaten schlafen fest, schlafen in den elenden Hütten des kürzlich geräumten polnischen Dorfs, schlafen in rasch zusammengezimmerten Baracken, schlafen den Tornister unter dem Kopf in Reih und Glied unter den mächtigen alten Kiefernkronen am Waldessaum, schlafen überall, wo man ihnen gestattet hat, sich auszuruhen.

Alle, die im Getümmel sich rechtschaffen abgerackert haben, die schlafen, denen geht's gut. Aber in einem Zelt, das weißlich in die blaugraue Dämmerung der Augustnacht schimmert, liegen drei, die nicht schlafen können, drei, welche die Spannung in bezug auf den Ausgang des Kampfes mit den Soldaten geteilt haben, aber nicht die Beruhigung der Tat; die manchesmal neben dem Kampf gestanden haben, oft mitten drin, aber immer nur beobachtend — auch in der Gefahr beobachtend.

Zwei Kriegsberichterstatter sind es und ein Maler. Der Maler ist ein Amerikaner; von den Berichterstattern ist der eine ein Deutscher, der andere ein Österreicher. —

Die Luft zwischen der straffgespannten Leinwand wird ihnen zu eng. Jeder Nerv in ihnen zittert, die Herztätigkeit läßt nach, die Erinnerung an das Erlebte wird aufdringlich deutlich; manchmal mit der Deutlichkeit einer Halluzination.

Lange verhalten sie sich still, um einander nicht zu stören. Endlich reißt dem Österreicher die Geduld. Er streicht ein Zündholz an, um auf die Uhr zu sehen, und dabei bemerkt er, daß sich der Deutsche auf einen Ellenbogen aufgestützt hat und der Amerikaner sich eine Zigarette dreht.

Allen dreien ist es eine Erleichterung, das erzwungene Schweigen zu unterbrechen.

„Der Wind wimmert unerträglich," brummt der Österreicher.

„Ja, ein regelrechter Banshee," bestätigt der Amerikaner mit Bezug auf das wegen seiner unheimlichen Klagelaute berüchtigte irische Nationalgespenst.

Der Deutsche murmelt nur „eklig" und wendet horchend den Kopf. In den kläglichen, knapp an der Erde hinwinselnden, nach kürzeren oder längeren Pausen schrill aufkreischenden und dann wieder kümmerlich hinklagenden Wind mischt sich ein krächzender, häßlicher Laut.

„Die Aasvögel melden sich," bemerkt der Österreicher, und der Deutsche fügt hinzu: „Merkwürdig, auf welche Entfernung die Bestien die Leichen riechen."

„Es wird Morgen!" sagt der Amerikaner.

Eine halbe Stunde später sitzen sie alle drei in Pelzen — ein Morgen Ende August in Ostpolen ist nicht warm — um ein Lagerfeuer herum und schlürfen den Kaffee, den ihnen ein Soldat bereitet hat. Aus den Kiefernkronen über ihren Köpfen sinken große, kalte Tropfen. Die Dämmerung tastet sich schüchtern aus der Nacht heraus. Im Osten glimmt etwas rötlich den flachen Horizont entlang. Die drei vermögen anfangs nicht zu erkennen, ob es der Vorbote der aufgehenden Sonne ist, oder die sich langsam verzehrende Glut eines eingeäscherten Dorfs. Wie vom Wind zerknüllte Leichentücher schleppen sich große Nebelfetzen über die Heide.

Ein Knirschen von schweren Rädern mischt sich zwischen das Wimmern des Winds, zwischen das Krächzen der Aasvögel. Die Leichenbestatter und Krankenträger streben ihrer erst um Mitternacht unterbrochenen Arbeit zu. Die drei Gefährten schaudern.

„Was mich immer wieder von neuem in Erstaunen setzt, das ist die Unermüdlichkeit im Pflichtgefühl und in der Arbeitspünktlichkeit der Deutschen," bemerkt der Österreicher.

„Ist das nicht selbstverständlich?" fragt der Deutsche. Ein geborener Hannoveraner, hat er die markigen Züge des Helden auf den Anschlagezetteln, die für die Kriegs-

Digitized by Google

anleihe werben sollen, das Antlitz, das der Krieg tatsächlich typisch gemacht, aus der Physiognomie des deutschen Volkes herausgemeißelt hat. Bis vor wenigen Monaten an der Front, hat er sich zum Berichterstatter erst gemeldet, nachdem ihn ein Knieschuß für den Frontdienst untauglich gemacht hat.

„Das ist ja eben das Fabelhafte dabei, die Selbstverständlichkeit!" ruft der Amerikaner. „Es war Mitternacht, als wir mit den Leuten das Leichenfeld verließen, und jetzt vor fünf sind sie schon wieder an der Arbeit. Ihr Deutsche macht mir den Eindruck, als ob eure ganze Armee aus Jüngern von Immanuel Kant zusammengesetzt wäre und von einem Jünger Nietzsches angeführt würde."

„Sie sind unheimlich gelehrt, Harrison," staunt der Österreicher, während der Deutsche nur beifällig lächelt.

Der Amerikaner schüttelt den Kopf. „Gelehrt bin ich gar nicht. Ich merke mir nur sehr viel von dem, was ich lese, wie alle Leute, die spät lesen gelernt haben."

„Es lebe das deutsche Pflichtgefühl!" sagt der Österreicher, seine Feldflasche ziehend. „Da, meine Herren, einen Tropfen in den Kaffee gegen die Cholera."

Der Deutsche dankt lächelnd und bedient sich ausgiebig. Der Amerikaner lehnt ab. „Ich bin Antialkoholiker," entgegnet er.

„Das weiß ich, aber ich dachte, in Anbetracht der Umstände könnten Sie eine Ausnahme machen," bemerkt der Österreicher, der nun seinerseits einen tüchtigen Schuß in seinen Kaffee gießt.

„Nein, ich mache keine Ausnahmen," sagt der Amerikaner lächelnd.

„Mensch, Sie imponieren mir. Na, und warum sind Sie eigentlich Antialkoholiker?"

„Weil ich in meiner Jugend ein Trinker war und weiß, wie schwer es ist, sich den Suff ab-, und wie leicht, ihn sich wieder anzugewöhnen."

„Pah! wenn ich schon einen frühen Tod in fremden Landen sterben muß, so sterb' ich lieber am Delirium tremens als an der Cholera," meint der Österreicher und gießt noch mehr Rum nach.

„Bei mir ist's umgekehrt," erwidert Harrison, und mit traurigem Humor fügt er hinzu: „Wenn unser Selfrespekt ein so spät erworbener Luxus ist wie bei mir, so fürchtet man sich, ihn aufs Spiel zu setzen!"

„Gut, daß Sie sich vor irgend etwas fürchten," sagte lachend der Österreicher. „Bis jetzt hielten wir Sie des Gruselns für unfähig, Harrison. Gerade zahme Haushocker sind wir keiner. Bei jedem von uns kommt's vor, daß er aus Neugierde oder Berufseifer etwas weiter nach vorne dringt, als gerade geboten wäre und gestattet ist, aber Sie sind immer in der Front!"

„Ich bin immer dort, wo ich am besten sehe!" bemerkt Harrison trocken. „Im übrigen" — er blickt wie erinnerungversunken in sich hinein — „wenn man in seiner Jugend der Gefahr entronnen ist, die mir gedroht hat, kommen einem alle anderen Gefahren wie Kinderspiele vor."

„Eine Gefahr ... Oh! Eine Gefahr — die müssen Sie uns erzählen. Eine Gefahr ist immer interessant," mischt sich der Hannoveraner mit seiner tiefen, wohllautenden Stimme ins Gespräch.

Der Maler schiebt nachdenklich die geraden dichten Braunen zusammen. „Meinetwegen," sagt er, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir fest versprechen, mich nach meiner Beichte, die Ihnen in vieler Hinsicht befremdlich erscheinen wird, noch als einen anständigen Menschen zu betrachten."

„Da hört sich doch alles auf!" ruft der Österreicher.

„Lieber Freund! Sie scherzen. Ein anständiger Mensch Sie. Sie sind ja der reinste Don Quixote!"

„Was würden Sie sagen zu einem Don Quixote, der sechs Monate im Zuchthaus verbracht hätte?" fragt der Amerikaner. Sie zucken beide zusammen. Dann erklärt der Deutsche: „Ich würde finden — es ist eine interessante Spielart der Spezies!"

„Nun sei's! Daraufhin will ich's wagen." Ein paar Sekunden lang starrt Harrison nachdenklich vor sich hin.

„Sie waren ja in Neuyork," wendet er sich an den Österreicher, der, ein verkrachter Graf, eine Zeitlang im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten sein Glück versucht hat. Der Österreicher nickt.

„Da hat man Ihnen gewiß unter den Merkwürdigkeiten der Großstadt auch das Bowerie-Viertel gezeigt — the Bowerie nennt man's kurzweg, ein Durcheinander von Vergnügungslokalen ärgster Sorte: Spielhöllen, Tingeltangeln, Lasterhöhlen, Schlupfwinkeln für Verbrecher und Zinshäusern für die Armen und Ärmsten. In einem dieser Zinshäuser bin ich geboren!"

„Ich weiß. Man hat mir das Haus gezeigt," bemerkt der Österreicher.

„So! — Wirklich!" Harrison lächelt. „Nun, ich genieße ein gewisses Ansehen bei meinen Landsleuten. Das Innere des Hauses werden Sie sich kaum angesehen haben. — Nein! — Nun, ich kann Ihnen versichern, daß die Schauseite das Uninteressanteste an dem — jetzt gottlob! schon eingerissenen — Hause war: ein Plunder, wie man sich

Digitized by Google

ihn nur wünschen konnte. Sah alles wohlhabend und vornehm aus. Nicht wahr? Der Mörtel mit rosa Farbe bestrichen saß tadellos, ebenso tadellos die Studschnörkel um die regelmäßigen, saubergewaschenen Fensterreihen. Die Vorderräume dieser Spelunke, die meistens als Geschäftsräume ausgenutzt wurden, bildeten den Deckmantel für das Elend in den Hinterhöfen. An die so anständig ausgeschmückte Vorderseite schlossen sich schmale, hohe Gebäudestreifen, die entweder in einen verwahrlosten Bauplatz ausmündeten oder an die Rückseite eines anderen Hauses stießen, so daß die ganzen, von schluchtartig engen und finsteren Gäßchen durchquerten Hinterhöfe entweder den Eindruck eines Riesenkammes oder den eines gewaltigen Ofenrostes machten. Durch jedes Gäßchen zog sich eine Gosse, in die Abfälle allerart — ich mache keine Ausnahme — geschüttet wurden, und die sich träge bis zu einem Kanalgitter schleppten, das zumeist verstopft war. Die Beschaffenheit der Luft können Sie sich vorstellen. —

„Die Stube, in der ich das Licht der Welt erblickte und in der ich allmählich zum Bewußtsein meines Daseins gelangt bin, sah auf solch ein Gäßchen hinaus. Glücklicherweise für mich war die Stube hoch gelegen, im alleroberſten Stockwerk. Da bekam man doch etwas frische Luft, und wenn man auf der Fensterbank saß, konnte man an schönen Tagen den Himmel wie ein blaues Band zwischen den flachen Dächern hinlaufen sehen. Ich verbrachte viel Zeit auf der Fensterbank damit, zum Himmel aufzuschauen. Es war meine Lieblingsbeschäftigung, und daß ich dabei nie aus dem Fenster gefallen bin, war ein Wunder. Außer dem blauen Himmel betrachtete ich mit besonderer Vorliebe einen rotblühenden Geranientopf im Fenster gegenüber; auch die junge Frau, die ihn begoß, und der Sonnenstrahl, der bisweilen die Blume und die junge Frau streifte, gefielen' mir. Rote Geranien und Sonnenstrahlen bedeuteten für mich damals den Gipfel des Luxus.

„In unsere Fenster schien die Sonne nie. Wenn es dunkel wurde, kletterte ich von der Fensterbank herab, kauerte mich auf dem Strohsack zurecht, der unsern ganzen Hausrat ausmachte, und versuchte einzuschlafen. Es gelang mir nicht immer. Ich fürchtete mich zu sehr vor den schwarzen Käfern, die immer an den Wänden entlang und sehr oft über den Fußboden liefen. Manchmal fühlte ich sie auf meinen Händen und auf meinem Gesicht. Unsere Stube war nicht groß, dennoch diente sie vier Parteien zum Unterschlupf. Die vier Quartiere waren mit Kreidestrichen eingeteilt. Weh dem, der diese Grenzen überschritt. Da gab's einen fürchterlichen Krawall.

„Meine Mutter war sehr schön und sehr jung. Ich pflegte sie Sister Georgie zu nennen — weil sie alle anderen so nannten Mutter nannte ich sie nie. —

„Sie flickte mein einziges Kleidchen nie und wusch meine Wäsche selten, aber wenn sie nach Haus kam, küßte sie mich, und manchesmal brachte sie mir Zuckerwerk mit. In welcher Fabrik sie den Hungerlohn erwarb, mit dem sie uns beide ernährt hat, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß sie sehr hart gearbeitet und daß sie sich für mich zu Tode geschunden hat. Ich hatte sie sehr lieb.

„Sie besaß nicht nur ein schönes Gesicht, sondern auch eine süße Stimme, und die Parteien auf den drei anderen Strohsäcken lauschten ihr mit Entzücken, wenn sie am Abend Coleen Bawn sang und The Harp met once in Tara's Sall, alle die wunderschönen, traurigen Lieder, aus denen der Schmerz eines viele Jahrhunderte lang unterdrückten Volkes klagt.

„Mein Vater war ein nach Amerika ausgewanderter Fenian gewesen und kurz nach meiner Geburt gestorben. Dies der Grund, warum meine Mutter noch mehr Irländerin war als die meisten ihrer Landesschwestern in Amerika und warum sie mit so tiefer Empfindung sang. Arme Mutter ... Arme süße, traurige Sister Georgie.

„Die Erinnerung setzt aus. Es kommt eine Zeit, wo sie aufgehört hat zu singen. Dann hört sie auf auszugehen. Sie windet sich in Hustenkrämpfen auf ihrem Lager. Wie lange ihre Krankheit gedauert hat, dafür fehlt mir der Zeitmaßstab. Ich erinnere mich nur noch an meinen Schrecken, als einmal Blut von ihren Lippen floß, und an das viel größere Entsetzen, als ich eines Morgens, beim Aufwachen, anstatt der warmen, noch immer meine Liebkosungen so herzlich erwidernden Sister Georgie etwas Kaltes, Steifes, häßlich Verzerrtes neben mir gewahrte, das auf all mein Rufen und Klagen keine Antwort gab.

„Dann kamen schwarze Männer mit einer Bahre und trugen die Leiche weg. Ich saß allein auf meinem Strohsack neben einem kleinen Bündel Kleider und einer mit einem Stück Guttapercha zusammengehaltenen Brieftafel, die neben meinem Taufschein den Trauschein meiner Eltern und ein Bild derselben als Verlobte enthielt. Das erfuhr ich natürlich alles erst später. Ich weiß, daß über mich beratschlagt und die Frage aufgeworfen wurde, ob ich der Gemeinde ausgeliefert werden müsse oder nicht. Ich hatte natürlich keine Ahnung, was diese Sektion sei, der man

mich preisgeben sollte, bildete mir ein, es sei ein Ungeheuer, das mich auffressen wollte, und heulte — wie mir eben zumute war. Aber das Schicksal war gut gegen mich. Die ‚Partei‘ auf dem Strohsack hinter dem nächsten Kreidestrich nahm sich meiner an.

„Ein braves, alterndes Mädchen war's, Jeanie Maclean mit Namen. Die war ganz anders als meine Mutter, aber ich hatte sie auch lieb. Seltsamerweise nannte ich sie Mammie, was ich, wie schon erwähnt, meiner wirklichen Mutter gegenüber nie getan.

„Sie wusch und kämmte mich, zwei Dinge, die ich nicht gewöhnt war und ganz entschieden als einen Eingriff in meine Privatrechte ansah, die mir aber, als sie zu meiner täglichen Gewohnheit wurden, sehr wohl taten. Sie brachte mir frische Wäsche, mein erstes Paar Hosen und verwendete sehr bald meine schwachen Kräfte und meinen sich tastend entfaltenden Verstand dazu, kleine Botengänge für sie zu besorgen. Ich verrichtete alles sehr pünktlich und mit einem possierlichen Stolz auf die mir anvertraute Verantwortlichkeit, über den ich heute noch lachen muß. Es war eine hübsche Zeit, die schönste Zeit in meinen Kinderjahren.

„Tüchtig, geschickt und fleißig war Jeanie nur vorübergehend in ihre traurige Lage geraten. Später fragte ich mich, wie sie bei ihren vortrefflichen Eigenschaften, die mit einer robusten Gesundheit gepaart waren, überhaupt hatte so tief sinken können. Die Antwort liegt nahe. Traurigerweise litt die Ärmste wie so viele Frauen der unteren Klassen an der Abhängigkeit vom Manne. Sie war nicht hübsch, mußte große Opfer bringen, um ihr Ziel zu erreichen, und wurde ganz selbstverständlich ausgebeutet und mißhandelt.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß Jeanie Maclean eine Schottin war, die einzige Person nicht irischer Abkunft in der von uns bewohnten Baracke.

„Vielleicht finden Sie das unwichtig. Ich kann Ihnen aber versichern, daß ein immenser Unterschied zwischen den beiden Rassen besteht, sowohl ein Unterschied in der Ethik als auch im Temperament, ein Unterschied, der meine arme Mammie als erblich belastet entschuldigt.

„Ich kenne alle schlechten Eigenschaften meiner Landsleute: sie sind unordentlich, unwirtschaftlich, faul, von unermüdlicher Rauflust besessen. Sie halten nichts auf sich, schämen sich gar nicht für ihre Verkommenheit, sind — sowohl Männer wie Frauen — in der ausschweifendsten Art dem Trunke ergeben. Man müßte die Geduld mit ihnen verlieren, wenn man sich nicht sagte, daß viele ihrer schlechten Eigenschaften auf den Druck einer ursprünglich grausamen, späterhin nur verständnislosen Tyrannei zurückzuführen sind, und wenn man gegen ihre schlechten nicht so viele ungewöhnlich gute Eigenschaften in die andere Wagschale zu werfen hätte. — Sie sind warmherzig, witzig, hochbegabt. Trotz einer Menge kleiner, kindlicher Eitelkeiten sind sie keine Streber, und die Heuchelei kennen sie, glaube ich, nicht einmal dem Namen nach. Ihre Rauflust verwandelt sich auf dem Schlachtfeld in die unerschrockenste Tapferkeit. Sie sind großmütig und immer weit über ihre Verhältnisse hinaus gastfrei. Der Mord ist in Irland eine läßliche Sünde. Mangel an Gastfreundschaft ist ein Verbrechen und noch obendrein — der Unterschied wird in Irland besonders scharf gezogen — ein entehrendes. Aber was die Irländer ganz besonders gegen die zwei anderen Hauptrassen Großbritanniens auszeichnet, das ist die Keuschheit ihrer Frauen und die Autorität, die sie aus diesem Grunde den Männern gegenüber ausüben.

„In dieser Richtung unterscheiden sie sich beträchtlich von ihren englischen und ganz gewaltig von ihren schottischen Schwestern, die zwar tief religiös, sparsam, ordnungsliebend und alles mögliche noch anderes Lobenswerte, aber ebenso unliebenswürdig als liebebedürftig sind. Im Grunde mag ich die Schotten nicht; aber für meine arme Mammie mach' ich eine Ausnahme. Wenn ich je die Dankbarkeit vergessen könnte, die ich ihr schulde, wäre ich ein Schuft.

„Als sie mich an Kindesstatt annahm, mochte sie wohl gewähnt haben, mit der sie plagenden Männersucht endgültig fertig geworden zu sein. Sie hing ihr ganzes Herz an mich, führte einen musterhaften Lebenswandel und hatte sich sehr bald wieder so weit hinaufgearbeitet, daß sie ein eigenes Zimmer beziehen konnte, und zwar auf der Sonnenseite unseres Gäßchens, jener Sonnenseite, nach der ich mich so lange vergeblich gesehnt. Die Sonnenstrahlen leuchteten jetzt auch in unser Fenster hinein, und auf dem Fensterbrett stand ein grüner Topf mit roten Geranien. Meine ausschweifendsten Träume hatten sich verwirklicht.

„Einen so seltenen Gast, wie's die Sonne ist in den Slums von Neuyork, mußte man auch mit den gebührenden Ehren empfangen. Wir taten, was wir konnten. Unser Zimmer blitzte und glänzte immer von Sauberkeit, und mein Stolz war's, wenn ich helfen durfte beim Reinemachen. Ich erwies mich als sehr geschickt und vertrat bald bei meiner armen, braven Mammie die Stelle eines dienstbaren Geistes oder Hauskobolds.

Digitized by Google

„Kaum vier Jahre alt, kannte ich bereits die Uhr, die mit einem sehr großen Zifferblatt, um das herum ein Blumenkranz gemalt war, an der Wand hing. Eine gewöhnliche Küchenuhr war's, aber mir gefiel sie ausnehmend. Ich betrachtete sie oft. Zur Stunde, wo Mammie zu Hause erwartet wurde, deckte ich den Tisch, d. h. ich legte einen Teller und ein Besteck für sie auf und ein Schüsselchen und einen Löffel für mich, dazu den Brotleib und die Butter, und ich stellte den Kessel mit Wasser auf den Herd. Es war alles lieb und traulich. Sehr oft stand in einem kleinen blauen Väschen eine Blume zwischen Butter und Brot, und wenig hat mir im Leben besser geschmeckt als die Eier mit Speck, die Jeanie uns zuzubereiten pflegte, wenn sie uns beiden einmal einen Festtag gönnte.

„Sie war sehr stolz auf ihre nette kleine Wirtschaft. Wenn sie ausnahmsweise einen Braten bereitete, so ließ sie die Tür nach dem Gang offen unter dem Vorwand, sich vom Dunst zu befreien, tatsächlich aber, um die anderen Parteien durch den Bratenduft zu verblüffen. Sie war eitel, aber sie war auch sehr gut. Oft sparte sie von ihrem Braten die Hälfte für ein kränkelndes junges Mädchen, das neben uns wohnte, und in mich stopfte sie hinein, was ich überhaupt bewältigen konnte, wenig war das nicht. Manchesmal lud sie die Nachbarinnen ein zu Plumcakes und Tee. Wir genossen ein großes Ansehen in dem Tenementhaus.

„Wenn ich an jene Jahre meiner traurigen Kindheit zurückdenke, so freu' ich mich festzustellen, wieviel Gemütlichkeit und Schönheit unsern niedrigsten Klassen erreichbar ist, ja und wieviel Behaglichkeit und Wohlstand, wenn sie nicht ihren gefährlichen Neigungen zum Opfer fallen. Beim Manne ist die gefährlichste die zum Branntwein; bei der Frau tritt immer erst die Liebe ins Spiel, ihre arme, mißbrauchte, sich vergeblich opfernde Liebe. Der Branntwein kommt bei der Frau nie in der ersten Instanz — in der zweiten ... leider sehr oft — wenigstens drüben in Amerika. —

„Ich hatte im pünktlich besorgten Dienst meiner Mammie eine große Verläßlichkeit und Anstelligkeit erworben, und da ihre Arbeit sie viele Stunden am Tage von zu Hause fernhielt, forderte sie die Nachbarinnen auf, mich zu Botengängen zu benützen, damit ich nicht müßig bliebe und auf schlechte Gedanken käme. Dies taten sie denn auch, und für gute Verrichtung, an der ich's mir gelegen sein ließ, erhielt ich dann immer ein paar Cents, die Jeanie gewissenhaft für mich aufbewahrte. Ich wünschte mir nämlich leidenschaftlich ein Paar Röhrenstiefel; denn Röhrenstiefel waren für einen Knaben in Flibertylane eine gesellschaftliche Stellung.

„Eines schönen Tages war das Geld beisammen. Sie mag wohl etwas zugelegt haben. Wir gingen aus, die Stiefel zu kaufen. Ich bestand darauf, sie sofort anzuziehen, und trug meine alten Schnürschuhe in einem Päckchen nach Hause. Ich konnte es gar nicht erwarten, meine Spielkameraden in Flibertylane mit diesen neuen Beweisen meines Wohlstandes zu verblüffen.

„Vier Jahre hatten wir so zusammen gehaust und waren glücklich gewesen alle beide Wir machten Pläne für die Zukunft. Ich wollte ein reicher Mann werden und sie mit einem Viererzug abholen aus dem alten von uns bewohnten Zinshaus. Ich zeichnete das Bild mit farbigen Stiften sehr deutlich und etwas grell, den Wagen mit vier Pferden davor, das Haus mit sehr vielen Stockwerken und sehr vielen Fenstern, und aus jedem Fenster guckte ein neugieriger Kopf.

„Lesen konnte ich noch nicht, aber zeichnen konnte ich schon damals, irgendwie. Es war mir angeboren.

„Das Ende kam. Es kam in der Gestalt eines versoffenen, verschuldeten Dockarbeiters, der Jeanie seine Hand anbot. Ihr Wohlstand war neuerdings genügend augenfällig geworden, um Bewerber anzulocken. Der alte, krankhafte Zustand überfiel sie. Sie mag sich dagegen gesträubt haben. Oft genug hörte ich sie in den Nächten beten und schluchzen Offenbar war sie sich der Wertlosigkeit ihres Freiers deutlich bewußt. Aber der Verlockung, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen in der Form einer einwandlos legitimen Verbindung, widerstand sie nicht. Kurz – sie heiratete den Dockarbeiter.

„Von da ab ging mir's schlecht. Erstens war ich nicht mehr Herr im Haus, was mich recht empfindlich verletzte, so naturgemäß es auch war; zweitens mußte ich mich mit den Speiseresten begnügen, die der Dockarbeiter übrigließ, und in der Kohlenkammer schlafen.

„Von dem Geld, das ich noch immer durch Botengänge verdiente, nahm mir Bill Tweezer — so hieß der Gatte Jeanies — jeden Cent weg, erst unter spaßhaften Vorwänden, dann ohne weiteres. Ich haßte ihn nicht so sehr wegen dessen, was er mir, sondern wegen dessen, was er meiner Wohltäterin antat. Arbeitsscheu faulenzte er Tag und Nacht in den Schenken herum, ließ sich von seiner Frau aushalten und beschimpfte sie, so oft er nach Hause kam. Sie gab ihren letzten Heller, um ihm ein freundliches Wort, eine Liebkosung abzu-

Digitized by Google

schmeicheln. Er höhnte sie mit ihrer Reizlosigkeit. Ich war ihm ein Dorn im Aug', ein unnützer Fresser. Es gab große Streitigkeiten zwischen ihnen beiden in bezug auf mich. Er wollte mich durchaus hinausjagen, und sie wehrte sich dagegen, eine Zeitlang — dann! An einem kalten, häßlichen Herbsttag kam er besoffener nach Hause als gewöhnlich. Sie machte ihm eine kleine Vorstellung. Er warf sie auf die Erde und hieb ihren Kopf gegen die Diele. Das konnte ich nicht mit ansehen. Ich sprang ihm auf den Rücken, und da ich ihm nicht anders beizukommen vermochte, biß ich ihn ins Ohr.

„Er ließ die Ärmste los, aber nun wendete er sich mir zu — mir tun heute noch die Knochen weh, wenn ich daran denke. Sie flehte kniefällig um Gnade für mich; das machte ihn nur noch wütender. Als er müde geworden war, auf mich loszudreschen, wies er mir die Tür, doch als ich gehen wollte, packte er mich am Kragen.

„‚Ja, ja — nicht so rasch — muß mir noch ein Andenken ausbitten!' rief er. Ich wußte sofort, was gemeint war: meine Stiefel, meine geliebten Röhrenstiefel wollte er zurückbehalten. Ich schrie Zeter und Mordio und lief aus einer Zimmerecke in die andere: es nützte nichts. Schließlich hatte er sie. Jeanie selbst hatte ihm geholfen, sie mir auszuziehen. —

„Wie lange ich draußen auf der obersten Treppenstufe saß, zitternd vor Kälte, Hunger und machtloser Empörung, weiß ich nicht. Aber nach einer Weile öffnete sich die Tür. Lautes Schnarchen tönte heraus. Dann ein leiser Tritt. Jeanie war's, die mir die Stiefel brachte — die Stiefel, die alte Brieftafel mit den paar Dokumenten, ein Butterbrot und einen Dollar. —

„Sie küßte mich sehr zärtlich, dann ging sie in das Zimmer zurück, aus dem das Schnarchen drang und in dem die Blutflecken, als Zeugen ihrer und meiner Mißhandlung, auf der Diele standen.

„Nun war ich auf der Straße, frierend und hungrig, aber zu böse, um zu weinen. Ein Salonkeeper nahm mich auf. Ich war öfter bei ihm gewesen, um Bier für Jeanie zu holen. Er kannte mich als anstellig und verwendete mich ausgiebig. Als er bankerott wurde, nahm mich ein anderer Saloonkeeper zu sich, und so wuchs ich auf, mitten zwischen den Herabgekommensten unter den Herabgekommenen. Aber materiell war ich gut versorgt, auch behandelte man mich nicht schlecht, außer wenn ich mich spreizte und wehrte, bei einer schäbigen Handlung mitzutun, und das war oft.

„Im Grunde meines Herzens konnte ich noch immer nicht die vier Jahre vergessen, die ich mit Jeanie verbracht hatte, die Jahre stiller, anständiger, behaglicher Häuslichkeit, in denen ich gelehrt worden war, mich alle Tage zu waschen und das Eigentum meines Nächsten zu achten. Ein ehrliches Leben zu führen, erschien mir noch immer als das Erstrebenswerteste der Welt. Aber der Wunsch danach begann mir nach und nach geradezu vermessen vorzukommen. Das war für die, die sich's leisten konnten, ein größerer Luxus als eine Privatequipage; unsereins mußte sich behelfen, wie's eben ging.

„Manchesmal war ich Jeanie auf der Straße begegnet. Sie lächelte mir immer schon von weitem zu und ließ mich nie vorüber ohne eine Liebkosung und ein kleines Geschenk. Aber die Hand, mit der sie mich liebkoste, wurde immer heißer — das Geschenk immer kleiner — die Traurigkeit in ihren Zügen immer größer.

„Dann — das war das Ärgste — lachte sie mir einmal, als wir uns begegneten, blödsinnig ins Gesicht, fing an, wirres Zeug zu sprechen. Der Alkoholdunst wogte um sie herum. Das Blut erstarrte mir in den Adern vor Scham und Mitleid. Sie verstummte plötzlich und wurde sich bewußt, daß sie betrunken war und daß ich es gemerkt hatte. Da schlug sie sich beide Hände vors Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen. Wie mir das weh tat! Ohne sich nach mir umzusehen wollte sie weiter, aber sie stolperte beim Gehen. Ich hatte Angst, sie könne fallen. Da lief ich ihr nach (ich war indessen ein starker Bengel geworden), reichte ihr schon bis an die Schulter — und legte den Arm um sie: ‚Mammie, you're ill (Mütterchen, du bist krank') murmelte ich, ‚ich will dich nach Hause führen!' Und ich führte sie.

„An der Tür des verfallenen Hauses, in dem sie verschwand, hat sie mich noch gesegnet und auf die Stirn geküßt.

„Nach dieser letzten, für sie unendlich demütigenden, für mich unbeschreiblich schmerzlichen Begegnung hab' ich sie nie wieder gesehen. Wenige Tage später meldete mir eine alte Bekannte, meine arme Mammie habe sich umgebracht. Der Arzt stellte fest: durch eine übermäßige Dosis Laudanum. Sie wurde auf Gemeindeunkosten begraben. Natürlich folgte ich ihrem Sarg. Ich war tief erschüttert, und am Rande des Massengrabs, in dem man sie verscharrte, quollen die alte Dankbarkeit und Liebe zu meiner Wohltäterin heftig in meinem Herzen auf. Das Mitleid mit ihr schüttelte mich wie ein

Digitized by Google

Fieber. Ekel vor ihrer Verkommenheit empfand ich nicht. Ich war viel zu unzivilisiert dazu. Das Volk kennt den Ekel nicht, weder den physischen noch den moralischen, und dies ist einer der Hauptgründe, weshalb man der Nächstenliebe und besonders der freiwilligen Nächstenhilfe im Volk viel öfter als in den höheren Gesellschaftsschichten begegnet. Der Ekel ist eine Kulturerrungenschaft, eine der verschiedenen Verfeinerungen, die die Menschen lehren, einander nicht ausstehen zu können und nebstbei noch stolz auf ihre Unduldsamkeit zu sein.

„Das Leben ging seinen Weg. Ich war noch immer Laufbursche, bald in diesem, bald in jenem Saloon. Die Arbeit war nicht hart, gefüttert wurde ich gut. Ich schoß ins Fleisch und entwickelte mich mit den Jahren zur typischen jungen Bestie männlichen Geschlechts.

„Da stieß mir etwas recht Unangenehmes zu. Inmitten meiner Verkommenheit war ich bis dahin streng ehrlich geblieben. Ich hatte gelernt, wegzuschauen und es schweigend hinzunehmen, wenn meine Kumpane herumliegendes Geld einsteckten oder wenn ich sie dabei ertappte, daß sie in die Taschen der Mäntel griffen, die unsere Kunden, wenn sie sich's für den Abend bequem machten, an die langen Hakenreihen neben die Türe aufhingen. Selber hatte ich noch keine Schmutzerei begangen.

„Da hatte ich mit einem Saloonkeeper zu tun, der mir meinen ausgemachten Lohn drei Monate lang vorenthielt. Als ich ihn darum mahnte, erwiderte er mir, ich möge mich nur anders schadlos halten; dazu fände ich in seinem Lokal Gelegenheit genug. Ich gab vor, ihn nicht zu verstehen, und sagte ihm, daß er im Irrtum sei, da ich als Laufbursche, nicht wie die Kellner mit Trinkgeldern belohnt würde. Er lachte frech und riet mir, mit den besoffenen Rotzbuben, die sich jeden Abend in unserer Schenke herumtrieben, Karten zu spielen; nach Mitternacht wäre das ein ziemlich sicheres Geschäft. Ich wurde wütend und meinte, das möge er lieber selber besorgen, im übrigen verlange ich meinen Lohn, nichts weiter.

„Da er mir den durchaus nicht herausgeben wollte, sprengte ich eines Tags das Schloß seines Geldschranks mit einem Stemmeisen, nahm mir, was mir gebührte, genau auf Heller und Pfennig, nicht einen Cent mehr, und ging von dannen, einen anderen Dienst suchen.

„Ich schwöre Ihnen, daß sich alles genau so zutrug, wie ich's Ihnen erzähle, und daß ich mich eigentlich nur eines Formfehlers schuldig gemacht hatte. Die Folgen aber waren fürchterlich. Der Saloonkeeper ließ mich wegen Einbruchs verhaften, und obzwar mein Verteidiger, ein junger Advokat, der erst seinen Weg zu machen hatte, mich sehr schneidig verteidigte, wurde ich zu sechs Monaten Zuchthaus verurteilt.

„So tief ich auf der sozialen Leiter stand, war mir das unaussprechlich peinlich. Abgesehen davon, was die Qual des Zuchthauses an sich bedeutete, wußte ich, daß ich, aus der Haft entlassen, mein Brot in irgendeiner noch erniedrigenderen Art und Weise würde verdienen müssen als früher, wenn nicht geradezu ein Wunder geschah. —

„Eine Zeitlang glaubte ich an das Wunder! —

„Ich hatte im Zuchthaus zum erstenmal in meinem Leben einen durch und durch anständigen Menschen kennen gelernt, den Kaplan, der eine große Zuneigung zu mir gefaßt und sich sehr mit mir abgegeben hatte. Dieser hatte versprochen, sich nach meiner Haftentlassung meiner anzunehmen, mich in einem anständigen Geschäft unterzubringen — mir überdies die Mittel zu verschaffen, mich in meinen Freistunden weiterzubilden. Wie ich mich darauf freute! Der Verkehr mit diesem edlen, ganz ungewöhnlichen Menschen hatte mir neue Lebensausblicke geschaffen, meinen ursprünglich guten Anlagen gehbare Wege gewiesen ... Ich wollte ein anständiger Mensch werden, etwas Tüchtiges leisten. Ja, ich glaubte an das Wunder — ... Nun, meine Herren! Das Wunder ist ja gekommen, aber später, viel später. Damals siegte das Alltägliche, das Hergebrachte in seiner nüchternsten, grausamsten Form. — Nicht, daß mein edler Freund mich im Stiche gelassen hätte. Nein, er hat sich ehrlich bemüht, mir eine anständige Unterkunft zu verschaffen, aber leicht ist so etwas nicht. Ehe er sein Ziel erreicht hatte, starb er. Eine abscheuliche Typhusepidemie, die damals ganz Neuyork verheerte, streckte ihn nieder

„Meine im Zuchthaus zusammengesparte Barschaft war erschöpft, mein ehrlicher Name beschmutzt, es blieb mir nichts übrig, als mich entweder an meinen Hosenträgern aufzuhängen, oder mich mit dem abzufinden, was mir in bezug auf Arbeit noch erreichbar ward. Ich hatte Mühe genug, irgend etwas zu finden; selbst nachdem ich meinen Stolz endgültig in die Tasche gesteckt hatte. Erst nach unsäglichen Bemühungen fand ich eine Unterkunft in einer jener abscheulichen Schenken, die man in Neuyork Dives nennt, schauderhafte Schlupfwinkel für Verbrecher und Freistätten jeglichen Lasters. Der Saloon, in dem ich früher gedient hatte, war ein Mädchenlyzeum da-

Digitized by Google

gegen. Dives! Das Wort an und für sich verrät Ihnen die eigentliche Wesenheit der Spelunken. Lokale zum Untertauchen. Meistens befinden sie sich zu ebener Erde in einem Eckhaus mit Ausgängen nach zwei Straßen und mit einem dritten Ausgang in den Hinterhof, so daß die Flucht vor der Polizei im gegebenen Augenblick so rasch und spurlos als möglich bewerkstelligt werden kann. Übrigens weicht die Polizei von Neuyork der Notwendigkeit, die Dives zu belästigen, aus, solange es irgend geht, denn die Dives sind eine politische Macht und als solche der amerikanischen Regierung zu nützlich, als daß man sich leichtsinnig mit ihnen verfeinden könnte.

„Mir graute vor der Lasterhöhle, aber was wollen Sie? Für so einen wie ich war sie der rechte Ort. Ich sagte mir's bitter und zähneknirschend und verachtete mich dafür, daß ich nicht den Mut finden konnte zum Selbstmord! Aber ich fand ihn eben nicht, und so wurde ich Kellner im ‚Saloon' von Mr. Patrick O'Halloran. —

„Hm! Ein Saloon wie der andre! Wenn Sie ihn von der Straße aus unvorbereitet betreten hätten, so wäre Ihnen nichts Bedenkliches dabei aufgefallen. Ein Bar, vor dem Bar die üblichen Tische und Stühle in zwei Gruppen rechts und links, dazwischen ein ziemlich breiter, leerer Raum, in dem Ringkämpfe abgehalten wurden, hinter dem Bar ein Holzverschlag ... nun, Sie können sich denken ...

„An den Tischen wurde bis spät in die Nacht hinein Karten gespielt und gesoffen; unser halbes Personal, meist unter der Maske zufällig eintretender Kundschaft, spielte mit und nahm den nur halb zurechnungsfähigen und ganz unerfahrenen Burschen, die sich hereinverirrt hatten, das Geld ab. Dabei beteiligte ich mich natürlich nicht. Ich wurde zu Ringkämpfen verwendet und dazu, das Publikum durch Kraftproben zu verblüffen, wozu ich allerdings eine große Begabung besaß. Außerdem zeichnete ich Porträts, 25 Cents das Stück. Das Zeichnen war mir angeboren, das habe ich bereits erwähnt, wie manchem Menschen das Violinspielen. Ich war nicht weiter stolz darauf; nur wegen der paar Pfennige, die sie mir einbrachte, hielt ich auf meine Geschicklichkeit.

„Zwischen den Stammgästen, die zum Auswurf von Neuyork gehörten, tauchten mitunter ein paar Fenians auf, die sich gerade verstecken wollten, während sie sich zu neuen Taten vorbereiteten, von denen sie sich große Wirkungen versprachen. Daß diese Taten leider nicht von abschreckender Gewaltsamkeit frei waren, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Diese Helden genossen bei uns große Achtung, denn wenn O'Halloran auch ein Lump war, so war er doch ein Patriot. Infolgedessen bot er seinen Landsleuten das Beste vom Besten, gönnte ihnen Kredit — und wehe dem, der es gewagt hätte, einen von ihnen beim Kartenspielen zu betrügen.

„In einer Ecke des Saloon stand ein altes Pianino, auf dem ein verkrachter Pianist bis in die Morgenstunden hinein Walzer und Polkas paukte. Was tanzen wollte, tanzte. Wenn die Fenians kamen, wurde gesungen. Einige von ihnen hatten schöne Stimmen. Mein irisches Blut meldete sich, wenn ich ihnen lauschte. Gewiß waren viele von den Fenians auch nicht sonderlich viel wert; aber ein paar unter ihnen gab's, die, aus besserem Stoff als der andere politische Auswandererpöbel, wirklich überzeugt, tat- und opferbereit waren, Männer und Frauen, die glaubten, liebten und haßten, und denen es auf der Stirne geschrieben stand. Ich wurde ein fanatischer Irländer, sehnte mich unaussprechlich, etwas für meine unterdrückten Landsleute, für mein fernes, wunderschönes, mißhandeltes Vaterland zu tun, wäre — das sag' ich Ihnen aufrichtig — zu jeder Gewalttat bereit gewesen, um ihm zu nützen, und ebenfalls zu jeder Stunde bereit, um dafür zu sterben.

„Du lieber Gott, meine Herren, Sie, denen das Leben gewiß von Jugend an einen weiteren Ausblick, die Befriedigung höherer Interessen gewährt hat, Sie können's ja gar nicht begreifen, wie's einen armen Teufel so manchmal überfällt, wenn er von einer großen Tat hört, wie's ihn drängt, sich einmal aus dem Alltag herauszubegeistern, seine Kräfte an etwas anderes zu wenden als daran, seinen erbärmlichen Körper am Leben zu erhalten.

„Eine politische Bewegung eröffnet entehrten Individuen noch die günstigsten Möglichkeiten, sich auszuzeichnen, und so war es mein heißer Wunsch, mit einem der irischen Führer in Beziehungen zu treten und mich ihm ganz und gar zur Verfügung zu stellen. Dazu aber mußte ich eine günstige Gelegenheit abwarten. Ich wartete, spähte, prüfte lange vergebens.

„Da kam ein Abend. Wann war es doch? In den neunziger Jahren ... Anfang April. Es war noch sehr kalt, unser Lokal war stark geheizt. Während ich das erzähle, atme ich plötzlich wieder die dunstige, nach überhitzten Wasserröhren und Alkohol riechende Luft, und der weiße Sand, mit dem wir die Diele zu bestreuen pflegten, um sie länger sauber zu erhalten, knirscht mir wieder

Digitized by Google

Abschied. Grabrelief von Prof. Robert Cauer

Digitized by Google

Digitized by Google

unter den Füßen. Ich ruhte mich gerade von einem Ringkampf aus, in dem Kostüm, das Sie kennen, mit entblößtem Oberkörper. Wie gewöhnlich war ich als Sieger hervorgegangen, und Männer und Weiber umringten mich. — Da öffnete sich die Tür, herein trat ein Mann in einem Pelz, dessen Kragen er über die Ohren hinaufgeschlagen hatte und der ganz mit weißem Schneestaub bedeckt war. Er hing Pelz und Hut an einen der Haken neben der Tür und setzte sich an einen eben frei gewordenen Tisch. Sofort zog er meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich merkte genau, daß ihn etwas von uns anderen absonderte. Er trug schlichte, aber gut sitzende Reisekleider, war mittelgroß, schlank und sehnig. Aus seinem auffallend blassen, von einem dunklen, spitz zulaufenden Vollbart und ziemlich langen, in der Mitte gescheitelten Haaren umrahmten, regelmäßig geschnittenen Gesicht blickten zwei große blaugraue Augen unter starken, dunklen Brauen, irische Augen und die traurigsten Augen, die ich je gesehen habe. Als er seine dicken Handschuhe auszog, bemerkte ich, daß ihm der kleine Finger der linken Hand fehlte.

„Ich erinnere mich genau, daß er ein sauberes Tischtuch verlangte und daß mir das auffiel. Dann bestellte er ein Linsengericht, Käse und Butter und eine Karaffe Leitungswasser. Meine verschiedentlichen Verehrer, die weniger Interesse an dem Fremden fanden als ich, fragten mich, ob ich mich nun genugsam ausgeruht hätte, um ihnen mein beliebtestes Kunststück vorzumachen, ein Hufeisen zwischen den Händen zu zerbrechen. Ich spreizte mich. Müd' sei ich nicht, aber ich hätte keine Lust! Da stützte eins von den Weibern, ein großes, rothaariges, nicht mehr junges, aber sehr schön gewesenes, das wir seiner stachelbeerfarbigen Augen wegen immer ‚Gooseberry‘ zu nennen pflegten, sein Kinn auf meine bloße Schulter und flüsterte mir zu: ‚Darling — bitte — für mich tu's!‘

„Ihr Atem kitzelte mir unangenehm das Ohr, ihr voller Körper, den sie eng an mich geschmiegt hatte, lastete auf mir. Ich schüttelte sie ab.

„‚Er ist abgespannt — heute kann er keine Hufeisen mehr zerbrechen,‘ höhnten die Männer.

„Da fühlte ich, wie die Augen des Fremden, der indessen ein Buch vor sich aufgepflanzt hatte (er lehnte es an die Wasserflasche, um es während der Mahlzeit zu lesen), sich auf mich richteten. Der Wunsch, vor ihm zu glänzen, wandelte mich an. Ich nahm das Hufeisen zwischen meine beiden Hände und zerbrach's, ohne mich zu stemmen, ohne den Rücken zu krümmen.

„‚Well done, my boy!‘ rief von seinem Tisch aus der Fremde, dann erhob er sich und trat zu uns.

„‚Habt Ihr noch ein Hufeisen bei der Hand?‘ fragte er.

„‚Plenty, Sir,‘ erwiderte ich und reichte ihm eins aus dem Winkel, in dem wir sie aufzubewahren pflegten. Er nahm's zwischen seine Hände, wog's, prüfte es; dabei merkte ich, daß seine Hände auffallend schmal waren. Was konnte der mit dem Hufeisen wollen? —

„‚Wollen Sie's mitnehmen — for luck?‘ fragte ich ihn.

„Lächelnd schüttelte er den Kopf. Dann faßte er das Hufeisen fester und zerbrach's, als ob's eine Brezel gewesen wäre.

„Während wir uns alle in Beifallsäußerungen überboten, trat er, ohne ein weiteres Wort an uns zu richten, aus dem Kreis, den wir um ihn gebildet hatten, nahm Pelz und Hut, zündete sich ziemlich bedächtig eine Zigarre an, wendete sich an der Türschwelle, uns flüchtig zuzunicken, und verließ das Lokal.

„‚Curivus kind of chap,‘ (kurioser Kunde), bemerkte einer meiner Kumpane, die Augen auf die Tür richtend, hinter der der Fremde verschwunden war.

„‚Rather,‘ murmelte die rothaarige Beß, die wir Gooseberry nannten und die eine stürmische und glänzende Vergangenheit ziemlich weit hinter sich hatte. Sie blickte noch immer nach der Tür, hinter der er verschwunden war. —

„‚Einer von den Unsrigen!‘ meinte sich hinter dem Ohre kratzend der zweite Kellner, Tim Brady, mein einziger Freund und der anständigste Mensch in unserm Lokal, obzwar er schon zweimal wegen Totschlags eingesperrt gewesen war. Ich beneidete ihn darum. Es war so viel anständiger, wegen Totschlags als wegen Diebstahls zu sitzen. ‚Einer von den Unsrigen!‘ wiederholte er. ‚An den Augen merkt man's gleich und an der Stimme!‘

„Ja, einer der Unsrigen!‘ schloß ich mich seiner Meinung an, und leise, fast traurig fügte ich hinzu: ‚Aber ein Gentleman!‘

„Die Gooseberry lachte unverschämt. ‚Was lachst du?‘ fragte ich gekränkt.

„‚Darüber, daß du dich so gut auskennst, lach' ich!‘ höhnte sie mich. ‚Hm! Wo hast denn du schon einen Gentleman gesehen? Im Zuchthaus vielleicht?‘

„Ich glühte vor Scham. ‚Du magst recht haben,‘ gab ich ihr zurück. ‚Das Zuchthaus ist der einzige Ort, wo unser-

Digitized by Google

einer Gelegenheit findet, einen Gentleman kennen zu lernen. Den Clergyman nämlich!'

„Dann kam eine schauderhafte Rauferei, weil plötzlich alle die ganz oder halb besoffenen Lumpen im Lokal behaupteten, sich tödlich von mir beleidigt zu fühlen. Sie wollten samt und sonders als Gentlemen betrachtet werden.

„Eine Woche verging. Obzwar er anfangs meine Phantasie recht stark beschäftigt hatte, fing ich an, den Fremden zu vergessen.

„Eines Tages benutzte ich eine freie Stunde, deren ich, nebenbei gesagt, viele hatte, zu mindesten bei Tag, da der Dive ein Nachtlokal war, dazu, zwei kleine Freunde zu besuchen, die in einer recht herabgekommenen Straße unweit von unserer Schenke wohnten. Brüderchen und Schwesterchen. Das Brüderchen größer als die Schwester, wenn auch jünger und mit strahlender Lebensfreude auf seinem pausbäckigen Gesicht; das Mädchen ein blasses, winziges, zierliches Ding mit goldglänzendem Haar und unheimlich gescheiten Augen.

„Ich hatte sie lieb, weil der Mensch endlich etwas lieb haben muß und auch weil sie mir leid taten. Sie waren fast so verlassen, wie ich's in meiner Kindheit gewesen war. Ich hatte ihnen Orangen mitgebracht und freute mich schon auf ihre Überraschung.

„Da erblickte ich sie. Sie standen Hand in Hand und starrten zu einem fremden Herrn empor, der in ein eingehendes Gespräch mit ihnen vertieft war. Er mußte sich niederbeugen, um ihr Gezwitscher zu verstehen. Damit's schneller vonstatten ging, hob er das kleine Mädchen auf den Arm. Jetzt erst merkte ich, daß es der rätselvolle Fremde war, der damals das Hufeisen bei uns zerbrochen und den ich als einen Gentleman bezeichnet hatte. Unwillkürlich horchte ich auf das Gespräch des großen vornehmen Mannes mit den kleinen amerikanischen Gassenkindern.

„‚Also, kleine Katze, little puss, du sollst aufs Land hinaus für den Sommer!'

„‚Ja, aber ich will nicht!'

„‚Warum nicht? Möchtest du nicht gern schöne Bäume sehen mit Wiesen darunter?'

„‚Wiesen, was sind das?'

„‚Oh, das sind wundervolle Teppiche, die kein Weber gemacht hat, sondern der liebe Gott, weißt du — sie sind so groß wie... wie die ganze Bowerie und ganz mit Gras bewachsen, aber nicht mit dem staubigen grauen Zeug, wie in dem Square um die Ecke dort; nein, das Gras ist saftig und grün wie Salat und mit vielen Blumen drin, und wenn es so hoch ist, wie der da' — er deutete auf den kleinen Jungen, der mit andächtigen Augen horchend neben ihm stand — ‚wenn es so hoch ist, dann wird's geschnitten und duftet und duftet besser als irgend etwas auf der Welt, und das geschnittene Gras heißt Heu, und du darfst dich drin wälzen — ist das nicht schön?'

„‚Oh ja, ja — aber ich will nicht aufs Land — nein, nicht, wenn Tommy nicht mitdarf!' Und das Kind preßte die schmalen mageren kleinen Fäuste in die Augen und fing an zu schluchzen.

„‚There — there — hier hast du einen viertel Dollar to buy goodies,' (er sagte goodies statt candies, was ihn an und für sich sofort zum Nicht-Amerikaner stempelte). — ‚Wein' nicht, girlie, Tommy wird eben mit aufs Land gehen, natürlich wird er mitgehn!'

„Da erblickte er mich, setzte das Kind mit einer flüchtigen Liebkosung nieder und ging über die schmale Straße hinüber auf mich zu. ‚Ah, Sie sind doch der Hufeisenmensch,' rief er gutmütig. ‚Warum haben Sie mich denn nicht begrüßt?'

„‚Hab's nicht gewagt!'

„‚Nun, ein andermal wagen Sie's!' erwiderte er trocken. ‚Und jetzt wollen wir essen gehen!'

„‚Bei uns?' fragte ich beklommen.

„‚Ja, sehr gerne! Euer Lokal interessiert mich. — — Ein Stück Vaterland! Wenn auch leider ein verkommenes. Was ist's denn übrigens mit den Hungerpflanzen dort?' Er sah sich nach den Kindern um. ‚Kennen Sie die?'

„‚Ja, das kleine Mädchen soll aufs Land geschickt werden und hat ihrer zarten Gesundheit halber einen Freiplatz bekommen in einer Ferienkolonie, aber statt sich zu freuen, kränkt sich die Kleine zu Tode, weil das Brüderchen nicht mit aufs Land soll!'

„‚Ja, sie stand bitterlich weinend vor dem Haus dort' — er blickte über seine Schulter — ‚als ich vorüberkam... Na! Und was kostet ein Platz für den Buben?'

„‚30 Dollar... aber... es käme nur auf 20 Dollar an — 10 hab' ich erspart!'

„‚Ah! Hm!' Er blieb stehen, griff in seine Brusttasche und holte eine 25-Dollarnote heraus. ‚Da haben Sie, und morgen gehen Sie die Tränen trocknen, aber schauen Sie darauf, daß das Geld ordentlich verwendet wird, daß die Kinder wirklich aufs Land geschickt werden.'

⌘ ⌘ ⌘

„Er kam fast täglich in unsere Schenke zum Essen. Er war Antialkoholist und strenger Vegetarianer. So einen Kunden hatten wir noch nicht gehabt. Nach wie vor frönte er der Gewohnheit, während des Essens zu

Digitized by Google

lesen, wobei er sein Buch gegen den schweren Wasserkrug oder seinen Teller lehnte. Er hielt auf Sauberkeit, hatte immer reine Nägel und tadellose Wäsche. Seine Stimme war angenehm. Seine Befehle lauteten kurz und deutlich, und er fluchte nie. Ich war davon überzeugt, er könne nichts anderes als ein von den Behörden verfolgter Führer eines irischen Geheimbunds sein, aber wenn ich diese Meinung in dem Dive äußerte, lächelten die Stammgäste und sahen sich vielsagend an. Sie nannten den Fremden den Hidalgo, kurzweg den Hid.

„Für mich legte er von Anfang an eine große Sympathie an den Tag. Sie können sich denken, wie mir das schmeichelte. Er lud mich ein, mich an seinen Tisch zu setzen, knüpfte allerhand Gespräche mit mir an, fragte mich nach meinen Plänen für die Zukunft und gab mir zu verstehen, daß ich zu gut für meine Umgebung sei.

„Da bekam ich immer einen heißen Kopf. ‚Wenn er wüßte,' sagte ich mir, ‚wenn er wüßte!' — — —

„Über diesem abscheulichen Gedanken schlug ich mich die halben Nächte lang schlaflos herum. Nachdem er so beiläufig vierzehn Tage unsere Wirtschaft besucht, forderte er mich auf, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Wir fuhren im Car bis in die zivilisierten Viertel Neuyorks, in Central Park landeten wir. Mir wurde ganz beklommen zumute vor Bewunderung. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß die Welt so schön sein kann. Weit vor drangen wir in die schönen Gartenanlagen. Unter einem mächtigen Ahornbaum setzten wir uns nieder.

„Über mir rauschte es süß. Mir war's, als machten verborgene Engel in der Krone des Ahornbaumes Musik und als ließen sie den Schatten wie einen duftigen Schleier kühlend auf mich niedergleiten. Hier und da flatterten Kinder mit nackten Beinen und Armen, mit zarten Blumengesichtern und weißen Kleidchen lieblich jauchzend an mir vorbei, hinter ihnen hübsche, stille, würdige Nurserymaids mit frischen Gesichtern und ihrer schwarzen Tracht. Eine ungeahnte Welt erschloß sich meinen Augen. Ich hätte weinen mögen.

„Natürlich hatte ich's schon früher gewußt, daß es reiche Leute gibt, aber davon, wie sie aussahen, hatte ich nur einen recht unbestimmten Begriff. Ich wußte, daß sie alles Geld, alle Behaglichkeit, alle Schönheit, ja in vielfacher Beziehung allen Anstand des Lebens an sich gezogen und fast nichts für uns übriggelassen hatten und daß, je mehr sie davon besaßen und je weniger sie für uns übrigließen, sie uns um so mehr verachteten und verabscheuten und sich vor uns graulten. Einige Kinder gingen nicht mit bezahlten Maids, sondern mit ihren Müttern. Das waren die allerhübschesten. Ein kleiner Junge war der Mutter entwischt und übermütig weit vorausgelaufen. Kurz vor der Bank, auf welcher wir saßen, stolperte er und fiel der Länge nach auf die Erde, wo er laut schluchzend liegen blieb. Ich hob ihn auf, wischte ihm den Sand von den Händchen und tröstete ihn, so gut ich konnte. Dabei setzte ich ihn auf mein Knie. Der kleine Schelm, der seine Schmerzen weit übertrieben hatte, um bei mir Teilnahme und Besorgnis zu erregen, hörte plötzlich auf zu wehklagen, lachte mir verschmitzt ins Gesicht und faßte mich bei beiden Ohren, als ob's die Ohren eines treuen Hundes von sehr erprobter Geduld gewesen wären. Wie mir zumute wurde bei der Berührung dieser seidenweichen, warmen Kinderhände, dieser zarten beweglichen Fingerchen! Hören und Sehen verging mir. Ich nahm den Kleinen unter den Achseln und schwang ihn in der Luft, was ihn entzückte.

„‚Noch einmal!' kommandierte Baby, und da ich nicht sofort folgte, versetzte mir der kleine Tyrann einen regelrechten Backenstreich, aber eh' ich noch Zeit gehabt, es ihm zu verweisen, übermannte ihn die Reue; er rieb die Wange, die er geschlagen, sehr vorsorglich und berührte sie schließlich mit seinen Lippen, wobei er murmelte: „I kisses the place to make it well!" Er war wirklich zu allerliebst.

„Da kam die Mutter, die die kleine Szene im Herbeieilen beobachtet hatte. Sie trug ein himmelblaues Kleid und Rosen auf dem Hut und kam mir schön wie ein Engel vor. ‚Danke Ihnen dafür, daß Sie so lieb zu meinem Wildfang waren,' sagte sie, und ihre Stimme klang mir süßer als der schönste Gesang, den ich je gehört hatte, wenn ich am Sonntagvormittag an einer Kirche vorübergegangen war. ‚Eigentlich hätte er Schläge dafür verdient, mir davongelaufen zu sein!' setzte sie hinzu.

„‚Schläge, der süße Schelm! Das meinen Sie doch nicht!' murmelte ich. Ich war aufgestanden, als sie mir das Kind abnahm. Dabei wurde ich mir mit einemmal sehr genau des Unterschiedes zwischen ihr und mir bewußt, meiner Linkischheit, meiner schwarzen Fingernägel und selbst des gemeinen Klangs meiner Stimme. Sie schien das alles nicht zu bemerken, nickte mir freundlich lächelnd zu und, den Wicht beim Händchen nehmend, ging sie rasch ihrer Wege. Der Kleine, der großen Gefallen an mir ge-

Digitized by Google

funden hatte, blickte sich noch ein paarmal nach mir um, dann verschwanden Mutter und Kind bei einer Biegung des Weges hinter einer Baumgruppe. Ich aber fing an, krampfhaft zu schluchzen. ‚Armer Teufel,‘ sagte neben mir der Hidalgo, den ich über dem allerliebsten kleinen Erlebnis völlig vergessen hatte. ‚Was hast du nur?‘

„‚Ich schäme mich so!‘ schluchzte ich.

„‚Für was denn?‘

„‚Für was? Für alles! Dafür, daß ich so anders bin als alle die hier, so ein gemeiner Lümmel. Ich will zurück nach Haus,‘ und ich sprang ungestüm auf. Auch er erhob sich, dann legte er mir die Hand warm und herzlich auf die Schulter.

„‚Bist kein gemeiner Lümmel, bist mehr wert als alle die hier!‘ sagte er. ‚Anders bist du. Hast ein schlechtes Los gezogen, wie du auf die Welt gekommen bist. — Wußtest du's denn nicht, wie's zugeht? Wir hüben — sie drüben — zwischendurch der Abgrund.‘

„‚Oh, gewußt hab' ich's schon ... aber gefühlt hab' ich's erst heute ...‘ grollte ich. ‚Warum rechnen denn Sie sich übrigens zu uns? — Sie gehören ja doch nicht dazu?‘

„‚So, meinst du?‘ Seine Stimme klang scharf. — ‚Ich gehör' zu euch, weil ich zu euch gehören will, und ich will zu euch gehören, weil ihr hundertmal mehr wert seid als die anderen: die am andern Ufer des Abgrunds, die sich jedes Laster und, was mehr ist, jede Grausamkeit gestatten dürfen, solange sie dafür einen höflichen Namen und den Schutz blödsinniger Gesetze beanspruchen können. Komm, wir suchen uns ein stilles Plätzchen und lesen etwas, um uns zu zerstreuen!‘

„‚Ich kann ja gar nicht lesen!‘ rief ich in Verzweiflung aus.

„‚So will ich dir etwas vorlesen, aber wir müssen ein einsameres Plätzchen finden, eins, wo niemand vorübergeht!‘

„Als wir das Plätzchen gefunden hatten, zog er aus seiner Tasche das Buch, das ich so gut kannte, das Buch, das jeden Tag während des Essens vor seinem Teller stand. Es war Miltons ‚Paradise lost‘. Anfangs verstand ich kein Wort. Die Sprache Miltons war mir nicht einmal so befremdlich wie die Aussprache des Hidalgo, der, wie ich es gleich bei seinem ersten Auftauchen in unserem Dive gemerkt hatte, einer ganz andern gesellschaftlichen Welt angehörte als ich. Aber er nahm sich große Mühe, mir das Verständnis zu vermitteln, deutete mir die Sätze aus, las mir dieselbe Seite wiederholt vor, und plötzlich begriff ich; es war, als ob meine Phantasie mit einemmal Feuer gefangen und alles, was mir dunkel gewesen war, aufgehellt hätte. Die Bilder standen deutlich vor meiner Seele, und welche Bilder — großartig, traurig geheimnisvoll. Ich gierte nach jedem Wort. ‚Weiter, weiter!‘ rief ich, wenn er sich unterbrechen wollte. Und er las weiter.

⌘ ⌘ ⌘

„Dem ersten Spaziergang folgten viele andere. Nach Central Park hatten wir uns nie mehr begeben; wie er behauptete, nur weil die infame, vornehme Atmosphäre mich aufrege. Ich dachte mir, es möge wohl aus einem andern Grunde sein, daß er ihn mied, und daß er sich einfach schämte, mit mir gesehen zu werden. Das fand ich ganz natürlich und verübelte es ihm nicht. Mir war's übrigens wirklich lieber, andere Richtungen einzuschlagen. Was waren unsere Spaziergänge schön! Mit der Elektrischen oder mit der Untergrundbahn fuhren wir irgendwohin, wo es grün und einsam war, und dann marschierten wir, bis wir ein Plätzchen fanden, wo der Rasen besonders weich und der Schatten besonders kühl und duftig war. Da ruhten wir aus, und er begann zu lesen.

„Auf ‚Paradise lost‘ folgte eine englische Übersetzung der ‚Räuber‘ von Schiller. Dann kamen mehrere Stücke von Shakespeare, der ‚Macbeth‘ und ‚Richard der Dritte‘ und ‚Coriolan‘. Den ‚Macbeth‘ verachtete er als einen charakterlosen Pantoffelhelden, ‚Richard den Dritten‘ haßte er. Bei dem Kindermord im Tower versagte ihm die Stimme, derart regte ihn die Szene auf. Den ‚Coriolan‘ liebte er und las ihn mit unglaublichem Schwung und Feuer. Man konnte nicht darüber im Zweifel sein, daß er sein eigenes Schicksal aus dem Stück herauslas.

„Er war der erste, der etwas Bildung streute auf das Brachfeld meiner Seele. Er nahm sich die Mühe, mich die Buchstaben zu lehren. Unterwegs mußte ich dann versuchen, die Namen von Ladenschildern herunter zu lesen. Ich lernte schnell. Über das Zusammensetzen von Wörtern in Druckschrift hab' ich's unter seiner Leitung aber doch nicht gebracht.

„Ich vergötterte ihn, und das war kein Wunder. Wenn ich heute — nicht ohne einen gelinden Schauder — an jene Zeit zurückdenke, so staune ich über die unglaubliche Geschicklichkeit, mit der er mich an sich zu fesseln gewußt hat. Manchmal, ohne mich im vorhinein davon benachrichtigt zu haben, verschwand er spurlos. Ich dachte dann, ihn auf ewig verloren zu haben, und verlor Appetit und Schlaf. Wenn er wiederkam, mich auf die Schulter klopfte und fragte:

Digitized by Google

‚Na, und wie ist dir's gegangen, mein Junge?‘ dann war ich im Himmel. Aber das tat er durchaus nicht immer. Sehr oft bekümmerte er sich gar nicht um mich, und wenn ich mich um ihn bemühte, wies er mich ab. Dann sagte ich mir traurig, daß er meiner überdrüssig geworden sei, und fand das natürlich. Aber ich starb fast darüber. Er merkte das. Er spielte auf meinen Nerven wie ein Virtuose auf seinem Instrument. —

„Eines Tages brachte er sich einen Bulldogg mit, einen unausgewachsenen, allerliebst linkischen kleinen Kerl mit unglaublich sentimentalen Augen. Der Hid richtete ihm immer selber sein Futter an, brockte ihm Weißbrot in ein Schüsselchen mit Milch und tat ein Stück Zucker hinein. Wenn Hund und Herr ihre Mahlzeit beendet hatten, nahm der Herr den Hund auf den Schoß und liebkoste ihn. Dann las er weiter in dem Buch, das vor ihm aufgeschlagen stand, wobei er fortfuhr, den Hund zu streicheln. Das wonnige Blinzeln, mit dem der Hund ein paarmal zu ihm aufsah, ehe er, eng an ihn geschmiegt, einschlief, war unbeschreiblich rührend und komisch.

„Die Aufmerksamkeit, mit der ich den kleinen Bulldogg, er hieß Jago, beobachtete, beweist Ihnen, wie eifersüchtig ich auf ihn war. Ich hätte weinen mögen vor Eifersucht. Manchmal über sein Buch hinüber streifte der Hid mich mit einem sonderbar prüfenden Blick und wendete ihn wieder ab, als ob er mich mit dem Blick gewogen und zu leicht befunden hätte.

⌘ ⌘ ⌘

„Hm! Habe ich nicht vergessen, Ihnen zu erzählen, daß sein Anzug meistens schlicht anständig, wie der irgendeines weniger bemittelten Journalisten oder Künstlers war? Eines Tages aber erschien er mit so scharf gebügelter Hosenfalte und so blendendem Hemdkragen wie irgendein Stutzer von der 5. Avenue. Auch Haar und Bart waren modisch gestutzt. In den reichsten Vierteln von Neuyork wäre er niemandem aufgefallen, unter uns erregte er eine Art Sensation. Aber die Veränderung in seinem Anzug war noch das wenigst Auffallende an ihm. Sein Wesen war anders geworden. Er hatte beim Essen nicht mehr wie sonst ein Buch vor sich aufgestellt. Versonnen saß er vor seinem Teller und ließ die Speisen erkalten. Manchmal stand er auf, ohne etwas genossen zu haben. Sein Gesicht verfiel, die Augen nahmen einen unheimlich konzentrierten, nach innen gekehrten Ausdruck an.

„Ich machte damals eine Zeichnung von dem Satan in ‚Paradise lost‘ — wie ich ihn mir dachte. Natürlich prägte ich dem Satan die Züge des Hidalgo auf. Da ich aber meiner Zeichnerei, wie schon erwähnt, gar keine Wichtigkeit beilegte, hätte ich nie den Mut gefunden, ihm das Blatt zu zeigen. Während ich noch mit dem Kohlenstift daran herumstrichelte, betrat er das Lokal und guckte mir über die Schulter.

„‚Junge, das hast du gemacht? So frei aus dem Kopfe ohne allen Unterricht?‘

„‚Wer sollte mich wohl unterrichtet haben?‘

„‚Damn it — Du bist ein Genie!‘

„Dann ließ er mich stehen und begab sich an den Tisch in einer Ecke der Wirtschaft, den wir die Gewohnheit angenommen hatten, für ihn zu reservieren. Ehe er die Schenke verließ, hatte er mit mir einen neuerlichen Ausflug für den nächsten Tag geplant. Es sollte unser letzter sein. —

„Ganz früh rückten wir aus. Ich war selig. Er hatte wieder seine einfachen Kleider angelegt, nahm mich unter den Arm und behandelte mich als seinesgleichen. Diesmal fuhren wir eine Strecke mit dem Dampfschiff und stiegen bei irgendeiner Station aus, wo die Welt besonders grün und schattig war. Wir stärkten uns erst in einem kleinen Wirtshaus und durchstrichen dann die Gegend, bis wir uns müd' gelaufen hatten, und lagerten uns schließlich zwischen gelbem Ginster in der Lichtung eines Buschwaldes. Er stützte seinen schönen dunklen Kopf auf seine schmale Hand und stierte lange schweigend vor sich hin. Dann fing er an zu murmeln, mehr zu sich selbst als zu mir.

„‚Ach, wenn ich nur schon reich wäre — wenn ich reich wäre!‘ Und es war eine ungeduldige Schärfe in seiner Stimme.

„‚Was würden Sie dann tun?‘ fragte ich mit schüchterner Neckerei. ‚Würden Sie sich einen Viererzug kaufen?‘ Viererzüge waren für mich der Gipfelpunkt aller luxuriösen Möglichkeiten. Wie Sie sehen, spreche ich von einer Zeit, in der Automobile erst vereinzelt auftauchten und noch stark angezweifelt wurden. Er lachte leise, ein böses, drohendes Lachen, das mich erschreckte.

„‚O nein,‘ sagte er, ‚Luxus will ich keinen treiben — ich will ... hm! hm! mich wissenschaftlichen Experimenten widmen. Ich will sehen, ob man aus armen Sündern wieder glückliche Menschen, aus Verbrechern anständige Staatsbürger machen kann. Erst will ich sie bilden und beschäftigen, dann will ich ihnen Arbeit verschaffen und mein Vertrauen schenken!‘

„‚O, Master, wie edel Sie sind!‘ rief ich aus — ich hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, ihn Master zu nennen. Er zuckte zusammen und wandte sich ab, wor-

Digitized by Google

auf ich schüchtern zögernd: ‚Was ist eigentlich Ihr Geschäft, Master?‘

„Er blieb eine Weile stumm, dann mir gerade in die Augen starrend, herb: ‚Na, was glaubst du wohl?‘

„‚Ich dachte, Sie könnten wohl das Haupt einer jener geheimen Verbindungen sein, die sich für das Wohl unseres unglücklichen Vaterlandes einsetzen.‘

„‚Ach so! Das dachtest du. Hm! hm!‘ Er lächelte bitter vor sich hin und streichelte seinen dunklen Bart. ‚Mein Lieber, 's tut mir leid, deine Täuschungen zu stören; aber irischer Geheimbündler bin ich nicht. Ich war's allerdings einmal; aber ... es ist mir etwas dazwischen gekommen. — Na, vielleicht werd' ich's wieder ... wenn die Herrschaften nicht zu exklusiv sind ... ha! ha! ha! — Ich bin überall, wo's den Leuten am schlechtesten geht — wo sie mich am besten brauchen können!‘

„‚Ich bin überzeugt, daß Sie grenzenlos großmütig sind, Master!‘ versicherte ich ihm leise.

„‚Bist du das? Nun, ein Geizhals bin ich allerdings nicht! Aber zum Wohltätigsein braucht man Geld!‘ Plötzlich auffahrend und die Faust ballend: ‚Das Geld muß ich mir verschaffen. Ich will dir sagen, was ich bin. Ich bin Steuereinnehmer im großen Stil!‘ Und mit einer häßlich rauhen Stimme fügte er hinzu: ‚Mein Geschäft besteht darin, die Reichen zu schröpfen, ihnen ihr schändliches Fett abzuzapfen.‘

„‚Da müßten Sie ja ein sehr hoher und einflußreicher Beamter sein, müssen viel Geld verdienen! Warum kommen Sie dann in unsere schofle Kneipe? Nur aus Teilnahme an unserem Schicksal? Um zu sehen, was man für uns tun könnte?‘

„‚Hm!‘ ... Wieder aus einem langen Schweigen heraus: ‚Das Elend interessiert mich immer — aber hm! ... Na, manchmal find' ich unter euch Menschen, die mir nützlich sind!‘

„‚Ah!‘ Ich hielt mir die Hand vor die Augen. Dann stammelnd, schüchtern, verschämt kam's von meinen Lippen: ‚Ach Master, bisher hab' ich nie den Mut finden können, Ihnen davon zu sprechen, ich schämte mich zu sehr — aber nach den großmütigen Ansichten, die Sie soeben geäußert haben — kann ich es Ihnen ruhig eingestehen! ... O, Master,‘ jäh aufschluchzend: ‚Ich habe gesessen! I have done time!‘

„Ich vergrub mein Gesicht in dem Rasen. Ich horchte atemlos. Erst nichts! Ein tiefes Schweigen, aus dem heraus ich die Grashalme mit dem Wind flüstern hörte. Dann vernahm ich Bienensummen und aus der Ferne einen Zug pfeifen.

„Wie ich mich schämte, wie ich's bedauerte, daß ich mich zu dem Geständnis hatte hinreißen lassen. ‚Der sieht dich doch nie mehr an,‘ sagte ich mir. ‚In seine Besserungsanstalt wird er dich aufnehmen, aber mit dir verkehren, freundschaftlich, wie bisher? Nie, nie, mehr!‘

„Plötzlich fühlte ich seine Hand auf meinem Kopf. Ganz leise fuhr er mir über das Haar bis in den Nacken hinunter, und seine Berührung war zart und zärtlich wie die einer Frau.

„‚You silly boy! Glaubst du denn wirklich, daß ich das nicht gewußt habe?‘ fragte er sehr leise.

„‚Sie haben's gewußt!‘ fuhr ich auf. ‚Wer hat's Ihnen gesagt? Die Gooseberry — die infame Person, nicht wahr?‘

„‚Ich weiß nicht — 's ist nicht wichtig!‘

„‚Ah! ... nun versteh' ich alles‘ ... rief ich. — ‚Sie haben Ihr erstes wissenschaftliches Experiment an mir versucht, ob man aus einem Sträfling einen anständigen Staatsbürger machen kann ... In meiner jetzigen Umgebung ist das sehr schwer, selbst für einen außerordentlichen Mann, wie Sie es sind, Master — drum — wenn es Sie wirklich nicht abschreckt, daß ich gesessen habe, so möchte ich Sie bitten, mir ein ganz kleines Plätzchen zu verschaffen, wo ich mich nützlich machen könnte. Stellen Sie mich an als Austräger, als Laufburschen, als Hausdiener. Sie brauchen doch gewiß jemand bei sich, der aufräumt. Ich versichere Ihnen, daß ich Ihr Vertrauen nie mißbrauchen werde.‘

„Er schüttelte den Kopf und wurde leichenblaß. ‚Es geht nicht; du taugst nicht für mich!‘ erklärte er schroff. ‚Anfangs dacht' ich anders ... aber ich habe mich geirrt — hab's längst eingesehen!‘

„‚Aber warum denn nicht? Was hab' ich getan, daß Sie an mir verzweifeln?‘ klagte ich. ‚Schon seit geraumer Zeit merk' ich, daß Sie nichts mehr mit mir zu schaffen haben wollen ... ich war ganz überrascht, als Sie mir wieder ein wenig Teilnahme zeigten ...‘

„‚Eigentlich wollte ich heute Abschied von dir nehmen,‘ sagte er.

„‚Ah, das soll unser letzter gemeinschaftlicher Spaziergang sein?‘ schrie ich auf, und der Hals schnürte sich mir zusammen, und die Tränen stürzten mir aus den Augen; ich schluchzte wie ein Kind und doch auch wie ein Mann — Kindern tut's nicht so weh. — ‚Ich wußte ja, daß es nicht ewig dauern konnte — überhaupt nicht lang — Ihre Sympathie für so einen wie ich. Mögen Sie noch so gut, noch so mitleidig sein, früher oder später bekommen Sie's satt, sich mit

Digitized by Google

unsereinem abzugeben ... es ist undankbar von mir, so zu sprechen ... Sie waren so gut zu mir ... aber was ich jetzt ohne Sie anfangen soll ...'

„‚Jetzt hör' auf mit dem Geheul,' unterbrach er mich. ‚Du bist ja ärger als ein Mädel! Hör' mich an! Dieser Spaziergang war tatsächlich als unser letzter geplant. Aber seitdem ich heute deine Zeichnerei gesehen habe, sind mir allerhand Dinge durch den Kopf gegangen. Du bist ein Genie, mein Junge, und wenn du wirklich zu mir halten willst, durch Dick und Dünn ...' er sah mich an. —

„‚O, Master!'

„‚Dann werde ich sehen, daß deiner Begabung die richtigen Entwicklungsbedingungen zuteil werden. Wenn ich wirklich reich werden sollte ...'

„‚Erwarten Sie das Ende eines Prozesses?' fragte ich ihn.

„‚Hm!' Er biß sich auf die Lippen. ‚Du dummer Kerl,' murmelte er. Sein Gesicht fing an heftig zu zucken; dann plötzlich legte er sich glatt auf den Bauch ins Gras und stieß krampfhaft kurze, heisere Laute aus. Ich wußte nicht, ob's ein Husten war, ein Lachen oder ein Schluchzen, das aus seiner Brust kam, aber ich wußte, daß es etwas war, mit dem er sich erleichtern, mit dem er etwas aus sich herausstoßen wollte, das ihm weh tat.

„Auf dem Rückweg begegneten wir einem Kälbertransport, der einer Schlachtbank zugetrieben wurde. Die Kälber schienen Angst vor dem zu empfinden, was ihnen bevorstand. Sie legten die Ohren zurück, einige blökten, und alle sahen uns aus ihren dunklen, blau lasierten Augen flehend und traurig an. Hid wurde grün im Gesicht. So schnell er konnte, eilte er an der kleinen Herde vorüber.

„‚Ich wünsche mir sehr oft ein paar Millionen — heute wünsche ich mir nur lumpige paar tausend Dollar!' sagte er. ‚Ein paar tausend Dollar, um diese armen Kälber erwerben und sie in grünem Wiesenland auslassen zu können! Es ist eine Schande und Schmach, daß sich der Mensch heute noch von Leichen nährt, daß er unschuldige und unschädliche Wesen zur Befriedigung seiner Gier umbringt, Wesen, die sich am Leben freuen und vor dem Tode fürchten. Es ist mir entsetzlich, es wird mir immer entsetzlich sein. In ein paar Jahrhunderten werden die fleischessenden Menschen von heute ihren Nachfolgern wie Kannibalen erscheinen. Man wird nicht begreifen, wie die Menschen sich je mit den heute üblichen Grausamkeiten abfinden, wie sie lächelnd bei einem glänzend beleuchteten Diner die Zartheit eines Kalbsrückens oder eines jungen Hühnchens preisen konnten! Es ist himmelschreiend, es ist ekelhaft, grauenhaft!'

„‚Ach, deswegen sind Sie Vegetarianer, Master!' bemerkte ich.

„‚Ja, deswegen! Ist dir das früher nicht eingefallen?'

„‚Nein!' erwiderte ich. ‚Ich hatte den Vegetarianismus bis dahin immer auf Sparsamkeit zurückgeführt oder auf ein hygienisches Prinzip.'

„Die Dämmerung fiel, sie verwischte alle Deutlichkeiten. Ich konnte seine Züge nicht mehr genau wahrnehmen. Da blieb er plötzlich stehen, und mit einer Stimme, die in mich hineindrang wie ein Gift, leise und eindringlich sagte er: ‚Wenn ein von der Regierung konzessionierter Schlächter alle Tage ein paar Dutzend fröhlicher, unschädlicher Geschöpfe mordet, so hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Er wird von niemand gemieden, wird weder gehaßt noch geächtet. Wenn er Glück hat und Vermögen macht, so wird er in den Magistrat gewählt, und wenn er noch mehr Glück hat und noch mehr Vermögen macht, so kann er seine Tochter an einen englischen Peer verheiraten. Während, wenn' — seine Stimme wurde zischend, sie hatte gar keine Farbe mehr — ‚wenn ein Mensch einen alten Millionär abschlachtet, einen lasterhaften Geizhals, der niemand etwas gönnt, der täglich zahllose Grausamkeiten verübt an den Arbeitern, die seine Sklaven sind und an deren Schweiße und Hunger er sein vermaledeites Geld verdient, ein elendes Menschenexemplar, das selbst keine Freude am Dasein mehr hat und für seine ganze Umgebung ein Gegenstand des Ekels geworden ist, eine täglich drückende Last — wenn man den aus der Welt räumt und sich der Millionen, die er ungenützt hat verschimmeln lassen, bemächtigt, um sie einem guten Zweck zuzuführen — da — da heißt man ein Mörder, ein Verbrecher, und die Menschen wenden sich schaudernd von einem ab. Und inwiefern ist ein solcher Mörder ärger als der Schlächter? Nur insoweit, als er nicht vom Vorurteil und der Regierung konzessioniert ist, und daß er seine Haut riskiert! Seine Tat selbst ist eine unvergleichlich anständigere als die des Fleischhauers!'

„Ich sagte nichts, ja, trat ein wenig ab von ihm. Er ließ mich gewähren. Erst nach ein paar Minuten fragte er: ‚Nun? Ist dir das, was ich sage, gar so befremdlich? Ich meine, daß jeder logisch denkende Mensch von selber darauf kommen könnte!' Aber ich schwieg. Er drang nicht mehr in

Digitized by Google

mich. Den ganzen Weg durch die Felder bis zu dem Dampfschiff, mit dem wir nach Neuyork zurückfahren sollten, blieben wir stumm, und obzwar wir ein gutes Stück im selben Car fuhren, richtete er nicht mehr das Wort an mich. Von einem Augenblick zum andern war er mir unheimlich geworden; aber ich konnte weder meine Gedanken von ihm losreißen noch mein Herz.

„Der Umstand, daß wir in Unfrieden auseinandergegangen, daß eine Verstimmung zwischen uns lag, regte mich dermaßen auf, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Ich hoffte, er würde den nächsten Tag zum Essen kommen und den unangenehmen Eindruck verscheuchen, aber er kam nicht. Auch den darauf folgenden Tag kam er nicht. Ich sehnte mich krank nach ihm. —

„Eine Woche verging, und er zeigte sich nicht. ‚Offenbar ist er mir böse,‘ sagte ich mir, ‚aber warum ist er mir böse? Weil ich nicht auf die Paradoxen (natürlich kannte ich das Wort damals nicht, nur den Begriff), mit denen er mich verblüffen und erschrecken wollte, eingegangen bin!‘ Immer wieder drehte ich jedes seiner Worte im Kopf herum, aber so sehr ich mich bemühte, gelang mir's doch nie, die Sache leicht zu nehmen und auf einen übermütigen Scherz zurückzuführen. Nein, danach hatten seine Worte nicht geklungen; je mehr ich darüber nachdachte, um so unheimlicher wurden sie mir. Aber die Sehnsucht nach ihm ließ nicht nach, sondern wurde im Gegenteil immer jäher, dringlicher. Mir bangte nach ihm wie einem Hund nach seinem verschwundenen Herrn!“ (Schluß folgt)

Kleine Buchlegende

In eines Klosters Bücherschatz
Fand einst — Gott weiß, wie's zugegangen —
Ein holdes, kleines Weltkind Platz:
Ein Büchlein ganz voll Rosenprangen!
So liedertoll wie Vogelbrust
War drin ein Jauchzen ohne Ende,
Als ob der ganzen Erde Lust
Sich in des Büchleins Zeilen fände.
Zuweilen schien es seitenlang
Auch ganz und gar in Glück versunken,
Dann lag's wie Duft auf seinem Klang,
Wie Sommernächte weich und trunken.
Und einmal sprach es gar von Leid,
Doch ohne Seufzen, ohne Qualen,
Als trüg' es dunkle Seligkeit
In tiefen, purpurroten Schalen.
Gebunden war es licht und fein
In blauen Samt mit goldnen Kanten.
So blühte es wie Himmelsschein
Zur Seite lederner Folianten,
Zwischen Dogmatik und Latein.

Dies Büchlein nun stach Tag um Tag
In eines jungen Mönches Augen,
(Sie schienen schwärmerisch und zag
Des Träumens süßer Kunst zu taugen),
Und endlich faßt' er sich ein Herz,
Und zog es zwischen schweren Bänden
Hervor und trug es fensterwärts
Mit zarten, unbeholf'nen Händen.

Die Sanduhr rann, er merkt' es nicht,
Er las und las schier ohn' Ermatten,
Sein blasses Knabenangesicht
Glomm aus der schlanken Säulen Schatten
Wie Widerschein von Licht — — —
Das Büchlein ward sein täglich Brot,
Sein Trost, sein Dank, sein Herzerheben,
Sein Morgenstern, sein Abendrot —
Sein Jugendleben!

So fand ihn einst der strenge Abt,
Dem schien der blaue Samt verfänglich.
„Welch ein Brevier,“ sprach er bedenklich,
„Mein Sohn, bei dem ich dich ertappt?“
Des Mönches Stirn sank tief, wie schwer
Von einer jähen Röte Schimmer.
„Ein heilig Buch, Herr,“ stammelt' er
In seiner Not — er log es nimmer.
„Gib her!“ Das junge Herz schrie Nein,
Allein die Hand folgt' zuchtergeben —
Doch plötzlich — welcher fremde Schein
Erfüllt der Zelle Dämmerweben?

Wie Rauch, der über Moos und Laub
In Wäldern braut, wo Quellen sprießen,
Wie feiner, feiner Silberstaub
Auf Wolken zu Mariens Füßen,
Schwebt eines Kränzleins duft'ger Kreis
Rund um das Büchlein hingewunden,
Legendenweiß
Und rein,
Aus eitel Licht gebunden:
Ein Heil'genschein!

Da wird dem Bruder froh zu Sinn
Wie nie zuvor in seinen Tagen,
Er sinkt vor seinem Kleinod hin,
Und wagt kein Wörtlein doch zu sagen.
Erst als der Glanz sich sanft verliert,
Strömt es von seinen Lippen nieder:
Er jubiliert und psalmodiert
All seines Büchleins Lerchenlieder —
Der Abt ist stumm davonstolziert.

Gertrud Freiin v. le Fort

Digitized by Google

Scherzo. Gemälde von Heinrich Böhmer jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gründe für die Blüte und den Untergang der Staaten

Von Prof. Dr. Otto Seeck

Unser Vaterland hat einen Schicksalswechsel hinter sich, wie ihn nie ein Tragödiendichter schroffer und fürchterlicher für seine Helden hat erfinden können. Ein ungeheurer Reichtum hatte sich in Deutschland angesammelt, und zwar kam er nicht nur einigen wenigen zugute, sondern auch der Proletarier lebte menschenwürdiger und sah bei Alter und Krankheit seine Zukunft besser gesichert als in irgendeinem anderen Lande. Die Künste und Wissenschaften standen in nie vorher erreichter Blüte: vor unseren Kathedern drängten sich Japaner und Amerikaner, unsere Museen füllten sich mit Bildwerken, unsere Städte mit Prachtbauten, und selbst der Neid bekannte, daß der deutschen Musik keine andere gleichkomme. Unsere politische und militärische Geltung war dementsprechend. Unsere Gegner konnten Glauben finden, wenn sie Deutschland beschuldigten, nach der Weltherrschaft zu streben, und wirklich vermochten wir, von schwachen Bundesgenossen nur wenig unterstützt, den vereinigten Großmächten der ganzen Erde vier Jahre lang siegreich zu widerstehen. Wir hatten geleistet, was keiner unserer Gegner für möglich gehalten hatte; alle Völker sahen staunend zu uns empor und verbargen ihre Bewunderung hinter neiderfülltem Schimpfen. Und dann dieser grauenvolle Zusammenbruch, der uns zu wehrlosen Sklaven von Feinden gemacht hat, die im Siege noch deutlicher als vorher im Kampfe gezeigt haben, wie tief sie geistig und sittlich unter uns stehen. Wir alle hoffen, daß ein neuer Aufstieg auch nach diesem tiefen Fall uns beschieden sei, und der gemeine Übermut, mit dem unsere unwürdigen Gegner, vor allen das herabgekommene Frankreich, ihr Mütchen an uns kühlen, kann uns in dieser Hoffnung nur bestärken. Doch daß wir sie hegen, beweist noch nichts für ihre Berechtigung; denn jeder hofft, was er wünscht. Hoffen doch ohne Zweifel auch die Franzosen, endgültig mit Deutschland fertig zu sein. Es heißt also forschen, welcher Teil mit den besseren Gründen hofft. Bedeutet unser Sturz ein endgültiges Urteil der Geschichte, vor dem es keine Berufung mehr gibt, wie etwa vorzeiten der Sturz des römischen Weltreiches, oder ist er nur ein vorübergehender Rückschlag, wie er bei keiner geschichtlichen Entwicklung ganz ausbleiben kann? Die Antwort kann nur die Wissenschaft geben, indem sie aus den Erfahrungen vergangener Zeiten ihre Schlüsse auf die Zukunft zieht. Die Untersuchung, wovon die Blüte eines Staates abhängig ist, gewinnt daher für uns gerade in dieser schweren Zeit unmittelbarsten Wert.

Vor zweitausend Jahren verkündigte Polybios es als feststehende Wahrheit, daß Rom sich die Welt unterworfen habe, weil seine Verfassung die denkbar beste sei, und die Meinung, daß die Staatsform als solche für das Wohl oder Wehe der Staaten entscheidend sein müsse, ist auch heute noch lebendig. Und doch ist nichts leichter zu beweisen, als daß dies ein grober Irrtum ist, denn unter allen Verfassungsformen, die denkbar sind, haben Staaten geblüht oder sind zugrunde gegangen. Kein großes Ziel, sei es wirtschaftlich oder politisch, kann erreicht werden, ohne daß ein fester und sich gleichbleibender Wille es lange Jahre hindurch verfolgt. Daraus müßte sich ergeben, daß die parlamentarische Verfassung die allerschlechteste ist. Denn indem sie die Regierungen nach den wechselnden Mehrheiten immer wieder wechseln läßt, verhindert sie jede dauernde Richtung einer steten Politik. Und dennoch ist England unter einer parlamentarischen Verfassung groß geworden, und im Gegensatze dazu ist Preußen groß geworden, weil es nicht parlamentarisch regiert wurde. Denn hätte Bismarck bei jedem Mißtrauensvotum abdanken müssen, so hätte er unmöglich leisten können, was er geleistet hat. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre die Despotie die glücklichste Regierungsform; denn sie wirkt dahin, daß der klare Wille eines großen und einsichtigen Herrschers auf die geringsten Schwierigkeiten stößt. Nur hat man leider nicht immer große und einsichtige Herrscher, sondern mit ihnen wechseln Mittelmäßigkeiten und kleine Köpfe. Was Wilhelm I. geschaffen hatte, hat Wilhelm II. zum Teil wieder zerstört. Doch auch in den Republiken geht es nicht anders, denn die Masse ist immer dumm und kann nur etwas leisten, wenn sie einen Führer findet, der ihres Vertrauens würdig ist. So lange ein Perikles den athenischen Staat leitete, blühte er wunderbar empor; als jener große Leiter durch den törichten Wechsel der Volksgunst gestürzt wurde und bald darauf starb, brauchte es nicht mehr lange Zeit, bis die attische Demokratie sich selbst ihr Grab gegraben hatte. So wechseln in jeder Staatsform gute und schlechte Regierungen. Ob jene dauernden Segen stiften, diese unrettbar ins Verderben

Digitized by Google

führen, hängt nicht von der Staatsform als solcher ab. Die Despotie des Großen Kurfürsten und seines noch größeren Urenkels hat Preußen mächtig gehoben, während das türkische Reich durch die Despotie vernichtet und das spanische aus einer weltbeherrschenden Stellung zu Ohnmacht und Unkultur herabgesunken ist. Entsprechend aber hat auch die Demokratie sehr verschiedene Wirkungen geübt, auch wenn wir von Athen ganz absehen und uns nur an die Erscheinungen der modernen Welt halten. Das nördliche Amerika blüht unter dieser Staatsform herrlich auf, das südliche verkommt in Korruption und Mißwirtschaft.

Diese Beispiele dürften Wasser auf die Mühlen unserer Rassentheoretiker leiten. Wenn in den germanischen Ländern sowohl die Despotie als auch die Demokratie heilsam gewirkt hat, in den romanischen beide Verfassungsformen den Verfall nicht aufhalten konnten, sollte man nicht daraus den Schluß ziehen, daß es auf die Rasse als solche ankommt? Darauf ist nur zu erwidern, daß Germanen und Romanen gar keine verschiedenen Rassen sind; denn es fehlt durchaus an den Unterscheidungsmerkmalen, nach denen sich die einzelnen Individuen der einen oder der anderen zuteilen lassen. Zieht man einen französischen Säugling in Deutschland auf, so wird man in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen unmöglich erkennen, daß er dem Blute nach Franzose ist. Was sollte ihn als solchen erweisen? Etwa das schwarze Haar? Aber es gibt unzählige schwarzhaarige Deutsche und auch nicht wenige blonde Franzosen; ja die Kinder desselben Ehepaars sind nicht selten teils schwarz, teils blond. Und ebenso ist es mit allen Merkmalen, die man anführen könnte: sie passen vielleicht auf die meisten Franzosen, aber keins davon wird auf alle passen, wie man das bei den Abzeichen echter Rassen erwarten darf. Wird jemand im Zweifel darüber sein, ob ein Hund von reiner Rasse Teckel, Pudel oder Dobermann ist? Dasselbe gilt aber auch von den Menschen, wo es sich bei ihnen um wirkliche Rassenunterschiede handelt. Ein Neger ist leicht von einem Weißen oder auch von einer amerikanischen Rothaut zu unterscheiden, und wir alle werden darin einig sein, daß ein Negerstamm niemals entscheidend auf die europäische Kultur wird einwirken können. Dagegen haben Germanen und Romanen sich in der geistigen Führung der Welt unterschiedslos abgelöst. Auf Dante folgte Shakespeare, auf Raffael Rembrandt, auf die italienische Renaissance die deutsche Reformation und die französische Aufklärung. Und jede dieser Tonwellen, von welcher Nation sie auch angeschlagen war, fand ihr Echo in den andern Nationen Europas, weil diese eben auch gleichgestimmt, also im Wesen gleichartig waren. Wie wenig das, was ein Chamberlain oder Gobineau Rasse nennen, auf das Schicksal der Staaten einwirkt, mag das folgende Beispiel zeigen.

Das alte Brandenburg-Preußen war bekanntlich Kolonialland: germanische Einwanderung hatte sich über eine slawische Unterschicht ergossen und ohne jeden Zweifel stark mit ihr gemischt. Ebenso ist die Bevölkerung Deutsch-Österreichs germanischen Blutes, dem sehr viel slawisches hinzugetreten ist. Beide Länder haben dann auch eine romanische Beimischung aufgenommen, Österreich aus Italien, Preußen aus Frankreich. Endlich ist auch der kleine, aber nicht unbedeutende Zuschuß von Ostjudentum nicht zu vergessen, der gleichfalls beiden Ländern gemeinsam ist. Die Rassenmischung, wenn man in diesem Falle von Rassen sprechen darf, ist also genau die gleiche, und doch wie verschieden die Schicksale der beiden Staaten! Preußen war seit dem 17. Jahrhundert in stetigem Anstiege, Österreich in ebenso stetigem Rückgang, und doch schien es durch Natur und Geschichte weitaus begünstigter zu sein. Der märkischen Sandbüchse, die nur harter Arbeit einen dürftigen Unterhalt gewährte, standen die üppigen Weinberge und Kornfelder des Donaulandes gegenüber. Der Dreißigjährige Krieg hat in Brandenburg furchtbar gewütet, Deutsch-Österreich nur ganz an seinem Ende flüchtig berührt. Im Siebenjährigen Kriege blieb Friedrich Sieger, aber er war in das Feindesland nie über Böhmen und Mähren hinaus eingedrungen, während in seinem eigenen Reich die Russen bis nach Berlin gelangten, und was ein Einfall russischer Barbaren für ein Land bedeutet, haben wir ja erst kürzlich mit Grausen erfahren müssen. Auch die Napoleonischen Kriege haben viel härter auf Preußen als auf Österreich gelastet, das der korsische Eroberer immer schonte, um endlich dessen Herrscher sogar zu seinem Schwiegervater zu machen. Und dennoch ist das Land, das scheinbar von Natur und Glück so sehr begünstigt schien, durch einen Nebenbuhler von gleicher Rasse, aber viel schwereren Schicksalen, so glänzend überflügelt worden!

Man wird geneigt sein, dies den Hohenzollern gutzuschreiben, und freilich gibt es kein Herrschergeschlecht, das drei Fürsten von der Bedeutung wie den Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. so fast unmittelbar nacheinander aufzuweisen hätte; daß sie zur Blüte Preußens mächtig beigetragen haben, soll nicht geleugnet werden. Doch seit der letzte Hohenzoller, den man mit Recht zu den Großen der Geschichte zählt, zur Ruhe gegangen ist, sind mehr als 130 Jahre verstrichen, und während dieser ganzen Zeit ist das Emporsteigen Preußens wohl zeitweilig unterbrochen, aber niemals dauernd gehemmt worden. Auch Österreich hatte unterdessen so bedeutende Herrscher gehabt wie Maria Theresia und Joseph II., ja seine auswärtige Politik war sogar in der Regel geschickter und glücklicher als die preußische. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glaubte man daher fast allgemein, daß es viel mächtiger und blühender

Digitized by Google

sei als sein Nebenbuhler, bis das Jahr 1866 zum Staunen von ganz Europa das wirkliche Verhältnis aufdeckte. Wenn aber weder die Form der Verfassung noch die Rasse der Bevölkerung noch die Politik der Herrschenden die Blüte eines Staates dauernd und entscheidend bestimmt, aus welchen Gründen läßt sie sich sonst erklären?

Ehe wir hierauf Antwort geben, müssen wir noch eine andere Frage stellen: Ist die Menschheit als Ganzes, seit wir über sie unterrichtet sind, sich in ihren wesentlichen Eigenschaften gleich geblieben oder hat sie sich weiter entwickelt und wenn, in welcher Richtung?

Viele leugnen es und haben insofern nicht unrecht, als es wohl kaum eine Grausamkeit oder Schändlichkeit gibt, die nicht heutzutage ebenso vorkäme, wie sie im fernen Altertum vorgekommen ist. Aber sie sind viel seltener geworden; was früher die Regel war, ist jetzt Ausnahme, und dadurch ist das sittliche Urteil ein ganz anderes geworden. Wenn heute ein Dichter zu erzählen hätte, daß ein Sieger den Leichnam des erschlagenen Feindes an seinen Wagen gebunden und durch den Schmutz geschleift habe, so würde er den Täter als ruchlosen Wüterich, nicht als edlen und großmütigen Helden darstellen, wie Homer es mit seinem Achilleus tut. Odysseus ist ein abgefeimter Lügner, galt aber doch den Griechen als Vorbild aller Mannestugenden, während heutzutage der Ruf: „Du lügst!" die schwerste Beleidigung ist. Aristides und Fabricius werden von den Alten als Muster einer fast unglaublichen Rechtschaffenheit gefeiert, weil sie keine Bestechungsgelder annahmen: gegenwärtig würde man gar nichts Besonderes darin sehen, sondern sie für Schurken halten, wenn sie es getan hätten. Dem Homer erschien es ganz selbstverständlich, daß, wenn Troja erobert wurde, man alle Männer totschlug und die Weiber und Kinder zu Sklaven machte: heutzutage würde selbst ein Clemenceau das nicht ganz entschuldbar finden.

Doch wenn ein derartiges Aufsteigen der Menschheit Naturgesetz wäre, so müßte man erwarten, daß der Fortschritt ein gleichmäßiger und unterbrochener sei. Und doch zeigt uns die Geschichte des Altertums eine ganz andere Entwicklung. Die Griechen gelangen im fünften Jahrhundert v. Chr., die Römer im dritten zur höchsten Höhe ihrer geistigen und sittlichen Eigenschaften; von da an tritt ein Abwärtsgehen ein, anfangs langsam, dann immer schneller. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen hören auf, selbständig und erfinderisch zu sein; sie gehen in eine öde Nachahmung über, die auch technisch mit der Zeit immer unvollkommener wird. Alle Laster mit einziger Ausnahme der Unkeuschheit verbreiten sich immer weiter, vor allen anderen Charakterschwäche und Feigheit. Diese ist zuletzt so allgemein geworden, daß das römische Reich sich nicht mehr selbst verteidigen kann, sondern zu den Barbaren seine Zuflucht nehmen muß, die endlich aus seinen Helfern seine Beherrscher werden. Ein Reich geht zugrunde, das durch seine alte Kultur, durch seine ungeheure Ausdehnung, durch die Zusammenfassung seiner gewaltigen Machtmittel in der Hand eines Kaisers unüberwindlich schien, und die es zertrümmern, sind die zerstreuten Scharen der Germanen, die aufeinander noch wilder losschlagen als auf die Römer. Das ist so unwahrscheinlich, daß wir es kaum glauben könnten, wenn es nicht durch das Zeugnis der Geschichte zweifellos feststände. Sollte aber nicht daraus hervorgehen, daß das Gesetz der Naturauslese, das sonst für alle Lebewesen gilt, bei dem höchsten Lebewesen, dem Menschen, seine Geltung verliert?

Es ist ein Naturgesetz, daß im Fallen alle Körper mit gleicher Geschwindigkeit dem Mittelpunkt der Erde zustreben. Werfen wir aber einen Stein und ein Stück Papier zum Fenster hinaus, so werden sie keineswegs mit gleicher Geschwindigkeit zu Boden fallen, ja wenn ein starker Wind weht, werden wir das Papier überhaupt nicht fallen sehen, sondern es wird hoch in den Lüften verschwinden. Durch die begleitenden Umstände, unter denen es sich äußern sollte, ist also das Gesetz der Schwere scheinbar in sein Gegenteil verkehrt. Ist es darum unwirksam geworden? Ebenso ist im Altertum das Gesetz der Naturauslese in sein Gegenteil umgeschlagen, aber auch in diesem Falle war die Abweichung nur eine scheinbare.

Im alten Griechenland wurden die politischen Kämpfe mit einer Grausamkeit ausgefochten, gegen die selbst das Wüten der französischen Revolution noch milde erscheinen muß. Als im peloponnesischen Kriege die Stadt Mytilene, nachdem sie vom attischen Bunde abgefallen war, wieder unterworfen wurde, da beantragte man in der athenischen Volksversammlung, alle ihre Bürger über die Klinge springen zu lassen; es war ein Beschluß der Barmherzigkeit, daß man nur die tausend Angesehensten hinrichtete. Und nicht anders verfuhr man in den Parteikämpfen der Aristokratie und Demokratie, die nach dem Sturze des Königtums in fast allen griechischen Staaten tobten. Jedesmal würgten die Sieger alles hin, was in der feindlichen Partei sich irgendwie hervorgetan hatte, und da abwechselnd bald die einen, bald die andern zur Herrschaft gelangten, wurden so beide Teile furchtbar gezehntet. Da nun jeder Mann, der geistig über die Masse hervorragte, politisch Stellung nahm, so wurden immer die Besten im weitesten Umfange ausgerottet, und nur die schlechte Menge, die gar nichts bedeutete, blieb übrig. Dazu kam, daß die Pflicht der Rache an den Verwandten haftete; war ein angesehener Mann gefallen, so hatte man alle seine Angehörigen zu fürchten. Schon ein uralter griechischer Vers, den man dem

Digitized by Google

Homer zuschrieb, stellt den Grundsatz auf: „Der ist ein Narr, der den Vater erschlägt und die Söhne verschont." Danach handelte man und vernichtete neben dem Parteigegner auch seine ganze Familie bis zum kleinen Kinde herab, so daß der hervorragende Mensch nicht nur selbst unterging, sondern auch keine Nachkommen hinterließ. Der Erfolg mußte natürlich ungefähr derselbe sein, als wenn man in unseren Gestüten die edlen Zuchthengste schlachten und nur aus den elendesten Kleppern Nachwuchs ziehen wollte; die Rasse müßte sich mit steigender Schnelligkeit unrettbar verschlechtern.

Und solche Parteikämpfe beschränkten sich nicht auf Griechenland. In Rom würgte Marius die Anhänger der Aristokratie zu Hunderten und Tausenden hin; Sulla vergalt dies an den Demokraten, und was von edlerem Blute noch übrig war, rotteten die Proskriptionen der Triumvirn aus. Hervorragende Geistesgaben, die unter rechtlichen Verhältnissen ein Vorteil im Kampf ums Dasein sind, wurden so zum gefährlichsten Nachteil. Wenn auf diese Weise der geistige Stand des Altertums immer tiefer heruntersank, so zeigte sich auch darin die Wirkung der Naturauslese; aber im umgekehrten Sinne.

Auch die Guillotine der französischen Revolution hat ähnliche Wirkungen gehabt, wenn auch nicht ganz so tiefgreifende, weil man in diesem Falle wenigstens die Kinder schonte, also manches von dem edlen Blut, das törichterweise vergossen war, doch noch in seinen Nachkommen fortwirken konnte. Trotzdem ist seit dieser Ausrottung der Besten der Niedergang Frankreichs immer deutlicher hervorgetreten. Die geistige Führung Europas, die es im achtzehnten Jahrhundert besaß, ist ihm im neunzehnten verloren gegangen, und wie tief es sittlich und geistig gesunken ist, verrät nichts deutlicher als die brutale Gemeinheit, mit der es seinen Sieg gegen uns ausbeutet. Daß auch die Morde der Bolschewisten in Rußland in der gleichen Richtung wirksam sein müssen, wird die Zukunft lehren.

Ich glaube vorhin gezeigt zu haben, daß die Form der Verfassung für Blüte oder Verfall der Staaten gleichgültig ist; aus dem aber, was wir eben dargelegt haben, geht denn doch hervor, daß sie mittelbar eine sehr bedeutsame Wirkung üben kann. Daß das Wohl eines Staates von dem geistigen und sittlichen Hochstande seiner Bürger abhängt, ist zweifellos; ebenso daß die republikanische Verfassung zu inneren Kämpfen und schweren Erschütterungen des Staatswesens leichter Anlaß gibt als eine festgegründete, erbliche Monarchie. Wenn also jene Kämpfe durch die Ausrottung der Besten auf den Niedergang des Volkes hinwirken, so liegt die Schuld teilweise in der Form der Verfassung. Doch wohlgemerkt: diese kann so schlimme Folgen haben, braucht es aber nicht. Daß eine gewisse Dauerbarkeit der politischen Zustände, wie sie kein gesunder Staat entbehren kann, auch in der Republik möglich ist, beweist die nordamerikanische Union und noch besser die Schweiz. Und anderseits schützt auch die Monarchie, namentlich in ihrer schroffsten Form, der Despotie, nicht vor einer Ausrottung der Besten.

Der Despot verlangt, daß alles sich seinem Willen und ohne Widerspruch und eigene Prüfung beugen soll, und der Druck, den er so zunächst auf seine unmittelbare Umgebung ausübt, setzt sich durch seine Beamten und deren Unterbeamten fort bis in die niedrigsten Schichten des Volkes. Einen eigenen Willen zu haben, der sich kühn auch gegen Widerstände durchzusetzen ringt, wird so für alle außer dem Alleinherrscher zur höchsten Gefahr. Die Willenskraft, die einer der wertvollsten Vorteile im Kampfe ums Dasein ist, wird auf diese Weise zum schweren Nachteil, und auch in dieser Beziehung paßt sich das Volk den Zuständen an, unter denen es leben muß.

Den Erfolg despotischer Regierung kann man deutlich bei den Russen wahrnehmen, wahrscheinlich auch bei den Türken; doch sind diese nur minder gut bekannt. Jedenfalls haben beide Völker einen Begriff gemeinsam, den sie immerfort im Munde führen: in der Türkei heißt es „Kismet", in Rußland „Sudjba"; das bedeutet „Schicksal". Seit vielen Jahrhunderten war jeder gezwungen, sich einem großen oder kleinen Gebieter zu beugen; dessen Launen konnten Glück oder Unglück bringen, ohne daß man oft einen vernünftigen Grund dafür einsah. Widerstreben machte das Schlimme nur noch schlimmer. Da nahm man denn hin, was kam, als „Schicksal". Man krümmte in stumpfer Ergebung den Rücken und sagte: „Sudjba" oder „Kismet". Die Einwirkung dieser Zustände auf den Charakter des Russen sind unverkennbar. Sie sind reich an geistigen Fähigkeiten: schon die lange Reihe ihrer großen Dichter von Puschkin bis auf Gorki gibt den Beweis. Aber die Helden, von denen sie zu erzählen wissen, sind so gut wie ausnahmlos willenlose Schwächlinge. Ein Oblomoff, der immerfort von großen Taten träumt, dabei aber nie aus seinem Schlafrock herauskommt, wird von den Russen selbst als der bezeichnende Vertreter ihrer Nation empfunden. Lenin und Trotzki, die übrigens dem Blute nach beide keine Russen sind, waren nur die Führer einer Minderheit; aber seit diese sich der Gewalt bemächtigt hat, duckt man sich vor ihnen ebenso, wie man sich früher vor dem Zaren geduckt hat. Der Russe ist daher unbezahlbar als Bedienter; macht ihn aber der Zufall einmal zum Herrn über fremde Schicksale, so regen sich alsbald in ihm die verrücktesten Tyrannengelüste, wie die Verwüstung Ostpreußens und die Morde der Bolschewisten sie gezeigt haben. Die Ausrottung der Besten hat auch hier ihre gestaltende Kraft zum Unheil des Volkes

Digitized by Google

erwiesen, wenn auch nach anderer Richtung als in den Freistaaten des Altertums.

Aus dem bisher Gesagten wird man schon erkannt haben, was mir das Wesentliche für das Blühen der Völker und Staaten scheint: einfach daß der selbstverständliche Trieb zum geistigen und sittlichen Aufsteigen, der durch eine gesunde Naturauslese herbeigeführt werden muß, sich ungehemmt auswirken kann. Deutschland hat sowohl den Despotismus als auch die Revolution durchgemacht; aber keines von beiden hat so gewütet, um wie in Rußland und Frankreich eine Ausrottung der Besten herbeizuführen. Wir dürfen also erwarten, daß es sich in der bisherigen Linie weiterentwickelt, und darauf beruhen meine Hoffnungen auf eine gedeihliche Zukunft.

Aber bedeutet nicht dieser Krieg eine Ausrottung der Besten? Kluge Männer haben das behauptet, und vieles scheint ihnen recht zu geben. Der Kranke und Schwache ist zu Hause geblieben; die feindlichen Waffen haben also nur unter den Stärken und Gesunden aufgeräumt. Daß körperlich der Durchschnitt unserer Nation herabgegangen ist, läßt sich also kaum bezweifeln, und auch sittlich scheint dies wenigstens nach einer Richtung hin geschehen zu sein. Denn wer tapfer seine Soldatenpflicht tat, setzte sich den Kugeln in viel höherem Grade aus als der feige Drückeberger; auch in dieser Beziehung werden also die Besseren in höherem Umfange hingerafft sein. Dasselbe Schicksal muß freilich auch unsere Gegner betroffen haben: nicht Deutschland allein würde an einer Verschlechterung der Rasse leiden, sondern das ganze Europa, wenn der Krieg wirklich eine solche Verschlechterung bewirkt hätte.

Doch so nahe ein solcher Schluß auch liegt, die geschichtliche Beobachtung straft ihn Lügen. Denn was wir von diesem Kriege annahmen, müßte natürlich bei den früheren Kriegen schon hervorgetreten sein. Von diesen aber steht es fest, daß sie die betroffenen Völker nicht herabgedrückt und geschwächt, sondern nur gekräftigt haben, und das in um so stärkerem Maße, je mörderischer die Kämpfe waren.

Diese Folge ist allerdings nicht eingetreten, wenn sie sich mit einer planmäßigen Ausrottung der Besten verbanden: die Bürgerkriege der Griechen und Römer haben daher nur verheerend gewirkt. Tobt aber der Würgengel unterschiedslos über Hoch und Niedrig hin, so folgt seinem Wüten regelmäßig eine Zeit hoher Blüte. Im Altertum ist Italien niemals schwerer heimgesucht worden als durch den zweiten punischen Krieg, und das Jahrhundert, das ihm unmittelbar folgt, bezeichnet die höchste geistige Entwicklung des Römertums. Von seinen Provinzen ist Spanien am schlimmsten und dauerndsten von Kriegen heimgesucht worden. Von den Zeiten des Hannibal an haben dort die Waffen niemals geruht, bis endlich Augustus nach einem letzten mörderischen Vernichtungskampf den Frieden herstellte. Gleich darauf aber übernimmt Spanien die Führung in der lateinischen Literatur, und bald gehen sogar aus seinen Bürgern in Trajan und Hadrian die Beherrscher des Römerreiches hervor. Im Mittelalter fanden die Römerzüge der deutschen Kaiser ihren Abschluß meist in der Krönungsstadt Rom; Norditalien wurde furchtbar von ihnen verwüstet, der Süden verhältnismäßig wenig geschädigt. Und nur jener arg gequälte Norden ist es gewesen, von dem aus der Glanz der Renaissancekultur das ganze Europa überstrahlte; was südlich von Rom liegt, hat so gut wie nichts dazu beigetragen. In England folgt die glänzendste Blütezeit auf den Kampf der beiden Rosen, in Frankreich auf die Hugenottenkriege, in Holland auf den furchtbar schweren Befreiungskampf gegen Spanien. Wie vernichtend Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg getroffen wurde, ist allbekannt; und doch bedurfte es nur einer kurzen Zeit der Erholung, um den Höhepunkt unserer Musik und Literatur vorzubereiten, und an die napoleonischen Kriege schließt sich der schwindelnd schnelle Aufschwung an, für den wir jetzt gestraft werden. Schon oben haben wir bemerkt, daß unter allen Kriegen dieser Zeit Preußen viel schwerer gelitten hatte als Österreich, und daß es dennoch — oder sollen wir sagen: gerade deshalb — seinen Nebenbuhler in Deutschland weit überflügelte.

Verheerende Völkerkriege haben also nicht die Tendenz, ein Volk herabzudrücken, sondern im Gegenteil seine Kräfte zu steigern, und auch dies läßt sich aus dem Gesichtspunkte der Naturauslese erklären. Denn je grausamer und rücksichtsloser diese waltet, desto energischer muß die Wirkung sein. Mehr als anderthalb Millionen der Stärksten und Gesundesten sind durch die feindliche Kugel gefallen; aber die Zahl derer, die der Unterernährung erlagen, ist mindestens dreimal so groß, und dies waren die Schwächsten und am wenigsten Widerstandsfähigen. So bitter wir auch diese Opfer beklagen, der Durchschnitt der Nation hat sich in bezug auf körperliche Rüstigkeit wahrscheinlich mehr gehoben, als er durch die eigentlichen Kriegsverluste zurückgegangen ist. Und diejenigen, welche trotz aller Nöte und Gefahren gesund aus dem Felde zurückgekehrt sind, stellen ein auserlesenes Geschlecht dar, gestählt an Körper und Seele, und übertragen diese erworbenen Eigenschaften auch auf ihre Nachkommen. Bei den Aushebungen hat man sowohl in Frankreich und Italien als auch in Deutschland die Beobachtung gemacht, daß die Jahrgänge, die unmittelbar nach einem großen Kriege erzeugt sind, sich besonders kräftig erweisen, daß Kriegsuntaugliche unter ihnen im Verhältnis äußerst selten sind. Was der Kampf an gesunder Jugendkraft geraubt hat, wird also in der nächsten Generation reichlich ersetzt.

Digitized by Google

Neben der harten Auslese, die der Hungerkrieg über uns verhängt hat, steht eine andere, die kaum minder grausam ist. Wenn anderthalb Millionen heiratsfähiger Männer gefallen sind, so versteht es sich von selbst, daß auch anderthalb Millionen weniger Ehen geschlossen werden. Es werden also im nächsten Menschenalter sehr viel mehr alte Jungfern vorhanden sein als gewöhnlich. Der Kampf ums Dasein, das heißt in diesem Falle um die Möglichkeit, Nachkommen zu hinterlassen, wird also schwerer als je vorher auf dem weiblichen Geschlechte lasten. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß zu diesem Kampfe die Schönen besser ausgerüstet sind als die Häßlichen, die Klugen besser als die Dummen, die Gesunden als die Kranken, freilich auch die Reichen als die Armen. Doch bedeutet auch dies keine ungünstige Naturauslese. Denn wer befähigt gewesen ist, so große Reichtümer zu erwerben, daß er seine Töchter glänzend ausstatten kann, der wird gewiß kein dummer Mensch sein, und durch die Töchter werden seine geistigen Vorzüge dann auch auf die Enkel fortgepflanzt. Daß die Mütter des künftigen Geschlechts so gründlich durchgesiebt werden, mag am meisten dazu beigetragen haben, daß die meisten Kriege die Veredlung der betreffenden Völker förderten. Dies muß aber in um so höherem Maße geschehen, je größer die Verluste sind, also niemals wirkungsvoller als nach den Millionenmorden der letzten Jahre. So heißt es aber auch in jeder anderen Beziehung, je schlechter, desto besser. Je höher die Not steigt, je mehr jeder alle seine geistigen und körperlichen Kräfte anstrengen muß, um sich selbst und seine Nachkommenschaft zu erhalten, desto kräftiger entwickelt sich die ganze Nation. Gerade weil wir Deutschen in diesem Kriege mehr als alle andern gekämpft und gelitten haben, wird uns der Anspruch gewährt, trotz unserer Niederlage über alle anderen hinauszuwachsen.

Worin bestand denn die Überlegenheit, die uns allen andern Völkern furchtbar machte und sie zu diesem unüberwindlichen Bündnis gegen uns vereinigte? Doch nur in unserer unerschöpflichen Arbeitsfreudigkeit. Frankreich und England waren die reichen Länder, Deutschland das arme und emporstrebende; daß es durch dies fleißige Emporstreben reicher zu werden drohte als sie, war es ja in erster Linie, was ihnen die Waffen gegen uns in die Hand drückte. Der Ausspruch, den die Saturday-Review schon im Jahre 1897 getan hat, ist ja tausendmal angeführt worden: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft: sollten sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling Krieg führen?" Daß Deutschland aus der Welt vertilgt wird, haben unsere Feinde nicht erreichen können, so lieb es ihnen gewesen wäre. Vielmehr hat der Zusammenschluß aller deutschen Stämme, den Bismarck geschaffen hat, sich auch in dieser härtesten Probe glänzend bewährt, und auch Deutsch-Österreich strebt dahin, sich uns anzuschließen und wird sich auf die Dauer nicht davon zurückhalten lassen.

So werden wir, wenn alle Folgen dieses Krieges sich ausgewirkt haben, durch ihn in Europa mehr an Bevölkerungszahl und Ausdehnung gewonnen haben, als uns verloren geht. Wohl aber ist dahingeschwunden, was wir an Reichtum besessen haben und muß neu erworben werden. Gerade dadurch aber werden wir für unsere Überwinder die gefährlichsten Feinde, und daß sie das deutlich genug erkennen, daß sie noch jetzt eine unbezähmbare Furcht vor uns hegen, zeigen die Friedensbedingungen, die sie uns aufgezwungen haben.

Was hat der Reichtum Englands für Folgen gehabt? Daß ein ansehnlicher Teil des Volkes nicht zu arbeiten braucht und es für das Vornehmste hält, sich mit nichts anderem zu beschäftigen als mit Sport und allenfalls noch mit ein bißchen Politik. In Frankreich hat dies unfruchtbare Rentnertum sogar noch eine viel weitere Ausdehnung erfahren. Auch der kleine Mann strebt danach, sich ein Vermögen zu erwerben, das, wenn es auch nur bescheiden ist, ihm doch erlaubt, sein späteres Leben mit Nichtstun zu verbringen. Auch in Deutschland begann der neuerstandene Reichtum ähnliche Folgen zu zeitigen. Noch waren die Rentner selten. Selbst in den Greisen unserer Nation war der natürliche Tätigkeitstrieb zu stark, als daß sie ein ganz müßiges Leben, wie es dem Franzosen und Engländer das angenehmste war, hätten ertragen können. Doch gab es nicht wenige, die sich nur mit ästhetischen Spielereien zu schaffen machten, eine noch größere Zahl, die den englischen Gentleman bewunderte und nachzuäffen suchte. Der Sport gewann nach seinem Vorbilde eine unheilvolle Ausdehnung, und die Üppigkeit des Lebens nahm erschreckend zu. Damit ist es jetzt vorbei! Unsere Überwinder nahmen ja mehr als die Hälfte dessen, was wir erwerben können, als Kriegsentschädigung in Anspruch. Wir werden mehr arbeiten müssen als je vorher, um fette Engländer und Franzosen zu füttern und selbst nicht zu verhungern. Aber so hart das ist: uns wird es zum Segen sein und ihnen zum Verderben.

Einstweilen sieht es freilich nicht so aus, als wenn unsere alte Arbeitsfreudigkeit sich erhalten oder gar noch gesteigert habe. Wir sind solche Narren gewesen, den Achtstundentag einzuführen, und selbst die ganz Arbeitslosen sind so glücklich, für ihr Nichtstun eine mehr als auskömmliche Besoldung zu empfangen. Bei den jetzigen Preisen kann unsereins sich keine Alkoholika mehr leisten

Digitized by Google

außer höchstens ein sehr dünnes Gläschen Bier; zu Wein oder auch zu Schnaps reicht es nicht. Doch diese Zustände können nicht lange mehr dauern. Wenn in England die Spitzen der Gesellschaft nichts tun und sich von dem übrigen Volk ernähren lassen, so ist das nicht schön, aber doch erträglich; denn die Schmarotzer bilden nur eine kleine Gruppe. Wenn aber die Millionen des Proletariats sich als Staatspensionäre aufspielen wollen, so muß dies in kürzester Zeit zum Bankrott führen. Und stehen wir nicht schon im Bankrott mitten drin? Noch stopft man der immerfort fordernden Masse das Maul, indem man Haufen von Papierfetzen hineinstopft, auf denen bald 20 Mark, bald 50 Mark gedruckt ist. Doch schon jetzt ist ihre Kaufkraft auf ein Zehntel des früheren Markwerts gesunken, und bald wird man sie gar nicht mehr nehmen wollen. Dann wird der Strom der Volkswut diese Regierung wegschwemmen, wie sie es schon lange verdient hätte, und es beginnt die Zeit des Hungerns und des Arbeitens. Denn wer nicht hart arbeiten will oder kann, wird elend zugrunde gehen, weil der Staat nicht mehr die Mittel besitzen wird, ihn zu erhalten, und die private Wohltätigkeit in der allgemeinen Verarmung auch erlahmen muß. Die hungernde Menge wird toben und plündern, bis sie sich überzeugt, daß damit nichts geholfen wird. So steht uns eine Zeit des Schreckens bevor, vielleicht nicht minder furchtbar als einst der Dreißigjährige Krieg sie über Deutschland heraufbeschworen hat. Doch wie aus diesem, so wird auch aus der neuen Prüfung ein stärkeres Geschlecht hervorgehen, das sich noch höher über die faulen Rentnervölker der Engländer und Franzosen erheben wird, als seine Vorväter es getan hatten.

Und welche Regierung wird an die Stelle des unnatürlichen Bundes von Sozialismus und Zentrum treten, der jetzt unser Reich verschandelt? Werden vielleicht die gestürzten Monarchen oder ihre Erben zurückkehren? Nicht unmöglich; doch würde ich dies nicht mit Freude begrüßen, ein so guter Monarchist ich früher auch gewesen bin. Denn der Wert, den die Vererbung der Herrscherwürde besitzt, liegt ja in erster Linie darin, daß sie dem Staatswesen Festigkeit und seiner Entwicklung Stetigkeit verbürgt; bei einer Restauration vertriebener Monarchen fällt dieser wichtige Vorteil aber weg. Ein geleimter Königsthron bleibt immer wackelig, und wenn der Herrscher mehr an seine Selbsterhaltung als an das Glück seines Volkes zu denken hat, kann das nicht zum Heile führen. So ist Napoleon III. von einem Krieg in den anderen getrieben worden, weil er ohne die Gloire, die Frankreich verlangte, sich nicht auf dem Thron erhalten konnte, und endlich doch gestürzt, als einmal die Gloire versagte. Mögen wir vor solchen Herrschern bewahrt bleiben! Aber auch wenn sie kämen, würde ihre Regierung kaum eine sehr lange sein.

Also soll es bei der Demokratie bleiben? Ja und nein. Fragen wir die Geschichte, so lehrt sie uns, daß jede Herrschaft des Volkes mit unfehlbarer Sicherheit in Herrschaft des Geldes übergeht. Schwinden alle anderen Vorrechte dahin, so bleibt das unzerstörbare Vorrecht derer, welche die Mittel besitzen, um das Volk zu bestechen. So ist es in Athen und Rom gewesen, so ist es auch heute in Frankreich und Amerika. Zwar ist unsere Regierung eifrig bemüht, die Macht des Kapitals zu unterdrücken; doch selbst wenn sie es ganz vernichten könnte, würde das nichts helfen. Denn in kürzester Zeit würde es sich neu gebildet haben, und das ist ein Segen für unser Volk. Denn ohne ein starkes Kapital ist keine starke Produktion möglich. So werden denn, nachdem die Könige von Gottes Gnaden beseitigt sind, die Könige von Mammons Gnaden unfehlbar ihren Einzug halten. Demokratie und Plutokratie ist dasselbe. Daran ist nichts zu ändern, doch glaube ich nicht, daß wir das zu beklagen haben.

Was müssen wir denn von unseren künftigen Herrschern verlangen? Vor allem, wie mir scheint, daß es kluge und praktische Männer sind. Denn nichts ist schmachvoller und schädlicher bei der gegenwärtigen Regierung als ihr klägliches Unverständnis für die wirkliche Welt. Ehrenmathias freilich hat sich in seinen persönlichen Angelegenheiten sehr klug und praktisch erwiesen; denn sonst hätte er es nicht vom armen Schulmeister zum Millionär gebracht. Doch wo es sich um die Angelegenheiten des Reiches handelt, versagt leider diese schöne Befähigung. Er hat ein Buch über den Staatenbund und den ewigen Weltfrieden geschrieben, so reich an entzückenden Aussichten, daß jedem echten Menschenfreunde das Herz im Leibe lacht. Leider nur haben sich die Ideale, die er dort verkündigt, alle als undurchführbar erwiesen, dank dem herrlichen Waffenstillstand, den er abgeschlossen hat. Und so glänzend sich sein Finanzgenie für seine eigene Tasche bewährt hat, als Finanzminister des Reiches hat er nur bewirkt, daß unsere Valuta täglich schlechter ward. Doch daß eine Finanzgröße so ganz verschiedene Gesichter zeigt, je nachdem es sich um private oder öffentliche Dinge handelt, dürfte wohl Ausnahme sein. Im allgemeinen werden Männer, die klug genug waren, sich selbst ein großes Vermögen zu erwerben, auch in der Regierung des Landes nicht zu blöden Idealisten werden. Die Forderung einer klugen und praktischen Leitung, die erste und wichtigste, die wir stellen müssen, würde also in der Plutokratie große Wahrscheinlichkeit haben sich zu erfüllen.

Doch der Herrscher muß auch mehr an das Wohl der Untertanen als an das eigene denken; er muß uneigennützig sein, und das, meint man, ist von Geldmenschen nie zu erwarten. Doch darin hat man entschieden unrecht; denn, wenn man's recht bedenkt,

Digitized by Google

gibt es kein uneigennützigeres Tun als das Anhäufen ungezählter Millionen. Wer eine Million besitzt, wie sie die Prämienanleihe Erzbergers dem Gewinner freigebig verheißt, oder allenfalls zwei und drei Millionen, der kann Kaviar essen und Sekt trinken, echte Havannas rauchen, ein prächtiges Haus bewohnen und schöne Reisen machen, kurz, sich alle Genüsse gewähren, nach denen Herz und Magen Verlangen tragen. Steigert sich aber die Zahl der Millionen über ein bescheidenes Maß hinaus, so erhöhen sie nicht mehr den Lebensgenuß, sondern nur noch Arbeit und Sorge. Oder meint man, es sei eine Kleinigkeit, fünfzig Millionen und mehr richtig anzulegen? Ich meinerseits würde jedenfalls nicht wissen, wie ich das machen soll. Wenn also der Multimillionär immer bestrebt bleibt, sein Vermögen noch weiter zu vergrößern, so geschieht das ausschließlich aus Freude an der erfolgreichen Arbeit; irgendeinen wirklichen Vorteil hat er nicht davon. Höchstens könnte man als solchen anführen, daß mit der Menge des Geldes auch die Macht sich steigert. Doch um diese brauchen die Geldmänner unter der demokratischen Verfassung gar nicht besorgt zu sein.

Und wie nützlich pflegen solche Krösusse ihre Reichtümer anzulegen? Zum Teil natürlich in der Vergrößerung ihres Betriebes. Sie schaffen also immer neue Arbeitsgelegenheit für die Tausende und aber Tausende. Und je größer der Betrieb ist, desto höhere Löhne kann er zahlen, desto eher ist er in der Lage, große Summen für Wohlfahrtseinrichtungen herzugeben. Ich brauche nur an die Leistungen der Familie Krupp in Essen zu erinnern. In Jena wird die Universität zum sehr großen Teil aus den Mitteln der Firma Zeiß erhalten, und die Milliardäre von Amerika haben ganze Universitäten, reiche Museen gegründet und sie viel glänzender ausgestattet, als die deutschen Staaten mit ihren beschränkten Mitteln das zu tun vermochten. Und diese Stiftungen können um so großzügiger sein, als sie nicht wie die staatlichen von den Beschlüssen engköpfiger Parlamente abhängig sind, sondern nur durch den Willen eines einzelnen klugen Mannes bestimmt werden. Denn auch heute gilt der Satz Schillers:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn: Verstand ist stets bei wenigen gewesen."

Man sieht aus dem allen, daß die Plutokratie keineswegs so schlimm ist wie viele, vor allem unsere Sozialisten, sich vorstellen. Doch wenn wir sie auch beklagen wollten, so würde uns das gar nichts helfen. Denn historische Entwicklungen sind vom Willen der einzelnen unabhängig und setzen sich mit der Notwendigkeit des Naturgesetzes durch. Das arbeitsamste Volk der Welt wird durch die eifrigsten Arbeitstiere beherrscht werden. Denn wer mit Millionen rechnet, der begnügt sich nicht mit dem Achtstundentag, sondern er steht früh auf und sitzt bis tief in die Nacht hinein über seinen Briefen und Rechnungen. Das aber ist es, was ihn der Herrschaft würdig macht.

Daß Prophezeien ein übles Ding ist, haben wir in diesem Kriege oft erprobt. So mag auch diese Prophezeiung täuschen, obgleich ich meinesteils sie für unfehlbar halte. Doch das andere ist zweifellos: daß Not und Bedrängnis bessere Erzieher der Völker sind als Reichtum und Wohlleben. Vor wenigen Wochen hat die Universität Rostock ihr fünfhundertjähriges Jubiläum gefeiert und Abgesandte der neutralen Staaten waren dazu in großer Zahl erschienen, um ihre Glückwünsche darzubringen. Dabei waren Finnen, Schweden und Holländer darin einig, daß die geistige Vorherrschaft Deutschlands ungebrochen sei und daß eine Erneuerung der politischen früher erwartet werden könne, als wir selbst annehmen. Ob sie bald kommen wird, wie diese freundlichen Beurteiler meinten, bezweifle ich sehr; ich alter Mann werde sie kaum mehr erleben, ja vielleicht muß noch eine ganze Generation in Not und Sorge hinsterben, bis die neue Kraft, die das Unglück uns bringen muß, sich in unserem Volke angesammelt hat. Viele Torheiten werden wir vorher zu überwinden haben, vor allem das Streben nach unerreichbaren Idealen, wie es unsere Sozialisten beseelt und auch in den Schriften des edlen Herrn Erzberger seinen Ausdruck gefunden hat.

Man nannte uns früher das Volk der Dichter und Denker, und daß wir in einer erdichteten Gedankenwelt leben, ist bis heute unsere Freude und unser Schaden gewesen. Wir werden lernen müssen, der strengen Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, wie unser großer Bismarck es verstand, und wenn wir uns ein weniges von der List und Tücke unserer Feinde aneignen, so wird auch das uns nicht schaden. Und auch auf diesem Gebiete werden die Geldmänner, wenn sie künftig als Herrscher über uns walten, uns nicht die schlechtesten Lehrer sein. Doch ob die Plutokratie aus der Demokratie hervorgeht, ob die Monarchie zurückkehrt oder eine ganz neue Form der Verfassung für uns geschaffen wird, im Grunde ist es gleichgültig; denn Wohl und Wehe der Staaten hängen, wie gesagt, nicht von ihren Verfassungen ab, sondern von der Tüchtigkeit des Volkes, und diese wird und muß gesteigert aus unserer schweren Prüfung hervorgehen. Was auch geschehen ist und noch kommen mag, dabei wird es bleiben, daß am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen wird.

Digitized by Google

Stift Melk an der Donau, von der Au gesehen

Stift Melk. Von Ludwig Hirschfeld

Mit 14 Originalaufnahmen von B. Reiffenstein in Wien

Ein zweifaches Österreich gibt es: ein bekanntes, volkstümliches, und das setzt sich aus den paar Begriffen Prater, Stephansturm und den beliebten Reisegegenden zusammen. In dieses bekannte Österreich kommen jedes Jahr auf vorgezeichneten Reisewegen soundso viele Ausländer, verweilen hier ein paar Wochen, und jedes Jahr werden über diese beliebten Gegenden ungefähr dieselben neckischen Reisebriefe geschrieben. Aber selten weicht der Fremde von der vom Reisebureau vorgezeichneten Bahn ab, noch seltener dringt er tiefer in das Land vor, in das unbekannte Österreich. Das besucht kein reicher Amerikaner, darüber werden keine neckischen Reisebriefe geschrieben, und doch gäb's hier soviel zu sehen, zu bewundern, zu beschreiben, heimliche Schönheiten, die nur in ein paar Handbüchern verzeichnet sind und in den Gemütern einiger Schwärmer und Fußwanderer.

Namentlich Niederösterreich ist eine solche noch immer sehr unbekannte und vernachlässigte Gegend. Von den Schnellzugsstrecken abgesehen, auf denen hastige Reisende nach Wien oder in die Fremde streben, gibt's in diesem bescheidenen Kronland zumeist nur kleine Lokalbahnen, echte humoristische Vizinalbahnen, mit denen niemand ohne zwingenden Grund fährt, und viele von den stillen Bergwinkeln und Flußtälern sind noch nicht einmal durch ein schmalspuriges Geleise mit der großen weiten Welt verbunden, und man muß nach altmodischer Weise Postplätze oder sonstige Fahrgelegenheit bestellen. Mich mutet diese niederösterreichische Landschaft immer wie ein feiner und begabter Mensch an, der zu wenig Selbstbewußtsein besitzt und vor allem nicht die Fähigkeit, sich bemerkbar zu machen. Es dürfte nicht viel Amerikaner geben, die das Kamptal oder die niederösterreichischen Voralpen kennen, und selbst die Wachau hat mehr Schätzung als Besucher. Nicht einmal die Österreicher kümmern sich sonderlich um die Schönheit ihres Landes. Ja, wenn sie nach Deutschland kommen, da wird selbstverständlich die Rheinfahrt abgemacht und jede Ruine gewissenhaft bewundert. Aber aus einer Fahrt auf der Donau machen sie sich gar nichts, denn die ist viel zu nahe, viel zu leicht zu erreichen und wird von ausländischen Reisegästen viel zu wenig besucht. Es ist ein noch nicht in Mode gekommenes Stück Natur, das niederösterreichische Land, und deshalb ist es vielleicht so schön.

Wandert man in dieser Landschaft umher, so trifft man immer wieder auf ein Schloß, eine Ruine, ein Kloster, das man bisher nur

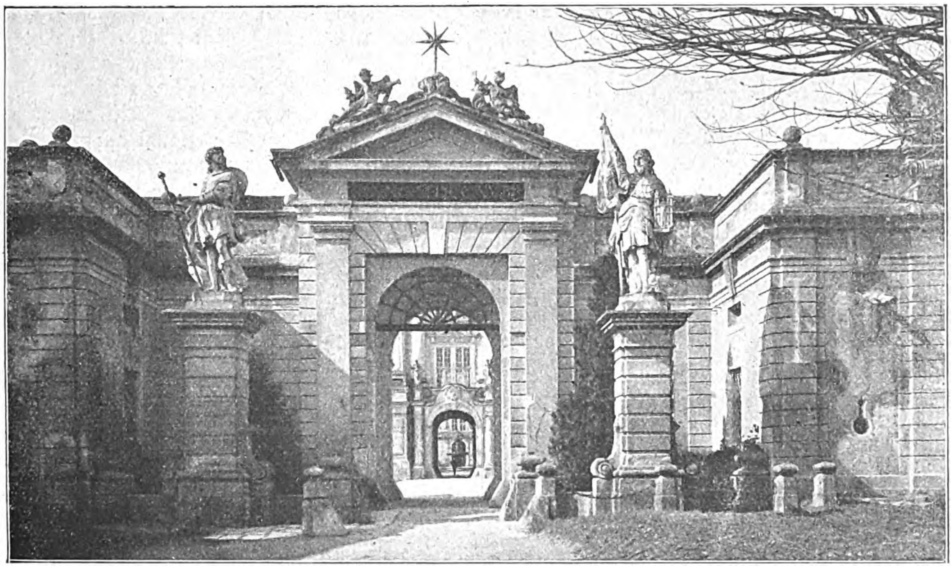
vom Hörensagen kannte. Niederösterreich ist ja ein richtiges Klosterland. Eine Anzahl berühmter alter Stifte sind hier in naher Nachbarschaft beisammen: Melk, Göttweih, Herzogenburg, Kremsmünster. Das Benediktinerstift Melk ist das älteste, und man kennt es auch außerhalb Österreichs. Schon durch seine oft abgebildete landschaftliche Lage an der Donau, auf steil abfallendem Hügel, wie eine Festung. Und das sind ja alle diese alten Klöster einmal gewesen: kirchliche und kulturelle Festungen. Beim Namen Melk wird längst entschwundenes Schulwissen wieder von selbst lebendig und alles das, was man in der Geschichtskunde und in der Deutschstunde durchaus nicht lernen wollte, fällt einem merkwürdigerweise jetzt dennoch wieder ein. Die ersten Ansiedlungen der Römer, die auf dem heutigen Stiftsberg ein Kastell errichtet haben sollen und den Ort Namare nannten, das Vordringen des Christentums, dessen kulturelle Ansätze durch die Völkerwanderung zerstört werden, und der Einbruch der Avaren verwüstet das Land gänzlich. Erst unter Karl dem Großen wird das Land als Ostmark befestigt, besiedelt und kultiviert, und in den Dokumenten dieser Zeit wird zum erstenmal der Name Medelicha genannt. Zunächst war der Ort eine Grenzfestung gegen die Magyaren und in diesem Sinne nennt ihn auch das Nibelungenlied. Erst der Babenberger Leopold I. der Erlauchte stiftete hier ein Kollegium von Chorherren aus dem Weltpriesterstande und daraus wurde unter Leopold II. dem Schönen die heutige Benediktinerabtei. Durch dieses Wohlwollen der Landesherren ist das Stift zu seiner Bedeutung und Größe gelangt. Die Babenberger residierten hier eine Zeitlang und den Habsburgern diente das später mit fürstlichem Aufwand umgebaute Stift als kaiserliches Absteigequartier.

Wirtszeichen aus Melk

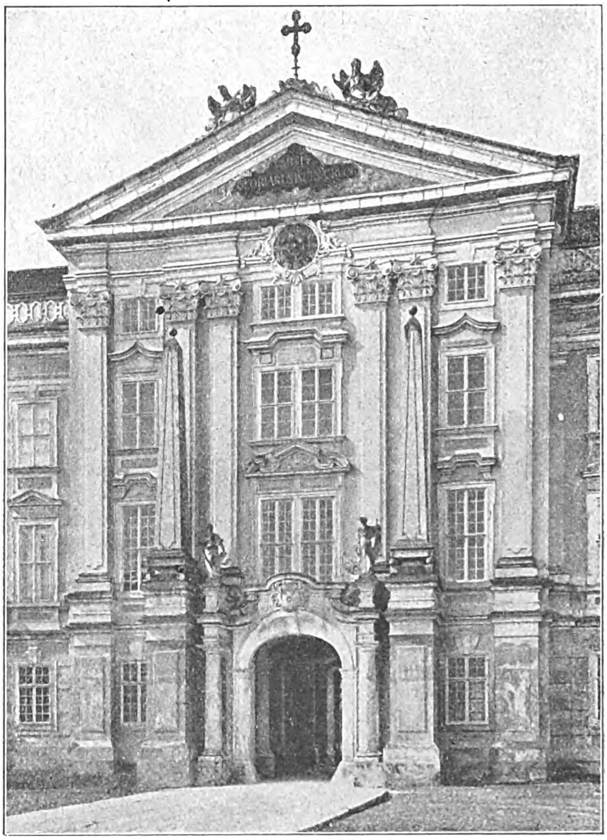
Nach und nach erwarb das Stift ausgedehnten Landbesitz, wurde mit allerlei Privilegien ausgestattet, es hatte die Gerichtsbarkeit, das Recht, Steuern zu erheben, es hatte eine berühmte Lateinschule, die heute noch ein geschätztes Gymnasium ist.

Von den rühmlichen Überlieferungen ist man hier bis heute nicht abgewichen, und auch in Zeiten, in denen in Österreich ein scharfer reaktionärer Wind wehte, ist Melk immer ein liberales Kloster geblieben.

Der Marktbrunnen in Melk



Der Eingang in das Stift,
links die Statue des Babenbergers Leopold, rechts die des heiligen Koloman



Der Portalbau

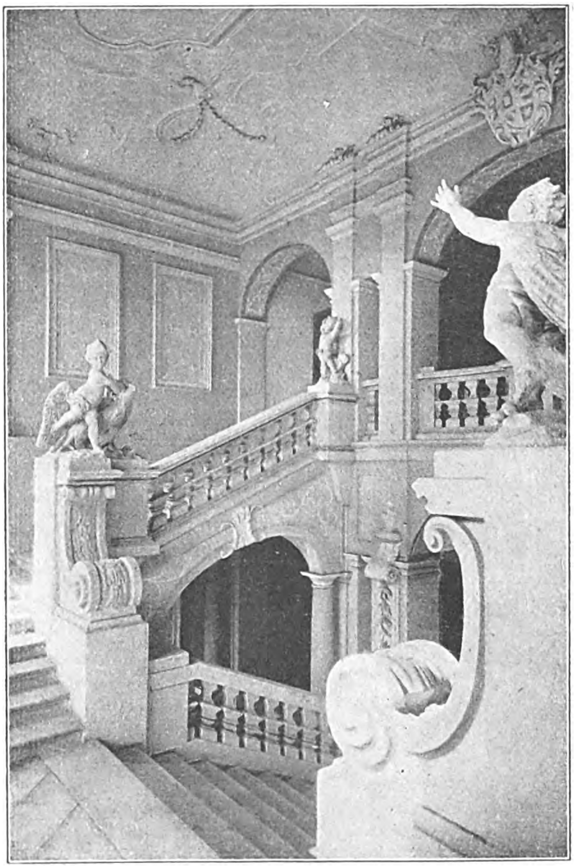
Manche Wiener Familie schickte ihre Söhne nach Melk ins Gymnasium. Es ist ja nur eine Entfernung von 1½ Schnellzugsstunden. Der Stiftsberg, das mächtige, vielfensterige Gebäude mit den zwei Kirchtürmen und der mächtigen Kuppel beherrschen das Bild der kleinen Stadt, der man beim Durchschreiten freilich nur den Titel Markt zuerkennen würde. Der ältere Teil, der noch von den letzten Resten einer Befestigungsmauer umgeben ist, besteht zumeist aus spitzdächrigen kleinen Häusern, die ein paar hundert Jahre alt sind. Da gibt's manche schöne Fassade, manches kunstvolle schmiedeeiserne Wahrzeichen und auf dem Hauptplatz einen Marktbrunnen mit der Figur des heiligen Nepomuk. Außerhalb dieses alten Melk, das dicht am Fuß des Stiftshügels liegt, ist ein neues modernes nachgewachsen, mit freundlichen Villen und Gartenanlagen. Hier erinnert nichts mehr an die alten schweren Zeiten, hier gibt's keine trotzigen Befestigungen mehr, sondern nur

Digitized by Google

nüchterne Warnungstafeln, die bei Androhung von Geldstrafen die Anlagen dem Schutze des Publikums empfehlen — die Zeiten haben sich also doch wesentlich geändert.

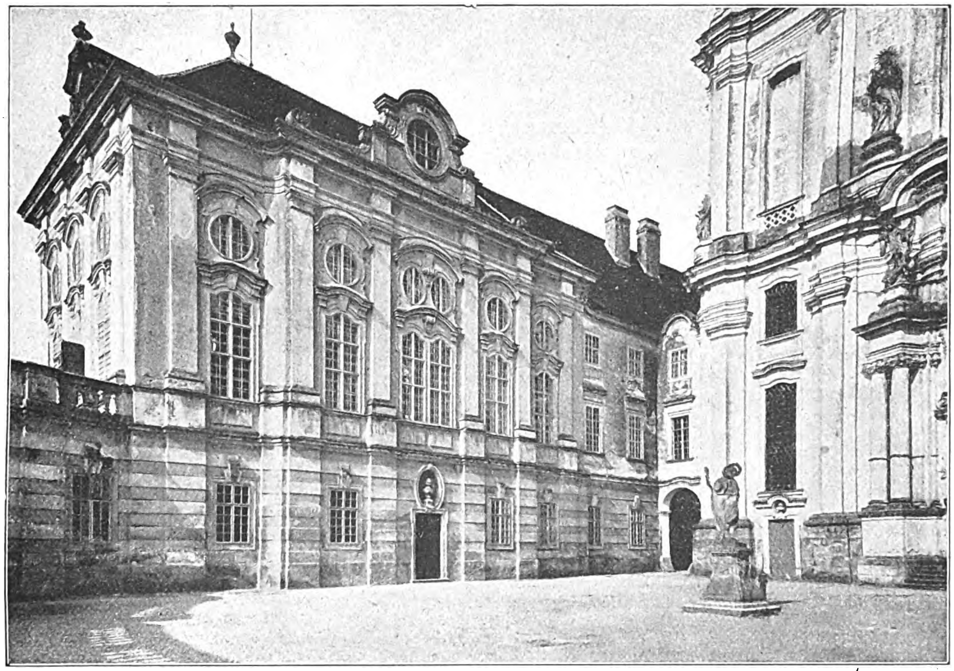
Durch eine bergan steigende Seitengasse und dann über fünfzig Stufen gelangt man zum Stift hinauf. Der Eingang sieht gar nicht klösterlich, sondern recht martialisch aus. Links und rechts vom Eingangstor stehen zwei mächtige Basteien aus dunklen Granitquadern. In der einen Bastei wurden in der Zeit der Franzosenkriege russische Gefangene einquartiert, die ein Feuer anzündeten und durch den Rauch erstickten. Die beiden Statuen sind der Babenberger Leopold und der heilige Koloman, der Gründer und der Schutzheilige des Stiftes. Wunderschön ist der Blick von außen durch die zwei Höfe und man bekommt gleich einen Begriff von der edlen Barockarchitektur. Tritt man dann durchs Tor, so fällt in der Decke eine große runde Öffnung auf. Sie wird der „Reißende Metzen“ genannt, ein symbolisches, überfließendes Getreidemaß, das Wahrzeichen des Stiftes, dessen Einkünfte früher hauptsächlich aus dem Getreidezehnt bestanden. Durch den Vorhof kommt man zu einem zweiten Tor, das das Stiftswappen trägt, und vom Dachfirst glänzt ein vergoldetes Kreuz, eine Nachbildung des berühmten Melker Kreuzes. Einen großartigen Eindruck macht in seiner Ruhe der Prälatenhof, im Geviert von edlen Fassaden eingeschlossen und mit einem Springbrunnen geziert. Von hier aus kann man auch die Gliederung des Ganzen am besten erfassen: zwei langgestreckte symmetrische Flügel, die durch den Bibliothekstrakt und die mit ihrer Hauptfront gegen die Donau gerichtete Kirche miteinander verbunden sind. Allein, ohne die liebenswürdige und lehrreiche Führung des Gastmeisters würde ich mich gar nicht trauen, die Wanderung durch dieses weitläufige Gebäude anzutreten.

Die klösterliche Stimmung stellt sich hier nicht so rasch ein. Dazu ist alles zu mächtig, zu prunkvoll, zu fürstlich. Man merkt's bei jedem Schritt, daß früher Kaiser und Prinzen hier eingekehrt sind. In dem feierlichen Stiegenhaus, das mit allegorischen Statuen und Stuckarbeiten geschmückt ist, dann droben, in dem fast 200 Meter langen Hauptgang, wo an den Wänden die Bilder sämtlicher österreichischer Herrscher hängen, noch deutlicher in der langen Flucht von Gastzimmern und namentlich in den Kaiserzimmern. Da gibt's Seidentapeten, venezianische Luster, kunstvolle Parkettböden und manches Stück von persönlichem und geschichtlichem Reiz. Zum Beispiel ein Pölster, das Maria Theresia eigenhändig gestickt haben soll, und eine verbrannte Stelle im Fußboden, auf der Napoleon eine unangenehme Depesche im Zorn verbrannt haben soll. Es muß ja nicht wahr sein, aber derlei Anekdoten gehören gleichsam zum Mobiliar solcher Räume.



Aus dem Stiegenhaus

Künstlerisch wertvoller und fesselnder sind die Prälatur, die Empfangsräume und Privatgemächer des jeweiligen Abtes. Hier sieht man auch die schönsten Stücke der reichhaltigen Bildersammlung: gute Kopien nach van Dyck und Rembrandt, in dem marmornen Empfangssaal eine Lukas Cranach zugeschrie-



Bibliotheks = Trakt

bene Madonna und in einem Privatgemach einen echten Cranach. Die bedeutendsten Stücke enthält aber die kleine Hauskapelle des Prälaten: drei alte Altarbilder, die als Werke Albrecht Dürers gelten, und die wunderschöne Mutter Gottes erinnert wirklich an seine edlen und regelmäßigen Frauenköpfe. Interessant sind auch die auf Holz gemalten Doppelbilder aus der Augsburger Schule. Von den sonstigen Bildern im Stift sind noch bemerkenswert: ein wenig bekannter Rubens „Die Frauen am Grabe Christi", einige Bilder des „Kremser Schmidt" und ein Bildnis Kaiser Ferdinands von Kupelwieser.

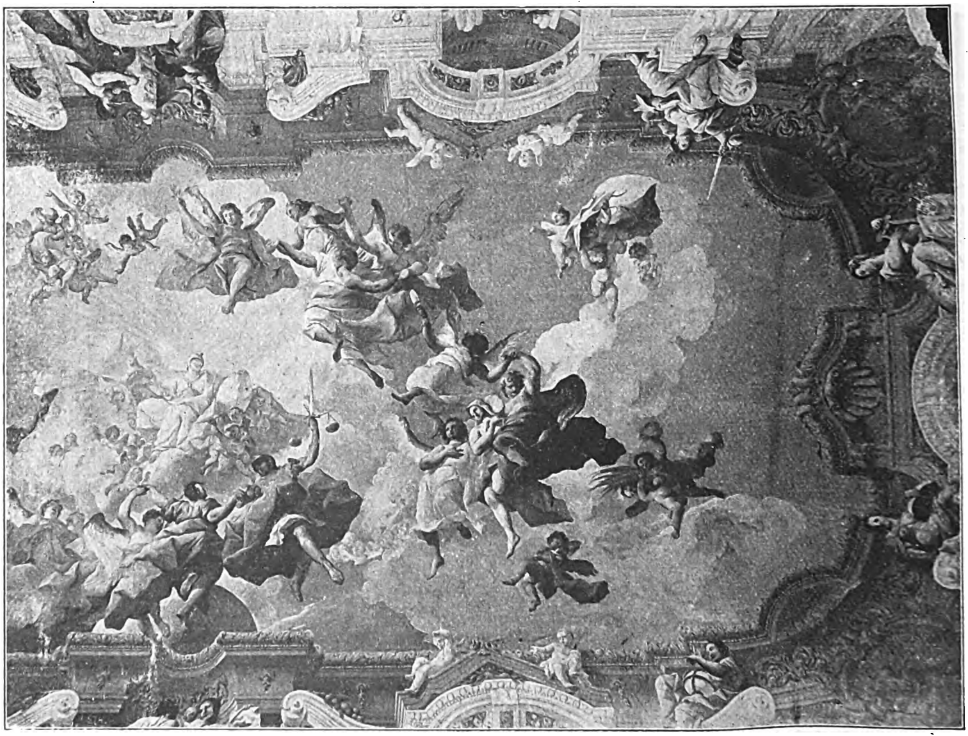
Die bedeutsamsten und wertvollsten Schätze enthalten aber das Archiv und die Bibliothek. Zum Besuche des Archivs ist eine besondere Erlaubnis des Abtes erforderlich, denn es enthält sehr kostbare und seltene Dinge: alte Urkunden auf Pergament, eine große Münzensammlung und eine kleine Zahl von Kunstwerken und Reliquien. Da ist der Trinkbecher des heiligen Ulrich, die Koloman=Monstranz, ein in Holz geschnittenes Bildnis des Naturforschers Georg Tannstetter, ein goldener Kelch aus dem 17. Jahrhundert, Tragaltäre mit Elfenbeinreliefs aus dem 11. und 12. Jahrhundert und vor allem das berühmte Melker Kreuz. Herzog Rudolf IV. hat es im Jahre 1363 von einem Wiener Goldschmied anfertigen lassen, um zwischen den Kreuzplatten Partikel vom heiligen Kreuz aufzubewahren. Diese Partikel sind jetzt noch darin, aber nur wenn besonders hochgestellte Besucher kommen, wird das Kreuz zerlegt. Das große Publikum kennt das Kreuz überhaupt nur vom Hörensagen und dadurch ist in der Melker Bevölkerung wohl die Legende entstanden, daß das goldene Melker Kreuz einen so großen Wert besitze, um davon das ganze Stift neu aufzubauen, wenn es abbrennen würde. Das ist natürlich nur ein frommer Volksglaube, denn das Kreuz stellt ungefähr einen Wert dar von 20000 Kronen, während in dem Stiftsgebäude Millionen stecken.

Für den weltlichen Besucher gibt es in der Bibliothek das Sehenswürdigste. Schon der große Marmorsaal selbst ist ein Kunstwerk mit seiner schön gegliederten Architektur, den allegorischen Statuen der vier Fakultäten, die auch den Gegenstand des Deckengemäldes von Troger bilden. Zwei große alte Globen, von einem Mönch verfertigt, zeigen die unbestimmten und naiven Vorstellungen, die man damals vom Erdball hatte. Die Kostbarkeiten der Bibliothek sind in Glaskasten ausgestellt: eine Klosterhandschrift aus dem 8. Jahrhundert, ein sehr fesselndes Kalendarium mit allerlei Randbemerkungen aus dem 10. Jahrhundert und einige kunstvoll ausgeführte Gebetbücher. Dem Sammler von Inkunabeln wird das

Digitized by Google

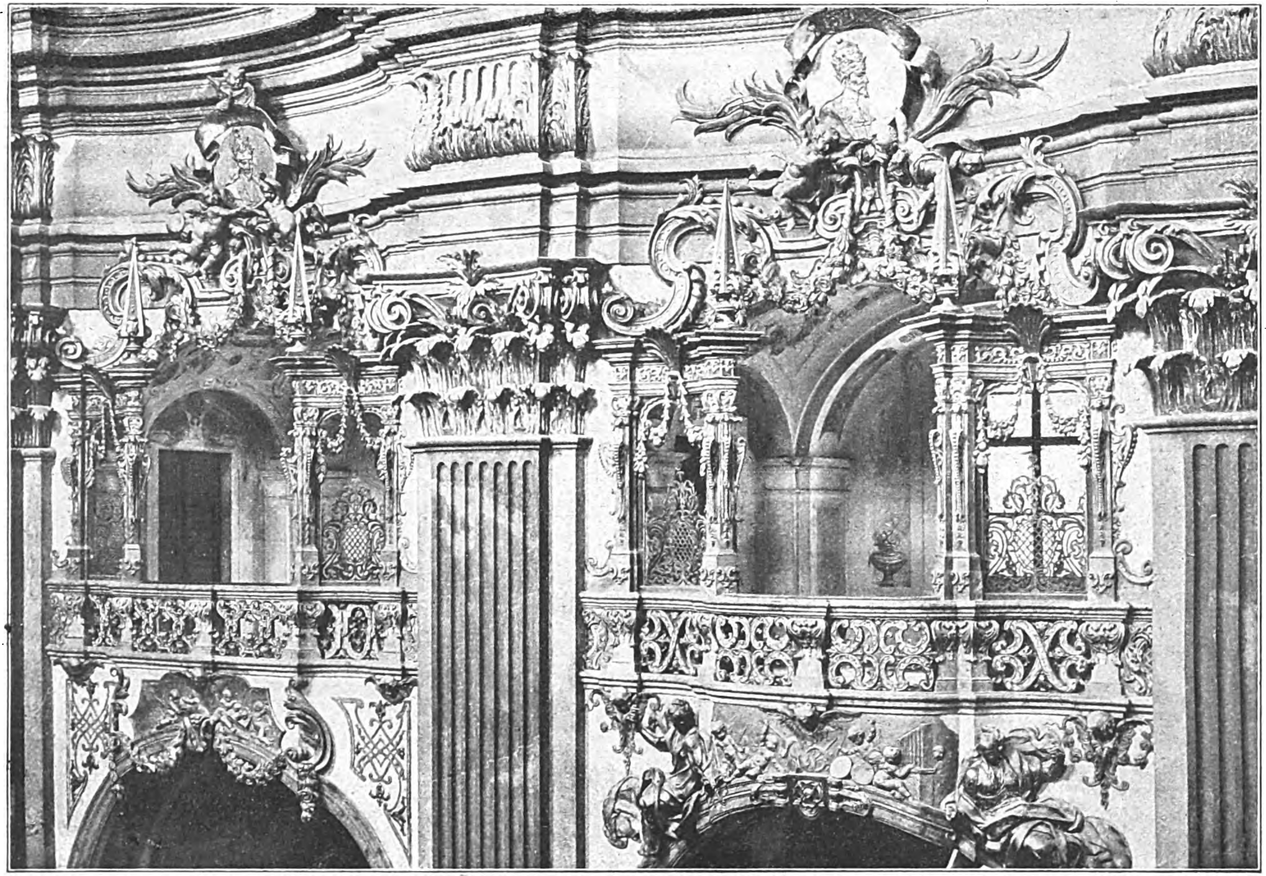
Ein Saal der Stiftsbibliothek

Herz schwer werden, wenn er die zweiundvierzigzeilige Gutenbergbibel sieht oder das Melker Meßbuch aus dem Jahre 1483 und den Teuerdank. Die ganze Bibliothek umfaßt 70000 Bände, und zwar Werke aller Zeiten und Fächer. In der Mehrzahl sind



Deckengemälde in der Bibliothek

Digitized by Google



Empore im Langhaus

Digitized by Google

es theologische und sonstige wissenschaftliche Werke, aber es findet sich hier auch ganz moderne Belletristik und im Vorübergehen glaube ich sogar den Namen Arthur Schnitzler gelesen zu haben ...

Dann tritt man eine Weile hinaus auf die Altane und genießt den weiten Rundblick: auf die kleine Stadt und auf das Donautal, die Ortschaften, Schlösser und Ruinen und den Horizont von Hügeln und fernen Bergen. Vor über hundert Jahren stand auf dieser Altane stundenlang Napoleon, aber nicht um das Landschaftsbild zu bewundern, sondern zur Beobachtung der Österreicher, die auf dem anderen Donauufer ihre Stellungen hatten. Auch das kleine Gärtchen unterhalb der Altane soll seine Entstehung Napoleon verdanken, der auf dieser Anschüttung Kanonen auffahren ließ.

Von hier aus hat man auch den vollen Anblick der Hauptfront und des Hauptportals der Stiftskirche, die man aber durch einen Seitengang betritt. Dieser sehr stilvolle, mächtige Kirchenraum ist nicht wie die meisten Kirchen in mystisches Dunkel gehüllt, sondern es fällt durch die Fenster der großen Kuppel reichlich Licht ein und dadurch ist der in Gold und rosafarbenen Marmor gekleidete Raum von einer hellen, geradezu heiteren Stimmung erfüllt. Die Fresken von Michael Rottmayr verstärken diesen Eindruck. Die Architektur der Pfeiler, der Kanzel und Emporen zeigt reichen, aber geschmackvollen Prunk. Der Hochaltar aus Salzburger Marmor trägt nicht wie üblich ein Altarbild, sondern die vergoldeten Statuen von Petrus und Paulus. Einer der Seitenaltäre trägt einen Sarkophag mit den Gebeinen des Märtyrers Klemens und in der Vorhalle ist das Marmorgrabmal der Babenberger. Besonders schön wirkt das Bild dieser Kirche, wenn die große Tür geöffnet ist. Dann blickt die liebliche Donaulandschaft herein und die vorüberfahrenden Schiffe können den Priester beim Hochaltar sehen.

Das Portal der Stiftskirche

Es gäbe noch manches zu besichtigen: das Refektorium, den Festsaal, die Schatzkammer, aber die Dezembersonne sinkt schon tiefer und ich muß mich beeilen, wenn ich den Rundgang durch das ganze Klostergebiet beenden will. Am Gymnasium und am Konvikt kann ich unmöglich vorübergehen. Kann mich nicht enthalten, in ein Klassenzimmer einzutreten und nach langer Zeit wieder Schulstubenluft einzuatmen. Es sieht genau so aus wie in weltlichen Gymnasien. Nur befaßt man sich hier mit den Schülern vielleicht noch liebevoller, namentlich mit jenen, die im Konvikt wohnen. Da gibt's gemeinsame Studierräume, große

Auf der Hochzeitsreise
Gemälde von G. Latouche

Digitized by Google

Aus dem Innern der Stiftskirche

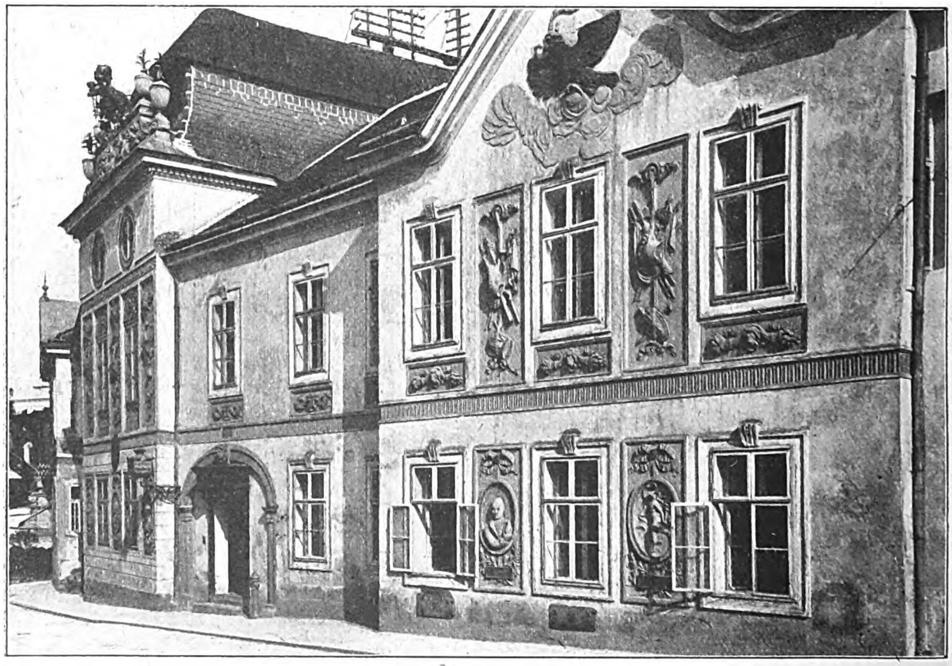
Schlafsäle, einen großen Speisesaal, Baderäume, einen Fechtsaal, ein Musikzimmer, ein Krankenzimmer. Und schließlich tritt man ins Freie, in den terrassenförmig ansteigenden Stiftspark. Die fürstliche Stimmung, die in dem ganzen Kloster vorherrscht, ist hier noch stärker, und auch in das kleine Lusthaus, das verschlossen und verträumt daliegt, kann man sich eher Rokokografen und Komtessen denken als geistliche Herren.

Das sind ungefähr meine Melker Eindrücke. Jetzt kann ich's ja eingestehen, daß

Digitized by Google

Der Pavillon im Stiftsgarten

ich mit einem ängstlichen Zögern hier eingetreten bin in diese Klosterwelt — mit einem bedauernden Zögern habe ich sie dann verlassen. Dem eigentümlichen Zauber der Klosterstimmung kann sich auch das weltlichste Gemüt nicht entziehen. Und das ist mehr als eine bloße empfindsame Anwandlung. Es ist das Gefühl der tiefen Ruhe, des Geborgenseins vor der unbarmherzigen großen Welt. Hier kann man Stunden, Tage, vielleicht ein ganzes Leben schmerzlos verträumen ... wirklich schade, daß es schon höchste Zeit ist, um den Wiener Schnellzug zu erreichen, der mich zurückbringt in den unerträglichen und unentbehrlichen, den verhaßten und geliebten Sündenpfuhl.



Das Posthaus in Melk

Digitized by Google

„In des Waldes finstern Gründen..."

Von Dr. Georg Giesecke

Der Räuber Moor bedeutete seiner Zeit ein Ideal. Man lebte in einem ‚tintenklecksenden Säkulum'. Eine selbstkluge Aufklärung hatte in alle Winkel geleuchtet und festgestellt, daß die Welt vortrefflich eingerichtet sei. Es gab keine Rätsel mehr, denn die gelehrten Herren mit hohen Perücken fanden in irgendeiner ihrer dickleibigen Schwarten auf jede Frage Antwort. Man konnte glücklich sein, und nur ein verhärtetes Gemüt erstickte den Dank, der des Allmächtigen Güte gebührte. So las man und so wurde gepredigt. Und man spürte doch, wie diese anscheinend so fest gegründete Welt in den Fugen zu krachen begann. Von alten Zeiten ererbtes Recht war Unrecht geworden, und unheimlich wirkende Kräfte waren bemüht, es zu stürzen und ein Neues, Besseres an seine Stelle zu setzen. Der dritte Stand, das Bürgertum, strebte nach Freiheit und Macht, und wenn es ihm in Deutschland nicht wie in Frankreich gelang, seine Ansprüche durch Taten durchzusetzen: um so stärker war die Sehnsucht nach einem Mann, einem Führer. Man war des Dichtens und Denkens müde und wollte Taten sehen. Aber das Größte, was dem umsturzlüsternen deutschen Genius gelang, war eben doch nur ein Buch. Auf dem Titelblatt ruft das hippokratische Wort nach Feuer und Schwert, wenn andre Arzneien versagen. Karl Moor wirft sich zum Rächer der geknechteten Menschheit auf. Wie der Schrei der Freiheit bricht es aus seiner Seele: „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Ach! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen." Sein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache ist sein Gewerbe; davon erzählen die Ringe an seinen Fingern. Er setzt sich im Kampf gegen eine im Kern verfaulte Welt außerhalb von Sitte und Gesetz; es ist sein Verhängnis, daß er die Kraft nicht hat, das ‚schlappe Kastratenjahrhundert' zum Teufel zu jagen, daß er nur ein Knabe ist, der sich anmaßte, mit Jupiters Keule zu spielen.

‚Die Räuber' gehören zu den zahlreichen literarischen Vorläufern, die die französische Revolution ebenso gehabt hat wie die Novemberrevolution in Deutschland. Schon daß ein Räuber sich vermißt, die Welt wieder einzurenken, ist bezeichnend für eine seelische Zerfahrenheit, die wir wohl erst selber haben durchmachen müssen, um sie ganz zu verstehen. Wir erfahren heute, wie schwankend die Grenzen zwischen Idealismus und Verbrechen sind. Wir erleben es alle paar Monate, daß uns irgend jemand beglücken will und sich kein Gewissen daraus macht, uns mit Handgranaten und Maschinengewehren in sein Paradies zu treiben. Es gibt manchen Spiegelberg, der fragt: „Was heißest du ehrlich? Reichen Filzen ein Dritteil ihrer Sorgen vom Halse schaffen, die ihnen nur den goldenen Schlaf verscheuchen, das stockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wiederherstellen, mit einem Wort: das goldene Alter wieder zurückrufen ... siehst du, das heiße ich ehrlich sein." Merkwürdig, wie leicht man über dieser Losung vom goldenen Alter den Spiegelberg vergißt, der sie ausgibt! Die Verführung ist eben sehr groß. Wenn alles zusammenbricht, sehnt man sich nach dem Urzustand zurück. Es kommt sogar auf eine Anzahl Scheußlichkeiten nicht an. Es wird immer Lumpen geben, die große neue Gedanken in Verruf bringen. Wenn der Starke, dem die Zukunft gehört, sich nur durchsetzt! Die Staatsmänner und Heerführer, die Kaiser und Könige haben mit ihrer Zucht den Menschen nicht glücklich gemacht. Vielleicht steht irgendwo einer auf, ein Unbekannter, und wenn's ein Räuber ist, der das geheimnisvolle Mittel kennt, das alle Schmerzen stillt. Wenn im verflossenen Frühjahr ein Mann wie Hölz monatelang eine ganze Landschaft beherrschte und Politiker fand, die ihn nicht als Verbrecher angesehen und behandelt wissen wollten, so offenbarte sich darin eine fast abergläubische und krankhafte Achtung und Überschätzung der Tat schlechthin.

Der gewaltige Erfolg der ‚Räuber' ist bekannt. Die große Masse des Publikums nahm jedoch an vielen Einzelheiten sittlichen Anstoß und ließ sich nicht durch Schillers Vorrede beeinflussen, in der die Moral des Schauspiels sehr gründlich auseinandergesetzt wird. Es war damals wie heut: der Durchschnittsbürger fühlte wohl, daß die Verhältnisse, unter denen er lebte und arbeitete, ein wenig eng, ja hier und da fast unerträglich geworden waren. Aber als dann einer in seine Stube trat, mit großen Schritten und hastigen Bewegungen, und die Fenster aufriß, damit frische Luft hereinströme, fürchtete männiglich, einen Schnupfen zu bekommen. Verschiedene Bearbeiter machten sich an die ‚Räuber', um sie gesellschaftsfähig zu gestalten. Herr Plümicke in Berlin raubte dem Franz seine eheliche Geburt, auf daß die Kanaille nicht allzu groß sei, und läßt den Karl durch Schweizer erstochen werden. Ein Herr Thomas in Stralsund fand die „Katastrophe unnatürlich, allzu mordvoll und von keiner Wirkung". Er ließ nur den Franz

Digitized by Google

sterben, dagegen alle andern, selbst den alten Moor, leben und glücklich werden, und Karl kriegt seine Amalia. Ja, ein Dritter verfiel sogar auf den seltsamen Gedanken, unter dem Titel ‚Die Grafen von Moor' ‚Die Räuber' ohne Räuber umzuschreiben, d. h. Karl geht nicht unter die Räuber, weist sogar einen Vorschlag Spiegelbergs, sich dem russischen Aufrührer Pugatschef anzuschließen, entrüstet ab und tritt in die Dienste der Kaiserin von Rußland, um „durch narbende Wunden, durch sauer erkämpfte Lorbeeren dieses Haupt vom Vaterfluche zu entlasten." Er wird Oberst und Regimentskommandeur, findet den Vater wieder und heiratet Amalie. Schweizer wird Major, und nur der Franz stirbt am Schlaganfall. Auch moralisierende Fortsetzungen zu den ‚Räubern' erschienen. Das Merkwürdigste ist aber doch, daß das Stück zu einem Roman ausgewalzt wurde, der alle gerechten Forderungen einer Leserschaft erfüllte, die nichts von den seelischen und politischen Fragen Schillers wissen wollte, sondern einzig und allein billige Unterhaltung suchte und in der unheimlichen Räuberwelt ein angenehmes Gruseln verspürte. Der Roman heißt ‚Die Grafen von Moor' und ist im Jahre 1802 erschienen. Wie er sich liest, mag die Schilderung Amalias verraten: „Wie aus goldenem Strahlensaume die Sonne an einem Frühlingsmorgen hob sich ihr blendendweißes Gesicht aus ihren schönen dichtgeringelten blonden Locken. Ihr seelenvolles blaues Auge blickte ehrliches Zutrauen und namenlose Seelengüte. Ihr Mund, röter als Purpur, der sich immer zu einem wohlwollenden Lächeln verzog, vollendete an ihren schönen Gesichtszügen die freundliche Miene eines wohltätigen Engels. Auf ihrer schönen Stirn thronte weibliche Würde mit Mädchenhuld anmutig gepaart." In diesem Ton geht es noch lange weiter. Es ist selbstverständlich, daß Amalias Hals weißer als Alabaster ist, und wir hören mit Vergnügen, daß ihrer Stimme melodische Töne wie Harmonika-Klang fluten. Um so trauriger, daß dieses Musterbild eines Weibes ins Kloster geht und sich von Karl abwendet. Sie grämt und zehrt sich aus, Karl aber vermählt sich mit einer Freiin von Tautenbergk und setzt seinen Stamm fort, wie es am Schluß drollig nüchtern heißt.

Der Verfasser dieses Machwerkes war der Erfurter Privatdozent, Universitätssekretär und Advokat Ignaz Ferdinand Arnold, und in ihm begegnen wir einem Hauptvertreter der Räuberliteratur, die Schillers Drama auf den Plan gerufen hat. Er hat auch den Schinderhannes in einem ‚historischen' Roman verherrlicht, der in Nachdrucken und Bearbeitungen noch heute gedruckt und gelesen wird. Dieser Schinderhannes, der eigentlich Johann Bückler hieß und 1777 im Hessischen geboren war, hat die Phantasie des Volkes mächtig bewegt, denn er war in der Tat ein edler Räuber, der auf Recht und Ordnung hielt. Er war Scharfrichtersgehilfe gewesen, ließ sich etwas zuschulden kommen und wurde gestäupt und entlassen. Daraufhin ging er unter die Räuber und sammelte eine zahlreiche und wohlgerüstete Bande um sich. Wenn man vieles von dem, was schriftlich und mündlich über ihn berichtet wird, als erdichtet ansieht: soviel steht fest, daß Schinderhannes nur die schröpfte, die es vertragen konnten, vor allen die Juden und die Kaufleute. Dagegen war er milde gegen alle, die arm waren oder hilfsbedürftig, und wer sich ihm durch Zahlung eines Tributs willig unterwarf, dem wurde künftig kein Haar mehr gekrümmt. Als Arnold ihn zu seinem Helden erwählte, im gleichen Jahre wie die Grafen von Moor, lebte Schinderhannes noch, denn er wurde erst 1803 in Mainz mit zwanzig seiner Spießgesellen hingerichtet.

Der Räuberroman ist aus dem Ritterroman entstanden, wie Schillers ‚Räuber' ohne Goethes ‚Götz' nicht denkbar sind. Der Vater des Ritterromans ist Leonhard Wächter, der Leiter einer Erziehungsanstalt in Hamburg, der unter dem Namen Veit Weber Sagen der Vorzeit sammelte und kurz vor Schiller ein Drama ‚Wilhelm Tell' herausbrachte, ein mannigfach verdienter Mann, der den Romantikern vorarbeitete, altes Sprachgut ausgrub und sogar zu glücklichen Neubildungen wie Burgverlies fähig war. Die Verbindung des Ritterideals mit dem des Räubers vollzogen Karl Gottlob Cramer und Christian Heinrich Spieß. Beide haben unendlich viel geschrieben. Cramers ‚Hasper a Spada' (1792) ist das Urbild ungekämmten und ungewaschenen Heldentums. Er teilt wie der Räuber Moor den Armen aus, was er den Reichen genommen hat. Er liebt die Freiheit wie der Berlichingen und leert seinen Humpen aufs Wohl der „Fürsten auf ihren Burgen — beim Niersteiner! — unterm Lanzengesplitter! — unterm Schwertergezische! — unterm Fluche der Pfaffen — in Freiheit! — Freiheit! — Freiheit! —" Er haßt die Pfaffen und schildert einen Schwarzrock: „schleichend deine Schritte wie die Schritte der Blindschleich' über dürres Heidemoos — tödlich vergiftend dein Auge wie Basiliskenblick — und dein Herz ein verfluchtes Rüstsaal aller Laster." Cramer, Forstrat in Meiningen, war ein biedermännischer Grobian, voll Pockennarben, von plattem Ausdruck, harter Stimme und mit einer großen Meerschaumpfeife im Munde. Wie er war, schrieb er, und namentlich seine Vergleiche zeichnen sich durch ihre Abgeschmacktheit aus. Er sagt z. B.: „Seine Blicke hüpften wie Flöhe auf diesem schönen Körper herum und suchten sich durch das Gewand zu bohren," oder: „Die Liebe wurde so elend lau, daß man hätte Pelzhosen dabei anziehen mögen."

Digitized by Google

Neben Cramer steht Spieß. Von Beruf Schauspieler, begann er auf dramatischem Gebiet. Dann aber nahm er von der Bühne Abschied, fand in einem böhmischen Grafen einen Gönner, lebte auf dessen Gut und schrieb Romane, 19 Stück in 43 Bänden, freilich nur die knappe Hälfte von dem, was Cramer vor sich brachte. Er liebt, Gruseln zu erregen, und so tritt er seine „Reisen durch die Höhlen des Lasters und Gemächer des Jammers“ an. In diesem Buch (4 Teile, 1796—98) zeigt sich ein lehrhafter Zug von Menschlichkeit: die Umwelt wird für das Verbrechen verantwortlich gemacht. „Ich fuhr,“ sagt Spieß, „erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache die Mutter der größten und wichtigsten Begebenheiten werde; daß ein geringes, von uns und tausend anderen schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräter seines Vaterlandes machen könne.“

Ganz ähnlich lesen wir auf dem Titelblatt von Heinrich Zschokkes ‚Abällino,‘ dem 1793 als Roman, 1795 als Drama herausgekommenen, Großen Banditen,‘ den Satz: „Verhältnisse bestimmen den Menschen.“ Das Stück hat selbst in Weimar großen Erfolg gehabt. Der Held treibt ein Doppelspiel als Räuber und als Edelmann. Sturm- und Drangworte purzeln über die Bühne: „Wer von uns zur Seligkeit bestimmt ist, der wird einmal selig, und wer verdammt ist, der bleibt verdammt in alle Ewigkeit, und wenn er gleich nach menschlicher Meinung ein Heiliger wäre.“ … „Wir sind Menschen so gut, wie der Doge und seine Senatoren; wir können so gut wie sie Gesetze geben und aufheben und bestimmen, was Sünde und Tugend sein soll.“ — „Erlaubt's immerhin, daß ich mich als Bandit mit einem Dogen vergleiche. Dein seidener Rock und mein grober Kittel machen unter uns nur einen kleinen Unterschied. Der Purpur macht nicht zum großen Mann und der Bettelsack nicht zum kleinen.“ In diesem Banditen aus Grundsätzen glüht noch ein Funke von dem Feuer Karl Moors. Zschokke schrieb noch einen ‚Abällino unter den Kalabresen‘ namens Giulio degli Obizzi, und in Hamburg erschien ‚Die Heldin der Vendée, ein weiblicher Abällino,‘ eine romantische Geschichte, in der eine junge Republikanerin in die Hände einer royalistischen Räuberbande fällt.

Cirkassierinnen singen und spielen Rinaldo in Schlaf. (Aus Rinaldo Rinaldini, dem Räuberhauptmann. Mit Kupferstichen von C. Schule, Leipzig 1800)

Mit Zschokkes ‚Abällino‘ war die Räuberromantik im deutschen Roman nach Italien verpflanzt worden. Das bekam ihr ausgezeichnet und schon nach wenigen Jahren (1798) war ihre erstaunliche Frucht gereift: ‚Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann.‘ „Ganz Italien,“ so versichert uns Christian August Vulpius, „spricht von ihm; die Apenninen und die Täler Siziliens hallen wider von dem Namen Rinaldini! Sein Name lebt in den Kanzonetten der Florentiner, in den Gesängen der Kalabresen und in den Romanzen der Sizilianer …“ Rinaldini ist edlen Geblüts; sein Vater, der unter dem Namen des Alten von Fronteja durch die Geschichte geistert, ein Gefäß von unergründlicher Weisheit, ist der Sohn eines italienischen Prinzen und einer Sultanstochter und wird zum Schluß Bassa von Cypern, wohin er Rinaldo und dessen geliebte Olimpia mitnimmt. Aber ehe es dahin kommt, hat es der edle Räuber schwer. Mit Sehnsucht und Reue denkt er an unschuldige Kindertage zurück, wo er die „Töne der Schallmeie mit den schmeichelnden Lüften vermählte.“ Gleich Karl Moor hat er den Plutarch gelesen und beschlossen, die Welt zu verbessern. Er besorgt

Digitized by Google

das mit Anstand. Er hält seine Bande in ausgezeichneter Zucht; sein Name genügt, um sie auf die Knie zu zwingen. Braucht er Lebensmittel, so zahlt er sie den Fuhrleuten, denen er sie wegnimmt, reichlich. Arme Wanderer und Klausner stehen unter seinem Schutz. Reiche Müßiggänger und Prälaten dagegen läßt er nach Herzenslust ausplündern. Rinaldo selber hält sich von den gewöhnlichen Raubzügen zurück. Er ist ein großer Herr, der dichtet, komponiert, Gitarre spielt und sehr viel und wechselvoll liebt. Seine Liebschaften stürzen ihn in allerlei Gefahren, aus denen er jedoch immer wieder gerettet wird: durch eigene Schläue, durch weibliche List, durch seine Spießgesellen, durch Wunder. An den Wundern hat lebhaftesten Anteil der Alte von Fronteja, Rinaldos Vater. Die zeitgenössische Schwärmerei für Geheimbünde und Mysteriendienste fand auch in diesem Roman ihre Stelle. Ein politischer Einschlag, die Befreiung Korsikas, erweckt die Aufmerksamkeit. Es ist ein Buch, in dem sich alles findet, was in dem Ruf stand, dem Leser zu gefallen: Liebe, Verführung, Ehebruch, Mord, Einkerkerung von schuldlosen Frauen, heldenhafter Kampf, zartes Gefühl, tiefsinnig scheinender Bombast, grobianischer Witz, gespitzte Zierlichkeit, kleine Schlüpfrigkeiten und vor allem eine Überfülle von Handlung. Der Roman ist schlecht gebaut. Er ist völlig auf die Gedankenlosigkeit des Lesers angelegt, der sich immer wieder darauf verlassen kann: Das Unglaubliche wird geschehen, um die Karre weiterzuschieben. Herrliche Stilblüten findet man auf Schritt und Tritt: „Der erste Gegenstand, der ihm in der Kirche in die Augen fiel, war Olimpia." Oder: „Rosaliens Entzücken zu beschreiben, vermag keine Feder. Sie lebt ganz in und für ihren geliebten Rinaldo, und dieser erholte sich zusehends wieder bei der Pflege und Wartung des geliebten Mädchens." Oder endlich eine Naturschilderung: „Der Abend senkte sich über die Täler. Die Streifen der fliehenden Sonne zogen durch die Fluren, färbten die Gipfel der Berge purpurrot und schwanden. Die Abendlüfte trugen Wohlgerüche auf balsamischen Flügeln über die Auen. Die Abendfliegen erwachten, durchschwärmten summend die Gegend, und in der Ferne erklang des Hirten laute Schallmeie in das Glockengeklingel seiner Herde. Schmachtend ertönte der Sang der liebeflötenden Nachtigallen, und jeder Zweig wurde zur Kenie."

Die Nachfolger Rinaldos zu nennen ist unmöglich, Vulpius selber verarbeitete ihn zu einem fünfaktigen Schauspiel. Er veröffentlicht in seiner Zeitschrift ‚Janus,' ‚Romanzen und Lieder über Rinaldini' und an dieser Stelle, nicht im Roman selber, finden wir: „In des Waldes finstern Gründen Und in Höhlen tief versteckt, Ruht der Räuber allerkühnster, Bis ihn seine Rosa weckt." Unter den Nachahmern tat sich der Leipziger Notar Johann Jakob Brückner hervor. Er schrieb 1799 ‚Dianora, Gräfin von Martagno, Rinaldo Rinaldinis Geliebte' als ein Seitenstück zu Vulpius' Roman, wie er später mit Spießens ‚Reisen durch die Höhlen des Unglücks' und mit Schillers ‚Geisterseher' zu wetteifern suchte. Auf deutschem Boden blieb, nach dem Vorbild des ‚Schinderhannes,' der Berliner Gymnasialprofessor Friedrich Eberhard Rombach mit seiner ‚Geschichte des famösen Wilddiebes und Straßenräubers Matthias Klostermayer, genannt der bayrische Hiesel', ein Buch, dessen Vollendung er seinem Schüler Ludwig Tieck übertrug.

Es wirkt wie ein Sinnbild, daß der Name eines echten Romantikers mit einem dieser Leute zusammenhängt, welche nach dem Urteil eines zornigen Literarhistorikers einen Wust von Pfeffertütenliteratur lieferten. Sie taugen gewiß nichts, und wer sich selbst an ein Meisterwerk der Art wie den ‚Rinaldo Rinaldini' heute wagen wollte, würde bald in diesem Irrgarten verworrener Erfindungen ermüden und von der Geschwollenheit und Plattheit des Stils abgestoßen werden. Von sittengeschichtlichem Wert sind diese Machwerke trotzdem. Wundergläubiger Sinn lehnt sich auf gegen die verstandesdürre Selbstverständlichkeit des Jahrhunderts. Man rüttelte an den Grundfesten des Staats und der Gesellschaft. Man fragte nach der Gerechtigkeit von Gott und der Welt. Schillers Sonnenwirt, der Verbrecher aus verlorener Ehre, wird zum Räuber: „Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Äckern und Feldern füttert, haben sie dich jahrelang im Zuchthaus und auf Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirtschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht." Die Herrschenden sind schuld. „In der ganzen Natur," ruft Cramers Hasper, „gibt's kein härteres Ding als ein Fürstenherz. Sie sehen schöne Dirnen und Possenspiel; aber nicht die Not ihrer Länder! Hören ihre Jagdhörner und Sängerinnen; aber nicht die Seufzer und Tränen der Armen!" Wo winkt Rettung? Man stellt sich außerhalb der Gesellschaft, wie es Kleists Kohlhaas tut, den sein Rechtsgefühl, das einer Goldwage gleicht, zum Räuber und Mörder macht. Es gab Phantasten wie eine Schar Leipziger Studenten, die sich 1785 in die böhmischen Wälder schlugen, um großmütige Wegelagerer zu werden. Der Philister freute sich seiner Romane, und wir begreifen, daß er selbst in rinaldinischer Verdünnung erhabener Gedanken noch etwas von dem starken, berauschenden Trank der Freiheit genoß, den eine unerhörte Zeit gebraut hatte.

Die Wirte, die diesen Trank verschenkten, waren freilich sehr nüchterne Leute. Sie witterten in den gewaltigen Bildern des Götz und des Karl Moor wohl den Hauch einer neuen Zeit, aber sie mäßigten den

Digitized by Google

niederreißenden Sturmwind und fingen nur soviel davon in ihre Segel, daß das Schifflein ihres eigenen Vorteils munter vorwärts trieb. Sie kannten ihre Leute. Sie wußten, daß der Spießbürger eine außerordentliche Hochachtung vor Freiheit, Gleichheit und ähnlichen großen Worten hatte, aber er wollte sie nur mit Maßen angewandt wissen und wäre sehr gekränkt gewesen, hätte man ihm sein Zöpflein stutzen wollen. Es stand schlecht mit der Gerechtigkeit, und Karl Moor hatte vollen Beifall. Es mußte ein gründlicher Umsturz kommen, aber die Nippfiguren im Glasschrank durften nicht beschädigt werden. Mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher rechneten die Romantiker der Räuberdichtung; wie es Vulpius sehr hübsch ausdrückt: „Man muß sich in die Launen der Menschenkinder zu finden wissen, wenn man fortkommen will." Es fiel der zünftigen Kritik nicht schwer, die Dürftigkeit dieser Machwerke zu erkennen und zu geißeln. Die Schreiber selber machten sich nichts daraus. Sie hatten den Beifall der Masse auf ihrer Seite. Cramer erklärt in seiner hanebüchenen Art die „fauchenden Rezensentenkater, die knurrenden Haushämmel der Kritik für elende ausgetrocknete Maschinenmenschen, die keinen Sinn für etwas anderes als für hölzerne Regeln haben, nach denen sie ebenso stocksteif als ihr Gang, Blick und ganzes scharmantes Selbst alles in der Welt messen, ob es gleich so heterogen ist wie Christus und Belial. Uns ist daran nur gelegen, daß die Welt uns lese und gern lese, darum kümmern wir uns auch nicht und es ist uns einerlei, was ihr von uns schmiert, wenn wir nur den Ton treffen, in welchem Herzen und Sinne unsers Zeitalters gestimmt sind." Cramer, Spieß, Vulpius und ihre Genossen trafen diesen Ton. Bis in die vierziger Jahre wurde der ‚Rinaldo Rinaldini' neu gedruckt, und andere seinesgleichen waren von ähnlicher Langlebigkeit, ja, in Bearbeitungen moderner Hintertreppenliteratur ist manches, verändert und neu ausgeputzt, bis in unsre Zeit erhalten geblieben.

Wie Schillers Räuber Moor am Anfang dieser Betrachtung steht, so mag sie ein anderer Räuber schließen, Grillparzers Jaromir. Eine Räubergeschichte und ein Schauerroman sind nach des Dichters eigenem Bericht die Quellen der ‚Ahnfrau': Die französisch geschriebene Geschichte des Räubers Mandrin und ‚Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwörung im Schlosse Stern bey Prag.' So hat diese mißachtete Literaturgattung einem großen Dramatiker den Weg auf die Bühne bahnen helfen, und sein Räuberhauptmann trägt uns wohlbekannte Züge der Großmut und der Ritterlichkeit. Er hält sich für den Stiefsohn des Geschicks. Er ist das Opfer seiner Umwelt, seiner Erziehung, die ihn niemals lehrte, was Besitz sei, die ihn von Jugend auf zum Verbrechen als einer natürlichen Beschäftigung führte. Und doch, auch er hat Stunden der Sehnsucht nach Reinheit. Er kennt das Gefühl des Räubers Moor, den Bubengedanken, anbetungswürdig wie die Sonne zu leben und zu sterben. Aber Grillparzers Jaromir kämpft mit seinem eigenen Geschick. Er ist nicht wie Karl Moor, der Anwalt der Menschheit. Er ist ein leidender Held, der sich vergebens gegen ein Geschick aufbäumt, das unausweichlich ihn erwürgen wird. Aber von der Romantik des Räubers ist auch er umwittert, und wenn seine Trochäen von allen deutschen Bühnen donnerten, fühlten sich die Hörer in dem Banne des edlen Mannes, der außerhalb des Gesetzes in des Waldes finstern Gründen heimatlos und vogelfrei hauste, Held und Naturkind in einem.

Rinaldo Rinaldini wird von einer schönen Unbekannten begehrt. (Aus Rinaldo Rinaldini, dem Räuberhauptmann. Mit Kupferstichen von C. Schule, Leipzig 1800

Digitized by Google

DIE FREMDE FRAU

Novelle von Elsa v. Bonin

Hansadam führte seine Mutter hinein. Er fühlte sein Herz klopfen. Wie würde Genia die Art seiner Mutter aufnehmen, diese sichere Sprache ohne Übertriebenheiten, die ernste Haltung, die Augen, die so unangenehm durch und durch sahen — —?

Genia war noch nicht zurück, wie es schien. Hansadam wurde ruhiger. Seine Mutter fing an sich umzusehn. Sicher, sie prüfte jetzt jeden der Gegenstände, die Genia aufgestellt hatte: die bizarren Gläser aus Venedig, die römischen Ausgrabungen, die nicht recht standhielten, die zahllosen Photographien der Vettern. Sie ging langsam zum Büchertisch und griff nach den Büchern. „Liest Genia viel?" fragte sie. Hansadam war verwirrt. Er nickte. Er hatte die ganze Zeit seine Mutter angesehen.

Ihr Haar war nun ganz weiß und lag schön geschwungen um ihren Kopf. Ihre Hände waren blaß und erschlafft. Wie lebendig waren Genias Hände, die er mit ihnen verglich. —

„Wann wird deine Frau kommen?" fragte seine Mutter. Hansadam merkte, daß er verlegen lächelte. „Ich denke: in ein, zwei Stunden," sagte er. „Sie macht mit Freunden einen Ausflug. Als dein Telegramm kam, war sie schon fort." — „Ja, so sagtest du," antwortete seine Mutter.

Er führte sie durch die Zimmer. Immer war es so, daß seine Mutter irgendwo stehen blieb, mit einem sicheren Blick die Gegenstände umgrenzte, eine bestimmende Frage tat. Er fühlte, daß sie Genia vor sich hinstellte, hin und her drehte, ihren Wert zu ermessen suchte.

„Eure Wohnung ist reich und etwas launenhaft," sagte seine Mutter. Dann: „Erzähle mir von Genia, mein Junge."

Seine Mutter sagte: „Erzähle"; was sollte er verschweigen, was herausstellen —?

„Du wirst sie selbst sehen," antwortete er. „Sie erzählt sich nicht so leicht."

Seine Mutter saß auf Genias Platz beim Essen. Was fiel dem Diener nur ein? Für Genia stand nicht einmal ein Gedeck da.

Als der Diener hinaus war, sagte seine Mutter: „Ihr habt einen Diener. Und trägt er immer Kniehosen? Es geht ja ganz fürstlich bei euch zu . . ."

„Das macht Genia Spaß," antwortete Hansadam.

„Warum eigentlich läßt du Genia ihre Ausflüge allein machen?" fragte seine Mutter.

Ja — gewiß — warum? Hansadam sagte, daß er heut eine Besprechung gehabt hätte.

Das Essen war endlos und machte ihm keinen Spaß. Genia lachte, erzählte, steckte ihm ausgesuchte Happen in den Mund. Sonst, wenn er allein aß — was zum Teufel wollte sie auch immer auf diesen Landpartien? — sonst war es nicht halb so ungemütlich gewesen wie heute.

Seine Mutter sah Genias Bilder an; ganz unvermittelt blickte sie auf, ihm gerade in die Augen. „Bist du denn glücklich?" fragte sie. Hansadam war nicht im mindesten darauf gefaßt gewesen; er erschrak. Um Gottes willen — Vorsicht! Nicht Genia preisgeben —

„Ja, sehr glücklich, gewiß," antwortete Hansadam. Seine Mutter sah von ihm weg und lächelte. Sie sagte: „Es wird viel schöner sein, wenn ihr ein Kind habt."

„Genia ist noch sehr jung," antwortete Hansadam.

Da war der schnelle, sirrende Laut der Türklingel, der immer bedeutete: Genia kommt. Dann, ehe noch Hansadam an der Tür war, stand Genia im Zimmer. —

War denn das Zimmer schon so dämmrig, daß ihr weißes Kleid, der große Tellerhut mit den Rosen, daß sie so leuchteten?

Seine Mutter stand auf, ging auf Genia zu und wollte sie in ihre Arme nehmen, aber Genia wich unerwartet zur Seite; wie ein blühender Baum, den die Axt fällt, fiel sie zurück, gerade noch, daß Hansadam sie aufhielt.

Er legte Genia vorsichtig nieder auf den großen Sessel. Er nahm ihr den Hut ab. Seine Mutter trat heran und half ihm. „Hat Genia das oft?" fragte sie. Hansadam sagte: „Zuweilen, ja."

„Wir wollen sie ins Bett bringen," sagte seine Mutter. „Kannst du sie tragen?" Hansadam lächelte. „Oh, sie ist leicht; ich trug sie schon oft." Er nahm Genia auf und ging; seine Mutter trug den Rosenhut hinter ihnen her.

Er legte Genia aufs Bett und begann die Kleider zu lösen, während seine Mutter, besorgt über sie gebeugt, ihre Stirn einrieb und nach ihrem Herzen fühlte. Sie sagte: „Laß mich dir helfen, heb sie auf."

Hansadam hob Genia etwas hoch, damit

Digitized by Google

seine Mutter das Kleid wegnehmen könnte. Genias Schultern wurden frei, ihre Arme, die Brust. Er fühlte seine Hände matt werden.

Seine Mutter sagte: „Sie ist sehr, sehr schön,“ und legte zögernd das weiße Betttuch über sie bis an den Hals.

⌘ ⌘ ⌘

Hansadam war allein mit Genia, als sie aufwachte. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte; er fing an, etwas stotternd, von dem Ausflug zu reden. Genia fuhr auf: „Unsinn, was redest du um die Sache herum! Ist deine Mutter noch da?“

Hansadam sagte: „Willst du sie sehen?“

Genia warf den Kopf in die Kissen und brach in Weinen aus. Er hatte Mühe, sie ruhig zu machen. Er sprach von seiner Mutter: Wie sie gut wäre, wie sie niemand hätte als Genia und ihn. — Genia hörte nicht zu. „War sie hier im Zimmer? Hat sie mich so gesehen?“ fragte sie unruhig.

„Sie half mir, dich zu Bett legen,“ antwortete Hansadam. „Sie sagte —“ Er hielt erschrocken inne. Genia saß aufrecht im Bett, hielt seine Schultern fest und sah ihm drohend in die Augen.

„Was sagte deine Mutter?“ fragte sie. Hansadam antwortete nicht. Aber nun rüttelte Genia zornig an seinen Schultern. „Was sagte sie, was?“

Hansadam machte sich los und trat zurück. Er sah Genia ruhig in die Augen. „Meine Mutter sagte, daß du sehr schön wärest,“ antwortete er. Eine schnelle Röte stieg in Genias Gesicht — —

„Oh, hat sie mich würdig befunden,“ sagte sie. „Hat sie mich ungeniert geprüft und würdig befunden?“

Hansadam legte ihr die Hand auf den Mund. Er wollte gut zu ihr sein, er wollte ganz sanft und zärtlich sein.

„Wen gedenkst du sonst noch herzuschleppen, damit er mich ansieht, wenn ich daliege?“ sagte sie zornig.

Hansadam ging zur Tür. „Was du da redest, ist widerwärtiges Zeug,“ antwortete er. „Nimm dich zusammen. Ich werde dich bei meiner Mutter entschuldigen.“ Er ging.

Seine Mutter las in Genias Büchern, als er eintrat. Er sagte, daß Genia ruhen müsse.

„Ich könnte zu ihr gehen,“ antwortete seine Mutter.

„Es ist besser, du siehst sie heute noch nicht,“ antwortete Hansadam. Seine Mutter sah ihn unruhig an.

„Ist sie krank? Sollten wir nicht den Arzt rufen?“

Hansadam sagte nein. Er fühlte, daß es unmöglich wäre, seiner Mutter Genias Haß zu verbergen. Aber er liebte doch seine Mutter. Er konnte sie nicht so gehen lassen. Vielleicht würde noch alles gut, wenn er nur Zeit hätte. —

„Da Genia noch liegt, so möchte ich gern über einiges mit dir sprechen,“ sagte seine Mutter. Hansadam hob den Kopf. „Siehst du, Hadi,“ — wie lange hatte er das drollige Kinderwort nicht gehört — „ihr lebt etwas zu leichtsinnig, fürchte ich. Du wirst nicht denken, daß ich dir nachspioniere, nicht wahr? Aber ist es nicht etwas viel, was du ausgabst seit der Heirat?“ Hansadam wurde unruhig. Tausendmal recht hatte seine Mutter. „Ich sehe ja, wie ihr hier lebt; und trotzdem, Hadi, ich verstehe nicht, wo du das viele Geld läßt. Vielleicht weiß Genia nicht recht, sich einzurichten.“

Hansadam fuhr auf. „Oh, im Gegenteil, Genia kümmert sich um das Haus, sie hält alles tadellos.“

Seine Mutter lächelte. „Nun ja, Hadi, aber es kostet etwas viel. Du verdienst nicht genug, um soviel auszugeben. Du solltest gewiß nicht dein Vermögen anrühren.“

Also wußte seine Mutter. — „Ich wollte so gerne Genia Perlen schenken,“ sagte Hansadam. „Du mußt das verstehen, Mutter. Du sagst selbst, daß sie schön ist. Man kann nicht anders, man muß ihr besondere Sachen kaufen. Ich verdiene, ich bringe es schon wieder herein.“

Seine Mutter kam auf ihn zu und nahm ihn bei den Händen. „Was möchtest du ihr denn noch schenken?“ fragte sie. Hansadam fühlte ihre warmen, festen Hände auf seine gelegt. Über seinen Augen stieg das verwirrende Gefühl auf, das den Tränen vorangeht. Er wandte das Gesicht ab.

„Nun sag's doch; ich könnte es Genia geben als Geschenk zur Hochzeit,“ sagte seine Mutter.

„Das wird sie nicht wollen,“ antwortete Hansadam erschrocken.

„Unversöhnlich also?“ fragte seine Mutter.

„Es hat sie tief gekränkt, daß du unserer Hochzeit entgegen warest,“ sagte Hansadam. „Sie glaubte sich mißachtet.“

Seine Mutter widersprach: Nicht Mißachtung, gar nicht das. Aber Genia paßte nicht hierher. Sie gehörte in ihre großartigen und etwas wirren Verhältnisse da unten. Sie würde sich hier kaum einleben. Und Hansadam? War es schließlich ein Wunder, wenn sie — seine Mutter — nicht damit zufrieden war, daß er aus dem Staatsdienste herausging und so eine Art Kaufmann wurde, bloß weil seine Frau mehr Ansprüche hatte als Geld?

Digitized by Google

Was sollte Hansadam dagegen vorbringen? Er sagte: „Ja — Mutter, gewiß — aber wenn es doch einmal so sein mußte —"

„Gut, aber ich meine, Genia könnte mir diesen Widerstand nicht übelnehmen."

„Siehst du," sagte Hansadam, „Genia hat erfahren, daß du Onkel Diether hingeschickt hast, um Erkundigungen einzuziehen. Und der posaunte herum, ihr wolltet euch nicht verschwägern mit Pferdedieben von der Pußta."

Seine Mutter lachte. „Das waren so Onkel Diethers Scherze," sagte sie.

„Genia wird das nicht leicht vergessen," antwortete Hansadam.

Seine Mutter hörte das nicht gerne. Man sah das wohl. „Du solltest mich ruhig einmal mit Genia reden lassen," sagte sie. Hansadam schwieg. Er war unruhig geworden. Genia würde bald genug mit seiner Mutter aneinandergeraten. Wenn er nur vorher mit ihr hätte sprechen können, ein bißchen rührselig; er hätte sie vielleicht übertölpelt.

Seine Mutter hielt sie für Verschwender. Sie sah keinen Ernst. Sie hatte ein schiefes und trübes Bild von Genia im Kopf, und Genia nicht anders von ihr. —

„Soll ich nicht lieber anderswo wohnen?" fragte seine Mutter.

Hansadam griff nach ihren Händen. „Um Gottes willen, Mutter," sagte er, „nimm es doch nicht so auf. Genia ist so ganz anders, wie du meinst, so warm, gut, herzlich — nur eben ein bißchen ungezügelt —"

Seine Mutter entzog ihm ihre Hände. „Ich glaube, ich sollte dir sagen, Hansadam, daß ich einmal gekommen bin und nicht zum zweitenmal komme und daß deine Frau das erfahren muß. Da meine Sachen schon hier sind, so kann ich nicht gut anderswo übernachten der Leute wegen. Ich hoffe, deine Frau wird morgen wieder wohlauf sein. —" Hansadam sah seine Mutter leicht den Kopf neigen und hinausgehen.

Da stand er. Wahrhaftig, seine Hände waren eiskalt vor Schreck, und sein Herz hämmerte; ein netter Bursche war er. — Wenn Genia das herausbekam, so war sie sofort obenauf. Er mußte ruhig und gesammelt erscheinen. Er mußte sich vorbereiten auf den wilden Wortschwall, den sie ihm entgegenwerfen würde; er mußte möglichst nicht spöttisch werden, was er immer wieder tat, dumm, wie er eben war. Er mußte versuchen, an ihr Gefühl heranzukommen. — Weiß Gott, der Feri Kiß hatte das großartig gemacht damals, als Genia im letzten Augenblick nicht in die Kirche wollte und wild an ihrem Schleier riß. —

Hansadam lachte. Er machte die Augen zu und stellte das ganze Bild vor sich auf: Er selbst in Uniform, den großmächtigen Adlerhelm unter dem Arm; Genias Mutter kaum noch zu sehen vor lauter Perlen, Gold und Steinen; die Verwandten, und mitten hinein Genias wilde, ungezogene Weigerung — und dann der dreimal gesegnete Vetter, der Feri Kiß, der einfach in seinem bunten Magnatenhabit vor Genia auf die Knie fiel und so lange und eindringlich in magyarischem Kauderwelsch auf sie einschrie, immer zwischen Lachen und Weinen, bis Genia, die Wilde, Eigensinnige, in Tränen ausbrach und er, Hansadam, der die ganze Zeit starr und mit dummem Gesicht dabei gestanden, vom Feri einen Puff bekam: ‚Nimm sie auf, trag sie in den Wagen, Trottel du einer!' und sie in die Arme riß, um taumelnd mit ihr in den Wagen zu stürzen, während sein Helm einsam hinterherkollerte.

Hansadam lachte ganz laut. Ach Gott, und im Wagen, halbtot hatte er sie geküßt — halbtot.

Die Tür ging auf. Genia kam. Hansadam ging schnell auf sie zu und nahm sie bei den Händen. „Bist wieder gesund, Genia?"

Genia machte ihre Hände los. „Ich war nicht krank," sagte sie. Dann: „Ich weiß, du willst, daß ich zu deiner Mutter gehen soll. Aber ich mag nicht, hörst du?"

„Meine Mutter ist unser Gast," sagte Hansadam.

„Ich habe sie nicht eingeladen," antwortete Genia.

Hansadam schwieg. Ihm fiel keine Ironie ein und auch kein gutes Wort. Er konnte nicht mit Lachen und Weinen auf die Knie fallen; das schon gar nicht. Er hatte immer nur das eine Beweismittel, daß man des Hauses Ordnung und Ehre aufrechterhalten müsse.

„Was hat das mit der Ehre des Hauses zu tun?" sagte Genia. „Was soll das überhaupt bedeuten?"

Hansadam sagte: „Meinst du, die Leute merken nichts davon? Meinst du, die klatschen nicht gleich darüber?"

„Was geht mich das an?" antwortete Genia.

„Weißt du wirklich nicht, daß ich meine Mutter lieb habe, Genia?..."

Genia sagte: „Wenn du mich lieb hättest, so würdest du ihr weniger noch verzeihen, als ich es täte."

„Du mußt doch vernünftig sein. Von ihrem Standpunkt aus hatte meine Mutter ganz recht. Sie meinte —"

Zornig fuhr Genia auf. „Recht hatte

Digitized by Google

sie — so? Gut also! Was soll ich dann hier noch? Keinen Augenblick bleib' ich mehr. Oh, sie hatte recht. Schön! Mich wirst du los. Das ist nicht schwer. Wenn meine Mutter, wenn das der Feri wüßte —"

Hansadam stand ohne ein Wort. Doch er redete, er plapperte irgend etwas: daß es Unsinn sei, daß er eben anderer Meinung gewesen sei wie seine Mutter, sonst hätte er sie ja nicht geheiratet. — Ach, er plapperte dummes Zeug, billige Ausreden, ohne gehört zu werden. Er fühlte seine Stimme eng in der Kehle und nur halblaut herauskommen. Er wußte, nichts davon war überzeugend. —

Wie blaß war Genia. — Er versuchte, sie an den Händen zu fassen, wütend stieß Genia seinen Arm weg.

„Deine Mutter hätte so viel Zartgefühl haben können, mein Haus zu meiden!" schrie sie. Und als Hansadam sie anrührte: „Laß mich, ich will dich nicht," und stürmte, wild die Tür schlagend, hinaus.

Hansadam steht still und sieht auf die geschlossene Tür. Es gibt beinahe ein Gefühl von Ruhe, daß sie wenigstens nicht mehr mit ihrem wahnsinnigen Zeug auf ihn einschreit. Aber dann hört er sie im Schlafzimmer Schränke öffnen, herumlaufen. Er geht ihr nach.

Wahrhaftig, da standen Koffer und Tasche, und Genia packte irgendwelches Zeug ein, das sie wahllos aus den Schränken riß.

Hansadam fuhr mitten hinein. Er kam in Wut allmählich. Die Schranktüren flogen zu. — Er zog die Schlüssel ab. „Was für ein Unsinn," schrie er. „Du bleibst hier. Was soll das!"

„Ich werde sofort nach Haus reisen. Gib meine Sachen heraus," schrie Genia zurück.

So also, das ganze Haus würde noch in einer Stunde von diesem Blödsinn wissen. Wegen ihrer verrückten Launen sollte er sein Leben lang sich üble Geschichten an seinen Namen hängen lassen. —

Er riß Genia Jacke und Hut weg, die irgendwo in eine Ecke flogen. Mit einem sicheren Griff warf er Genia in den Sessel. „Nicht von der Stelle wirst du gehen!" schrie er.

Genia versuchte, sich freizumachen, und biß wütend in seine rechte Hand; Hansadam, vor Zorn außer sich, faßte nach ihren Handgelenken. — Er fühlte einen ruhigen Griff an seiner Schulter. Ohne hinzusehen, wußte er, daß seine Mutter gekommen war. Er ließ los.

Seine Mutter stand einen Augenblick Genia gegenüber, die mit geschlossenen Augen, die Arme schlaff herabhängend, dasaß. Dann sagte seine Mutter: „Leg' sie aufs Bett." Und als er das getan hatte, bat sie ihn hinauszugehen und blieb mit Genia allein.

— — — Genia schien schon zu schlafen, als er nach Stunden in das Zimmer kam, um schlafen zu gehen. Er beugte sich über sie und sagte ihren Namen; aber Genia antwortete nicht.

✠ ✠ ✠

Als er anderntags vom Geschäft nach Haus kam, fand er auf dem Schreibtisch einen Zettel von Genia vor: „Wir haben heute abend um 8 Uhr Deiner Mutter zu Ehren Gäste, 12 Personen. Reihenfolge anbei; such' die Weine aus!"

Wen zum Teufel hatte Genia zusammengetrommelt in der Eile und wie? Vom Diener erfuhr er, daß früher gegessen worden sei wegen des Deckens, daß seine Mutter Besuche mache und Genia Besorgungen. Im Eßzimmer lief der alte Barß um eine lange Tafel herum, auf der er Silber, Glas und Porzellan sorgfältig aufbaute. Er begrüßte Hansadam; er sagte ihm, daß er bei seiner Taufe schon bedient hätte, jedesmal sagte er das. Und beinahe wäre es heute nicht gegangen, weil's so plötzlich kam, aber er hätte sich freigemacht, weil doch der Herr Graf Somsich — Hansadam unterbrach ihn: „Was, der ungarische Botschafter? —" fragte er. Barß grinste. „So haben die gnädige Frau bestimmt," sagte er.

Was war denn nur los? Wie kam Genia dazu, solche Leute einzuladen? Und er sollte die Weine aussuchen? Keine Ahnung hatte er. Wo in aller Welt hatte Genia nur das Essen her? Und wen mochte sie außer diesem großen Tier noch eingeladen haben, da doch das Dutzend voll war? Ob der Somsich überhaupt kam?

Hansadam untersuchte Genias Schreibtisch. Es lag ein Zettel da mit Telephonnummern und ein geöffnetes Telegramm: „Erwarte mich beiläufig 6 Uhr im Café. Stets der Deine Feri."

Nanu, was sollte das heißen? Das Telegramm bezahlte Rückantwort aus Dresden. Welches Café — und um 6? Um 8 erschienen doch die Gäste?

Nach einer Stunde kam Genia zurück. Sie hatte verschiedene Pakete. Sie fragte, kaum noch in der Tür, ob der Koch schon da sei, ob die Blumen gekommen wären —

Hansadam mußte seinen Satz dreimal anfangen, ehe er endlich Antwort bekam: Ja — allerdings, sie hätte den Botschafter eingeladen mit seinen Töchtern. Wie sie dazu käme? Lächerlich! Die Steffi sei doch so eine gute Freundin von ihr. Wozu erst Besuch machen? Und der Feri — Woher er

Digitized by Google

das wisse? Ach so, er hätte auf ihrem Schreibtisch herumspioniert — ja, warum sollte denn der etwa nicht kommen? Hansadam hätte doch immer gesagt, er wäre ein famoser Kerl.

Wen sie noch eingeladen hätte? Na — seinen langweiligen Vetter mit der Gattin und die Tante Itzenplitz und seinen Chef. Aber der fade Kerl hätte abgesagt.

„Ja, aber Genia, was soll denn das? Die Leute hatten uns noch gar nicht eingeladen. Und überhaupt solche Leute zu so einer häuslichen Angelegenheit —“ sagte Hansadam.

Genia lachte. „Ach geh, bist du ein Kerl, ein steifleinener —“

„Aber das ist doch einmal nicht Sitte,“ sagte Hansadam verzweifelt.

„Na, beruhige dich, er hat ja abgesagt,“ antwortete Genia und lachte. „Ja, übrigens, ich hab' dann deinen Kollegen, den Doktor Vasenbinder, als Ersatzmann eingeladen, mit Frau natürlich.“

Hansadam war fassungslos. „Was, den und seine unmögliche Frau mit dem Somsich zusammen — bist du denn verrückt?“

Genia fing laut an zu lachen. „Das wird ja gerad' eine Riesenhetz für die Steffi — und just wird's lustig werden. Ich lass' mir nicht den Spaß verderben.“

Eigentlich war Hansadam ein bißchen gerührt, denn es war doch schließlich gut gemeint von Genia, und am Ende wollte sie seiner Mutter Freude machen.

Er ging auf sie zu und küßte ihre Hände. Genia sah ihn verwundert an, begriff, hob den Kopf und sagte hochmütig: „Du irrst, Hansadam — es ist nicht euch zuliebe.“

Hansadam ging hinaus. Er hatte einen verwirrten Gedanken so etwa: ‚Laß es nicht zu — verbiete das Ganze.‘ Aber man mußte einsehen, daß das nicht anging. Man konnte eingeladene Leute nicht hinauswerfen. Es war ja auch dummes Zeug! Er setzte sich an seinen Schreibtisch, zog ein Blatt vor, auf das er einen großen ovalen Kringel malte, das war die Tafel, dann zwölf Striche ringsum für die Namen und begann zu überlegen, wie man die Gäste setzen müßte. Mußte nun er seine Mutter führen oder war die Tante Itzenplitz für diese Ehre reif? Jedenfalls kam der Feri Kiß ganz unten an die Tafel — mochte er in Gottes Namen mit Frau Vasenbinder sich unterhalten. Von Genia würde er nicht viel sehen heut abend. Dafür würde Hansadam schon sorgen. Was fiel ihm überhaupt ein, dem Feri, dem blöden Kerl, zu telegraphieren? ‚Immer der Deine‘ — lächerlich!

Hansadam warf seine Tischordnung ärgerlich hin; er wollte Barß nach den Weinen fragen. Woher sollte denn er so was wissen?

Es war spät, als seine Mutter zurückkam. Sie schien nicht besonders erbaut über das bevorstehende Gastmahl. Sie sagte: „Macht Genia öfter solche Seitensprünge?“ Hansadam ärgerte sich. Er antwortete, daß man seiner Mutter habe eine Freude machen wollen; daß es ihr zu Ehren sei. Seine Mutter sah an ihm vorbei. „Mir ist das Ganze etwas ungemütlich,“ sagte sie, nickte ihm zu und ging in ihr Zimmer. Hansadam blieb einen Augenblick stehen. Ja, gewiß, es war auch ihm nicht gemütlich. —

Genia saß vorm Spiegel und fuhr unheimlich schnell mit einem winzigen Instrument über die Nägel. „Das mit dem Stelldichein geht nicht,“ sagte Hansadam. „Es gehört sich nicht.“

Genia sah nicht auf. „Gut, sag' ihm ab,“ antwortete sie. Hansadam dachte: ‚Er wird sich schön ärgern, der Feri — ein langes Gesicht wird er machen.‘

Genia zerrte einen zerknitterten Zettel heraus: „Da hast die Telephonnummer.“

Es stand darauf: ‚Café Klause.‘ „Da habt ihr euch ja ein recht liebliches Lokal ausgesucht,“ sagte Hansadam. „Dahin gehört eine Dame nicht.“

Genia stand auf — das Nagelinstrument flog auf den Tisch, sie rief nach dem Mädchen. — „Ach, geh, Hofmeister, langweiliger,“ sagte sie.

⌘ ⌘ ⌘

Es war noch nicht dreiviertel acht, als die Türflügel aufgingen und der Kiß Feri hereintanzte, sehr elegant, mit ein paar aufdringlich prächtigen Rosen. Genia natürlich gleich auf ihn zu: „Grüß' dich, Feri, wie geht's zu Haus? Der Papa — nein wirklich? Geh, mach' kein Geschwätz —“ Es war wie ein lauwarmes Bad, und der Feri grinste ganz glücklich und kam dann endlich heran, um Hansadam zu begrüßen.

„Mein Kompliment! Ist die Geni heut schön!“ sagte Feri. „Also da staunt man.“

Hansadam sah Genia an. Es fiel ihm auf, daß sie allen Schmuck trug, den sie besaß, und noch einige Stücke, wovon er nichts wußte. Sie war sehr blaß; von Feris roten Rosen trug sie eine.

⌘ ⌘ ⌘

Der Botschafter wurde gemeldet. Hansadam ging hinaus, um ihn zu empfangen. Sie traten wieder ein: „Die Mädi Keniay! So eine schöne Frau geworden!“ rief der Botschafter und streichelte mit seinen riesigen, behaarten Händen Genias Gesicht. Die Töchter fuhren lärmend auf Genia los mit

Digitized by Google

Umarmungen und Küssen. Hansadams Mutter kam.

Ein Diener holte Hansadam ins Vorzimmer: Doktor Vasenbinder wollte ihn sprechen. Doktor Vasenbinder wollte wissen, ob er den Botschafter Herr Botschafter nennen sollte oder Herr Graf oder Eure Exzellenz. Frau Vasenbinder war bemüht, ihre weiß gestrickten Überstrümpfe auszuziehen. „Wir sind Ihnen sehr verbunden für die gütige Einladung, sehr verbunden,“ sagte Vasenbinder. Hansadam verbeugte sich höflich.

Als sie hineinkamen, stieß Steffi Somsich Genia an; sie drehten sich weg und lachten. Es war nicht zu leugnen, daß Vasenbinder sich in etwas übertriebener Weise an den Botschafter heranmachte, und es entging Hansadam nicht, daß sein Vetter, der Regierungsrat, auf diese Art nicht zu seinem Recht kam. Bis endlich — gottlob! — zu Tisch gerufen wurde, stand dieser kleine, dürre Kerl vor dem Botschafter, plapperte ihn an, fragte ihn aus. „Ein Kollege meines Mannes,“ so hatte Genia ihn eingeführt.

Als man sich zu Tisch gesetzt hatte und Hansadam seine Augen über den Tisch gehen ließ, fand er seine Tischordnung umgekehrt. Auffällig zu ihr übergebeugt saß Feri lachend und schwatzend neben Genia. Hansadams Augen begegneten in diesem Augenblick den ihren; die liefen mit einem ruhigen, höhnischen Blick vorüber.

Der Botschafter brachte einen Trinkspruch auf Genia aus. Er redete von der magyarischen Jugend, die Genia und der Feri Kiß verkörperten, kam dann, leicht gerührt und etwas unsicher auf den alten Keniay, Genias Vater, verwickelte sich schließlich und ließ unvermittelt die Gastgeber leben, von deren einem, Hansadam nämlich, er bisher kein Wort erwähnt hatte.

Hansadam hatte eigentlich so eine Art Begrüßungsansprache halten wollen an seine Mutter. Aber die Bissen steckten ihm im Hals. Er würde nichts herausbringen. Er wandte sich zu ihr und hielt ihr sein Glas entgegen. Seine Mutter stieß mit ihm an, wobei ihre Hand an seine kam. Sie sah ihn eindringlich an. „Deine Hand ist eisig,“ sagte sie. „Was hast du?“

Es war vollkommen unsinnig zu antworten, so wie Hansadam es tat — gerade das zu sagen, was er verbergen sollte: „Sieh Genia an!“ Seine Mutter folgte seinen Augen.

Wie eigentlich geschah nun eins nach dem andern?

Das Essen war fertig; man stand in den Nebenzimmern. Hansadam fühlte, daß er sehr unruhig war und daß immer wieder seine Augen Genia aufsuchten, die nicht allein stand.

Gegen Ende des Festes hatte der Botschafter längere Zeit mit Hansadam gesprochen. Sie standen im Herrenzimmer neben dem großen Schrank, von wo aus man die anderen Räume nicht übersehn konnte.

Als der Botschafter abbrach und Hansadam — schon lange unruhig — mit irgendeiner überleitenden Bemerkung von ihm loszukommen versuchte, hörte er hinter sich Frau Doktor Vasenbinder nach der Hausfrau fragen. Er tat ein paar Schritte vor und sah in die Zimmer: die Gäste fingen an aufzubrechen; man hörte Abschiedsworte Genia war nicht unter ihnen.

Hansadam sah unruhig herum. „Sie muß im Speisezimmer sein,“ sagte jemand. Die Gäste kamen an Hansadam vorbei und gingen zum Eßzimmer. Frau Vasenbinder ging eilfertig voran. „Gewiß schließt die gnädige Frau das Konfekt weg,“ sagte sie. „Man muß den Lohndienern ja so auf die Finger sehn.“ Ihr Mann lachte; er trat heran und schob mit einem schnellen Stoß die Glastür zur Seite —

Hansadam hörte hinter sich einen leisen Schrei — er fühlte seine Mutter —

Es war ganz hell im Zimmer. Auf dem Eßtisch, der leer stand, saß Feri Kiß und hielt Genia auf seinen Knien.

Es war offensichtlich, daß er hatte seitwärts wegspringen wollen, aber Genia, gerade in dem Augenblick, als die Tür aufflog, warf den Kopf gegen seine Brust.

Hansadam wartete starr — das Tausendstel einer Sekunde — wie lang ihm das vorkam! Würde er denn nicht zornig werden? Würde er nicht Genia zu sich reißen — wie? Warum kam keine Wut über ihn — —

Der Botschafter trat zu Genia, die den jungen Kerl, jetzt ein wenig zu spät, hatte gehen lassen. Er verabschiedete sich. Die andern folgten ihm. In wenigen Minuten waren alle gegangen — wie auf einer Flucht —

Hansadam sah seine Mutter am Tisch sitzen — totenblaß, eine Hand am Herzen. Genia kam. Ihr Haar hing lose und weich; die Blume, die sie getragen hatte, war abgebrochen. Hinter ihr her ging der junge Feri Kiß —

Hansadam fühlte die Augen seiner Mutter auf sich zukommen. Er brauchte nicht hinzusehn. Er wußte, Feri Kiß wollte Hansadam anreden, aber Genia fuhr ihn zornig an und schob ihn hinaus. Es vergingen einige Minuten, währenddem draußen die Sachen angelegt wurden. Die Haustür schlug zu.

Digitized by Google

Genia hob das Gesicht: „Du hast nun Zeugen genug," sagte sie langsam und sehr betont, während sie seine Mutter ansah, nicht ihn, Hansadam, zu dem sie sprach.

„Deine Mutter hatte recht, das erweist sich," sagte Genia. Aber nun brach seine Mutter vor. Wie wagte Genia, so zu reden — wie? Schamlos, schändlich, ehrlos hatte sie sich aufgeführt.

„Aber was erwartest du von Pferdedieben aus der Pußta?" antwortete Genia.

Hansadams Mutter erhob sich. Sie ging langsam auf Genia zu, die ihr standhielt. Hansadam sah die Augen seiner Mutter an. Hätte er diese Art Blick übersehn können? War es noch möglich mißzuverstehn ... so sah man die Letzten an, die Verachteten — „Sieh Genia so nicht an, Mutter!" schrie Hansadam.

Seine Mutter antwortete: „Wie sollte ich sie anders ansehn?"

‚Nein — Gott im Himmel, das darf nicht hingehen. Du bist es, der Genia zu schützen hat. Hebt deine eigne Mutter die Hand auf gegen dich?' Hansadam stellt sich vor Genia. Er sieht seiner Mutter ruhig in die Augen. Sie wird sehr blaß. Sie wird diesen verächtlichen Blick von Genia nehmen und ihre Augen wenden — —

❀ ❀ ❀

Er ist mit Genia allein. Er fühlt unvermittelt eine heiße Flut in sein Herz einbrechen, geht schnell auf Genia zu und greift böse nach ihren Armen. Genia hält still. Sie hebt das Gesicht zu ihm auf.

„Hast du mich vor deiner Mutter beschützt?" sagt sie leise.

Hansadam läßt verwirrt ihre Arme los. Sie lächelt und mit sehr sanfter Stimme sagt sie: „Ich tat es nur, damit dein Herz offenbar würde, du ..."

Gebet

Blaut der Himmel,
Blauen Blüten,
Blüht das Herz mir
Glutenschwer.

Blutet Mohn in
Ährenfeldern,
Zittern Lüfte
Hin und her.

Tag, dann laß mein
Herz in Ruhe!
Schließe, Nacht, mein
Auge zu.

Laß mich Gott im
Himmel sehen!
Süße Mutter
Erde du!

Carl Paul Hiesgen

Abend

Die Vögel waren laut und so verwirrt! —
Nun legen sie das Köpfchen ins Gefieder.
Die Nachtigall nur singt noch ihre Lieder,
Wenn keine Sonne mehr durch Blätter flirrt.

Schon ward die Nähe wunderlich verwischt,
Da streift die Nacht das Maß von allen Sachen.
Am Wege starb ein herbes Menschenlachen,
Ein Fenster nur noch lächelt und erlischt.

Kurt-Hans Willecke

Sommermorgen

Durch die Schleier, die sich langsam heben,
Tastet furchtsam sich das erste Leben,
Steigt zur Tiefe nieder, schrickt und zaudert,
Wenn fast überlaut die Quelle plaudert.
Vor den Nebeln stehen scharf umrissen
Schattenhafte blaue Baumkulissen.
Bei den moos'gen, steingefaßten Becken
Klang die ganze Nacht Gesang und Necken.
Nach dem Buhlertanz, vom Schlaf bezwungen,
Halten Faun und Fee sich noch umschlungen.
Heidnisch flüstert's durch die Waldessäle,
Doch am Himmel strahlen Lichtchoräle.
Droben malt die hehre Gottesstunde
Zarte Fresken auf getöntem Grunde:
Wolkenschäflein, Engel und Madonnen,
Rasch gebildet und in Gold zerronnen ...

Karl von Berlepsch

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch
Von Karl Strecker

Jens Peter Jacobsen: Briefe, 2. Bd. (Berlin, Neuer Nordischer Verlag, K. Schnabel) — Victor Blüthgen (†): Hesperiden (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) — Max Dreyer: Die Insel. Geschichten aus dem Winkel (Leipzig, L. Staackmann) — Max Jungnickel: Der Wolkenschulze (Leipzig, Quelle & Meyer) — Max Halbe: Gesammelte Werke (München, A. Langen) — Fritz Mauthner: Ausgewählte Schriften, 6 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)

Wieviel Stunden und Tage muß ein Mensch unserer Zeit gelesen haben, um auch nur die dem sogenannten Gebildeten geläufigen Werke der Weltliteratur zu kennen? Ein gewissenhafter Gelehrter und Schriftsteller, Hermann Losch, hat diese Frage einmal untersucht und ist zu dem nachdenklich stimmenden Ergebnis gekommen, daß einer, der im dreizehnten Lebensjahr angefangen hat, täglich seine sechs Stunden hinter Büchern zu ersitzen, noch als Vierziger selbst sehr bescheidenen Anforderungen an Bildung nicht genügen kann ...

Die Rechnung kann stimmen. Sie ist nicht sehr ermutigend für den, der Monat für Monat aus den Neuerscheinungen des Büchermarkts Lesenswertes heraussuchen soll und der das Wort Wilhelm Raabes an sich selbst erprobt hat: „Erst durch das Lesen lernt man, wieviel man ungelesen lassen muß" ... Es gibt aber noch ein anderes Wort Raabes, das den Mentor noch mehr entmutigen muß und seine Auswahl noch schwieriger macht: „Man soll nur Bücher lesen, vor denen man in den großen Krisen seines Lebens keinen Ekel empfindet" ... Wie viele bleiben da vom Lesestoff der Tage, Wochen, Monde? ...

Und doch ist unter der diesmaligen Auswahl ein Doppelbändchen, das wohl auch „großen Krisen" standzuhalten vermöchte: Jens Peter Jacobsens Briefe. Der feine, einsame Nordländer, der inbrünstige Träumer und Dichter, gibt in diesen mit künstlerischer Sorgfalt geschriebenen Briefen allen Innerlichen ein Buch für stille Stunden. Um es ganz auskosten und verstehen zu können, muß man sich schon in die Einsamkeit dieses Sehnsüchtigen versetzen, der von seinem kleinen Vaterstädtchen Thisted im nordwestlichen Jütland nach dem fern vorüberrauschenden Leben starrte, den Tod in der Brust, von unendlichen Träumen getröstet und aufrechtgehalten. „Strahlt ihr Säle meiner Träume" sang er schon in seiner Jugend — und bis in die letzten schweren Tage hinein, wo der Schwindsüchtige nicht leben und nicht sterben konnte, waren seine Träume ihm ein Opiat. Es ist von feinstem Reiz, diese seine Sehnsuchtsträume hinter den klaren, hellbelichteten Sätzen seiner Briefe zu erkennen, wie ein Vineta unter den kristallhellen Wellen und dunklen Tiefen des Meeres. Was Jacobsen seinem Freunde Edvard Brandes, an den diese Briefe gerichtet sind — er ist der Bruder von Georg Brandes — schreibt, sind zum großen Teil Belanglosigkeiten, Nachrichten von dem sehr langsamen Vorrücken seiner Romane; Reisepläne, Erörterung von Zeitfragen und persönlichen Beziehungen. Aber wieviel Geist und Anmut ist über diese alltäglichen Dinge glitzernd hingestreut! Wir kennen Jacobsen als einen der sorgfältigsten Stilisten der Weltliteratur. Es war sein Lehr- und Glaubenssatz, daß in Vers und Prosa an jeder Stelle nur ein einziger Ausdruck angewendet werden dürfe, um den Sinn vollkommen zu treffen; so sind auch seine Briefe aufs sauberste gefeilt und geglättet, so machten sie ihm auch eine gewisse Mühe und blieben oft mehrere Tage liegen. Diese Sorgfalt im Abfassen seiner Briefe entsprang bei Jacobsen auch noch einem anderen Grunde. „Ich habe beinahe eine krankhafte Angst, daß ein Brief stets ein Mißverständnis hervorrufen wird, und ich ängstige mich vor Mißverständnissen." Ein andermal meint er, und wer hätte nicht schon selber diese Erfahrung als Briefschreiber gemacht, daß man mit kleinen persönlichen Stimmungsbemerkungen vielleicht niemals herausrücken sollte, wenn man die Augen dessen nicht sehen kann, an den sie gerichtet sind, wenn man nicht durch den Tonfall seiner Stimme, durch das Suchende, das Fragende darin die Worte so fallen lassen kann, wie sie eben fallen sollen.

Dabei nimmt gerade Jacobsen durch derartige Rücksichten und Befürchtungen seinen Briefen viel von ihrem Besten, denn sie zeichnet gerade in den persönlichen Bemerkungen ein sehr launiger Humor aus, eine allerliebste Weise zu necken, sich selbst und seine Freunde harmlos zum Besten zu haben. Von größter Bedeutung sind die eingestreuten Bemerkungen über sein eigenes Schaffen wie über die Literatur seiner Zeit. Ein Kritikaster hatte in seiner ‚Frau Marie Grubbe' den Realismus bemängelt. Jacobsen ruft aus: „Gott weiß, was heutzutage nicht alles realistisch ist; falls die Menschen jemals etwas zu sehen bekämen, was realistisch gemacht ist, so würden sie Nase und Mund und Verstand verlieren" (Jacobsen schrieb dies 1877, also sechs Jahre vor dem im Norden beginnenden Siegeszug des Natu-

Digitized by Google

ralismus). Im selben Jahr noch gibt er sein Urteil über Zola sehr treffend ab: „Zola ist mir im Psychologischen nicht schattiert genug, und er gibt mir seine Details in einem Haufen; aber ich will sie nicht in Haufen haben ... Er ist monoton, ununterbrochen trägt er seine Farben mit dem Pinsel auf, aber wozu hat man denn den Spatel? Er ist mir ferner nicht dramatisch genug ... Er hat Mut genug, wahr zu sein, vorzüglich, aber das genügt nicht, ich will nicht Wahrheiten in Form von Hagelschauern haben, die mich über den ganzen Körper prickeln und stechen. Darf ich bitten, die Wahrheit in Form eines Dachsteins an den Kopf zu bekommen ... Er ist ferner zu moderat ... Eins, was ich bei Zola bewundere, ist sein Geruch, sein Lokalgeruch. Da sind Stellen, die in dem Grad an kleine Gassen in italienischen Kleinstädten erinnern, daß ich mir die Nase zuhalte, gleichzeitig aber bewundernd ausrufe: ‚Welch ein superber Gestank!‘ Dies ist als Lob gemeint. Als vorbehaltloses Lob.“

Man hat hier eine Probe von dem Urteil und zugleich von dem Humor Jacobsens. Manchmal rührt er im Vorübergehen an die letzten Fragen der neueren Dichtung: „Ich will so weit gehen, zu sagen, daß eine moderne Dichtung, die endet, nicht taugen kann (das Ende durch den Tod beständig ausgenommen, und dann Zustände, die gleichbedeutend damit sind).“ Doch es ist hier nicht der Ort, auf diese Fragen einzugehen, möge das Gesagte hinreichen, auf die Briefe, die in zwei kleinen, handlichen Bändchen erschienen sind, aufmerksam zu machen als auf eine lohnende Bekanntschaft; u. a. auch darum, weil in ihnen viel von Frau Marie Grubbe und Niels Lyhne die Rede ist, und der Leser so vielleicht veranlaßt wird, einmal wieder auf diese beiden mild-schwermütigen Seelenanalysen zurückzugreifen und sich an ihrer wundervollen Prosa, ihrer Schönheitssehnsucht und ihrer menschlichen Wahrheit zu erquicken.

Einem toten Freunde und lieben Dichter ein Sträußchen der Erinnerung aufs frische Grab zu legen, ist der eingestandene Zweck des nachfolgenden Hinweises. Victor Blüthgen ist im Vorfrühling dieses Jahres, der ja eigentlich schon ein Frühling war, gestorben. Sein Märchenbuch Hesperiden liegt, mit vielen Bildern geschmückt, gerade in neunter Auflage vor und ist geeignet, seinen Namen in allerfreundlichste Erinnerung zu bringen. Blüthgens Kinderlieder und Märchen sind das Beste seiner geistigen Hinterlassenschaft, hier steht er ganz auf eigenem Grund und Boden, der die wunderlich-lieblichsten Blumen trägt. Gerade auf dem Gebiet der Märchenerzählung wird unsäglich viel wertloses Zeug geschrieben (namentlich von Frauenhänden), wohl weil es so leicht scheint, von Elfen, Nixen, Zwergen und Wichtelmännchen, von Kristallpalästen und Perlensälen zu erzählen. Es gehört aber ein Dichter dazu, diese Dinge und Phantasiegestalten zu beleben, eine tiefe, unaufdringliche Natursymbolik, schalkhafter Humor, inniges Mitfühlen mit dem Kinde und die Fähigkeit, den rechten Ton zu treffen. Diese Gaben sind dem lieben Victor Blüthgen in hohem Maße eigen, und darum sollten seine Märchen von Eltern, Lehrern und Erziehern mehr als bisher beachtet werden. Gerade in unserer Zeit, die am liebsten schon die Kinderträume mit Lohnbewegungen, Tariffragen und Gewerkschaftstaktik erstickte, ist das Märchen ein letztes Mittel, der Kinderseele ihre wundervolle Naivität, ihre stille Andacht vor den Geheimnissen des Weltwebens, vor der unsichtbaren Wunderwelt der Träume zu erhalten, ein lockender Weg zum Herzen unberührter Natur.

Dieses liebevolle Verstehen der Kinderseele macht den Vorzug eines Erzählers aus, bei dem meines Wissens bisher noch niemand diese Eigenschaft entdeckt oder doch kritisch bewertet hat: Max Dreyer. In seinem neuen Novellenbuch Die Insel steht eine schlichte kleine Erzählung ‚Müte und sein Freund‘, die bei Dreyer ähnliche Vorläufer hat und nur unter diesem Gesichtswinkel bedeutsam erscheint. Müte Lührs ist ein kleiner Gänsehüter in der mecklenburgischen Heide, der seinem Pfeifchen aus Weidenrinde unmelodische Töne entlockt und in seiner Einsamkeit vom Fliegen träumt. Ein winziges Flugzeuggestell aus Weidenruten, das er selber angefertigt hat, entspricht keineswegs seinen Erwartungen; sein Vorbild und Meister, darum auch sein Liebling, ist ‚Korl‘, ein stolzer Bussard, der jeden Morgen zu bestimmter Stunde hoch durch die Luft dahergezogen kommt und seine Kreise im Himmelsblau schwingt. Die hübsche Tochter des Gutsbesitzers, die für ihre Küken fürchtet, lauert dem Bussard seit langem schon mit der Flinte auf, freilich nicht mit viel Glück, was einerseits an Korls Schlauheit, andererseits an des Fräuleins schlechtem Schießen liegt. Aber die bittere Feindschaft des kleinen Müte Lührs hat sie sich durch ihre Jagdleidenschaft zugezogen, und wenn sie mit ihrer Flinte auf Korl anlegt, ballt Müte leichenblaß sein Fäustchen und murmelt: „Dat Aas.“ Als der Dichter im nächsten Sommer wieder in die Heide kommt und Müte aufsuchen will, um ihm die versprochenen Zeichnungen und Abbildungen von Flugzeugen zu schenken, da findet er ein kleines Grab unter fast prunkhaftem Grabkreuz, das ihm sein Herr, der Gutsbesitzer, gesetzt hat. Wie das zugegangen ist? Nun, eines Tages hat die schöne Jägerin doch getroffen, Korl ist angeschossen in den Moorsee geflogen und hat sich vergebens wieder zu erheben versucht. Als Müte dies sieht, stürzt er sich, wie er steht und geht, ins Wasser und schwimmt auf den Bussard zu. Es gibt noch einen Kampf zwischen beiden, da der Vogel Mütes edle Absichten verkennt, und schließlich ertrinken sie beide im Moorwasser, der kleine

Digitized by Google

Mutter und Kind

Gemälde von Prof. Otto Heinrich Engel

Digitized by Google

Flieger und sein wilder Lehrmeister. Die Gutsherrschaft aber meint nicht anders, als Müte sei für die Herrin gestorben, in der Absicht, als treuer Fridolin ihr die Jagdbeute zu holen. Der Dichter läßt sie in dem Glauben, aber er weiß es besser.

Die kleine Geschichte, der es, wie man sieht, nicht am ‚Falken' der Novelle fehlt, ist meisterhaft erzählt; was ihr aber ihren besonderen Wert gibt, ist eben jenes liebevolle Verstehen der Knabenseele, mit ihren Träumen, ihrer stillen Anhänglichkeit und ihrem Heldentum. Merkwürdig: neben solchen verträumten Kindern, die ihr eigenes Innenleben führen und sich doch eine kleine Welt aus Sehnsucht und Phantasiebildern schaffen, gelingen dem Erzähler Dreyer am besten ganz alte Leute, die uns denn auch fast in jeder dieser ‚Geschichten aus dem Winkel', wie der Untertitel lautet, begegnen. Da ist gleich die erste, nebenbei eine der besten des Buchs: ‚Martin Overbeck und seine hundert Tage' eine Erzählung, die sich nur mit zwei alten Leutchen beschäftigt, dem vierundsiebzigjährigen Rentner Martin Overbeck und der ebenso alten lebensfeindlichen Jungfrau Agneta Susseroth; wie sich zwischen den beiden alten Leutchen während der wenigen Wochen, die Overbeck bei der Jungfer einquartiert ist, ein eigenartiges Verhältnis anspinnt, dessen verhaltene Wärme aus der verknöcherten und borstigen Alten noch kurz vor ihrem Tode all das bißchen Güte und Menschenliebe herauslockt, das in ihr erfroren schien — das ist mit dem Behagen eines humorvollen Epikers, eines rechten Geschichtenerzählers ausgesponnen. Sieht man genauer hin, so erkennt man auch bei diesen alten Leuten Dreyers im ‚Zug ihres Herzens' noch immer etwas von dem Jungensinn und der Jungenschalkheit des einstmals spielenden und träumenden Knaben, und das macht den eigenen Reiz dieser besonderen Art von Erzählungen aus, daß man in jeder Zeile fast spürt, wie der Dichter seine ‚ollen Jungen', namentlich die Eigenbrötler, die Schalke, die Behaglichen, wirklich liebt, als Verstehender, als Humorist liebt. Diese Martin Overbeck und Fernand Groot, Vater Michaels sind solche altgewordenen Müte Lührs, stille Sinnierer, mit der besonderen Welt ihrer träumenden Seele.

Es scheint, daß Dreyer sich über die Wertstufungen seiner Erzählungen im Irrtum befindet — er wäre auch wohl der erste Autor, dem es in diesem Punkt anders ginge — er benennt sein Buch nach der längsten Erzählung, aber gerade sie ist ungleich gebaut, teilweise gemacht. Die Geschichte einer unglücklichen Ehe in der Einsamkeit, vielleicht nicht unbeeinflußt von Sudermanns ‚Litauischen Geschichten', ist sichtlich nicht so mitgefühlt, wie die meisten andern Erzählungen des Buchs; die Vorgeschichte wird lange hin- und hergedreht, gleichsam wie ein schwelendes Stück Brennholz, das nur Rauch, keine Flamme erzeugt. Als die Flamme dann schließlich herausschlägt, ist sie hell und schön, aber uns sitzt noch immer der Qualm der Vorbereitung in der Kehle. Eins ist, vor dem Dreyer, der sonst zu den nicht allzuvielen in Deutschland gehört, die wirklich zu erzählen und klug aufzubauen verstehen, sich hüten muß: das Drücken auf Trümpfe, auf Komödienwirkungen. Oft gibt ihm im entscheidenden Augenblick, wo die Geschichte schon vortrefflich gerundet und der Kern blank herausgeschält ist, der Techniker des Lustspiels noch einen Stoß, zeigt ihm noch einen Nebeneffekt, der herauszuholen wäre, ein am Wege liegendes Kleinmotiv, das die Wirkung verstärken könnte. Auf der Bühne wird das meist der Fall sein, nicht in der Erzählung. Besonders aufgefallen ist mir dies in den humoristischen Anekdoten vom Stammhalter und vom Bob; wenn Dreyer ihre Einzelheiten mit denen einer humoristischen Erzählung von Raabe oder Keller vergleicht, wird er wissen, was ich meine.

Derartige Vergleiche rücken einem Maß und Gewicht wieder zurecht; freilich haben sie nur bei Schriftstellern Sinn, die, so unabhängig vom Lebensalter wie möglich, immer Werdende, Neuschaffende bleiben, nicht bei jungen Greisen, die im dreißigsten Lebensjahre schon mit ihrer Kunst, mit Gott und Welt fertig sind. Zu diesen nachgerade hoffnungslosen Schriftstellern rechne ich jetzt M a x J u n g n i c k e l. Wir haben ihm hier schon öfters die Wahrheit sagen müssen, nämlich, daß er auf falschem Wege, auf dem der Scheinpoesie, der Goldpapiersterne ist, wir haben es immer in freundlicher Art getan, weil Jungnickel ein liebenswerter Mensch zu sein scheint — er hat den Tadel auch immer freundlich aufgenommen und sogar mit Zueignung seiner ‚neuen' Bücher beantwortet — aber nach seinem W o l k e n s c h u l z e n werden wir ihm für eine Weile abwartend gegenüberstehen müssen, denn hier ist keine Entwicklung, hier ist Stauung, Erstarrung in Manier, künstlerische Verknöcherung. Jungnickel geht von der grundfalschen Meinung aus, es sei Poesie, wenn man das Große verniedliche, wenn man dem Leben den Horizont einer Puppenstube gebe. Gewiß ist auch das mitunter angebracht, z. B. im Märchen, wo man den Begriffen des Kindes nahezukommen sucht, indem man Großes auf ihre kleine Welt bezieht, das Denken in eine ihrer Bewußtseinsstufe angepaßte Form bringt. Aber — hier liegt das Wesentliche — doch nicht deshalb, um nun die Welt klein zu machen, vielmehr um dem Kinde einen Weg des Verständnisses für ihre Größe zu suchen. Ist doch gerade für das Märchen Anbahnung an den Mythus und bewußte, mitunter launenhafte Übertreibung des Wunderbaren charakteristisch. Jungnickel hält es für Poesie, wenn er Gott mit Faden und Zwirn, mit Tinte und Feder hantieren läßt, und zwar um dieses Bildes selbst willen, nicht um das Bild als Durchgang, als Mittel zu benutzen — es ist ihm Ziel. In dem vorliegenden Buch, das offen-

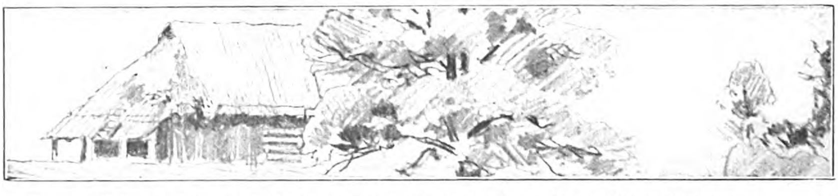
Digitized by Google

bar für Erwachsene geschrieben ist, träumt er sich den Heiland als Wolkenschulzen, d. h. als den richtigen Schulzen und Gemeindevorsteher in ein thüringisches Dörfchen hinein. Das könnte Gelegenheit geben zu einer humorvollen kleinen Dichtung, Jungnickel aber rührt nur wieder die alten Bilder und Anschauungen auf, die wir schon aus seinen vielen anderen Büchern — die sich gleichen wie ein Ei dem anderen — hinreichend kennen. Er tritt immer auf demselben Fleck herum. Hie und da einmal eine hübsche Bemerkung, ein niedliches Bild, aber die gesuchte Kindlichkeit des Ganzen ist schwer zu ertragen. Man bekommt Lust, das Buch gleich nach der dritten Zeile aus der Hand zu legen, wo Jungnickel zum Preise seines thüringischen Dörfleins singt:

„So ein Dorf, wo man die Sterne am Himmel zirpen hört."

Kommt es denn Jungnickel gar nicht zu Bewußtsein, welch ein schrecklich falscher Ton dies Zirpen der Sterne ist? Andere Leute sind froh, daß die Sterne schweigen, daß sie nicht auch im Lärm des Alltags, sei es auch nur im Spatzengezirp, mitmusizieren. Gerade zu ihrer großen Stille hebt man in Stunden der Einkehr und des inneren Friedens die Sinne empor, es wäre entsetzlich, wenn sie in solcher Stunde zu zirpen — justament zu zirpen! — begännen. Wenn jemand sich bewußt das Ziel setzte, wirklicher Poesie den Kragen umzudrehen, sie nicolaitisch zu verballhornen, so müßte man sich der Mittel Jungnickels bedienen, der ein andermal dichtet: „Gott schreibt den Vögeln alle Lieder, den Mücken alle Tänze nieder." Vermutlich hält er das für „allerliebst", für „gar zu niedlich", für „süß", in Wirklichkeit entpuppt er sich hier als der nüchterne, dürre St. Bürokratius, der in die Poesie des Lebens mit einem Tintenwischer fährt. Und das muß man gerade bei diesem Buch doppelt bedauern, denn an sich ist der Gedanke, Christus ganz schlicht in den Werkeltag einzuführen und ihn sich mit den Alltagssorgen der kleinen Leute auseinandersetzen zu lassen, wenn auch nicht neu, so doch immer, und vielleicht gerade heute mehr als je, einer dichterischen Behandlung wert. Aber abgesehen von einzelnen kleinen Schönheiten ist der Dichter seinem Stoff nicht gerecht geworden. Und wenn sein Christus große Lebensfragen mit ein paar geblümten Redensarten abtut — wie etwa in dem Gespräch mit dem politischen Schlosser — so hat er mit dem Genius des Neuen Testaments nichts gemein. Er ist ganz Schulze.

Auf zwei Sammelwerke kann heute nur kurz, in der Form einer Anzeige, hingewiesen werden. Von **Fritz Mauthner**, dem feinsinnigen Satiriker, Kritiker und Sprachforscher, sind **Ausgewählte Schriften**, von **Max Halbe**, dem noch immer jungen Heimatdichter, **Gesammelte Werke** erschienen, beide in guter Ausstattung. Die Sammlung Halbe ist noch nicht abgeschlossen. Nach dem ersten und sechsten Bande, die epische und lyrische Dichtungen darboten, ist nun der zweite Band herausgekommen, der seine Liebesstücke enthält. Hier steht Halbe also auf seinem eigentlichen Mutterboden, denn seine Liebesstücke sind es, die ihm, echt und warm und natürlich wie weniges der Zeitliteratur, seinen vollen Lorbeerkranz flochten, sie stammen aus den Gärten seiner Jugend, die hier wieder vor uns aufblühen; sinnvoll ist denn auch seine ‚Jugend', das beste Drama, das er geschrieben, in die Mitte der Auswahl gestellt. Wenn die Sammlung abgeschlossen ist, werden wir noch darauf zurückkommen. Das gleiche müssen wir uns auch bei Fritz Mauthner vorbehalten. Zwar ist hier das Werk beendet, soeben erscheinen der fünfte und sechste Band, aber sie zu lesen reichte die Zeit für diese Monatsschau nicht mehr. Mauthner verdient aber angesichts dieses seines Lebenswerkes eine nähere Betrachtung, man erstaunt, welche Fülle von Schriften unterschiedlichster Art sich während seines langen Lebens — er ist über die Siebenzig hinaus — angesammelt hat. In seiner launigen, humorvollen Art nimmt er selber am Schluß des letzten Bandes zu dieser Erscheinung das Wort: „Als ich darangehen mußte, unter meinen vielzuvielen Erzählungen und kurzen Geschichten eine Auswahl zu treffen, da wurde es mir wieder einmal deutlich, daß wir Schreibersleute alle, oder doch fast alle, mehr schreiben, als uns aufgegeben ist. Die drei Beweggründe jedes menschlichen Handelns — Hunger nämlich und Liebe und Eitelkeit — wirken zusammen und verführen uns zu der Überproduktion, die im künstlerischen Schaffen noch ganz anders gefährlich ist als etwa in der Industrie. Wir schreiben freilich nicht immer mehr, als die Nachfrage verlangt, aber wir schreiben mehr, als die innere Not der Sehnsucht fordert, der zwingenden Sehnsucht." Das ist gewiß richtig, aber ich fürchte, daß den meisten von uns Schreibersleuten diese Einsicht erst nach dem siebzigsten Lebensjahr kommt und manchem wohl überhaupt nicht ...



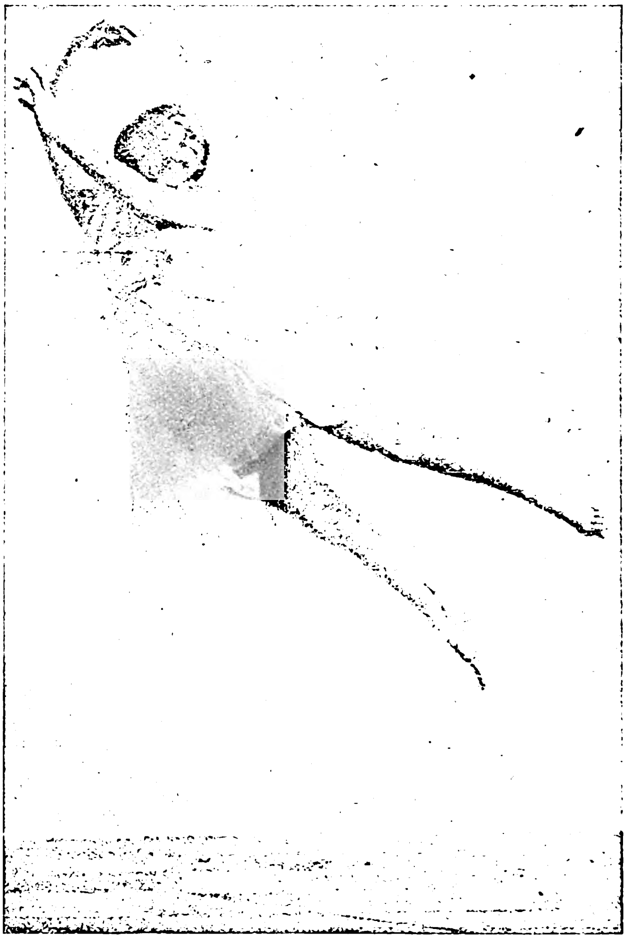
Getreideschuppen. Livländische Studie von Prof. Peter Paul Müller

Illustrierte Rundschau

Weibliche Körperbildung und Bewegungskunst — Alt-Münchner Bilderbuch — Ein Jahrhundert München — Porzellandiebstähle im Charlottenburger Schloß — Neue Briefmarken — Zu unseren Bildern

Vor etwa zehn Jahren veröffentlichte Frau Beß M. Mensendieck ein Buch unter dem Titel ‚Die Körperkultur der Frau'. Sie setzte darin auseinander, auf welchem Wege die Frau den Schädigungen eingebürgerter ungesunder Gewohnheiten entgegenwirken und ihren Körper zu Gesundheit und Schönheit entwickeln könne. Sie lehrte durch frühzeitig begonnene planvolle körperliche Erziehung und Ausbildung die Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit der Bewegungen. Im Gegensatz zum Turnen ließ sie ihre Schülerinnen vom sechsten Jahr ab ohne jedes Gerät üben, und zwar in enganliegendem Trikot, damit sich jede falsche Bewegung sofort verrate, denn die Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit jeder Bewegung in Haltung und Gang, Sitzen und Stehen, Atmen und Ausruhen war das erste Erfordernis ihrer Lehre. Erst in zweiter Reihe kam es ihr auf Grazie, Ästhetik, Scharm an oder wie die schönen Dinge sonst heißen, die so verlockend klingen. Sie sagte mit Fug, daß der richtig gebildete Körper ganz von selbst seine Schönheit zeige. Letzte Ziele ihres Unterrichts waren: Gesundheit des einzelnen und der Rasse, Verminderung der Sterblichkeits- und Krankheitszahl, Erleichterung der Geburtsfähigkeit; ja sogar eine Beschränkung unseres schlimmsten Feindes, der Schwindsucht. Größten Wert legte sie auf die Beweglichkeit des Brustkorbes, des Beckens, der Wirbelsäule, und sie traute sich auch die Kraft zu, angeborene oder erworbene krankhafte Veränderungen, etwa Wirbelsäulenverbiegungen oder Plattfüße, günstig zu beeinflussen.

Das bei Bruckmann in München erschienene Werk hatte einen bedeutenden Erfolg. Der Gedanke einer besonderen weiblichen Schönheitsgymnastik erscheint uns heute schon selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich wurde er von mehr geschäfts- als sachkundigen Lehrern und Lehrerinnen aufgegriffen. Was dabei unter Umständen herauskommt, zeigt manche Ausdruckstänzerin, die, von gewissenlosen Unternehmern ermuntert, nur einer gefühllosen und gedankenarmen Menge gefällt. Die greifbaren Ergebnisse der gründlich arbeitenden Mensendieckschen Erziehung finden wir in einem ebenfalls bei Bruckmann erschienenen neuen Buch, das Fritz Giese und Hedwig Hagemann herausgegeben haben. Es ist mit zahlreichen gut unterrichtenden Abbildungen ausgestattet und heißt ‚Weib-



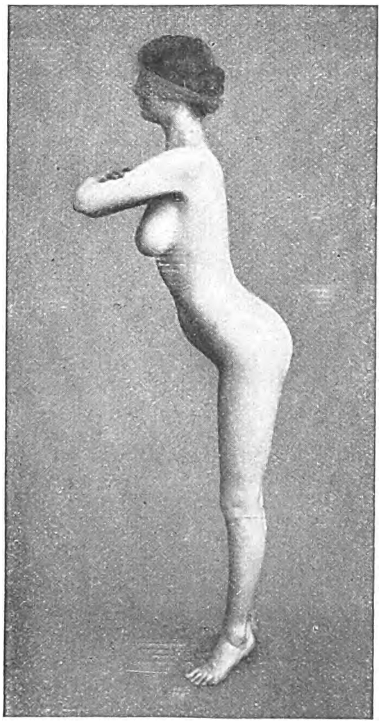
Ellen Petz, Sprung

Digitized by Google

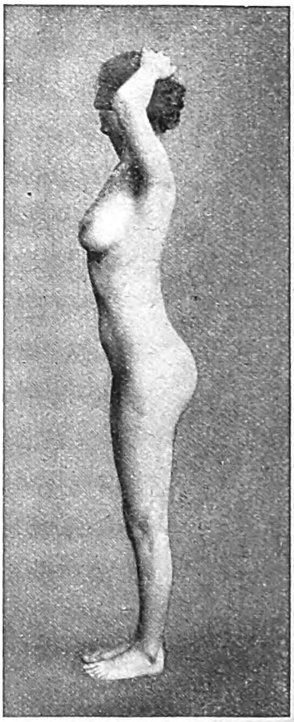
liche Körperbildung und Bewegungskunst'. In einer Menge trefflicher Beiträge werden die Leistungen der Mensendieckschen Schulung nach allen Richtungen geprüft: der Arzt, der Turnlehrer, der Ästhetiker, der Psychologe, der Bühnen- und Tanzkundige, sie alle und andere mehr kommen zu Wort, und wenn wir von der Anerkennung, die sie Frau Mensendieck zollen, ganz absehen: die Aufsätze werden jede Frau zum Nachdenken veranlassen und ihr begreiflich machen, daß die Ausbildung des Leibes einen tieferen Sinn hat, als man vermutet. Sie ist nicht bloß eine Sache der Eitelkeit. Das hat schon Plato erkannt, der in einem der Beiträge zum Zeugen angerufen wird: „Wer über nackte Frauen lacht, wenn sie um des Höchsten willen ihren Körper üben, der bricht unreif die Frucht der Weisheit des Lachens." Denn es ist ein sehr wahres Wort und wird auch wahr bleiben, daß das Nützliche schön, das Schädliche häßlich ist.

Richtiges und gesundes Bücken

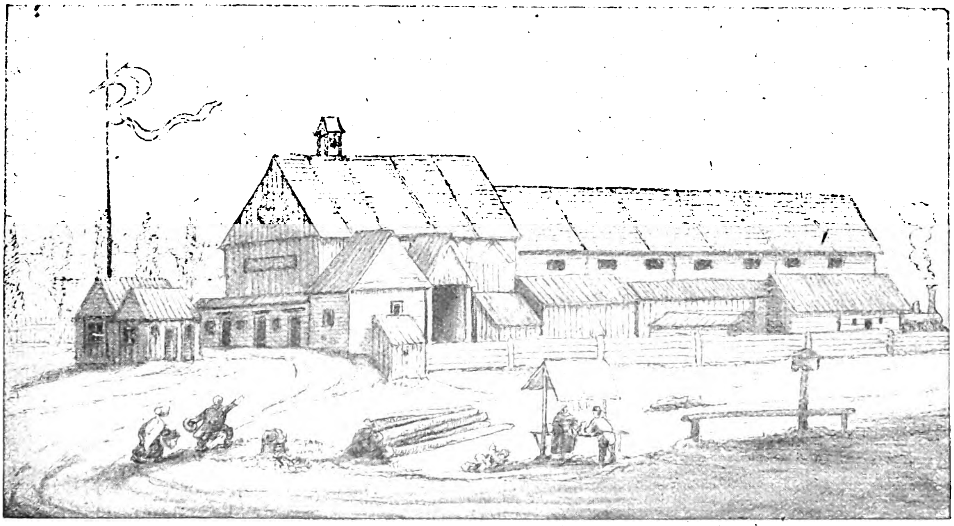
Schon vor dem Kriege wurden Klagen laut, München verberlinere. Nicht etwa nur in dem Sinne, daß norddeutsche Zuwanderer die heimische Art verdürben, sondern daß der Stadt überhaupt die Entwicklung zur Großstadt nicht bekomme, daß sie ihre eigentümlichen Reize verliere, genau so, wie das vor vierzig Jahren Berlin ergangen sei. Aber die Frauentürme standen noch, es gab den Fasching und den Maibock, die Weißwurst und den Radi. In blitzblauem Wams und mit goldenem Löwenhelm klirrten die Hartschiere durch die Höfe der Residenz, und wenn Fronleichnam war, ging der König entblößten Hauptes hinter dem Baldachin, unter dem der Erzbischof das Allerheiligste trug. Der Krieg brachte die Industrie in die Stadt. Ein neuer Reichtum kam auf, der in dieser bürgerlichen Welt noch falscher wirkte als anderswo. Ausblicke eröffneten sich, die wirtschaftlich von größter Bedeutung waren, aber mit vielem, was



Verdorbene Haltung im Korsett und auf Stöckelschuhen



Richtige Haltung



Der erste Münchner ‚Hauptbahnhof‘ (Holzbau)

dem Liebhaber Münchens teuer war, aufzuräumen drohten. Man besann sich auf das, „was so köstlich war“, und als ein Zeugnis dieser sorgenden und dennoch zukunftsgläubigen Stimmung erschien bei Georg

„Rrrrechts um!“ Spottbild auf die Münchner Bürgerwehr. Holzschnitt von K. Stäuber

Müller das Alt-Münchner Bilderbuch. Der Herausgeber bietet auf 241 Blättern eine Auswahl aus den Sammelschätzen seines Vaters, des Kommerzienrats und Hofglasmalers F. X. Zettler, und zwar namentlich im Hinblick auf die Baugeschichte Münchens. Für jedes Blatt sind Erläuterungen vorausgeschickt, in denen sich die gelehrten Kenntnisse des Herausgebers kundtun. Da die Bilder sachlich, dann gruppenweise in sich zeitlich geordnet sind, kann man Veränderungen, die ein bestimmter Stadtteil in Jahrhunderten oder Jahrzehnten durchgemacht hat, bequem überblicken. Das Buch will nicht nur den Ahnen danken, sondern für die Zukunft ein Bauprogramm bilden. Zettler rühmt, daß sich München auf die Forderung einheitlicher Stadtgestaltung besonnen habe. Da soll nun dieses Hohelied auf die gute alte Zeit Anpassung an die dem kurfürstlichen Rokoko und der königlichen Antike verpflichtete Überlieferung lehren.

Ein Hoheslied auf die gute alte Zeit ist auch das Buch ‚Ein Jahrhundert München‘, das unser Mitarbeiter Georg Jacob Wolf bei Hanfstaengl herausgegeben hat. Aber während Zettler noch voll froher Hoffnung auf weiteren Aufstieg ist — er schrieb noch während unserer Siege — steht Wolf auf einem Scherbenberg und faßt sein Werk wie eine große Leichenrede auf. Nur ganz zum Schluß pflanzt er einen bescheidenen Trieb der Hoffnung ein: vielleicht liegt doch unter den Trümmern noch etwas von dem guten Alten verborgen, das sich ausgraben läßt und zu neuen Leistungen spornt.

Der Finessensepperl überbringt Liebesbriefe
Stich von Joh. Mich. Voltz

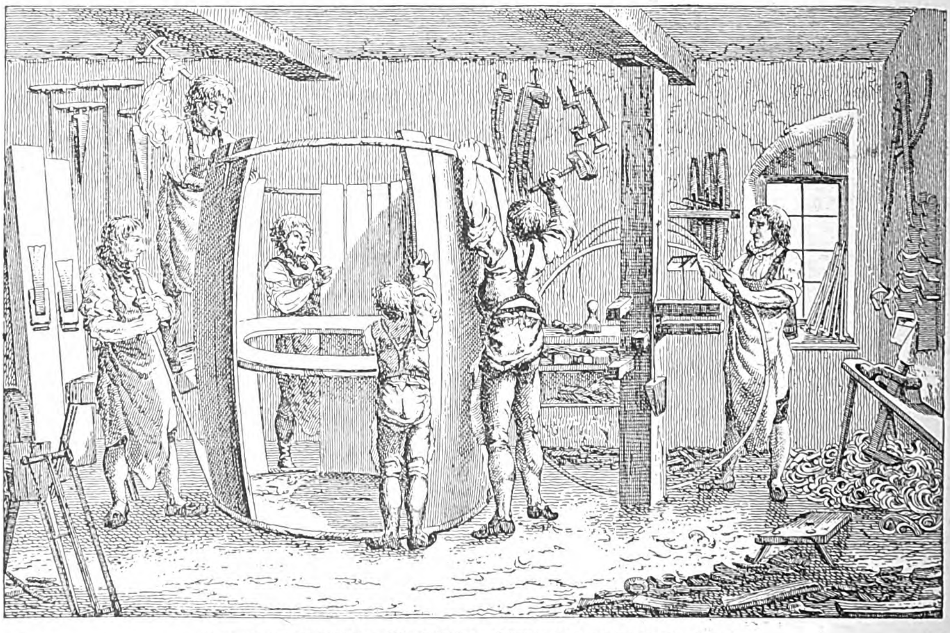
Digitized by Google

Münchner Kellnerinnen im Sonntagsstaat

Gesicht zeigt die Stad unter ihren ersten beiden Königen Max Joseph I. und Ludwig I. Wolf schöpft aus Schilderungen, Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen der Zeitgenossen und erläutert das Wort durch Hunderte nicht minder glücklich gewählter Abbildungen. So entsteht ein treues Bild des politischen und wirtschaftlichen, namentlich jedoch des geistigen Lebens der Stadt. Wir kommen in alle Kreise der Münchner Gesellschaft bis zum Finessensepperl, dem postillon d'amour vor hundert Jahren. Das Buch ist — man muß das als eine besondere Leistung rühmen — vortrefflich ausgestattet und zu einem immerhin erschwinglichen Preise zu haben.

Wolf hat nicht nur Bilder zur Baugeschichte gesammelt, sondern seinen Plan weitergreifen lassen: es ist keine Kulturgeschichte Münchens, wohl aber ein kulturgeschichtliches Sammelwerk für die Zeit von 1800 bis 1900. Das letzte Vierteljahrhundert wird freilich etwas karg behandelt, aber da war ja das ganz echte München schon ein wenig angekränkelt; das liebenswürdigste

Die Briefmarkensammler müssen hurtige Jäger sein, wenn sie auch nur einigermaßen alles erwischen wollen, was bloß in Deutschland an neuen Postwertzeichen herausgegeben wird. Daß die alte Germaniamarke auch ohne Revolution wert war zu ver-



Münchner Schäffler-Werkstätte. Radierung von F. Bollinger

Karl Westermair (Trostpreis)

Wilhelm Marsmann (Trostpreis)

Josef Gange (Trostpreis)

Sigmund v. Weech (1. Preis)

Ernst Rudolf Vogenauer (1. Preis)

W. Schnarrenberger (Trostpreis)

Julius Nitsche (1. Preis)

Willi Geiger (1. Preis)

Prof. J. V. Cissarz (1. Preis)

Paul Neu (2. Preis)

Prof. E. R. Weiß (3. Preis)

Edwin Scharff (1. Preis)

O. H. W. Hadank (3. Preis)

schwinden, hat niemand bezweifelt. Die weimarische Nationalversammlung wurde dann mit Gedenkmarken beehrt, die fast allgemein auf entsetzten Widerspruch stießen. Nun sollten Wettbewerbe glücklichere Lösungen zeitigen.

Bayern, das sein eifersüchtig gewahrtes Reservatrecht auf eigene Marken aufgegeben hat, ist der Reichspostverwaltung vorausgegangen und hat eine stattliche Reihe von Marken gleichsam zum Abschied herausgegeben. Es ist hübsch zu sehen, wie die alten und so überaus schmückenden bayrischen Hoheitszeichen, wie die Raute und der Löwe, auch im Freistaat ihr Recht bewahrt haben; ja wie selbst die Mutter Gottes als Schutzpatronin des Landes weiter, sozusagen staatlich, anerkannt ist. An so künstlerisch wirksamen Sinnbildern ist das Reich mit seinem entkrönten Adler arm, und das mag ein Grund dafür sein, daß der Wettbewerb der deutschen Reichspost weit kältere Entwürfe gezeitigt hat. Selbst der neubestellte Reichskunstwart

Digitized by Google

Ein im Charlottenburger Schloß gestohlenes Porzellan-Service

Dr. Edwin Redslob muß gestehen, daß das Preisausschreiben nur als Anfang zum Bessern zu würdigen ist.

Im verflossenen Winter war gute Zeit für Diebe. Kirchen und Museen, Mausoleen und Schlösser waren nicht vor ihnen sicher. Unter vielen anderen Leidtragenden hat auch das Charlottenburger Schloß den Verlust kostbarer Porzellanschätze zu beklagen, so eines 1796 hergestellten Frühstücksservices der Berliner Manufaktur mit Figurenmalereien von Rehberg, die berühmten Attitüden der schönen Abenteurerin und Lady Hamilton darstellend.

Die Einschaltbilder dieses Heftes stammen zum größten Teil von Künstlern, die unsern Lesern wohl bekannt sind. Wir eröffnen es mit einem Gemälde von Professor Carl von Marr, einer Flora, die mit zwei Gefährtinnen und einem kleinen Eros Blumen über die Erde streut, einem Kunstwerk von frischer Farbe und Sinnlichkeit. Professor Otto H. Engel (‚Mutter und Kind‘; zw. S. 560 u. 561) und Fritz Reusing (Bildnis, zw. S. 472 u. 473) sind uns seit Jahren vertraut. Wir lieben den einen als den herzhaften Darsteller friesischen Bauernlebens, den andern als den geschmackvollen Damenporträtisten. Neu ist uns Heinrich Böhner jun. mit seinem ‚Scherzo‘, einem anmutigen Sommerbild (zw. S. 528 u. 529). Groß empfunden ist die ‚Fraueninsel im Chiemsee‘ von Professor Richard Kaiser (zw. S. 464 u. 465). Dem Wesen des Dargestellten trefflich angepaßt ist Eugen Spiros Bildnis des Schriftstellers Julius Meier-Graefe (zw. S. 488 u. 489). Die ‚Hochzeitsreise‘ von G. Latouche (zw. S. 544 u. 545) zählt zu den hübschesten Bildern des ‚Malers von Versailles‘, eines Impressionisten, der viele Wandlungen durchgemacht hat. Seine Stärke kommt auch hier zum Ausdruck: er ist ein Meister des Sonnenlichts. In Deutschland erfreuen sich Krefeld und Magdeburg guter Werke des Künstlers. Die Plastik endlich bringt ein tief empfundenes Grabrelief von Professor Robert Cauer, einem Angehörigen der weitverzweigten und an tüchtigen Künstlern reichen Kreuznacher Bildhauerfamilie (zw. S. 520 u. 521). Endlich eine aufklärende Bemerkung: von Heinrich Zerkaulens Novelle ‚Der kleine Umweg‘ (Maiheft) ist das erste Sechstel als selbständige Skizze in des Verfassers ‚Allerhand Käuzen‘ vor Jahren erschienen. Der Hauptteil der Geschichte ist bisher unveröffentlicht. P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

Langenscheidts Wörterbücher

mit Angabe der Aussprache nach dem System der Methode Toussaint-Langenscheidt zeichnen sich durch klare augenschonende Schrift und übersichtliche Anordnung aus. Ihre Zuverlässigkeit ist sprichwörtlich. Die Bearbeiter der Werke ::: zählen zu den hervorragendsten Sprachgelehrten :::

Muret-Sanders Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. — Hand- u. Schulausgabe, Neubearbeitung. — Teil I: Englisch-deutsch. — Teil II: Deutsch-englisch. Jed. Teil geb. 60 M.

Sachs-Villatte Enzyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. — Hand- u. Schulausgabe. — Teil I: Franz.-deutsch. — Teil II: Deutsch-französisch. Jeder Teil gebunden 60 Mark.

Menge-Güthling Griechisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. — Teil I: Griechisch-deutsch. — Teil II: Deutsch-griechisch. Jeder Teil gebunden 60 Mark.

Menge-Güthling Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. — Teil I: Lateinisch-deutsch. Teil II: Deutsch-lateinisch. Jeder Teil gebunden 60 Mark. :: ::

Langenscheidts Taschenwörterbücher Unentbehrlich und bequem für Reise, Lektüre und den Schulgebrauch. Erschienen für alle wichtigeren modernen und die alten Sprachen . . . . Einzelband 12 Mark, Doppelband 23 Mark.

Aus den Urteilen: „. . . Auf die Frage meiner Schüler: Welches Lexikon empfehlen Sie uns für den englischen Unterricht? werde ich nun nicht länger wegen der Antwort zweifelhaft sein. Ich möchte keines lieber in der Hand meiner Schüler sehen als Muret-Sanders." Oberlehrer Dr. Leopold Bahlsen, Berlin.

„Der neue Sachs-Villatte ist in der Tat geeignet, dem Freunde der französischen Sprache ein Führer für die Lebenszeit zu sein, und behauptet mehr als je seinen Platz als Wörterbuch par excellence." Dr. A. Kißner, Prof. a. d. Universität Königsberg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu sämtlichen Preisen 20 Prozent Buchhändler-Zuschlag. :: :: **Preisänderungen vorbehalten.**

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg

---

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Grösste europäische Lebensversicherungs-Ges. auf Gegens.

Versicherungsbestand 1½ Milliarden Mark

Der Lebensversicherungsschein bietet

Beste Familienfürsorge

Versicherung mit **einmaliger Einzahlung** der Prämie
Versicherung der **Jugendlichen** vom 10. Lebensjahre ab
Versicherung der **Frauen** ohne Sonderprämie

Sicherste Kapitalanlage

Digitized by Google

Weitere beliebte Marke:

Asbach „Privatbrand".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

34. Jahrg. / August 1920 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Leipziger Herbstmesse 1920

Der Zentralmarkt für den internationalen Handel

Jährlich zweimal im Frühjahr und Herbst

Technische Messe und Baumesse

15.—21. August

Maschinen aller Art einschl. landwirtschaftlicher Maschinen, elektr. Apparate und Anlagen, Triebwerke, Beförderungsmittel, Förderanlagen, Pumpen, Armaturen, Werkzeugmaschinen, Werkzeuge und Apparate, Heizungs-, Beleuchtungs-, Lüftungs-, Kühl- und sanitäre Anlagen, Kinomatographie, Photographie, Messwerkzeuge, Feinmechanik, Optik, Architektur, Bau- u. Wohnbedarf

Allgemeine Mustermesse

29. August—4. September

Keramik und Glas, Holz-, Metall-, Leder-, Gummi-, Korb-, Kurz-, Galanterie- und Spielwaren, Papierwaren und Kartonnagen, Sportartikel, Nahrungsmittel, Schuhwaren und Bedarf für die Schuh- und Lederfabrikation, Textilwaren, Verpackungsmittel, Bureaubedarf, Reklame, Buchgewerbe, Graphik und Buchhandel, Edelmetallwaren, Uhren, Schmuck und verwandte Waren

Entwurfs- und Modellmesse

Vermittlungsstelle für Künstler und Fabrikanten

In Verbindung mit beiden Messen

Messbörse

für Fertigfabrikate, Halbfabrikate und Rohstoffe

Anmeldungen und Anfragen ***ausschliesslich*** *an das*

Messamt für die Mustermessen in Leipzig

Digitized by Google

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig,
Hospitalstr. 27. ❖ Jahresbezugspreis Mk. 12.—

Hein, Lehmann & Co.

AKTIEN-GESELLSCHAFT

Eisenkonstruktionen, Brücken- u. Signalbau

Düsseldorf-Oberbilk ✻ **Berlin-Reinickendorf**

Eisenbauten jeder Art und Grösse

Zweigeleisige Eisenbahnbrücke über den Rhein—Duisburg—Ruhrort, 1×186, 2×106 m Stützweite.
Gewicht rund 6000 Tonnen.

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

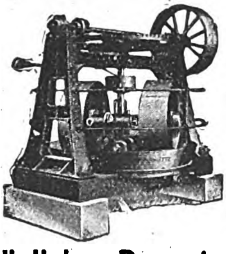
Eisenwerk Weserhütte

Aktiengesellschaft • • • Bad Oeynhausen i. Westf.

Besonderheiten:

Neuzeitliche

Ziegelei- und Zerkleinerungs-Maschinen



für Ziegeleien, Tonwarenfabriken, sowie besonders für die Schamotte- u. Dinasfabrikation

Koks- und Kohlenbrecher vorzüglicher Bauart.

Kostenlose Betriebskraft

für grosse und kleine Wasserpumpwerke, Be- und Entwässerung, landwirtschaftl. Maschinen, Mühlen und elektr. Lichtversorgung durch unsere **weltbekannte**

Stahl-Windturbine „Herkules"

Windradgrössen von $2^1/_2$ m bis 15 m. Tausende von Anlagen ausgeführt. Absolute Betriebs- und Sturmsicherheit in allen Orkanen. Modernste Konstruktion. Allerhöchste Leistung. Schnelle Lieferung.

Vereinigte Windturbinen-Werke, Dresden-Reick 6

Aelteste und grösste Spezial-Fabrik in Europa.

Buchbinderei-Maschinen.

Gebrüder Brehmer,

Maschinen-Fabrik,

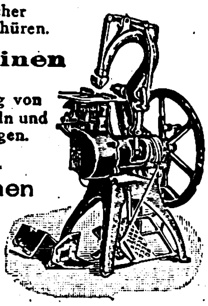
Leipzig-Plagwitz

liefern

als Sondererzeugnisse:

Draht- u. Faden-Heftmaschinen

für Bücher und Broschüren.



Maschinen zur Herstellung von Faltschachteln und Kartonnagen.

Falz-Maschinen für Werkdruck und Zeitungen.

Abziehbilder

f. gewerbl. u. Reklamezwecke,

Bess. Kinderabziehbilder

Aug. Jüttner, Saalfeld/Saale 26.

DEUTZER MOTOREN

IN ALLEN GRÖSSEN U. AUSFÜHRUNGEN

FÜR ALLE BRENNSTOFFE

INSBESONDERE

BENZIN-BENZOL-PETROL SPIRITUS-MOTOREN

★

NAPHTALIN-MOTOREN

STEHENDE U. LIEGENDE

DIESEL-MOTOREN

Zf. 8. 22.

GASERZEUGER

SAUGGAS-ANLAGEN • HEIZGAS-ANLAGEN

MOTORLOKOMOTIVEN • MOTORTREKKER

WASSERVERSORGUNGS-ANLAGEN •

GASMOTOREN-FABRIK DEUTZ

KÖLN-DEUTZ

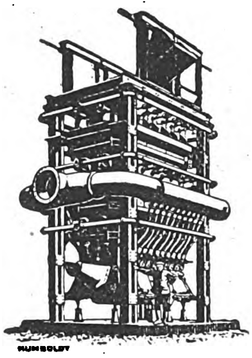
Digitized by Google

MASCHINENBAU-ANSTALT HUMBOLDT
COELN-KALK

Vollständige Anlagen und einzelne Maschinen für

BERGBAU u. HÜTTEN

Zerkleinerungs- u. Aufbereitungs-Anlagen jeden Umfangs



METALLURG. ÖFEN

Röstöfen ▪ Mantelöfen ▪ Schachtöfen ▪ Converter

Eisenkonstruktionen

Drehkrane ▪ ▪ Verladeanlagen ▪ ▪ Brücken
Seilbahnen ▪ Förderanlagen ▪ Becherwerke

Lokomotiven jeder Bauart

Kesselwagen ▪ Güterwagen ▪ Grubenbahnwagen

DAMPF-

Kessel ... Maschinen ... Turbinen

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

BERLIN W. 8, Mauer-Strasse 39

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Concepcion, Iquique, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

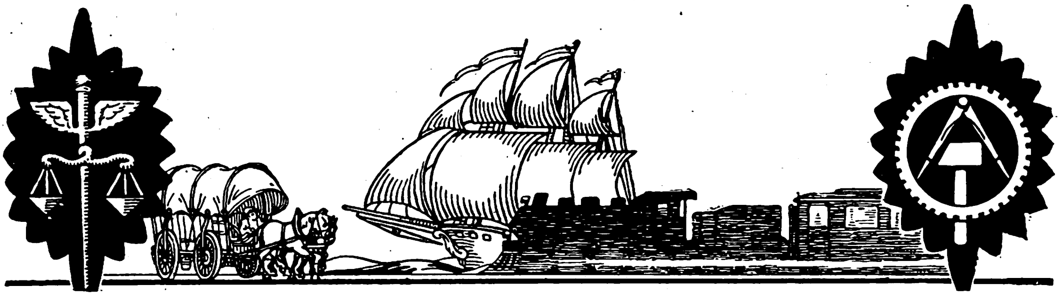
Brasilien: Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:
Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg.

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

August 1920 — Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 12.—. — No. 12, IX. Jahrg.

Leipziger Messe und deutscher Aussenhandel.

Von Dr. Fritz Körner.

Früher als sonst ruft die Leipziger Mustermesse diesmal Handel und Industrie aller Länder zusammen, um trotz der Weltwirtschaftskrise ein Zeugnis dafür abzulegen, dass Deutschlands wirtschaftliche Kraft ein ruhender Pol für den Weltmarkt bedeuten kann. Die diesjährige Herbstmesse, die eigentlich eine Hochsommermesse sein wird, beginnt am 15. August mit der Technischen Messe, die bis zum 21. August in Aussicht genommen ist, und wird vom 29. August bis 4. September durch die Allgemeine Mustermesse fortgesetzt. Gerade diese frühen Termine dürften beiden Messen einen grossen Erfolg sichern, denn nach der wohlverdienten Sommererholung bilden sie für den Industriellen und den Kaufmann das Durchgangstor zum Herbst- und Wintergeschäft, für das die neuen Muster auf der Messe notwendig und unentbehrlich sind.

Auch vom rein wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, dürfte der Zeitpunkt beider Messen ausserordentlich günstig gewählt sein. Um diese Aussichten der bevorstehenden Messe richtig zu beurteilen, ist es notwendig, sich den Sinn und die Bedeutung der Leipziger Messe kurz zu veranschaulichen.

Die Leipziger Messe ist keine Warenmesse, auf der die zur Schau gestellten Waren vom Publikum und Händler besichtigt und gekauft werden können, sondern sie ist eine Mustermesse, d. h. der Produzent stellt nur seine Muster als eine Art Arbeitsprobe aus und fertigt nach dieser Probe die vom Käufer gewünschte Menge erst später in seiner Fabrik oder seinem Werk an. Schon hieraus geht das Ökonomische der Mustermessen — im Gegensatz zu Ausstellungen oder Warenmessen — deutlich hervor, und dieses Charakteristikum hat der Leipziger Messe seit Jahrzehnten ihre dominierende Stellung in der Welt verschafft, ohne dass eine der vielen Nachahmungen bisher einen ähnlichen Erfolg hätte aufweisen können. Die Leipziger Messe wirkt also gewissermassen regulierend, sie verteilt die Waren, indem sie ein Sammelpunkt für das gesamte Angebot und für die gesamte Nachfrage wird, sie ist eine grosse Börse, auf der auch alle persönlichen Wünsche zur Sprache gebracht und die Mängel und Vorzüge der Ware beurteilt werden können, ohne dass der Verkäufer für den Transport grosse Kosten und allerhand Risiko zu tragen hätte. Somit dient die Leipziger Mustermesse nicht allein den Einzelinteressen, sondern sie ist heute eine Angelegenheit der gesamten deutschen Volkswirtschaft geworden.

Die deutsche Volkswirtschaft wird aber nur lebensfähig werden, wenn sie sich wieder einordnet in das verzweigte Netz der Weltwirtschaft und wenn sie wieder die Fäden aufzunehmen versucht, die 1914 zerrissen sind. Damals war es der Exporthandel, der das deutsche Volk reich gemacht hat, und auch heute kann diese Wirtschaftspolitik die einzige sein, die unsere Handelsbilanz wieder aktiv zu gestalten vermag und die einen Aufstieg in wirtschaftlicher und politischer Beziehung gewährleistet.

Es war kein Zufall, dass die Leipziger Messe gerade während des Krieges einen Aufschwung genommen hat, wie man ihn kaum für möglich halten konnte. Während die Frühjahrsmesse 1910 nur 16000 Besucher aufwies, stieg diese Zahl bei der ersten Kriegsmesse 1916 auf 25000, die sich 1918 schon verdreifacht hatte, um im Herbst 1919 mit rund 100000 Besuchern einen internationalen Rekord zu schlagen, der im Frühjahr dieses Jahres noch um mehrere Tausend erhöht wurde. Diese ständige und überraschende Steigerung war einfach das Drängen unserer trotz des Krieges noch exportfähigen Industrie, innerhalb Deutschlands nach einem besonderen Sammelpunkt zu suchen, um ihre Ware an den Mann zu bringen. Dieser Zentralmarkt wurde eben in steigendem Masse die Leipziger Messe, die jetzt erst ihren eigentlichen Sinn voll zur Geltung zu bringen vermochte: sie vereinigte den gesamten deutschen Exporthandel, sie bildete die Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage und zog deshalb alle Industrien, deren Produkte für einen grossen internationalen Markt geeignet waren, magnetisch an.

Die Aussichten der Leipziger Messe mussten in dem Augenblick ganz besonders günstig werden, wenn die alten Friedensverhältnisse mit freiem Verkehr und Handel wieder einigermassen hergestellt waren und die geöffneten Grenzen Angebot und Nachfrage wieder freien Spielraum lassen würden. Auch ihr bedeutender internationaler Charakter musste dann zum Ausdruck kommen. Tatsächlich waren diese Erscheinungen schon auf der ersten Nachkriegsmesse ganz unverkennbar, und die diesjährige Frühjahrsmesse hat es bewiesen, dass Leipzig — trotz aller Konkurrenz — der Mittelpunkt des deutschen Exporthandels und damit der Messzentralpunkt Deutschlands geblieben ist, der in erster Linie vom Ausland aufgesucht werden wird. Über die sogenannte „Messezersplitterung" ist gerade in letzter Zeit viel geschrieben und gesprochen worden. Allgemein hat man es anerkannt, dass weitere allgemeine Messen neben der Leipziger Einheitsmesse nicht als erwünscht betrachtet werden können, wenn man auch die sogenannten „Grenzmessen" (in Frankfurt a. M., Köln, Breslau, Königsberg) aus politischen und wirtschaftlichen Gründen teilweise für gerechtfertigt hält. Aber diese Sondermessen werden immer nur einen engeren Kreis von Auslandsbesuchern aufweisen, während der internationale Grossimporteur und Exporteur

Digitized by Google

doch nur Leipzig besuchen wird, das sich in romanischen und angelsächsischen Ländern bereits so weit eingeführt hat, dass die Bezeichnungen „Foire de Leipzig" und „Leipzig Fair" schon zu allgemeinverständlichen Wirtschaftsbegriffen gehören. Leipziger Messe und deutscher Aussenhandel gelten also im Ausland schon vielfach als ein einheitlicher Begriff.

Betrachtet man von den hier behandelten zwei Gesichtspunkten — Verteilung der Waren und Förderung des deutschen Exports — die bevorstehende Herbstmesse, so kann man ihr eine sehr günstige Prognose stellen. Es muss natürlich damit gerechnet werden, dass auch zur Zeit der Leipziger Messe noch die gleiche Flauheit in der geschäftlichen Gesamtlage herrscht, wie in den letzten Wochen. Die Krisis am Warenmarkt wird noch nicht überwunden sein, und die Käufer werden sich nicht so stürmisch um die Waren reissen, weil sie mit weiteren Preisschwankungen und Rückgängen rechnen werden. Aber bei der Verwirrung, die in der letzten Zeit im Geschäftsleben geherrscht hat, wird gerade die Leipziger Messe beruhigend wirken, denn sie kann die Situation klären, weil sie Angebot und Nachfrage ausgleichen wird, weil sie hier fördernd, dort hemmend den Geschäftsverkehr in gesunde Bahnen zu lenken vermag. Diese Regelung wird auf das deutsche Wirtschaftsleben einen fühlbaren Einfluss ausüben, und es ist zu erwarten, dass die Aufträge der Herbstmesse wieder Bewegung und Anreiz für die Produktion bieten werden. Denn Förderung der Produktion ist ja heute das grosse Geheimnis der deutschen Wirtschaft, die auf der einen Seite infolge der gegenwärtigen Krisis gehäufte Warenlager aufzuweisen hat, auf der anderen Seite aber an solcher Warenknappheit leidet, dass selbst einfache Bedarfsartikel zu hohen Preisen aus dem Ausland eingeführt werden müssen. Um diese Widersprüche und unwirtschaftlichen Erscheinungen aus der Welt zu schaffen, dürfte der bevorstehenden Messe die hohe Aufgabe erwachsen, Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen, indem sie nur dort mit Angeboten hervortreten wird, wo Waren gebraucht werden, während sie für die aufgestapelten Waren die grosse Vermittlerrolle übernehmen kann, die ihr infolge ihrer Anziehungskraft und ihrer Bedeutung für alle Branchen eigen ist.

Eine der Hauptaufgaben der Herbstmesse wird auch darin bestehen, dass sie dem Industriellen einen klaren Überblick verschaffen wird, welche Aufträge er zu erwarten, wie er sich für die kommende Periode einzudecken haben wird, welcher Absatz ihm sicher ist. Wie notwendig es heute für jeden Fabrikanten ist, sich im voraus einen Haushalts- und Wirtschaftsplan aufzustellen, braucht gar nicht besonders erörtert zu werden. Die Materialbeschaffung, die Kohlenknappheit, die Verkehrsschwierigkeiten und vielfache andere Miseren zwingen ihn zu einer planmässigen Produktion, deren Sparsamkeit wiederum unserer ganzen Volkswirtschaft zugute kommt. So sorgt die Leipziger Messe durch eine richtige Verteilung der Waren dafür, dass nicht Raubbau an der deutschen Volkswirtschaft getrieben wird, sondern dass neue Wege gesucht und beschritten werden, um aus dem Zusammenbruch und den damit verbundenen Krisen doch noch ein lebendiges und zukunftsstarkes Wirtschaftsleben zu retten.

Einen der schlagendsten Beweise, wie entwicklungsreich und ungebrochen trotz aller Erschütterungen und der starken ausländischen Konkurrenz die Aussichten der deutschen Industrie sind, dürfte vor allem die Technische Messe erbringen. Leider ist die erste Veranstaltung im März d. Js. nicht voll zur Auswirkung gelangt, weil die Messe infolge des Kapp-Putsches nicht stattfinden konnte. Wer aber doch einen Blick in die riesigen Hallen auf dem Ausstellungsgelände am Völkerschlachtdenkmal geworfen hat, konnte nur mit grösster Bewunderung feststellen, dass hier ein geschlossenes Bild der Produktivkraft eines grossen Volkes geboten wurde. Nun wird der Herbstmesse die Mission zufallen, dem In- und Ausland eine technische Musterschau vor Augen zu führen, die ein Zeugnis davon ablegen wird, wie in Deutschland gearbeitet wird und wie wir auf technischem Gebiet wieder führend für die gesamte Welt werden können. Viele während des Krieges gemachte Erfindungen und Patente, die geheim gehalten werden mussten, werden auf der Technischen Messe zum erstenmal in der Öffentlichkeit gezeigt. Gerade der Krieg war ja in gewissem Sinne ein vorbereitendes Moment für die Technische Messe, weil er die Erfindertätigkeit der deutschen Technik und Industrie mächtig gefördert hat. Bedenkt man, dass die Zahl der deutschen Patentanmeldungen 1917 etwa 24000 betrug und 1919 bereits wieder eine Höhe von 43429 (1909: 44411) erreicht hatte, so kann man an diesen Zahlen mit Leichtigkeit erkennen, wie in Deutschland gerade die Not der Zeit zu Erfindungen und technischen Neuerungen angeregt hat. Selbst das Ausland hat dieses schnell erkannt, wenn die führende englische Wirtschaftszeitung „Economist" über unsere Wirtschaftslage schrieb: „Die Deutschen sind eifrig bemüht, ihr vom Krieg angeregtes Gehirn in Auslandskredite umzuwechseln, um so den Zustrom fremder Materialien (Kupfer, Aluminium, Gummi, Baumwolle und Wolle) wieder herbeizuführen, ohne den dem Industrieorganismus Hände und Füsse gefesselt sind."

Was hier in ganz richtiger Erkenntnis gesagt wurde, ist kein Geheimnis, sondern kann geradezu als Sinn und Absicht der Leipziger Messe aufgefasst werden. Gerade auf der Technischen Messe wird das Ausland stark vertreten sein, denn selbst die industriestarken Länder Amerika und England können ohne die deutsche Maschine, ohne unsere Feinmechanik und Elektrotechnik nicht mehr auskommen. Das Schwergewicht des Aussenhandelsgeschäftes dürfte daher auf der bevorstehenden Messe in erster Linie auf der Technik (als Gesamtbegriff) ruhen, und auf der Allgemeinen Mustermesse weniger stark in die Erscheinung treten.

Trotzdem wird auch der Allgemeinen Mustermesse als Hauptaufgabe die Förderung des deutschen Exports gestellt werden müssen. Wenn bereits auf der diesjährigen Frühjahrsmesse Auslandsaufträge in Höhe von einer Milliarde Mark hereingenommen wurden, so darf man trotz unseres gebesserten Valutastandes und trotz der allgemeinen Depression wieder eine ähnliche Summe erwarten. Denn wer auf der letzten Messe gesehen hat, wie sich die ausländischen kaufenden Kreise geradezu auf die deutschen Waren gestürzt haben, dem werden auch die Gründe dafür klar geworden sein. Sie lagen nicht allein in den für das Ausland günstigen Preisverhältnissen, die damals durch den ungünstigen Stand der deutschen Valuta bedingt waren, sondern es war vielmehr die einmütige Erklärung der einkaufenden Ausländer, dass die Welt seit Jahren nicht mehr Waren von solcher Qualität gesehen habe, wie sie in Leipzig auf dem Markt erschienen. Und so wird auch diesmal Qualitätsware das grosse Losungswort sein, das uns wieder den Weg zur Weltwirtschaft öffnen und das auch wieder über der Leipziger Messe stehen wird.

Es wurde schon vorher angedeutet, dass die wirtschaftliche Krisis, die auf den Warenmärkten der ganzen Welt fühlbar ist, ihre Schatten auch auf die Leipziger Messe werfen könnte. Denn die Besserung der Mark wirkt — so merkwürdig das auch klingen mag — in gewissem Sinne wiederum hemmend, weil alle auf Lager befindlichen Werte fallen, weil die Kaufnachfrage bei der allgemein abwartenden Haltung gering ist und weder der Grosshandel noch der Kleinhändler den Einkauf grösserer Warenmengen wagen wird. Ebenso darf nicht verkannt werden, dass jede

Digitized by Google

weitere Steigerung der Mark die Exportmöglichkeiten der deutschen Industrie einschränken muss, denn der Ausländer kauft jetzt nicht mehr so billig bei uns wie früher. Trotzdem wird die Leipziger Messe ihre Kraft und ihre Existenznotwendigkeit gerade dadurch beweisen, dass sie sich auch auf diese aussergewöhnlichen Verhältnisse einzustellen versteht. Sie wird weniger Massenartikel anbieten, sondern vielmehr spezialisierte Qualitätsartikel, die sich den Bedürfnissen und dem Geschmack des Landes anzupassen haben werden, wohin die Ware exportiert werden soll. Auch wird sich im allgemeinen unsere Industrie im Gegensatz zu früher mehr auf die Produkte der Verfeinerungsindustrie konzentrieren müssen, und es fällt infolgedessen der Messe die Aufgabe zu, den Ausländern die neuen Produkte — Gebrauchsgegenstände und Fertigfabrikate — anzubieten. Das Ausland verlangt nach diesen deutschen Waren, von denen als Beispiele nur Solinger Stahlwaren, Spielwaren, Luxus- und Lederwaren, Haus- und Küchengeräte, Glaswaren, Apparate aller Art, optische Gegenstände, Bijouterien und anderes mehr genannt sein mögen. Aus allen diesen Gründen ist trotz aller Konjunkturungunst mit einem starken Besuch und Einkauf seitens des Auslandes zu rechnen.

So darf man bei aller Sachlichkeit und bei Abwägung aller Wirtschaftsverhältnisse zu dem Schluss gelangen: die Leipziger Messe wird wieder ein imposantes Bild deutscher Kraft und Unbeugsamkeit, deutschen Fleisses und deutscher Arbeitsamkeit bieten. Sie wird zeigen, dass wir einen Schritt weiter aufwärts gelangt sind und dass Deutschlands Handel und Industrie dazu berufen sind, trotz aller Erschütterungen am Wiederaufbau der zertrümmerten Welt erfolgreich mitzuwirken. Und endlich wird die Messe das grosse Mittel sein, uns wieder auf dem Weltmarkt Eingang zu verschaffen und damit allen Völkern beweisen zu können, dass wir als schöpferisches Volk das Recht haben, uns im friedlichen Wettbewerb mit allen Nationen der Erde zu messen.

Die Kino-Ausstellung „Der Film“ in Berlin.

Von Walter Thielemann, Berlin.

Die vom 12. Juni bis 4. Juli ds. Js. in Berlin in den Gesamträumen des Berliner Konzerthauses (Clou) stattgefundene Ausstellung für moderne Lichtspielkunst „Der Film“ verdient besonderes Interesse. Über den Wert von Spezialausstellungen ist man sich seit langem einig. Besonders Amerika, das Land der Ausstellungen und grossen Kongresse, besitzt hierin unschätzbare Erfahrungen, die den Wert der Fach- gegenüber den allgemeinen Ausstellungen beweisen.

Bisher waren grossangelegte Ausstellungen immer der beste Wertmesser für den Stand einer Industrie, einer Interessengruppe, Branche oder eines ganzen Landes. Der Film hat in überraschend kurzer Zeit eine ungeahnte Ausdehnung erfahren und beschäftigt heute in starkem Masse die Öffentlichkeit. Der Film ist international, er kennt keine Landesgrenzen, und selbst während des Krieges, da unsere Grenzen geschlossen und wir einzig auf unsere eigene Industrie angewiesen waren, wurde unermüdlich gerade in der deutschen Kino-Industrie gearbeitet. Auch der Fernstehende weiss es, dass unsere heimatliche Lichtspielkunst einen kaum erhofften Hochstand erreicht hat, und dass wir die Zeit einer künstlerischen Entwicklung durchleben, die den selbstverständlichen Gedanken erstehen liess, dies durch eine Ausstellung zu dokumentieren. Die Berliner Ausstellung sollte das gesamte Gebiet der Filmwelt und der an ihr interessierten Industrien umfassen. Ihr Zweck sollte sein, dem Film in kultureller und künstlerischer Beziehung neue Wege zu erschliessen und allen Anfeindungen, denen gerade in den letzten Monaten der Film und das Lichtspieltheater ausgesetzt sind, aufklärend entgegenzutreten. Sie sollte darlegen, dass trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage des Weltmarktes deutsche Schaffenskraft und deutscher Erfindungsgeist mit Erfolg tätig gewesen sind. Die Anregung der Ausstellung fand in allen Kreisen der Kinematographen-Interessenten den lebhaftesten Anklang und auch die Förderung durch den Zentralverband der Filmverleiher E. V., Berlin, und die Vereinigung Süddeutscher Filmvertreter, München. Die Ausstellung war von über 150 Ausstellern beschickt und bot ohne Frage ein interessantes Bild von dem Stande der heutigen Entwicklung der deutschen Kinematographie. Es hat natürlich auch nicht an Kräften gefehlt, die sich bewogen fühlten, der Ausstellung entgegenzuarbeiten, und wenn auf der Ausstellung eine Reihe grosser Filmfirmen nicht vertreten waren, so lag das einzig darin, dass aus persönlichen Gründen die Vereinigung Deutscher Filmfabrikanten E. V., Berlin, sich der Veranstaltung fernhielt. Im Grunde genommen ist dies sehr zu bedauern. Denn die Ausstellung würde zweifellos dadurch noch ganz besonders gewonnen haben, wenn sie alle Firmen der deutschen Kino-Industrie vereint hätte. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, dass gerade Berlin der Mittelpunkt der deutschen Film-Industrie ist, und dass deshalb Berlin vor Leipzig und seiner Messe zweifellos den Vorrang verdient. Die Ausstellung erbrachte den Beweis, dass die kinematographische Schaustellung und die kinematographische Industrie heute als ganz bedeutende wirtschaftliche Faktoren gelten müssen. Es ist mit vielem Fleiss alles zusammengetragen worden, was dem grossen Publikum die ungeheure Bedeutung der deutschen Film-Industrie zu veranschaulichen imstande ist. Neben diesem Idealzweck bietet sie aber auch dem Fachmann und Interessenten Gelegenheit, die neuesten Errungenschaften und Verbesserungen auf einschlägigen Gebieten kennenzulernen und allen eine Richtschnur zu geben, auf welche moderne und zweckmässige Weise Kinobetriebe geführt und eingerichtet werden können.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte man alle diejenigen Firmen einzeln aufführen, die sich an der Ausstellung beteiligt haben, und es würde eine Ungerechtigkeit sein, wenn man nicht alle Firmen nennen wollte. Keinen Museumscharakter hat die Ausstellung, bei dem eine Anhäufung leblosen Materials ermüdend wirkt, sondern alles spricht hier in lebendiger und anschaulicher Weise zu dem Besucher und lässt ihn das Gezeigte gewissermassen miterleben, miterdenken und miterschaffen. Dieser frische Geist kommt vor allem in den verschiedentlichen Vorführungen zum Ausdruck, bei denen sich die Ausstellungsleitung eine reiche Abwechslung hat angelegen sein lassen. Vorführung von Reklamefilmen wechseln mit kurzen, unterhaltenden Filmen und dem Zeigen von Diapositiven und Reklamebildern ab. Neue Apparatsysteme fesseln den Fachmann und Techniker. Der Photokünstler kann überraschende naturfarbige Lichtbilder bewundern, und das Problem der Tageslichtprojektion ist in mehreren Variationen zu beobachten, wie es in der Praxis wirkt. Bühneneinrichtungen, Beleuchtungseffekte, Kostüme und alle unentbehrlichen Hilfsmittel in der Welt des Films waren in der Ausstellung vertreten. Eine hübsch arrangierte Kollektivsammlung „Unsere Filmkünstler“ zeigte eine endlose Reihe von

Digitized by Google

Originalphotos. Die umfangreiche kinematographische Fachpresse war ebenfalls reich vertreten. Abgesehen von den täglich wechselnden Vorführungen auf einer grossen Tageslichtwand wurden auf einer Kabarettbühne Vorträge bekannter Filmgrössen geboten, um dadurch nach dem Schauen und Studieren an den einzelnen Ständen dem Bedürfnis nach Erholung und Ablenkung entgegenzukommen. Eine erstklassige Künstlerkapelle sorgte für gute musikalische Genüsse.

Seitens der Ausstellungsleitung war alles getan worden, um durch die Ausstellung nicht nur für eine geschäftliche Belebung zu sorgen, sondern auch um weitere private Freunde für die Sache der Kinematographie zu gewinnen. Ein Volk, das trotz unerhörter Schwierigkeiten solche Leistungen hervorzubringen vermag, kann wirtschaftlich nicht untergehen. Sein Erfindungsgeist, seine Organisationskraft können nicht versagen, wenn sie von einer Arbeitslust unterstützt werden, durch die allein es uns nur möglich sein kann, die Schäden zu heilen, die der verlorene Krieg unserem Wirtschaftsleben geschlagen hat.

Deutschlands Handel mit Italien.

Von Dr. Fritz Körner.

Das erste der feindlichen Länder, mit dem Deutschland nach dem Zusammenbruch wieder die auswärtigen Handelsbeziehungen aufgenommen hatte, war Italien gewesen. Seitdem schon im Sommer 1919 durch königliches Dekret die Handelsfreiheit mit Deutschland wiederhergestellt war, ist der Handelsverkehr mit Italien sehr rege geblieben. Leider hält die deutsche Regierung noch immer zurück mit einer Veröffentlichung der Aussenhandelsstatistik, und positive Zahlen, die auf einer amtlichen Grundlage fussen, können daher immer noch nicht ein anschauliches Bild davon geben, was nun eigentlich aus Deutschland heraus- und was hereinkommt. Trotzdem kann nach privaten Unterlagen gesagt werden, dass unsere Handelsbilanz Italien gegenüber zurzeit stark aktiv sein dürfte, weil das Verlangen nach deutschen Waren (namentlich an Maschinen, Instrumenten, Kohlen und chemischen Produkten) ausserordentlich gross war und auch in Zukunft nach der ganzen wirtschaftlichen Lage beider Länder bleiben wird.

Zwar muss berücksichtigt werden, dass die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Italien heute unter völlig veränderten Verhältnissen als bei ihrem Abbruch erfolgt. Im Jahre 1914 war Deutschland der führende Industriestaat in Europa, und unsere Einfuhr nach Italien bestand in erster Linie aus Erzeugnissen der Eisen- und chemischen Industrie. So führten wir 1914 z. B. chemische und medizinische Produkte für 20 Millionen (in runden Zahlen), Farb- und Gerbstoffe für 17 Mill., Leder und Lederwaren für 31 Mill., Eisen-Halbfabrikate für 28 Mill., Eisen- und Stahlwaren für 26 Mill., Maschinen für 70 Mill., Instrumente für 41 Mill., Steinkohlen für 28 Mill. Lire nach Italien aus. Unsere Gesamtausfuhr betrug etwa 498 Mill. Lire, wogegen uns Italien Waren im Werte von 316 Mill. Lire lieferte, die für uns unentbehrlich waren. Vor allem ist unsere Textil-Industrie auf Italien angewiesen, wenn man bedenkt, dass wir 1914 für 76 Mill. Lire Seide und Seidenabfälle und für 23 Mill. Lire Hanf von dort bezogen. Dass Italien als agrarisches Land uns vegetabilische Produkte und Lebensmittel verschiedenster Art schickte und auch jetzt bereits wieder liefert, spielt heute für den Wert der Handelsbeziehungen eine ganz besonders wichtige Rolle.

Die Interessen beider Länder im Austausch und gegenseitiger Ergänzung sind zu augenscheinlich, und sie erklären die schnelle Annäherung aneinander, die von beiden Seiten gesucht wurde. Allerdings sollte man nicht ausser acht lassen, dass es in erster Linie Geschäftsinteressen waren und sind, welche die italienischen Kaufleute nach Deutschland führten. Die Qualität unserer Waren, der schlechte Stand der Valuta, die geleerten Warenlager infolge des langen Krieges waren vor allem der Ansporn, wieder mit Deutschland in Verbindung zu treten. Es wäre grundfalsch, wenn man den Handelseifer der Italiener aus „Sympathien“ für Deutschland erklären wollte. Die wohlwollende Politik, welche die italienischen Staatsmänner Deutschland gegenüber vertreten haben, soll durchaus gewürdigt und anerkannt werden, und eine Folge davon ist sicher die Einsicht und das Verständnis, das die italienischen Wirtschaftsstände und Handelskammern der Lage Deutschlands entgegenbringen. Aber anderseits dürfen diese Tatsachen nicht verallgemeinert werden, und der deutsche Kaufmann darf sich nicht ein falsches Bild von seinen italienischen Kollegen machen, die sich stets von dem kühlen Geschäftsgeist und von reinen Zweckmässigkeitsgründen leiten lassen werden. Auch viele italienische Kaufleute pochen darauf, dass sie einem Siegerstaat angehören, und es scheint sich zu verwirklichen, dass Industrielle aus Oberitalien „schwarze Listen“ solcher deutschen Unternehmungen aufstellen wollen, die angeblich die eingegangenen Verträge und Lieferungsbedingungen nicht erfüllt haben. Dass derartige „Kriegsmassnahmen“, die doch der Vergangenheit angehören sollten, nicht förderlich für die beiderseitigen Handelsbeziehungen sein können, liegt auf der Hand. Anderseits muss auch der deutsche Industrielle und Kaufmann darauf hingewiesen werden, gerade Italien gegenüber alle Verpflichtungen auf das peinlichste einzuhalten, weil nur aus einem gegenseitigen Vertrauen heraus der einmal angebahnte Verkehr auch weiterhin aufrechterhalten werden kann.

Denn um den Absatz seiner Ware in Italien braucht der Deutsche nicht besorgt zu sein. Die Italiener wissen, wie sehr wir uns in der Herstellung der Waren ihrem Geschmack und ihren Gewohnheiten anzupassen vermögen. Auch der Grossindustrie wird der italienische Markt immer offen stehen. Wenn auch die italienische Industrie infolge des Krieges einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, so wird sie doch nicht den ganzen Bedarf des Landes decken können, zumal man z. B. in Süditalien mit den teuren und wenig guten Waren der Mailänder Industrie gar nicht zufrieden ist, sondern nach deutschen Erzeugnissen aller Art verlangt. Es wird für die deutschen Firmen nicht leicht sein, sich die alten Märkte wieder zu erobern, denn die Neugründungen von Industriegesellschaften und die Kapitalserhöhungen in Italien weisen in den letzten vier Jahren geradezu phantastische Zahlen auf. Ebenso hat die italienische Automobil-Industrie ihre führende Rolle in Europa behalten, und mindestens die Hälfte der hergestellten Motorwagen wird ausgeführt, selbst nach verschiedenen Teilen Asiens und Amerikas. Trotzdem können die bereits vorher aufgeführten deutschen Erzeugnisse der Industrie nicht entbehrt werden, wie auch die Nachfrage nach deutschem künstlichen Dünger wieder sehr rege geworden ist, da Italien allein für das Jahr 1920 gegen 100 000 Tonnen benötigt.

Um den Handel zwischen Italien und Deutschland sicherzustellen, ist es nötig, die Schwierigkeiten in der Beförderung der Waren und einer zuverlässigen Verbindung zu beseitigen. Eine Brücke hierfür dürfte die Messe in Padua bilden, die vom 1. bis 15. Juni stattgefunden hat und auf der auch zum erstenmal die deutsche Industrie vertreten war. Ferner hat eine

Digitized by Google

Hamburger Reederei in Gemeinschaft mit zwei italienischen Gesellschaften einen regelmässigen vierzehntägigen Verkehr von Hamburg nach Italien eingerichtet. So können nach den Häfen Genua, Neapel, Messina und der Levante (Saloniki, Smyrna, Konstanza, Burgos usw.) Güter von deutschen Häfen anstandslos verladen werden. Der Funkenverkehr zwischen beiden Ländern ist seit kurzem wieder aufgenommen und steht für den Handel zur Verfügung. In allen anderen Exportfragen ist es zweckmässig, sich vorher mit den in Betracht kommenden Aussenhandelsstellen in Verbindung zu setzen.

Antipoden.

Nicht nur in politischer Hinsicht haben sich durch den Weltkrieg die Beziehungen der Völker untereinander in einem, früher kaum für möglich gehaltenen Masse verschoben, auch vom ökonomischen Standpunkt aus haben Veränderungen stattgefunden, die einen tief einschneidenden Einfluss auf den Handelsverkehr ausüben werden. Das Bild, was ehemalige Feinde betrifft, hat sich auffallend verändert, aber auch die Neutralen haben sich den aufgezwungenen Umständen nach der einen und der anderen Seite hin anpassen müssen, wollten sie den Anforderungen gerecht werden, die ihre Lebensinteressen an sie stellten. Dies war schon notgedrungen der Fall, als die Blockade und später noch der Kriegseintritt Amerikas dem seither üblichen Verkehr des In- und Exports Grenzen auferlegte, die manche Handelszweige ganz lahm legten, andere in völlig ungewohnte Bahnen drängten, welche man anfänglich allerdings noch als nur vorübergehend als ein Aushilfsmittel ansah, das nach Friedensschluss der Vergessenheit sehr bald wieder anheimfallen würde.

Hierin hat man sich im grossen und ganzen getäuscht. Die auch für die Neutralen geschaffene Notlage dauerte zu lange, und der Ausweg, der zuerst oft nur widerwillig beschritten worden war, unter der Voraussetzung, nur zeitwillig als Ersatz zu gelten und nach Eintritt normaler Verhältnisse von selbst wieder zu verschwinden, ist allmählich zur Gewohnheit geworden. In nicht wenigen Fällen erkannte man auch sogar gewisse Vorteile, die er bot und ermutigt durch diese, früher ungekannten Vorteile, begann man vorurteilslos zu erwägen, ob nicht füglich Neues zu dem Alten aufgenommen werden könne, ja ob diesem Neuen nicht gar eine höhere Stellung eingeräumt werden solle.

Unzweifelhaft hat der Krieg auf diese Weise Quellen eröffnete, die ohne ihn noch lange dem Handel und der Weltindustrie verschlossen geblieben wären. So sind allmählich Australien und die reichen holländischen Kolonien einander näher getreten. Erholungsbedürftige oder Abwechslungssüchtige fanden nicht die Gelegenheit, wie sonst die Reise nach Europa zu unternehmen, man suchte Ersatz dafür, indem man seinen Nachbarn einen Besuch abstattete. Hierdurch lernte man sein Land und seine Bewohner kennen, seine künstlichen und seine Naturerzeugnisse, seine etwaig noch zu erhöhende Produktivität, mit einem Wort: das was es gewähren und das was es brauchen konnte. Ein Geschäftsmann, der um sich auszuspannen eine Reise nach Java machte und dort, wie dies jedem Geschäftsmann ziemt, mit offenen Augen um sich sah, fand, dass auf der Insel ein grosser Mangel an Stahl der verschiedensten Arten herrschte. Nach Australien zurückgekehrt schloss er, wie ein niederländisches Blatt erzählt, einen Kontrakt mit der Broken Hill Co. Der Leiter dieses Konzerns ist ein Holländer von Geburt, aber naturalisiert und seiner unermüdlichen Tätigkeit ist es gelungen, Australien in seiner Stahlindustrie von Übersee ganz unabhängig zu machen. Der erwähnte Mann, der den Kontrakt abschloss, soll ein Vermögen dabei verdient haben.

Dass das Land trotz seiner grossen Boden-

Höchste Auszeichnung: Große Silberne Medaille der D.L.G.

Digitized by Google

schätze, seines vorzüglichen Klimas, das den Anbau von Zuckerrohr, Wein und Früchten, europäischer sowohl als auch in manchen Gegenden tropischer Art, trotz seines grossen Getreideanbaues und seiner weltbekannten Schafzucht mit ihrer Wollproduktion, nicht den ihm zukommenden Aufschwung genommen hat, mag seinen Grund darin finden, dass die Arbeitskräfte zu hoch bezahlt werden müssen. Es nennt sich, wie bekannt, ein weisses Land, d. h. es erlaubt keine farbigen Hilfskräfte. In vielen Artikeln kann es daher mit Japan und China oder dem holländischen Archipel noch nicht konkurrieren, aber wir hören, dass es in der Schuh-Industrie durch seinen grossen Reichtum an Fellen allmählich beginnt, für die Vereinigten Staaten ein gefürchteter Konkurrent zu werden.

Zweifellos werden sich auch deutschem Unternehmungsgeist und Kapital in Zukunft die Wege öffnen, um gegenseitig nutzbringende Verbindungen mit Australien anzubahnen, Verbindungen, die anscheinend von unserer Seite bis jetzt viel mehr mit dem südlichen Amerika angestrebt werden. Durch die feindliche, in unglaublichem Masse von der Northcliffe-Presse geführte Propaganda erfreut sich der Deutsche bei unseren Antipoden keiner Beliebtheit. Doch wir können ja täglich gewahren, wie die Animosität in geschäftlicher Beziehung wenigstens verblasst, und da der Hass gegen alles Gelbe durch das Gesetz sozusagen sanktioniert ist, wird sich in nicht allzu ferner Zeit auch Gelegenheit zum Beginn eines befriedigenden Handelsverkehrs für die deutsche Geschäftswelt bieten. Der Kluge, dem ein solches Ziel wünschenswert dünkt, wird schon jetzt auf Mittel und Wege sinnen, es zu erreichen, denn das von Natur und Klima so gütig und reich bedachte Land kann vieles liefern und wird manches in Zukunft nicht abgeneigt sein einzuführen, was unser Vaterland ihm bieten kann. M. H.

* * *

Eine eingehendere Beschreibung des Landes, seiner Bodenschätze und seines Klimas, seiner Bewohner und deren Produktivität behalten wir uns für einen weiteren Aufsatz vor.

Leipzig bei der Arbeit.

Wie wir der Nummer 12 der Leipziger Mustermesse entnehmen, ist man in Leipzig rüstig mit den Arbeiten für die nächste Herbstmesse beschäftigt. Drei neue fremdsprachliche Messadressbücher sind in Vorbereitung, so dass es nach deren Fertigstellung ausser den deutschen Messadressbüchern je ein Messadressbuch in russischer, englischer, spanischer, französischer, italienischer und polnischer Sprache gibt. Die fremdsprachlichen Ausgaben erscheinen nur je in einem Band, in dem auch die Aussteller der Technischen Messe mit aufgenommen werden. Da die Messadressbücher in fremden Sprachen nicht nur für die kommende Messe, sondern auch für die nächstfolgenden Messen Geltung haben, ist jedem Aussteller zu empfehlen, sich darin aufnehmen zu lassen. Aus den, allen angemeldeten Ausstellerfirmen zugehenden Anmeldebogen ist das Nähere über die Aufnahmebedingungen zu entnehmen. Eine einfache Aufführung ist kostenlos.

Das Beispiel Österreichs, das zur Frühjahrsmesse bekanntlich mit einem eigenen Österreichischen Haus vertreten war, hat Nachahmung gefunden. Die Schweizer haben sich ein eigenes Heim gesichert. Als weiteres nationales Messhaus ist Äckerleins Hof von den Ausstellern der Tschecho-Slowakei gemietet.

Als neue Sondermesse im Rahmen der Allgemeinen Mustermesse tritt eine Hygiene-Messausstellung G.m.b.H., zu der sich Fabrikanten chirurgischer, gesundheitstechnischer und sanitärer Erzeugnisse zusammengeschlossen haben.

Auf dem Ausstellungsgelände am Völkerschlachtdenkmal wird zum Kampf der Technik gerüstet. Eine grosse Halle mit 1500 qm Raum ist für Metallbearbeitungsmaschinen frei geworden. Für die Elektrotechnik und deren Untergruppe Kleinelektrotechnik ist neuer Platz geschaffen worden.

In der Nähe der Grossen Messhalle an der Gohliser Strasse macht sich der Bau einer weiteren Halle notwendig, so dass hier im Norden der inneren Stadt ein neues Messviertel entsteht.

Die Gliederung der Messe nach Industriezweigen setzt sich weiter durch. Der vornehme Specks Hof wird das Hauptquartier der Edelmetall-, Uhren- und Schmuckmesse werden. Wer aber so kostbare Schätze auszustellen hat, dass er sie keine Minute unbewacht lassen kann, mietet sich im Hotel Königshof ein, wo er zugleich Wohngelegenheit hat. Auch in den übrigen Branchen macht die Zusammenlegung Fortschritte, so dass das Bild der Leipziger Messe beide Forderungen befriedigen wird, grösste Reichhaltigkeit der Muster und doch grösste Übersichtlichkeit.

Geschäftliches.

Am 1. Mai hat das bekannte Unternehmen der „IMEX“ Import-Export-Gesellschaft Dresden, nach seiner abgekürzten Telegrammadresse kurzweg „IMEX-DRESDEN“ genannt, seine ständige Musterschau deutscher Fertigfabrikate im eigenen Hause, Münchnerstr. 4, eröffnet. Unter unzähligen Schwierigkeiten und mit vieler Mühe ist es dem alleinigen Inhaber der Firma, Herrn Dir. a. D. Wagner, gelungen, fast von jeder Industrie unseres Sachsenlandes Muster heimischer Erzeugnisse herbeizuführen und solche in den Räumen der „IMEX“ zur Schau auszustellen. Der Besuch der Einkäufer ist ebenso wie die Beteiligung der Industrie sehr rege, obwohl der Zustrom der Ausländer zurzeit noch zu wünschen übrig lässt. Wirkt das Heim der „IMEX“ äusserlich sehr einladend, so ist auch im Innern der Räume Wert darauf gelegt worden, jedem Besucher oder Einkäufer, sei er In- oder Ausländer, durch praktische Plazierung der Verkaufsgegenstände das zu bieten, was er erwarten durfte. Die Grundidee der Geschäftsführung besteht darin, die Erzeuger im Inlande direkt mit den Grossabnehmern im Auslande, ohne Zwischenglieder, in Verbindung zu bringen; ebenso den ausländischen Rohstofflieferanten mit unseren deutschen Fabrikanten (oder Herstellern der Fertigfabrikate), wiederum ohne weiteren verteuernden Zwischenhandel Die „IMEX“ bildet in gewissem Sinne einen Welthandelsknotenpunkt im kleinen, in dem zahlreiche Fäden internationaler kommerzieller Handelsbeziehungen zusammenlaufen. Berücksichtigt man, dass die Zurschaustellung seiner Waren, Maschinen usw. in der „IMEX“ dem Fabrikanten vorerst keine Platzmiete kostet, ja dass sogar seine Kataloge und sein gesamtes Reklamematerial von der „IMEX“ auf deren eigene Kosten nach allen Weltteilen mit hinausgesandt werden, so kann man die Beschickung der „IMEX“-Musterschau allen Industriellen, die ihren Absatz ausdehnen wollen, als äusserst vorteilhaft nur angelegentlich empfehlen. (Sächsische Staatszeitung.)

Digitized by Google

Aufruf!

Die österreichische Staatsbahndirektion Innsbruck (Tirol) wandte sich an uns mit dem dringenden Ersuchen, einen Notschrei an die gesamte Geschäftswelt sowie an jeden Abnehmer unseres Export-Anzeigers zu veröffentlichen, mit der Bitte, durch Spenden es dieser Direktion zu ermöglichen, den nach Tausenden zählenden kranken Kindern von Eisenbahn-Bediensteten und -Arbeitern des erwähnten Direktionsbezirkes — die sich in einer aussergewöhnlichen Notlage infolge des Krieges befinden — eine mehrwöchige Erholung auf dem Lande zu bieten und dadurch die auf das schwerste erschütterte Gesundheit so zahlreicher Jugend aufzurichten. Auch beabsichtigt diese Eisenbahndirektion, um die Erholung der vielen Kinder wirksam durchführen zu können, die dauernde Errichtung je einer grossen Kindererholungsstätte in Tirol und Vorarlberg.

Wir nehmen Anlass, den Hilferuf aus den Alpenländern unseres deutschen Brudervolkes in Österreich zur Kenntnis zu bringen und ersuchen, die Hilfsbestrebungen durch Geldspenden zu fördern.

Beiträge bitten wir an die österreichische Staatsbahndirektion Innsbruck (Verein für zu errichtende Kindererholungsstätten) in Innsbruck (Tirol) zu leiten.

Die Schriftleitung.

Bücherbesprechung.

Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman von Arthur Babillotte. Geheftet M. 12.—, in Geschenkband M. 14.50. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Ein Bekenntnisroman grossen Stils aus dem Strom eigensten Erlebens geboren. Ein Mutiger, ein Poet, entschleiert sein Innerstes mit hohem Freimut und hält den Vielen, den Unklaren und Halbreifen den Spiegel vor: Sieh deine Grimasse, Komödiant! Das Wort vom Seelen-Hochstapler ist hier geprägt. Es fasst in seiner anklagenden Wucht und Ungeschminktheit das ganze Problem des Buches in ein kurzes Wort zusammen. — Dieser grosse Lebenshungrige, dem das Weib, das Ewiggöttliche, Ewigkleine zum Inbegriff seines Werdens und Müssens wird, lebt uns das typische Leben so vieler Jungdeutschen vor — der heissesten, wertvollsten unseres Volkes Ein farbenreiches Buch — ein Stück eigenen Lebens des viel zu früh dem Leben und seinem dichterischen Schaffen Entrissenen. Er gab als Letztes ein Buch für die neue, sittlichen Idealen stärker nachgehende Jugend des neuen geistig nach Reinheit strebenden Deutschlands.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Leipziger Messe und deutscher Aussenhandel . . . . . 171—173
Die Kino-Ausstellung „Der Film" in Berlin . . . . . 173—174
Deutschlands Handel mit Italien . . . 174—175
Antipoden . . . . . 175—176
Leipzig bei der Arbeit 176
Geschäftliches 176
Aufruf! 177
Bücherbesprechung 177
Deutsche Werkzeugmaschinen 178
Bezugsquellen . . . . . 180—183
Spediteur-Tafel 184

Wissenschaft und Haarwuchs

Ein Gelehrter von Weltruf, der deutsche Physiologe Geh.-Rat Prof. Dr. Zuntz hat den wissenschaftlichen Nachweis erbracht, daß sich das Wachstum der Haare durch Beigabe bestimmter Sondernährstoffe zur Nahrung in der Tat günstig beeinflussen läßt. Damit sind völlig neue Gesichtspunkte von größter Tragweite für die Heilung des Haarausfalls und die Förderung des Haarwuchses gegeben. Näheres über die Wirkungsweise des nach den Angaben von Prof. Dr. Zuntz hergestellten Haarnährpräparates „Humagsolan" enthält Aufklärungsschrift Nr. 6 von

FATTINGER & CO., G·M·B·H
Berlin NW 7 / Dorotheenstraße 35

Kataloge mit Abbildungen in deutscher, engl., französisch. u. spanischer Sprache gegen Berechnung von Mk. 3 — auf Wunsch zur Verfügung.

Alwin Kiesewetter
Coburg (Thür.)
Fabrik und Export feiner Puppen und Spielwaren.
Gegründet 1907.
Spezialität: Spielwaren der Thüringer Hausindustrie.
Feinste Puppen-Babys, Tiere u. Figuren aus Plüsch, Stoff, Holz, Pappmaché aller Art und Ausführung. Wagen mit Gespannen, Schiffe mit Stoffsegeln, Attrappen, Scherz- u. Füllartikel, Figuren, Tiere u. dgl. mit Laufwerk u. Mechanismus in grosser Auswahl.
Ausführl. Musterkollektion lt. Katalog: Mk. 800.—.
= Export nach allen Ländern. =

Digitized by Google

Der Warenbedarf im Auslande.

Den Abonnenten werden die Adressen kostenlos zugestellt. — Anfragen von Nicht-Abonnenten, denen Rückporto nicht beiliegt, können nicht berücksichtigt werden.

E.-A. 1538. Tschecho-Slowakien: **Schuhholzstifte.**
E.-A. 1539. Esthland: **Sensen.**
E.-A. 1540. „ **Sicheln.**
E.-A. 1541. „ **Heu- und Düngergabeln.**
E.-A. 1542. „ **Elektrische Birnen.**
E.-A. 1543. „ **Jagdflinten und Munition.**
E.-A. 1544. „ **Fischereigeräte.**
E.-A. 1545. Esthland: **Sensenwetzsteine.**
E.-A. 1546. Ungarn: **Verbindung mit deutschen technischen und elektrotechnischen Kaufleuten.**
E.-A. 1547. Amerika: **Farbstoffe für Zeuge.**
E.-A. 1548. „ **Stahl- und Eisenwaren.**
E.-A. 1549. „ **Linsen und Fernrohrgläser.**
E-A. 1550. „ **Porzellane.**

KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG-94
Graphische Kunstanstalt

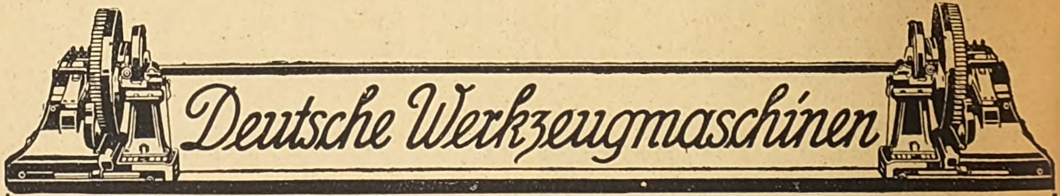
Louis Hermsdorf, Chemnitz (Sa.)

Spezialität:

Hermsdorf-Diamantschwarz

auf Garne, Strümpfe, Trikotagen

Echtschwarz auf Kreuzspulen und Cops, Echtmarineblau, Braun und andere Farben auf Garne, Strümpfe, Trikotagen etc. Glanzreiche Färbungen auf Kunstseide und Stapelfaser. Strumpfmercerisation D. R. P. Alle sonstigen Veredelungen auf Strümpfe und Garne. Umfärbung sämtlicher Textilwaren und Artikel der Bekleidungs-Industrie.



Drehbank-Klemmfutter System „Cushmann“,
zentrisch spannende Zweibackenfutter, Parallel-Schraubstöcke, Gewindeschneidzeuge, Werkzeugmaschinen aller Art.
Gottfried Keil, Magdeburg.

Präzisions-Leitspindeldrehbänke
Hobel- u. Shapingmaschinen, Revolverdrehbänke, Fräsmaschinen, Radial- und Schnellbohrmaschinen.
Richard Heinrich & Co., Dresden-A.

Normalisierte Schnelldrehbänke
Walter Loebel, Maschinenfabrik, Abt. Werkzeugmaschinenbau, Dresden-Neustadt 15, Industriegelände Albertstadt, Königsbrücker Strasse.

Universal-Fräsmaschinen,
Vertikal-Stossmaschinen, Shaping-Maschinen.
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz i. Sa.

Dieses Feld kostet monatlich Mk. 20.—, jährlich Mk. 240.—.

Holzbearbeitungsmaschinen,
Blechbearbeitungsmaschinen, Werkzeugmaschinen.
Sächsischer Maschinenvertrieb, Inh. Ingenieur Weisspflog, Dresden-A. 1.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Drehbänke, Räderfräsautomaten, Zentriermaschinen, Schleif- und Riffelmaschinen für Müllerei-Hartgusswalzen.
Oscar Ehrlich, Werkzeugmaschinen-Fabrik, Chemnitz 42.

Digitized by Google

Fr. Meyer's Sohn, Hamburg

Überweisungen an: Dresdner Bank in Hamburg, Reichsbank in Hamburg, Postscheckkonto: Hamburg 28775

GEGRÜNDET 1897

Spedition • Lagerung • Versicherung

Fernsprecher: Merkur 5448, 5449, 5450
Drahtnachrichten: Ernestus auch für alle Filialen

Zweighäuser: LÜBECK, Mengstr. 32/34, Fernsprecher: 8491 — BREMEN, Langestr. 139, Fernspr.: Roland 2354 56 — STETTIN, Speicherst. 7, Fernsprecher: 301 — LEIPZIG, Pariser Str. 21, Fernsprecher: 51094

THORN (Wpr.) — PROSTKEN (Opr.) — ILLOWO — KOPENHAGEN, Amaliegade 28 — ROTTERDAM, Postschliessfach 665

Vertretungen: BERLIN, Max Schumacher, NW. 6, Schiffbauerdamm 33, Fernsprecher: Amt Norden 1841 — KRISTIANIA, Alois Boger, Villa Skogro, Bekkelagshogda, Fernspr.: Bekkelaget 580

Speditionen und Versicherungen aller Art. — Verkehr von und nach allen europäischen und überseeischen Ländern

Ich gebe regelmässig eine Liste heraus, enthaltend alle sich von den kontinentalen Hafenplätzen bietenden Verschiffungsmöglichkeiten, welche ich Interessenten auf Wunsch gern zustelle.

Paul Freund,

Im- und Export

Tel. Vulkan 2716 — **Hamburg 36, Neuerwall 68.** — Tel.-Adr.: Omnia.

GABLONZER BIJOUTERIEN: Broschen, Boleros, Ringe, Ohrringe, Kravattennadeln, Glasknöpfe, Manschettenknöpfe, Hutnadeln, Kämme, Hut- u. Haarschmuck, Borten, Kolliers, Perlbeutel, Halsketten usw.

Tafelglas, Flaschen, Kristallglas · Parfümerien · Spielwaren neuen Genres, Mundharmonikas · Knöpfe aller Art · Tresors, Visits, City bags, Kupeekoffer aus Leder u. Kunstleder · Zigarren- u. Zigarettenspitzen, Zigarettendosen, Pfeifen · Haarnetze. Handschuhe · Geklöppelte Spitzen · Fasskrähne usw. usw.

Musterkollektionen gegen Berechnung.

Die IMEX schafft Weltverbindungen für alle Branchen

Import-Export-Ges., Dresden-A. 24, Münchnerstr. 4

Permanente Muster-Schau

Ueber 700 eigene Uebersee-Vertreter.

Exporteure!

Warum führen Sie unseren

Weltschlager

noch nicht? Ist zugleich Lehrmittel, Spielzeug, Werkzeug. In Deutschland mit allergrösstem Erfolg aufgenommen. — Verlangen Sie Prospekt umsonst von

Gebr. Schneider,
Giessformenfabrik,
Leipzig-Gohlis A. 1.

Katalog nebst Muster von mehr als 2000 Gemälde-, Akt-, Skulpturen-, Kunst-, Heiligen-, Bromsilber- pp. Postkarten, Kunstblätter, Rahmen, Bilder, Wandschmuck, Kalender, Kommunion-Heiligenbildchen, Spiele erhalten Sie gegen Einsendung von M. 100.— an.
Nordische Kunstanstalt Ernst Schmidt & Co., Lübeck, Postfach 272

Kriegs-Briefmarken

36 D. Kol. ℳ 60.-	6 Liechtenstein ℳ 7.50	8 Russ. Südw.-Armee ℳ 25
15 a. Mont. ℳ 15.-	9 Thurn u. Taxis ℳ 30.-	7 Lettl. Befr. u. Jubilé ℳ 45
3 Kowno ℳ 9.50	7 Saar I Ausg. ℳ 27.-	10 Plebiscit Ob.-Schl. ℳ 15
3 Rig. Bef. ℳ 11.-	6 Polen Reichst. ℳ 15.-	11 Plebiscit Schlesw. ℳ 19

100 verschied. Kriegsmarken ℳ 45.- | 300 verschied. Kriegsmarken ℳ 450.-
200 verschied. Kriegsmarken ℳ 180.- | 500 verschied. Kriegsmarken ℳ 960.-

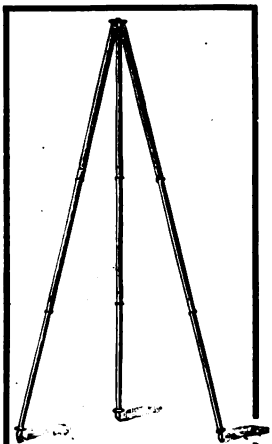
Max Herbst, Markenh., Hamburg 54

Illustrierte Preisliste auch über Kriegsnotgeld kostenlos.

Ungerbieler

Kräuter-Boonekamp

Jul. A. A. Ungerbieler, Likörfabrik, Hamburg 5.



Metall-Röhren-stative

für photograph. Apparate in **Messing** und **Stahl** liefert in hochfeiner solider Qualität

Metallwarenfabrik Eugen Ising
Bergneustadt (Rhld.)
Für Ausland Vertreter gesucht.

Richters Anker-Steinbaukasten

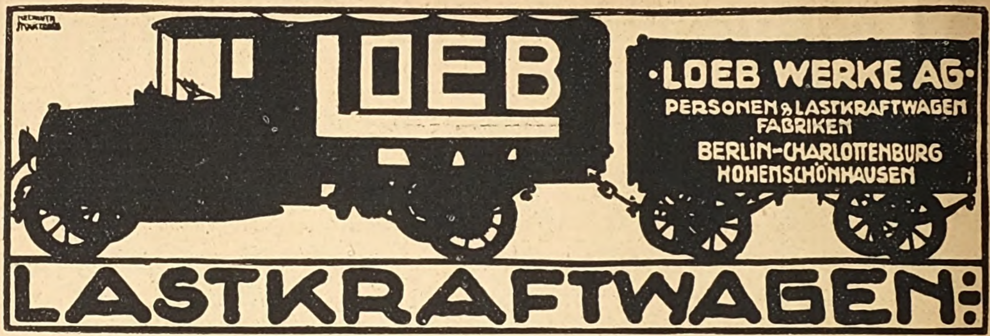
Des Kindes liebstes Spiel!

Anker-Verein — Anker-Zeitung

Preisliste V

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Digitized by Google



Export-Compagnie
Magdeburg, Papenstr. 14
Einkaufshaus deutscher Fabrikate

Draht-Seile und Gurte
fabriziert
A. W. Kaniss, Wurzen.
Preisliste Nr. 3c kostenlos!

Feuerzeuge
Feuerzeughülsen, Gasanzünder,
— **Massenartikel** —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt, gegossen, poliert und galvanisiert.
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

ALBUMS für Postkarten
„ Amateur-Photos
„ Schallplatten
Poesie-Alben.
Wübben & Co., Berlin, Kochstr. 60/61.
Leipziger Messe: Petersstr. 44.

Postkarten-Albums, Amateur-Albums
Sammelmappen mit Stahlklemmrücken
Schallplatten-Albums
hält stets in reichster Auswahl am Lager
Leipziger Buchbinderei A.-G. vorm. Gustav Fritzsche,
Leipzig-Reudnitz. — Kataloge franko.

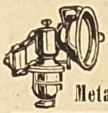
Aluminium, Emaille, Porzellan, Stahl- u. Eisenwaren jeglicher Art,
— **Export nach allen Ländern.** —
Friedrich A. L. Lange, Hamburg 36, Gänsemarkt 35.
Fernruf: Elbe 5245, 5256, Merkur 308. — Telegr.: Industrielange.

Aluminium-Bestecke und Kochgeschirr
liefern in grossen Posten
Pötters & Grensenbach, Hamburg 8.

Engelapotheke Regensburg
Homöop. Medizinal- u. Exportgeschäft
Hauptvertretung der Komplexen Homöopathie
System Mattei.
Preislisten und Broschüren kostenlos.

Autokühler-Verzierungen
Stets gangbarste, exportfreie
Lagerwaren, neueste Muster
Martin Trümpelmann, Leipzig-Möckern.

Automobile.
Export nach allen Weltteilen.
Lastwagen, Personenwagen, Lastzüge.
Kataloge in allen Weltsprachen.
Conrad Werner G. m. b. H., Hamburg, Glockengiesserwall 17.
— Telegr.-Adr.: Autowerner. —

Acetylen-Beleuchtungen

für Fahrräder, Automobile, haus- und landwirtschaftliche Zwecke.
Grubenlampen.
Metallwarenfabrik Otto Scharlach, Nürnberg.

Spamersche Buchdruckerei Leipzig
Werk- u. Illustrationsdruck
Offsetdruck · Klischees all. Art. Breitkopfstr. 7

Soeben erschienen!
1. **Berichte der Techn. Messe** (Band III, à M. 6.—);
2. **„Licht und Schatten“,** das spannendste Werk der Gegenwart (Band I, M. 3.—).
In Vorbereitung begriffen:
3. **„Wahrheit u. Gerechtigkeit“** (Bd. II, M. 3.50), sowie
4. **Das neueste astrologische Werk,** leicht verständlich für jeden Laien (Band III, M. 10.—).
Träger-Verlag, München NW. 2.

Clichés nach Naturmustern, Photographien, Zeichnungen, Abdrücken etc.
Autotypien, Kupfer- und Zinkätzungen
Holzschnitte **Louis Gerstner, Leipzig** Galvanos

Berbi
Verzinkte Eisenwaren
Emaille- und Blechwaren
Stahlwaren — Werkzeuge
Aluminiumwaren :: :: ::
Berbi Gesellschaft m. b. H.,
Hamburg 36 (Lessinghaus).
Telegr.-Adr.: Berbi Gesellschaft Hamburg.

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Elektrotechnische Installations-Materialien
für Stark- und Schwachstrom.
Victor R. Névir, Ingenieur, Stuttgart.
Spezialhaus für elektrotechn. Bedarfsartikel • Engros—Export.

Emaille-Schilder
garantiert wetterfest
Tür- und Firmenschilder
Haus-Nrn., Strassenschilder
Verordnungs- u. Warnungsschilder
Massenauflagen aller Art
für Behörden, Handel und Industrie
fabriziert als Spezialität:
Emaillierwerk
P. Halle Nachf., Berlin S. 14E
Gegr. 1893. *Telegr.-Adresse: Emaillreklame.*

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

Funken-Induktoren
für Wissenschaft und Technik
Arthur Pfeiffer, Wetzlar 35.

Luxuskartonnagen
Galanteriewaren
Armbruster & Co.
Raska-Werke
Bergedorf 9, Bez. Hamburg

Garantol
das altbewährte **EIER-Konservierungsmittel**
Langjährig erprobt! 1000fach empfohlen!
Guter Exportartikel.
Nur echt mit beifolgender Schutzmarke
Alleinige Fabrikanten
GARANTOL-G. m. b. H., GOMMERN-DRESDEN.

Gelatinekapseln, leer und gefüllt,
für medizinische, tierärztliche u. technische Zwecke empfiehlt
Boltzmann & Dr. Poppe, Hannover-Linden II,
Fabrik chem.-pharm. Präparate, Arzneiweine, Nährpräparate.
Export nach allen Ländern der Welt.

Medizingläser,
Konservengläser,
Flaschen aller Art,
Gummiwaren (techn., chirurg.)
Greve & Behrens, Hamburg 6. Fernspr.: Vulkan 2910 u. 2912. Telegr.-Adr.: Glasbehrens.

SINSEL U. CO. G. M. B. H.
LEIPZIG-OETZSCH
GRAPHISCHE-KUNSTANSTALT-U-KUNSTDRUCKEREI
PHOTOGRAPHISCHE-ATELIERS RETUSCHEN-KLISCHEES-HOLZSCHNITTE-MEHRFARBENÄTZUNGEN-USW. KUNSTBLÄTTER-ALLER-ART ILLUSTR. WERBEDRUCKSACHEN PLAKATE-REKLAMEKARTEN USW.
SINSEL LEIPZIG

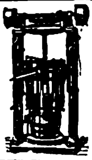
VERKAUFSSTELLE
DEUTSCHER HOLZSCHRAUBENFABRIKANTEN
KÖLN A. RH.
POSTF. 125
Drahtanschrift: HOLZSCHRAUBE KÖLN
FERNSPRECHER A 7018 u. 7019.

Holzhäuser
zerlegbar, transportabel, tadellos heizbar liefert konkurrenzlos die älteste Spezialfabrik
H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Kataloge gratis. Inserat angeben.
Einheitsmöbel.

Erfordia-Knöpfe
in braun u. schwarz, vom feinsten Steinnuss fast nicht zu unterscheiden, liefert prompt in grossen Mengen
G. H. Bindernagel, Erfurt, Roonstr. 29a
„Erfordia"-Kamm- und Knopf-Industrie.

KURZWAREN
Haarnadeln, Lockennadeln, Nähnadeln, Bürstenwaren
Knöpfe aller Art, ständig grosses Lager
Hugo J. J. Hennings, Export-Abt., Hamburg 36, Poststr. 3.

Lehrmittel für Schulen
Leistungsfähigste Bezugsquelle
Gustav A. Rietzschel, Leipzig, Kreuzstr. 12
Buch- u. Lehrmittelhandlg. Spezialhaus für Schuleinrichtungen. Eigene Werkstätten. — Ueber 100 Mitarbeiter. — Reichhaltige Kataloge und Kostenanschläge zu Diensten.

Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner, erstklassiger
Maschinen für die Fassfabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.


Prössdorf & Koch Nachf., Leipzig
empfehlen sämtliche
Maschinen, Apparate und Bedarfsartikel für Brauereien u. Mälzereien.
Kulanteste Bedienung! *Gegründet 1863.*

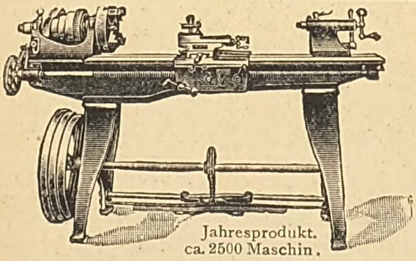
(Fortsetzung S. 182—183.)

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Landw. Maschinen u. Geräte
Rübenschneider, Fruchtpressen, Schrotmühlen etc.
prompt jederzeit grosse Posten lieferbar.
oooooo Preisangebote kostenlos. oooooo
H. Fleischmann, Berlin W. 30, Gleditschstr. 25 a.

Buttermaschinen
(Original-Glasbuttermaschine)
R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,
Haushaltmaschinenfabrik.



Oscar Ehrlich, o Werkzeug- o maschinenfabrik, **Chemnitz 42.**

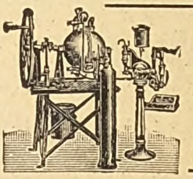
Alle Maschinen und Werkzeuge
für die
Holz-, Metall- und Blech-bearbeitung

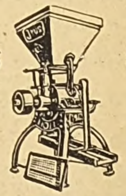
liefert in nur **bester Qualität**
Sächsischer Maschinenvertrieb
Inh.: Ingenieur **A. Weisspflog,**
Dresden-A. 1,
Marschallstrasse 28. ooooo Fernruf 28655.

Metallguss jeder Art
vom Präzisionsguss bis zur grössten Dimension.
Kokillengiesserei. Raue'sche Lagerweissmetalle
in bestens bewährten Qualitäten liefert
Ernst Herbert Kühne, Leichtmetallwerke, Dresden-A. 28/XII.

Lohnende Geschäfte
kann jede ausländische Firma machen, wenn sie nur deutsche Waren verkauft.
Es wird gebeten, sich dieserhalb unter Bezugnahme auf **Velhagen & Klasings Export-Anzeiger** an die anzeigenden Firmen zu wenden.

Benny Spiro, Hamburg, Adolphsbrücke 9/11
Gegründet 1864. — Tel.-Adr.: Spirobey, Hamburg.
Eisen-, Stahl-Fahrzeuge jegl. Art, Automobile, Handelsschiffe, Militär-Ausrüstungen etc.
A. B. C. Code 4. u. 5. Ausgabe.


Mineralwasser-Apparate D. R. P.
Komplette Anlagen, spez. für Export in erstkl. Ausführung für jede Tagesleistg.
Spezialfabrik
Herm. Laubach, Köln-Ehrenfeld,
Kataloge in deutsch., franz., engl. u. span. Spr.

„JRUS“ Schrotmühle

zur Herstellung aller Ersatzfuttermittel.

„JRUS“
Schrot- und Backmehl-Mühlen
zur Vermahlung aller trockenen Produkte zu jeder Feinheit.
JRUS-Werke, Dusslingen 110, Württ. J. Rilling & Söhne.

„JRUS“ Backmehl-Mühle

zur Erzeugung von unfühlbar feinem Pulver und feinstem Backmehl.

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Schrotmühlen Sichtmaschinen fertigt als Spezialität an
Carl Grashof, Maschinenfabrik, Braunschweig.

Stationär- und Bootsmotoren,
Drehbänke, Bohrmaschinen, Werkzeuge
baut
Cudell-Motoren-Ges. m. b. H., Berlin N. 65.

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar
Mikroskope, Mikrotome,
Mikrophotographische und Projektions-Apparate, Prismenfernrohre.
Druckschrift No. 206 kostenlos.

Papiere aller Art.
Post- Schreib- Bücher- Normal- Lösch- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Kunstdruckpapiere u. -Kartons,
Chromopapiere u. -Kartons,
Naturdruckpapiere
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Heidenau, Bezirk Dresden.

Emanuel Reich, Berlin C. 25
Am Königsgraben 4
Leistungsfähigstes Exporthaus der Luxuspapierbranche.
Spezialitäten: Briefkassetten, Briefmappen, Briefumschläge.
Abteilung Kunstverlag: Bromsilber-Gravüren, Chromo- und Autochrompostkarten.

Trockenparfüm: Für die vornehme Welt.
• Massola-Kinderpuder •
Haarwohl-Kopfwaschpulver
liefert preiswert und gut
R. Güttich, Wustrow i. Hann.

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen usw. Überall glänzend bewährt!
Verzeichnisse
umsonst und portofrei.
F. C. Heinemann, Erfurt 113.

Samen allererster Qualität
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg“.
Samen Versand in alle Welt — Schutz Marke

Schmiedeherde u. -Öfen, Feldschmieden, Ventilatoren, Exhaustoren.
Werner Geub, G. m. b. H., Maschinenfabrik u. Eisengiesserei,
Köln-Ehrenfeld (Rheinland). * Fabrik gegründet 1842.

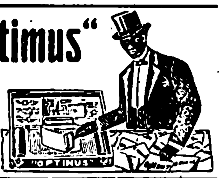
Schraubstöcke für Werkbänke und Maschinen
Siederohrdichtmaschinen
Spanner für Treibriemen und Gurte
Spezialfabrik **Max Schieferdecker, Berlin-Weissensee.**

Paulus & Co.
Internationale Speditionen
Fernruf 4533. **Leipzig,** M.-Th. Freiladebahnhof Platz 62.
Regelmässiger Sammelverkehr nach allen Richtungen des In- und Auslandes.

STAHLWAREN
Messer aller Art
ALUMINIUM-Bestecks, Töpfe usw.
Exporthaus Ernst Carstens, Hamburg 8.
Tel. Merkur 5552 und Elbe 5893. — Telegr. Exporternst.

Hoch-Vakuum-Pumpen
für Wissenschaft und Technik
Arthur Pfeiffer, Wetzlar 35.

Vervielfältiger „Optimus“
für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.



Jagd- und Luxuswaffen
in denkbar bester Ausführung
Handwaffen jeder Art
liefert vorteilhaft
Gewehrfabrik Kerner & Funk, Suhl i. Thür.

Wäscherei- und Plätterei-Maschinen
Desinfektions-Apparate
Gebr. Poensgen, A.-G., Maschinenfabrik
Düsseldorf-Rath 19.

Digitized by Google

Korb-Möbel in bester Ausführung.
Liegestühle für Genesende.
Hugo Birnstiel, Coburg 40
Körbe
Blumen- Arbeits- Papier- Konfekt- Gemalte usw.

Beton-Mischmaschinen

Beton-Hohlblockmaschinen, Mauersteinmaschinen, Dachsteinmaschinen, Beton-Pfostenformen, Schleif- u. Poliermaschinen zum Schleifen von künstlichem Marmor, Terrazzo usw., Farben und Plattenöl, Kanalisations-Rohr-Formen, Zement-Mosaik- und Trottoirplatten-Pressen.

Kataloge und Kostenanschläge umsonst.

Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 204.

Lieferant staatl. u. städt. Behörden. Vertreter gesucht. Export nach all. Ländern.

Spediteur-Tafel

Berlin.
A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Berlin-Neukölln.
Friedrich Amelong, Spedition, Lagerung, Kommiss., Schiffahrt.

Borken i. Westf.
Paul Feind, Bahnspediteur, Möbeltransport, Internationale Transporte, Sammelladungen.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Danzig-Neufahrwasser.
Hansa Aktiengesellschaft für Warenverkehr.

Duisburg-Ruhrort.
C. Engelhardt, Rhein-, Kanal-, Seetransporte. Kranbetrieb — Lagerung.

Emmerich i. Rhl.
Paul Feind, Internationale Speditionen aller Art, Kommission, Assekuranz.

Essen.
van Eupen Speditionsgesellsch. m. b. H. & Co., bahnamtl. Spediteure, Essen H. B. Nord, Eilgut, Lagerhäuser.

Hamburg.
Fr. Meyer's Sohn, Internationale Spedition. Tel.-Adr.: Ernestus.

Köln-Mülheim.
Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.
(Auch **Vohwinkel** b/Elberfeld.)

Leipzig.
Brasch & Rothenstein, Auslandsverkehre, Verschiffungen, Sammelladungsverkehre.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Paulus & Co., Intern. Spedition. M.-Th. Freiladebahnh. Platz 62.
Uhlmann & Co., Spedition, gegründet 1853.

Magdeburg.
Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale und Überseetransporte, Sammelladungsverkehre.

Stolp i. Pom.
Emil Tews.

Vohwinkel b/Elberfeld.
Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.
(Auch **Köln-Mülheim.**)

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung Jos. Schwickart, Ingenieur-Schriftsteller, für den Anzeigenteil G. Schräpler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Internationale Automobil-Spedition
Carl Reich
Hamburg 36, Bleichenbrücke 6
Tel.: Vulkan 2709, Elbe 6302
Telegramm-Adresse: Autotransport.

Spezialität: Verpackung von Automobilen in Kisten.
Sachgemässe Beförderung von:
Automobilen, Motorpflügen, Motorrädern, Flug- und Wasserfahrzeugen.

Kleingarten-Säemaschine
Billig, dauerhaft, kinderleichte Handhabung. Feuerverzinkt. Für Güte und Leistung volle Garantie!

D.R.P. u. Auslands-P. angem.

Glänzend bewährt!

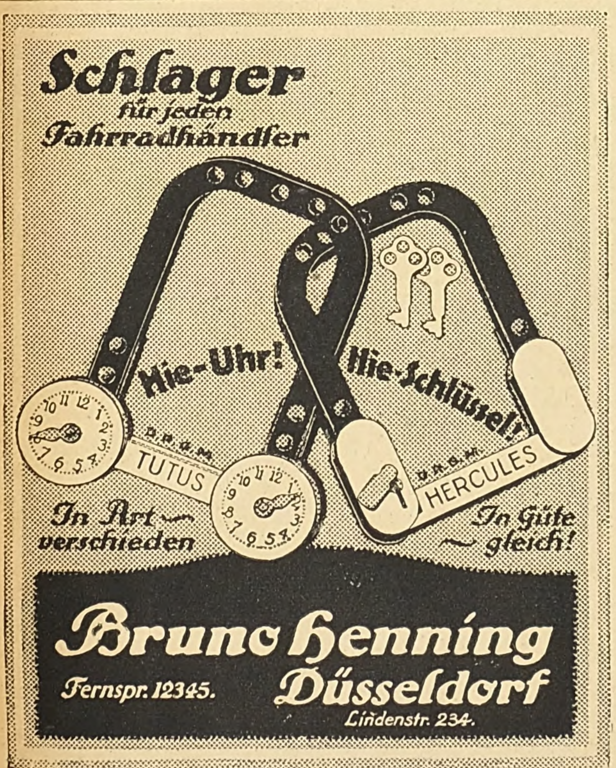
Jeder Gartenbesitzer ist Käufer.

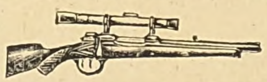
Spart Samen, Zeit und Geld.

Drucksachen auch über grössere Gartenbaumaschinen kostenlos

J. Sembdner, Maschinenfabrik, **München 7,** Bayern.

Lieferung kann prompt erfolgen.





Jagdwaffen aller Art, Drillinge, Doppelflinten, Repetier-Büchsen, Zielfernrohre, Feldstecher, Pistolen, Jagdmunition

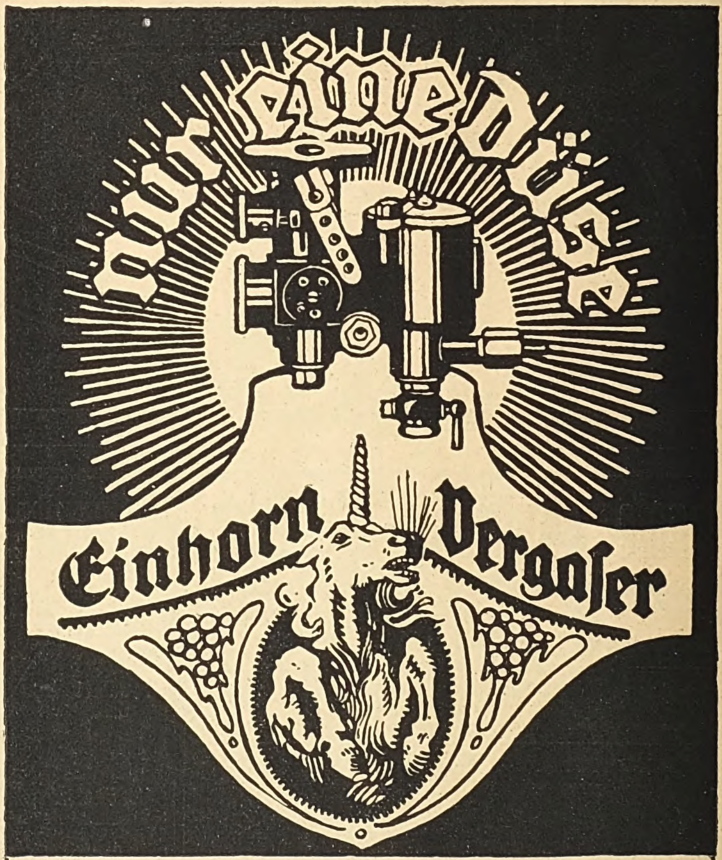
Waffen-Frankonia, Würzburg 41.

„ESPI" PHOTOARTIKEL
VEREINIGEN GÜTE u. PREISWÜRDIGKEIT
U. RECHTFERTIGEN DADURCH DEN WELTRUF DER ERZEUGER-FIRMA

OTTO SPITZER
BERLIN W.30.

NEUHEITEN-KATALOG Nr. 74 kostenlos.

Digitized by Google



ist der fleißigste „Sparer"
und der zuverlässigste „Fahrer".

Sudhaus & Sewerin

Metallwaren- u. Maschinen-Fabrik
Metallgießerei

Gütersloh-Westfalen

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Dekoratives Gemälde. Von Prof. Erich Erler

(Aus Bralls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

34. Jahrg. / August 1920 / 12. Heft

Ungnad

Erzählung von Prof. Jakob Wassermann

Länger als zwölf Jahre dauerte nun die Liaison zwischen Erasmus Ungnad und Gräfin Marietta Giese, und Georg Ulrich Castellanis boshafte Bemerkung, es sei bald an der Zeit, sie in die Galerie berühmter Liebespaare einzureihen, zeigte zum mindesten den Grad der Verwunderung unter manchen Freunden an, vom Mißfallen anderer zu schweigen. Doch die Freunde hatten so wenig Einfluß darauf wie die Familie, die Rücksicht auf die Karriere so wenig wie der Gedanke an persönliches Behagen. Im Grunde stand man vor einem Rätsel. Erasmus war nichts weniger als ein Toggenburg; Ausharren war sonst seine Stärke nicht; Marietta nichts weniger als ein Käthchen, im Gegenteil eine Frau von Welt, ein überlegener Charakter.

In gewissen Zeitabständen erfolgte ein Bruch. Beiden schien es jedesmal damit Ernst zu sein. In kameradschaftlichen Auseinandersetzungen, brieflich oder mündlich, verständigten sie sich, daß es für das Wohl des andern wünschenswert und notwendig sei, wenn sie auseinandergingen, und daß es der gegenseitigen Achtung zum Vorteil diene, wenn es in Frieden und Herzlichkeit geschähe. Sie gaben einander in aller Form frei; zwei Monate darauf war gewöhnlich die Verbindung wieder hergestellt. Erasmus' Schwester Francine wußte in solchen Fällen keine triftigere Erklärung, als daß sie Marietta eine dämonische Natur nannte. Drei Jahrhunderte zurück, und sie hätte sie in ihrer Erbitterung öffentlich der Hexerei angeklagt.

Nach seiner Rückkunft aus Japan im Jahre 12 schien die Loslösung nachhaltig zu sein. Er hatte in Tokio einen vielbeneideten Vertrauensposten bekleidet; sein Chef, der Minister des Äußeren, großer Herr damals, eine Leuchte der Diplomatie, der er für seinen Teil und für seinen Monarchen, zum letztenmal wahrscheinlich für alle Zeiten, zu einem Triumph unter den europäischen Mächten verholfen hatte, hielt große Stücke auf ihn und war dem gräflich Ungnadschen Hause außerdem wohlgesinnt. Diese mächtige Hand eröffnete ihm die glänzendsten Aussichten; er war zunächst zu einer hervorragenden Stellung bei der Botschaft in London bestimmt; das Diplom des Gesandten winkte in nicht allzuweiter Ferne. Francine schwamm in Hoffnung und entfaltete alle ihre Kräfte, um eine vorteilhafte Heirat zustande zu bringen. Der Moment war so günstig, wie er noch nie gewesen. Zwei Projekte waren in den Vordergrund gerückt. Das eine betraf eine junge Baroneß Spielberg, die von Seite ihrer Mutter, einer Amerikanerin, enormen Reichtum zu erwarten hatte; das andere die zweitälteste Tochter der Rienburg-Rhedas, Komteß Sebastiane, zweiundzwanzig Jahre alt, schön, anziehend und, wie Francine erfahren hatte, noch von Rom her, wo Erasmus unter Graf Rienburg-Rheda Legationssekretär gewesen war, in ihn verliebt. Zudem gehörten die Rienburg-Rhedas zum begütertsten Adel des Landes; sie verfügten über soliden und alten Besitz an Grund und Boden, an Häusern, Schlössern, Wäldern, Wässern, ererbtem und erheiratetem Besitz, in hundertjährigen Traditionen gefestigt wie die Hausmacht der großen Dynasten.

Beide Projekte zerschlugen sich. Erasmus' Schuld am Mißlingen war nicht zu durch-

 Nachdruck verboten. Copyright 1920 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

schauen. In einem Fall hatte er sich nicht entscheiden können, im anderen hatte er sich überhaupt nicht vorgewagt, so daß man es wenigstens mit der Familie nicht verdorben hatte und niemand bloßgestellt war. Die kleine Hortense Spielberg hatte er hingehalten und ihr den Kopf verwirrt, hatte immer wieder Erwartungen in ihr erregt, um sie immer wieder zu enttäuschen, bis sie in einem Zustand hysterischer Überreizung erklärt hatte, sie wolle ihn nicht mehr sehen. Bei Rienburg-Rhedas war er eine Woche lang zu Gast auf dem südmährischen Gut; am dritten Tag raffte ein Schlaganfall den Grafen hin, und er, den Unglücks- und Todesfälle in eine lächerliche Panik versetzten, reiste unverrichteter Dinge wieder ab. Das Ende vom Lied war gleich darauf die Versöhnung mit Marietta.

Francine war verzweifelt. Sie malte ihm die Folgen aus. Es war zu befürchten, daß der Minister seine Hand von ihm abzog. Oft schon war seine Laufbahn durch diese Frau gefährdet gewesen. Francine erinnerte ihn daran, wie sie eines Tages plötzlich in Petersburg erschienen sei und ihm Verdrießlichkeiten bereitet habe; oder den Winter darauf bei der Monarchenzusammenkunft in Berlin; sie rief ihm die Worte ins Gedächtnis, die ihm vor drei Jahren seine Tante, die kluge Therese Klingenberg, geschrieben: daß ein Mann, der im politischen Leben wirkte, um keinen Preis seinen privaten Wandel meskiner Nachrede darbieten dürfe; entweder müsse alles so verschleiert sein, daß die Neugierde niemals dahinter kommen könne, oder es müsse eine klare Eindeutigkeit walten, so oder so; nichts sei geeigneter, die Öffentlichkeit gegen einen Diplomaten zu verstimmen, als ostensible Herzenspassionen.

Sie las ihm die Stelle vor; sie hatte den Brief aufbewahrt. Sie erschöpfte sich in stundenlanger Beredsamkeit. Sie zitierte Urteile, Prophezeiungen, Meinungen seiner nächsten Freunde über ihn und hauptsächlich über Marietta. Sogar der unbeträchtliche Ferry Sponeck mußte herhalten. Ihre Leidenschaft stammte aus der Liebe zu Erasmus, aus der Sorge um ihn. Er war der letzte des Geschlechts; sie fühlte sich für ihn verantwortlich. Sein Vermögen war gering. Sie hatte in den letzten Jahren versucht, es durch Börsenspekulationen zu vermehren; da sie gut beraten war und mit Geschicklichkeit operierte, war ihr dies gelungen. Aber wenn sie auch Millionen gewonnen hätte, was hätten ihr die gefruchtet; das Glück, das sie für ihn im Auge hatte, war ein höheres. Der in ihr aufgehäufte Groll gegen Marietta verlieh den Argumenten, mit denen sie Erasmus zu Leibe rückte, eindringliche Schärfe. Mit Menschenkenntnis sonst nicht eben begabt, entwarf sie, durch Haß befeuert, ein Bild von Marietta, das in der Verzerrung noch Züge der Wahrheit hatte und abschreckend genug war: Ehrgeizig nannte sie sie; eitel; seelenlos; durch Lektüre verbildet; im Bestreben, die große Dame zu spielen, durch ihre heikle Situation doppelt herausfordernd; mit zur Schau getragener Freiheit nah daran, für eine Abenteurerin zu gelten; unergründlich egoistisch und wie alle sehr egoistischen Frauen gefährlich sinnlich; längst über die erste Jugend hinaus, auch über die zweite bald; getrennt von einem Mann, der ihr alles geopfert, sie auf Händen getragen hatte und unglücklich und vereinsamt war, geistig und körperlich ein Krüppel.

Francine war kühn. Sie mußte auf verletzende Vergleichung gefaßt sein. Sie selbst war ja in heikler Situation. Ihr Schicksal als Weib hatte sie von unbehüteten Jahren an andere Wege geführt als die üblichen und gebilligten. Nur durch ihre Zähigkeit und Klugheit hatte sie dann doch Boden gewonnen und ihre Stellung in der ersten Gesellschaft behauptet. Dunkles Schicksal, das in einem von ihr selbst nie ganz begriffenen Gegensatz zu ihrem Wesen stand.

Erasmus widersprach nicht. In allem, was auf seine Person zielte, pflichtete er ihr bei. Über Marietta schwieg er. Er empfand Francines Zärtlichkeit; ihr Ungestüm belästigte ihn. Sie verlangte Versprechungen, er weigerte sich. Er erbat sich Bedenkzeit, die Bedenkzeit verstrich, und das Ergebnis von Francines Bemühungen war, daß er zu Marietta auf ihren Landsitz Eichfurth reiste. Da ging sie zum Minister. Sie vertraute sich ihm ohne Rückhalt an, und die Art, wie er ihr lauschte, ließ die herzliche Zuneigung für Erasmus erkennen. Er würdigte die Schwierigkeit; ihn zu entfernen, hielt er für notwendig wie sie; der Londoner Posten kam augenblicklich noch nicht in Betracht, dagegen bot sich die Möglichkeit, ihn nach Indien zu schicken; es fand dort eine Jubiläums-Feierlichkeit statt; die englische Regierung und der Vizekönig hatten die Mächte zur Teilnahme eingeladen, und vierundzwanzig Stunden später war Erasmus für die Mission ernannt. Ein Telegramm rief ihn von Eichfurth zurück, zehn Tage darauf lief das Schiff aus dem Triester Hafen. Francine glaubte ihn wieder einmal gerettet. Jeder verflossene Monat war Gewinn. Erasmus war dreiunddreißig, Marietta fünfunddreißig; der Zauber mußte binnen kurzem brechen; was die Vernunft nicht er-

Digitized by Google

reichte, würde der Zeit gelingen. Wenn es auch noch Kämpfe kostete, Francine war gerüstet. Indes gelang es ihren hartnäckigen Bemühungen, daß man Erasmus von Kalkutta aus, als seine Aufgabe dort beendet war, unmittelbar nach London befahl.

Graf Erasmus Ungnad stand seit seinem einundzwanzigsten Jahr im diplomatischen Dienst. Der Weg war der herkömmliche und vorgeschriebene gewesen; die Stationen: Rom, Petersburg, Stockholm, Washington, Tokio; und nun London. Er hatte viel gesehen, viel gehört; nach seiner Meinung viel erlebt. Er kannte das Inwendige der politischen Maschinerie. Er hatte gelernt, wie die Hammelherde Volk geleitet wird. Sein Platz bei den markanten Begebenheiten war in der Proszeniumsloge. Die repräsentativen Pflichten erfüllte er mit genügender Würde. Verantwortung war ihm aufgebürdet; er wußte um die Last, und seine Haltung deutete sie an. Geschlechteralte Zucht machte ihn zum Vorbild für Unsichere. Die Gebärde verriet, daß er in seine Rolle hineingeboren war. Selbstverständliches Tun und Sein, darauf kam es an; das gelegentliche Nachdenken darüber war Verzierung, die man sich in Mußestunden gestattete. In der Führung der Geschäfte von unbedingter Verläßlichkeit, gewissenhaft wie ein Automat und verschwiegen wie ein Panzerschrank, war er überall der Mann des Vertrauens, der Vermittlung und der Beschwichtigung. Keinem Menschen fiel es ein, von seinem Geist oder seinem Genie zu sprechen, aber seine Ritterlichkeit und Freundestreue hatten schwärmerische Lobredner.

Die Ereignisse trugen ihn; die Menschen trugen ihn; die Jahre trugen ihn. Es gab keine Stockungen, im eigentlichen Element keine Trübung, nur über das Äußere und Betriebmäßige war zuweilen ein Schleier von Unmut gebreitet. Aber der Strom floß breit und gefällig dahin. Dem vorwärts- wie dem zurückschauenden Blick boten sich dieselben Bilder: geschmückter Weg, umfriedetes Revier, Fülle der Verlockungen, Menge der Dienenden, erschlossene Welt. In Stunden der Träumerei flammte in seinem sonst trägen Gedächtnis auf, was ihm erworbenes und in Sicherheit gebrachtes Lebensgut war: ein marokkanischer Himmel, rot vor Bläue; prunkvolle Aufzüge, veranstaltet von exotischen Fürsten; feierliche Empfänge; illuminierte Säle; militärische Paraden; Frauen, die um Liebe warben; fremdartige Landschaft. Aus Japan hatte er ein Tagebuch mitgebracht, das er in wenigen Exemplaren für seine Freunde drucken ließ. Es wurde damals als die feinste Blüte aristokratischer Lebensauffassung und Betrachtungsweise bezeichnet und enthielt zarteste Dinge. Die Art, wie Gegenwart und Wirklichkeit erhascht waren, war naiv und aus erster Hand, oft ein bißchen einfältig sogar, wie eine Fibel einfältig ist. In der Mischung von Bescheidenheit, Wißbegier und unschuldiger Philosophie drückte sich Ungnads Wesen sehr liebenswürdig aus. Es waren Fahrten darin geschildert, Fahrten auf dem Meer und auf Flüssen, in der Nacht, auf Booten mit Lampions behängt, Schauspiele und Wanderungen, Tempel und Gärten; von Menschen kaum ein Gesicht, von Schicksalen kaum ein Hauch; hingegen Blumen, immer wieder Blumen, Namen von Blumen, Farben von Blumen, Gerüche von Blumen; ein umgewandeltes Sinnliches, ließ es das sinnlich Gebannte seiner Natur erraten, auch wie viel Trägheit in seiner Hingebung war und wie viel Formbeharren in seinem Genießen.

Die vierzehn Londoner Monate vor Ausbruch des Kriegs entfalteten alle Berückungen seiner Welt. Es war eine ununterbrochene Folge von Festen. Der Reichtum und die Üppigkeit von Europa, ja des Erdballs hatten sich zur Strahlung verdichtet, und er stand mitten im leuchtenden Kern, begnadet und Gnaden spendend. Die Künste der Nationen vereinigten sich, der herrschenden Kaste zu huldigen, die Tage waren mit Kostbarkeit gesättigt. Feuer des Übermuts lag in den Gemütern, das Ungewöhnliche war Nahrung für den Gewöhnlichsten, Nüchterne wurden auf lichtverklärte Höhe gehoben und sahen den Horizont wolkenlos. Als dann der Wetterschlag einbrach, stob alles in atemloser Bestürzung auseinander, und über das rubenshaft glühende Gemälde fiel ein schwarzer Flor, um es auf immer zu verdecken.

Was danach kam, war trockene Amtsausübung in vorgeschobenen Bezirken, eroberten Provinzen, umrasselt von Waffenlärm. Man hatte Mühe, den Kopf oben zu halten. Das Geschrei aus den Lagern hüben und drüben lähmte; der Haß verunreinigte wie Schmutz, der klebt bleibt und sich in die Poren frißt; die Girlanden waren weggerissen; die Blöße der Leiber stierte einen an; Rausch des Anfangs wurde Scham: eherner Unterbau schien zu wanken; die kaum merkbare Allmählichkeit, mit der die Existenz ins Enge und Sorgenhafte geriet, war entnervend; und so der beständige wütende Sturm, der die Blätter vom Lebensbaum wirbelte, die Zweige knickte, die Wurzeln ins Zittern brachte. Arbeit gab keine Frucht; der General regierte. Man

Digitized by Google

war Figur im Schachspiel, ohne zu wissen, wie die Partie stand. Die Not der Länder schrie, des eigenen vor allen; man überredete sich zur Demut, suchte Belehrung in der Vergangenheit und wurde erst recht irre, verwob persönliches Geschick willig mit dem Ganzen, hoffte, fürchtete, wartete, Jahr für Jahr, wartete auf Schlimmes und war doch nicht im entferntesten vorbereitet, in der tiefsten Verzagtheit nicht, auf das, was die Zeit dann wirklich machte.

Im August des Jahres 18 wurde er mit dem preußischen Oberst Grimm nach Armenien entsendet, um Bericht über die Zustände zu erstatten, die der feindlichen Propaganda Nahrung gaben. Türkische Offiziere und Beamte begleiteten sie, um im Notfall zu vertuschen, was vertuscht werden konnte. An vielen Orten wurde ihnen ein künstliches Schaugepränge vorgeführt, Blendwerk; zuletzt offenbarte sich das Grauen. Auf der Heimreise, man hatte schon die Vorbedeutungen im Blut, schrieb Erasmus vom Schiff aus an Francine: „Es war schön, als der Katholikos in Echtmiadzin unsere Abordnung empfing. Ich habe nie so herrliche Gobelins gesehen und so prunkvolle goldene Gefäße. Der Katholikos war in Gold und Purpur gehüllt; der kirchliche Hofstaat, der um ihn versammelt war, blendete die Augen durch die Pracht seiner Gewänder. Vor den Bogenfenstern des riesigen Saals sah man die schneebedeckten Gipfel des Taurus, und alle überragte der mächtige Ararat. Da schauerte es einen; Ararat; beim bloßen Namen überlief es einen. Aber auf dem Schloßhof unten stand eine tausendköpfige Menge, und von ihr stieg ein eigentümliches winselndes Brausen empor. Erst glaubten wir, die Leute seien zum Gottesdienst gekommen, der dann stattfinden sollte; aber der Katholikos wies mit dem Arm hinab und sagte zu mir und Oberst Grimm gewendet: sie hungern; sie flehen um Brot; sagen Sie Ihrem Kaiser, daß sie hungern. Die türkischen Herren hinter uns duckten sich, und ich schaute, während das eigentümliche winselnde Brausen fortdauerte, in den Schnee des Ararat hinüber. Am nächsten Tage sind wir durch die glühenden Täler zum Meer geritten, an Ruinen vorbei und über Schlachtfelder. Wüste und Weinland grenzen dicht aneinander, manchmal kauert ein mit Fetzen bedeckter Mensch vor einem Felsenloch. Als wir an die Küste kamen, lag der Ozean märchenhaft blau, aber die Luft war verpestet durch zahllose Leichen, die auf dem Wasser schwammen, nackt und in Kleidern, viele bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, Männer, Weiber und Kinder. Die türkischen Truppen hatten wieder einmal ein Massaker unter den Armeniern angerichtet und wehrlose Scharen einfach ins Meer getrieben. Ich dachte mir: die grandiose Natur, und der Mensch eine Bestie, die sie schändet. Der Himmel und das Meer in ihrer Schönheit waren Lüge."

Er hatte sich mit Oberst Grimm während der langen Reise ziemlich angefreundet; der Oberst war ein stiller, vernünftiger Mann; weit trätabler als seine preußischen Landsleute, fand Erasmus. Als er sich in Budapest von ihm verabschiedete, stand auf dem Bahnsteig, drei Schritte von ihnen, ein Soldat, ein deutscher Soldat, abgerissen und verludert; stand da und starrte dem Oberst, ohne ihm den militärischen Gruß zu geben, frech ins Gesicht. Der Oberst sah ihn an, seine Stirn rötete sich, er machte Miene, auf ihn zuzugehen, besann sich plötzlich, senkte vor Erasmus den Blick zu Boden und sprach mit Aufwand aller Selbstbeherrschung von etwas Gleichgültigem.

Diese Szene wollte Erasmus nicht aus dem Gedächtnis, während er allein die Reise fortsetzte.

Man war bedroht. Unheimliches geschah, und man wußte nicht, wie man sich seiner erwehren sollte. Man befand sich auf einer gewissen Höhe, unangreifbar, unerreichbar. Man genoß verbrieften Schutz von alters her. Die Sicherungen waren bewährt und tragfähig gewesen bis jetzt. Man war gewohnt, viel Raum um sich zu haben. Raum feite, Raum trennte. Die andern, die Leute, bewegten sich weit draußen. War doch schon ihr respektvolles Aufmerken bisweilen lästig. Man konnte unbeschränkt verfügen: über bezahlte Menschen, über die Stunden, über die Dinge. Die Dinge schmiegten sich schmeichelnd in die Hand, die unter ihnen wühlte. Und das Gesetz, das durch die stummen Jahrhunderte geheiligt war, schrieb das Maß vor.

Dies wurde auf einmal bestritten, schien es. Vorrechte wurden angetastet, die sich auf das Zarteste der Existenz erstreckten, auf unentbehrliche Schattierungen, auf ehrwürdigste Institutionen, auf auserlesene Formen, auf Auserlesenheit überhaupt, unleugbare, weil durch das Blut bedingte. Einspruch zu erheben, ging schon gegen die Würde. Dabei war das widrig Bedrohliche nicht zu fassen. Es war so hämisch, so erbitternd unlogisch und schlich in den Winkeln herum, ein feiges Gespenst.

Man saß aufrecht und hielt sich bereit.

⌘ ⌘ ⌘

Francine war von einem neuen Heiratsprojekt entflammt. Es handelte sich wieder um eine Rienburg-Rheda, um die dritte

Tochter, die inzwischen herangewachsene zwanzigjährige Pauline. Es waren im ganzen vier Schwestern. Die älteste, Polixene, Lix genannt, hatte sich sehr früh mit dem Freiherrn von Lerchenfeld-Quadt verheiratet; sie lebte seit einigen Jahren, getrennt von ihrem Gatten, bei der Mutter, unbekannt aus welcher Ursache. Es hieß, eines Tages sei sie ihm einfach davongelaufen, als er in der Trunkenheit zwei Tänzerinnen in die Wohnung mitgebracht hatte. Sebastiane hatte ein Jahr nach ihres Vaters Tod einen Grafen Oettingen geehelicht, Husarenrittmeister, der bei Luck gefallen war. Sie war Mutter von zwei Kindern geworden. Dann waren noch die Komtessen Pauline und Aglaia da, letztere erst siebzehn Jahre alt.

Francine hatte den Plan mit Umsicht erwogen und in allen Teilen sorgfältig vorbereitet. Befreundete Sendlinge waren hin- und hergereist, um die Stimmung auszukundschaften, unverpflichtende Anfragen waren gestellt, Briefe waren geschrieben worden, deren Taktik an Musterstücken verflossener Kabinettsdiplomatie geschult war, und allmählich entwickelte sich das Unbestimmte zur Greifbarkeit. Ehe noch Erasmus aus Konstantinopel zurückgekehrt war, hatte sie schon die Einladung der Gräfin Rienburg für ihn in Händen. Von Tag zu Tag unruhiger wartete sie auf seine Antwort, denn es verkündigten sich verhängnisvolle Ereignisse, und der politische Himmel war schwarz verhängt wie ein Sarkophag.

An demselben Morgen, wo sie seine Depesche erhielt, erfuhr sie, daß Marietta aus Eichfurth in die Stadt gekommen sei. Das konnte nichts anderes bedeuten, als daß sie Nachricht von ihm hatte und ihn ebenfalls erwartete. Ohne langes Besinnen verfaßte sie eine ungestüme Epistel, in welcher sie Marietta auseinandersetzte, daß Erasmus' Zukunft auf dem Spiel stehe; daß er zu lange schon seine besten Kräfte und besten Jahre damit vergeude, die Ketten abzuschütteln, die sie um ihn geschlungen; daß er allmählich in das Alter trete, in dem man aufhöre, für die Frauen mitzuzählen; daß er jetzt im Begriff sei, eine glänzende Verbindung einzugehen, und daß die Familie, um kein Mittel unversucht zu lassen, sich an ihre Einsicht und oft bewiesene Geistesstärke wende, die ihr zweifellos den Weg aus dem Dilemma zeigen würden.

Zum Glück las sie den Brief, ehe sie ihn abschickte, ihrer Kusine Nora Klingenberg vor, die ihr solchen Schritt entschieden widerriet. „Soll denn das alte Spiel wieder von vorne beginnen?“ rief Francine erregt aus; „Bruch, Versöhnung; Trennung, Reue; Versprechen, einander ewig zu meiden, und gerührtes In-die-Arme-Sinken. Es ist nicht länger zu ertragen. All die Jahre her ist es uns so gegangen, man wird zum Gelächter der Welt.“ Nora Klingenberg hielt der Entrüsteten vor, daß sie mit ihren Vergewaltigungsmethoden das Übel verschlimmere; da käme Erasmus erst recht aus dem Schwanken und Zaudern nicht heraus. Je verführerischer man ihm den Köder bereite, je mehr Kopfzerbrechen verursache ihm das Zugreifen; je mehr man ihn überrede, je stutziger werde er. Sie solle es listiger anpacken, gelassener, auch mit Marietta. Sie erbot sich, zu Marietta Giese zu gehen und mit ihr zu sprechen, als Frau zur Frau. Dadurch erwache vielleicht Verständigung. Francine umarmte sie und sagte, sie sei ein Engel. „Laß dir nicht von ihr imponieren,“ warnte sie; „vergiß nicht, wie sie dir vorigen Winter auf dem Rout bei Castellanis über den Mund gefahren ist, als darüber debattiert wurde, ob die Lehndorffs oder die Klingenbergs älter seien. Ich versichere dir, ihr Großvater Johann Lehndorff hat Geld auf Zinsen geliehen, obgleich er Statthalter gewesen ist; und die Zinsen müssen hoch gewesen sein, Georg Ulrich behauptet, nie unter zwölf Perzent.“

Aber Baronin Nora kehrte ziemlich niedergeschlagen von dem Besuch zurück. Sie berichtete, Marietta sei kühl gewesen, spöttisch, glatt, ausweichend; habe sie beständig abzulenken gewußt; habe sie einmal, als sie sich einen Anlauf genommen, sonderbar lächelnd angeblickt, und nachdem man eine halbe Stunde geredet, habe man im Grunde nichts geredet. Sie mache mit einem, was sie wolle, es sei nicht gegen sie aufzukommen; wenn man noch beim C halte, sei sie bereits beim Ypsilon, und jeder Satz habe zehn Fassetten. Im übrigen sei sie hübsch wie nur je; als seien fünfzehn Jahre spurlos an ihr vorübergegangen; bestrickend und anmutig, das reine Wunder.

Da geriet Francine in helle Wut; auf- und abschreitend fing sie an zu schimpfen wie ein Marktweib. Drohte, höhnte; stieß Gegenstände aus dem Weg; schwor, daß sie die gefährliche Komödiantin vernichten wolle, vergoß Tränen sogar, und die erschrockene Baronin Nora gab sich vergebliche Mühe, sie zu besänftigen.

Graf Ferdinand Sponeck war einer von Erasmus' ältesten Freunden. Er war in jeder Beziehung steckengeblieben, sowohl was seine Laufbahn als auch was seine Entwicklung betraf. Trotzdem vielfache Einflüsse für ihn

Digitized by Google

gewirkt hatten, war er in einem der für unfähige Hochtories vorbehaltenen Präsidialbureaus kaltgestellt worden. Er war nicht einmal imstande, orthographisch zu schreiben. Erasmus erlaubte sich kein Urteil darüber, ob er wirklich so dumm war, wie alle sagten. Er liebte den Umgang mit ihm wegen seiner vollkommenen Diskretion.

Mit Männern konnte er sich im allgemeinen schwer verstehen. Sie vermaßen sich an ihm. Sie wollten in ihn eindringen und bedachten nicht, daß das verletzt. Männer im allgemeinen wußten wenig von dem Grad der Verletzlichkeit eines Menschen. Ferry Sponeck hingegen verpflichtete nie und insistierte nie. Manchmal plapperte er und erzählte Klatsch; indem er seine Nichtigkeiten von sich gab, stimmte er vertrauensvoll; es kam einen plötzlich die Lust zu Eröffnungen an, ja zu Bekenntnissen oft; man wurde mitteilsam, gerade gegen ihn, der so kindlich erstaunte Augen machte, bei ganz verkehrten Anlässen bedauernd den Kopf wiegte und sich dann und wann zu einer albernen Zwischenbemerkung aufraffte. Man war eigentlich mit sich allein und wurde doch durch Menschenaugen aus sich hervorgelockt. Man geriet ins Sprechen, Drückendes wich, wenigstens für die Stunde, Vergangenes ordnete sich. Man hatte keine Taktlosigkeiten zu besorgen, keine neugierigen Fragen, nicht die klugen Aperçus und beunruhigenden Haarspaltereien, die an den Leuten von Geist so verdrießlich waren.

Schon am Tage nach seiner Rückkunft sagte er sich bei Ferry Sponeck an, der in einem kleinen alten Palais in einer kleinen alten Gasse wohnte. Langsam und versonnen ging Erasmus hin. Er spürte das Unheil in der Luft. Vor vielen Jahren, in Sizilien, hatte er am Abend vor dem großen Erdbeben dieselbe andauernde Qual in allen Nerven empfunden. Er erinnerte sich, daß er dann, ins Hotel zurückgekehrt, einen Weinkrampf gehabt hatte.

Seine Erregung wuchs, als er Ferry Sponeck bei der Lampe gegenübersaß. Dieser braute Kaffee in einer kupfernen Maschine und blies bisweilen in die Spiritusflamme, wobei er die Backen voll Luft pumpte und aussah wie der Boreas auf alten Bildern.

„Drüben im Ministerium geht alles drunter und drüber,“ sagte Erasmus. „Sie transportieren Aktenschränke auf den Dachboden und lassen Telegramme unbeantwortet liegen.“

Ferry Sponeck seufzte.

Erasmus schaute grübelnd vor sich hin. „Ich verschließe mich der Tatsache nicht, wie die meisten unter uns, daß wir leichtsinnig gewirtschaftet haben,“ sagte er mit seiner trägen und verschleierten Kopfstimme; „wir hatten keine Führer; keiner war der Herr. Manche haben das Unglück kommen sehen und haben gespottet. Die Schuld ist groß, und der Unverstand und die Blindheit. Aber offene Rebellion, das darf nicht sein. Wenn das eintritt, geht die Welt unter. Rebellion ist Satans Werk. Rebellion heißt, daß Christus verleugnet und ans Kreuz geschlagen wird. Alle zweitausend Jahre, hab' ich einmal gelesen, schlagen sie ihn ans Kreuz, und jetzt ist bald die Zeit.“

Ferry Sponeck nickte. Der Kaffee schäumte braun unter der Glaskuppel, und er drehte bedächtig den Hahn auf. Der kochende Strahl rann schwarz in die goldene Tasse.

Erasmus sagte: „Die murren, werden täglich mehr. Noch wagen sie einen nicht anzuschauen, aber hinterrücks zücken sie das Messer. Sie tragen das Messer aufgeklappt in der Tasche; morgen werden sie auf einen losgehen. Hast du auch manchmal ein Klirren im Ohr wie von zerbrochenen Fensterscheiben? Es dringt bis in den Schlaf. Und dann hört man Geschrei, fernes Geschrei.“

„Du denkst zu viel nach, Mumu,“ tadelte Ferry Sponeck liebevoll; bei intimen Anlässen nannte er Erasmus Mumu, wie man ihn als Kind gerufen. „Bist du denn ein Gelehrter, daß du fortwährend denken mußt? Wir können's nicht ändern, wir beide, wir müssen's geschehen lassen.“

Erasmus sprach stockend weiter: „Ich bin einmal von Korfu nach Athen mit einem alten Segelschiff gefahren, da sind nachts die Ratten über meine Bettdecke gerannt. Es war grausig, und der morsche Kasten ist auch bei der nächsten Fahrt gesunken.“ Seine Stimme wurde leiser, und er rieb nervös die Finger aneinander. „Gefürchtet hab' ich mich nicht, aber Ratten, das wirst du zugeben, das ist das Ekligste auf der Welt. Im Finstern verlassen sie sich auf ihre scharfen Zähne; im Finstern sind sie frech. Sie selber sind geschützt, natürlich; durch ihre Zahl sind sie geschützt, durch den Unrat und durch das Grausen.“ Er machte eine Pause und lächelte kränklich und hochmütig. „Einschüchtern darf man sich nicht lassen. Keine Schwäche zeigen. Wir, wir haben die Religion; davon wissen sie freilich nichts, die Ratten; und das, was man Ehre nennt, haben wir. Ehre, das ist wie eine diamantene Kugel. Das Ungnadsche Wappen hat eine schöne Devise: fort et modeste. Ehestens wird das nicht mehr viel bedeuten. Ehestens vielleicht werden sie das Wappen zerschlagen. Zerschlagen möchten sie es immerhin; besudeln sollen sie es nicht. In dem Glauben kann mich keiner wan-

Digitized by Google

kend machen, daß alle Legitimität von Gott stammt."

Ferry Sponeck nickte andächtig. Erasmus erhob sich lässig auf den langen Beinen und wiederholte mit einer Art Verbohrtheit: „Damit steh' und fall' ich, daß alle Legitimität von Gott stammt."

❀ ❀ ❀

Als ihm Francine von der Einladung der Gräfin Rienburg-Rheda berichtete, erklärte sich Erasmus zu ihrer Freude bereit, sie anzunehmen. Er wußte, worum es sich handelte; er wußte, daß Francine nur auf das eine Ziel hindrängte, und er enttäuschte sie nicht einmal durch ein Kopfschütteln oder das obstinate Lächeln, das er bei solchen Gelegenheiten hatte. Die Stadt machte ihn elend, er sehnte sich nach Stille und Landschaft. „Ist es aus zwischen dir und Marietta?" fragte Francine halb drohend, halb ängstlich. Er antwortete: „Es ist schon lange aus." Darauf Francine, entzückt: „Seht ihr euch gar nicht mehr?" Er entgegnete kühl und gezwungen: „Ach ja, wir sehen uns, aber selten, sehr selten. Zuletzt haben wir uns im Juni getroffen." Francine verbreitete sich nun ausführlich über den Charakter der Komteß Pauline, und daß eine Ehe zwischen ihr und Erasmus der Gipfel des Wünschbaren sei. Er hörte still zu und sagte dann: „Es ist möglich, daß du recht hast, Francine. Du hast ja meistens recht." Francine nahm den Vorteil des Augenblicks wahr und nötigte ihn, an die Gräfin zu telegraphieren, daß er an dem und dem Tag kommen würde.

Um gefällig zu sein, willfahrte er ihr. Dann aber fielen ihm die Schwierigkeiten ein, und bei jeder einzelnen verweilte er gewissenhaft. Man würde unbekannte Leute treffen; er stellte sich solche der abstoßendsten Art vor; geschwätzige Personen, zudringliche Personen. Verpflichtungen würden entstehen; diesen oder jenen würde man verletzen und sich wieder um ihn bemühen müssen; Zwang würde ausgeübt werden; Lärm würde sein; irgendeiner würde da sein, der Türen warf oder des morgens um fünf Uhr nach der Scheibe schoß, oder mit unendlichem Gerede einen Hund abrichtete; Utensilien waren zu kaufen, Koffer zu packen, Nachrichten zu dirigieren; das alles häufte sich zu einem Gebirge, und er verschob den Termin. Francine ereiferte sich, er wich zurück. Er sagte, man bedürfe seiner im Amt. Sie erwiderte, man bedürfe seiner mit nichten; bei der Lage der Dinge empfehle es sich sogar, wenn er sich fernhalte. Er gab es ermüdet zu, bat aber für die Reise um eine Woche Frist. Sie feilschte um zwei Tage und verlangte, daß er am Sonntag reise. Er willigte ein. Am Samstag abend erhielt er eine Karte von Marietta, die ihn ersuchte, Dienstag bei ihr den Tee zu nehmen. Er erschrak. Es war unerwartet. Er hatte nur ganz heimlich, ganz verschollen heimlich damit gerechnet. Daß es eintraf, war Erschütterung. Er erklärte Francine, daß eine wichtige ministerielle Sitzung ihn verhindere, früher als Mittwoch zu reisen. Francine starrte ihn sprachlos an. Aber da er ihr mit seinem Wort versprach, den Zeitpunkt nicht weiter hinauszuschieben, mußte sie sich zufriedengeben.

❀ ❀ ❀

Eine Gruppe von Herren stand am Eckfenster des Klubs, Erasmus unter denen, die hinten standen, denn vermöge seiner Länge konnte er über die Köpfe schauen.

In unabsehbarer Menge zogen Arbeiter aus den Vorstädten herein, ein schwarzer, breiter, klebrig fließender, stummer Menschenstrom. Sie kamen zur Verkündigung der Republik. Die Straße war ausgefüllt bis an die Häusermauern. Aus der nachmittägig-nebligen Ferne, die wie bodenlose Tiefe wirkte, wand es sich herauf, zerteilte sich schattenhaft in Leiber und Gesichter, schwoll durch Zufluß aus Nebengassen, wälzte sich drohend ruhig vorüber, die Stirnen geradeaus, Schritt für Schritt, unwiderstehlich, dem Torbogen zu, der vor dem großen Platz die Straße verengerte, und der die gestauten Massen langsam verschlang. Eine Stunde verging, und noch war kein Ende. Aus der Ferne, die bodenloser Tiefe glich, wälzte sich das Ungeheure her, das nicht eine Summe zählbarer einzelner war, sondern ein Element für sich, zu einem Willen verschmolzen, kroch und wogte vorüber, spürbar, sichtbar, wirklich, fortbewegt durch einen gewaltigen und äußerst zu fürchtenden Trieb, bis es der dunkle Torbogen, einem aufgesperrten Rachen ähnlich, gierig schluckte.

Die Herren rührten sich nicht. Mattes Erstaunen würgte ihre Kehlen. Einer sagte vor sich hin: „Das ist das Ende."

Als es Abend geworden war, ging Erasmus mit seinem Freunde Ferry Sponeck in dessen Wohnung, Sie vermieden es, über das Geschehene zu sprechen. Sie erstickten es in sich: Es war ihnen nahe gekommen, dagegen war nichts zu tun; sie stießen es wieder weg und gruben es zu.

Sie saßen schweigend und lauschten auf Geräusche von der Straße. Aber diese Straße der alten Paläste war still; sie lag noch in einem vergangenen Jahrhundert und träumte. Sie war von einem verstaubten Seidengespinst überzogen.

Ferry Sponeck sagte, er wolle ebenfalls

Digitized by Google

für ein paar Wochen nach Rienburg gehen; die Gräfin habe ihn mehrmals aufgefordert, übrigens sei er ja als Vetter der Dettingens mit Sebastiane verwandt. Erasmus nickte und schien seinen Entschluß zu billigen. Ihn freue es nicht besonders, daß er hinsolle, sagte er dann, aber Francine lasse ihm keine Ruhe, und so habe er nachgegeben. Gegen Francine aufzukommen, sei schwer, nicht bloß wegen ihrer Vehemenz, sie sei ja so schrecklich vehement in allem, sondern auch, weil man sie schonen müsse.

Er hielt inne, um zu ergründen, ob Ferry Sponeck ihn richtig verstehe. In Ferrys Gesicht war zu lesen: ich verstehe, wenn du willst, ich bin vernagelt, wenn du willst. In solchen Sachen hatte er Delikatesse. Das war genau, was Erasmus wünschte: Wissen ohne Vorwitz, ohne dieses Schongeurteilthaben, auf das sich andere so viel zugute hielten. Er wollte sich das Verworrene und Traurige in Francines Leben zurechtlegen; er hatte es mit Worten noch nie getan. Hierzu brauchte er seine Zuhörer, und zwar einen, der verstand und auch wieder nicht verstand, der sich bescheiden wartend in der Mitte hielt, genau wie er Ferry zu erkennen gab. Er war mit Ferry zufrieden und fuhr fort:

Francine sei ja um ihre Jugend betrogen worden; damals, als das Niemehrgutzumachende mit dem italienischen Sänger passierte, sei sie achtzehn Jahre alt gewesen, der Verführer sechsundvierzig, noch dazu verheiratet und Vater von sechs Kindern. Da habe sie alle Konsequenzen gezogen; nicht bloß in ihre schwierige Lage sich gefügt und dem die Treue bewahrt, der ihre Zukunft vernichtet, sondern auch in den Enttäuschungen, Demütigungen und Kämpfen ihren großen Charakter gestählt. Sie habe heldenhaft gerungen, habe es fertiggebracht, sich eine neue Position zu schaffen, und außerdem noch so viel Kraft erübrigt, ihm, dem jüngeren Bruder, eine tätige, hilfreiche Freundin zu sein. Das müsse man bewundern; wer sich da nicht respektvoll verneige, der habe keinen Begriff von Unerschrockenheit und Würde.

Ferry Sponeck mußte den Begriff haben, denn er blickte Erasmus zutraulich an. Dieser sagte nach einer Weile: „Ich habe oft darüber nachgedacht, warum es so kommen mußte, bei ihrem Stolz, ihrem Bewußtsein davon, was sie dem Namen schuldig ist. Ich habe nachgedacht und bin zu dem Resultat gelangt, daß das, was ihr zum Verhängnis geworden ist, ein Ungnadsches Verhängnis überhaupt ist. In jedem Ungnadschen Leben, habe ich herausgefunden, ist ein Moment, ein ganz kurzer, ein blitzartiger Moment, wo die Sinnlichkeit ein für allemal über ihn entscheidet. Es fängt meistens mit einer Kleinigkeit an, kaum auszudrücken wovon; zum Beispiel, man geht über eine Brücke und sieht, wie ein Weib sich über das Geländer beugt, und sieht den Nacken oder eine Wade; oder es ist irgendein anderer dummer Zufall. Aber was in diesem kurzen, blitzartigen Moment geschieht, beeinflußt und durchdringt das ganze Leben, wie wenn ein bestimmtes Aroma aus einem Raum nicht mehr zu entfernen ist; wie wenn ein winziger Tropfen von einer chemischen Ingredienz einem mit Flüssigkeit gefüllten Becken für immer den Geschmack gibt. Man kommt nicht mehr los. Das Winzige entscheidet. Man kommt von dem Aroma und dem Geschmack nicht mehr los. Die Ungnadschen haben das so an sich."

Ferry Sponeck schaute ihn vollkommen geistlos an. Das ging weit über seine Welt. „Ja, ja," murmelte er; „schon, natürlich, so was ist schlimm, armer Kerl, sehr schlimm."

Es gab ein tiefes und gehütetes Geheimnis im Leben der Gräfin Marietta Giese. Es war dieses Geheimnis ebensosehr eine Quelle von Glück und Kraft, als von Schmerzen; es verlieh ihr Ausdauer ebensosehr, als es sie mit Zweifeln quälte; aber immer war sie seiner Herr. Die vor der Welt verschwiegene Bürde ist oft Reichtum, Besitz, der vor fremden Augen bewahrt werden muß, oft Pein.

Sie hatte ein Kind von Erasmus, und Erasmus wußte es nicht. Sie hatte den Knaben während des Jahres zur Welt gebracht, in welchem Erasmus in Japan war. Ihre Schwangerschaft war ihm unbekannt geblieben; nur ein einziger Mensch war von ihr ins Vertrauen gezogen worden, das war ihre Freundin Helene von Gravenreuth; in einem Dresdener Sanatorium hatte sie das Kind geboren; auf Schloß Gravenreuth lebte der kleine Wolf in sicherer Obhut.

Es war keine Zufallsfrucht. Sie hatte das Kind mit ihrem Willen empfangen. Während sie es getragen, war sie sich völlig klar darüber gewesen, was sie auf sich nahm. Sie mußte es durchsetzen gegen die Welt; es vorbereiten auf ein ungesichertes Schicksal. Hatte sie es doch der Welt abgerungen und vom Schicksal ertrotzt. Solche sind von Anfang an belastet. Erasmus war der Mann nicht, den ein Kind inniger an die Geliebte bindet. Ihr gegenüber war ein Kind seine Furcht und sein Aberglauben stets gewesen. Der Grund davon hätte ihr schmeicheln dürfen, wenn er nicht im dunkleren Teil der Seele Beleidigung geworden wäre. Die

Digitized by Google

Lustiges Trio
Gemälde von Peter Kálmán

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau in ihr war spät erwacht. Sie mußte etwas haben wider ihn und für sich; und für ihn und wider die Gesellschaft. Sie hatte ein Pfand gebraucht und eine Bestätigung. Es kam nicht darauf an, daß er es erfuhr; vielleicht würde er es niemals erfahren; mit Empfindsamkeiten rechnete sie nicht; zärtliche Rührung war weder ihre noch seine Sache. Ihr diente es. Sie wurde befestigt. Und über Pfand und Bestätigung hinaus war es auch ein Bild, noch dazu ein schönes, lebendiges. Die Väter waren ihr ohnehin Ziel des Spottes. An Vatergefühle glaubte sie wenig. Und ihm ein Kind präsentieren, das außerhalb der Ehe gezeugt war, das hieß alle patriarchalischen Vorurteile in ihm wachrufen, sie wußte es, und seine ängstlichen Bedenken gegen die Mutter kehren. Anlaß genug zu schweigen.

Hatte sie doch auch Freiheit und Liebe ertrotzt. Nie durfte er ahnen, daß und wie sehr es Kampf war. Sie hatte sich losgerissen von Fesseln, und die Haut blutete; für ihn mußte es sein, als hätte sie sich einen Kranz vom Haar genommen, der zu welken beginnt. Was sie verachtete, war ihm ehrwürdig; worunter sie seufzte, war ihm von heiliger Bedeutung. Immer sein Zagen, sein Zurückhalten; sein Warnen, sein Nichtbegreifen, wenn sie vorwärts wollte; wieviel List war da nötig; wieviel Geistes- und Herzensgut zerstäubte; wieviel Erklügelung forderte es, ihn so zu führen, daß er zu führen im Wahn blieb. Voneinandergehen: Ungewißheit; Wiederkommen: Hangen und Bangen; Getrenntsein: das Nichts; Zusammensein: Druck seiner Hypochondrie. Leidenschaft lohte auf, schwelte und verglomm. War das noch Leidenschaft, wenn einer so lange mißtraute, bis er wehrlos wurde? und sich dann schemenhaft entzog? Marietta schlug den Funken, wärmte den Freund mit Blick und Atem, prägte sich ihm ein, die Stunde ihm ein, die Liebkosung, das bindende Wort. Alles hing davon ab, daß er nicht vergaß, daß er sich immer wieder zu ihr fand und sie sich finden ließ, nicht mit zu leichter Mühe, nicht mit zu schwerer. Er: stets im Begriff, einem Joch zu entschlüpfen, dem die Sanktion fehlte, das Gewesene zu leugnen; sie: in Ruhe, in scheinbarer, die Wagschalen sorgsam in der Gleichlage haltend, gespannt, geduldig, heiter, geschmückt, in Hader mit ihrer Kaste, die soziale Tyrannei geistig überwindend, im Gefühl ihr verfallen, und so, mit einer Existenz am Rande der Gesellschaft, am Rande des Möglichen und Anerkannten, in unaufhörlicher Schwebe.

Sie hatte lange gezögert, ob sie ihn rufen solle. Beim Abschied hatten sie einander feierlicher als sonst entsagt. Sie nannte das die Erklärung des Desinteressements. Es war notwendig zu seiner Gewissensentlastung und damit die Pläne, die andere mit ihm vorhatten, nicht seine allenfallsigen Entschließungen hemmen konnten. Ihr blieb nichts übrig, als zu warten. Die Jahre untergruben auch in ihr langsam das Vertrauen zu der Macht, die bisher jedes Hindernis besiegt hatte. Der Spiegel wurde zum Memento. Der Spiegel betrog nicht, noch war er zu betrügen.

⌘ ⌘ ⌘

Sie ließ früh die Lichter anzünden. Da sie sich seit dem Morgen unpäßlich gefühlt hatte, legte sie sich auf die Chaiselongue und ergab sich dem Vorüberrinnen der Stunden. Den November hatte sie von jeher gehaßt. Sie war überzeugt, daß es der Monat sei, in dem sie sterben würde. Der alte Diener, der aussah wie ein Kalmück, huschte auf dem Teppich hin und her, um den Teetisch zu richten. Das kostbare Geschirr klirrte melodisch. Sie war in ein rosafarbenes Teegewand gekleidet, mit breiten Valenciennner Spitzen an den weitoffenen Ärmeln. Die Farbe brachte das Leuchtende ihrer Haut zur Geltung wie auch das tiefe Goldrot der Überfülle ihres Haares.

Die Glocke läutete; nun kam er. Den zaghaft und fast lautlos Eintretenden begrüßte sie mit zartest-unbefangenem Lächeln, entschuldigte sich, daß sie lag, reichte ihm die Hand, die er ergeben an die Lippen führte. Ein paar Sekunden herrschte Schweigen, dann stammelte er allerlei, um zu rechtfertigen, daß er sich nicht selbst gemeldet. Sie wunderte sich und schnitt die kläglichen Versuche sanft ab. Indes brachte der Kalmück den Tee, und man hatte Beschäftigung. Marietta übernahm die Leitung des Gesprächs. Ihr Instinkt gebot ihr, viel zu sprechen. Sie erzählte ein paar lustige Episoden aus Eichfuhrt, schilderte ein Diner, bei dem sie gewesen, einen nächtlichen Gang in der erregten Stadt, eine Begegnung mit einem der gestürzten Minister, den Eindruck der Lektüre von Barbusses l'Enfer, die Verabschiedung einer unverschämt gewordenen Zofe, alles leicht, pointiert, schmiegsam. Sie ließ die Stimme spielen. Sie erfuhr es wie eine Botschaft, daß die Stimme noch ihre sinnliche Magie besaß.

Zuerst dünkte ihn, er hätte die Stimme nie gehört. Jetzt erkannte er sie wieder. Der Klang; diese Pausen, diese Einschiebsel, diese Raschheit, diese Belebtheit. Er war zu schwerfällig, im gleichen Tempo mitzugehen; er blieb gewöhnlich im Erwägen und

Digitized by Google

Verstehen um einen Schritt zurück, auch um zwei oder drei; manchmal wartete sie gutmütig, bis er nachgekommen war, manchmal auch nicht, dann ergötzte sie seine Verwirrung und sein galanter Eifer. Es bereitete ihr Genugtuung, ihn völlig ahnungslos zu wissen über die Absichten, die sie verfolgte, ihn raten zu lassen, im Kreis herumzulocken und durch Kapriolen zu beunruhigen. Zuweilen zuckten ihre Lippen in verhaltenem Mutwillen, aber hinter dem Mutwillen war Traurigkeit, und das gab dem Ausdruck Reiz und Wechsel.

Ohne Übergang sagte sie plötzlich: „Es ist keine üble Idee von Francine, dich zu Rienburgs auf Werbung zu schicken. Ich bin ganz einverstanden damit. Der Versuch vor sechs Jahren mit Sebastiane ist ja im Anlauf stecken geblieben, und du hast dir nichts vergeben und nichts verdorben. Wie alle früheren Heiratsprojekte verfehlt waren, so auch dies. Sebastiane wäre nicht die richtige gewesen. Pauline ist vielleicht die richtige."

Sie sah mit lächelnd-gleitendem Blick an ihm herab, der betreten vor sich hinschaute, und fuhr fort: „Ich kenne ja die Familie gut, wie du weißt. Lix war eine Zeitlang in mich verliebt, war hinter mir her wie mein Schatten, und ich half ihr bei ihrer etwas verstiegenen Korrespondenz. In der unglücklichen Ehe mit Heinrich Lerchenfeld ist sie dann Theosophin geworden, was ein jämmerlicher Trost für eine elegante junge Frau ist. Ich sage, Pauline ist vielleicht die rechte, weil wir ja noch die kleine Aglaia haben, und es wäre immerhin zu bedenken, ob sie nicht vorzuziehen ist. Ich habe neulich mit Georg Ulrich Castellani darüber gesprochen; nur um ihn auszuholen, denn er ist ja gescheit wie der Tag, und weil er viel mit Rienburgs zusammen ist; er wird auch mit dir zugleich dort sein, wie ich dir im Vertrauen mitteilen kann. Leider ist der Altersunterschied zwischen dir und Aglaia etwas zu groß; zweiundzwanzig Jahre, das ist fast unmoralisch. Außerdem ist sie ein Wildfang; du würdest Mühe mit ihr haben. Geht denn das? Kannst du Mühe aufwenden, eine Widerspenstige zähmen? Das ist nichts für dich. Pauline ist die stillere; ein wenig melusinenhaft; das hast du ja gern. Sie gibt Rätsel auf, aber die Rätsel sind leicht zu raten. Sie hält sie freilich für unlösbar; das ist nur eine Chance mehr für dich; es beschäftigt sie. Du brauchst eine Frau, die dich restlos anbetet; ich meine nicht adoriert; adorieren ist zu glatt und zu seicht; nein, geradezu anbetet, in Staunen verloren. Und nicht etwa aus Stupidität, sondern aus Phantasie. Heiratest du eine Person ohne Phantasie, so läufst du Gefahr, daß sie sich und dich nach drei Wochen zu Tode langweilt. Oder sie stellt Ansprüche, und das würde dich deine Nerven kosten. In deine Hintergründe ist schwer zu dringen; es braucht dazu ein bißchen Geist und viel Geduld. Stifte nur keine Verwirrung. Verliebe dich nicht in beide zugleich, oder mach' dir nicht selber Opposition, indem du eine gegen die andere ausspielst und dann bei allen zweien verspielst. Sei kühl, aber sträube dich auch nicht gegen eine ehrliche Neigung; halte dein Herz nicht zu fest und laß deine Augen nicht zu gierig sein."

Erasmus hatte sein spleeniges Lächeln, als er zögernd erwiderte: „Deine Fürsorge ist wirklich bezaubernd, Marietta. Leider ist sie nicht genügend motiviert. Ich leugne nicht, daß die Verbindung mit Rienburgs ihre Vorteile hat, aber du weißt doch, du sagst es selbst, wie wenig ich mich für die Ehe eigne. Leuchtet mir auch das Nützliche und Förderliche ein, wenn es dann ums Ja oder Nein geht, scheint es mir vollkommen töricht, daß ich ja oder nein sagen soll. Warum rücken einem die Leute so nah mit ihrem Verlangen nach dem Ja oder Nein? Es ist lästig, sich entscheiden zu müssen. Ich will mich nicht entscheiden."

„Du willst dich nicht entscheiden," wiederholte Marietta leise, mit einem unhörbar bittern Unterton; „das begreife ich. Du willst, daß für dich entschieden wird, und möglichst zu deiner Bequemlichkeit. Du rührst nicht hin; alles soll sein wie Blumen unter Glas. Du kannst aber nicht außerhalb von Ja und Nein leben. Hast du noch nie darüber nachgedacht, was für ein mörderisches Ding das Vielleicht ist, und was für ein unredliches das Nochnicht? Du eignest dich für die Ehe nicht mehr und nicht minder als jeder verwöhnte und egoistische Mann in deinen Jahren. Man darf sich nicht kostbarer fühlen, als die Welt einen wertet, sonst wird man gleich ein bißchen lächerlich. Was riskierst du? Höchstens eine Frau unglücklich zu machen. Fällt das so schwer ins Gewicht? Ist es so verführerisch, als bisweilen eingeladener, bisweilen übergangener, mäßig interessanter Sonderling in einer öden Wohnung zu hausen, mit Köchinnen, die rappelköpfig sind, und Dienern, die einem die Wäsche auftragen und die Zigaretten stehlen? Weshalb die Skrupel? Worauf wartest du?"

Mit einer Betroffenheit, die seinem Gesicht einen kargen und betrübten Ausdruck verlieh, antwortete Erasmus: „Keineswegs konnte ich darauf gefaßt sein, gerade in dir

Digitized by Google

einen so eifrigen Anwalt für meine Verheiratung zu finden. Es ist mir neu —".

Marietta wandte sich ihm mit großem Blick zu. „Ja, siehst du, Lieber," sagte sie langsam und freundlich, „ich muß nun auch daran denken, mein Leben unter Dach und Fach zu bringen. Für so naiv wirst du mich doch nicht halten, daß ich dir aus reiner Selbstlosigkeit zurede. Als ich ein Kind war, hing zu Hause ein Bild; die Verlassene hieß es. Diese Dame blickt von einem Felsen an der Küste sehnsüchtig aufs Meer hinaus; es standen auch die Worte ‚kummervoll' und ‚tränenleer' darauf. Ich konnte das Bild nie anschauen, ohne mich über die dumme Gans zu ärgern. Daß ich solche tragische Figur abgebe, wirst du mir doch nicht zumuten. Kummervoll und tränenleer; nein, ich danke. Ich bin für Erledigungen."

„Ich verstehe nicht," murmelte Erasmus, „wir sind jedesmal übereingekommen —"

„Laß das, bitte," unterbrach sie ihn scharf und hob den Kopf ein wenig. Ihre Augen schimmerten wie dunkle Opale.

„Aber wie meinst du das: dein Leben unter Dach und Fach bringen?"

„Sehr einfach: ich will heiraten; ich auch."

Erasmus staunte starr, mit eckig emporgezogenen Brauen. „Heiraten? Du? Wen denn, um Gottes willen?"

Die Anrufung Gottes und die zwei bestürzten Zirkumflexe auf seiner Stirn brachten Marietta zum Lachen. Er zuckte zusammen. Er liebte dieses Lachen an ihr, das den Mund einer aufgeschnittenen Frucht ähnlich machte und sie zwanzigjährig erscheinen ließ. Es enthielt Erinnerung an Reiz und Liebkosung, Halbvergessenes, Halbentschwundenes, Unvergeßbares, heimlichstes Wunder des Geschlechts. Innere Unruhe zwang ihn äußerlich zur Unbeweglichkeit; er schaute sie an wie eine Frau, der man zum erstenmal begegnet, von der man aber berückende Wissenschaft hat.

Es war ein vollendeter, trivialer kleiner Roman. Das Triviale daran bot die Gewähr; von den Finessen war sie satt. Als sie im Sommer mit Helene Gravenreuth in Bern gewesen, habe sie einen jungen Holländer kennen gelernt, reich, luxuriös, durch und durch lebendig, mit exzellenten Manieren, und dieser Holländer nun, den Namen bitte sie vorläufig verschweigen zu dürfen, habe sich mit äußerster Entschlossenheit in sie verliebt. Sie sei ihm nicht gerade entgegengekommen, habe ihn aber auch nicht entmutigt, und als sie mit Helene nach Pontresina gefahren, sei er eines Tages dort erschienen, man habe gemeinsame Ausflüge gemacht, Bridgepartien arrangiert, und so weiter, wie es eben zu gehen pflege. Dann sei man abgereist, er habe ihr geschrieben, an Helene geschrieben, immer stürmischer, immer offener, und jetzt habe ihn Helene nach Gravenreuth zu Gast gebeten, nachdem sie vorher bei ihr angefragt, ob sie gleichfalls kommen wolle. Er sei wahrscheinlich schon dort; sie werde übermorgen von Eichfurth aus hinfahren. Da Gravenreuth und Rienburg nicht viel mehr als zwei Wegstunden auseinander lägen, sei es eine reizende Fügung, meinte sie zum Schluß ihres Berichts, daß sie sich über den Fortgang der beiderseitigen Verlobungsaktionen jeden Tag kameradschaftlich aussprechen könnten, wenn sie Lust dazu verspüren sollten.

Ja, es sei merkwürdig, gab Erasmus zu. Dann schwieg er. Marietta schwieg ebenfalls. Sie ließ ihre Fußspitze kreisen, und Erasmus sah dem Spiel des Fußes zu. Sie blickte an die Decke, und ihre vollen, leidenschaftlich gewölbten Lippen öffneten sich zu einem schimmernden Spalt. Auf einmal sprang sie auf und ging im Zimmer umher. Ging ohne Hast, wie nach einem vorgefaßten Rhythmus, und ihre Gestalt hob sich wiegend ab von überlegt gestimmtem Hintergrund. Mit lässiger Hand berührte sie bald eine Vase, bald ein Stück Stoff, ohne die Hand zu heben, im Gleiten nur.

Er kannte genau die Art, wie sie beim Gehen den Fuß aufsetzte, bewußt, ihn leicht und kräftig aufzusetzen, so daß die Gelenke entlastet wurden und die Hüfte nur unmerklich zitterte. Der straff gehaltene Oberkörper folgte der Bewegung nur insoweit, als er dadurch nichts an Maß, aber auch nichts an Freiheit verlor. Es war ein bedachtes und gefeiltes Schreiten. Sie schritt, als schmecke ihr das Gehen, als trüge sie sich in eigentümlicher Weise selber. Jede Veränderung einer Linie an ihrem Körper umschloß den Keim zu einer Gebärde, die er kannte und die ihm vertraut war seit vielen Jahren. Viele seiner Stunden kamen wieder, während sie so ging und schöne Gegenstände anrührte, viele seiner Gedanken, Wunsch und Erfüllung.

„Und du? Du liebst ihn?" fragte er scheu.

„Bah, Liebe," antwortete sie; „es geht nicht um Liebe. Es geht um Halt, es geht um Dauer. Ich bin manchmal müde, weißt du. Es ist so gut, bei einem zu ruhen. Davon zu träumen, ist schon gut. Wir sind alle ein wenig an die letzten Barrieren gehetzt, nicht bloß ich und du. Aufatmen, aufatmen, o!" Sie blieb stehen und schaute zu einem Bild an der Wand empor, ohne es zu sehen. „Was ich tue, ist mir klar," fuhr sie mit sonorer Stimme fort, in der sich Blut und Natur

Digitized by Google

verriet; „wenn man mit meinen Erfahrungen eine neue Ehe schließt, gibt es keine Illusionen mehr. Mit achtzehn Jahren ist es ein Sprung in die Finsternis; ich habe ihn getan. Kommt man mit halbwegs heilen Gliedern davon, so hat man höchstens gelernt, daß man einen langen Löffel haben muß, um mit dem Teufel eine Mahlzeit zu halten, aber das Abenteuer lockt, und der süße Tag verspricht. Wir sind leichtgläubige Geschöpfe. Heute . . . ich will froh sein, wenn der, dem ich mich überlasse, mir mit der Achtung begegnet, die eine anständig erworbene Invalidität verdient."

Erasmus sagte: „Wir haben manches zusammen erlebt, in langer Zeit, und daß es zu Ende sein soll, kann ich mir nicht vorstellen."

„Sonderbar, daß du mir nie und durch nichts fremder wirst, aber auch nie und durch nichts vertrauter," sagte Marietta, indem sie sich auf den Rundstuhl vor dem Flügel setzte und den Deckel öffnete; „du warst eigentlich immer der, der kommt, und der, der geht; nie der, der bleibt. Du kannst nicht Aug' in Auge sein. Du fürchtest den Blick, der dich fordert. Warum nur?" Sie schlug ein paar Akkorde an, sehr leise, und sprach weiter: „Wir haben manches zusammen erlebt, gewiß; doch nicht so zusammen, wie du glaubst," sie neigte das Haupt tiefer; „oft in unsern schönsten Zeiten, und es waren schöne Zeiten, ich will nicht undankbar sein, hatte ich das Gefühl: du hast ihn dich selber gestohlen, und er trägt dir den Diebstahl nach. Ja, er hadert, sagte ich mir, er sammelt Ressentiments, und eines Tages wird er mir mit der großen Liste kommen und abrechnen. Da ist's doch vielleicht besser, vorher ein Ende zu machen; meinst du nicht?"

Erasmus erhob sich und wollte zu ihr hin. Sie streckte abwehrend die Arme aus.

❧ ❧ ❧

Vierundzwanzig Stunden später war Erasmus in entlegener Welt, ein Hinbefohlener, um Glück zu suchen. Die Freude, mit der er aufgenommen wurde, bedrückte ihn, da er das Programm zu spüren glaubte, und er gab sich spröder noch, als ihm zu Sinn war; doch nicht lange. Die arglosen Gespräche schlossen ihn auf, die unbefangene Nähe der heitern Frauen. An viel Gemeinsames konnte angeknüpft werden. Der leichte Zwang zur Geselligkeit überschritt liebenswürdige Formen nicht, der Tag teilte sich natürlich ein, die kleinen Pflichten fielen nicht lästig. Am Abend versammelten sich alle in dem entzückenden Speisesaal im Mariatheresiastil; das Souper hatte festliches Gepräge. Auf der Tafel und auf sechs Konsolen brannten Kerzen in silbernen Kandelabern. Die Gräfin nahm ihre Vorliebe für Kerzenlicht zum Anlaß einer Philippika gegen die Zudringlichkeit moderner Beleuchtung, die delikate Farben wirkungslos und zarthäutige Frauen schlecht aussehend machte. Graf Castellani, mit seiner Meinung stets zu ihren Diensten, stimmte ihr bei, Hofmann, der er war.

Am andern Morgen sagte er zu Erasmus, als sie nach dem Frühstück durch den Park gingen: „Die gute Gräfin denkt, wenn sie fünfundzwanzig Kerzen brennen läßt, hat sie schon achtzehntes Jahrhundert im Hause. Als ob achtzehntes Jahrhundert bloß ein niedlicher Illuminationsscherz wäre. Heute sind alle so. Leere Prätensionen. Eine herzlich angenehme Frau, aber ohne Tournüre. Viel guter Wille; der Zuschnitt pitoyabel."

Georg Ulrich Castellani war etwas vereinsamt hier. Er machte sich nichts aus Frauen. Als Mitglieder der Gesellschaft und vernunftbegabte Individuen konnte er sie im zureichenden Fall achten, im unzureichenden verbarg er die Geringschätzung hinter seiner ziselierten Artigkeit; als Geschlechtswesen waren sie nicht vorhanden für ihn. Er hatte sich darauf eingerichtet, den ganzen Winter auf dem Gut zu bleiben; er empfand sich, gleichsam in historischer Weise, durchaus als Emigrant. Er war der nächste Freund des gefallenen Dettingen gewesen; Sebastiane begegnete ihm mit scheuer Verehrung. Es hieß, er benutze die ländliche Muße zur Niederschrift seiner Memoiren, die Hauptbeschäftigung der großen Aristokraten nach dem Herbst des Jahres 18; in ihm war sicherlich Überfülle des Stoffes, da er, obwohl erst sechsundvierzig, in alle bedeutenden Welthändel von Algeciras bis Brest-Litowsk tätig eingegriffen hatte.

Polyxene sagte zu Erasmus: „Man erfährt durch ihn Dinge, die in keinem Buch zu lesen sind. Wenn er spricht, ist er unwiderstehlich; wenn er schweigt, ist etwas Schauerliches um ihn. Er hat die Aura des Verhängnisses."

Erasmus, belehrungsdurstig, wollte wissen, was das sei: die Aura des Verhängnisses. Sie belehrte ihn gern.

Aglaia wagte es, Georg Ulrich zu verspotten, als sie mit Erasmus über ihn sprach. Sie ahmte nach, wie er schamhaft die langwimprigen Lider senkte, sobald er einen seiner vergifteten Redepfeile abschoß. Sie erzählte, daß er in Paris eines Tages seinen Diener auf die Straße geschickt habe, damit er einen Kommissionär heraufhole; als dieser vor ihm stand, habe er bloß gefragt, wo der nächste Friseurladen sei, und ihn nach geschehener Auskunft gnädig entlohnt.

Digitized by Google

Keine der Frauen ließ Erasmus merken, daß sein Besuch einem Zweck gelte; keine schien davon zu wissen. Infolgedessen gewann er Freiheit und faßte den Zweck selber ins Auge. Nicht so sehr mit dem nüchternen Gedanken, sich zu binden, als vielmehr mit dem schmeichelnden, zu erobern. Aber hier fing schon die Mißlichkeit an. Da vier anmutige und besondere Geschöpfe ihre Lockfäden um ihn spannen, vergaß er, daß mindestens zwei von ihnen seiner Wahl nicht anheimgestellt waren. Aber sein Wunsch im allgemeinen wurde rege. Wohl wußte er, daß das gefährlich war und daß es ihn aus der Bahn des Ersprießlichen lockte; aber er ließ es geschehen, daß das Nützliche zurücktrat gegen das Wohlige, und indem er sich der ihm auferlegten Vorschrift leichtsinnig entschlug, wuchsen Mut und Unternehmungsgeist in ihm. Es war so läßlich betäubend, das alles, so von der Zeit entfernt, in der Mischung von Spiel und Ernst seiner Art gemäß, und es entfalteten sich deshalb auch die anziehendsten Seiten seiner Natur.

Kaum aber wurden die fünf Damen, die ja im Grunde fünf Verschworene waren, seiner Empfänglichkeit inne, so trugen sie Sorge, daß die günstige Entwicklung tunlich gefördert werde. Jedoch sehr heimlich; von einer Unterredung zwischen zweien oder dreien im Plenum blieb auf keinem Gesicht eine Spur haften. Sie wußten zu genau, daß eine Unvorsichtigkeit viel verderben konnte. Pauline verhielt sich bei den Beratungen passiv, wurde auch nur hinzugezogen, wenn es sich darum handelte, ihr notwendige Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen oder sie wegen begangener Ungeschicktheiten zur Rede zu stellen. Aber um ihr behilflich zu sein, mußten sich alle einem gewissen Plan fügen, der darin bestand, Pauline vorzuschieben und sie der Gelegenheiten möglichst wenig zu berauben.

Das klang in der Theorie selbstverständlich und schien ohne weiteres befolgbar. In der Praxis war dabei mit der Gegenpartei zu rechnen. Zum Beispiel fand es Polyxene beschwerlich, daß sie auf die Gesellschaft von Erasmus verzichten solle, sobald Pauline am Horizont sichtbar wurde. Sie sagte ein wenig beleidigend, sie sei froh, sich mit einem vernünftigen Menschen unterhalten zu können; ihm auszuweichen, wenn er sie suche, dazu erblicke sie keinen Anlaß. Sebastiane erklärte es unter ihrer Würde, daß sie Vorschub leisten solle, wo es doch nicht einmal feststehe, ob eine sympathische Beziehung vorhanden und ob Erasmus gewillt sei, sich mit Pauline so viel zu beschäftigen, wie man annehme. Aber ehe Erasmus gekommen war, hatte sie sich am eifrigsten für den Heiratsplan eingesetzt und der jüngeren Schwester vortreffliche Ratschläge gegeben. Pauline selbst hatte sich am meisten über Aglaia zu beklagen, die sich, wie sie äußerte, in jedes Gespräch dränge, sich mit ihrer agassanten Koketterie lästig mache und es anscheinend nicht ertragen könne, wenn man sie fünf Minuten lang unbeachtet ließ. Aglaia lachte zu den Anschuldigungen und antwortete schnippisch, jeder könne sich sein Vergnügen verschaffen, wo er wolle, und wem sie im Wege sei, der möge ihr den Rang ablaufen, das Aschenbrödel abzugeben, habe sie keine Lust. Die Gräfin beschwichtigte die erregten Gemüter, appellierte an Polyxenes Stolz, an Sebastianes Vernunft, an Aglaias gutes Herz, doch dauerhaft war der Frieden nicht, den sie mit Aufwand vieler Worte stiftete.

Erasmus ahnte nichts von den Streitigkeiten, deren Ursache er war und denen er in fühlloser Unschuld täglich neue Nahrung gab. Er überließ sich dem Antrieb und der Stunde, der augenblicklichen Neigung und Verführung, nahm, was ihm entgegengebracht wurde, und forschte nicht, was hinter den Wänden vorging und sich hinter den klaren Stirnen verbarg.

Lix fesselte ihn durch die matte Schwermut, die über ihr Wesen gebreitet war. Sie hatte den überschmalen Kopf der untergehenden Familien, auch Schultern und Hände waren überschmal. Sie ging, wie die Engländerinnen gehen, mit dem vollaufgesetzten Fuß und etwas rückenden Schenkeln. In den Augen war ein glimmeriger Schein, die Unruhe, welche sinnliche Unruhe erzeugt; die Nasenflügel witterten beständig wie bei einem äugenden Wild. Sie sprach mit Bitterkeit von ihrem zerstörten Leben und andeutend von den Tröstungen astraler Wissenschaft. Erasmus hörte gewinnend aufmerksam zu; seine spärlichen Einwürfe galten mehr ihrem Blick, ihrem Hals, ihrer dunklen Stimme, dem stummen Fieberhaften, verheißend Glühenden ihres Innern als ihrer Rede.

Dann trat in den Kreis die stillere Sebastiane, die Blasse, mit dem winzigen Haupt und der graziösen Haltung, die so ausgeglichen war; und klug; und ein bißchen trocken und mißtrauisch. Er hatte sie für temperamentlos gehalten, bis er eines Morgens Zeuge wurde, wie sie einen aus dem Dorf zugelaufenen großen Hund, der ihren Buley angefallen und sich in ihn verbissen hatte, mit Verwegenheit an der Schnauze packte, mit der andern Hand beim Hinterlauf, und als es ihr gelungen war, ihn wegzureißen und zu verjagen, flammend vor ihm stand. Er führte sie zum Brunnen, damit sie die

Digitized by Google

blutige Hand wasche, und war schweigsam. Er bedauerte plötzlich seine Flucht vor sechs Jahren, und sie spürte, daß etwas dergleichen in ihm vorging, denn sie lächelte verstohlen in ihrem nachstürmenden Zorn; so blieb sie ihm Bild, als die, die vieles weiß und verhehlt, Gedanken und Gewalt des Bluts. Aber als Mutter war sie ihm unnahbarer als ihre Schwestern. Sie hatte drei Kinder, ein zwei- und ein vierjähriges; die standen neben ihr wie Wächter; und unerklärlich, um die Kinder beneidete sie Erasmus; als wäre er selbst eine Frau, eine unfruchtbare, im Widerpart zur beglückten, und sie schien ihm höher dadurch und reiner, geborgener jedenfalls und den Begierden entrückter.

Mit Pauline machte er die Erfahrung, die er oft mit jungen Mädchen gemacht; man kam mit ihnen ermüdend oft auf einen toten Punkt und ließ sich aus Kümmernis der Langeweile, aus Gutmütigkeit oder auch aus Bosheit zu einem törichten und übereilten Wort hinreißen, in dem man dann verhaftet blieb. Sie hatten keine Feinheit, keine Unbefangenheit, kein Maß, nur die plumpeste Zielstrebigkeit und Fallschwere. Warum fiel ihm so häufig der Vergleich mit einem Nebelhuhn ein? Er mußte lachen; was war denn das, ein Nebelhuhn?

Diese sollte er bestricken. Sie war ihm ausersehen. Man hatte ihn vorbereitet. Sie war die Hauptperson. Ein hervorstechender Zug seines Charakters war, daß er einem fremden Willensdiktat gegenüber in die Stimmung gedankenloser Folgsamkeit geriet. Erteilte man ihm einen Auftrag, so wurde sein Gehirn bis zum Stumpfsinn davon eingenommen, was nicht hinderte, daß er ihn schließlich unausgeführt ließ; nur mußte er zuerst beschließen, ihn nicht auszuführen, dann war alles im Geleise.

Hier war er unschlüssig; bald gefangen, bald abgestoßen, bald neugierig, bald argwöhnisch. Komtesse Pauline hatte üppig entwickelte Formen, im Gesicht etwas Porzellanhaftes, Augen von fast unpassender Durchsichtigkeit. Sie war bedächtig, meist in sich verloren. Wenn er mit ihr sprach, senkte sie den Kopf, und die nordisch gelben Haare dufteten wie eine frische Weizengarbe. Sie war verspätet; die beklommene Lässigkeit des ersten Erwachens war noch in ihr, oder jetzt erst. Sie ging jede Woche zur Beichte, und in ihrem Zimmer stand ein kleiner Hausaltar, vor dem sie betete. Erasmus war Kenner genug, um bald darüber im klaren zu sein, daß sie mit ihrem vollen, unenttäuschten jungen Herzen zu ihm hinstrebte. Eine bedeutende Verlegenheit für ihn. Es war zu plan- und zu ernsthaft; eh' man sich recht besann, war man in der Schlinge. Er legte sich auf die Lauer und spähte auf den belagerten Weg. Vor Überfällen hatte er heillose Angst. Doch ließ er sich dann wieder anlocken und einlullen von dem schwebenden, fragenden, zwingenden Gefühl und flüchtete in der Not etwa zu der schlüpfrigen Eidechse Aglaia.

Deren Siebzehnjährigkeit war wie eine sprudelnde Fontäne, lärmend und erfrischend, ein unhemmbares Quellen. Sie gehörte zu denen, die schon als Kind alles sind, was ein Weib sein und werden kann: Freundin, Mutter, Geliebte, Gattin, Dirne, alles Hohe, alles Böse. Sie sagte Dinge, die einen abgebrühten Lebemann zum Erröten brachten, und hegte noch die zärtlichsten Empfindungen für ihre Puppen. Sie war ruhelos, naschhaft, ungeduldig, launisch, heftig, log, wenn sie sich langweilte, spielte aus Lebensüberschuß Komödie, hatte bisweilen Gesten und Bewegungen wie die wilden Negerinnen der Tropen, die an Nacktheit gewöhnt sind, weinte und lachte über ein Nichts und war der Despot im Hause. Erasmus ritt mit ihr; auch miteinander zu fechten hatten sie verabredet.

An einem der ersten Nachmittage begegnete ihr Erasmus im oberen Korridor. Sie sagte zu ihm: „Wenn Sie mit mir kommen, will ich Ihnen etwas zeigen." Sie hatte von Anfang an den Ton der Vertraulichkeit gehabt, der den Verschlagenen wie den Unschuldigen eigen ist, in dem übrigens fast alle Frauen schon nach kurzer Bekanntschaft mit Erasmus verkehrten. Sie führte ihn durch ein paar unbewohnte Räume in den Ahnensaal, dessen Wände von Gemälden bedeckt waren, deutete auf das Bild einer kühnblickenden, reichgeschmückten Dame und sagte: „Das ist meine Ur-Urgroßmutter, der ich ähnlich sehen soll, eine Polin. Es heißt, daß sie mehr als ein Dutzend Liebhaber gehabt hat, und so viele Abenteuer außerdem, daß Ludwig XV. manchmal den russischen Gesandten gefragt haben soll: Was gibt es Neues von der Fürstin Barbara Szelinszka? Bei einer Revolution in Warschau ist sie den Aufständischen vorangeritten und von der ersten Kugel ins Herz getroffen worden. So muß eine Edeldame leben, und so muß sie sterben, finden Sie nicht?"

Dieses ‚Edeldame', wie sie es sagte, hatte Gesang.

Erasmus hielt es für gut, sich in seiner Antwort weise zu beschränken. Er sagte, ein solches Schicksal sei zu zeitbedingt, als daß es als Ideal aufgestellt werden könnte, zum mindesten, was die Zahl der Liebhaber anlange; auch gefalle es der Historie zu-

Digitized by Google

weilen, derlei Fakten ungebührlich zu übertreiben. In heutiger Zeit sei das Format, so viel er beurteilen könne, nicht so expansiv, auch werte man die Frauen nach einem andern Maßstab. Es gehe alles in die Enge, und man werde Mühe haben, man werde froh sein, sich in der Enge zu behaupten.

Nachdem ihm Aglaia eine Weile zugehört und ihn mit funkelnden Augen erst unwillig, dann schalkhaft von oben bis unten gemustert hatte, rief sie aus: „Erasmus, die Toten erwachen! Sehen Sie mal hin, wie Urgroßmutter Barbara der Angstschweiß ausbricht."

Er schaute etwas blöde hin und schüttelte ärgerlich den Kopf. Hierauf sah er das Mädchen an, das auf Bachstelzenbeinen mit einer anmutigen Unverschämtheit vor ihm stand und seiner spottete. In seinen Blick kam das Heranziehende, das Falsche, das Begehrliche: er näherte sich ihr, und Aglaia lachte. Sie verschränkte die Hände im Nacken und straffte sich. Er warf einen hastigen Blick nach der Tür und küßte sie rasch auf den Mund. Sie schloß eine Sekunde lang die Augen, lachte wieder, jedoch viel leiser, und lief davon.

⌘ ⌘ ⌘

Die Dinge lagen alsbald so: Eine war ihm zu umgarnen erlaubt, durch stille Vereinbarung zugestanden, und man erwartete es sogar. Vor der wich er feig zurück, aber ohne sich zu entziehen und ohne zu verzichten. Die andern waren ihm noch begehrenswerter, jede in ihrer Art, und unter allen vieren richtete er Verwirrung an.

Nicht in frivoler Absicht. Er war kein Verführer. Er war voller Gewissen und Rechtschaffenheit. Er verführte durch seine Weise, zu sein, die keine ränkevolle und unternehmende Weise war, noch weniger eine lasterhafte, nur eine biegsame und empfängliche. Er verführte durch Verführbarkeit; weil er so viele Gesichter hatte, die sich gehorsam wandelten; weil er der ergebenste Zuhörer war und der bereitwilligste Beistimmer; weil er mit der Miene des Kameraden und Freundes halb schüchterne, halb kühne Versprechungen gab, die nichts mehr mit Kameradschaft und Freundschaft gemein hatten; weil er das besaß, was Lix Lerchenfeld die Attraktion der verschwisterten Seelen nannte.

Stiftete er Unheil, so war ihm seinerseits auch nicht geheuer zumute. Er hatte sich zu vieler Vorstellungen zu erwehren; zu vieles mischte sich an Bild und Lockung. Es hielt in Atem, sich von einem Eindruck zu lösen und dem nächsten sich hinzugeben. Es beschäftigte, die Gebiete abzugrenzen, die Worte zu wägen, die übernommenen Verbindlichkeiten nicht zu verwechseln. Beziehungen knüpften sich ins Unentwirrbare. Eine geflüsterte Frage verstrickte; Tausch von Blicken enthüllte ein Komplott; Lächeln hatte Bedeutung; Schweigen war voll Inhalt, körperliche Nähe voll Heimlichkeit; die Gebärde wurde zur Verräterin; jedes Augenpaar bewachte ein anderes, haßte die Huldigung, den Glanz, den Wetteifer des andern, und er mußte darauf bedacht sein, zu glätten und vor allem, daß in seiner Treulosigkeit keine Unordnung entstand.

Sebastiane beugte sich über ihn mit einer gefüllten Fruchtschale; alle konnten zusehen; man war bei Tisch. Unhörbarer Alarm dennoch: mußte sie so dicht an ihn heran? Ihm ward wohl dabei. Seine Lippen bebten unter ihrer bloßen Schulter. Er dachte an sie mit dem Durst, der nach vollkommener Reinheit lechzt. Er wußte nicht, wo er einmal das Wort vernommen: Junge Witwenschaft ist ein Bad.

Aglaias Kuß hatte ihn lüstern gemacht. Er träumte von ihren kostbar dünnen Gelenken. Der Ausspruch der Frühentschlossenen wollte ihm nicht aus dem Sinn: ich werde mich niemals verkaufen, ich werde mich verschenken. Und ihre Augen, dünkte ihn, hatten hinzugefügt: heute nacht, wenn du willst.

Mit Polixene saß er am Kaminfeuer im Salon, und sie las ihm mit sehnsüchtiger Stimme aus einem Buch über Metempsychose vor. Sein Blick hing an ihren Händen, die schlank waren wie Fische. Wenn sie ein Blatt umdrehte, glaubte er die elfenbeinkühlen Finger knisternd an seiner Haut zu spüren. Er erzählte von einer Begegnung und einem Gespräch mit einem Brahmanen in Benares, und sie lauschte mit geneigtem Kopf, während Reflexe des Feuers auf ihrem Haar tanzten, lauschte und lächelte eigen zweideutig. Es war nicht ein und dasselbe, was sie dachten und was sie sprachen, bei ihm nicht und bei ihr nicht.

Mit Pauline ging er am Fluß entlang; plötzlich gewahrten sie im Gebüsch neben dem Weg ein umschlungenes Paar, schamlos blind und taub. Es war außerordentlich peinlich. Pauline wurde totenbleich; einige Schritte weiter verließ sie fast die Besinnung. Er bot ihr den Arm; ihr gehauchter Dank ergriff ihn, das irre Wesen. Er verstand sie abzulenken, und indem er redete, schien ihm, daß sie sich vertrauensvoll an ihn drängte, unbewußt wie ein junges Tier. Da erschrak er und wurde ängstlich; nahm seine Worte in acht, fühlte sich als Sünder und geriet doch ins Netz.

In einer Stimmung zwischen Selbstvorwürfen und Überschwang setzte er sich in der

Digitized by Google

Nacht hin, um an Marietta zu schreiben. Es wurde nichts daraus. Er fing dreimal an und blieb immer in der Mitte stecken; einmal, weil er inne wurde, daß er in seinen Eröffnungen zu weit ging; einmal, weil er mit Erstaunen bemerkte, daß er ihr eifersüchtige Vorhaltungen machte und einen Zustand seines Innern schilderte, von dem er erst erfuhr, als er ihn beschrieb; und das dritte Mal, weil eine konfuse und vollständig unzusammenhängende Epistel entstand, die wohl seine Verfassung am getreuesten, aber auch am unerquicklichsten malte. Da ging er unzufrieden zu Bett, und um einschlafen zu können, zählte er von eins bis tausend und in die graue Unendlichkeit weiter.

Am andern Tag traf ein Telegramm von Ferry Sponeck ein, welches lautete: Komme morgen mit meinem Freund Eugen Sparre. Nun wußte jedoch niemand, weder die Gräfin, noch eine der Töchter, wer Eugen Sparre war; sie wunderten sich und rieten hin und her. Erst Georg Ulrich Castellani konnte sie aufklären, als beim Mittagessen davon gesprochen wurde. Er lachte unter seinem gewölbten Schnurrbart, der den Mund wie ein schwarzseidener Vorhang bedeckte, und sagte: „Sparre, ach ja, ich erinnere mich, Ferry hat mir von ihm erzählt. Er ist ein junger Mediziner oder angehender Arzt, der in einem herausfordernden Gegensatz zur gesamten bisherigen Wissenschaft steht, und seine eigenen, ich weiß nicht ob bewährten oder fragwürdigen, wahrscheinlich aber fragwürdigen Methoden verfolgt. Ferry hat ein unsinniges Penchant für ihn, seit er im Sommer an einer Neuralgie gelitten und ihn dieser, wie war der Name? Sparre? und ihn dieser Sparre, wie er Stein und Bein schwört, vollständig geheilt hat. Man muß Ferry seine kleinen Betisen nachsehen. Manchmal greift er über sein Ressort, aber es ist harmlos. Das Harmlose kränkt einen nicht."

Die Damen zeigten Interesse für den unbekannten Sparre; Aglaia sagte, vielleicht habe er auch für die Pferdekuren etwas Neues erfunden; der Falb fresse seit gestern nicht, und sie wolle Herrn Sparre um eine Ordination bitten. Worauf die Gräfin verweisend bemerkte, man habe schaffenden Menschen mit Respekt zu gegegnen; daß einer Sparre heiße, sei noch kein Grund, sich über ihn lustig zu machen, im übrigen sei ja Ferry Sponeck alt genug, um zu wissen, wen er zu seinen Freunden bringen dürfe.

Während des Nachtisches kam der Verwalter und berichtete über Unruhen, die in einigen Dörfern der Umgegend ausgebrochen seien. Eine bewaffnete Bande habe in vergangener Nacht die Försterei des Fürsten Colalto überfallen. Castellanis Gesicht verfinsterte sich, und er sagte: „Bien, man wird schießen."

„Und Sie, Erasmus?" fragte Sebastiane, den Arm um die Schulter ihres ältesten Mädchens legend, „werden Sie uns verteidigen?"

Er antwortete: „Ich wollte, ich wäre so beredt, Sie darüber beruhigen zu können."

Die Gräfin und Georg Ulrich Castellani begannen ihre gewohnte Partie Piquet zu spielen.

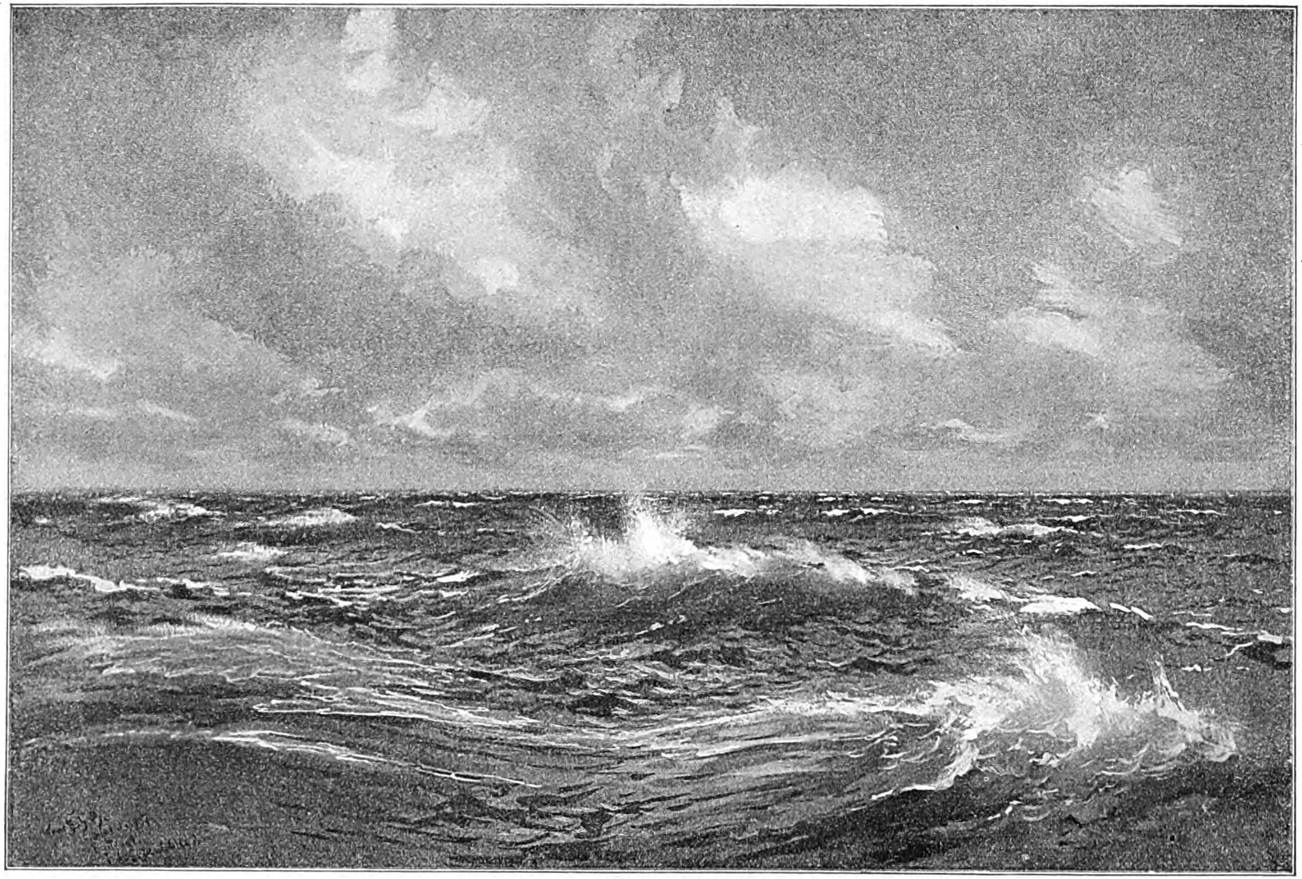
❧ ❧ ❧

Das Wunderliche der Paarung von Georg Sponeck und Eugen Sparre blieb auch nach der Ankunft der beiden bestehen. Man lernte in diesem Sparre einen ungefähr sechsundzwanzigjährigen, brünetten, untersetzten, nicht ohne Sorgfalt gekleideten, äußerst wortkargen Menschen mit zurückhaltenden Manieren und angenehmen, schauspielerhaft markanten Zügen kennen, von dem nicht erfindlich war, was ihn an die Person des Grafen Sponeck fesselte. Ferry Sponecks ihn rühmende Reden ließ er gleichmütig über sich ergehen und bat die Zuhörer durch einen kühlen Blick um Entschuldigung, man wußte nicht, ob für sich oder seinen Gönner. Manchmal hatten diese Lobpreisungen allerdings einen Ton, wie wenn einer eine Jagdtrophäe oder eine klug erhandelte Antiquität vorweist; doch hegte Ferry Sponeck wie fast alle ungebildeten und gutherzigen Aristokraten eine grenzenlose, mit Aberglauben gemengte Bewunderung für Leute der Wissenschaft. Es hatte den Anschein, als betrachte er Eugen Sparre als seinen Leibarzt; er richtete alberne Fragen an ihn, betreffend die Hygiene, die Gefahren der Ansteckung, die Grundsätze der Prophylaxis, und war bemüht, ihn zur Gesprächigkeit zu ermuntern; dabei blickte er so ergeben zu ihm auf und hing so ehrfurchtsvoll an seinen Lippen, daß sein Betragen zum Spott aller wurde.

Als die Gräfin mit jener um ein Gran zu nachdrücklichen Herzlichkeit, mit der man Fremdheit und soziale Kluft zu ignorieren vorgibt, Sparre ihrer Freude versicherte, ihn bei sich begrüßen zu dürfen, erwiderte er, er müsse die Verantwortung dafür dem Herrn Grafen aufbürden, der den Aufenthalt und die Gastlichkeit auf Rienburg so verlockend geschildert habe, daß er nicht widerstehen gekonnt. Er hoffe, die Herrschaften nicht zu stören, fügte er hinzu, ohne zu merken, daß diese Bescheidenheitsfloskel eine Grobheit und eine Selbstdemütigung enthielt, er habe eine angefangene Arbeit mitgenommen, der er den größten Teil des Tages widmen müsse.

Seine tiefe Stimme hatte übrigens dieselbe

Digitized by Google



Im Kattegatt. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt

Digitized by Google

Digitized by Google

orgelnde Resonanz wie die Georg Ulrich Castellanis.

Erasmus war es nicht behaglich, bei Tisch dieses blasse Gesicht mit den beobachtenden Augen sich gegenüber zu haben. Auch die andern fühlten sich gedrückt, und die Unterhaltung floß spärlich, obschon die Gräfin beflissen war, sie in heitern Gang zu bringen. Man hatte auch neue Nachrichten über Plünderungen und Revolten, und was Sponeck von den Ereignissen in der Hauptstadt mitzuteilen wußte, war ebenfalls nicht dazu angetan, die Fröhlichkeit zu erhöhen. Auch unter den vier Schwestern herrschte gereizte Stimmung; Pauline saß mit gesenkten Lidern und nippte bloß von den Speisen; Aglaia hatte trotzig die Lippen aufeinandergepreßt; Polixene lächelte bisweilen wehmütig-entsagend; nur Sebastiane schien unberührt, und infolge der über ihre Züge gebreiteten Klarheit und kräftigen Ruhe war sie die Schönste. Nach dem schwarzen Kaffee ging Erasmus mit ihr in den Wintergarten und wagte eine Frage: ob es ein Zerwürfnis gegeben hätte?

Er war umwölkt; in einer heißen Spannung. Diese vier wunderbaren Gestalten, in einem verzauberten Ring um ihn, stürzten ihn in süße Verzweiflung. Die ihn rief, der nahte er sich pagenhaft; mit der er Blick in Blick stand, an die vergab er sich. Er hätte alle vier in eine schmelzen mögen und die an sich reißen; und doch gelüstete ihn nach den Liebkosungen jeder einzelnen, verschieden in Glut und Dauer und Kunst und Selbstvergessenheit; sublimiert bis ins Traumgleiche, gesteigert bis zum Schmerz. Verhieß Lix eine strömende Passion aus lang verschüttet gewesener Tiefe, so Sebastiane die sanfteste Zärtlichkeit, die auszudenken war; Pauline die schrankenlose Darbietung einer jungfräulichen Seele, erfüllt von beinahe schauerlichen Ahnungen der Wollust, und Aglaia die hinreißende Bizarrerie einer zugleich spröden und leidenschaftlichen Natur. Eine Vereinigung quälender Geister; und hinter ihnen, über ihnen, in einem Jenseits schier, eine, die die Herrin war, ausgestattet mit heimlicherer und größerer Gewalt des Rufes und der Mahnung, halb Verlorene, halb Verstoßene.

„Wir alle sind sehr unvernünftig," sagte Sebastiane, ohne auf seine Erkundigung zu antworten. Sie schaute ihn freimütig an und setzte leise hinzu: „Soll uns nicht warnen, was draußen in der Welt vorgeht? Wir benehmen uns wie Kinder, die beim Gewitter die Augen zudecken."

Erasmus verfärbte sich und murmelte: „Sie haben vielleicht recht. Gewitter, das ist noch zu wenig. Gewitter geht vorüber. Man denkt sich, man muß alles zusammenraffen, was noch da ist an Glück und Genuß Das après nous le déluge ist früher ein lustiges Wort gewesen, jetzt hat es einen lugubren Sinn bekommen. Vielleicht ist es ein Verbrechen, so zu denken, Sie haben recht."

„Wenn auch kein Verbrechen, so doch das, was uns unfähig macht, einander zu helfen," erwiderte sie mit festem Ton.

„Also muß man sein Blut und Herz zum Schweigen bringen?" fragte er und stand hingebungsvoll dienend vor ihr.

Sie riß eine Azaleenblüte vom Strauch und zerrupfte sie. „Ich glaube, Sie müssen redlich handeln," flüsterte sie mit geschlossenen Augen. Er nahm ihre feine weiße Hand und preßte seine Lippen darauf, entzückter als vorher, weniger als vorher gesonnen zu verzichten. Durch den dämmerigen Gang näherte sich Aglaia; sie sang mit leiser Stimme, und ihre Augen blitzten vermessen.

Den Nachmittag über schrieb er Briefe und ließ sich zum Tee entschuldigen. Als er sich aufmachen wollte, die Briefe ins Dorf zu tragen, begann es heftig zu regnen; er schickte einen der Diener und blieb in seinem Zimmer. Aus dem untern Stockwerk tönte Klavierspiel, und zwar sehr gutes, wie er es im Hause noch nicht gehört. Es mußte Sparre sein, der spielte. Er runzelte die Stirn. Es war etwas Finsteres um den Namen und um den Mann. Es gab jetzt viele solche, man hatte früher nicht auf sie geachtet, jetzt nötigten sie einen hinzuschauen. Er dachte nach, warum ihm das Gesicht des Menschen widerstrebte, und entsann sich, daß er einstmals in der Mandschurei ein chinesisches Schnitzwerk mit höhnisch-bösen Zügen gesehen, eine Gottheit des Verderbens, alle Tücke verhalten, der Ausdruck diabolische Wut. An das Bildnis erinnerte ihn Sparre, nun wußte er es, obwohl der Götze abstoßend häßlich gewesen, dieser dagegen hübsch und wohlgestaltet zu heißen war. Aber etwas war gemeinsam.

Er kleidete sich zum Souper um und ging hinunter, ohne auf das Gongsignal zu warten. Auf der Treppe traf er mit Lix zusammen. Sie war strahlend in ihrem Kleid aus dunkelgrüner Libertyseide und der Perlenschnur um den Hals. „Schade, daß Sie nicht da waren," redete sie ihn an, „er spielt wie ein Teufel, der Herr Sparre." Erasmus lachte im Echo zu seiner Entdeckung von vorhin und erwiderte, er liebe Klavierspiel nicht. Indem schritt Sparre an ihnen vorüber, im Cutaway, nicht im Smoking wie die übrigen Herren, und verbeugte sich zeremoniös.

Auf dem mit schwarz und weißen Platten gepflasterten Flur ging Pauline mit dem

Digitized by Google

Katecheten auf und ab, der zum Abendessen geladen war. Die Gräfin schien unruhig; sie erzählte Erasmus, der Postmeister sei vor einer Stunde dagewesen, um mitzuteilen, daß die Telegraphen- und Telephonleitungen nicht mehr funktionierten. Während sie noch sprach, trat der alte Diener Niklas heran, sorgenvoll, und sagte, der Nordhimmel sei von starker Brandglut überzogen. Alle eilten an die Fenster des Speisesaals; gesättigter Purpurschein quoll über den Horizont empor.

Wo mag das Feuer wüten? fragte man einander beklommen. Es wurden die Dörfer und Landsitze aufgezählt, die in der Richtung lagen. Erasmus drehte sich hastig um. Jemand hatte Gravenreuth genannt. Es war der Katechet. Sebastiane schüttelte den Kopf und sagte, Gravenreuth liege mehr nach links, dem Wald zu, eher könne es der Elmhof sein, dort befinde sich eine Branntweinbrennerei. Ferry Sponeck erkundigte sich mit gepreßter Stimme, ob das Dorf im Bedarfsfall eine Schutzmannschaft stellen könne; die Gräfin erwiderte, sie habe mit dem Lehrer und dem Bürgermeister darüber gesprochen; beide seien der Meinung, daß verläßliche Leute kaum aufzutreiben seien, doch sei vorläufig nichts zu fürchten.

Da der Regenwind die Kerzen zum Flackern brachte, mußten die Fenster geschlossen werden. Die Gräfin zog Erasmus beiseite. Lächelnd, doch mit schnell und scharf prüfendem Blick fragte sie ihn, ob das Gerücht, welches man ihr zugetragen, auf Wahrheit beruhe, daß Gräfin Giese gegenwärtig Gast auf Gravenreuth sei, und ob er davon wisse? Ja, er wisse davon, gab Erasmus zur Antwort, es habe sich so gefügt; der lächelnde Blick der Gräfin verwirrte ihn, er lächelte gleichfalls, jedoch ohne Freiheit, und wollte eine hastige Versicherung geben, aber die Gräfin ersparte ihm dies feinfühlend, indem sie ihm freundlich zunickte, wennschon mit einer Mahnung im Blick. Dann nahm sie seinen Arm, und man ging zu Tisch.

⌘ ⌘ ⌘

Die allgemeine Laune wurde munterer während des Essens. Die zerstreuten Gespräche verstummten aber nach und nach, und alle hörten Georg Ulrich Castellani zu, der heute einen glänzenden Tag hatte, wie die Gräfin sagte.

Als die Tafel aufgehoben war und sich die Gesellschaft im Rauchzimmer um den Kamin niedergelassen hatte, war Castellani zu einem seiner Lieblingsthemen gelangt, der Gestalt und dem Schicksal Kaiser Karls V.

Er sagte: „Mir ist dieser Mensch immer vorgekommen wie eine dunkle Riesenfigur, gestickt auf einen ungeheuren Vorhang aus Goldbrokat. Es klingt ja ein wenig ridikül, daß einem ein Autokrat aus dem 16. Jahrhundert, längst schon Schatten unter den Schatten, so nah sein soll und näher noch als etwa mein lieber Freund Ferry Sponeck; aber es ist so. Ich sehe in ihm die reinste und seitdem in solchem Ausmaß von der Geschichte nicht mehr wiederholte Verkörperung absoluten Herrschertums. Das sagt sich so: absolutes Herrschertum; aber was es bedeutet! Es bedeutet pur et simple einen Gipfel der Welt, eine Kulmination der Kultur. Die Stunde, in der er das Zepter aus der Hand gegeben hat, war genau genommen die, in der der Untergangs- und Auflösungsprozeß Europas begonnen hat. Man ist sich darüber nicht genügend klar. Es ist ja auch kein Wunder, denn was für horrible Karikatur haben die bestallten und die andern Historienschreiber aus ihm gemacht! Einen boshaften Phlegmatiker; einen reizbaren Kränkling; einen feigen Despoten. In Wirklichkeit war er vor allem einmal ein vollkommen einsamer Mann. Natürlicherweise; der absolute Herrscher muß vollkommen einsam sein, anders ist er nicht denkbar. Sodann: welche Tiefe der Dissimulation! Die Dissimulation entstand bei ihm aus der Erkenntnis der Nichtigkeit der menschlichen Dinge, der Zwecklosigkeit alles menschlichen Treibens. In seiner Einsamkeit und seiner Höhe erschien ihm alles sehr klein und sehr wandelbar und sehr relativ; Worte, Verträge, Leidenschaften, Miseren, Not und Tod, alles sehr illusorisch. Daher auch seine profunde Menschenverachtung. Ich glaube, seit die Erde Bewohner hat, sind Menschen nicht so verachtet worden wie von ihm. Daher auch sein Respekt vor der Kunst; denn da trat ihm ein Absolutes entgegen gleich ihm selbst. Wie mysterios er war! (Georg Ulrich Castellani sprach das Wort mit langgedehntem o aus, wodurch es seinen Sinn besser erschloß.) Er konnte nicht weinen, er konnte nicht lachen, schon als Kind nicht. Da gibt es eine Anekdote, wie einer der gefangenen Kurfürsten, ich glaube, der Landgraf von Hessen war es, vor ihm kniet und aus irgendeinem Grund die Lippen verzieht, so daß es aussah, als ob er lachte, in Wirklichkeit war ihm ganz anders zumute, und wie dann der Kaiser in seinem brabantischen Deutsch drohend vor sich hinmurmelt: ‚Wart, ick will dir lacken lehr.' Welche tenebröse Paradoxie des Charakters: in seinem Reich ging die Sonne nicht unter, und er haßte den Sonnenschein. Ihm war die größte Machtgewalt verliehen, die je ein Sterblicher besaß, und er suchte Zuflucht in einem Kloster strengster Observanz. Auch

Digitized by Google

Gott gegenüber dissimulierte er. Auch Gott war seinem unvergleichlich mysteriosen Geist nur eine Form. Worüber er am meisten grübelte, war die Versuchung Christi. Das quälte ihn, das begriff er nicht. Raum und Zeit waren ihm Gespenster; und das war begründet in den maßlosen Erfüllungen dieses Lebens, die maßlosen Ekel in ihm erregten. So erklärt sich auch sein beständiges Reisen, diese Ruhelosigkeit in der Starre; und seine kuriose Liebhaberei für Uhren, die alle, soviel deren auch waren, auf dem Zifferblatt übereinstimmen mußten. Dissimulation. Freilich, sein Vater trug ja als Leiche eine tickende Uhr in der Brust; die wahnsinnige Johanna, seine Mutter, schleppte den Sarg durch die Länder, und damit sie sich einbilden konnte, er lebe, setzte sie ein Uhrwerk an die Stelle des Herzens. Das mußte Einfluß auf ihn haben. Ich ahne da eine tragische Umbiegung der Seele von der Majestätisierung in die Mechanisierung; d. h. also in die Verzweiflung, erstes Sinnbild einer neuen Zeit. Ja, die Uhr war vielleicht sein Idol und sein Menetekel. Und doch war er der Bewahrer; Bewahrer des Staats, Bewahrer der Religion. Ein Pater vom heiligen Orden Jesu sagte mir einmal, ohne ihn hätte die Kirche längst aufgehört zu existieren. Er hat der Menschheit den Glauben bewahrt, jahrhundertelang."

„Ja, mit Ruten und Skorpionen, mit Scheiterhaufen und Marterwerkzeugen," ließ sich eine Stimme vernehmen, in der Klangfarbe so wenig unterschieden von der des Grafen, daß die andern des schneidenden Widerspruchs zuerst gar nicht innewurden. Nur Erasmus war vorbereitet gewesen, da er, während Georg Ulrich gesprochen, den Blick unauffällig auf Sparre gerichtet hatte, der, etwas aus der Reihe gerückt, zwischen Lix und Ferry Sponeck saß, mit einem spöttisch-düstern Lächeln um den Mund. Das etwas verletzende Aufhorchen der Gesellschaft beirrte ihn nicht, auch nicht die ängstlich an ihm hängenden Augen Sponecks; kühl fuhr er fort: „Er hat der Menschheit den Glauben bewahrt um den Preis von hunderttausenden verbrannten Ketzern und hunderttausenden unschuldigen Mädchen und Frauen, die man als Hexen zu Tode folterte; und um den Preis von hunderttausenden erschlagener und gemordeter Inkas und Azteken, und von hunderttausenden durch Alkohol und Syphilis im Namen des Kreuzes vergifteter Indianer." Der Katechet rückte auf seinem Stuhl, die Gräfin machte eine erschrockene Bewegung gegen Pauline und Aglaia hin, wobei letztere den Kopf aufwarf und Sparre neugierig musterte. Aber der schien es nicht zu bemerken. „Ich will auch gleich sagen," sprach er weiter, „daß es eine von den Jesuiten erfundene und böswillig verbreitete Fabel ist, die uns die Ansicht beigebracht hat, die Syphilis sei aus Amerika gekommen. Es geschah wahrscheinlich zur höheren Ehre Gottes. Sie ist aus dem Orient gekommen, lange bevor die frommen Straßenräuber Cortez und Pizarro die blühenden Reiche dort drüben in bluttriefende Wüsteneien verwandelten. Aber wozu das alles," unterbrach er sich achselzuckend, „Sie, Herr Graf, wissen es ebenso genau wie ich. Ich freilich verstehe mich nicht auf die Dissimulation, und kann auch nichts Vorbildliches und Bewundernswertes in ihr sehen. Im Gegenteil, sie ist mir die Mutter des Übels, der fluchwürdigen Verschleierungen, deren sich die großen Herren bedient haben, um ihre kleinen Zwecke durchzusetzen, des systematischen Volksbetruges und der politischen Brunnenvergiftung."

Er schaute mit gerunzelten Brauen zur Decke empor, als wolle er sich der frostigen Betroffenheit entziehen, die rings um ihn die Gesichter zeigten.

„Was Sie vorbringen, Herr Sparre, ist zweifellos stichhaltig," antwortete nach einer Pause Georg Ulrich Castellani mit ausgesuchter Artigkeit, indem er sich in seinem Stuhl zurücklehnte und eigentümlich triumphierend aussah. „Aber ich wollte ja nicht Zustände und Fakten kritisieren, das steht außer meiner Kompetenz, sondern eine Figur, die meine Phantasie enflammiert, dem Verständnis näher rücken. Daß eine gewisse liberale Phraseologie, oder auch eine radikale, wenn Sie wollen, es läuft im Wesen auf dasselbe hinaus, ihre drohendste Armatur gegen diese Figur in Bewegung setzen muß, gebe ich Ihnen gerne zu. Heutzutage liegt das auf der Hand und erfordert auch geringen Mut. Blutbäder sind etwas unendlich Schreckliches; selbstverständlich. Aber sind sie durch die Volksbeglücker verhindert worden? Haben die Robespierre und die Cromwell und die Lincoln und Lenin weniger Blutschuld auf dem Gewissen als die Dschingischan, die Attila, die Napoleon und Friedrich? Wir wollen hier doch nicht Leitartikelwahrheiten breittreten. Es geschieht uns weh genug, daß es unserer Welt an großen Herren fehlt, von großen Männern nicht zu reden. Ein unabwendbarer Prozeß; das Urgestein ist zerrieben; was übrigbleibt, ist Schlamm und Kot. Wohin führen die Ausschweifungen des Gefühls? Blut ist ein Baumaterial. Jeder von uns hält die Schaufel in der Hand, um einen andern einzuscharren; spielt die Zahl und die Modalität

Digitized by Google

des Sterbens letzten Endes eine Rolle? Dieser Planet ist nun einmal ein Kirchhof, und wenn die einen ihr Vergnügen darin finden, die Massengräber zu durchwühlen, so macht es den andern Freude, vor den ehrwürdigen Monumenten ihre Andacht zu verrichten."

„Ich möchte niemanden in dieser Freude stören," sagte Sparre trocken.

„In Zeiten, wo die Person eines Kaisers etwas Geheimnisvolles sein konnte, gab es eben ein grandioses Geheimnis mehr für die Menschen," fuhr Castellani fort, „Majestät, gesalbte Majestät, das war die oberste Spitze der Welt, das, was in Zucht und Demut hielt, auch wenn der zufällige Repräsentant der hohen Idee nicht entsprach. Vielleicht darf ich das durch eine kleine Episode aus dem Leben eines meiner Vorfahren illustrieren; vielleicht kann ich damit unserer Diskussion die Schärfe nehmen, was den Damen nur willkommen sein wird. Ich fand die Geschichte fast zu gleicher Zeit in alten Familienpapieren und, ein wenig vergröbert, in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Sonderbarerweise schlägt sie auch in das von Herrn Sparre so verpönte Kapitel der Dissimulation. Dieser Vorfahr also, ein Kavalier am Hofe Ludwigs XIV., meine Familie stammt ja aus Frankreich, wurde vom König mit einem Auftrag von höchster Importanz zum Kaiser Leopold nach Wien geschickt. Er trifft eines späten Abends ein, kleidet sich um, sendet seinen Jäger in die Hofburg voraus, um seine Ankunft melden zu lassen, und folgt ihm in kürzester Zeit nach. Man teilt ihm mit, daß die Majestät ihn erwartet. Man führt ihn durch halbfinstere Korridore und eine Reihe ganz finsterer Gemächer, vor einer Tür bleibt der Lakai stehen und heißt ihn eintreten. Es ist ein schmaler Raum, in den er tritt, mit einem schmalen, langen Tisch, einer einzigen Kerze darauf und einem einzigen Sessel dahinter. Vor dem Tisch, mit dem Rücken angelehnt, die Arme verschränkt, in nachlässiger Haltung und ziemlich verdrossen, steht ein schwarzgekleideter Mann. Der Gesandte, in der Meinung, es sei ein Beamter oder ein zur Audienz befohlener Kämmerer, in der Meinung überhaupt, es sei die Antichambre, wo er sich befindet, fängt an auf und ab zu schreiten, wobei seine Geberden und sein Mienenspiel schlecht bemeisterte Ungeduld ausdrücken. Der Mann am Tisch mit den verschränkten Armen sieht ihm zu, verfolgt sein Aufundabschreiten nicht bloß mit den Augen, sondern mit dem ganzen Kopf, bleibt ernsthaft und vollkommen still. So vergeht eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, endlich wird es dem Wartenden zu viel, er wendet sich etwas brüsk an den vermeintlichen Leidensgenossen und fragt, ob der Kaiser benachrichtigt sei und ihn empfangen wolle. Da antwortet der Mann ruhig: ‚Der Kaiser bin ich.‘ Der Gesandte stürzt wie vom Blitz getroffen auf die Knie nieder, stammelt, zittert und vermag nicht ein Wort von seinem Auftrag hervorzubringen. Der Kaiser muß seine Leute rufen, die ihn laben und wieder zur Besinnung bringen müssen. Das war die Glorie, die Wirkung des Unbeschreiblichen, das Geheimnis."

Sparre lächelte gezwungen. Er antwortete: „Auf die Gefahr, es völlig mit Ihnen zu verderben, gestehe ich, daß ich da weder Glorie noch Geheimnis erblicken kann. Ich sehe auf der einen Seite nur infantilen Geist und verächtlichen Byzantinismus, auf der andern die ganze Narrenbosheit und den widersinnigen Hochmut dieses Geschlechts von herzlosen, unwissenden, weltfremden und menschenfeindlichen Drahtpuppen auf dem Thron. Edle Rassetiere im besten Fall, haben sie ihre Befugnisse mißbraucht, um zwischen den Nationen Zwietracht zu säen und dabei ihr Schäfchen ins trockene zu bringen, Schmeichler und Dunkelmänner zu hohen Ämtern zu befördern und redlichen Dienern den Strick zu drehen. Zuviel ist um der Popanze willen gelitten worden, zuviel Weihrauch und Lüge —"

Erasmus erhob sich. „Ich glaube, wir brechen das überflüssige Gespräch ab," sagte er scharf.

„Hab' doch die Gnade, mein Teurer, mir die Aschenschale zu reichen," wandte sich Castellani mit heiterem Gesicht an ihn.

„Vielleicht spielt uns Herr Sparre etwas vor," sagte die Gräfin verbindlich.

Sparre war ebenfalls aufgestanden. „Mich dünkt, dazu fehlt momentan die nötige Empfänglichkeit, Frau Gräfin," erwiderte er mit steifer Verbeugung.

Die Gräfin drehte sich zu Lix und spottete kaum hörbar: „Gaffen hat er sich bis jetzt genug geleistet."

Ferry Sponeck fuhr sich unglücklich durch die Haare, denn er merkte endlich, daß etwas nicht stimmte. „Sag' mir doch, Mumu," raunte er Erasmus zu, „was hat es denn eigentlich gegeben?"

Man vernahm das Rollen eines Wagens. Sebastiane, die neben Erasmus stand, horchte auf; dies Geräusch zu dieser Stunde war ungewöhnlich. Auch die andern lauschten. Erasmus antwortete auf Ferry Sponecks Frage: „Hast du vergessen, was ich dir neulich gesagt habe? Offene Rebellion ist Satans Werk, hab' ich dir gesagt. Hast gerade du uns den Satan ins Haus führen müssen?"

Digitized by Google

Niklas war hastig eingetreten, hatte sich hinter den Stuhl der Gräfin gestellt und ihr im Herabbeugen ein paar Worte ins Ohr geflüstert. Die Gräfin sprang mit verändertem, erblaßtem Gesicht empor. Als die Töchter sie erschrocken umdrängten, sagte sie: „Frau von Gravenreuth ist angekommen, und ... und Gräfin Giese. Sie sind geflüchtet. Das Schloß brennt."

„Gott sei uns gnädig!" murmelte der Katechet.

Voll Schrecken liefen alle durcheinander. Pauline brach in Tränen aus. Aglaia nahm einen Armleuchter und stellte ihn wieder hin. Die Gräfin stürzte in den Flur. Erasmus, weiß wie Papier im Gesicht, wollte ihr nach, blieb aber vor der Schwelle stehen. Georg Ulrich Castellani ging auf und ab und murmelte von Zeit zu Zeit: „Nom de Dieu; nom de Dieu," Lix und Sebastiane folgten ihrer Mutter. Sponecks Krawattenschleife hatte sich gelöst, und er bemühte sich mit verstörten Mienen, sie wieder zu binden.

Es war Flucht in gehetztester Eile gewesen. Um sieben Uhr war eine Bande von zwölf Mann in das Schloß gedrungen und hatte Geld und Lebensmittel verlangt. Man hatte mit ihnen verhandelt, ihnen eine Summe Geldes und zwei Säcke Mehl abgeliefert, und sie waren bereits im Begriff weiterzuziehen, als einige von ihnen im Hof mit dem Kutscher in Streit gerieten. Tumult entstand, fünf Minuten später lohten Flammen aus dem Dach des Stallgebäudes. Was sich dann weiter begeben hatte, wie sie mit rasch zusammengerafften Habseligkeiten auf den Bauernwagen gelangt waren, woher der Wagen mit den zwei Pferden mitten im strömenden Regen gekommen und wer ihn gebracht, vermochten die Flüchtlinge nicht zu sagen. Genug, sie waren in der Nacht, das brennende Schloß hinter sich, davongefahren, so schnell die Pferde laufen wollten: der Kutscher, ein sechzehnjähriger Bauer, zwei Zofen, Frau von Gravenreuth, Marietta Giese, der kleine Wolf und seine Pflegerin; alle bis auf die Haut durchnäßt, mit klebenden Gewändern, triefenden Haaren, wie Schiffbrüchige.

Marietta mußte sogleich zu Bett gebracht werden. Sie fieberte und war keines Wortes mächtig. Man schickte um den Arzt ins Dorf. Der Katechet erbot sich, im Dorf junge Leute aufzubringen, die bereit wären, das Haus zu bewachen. Frau von Gravenreuth, eine gemessene und einfache Dame von fünfzig Jahren, hatte auch in dieser Lage ihre Haltung nicht eingebüßt. Als sie umgekleidet war und für Wolfs Nachtlager gesorgt hatte, erstattete sie genaueren Bericht. Sie äußerte Angst um Marietta. Lix und Sebastiane waren zu ihr hinaufgegangen. Die Gräfin war beschäftigt, Anweisungen wegen der Kleider und Betten zu geben. Erasmus suchte und fand Gelegenheit, ein paar Worte mit Frau von Gravenreuth unter vier Augen zu wechseln: „Hatten Sie nicht noch einen Gast, Baronin?" fragte er vorsichtigen Tons; „Marietta sprach davon."

Frau von Gravenreuth antwortete: „Ja, Herr van der Muylen war bei uns. Er ist vorgestern telegraphisch abgerufen worden. Manche haben einen guten Stern." Sie sah Erasmus forschend an.

„Und wer ist der Knabe?" fragte Erasmus weiter.

Sie erwiderte: „Wolf ist mein Schutzbefohlener. Er lebt seit seiner Geburt in meinem Hause. Seine Mutter ist ... sie ist tot; sie war meine beste Freundin. Es ist ein schönes Kind, nicht wahr?" Wieder sah sie ihn mit ihren forschenden, glanzlosen Augen an; „ich hoffe nur, daß diese Eindrücke seine junge Seele nicht verdunkeln," fügte sie hinzu, „meine wird sich nie mehr von ihnen befreien können."

Erasmus nahm ihre Hand, führte sie an die Lippen und sagte: „Ich empfinde tief mit Ihnen, bis ins Innerste, und das ist kein leeres Wort. Ich kenne die Größe der Katastrophe."

Der ins Dorf gesandte Bote kehrte mit der Nachricht zurück, der Doktor könne nicht kommen, da er selbst an Grippe schwer erkrankt sei. Gleich darauf erschien Sebastiane und sagte, Gräfin Marietta befinde sich sehr schlecht, das Fieber steige zusehends, auch klage sie über heftige Kopfschmerzen. Die Gräfin sprach zu Helene Gravenreuth: „Ich bin ratlos; der nächste größere Ort ist über eine Stunde zu Pferd entfernt, und wenn ich auch bei solchem Wetter und der Unsicherheit in der ganzen Gegend jemand schicken könnte, ist es doch zweifelhaft, ob der Arzt mitten in der Nacht herüberkommt."

Frau von Gravenreuth antwortete: „Unmöglich kann man sie noch stundenlang ohne ärztliche Hilfe lassen."

Da trat Eugen Sparre auf die Damen zu. „Wenn ich mir erlauben darf, meine Dienste anzubieten, Frau Gräfin," sagte er mit seiner verschlossenen Höflichkeit, „so glaube ich, den hiesigen Kollegen ersetzen zu können."

Die Gräfin machte eine freudige Bewegung und sagte zu Frau von Gravenreuth, die aufatmete und Sparre dankbar anschaute: „Herr Sparre ist ein geistreicher junger Mediziner von der neuesten Schule." Dann zu Sparre: „Es fügt sich ausgezeichnet; wenn Sie wirklich die Güte haben wollen —"

Digitized by Google

Im selben Augenblick war Erasmus, seiner kaum mächtig, auf Ferry Sponeck zugegangen. Er packte ihn am Arm, zog ihn mit einem ihm sonst fremden Ungestüm in die Fensternische, und dort sagte er leise, hastig, mit drohender Bestimmtheit und vor Erregung zuckenden Lippen und Augenlidern: „Hör' mich an, Ferry. Das mußt du verhindern. Um jeden Preis verhindern, sonst sind wir beide geschworene Feinde auf ewig. Da du schon die Torheit begangen hast, den Menschen herzubringen, so erwarte ich von dir diesen Dienst. Um jeden Preis verhindere, daß er in Mariettas Zimmer geht, verstehst du? Nicht zu ertragen der Gedanke, daß er sie anrühre, daß er ... nicht zu ertragen. Geh sofort zu ihm hin, sprich mit ihm, mach' ihm das klar; du kannst dich auf mich berufen. Als Grund gib an, was du willst, und wenn er auf seinem Vorsatz beharrt, sag' ihm, daß ich ihn einfach niederknallen werde. Ohne Umstände, verstehst du? Spute dich. Ich hoffe, du hast kapiert. Daß er über die Geschichte gegen die Damen schweigt, kann ich nicht von ihm erwarten. Vielleicht erreichst du es von ihm. Um keinen Preis darf er an ihr Bett. Eher mag sie sterben."

Mit aufgerissenen Augen hatte Ferry Sponeck zugehört. Doch er hatte begriffen. Da er Erasmus in solchem Zustand sah, begriff er die Gefahr. „Beruhige dich, Mumu, es wird gemacht," sagte er, ging ins Zimmer zurück, bemerkte, daß Sparre sich eben von den Damen entfernte und mit Sebastiane zur Tür schritt. Er folgte ihm. Draußen rief er: „Sparre! auf ein Wort," und er verschwand mit ihm im dunklen Teil des Flurs, Sebastiane ging indes die Treppe hinauf, in der Meinung, Sparre würde nachkommen.

Erasmus war ebenfalls in den Flur gegangen, befahl einem der Diener, ihm Mantel und Hut aus seinem Zimmer zu holen, rief den alten Niklas und erklärte ihm, daß er selbst zum Arzt nach Grünau fahren wolle, man möge den Kutschierwagen anspannen lassen.

„Herr Graf können nicht allein fahren," wendete Niklas bestürzt ein, „es ist Mitternacht, die Straße stockfinster und grundlos, außerdem —"

Erasmus schüttelte ungeduldig den Kopf. „Ich fürchte mich nicht," schnitt er die Rede des Alten ab, „wenn niemand da ist oder keiner die Kurage hat, mich zu begleiten, muß ich allein fahren. Ich finde mich schon zurecht. Machen Sie nur kein Aufsehen, die Gräfin braucht zunächst nichts zu wissen."

Der Diener brachte Hut und Mantel, Niklas und Erasmus traten auf den Hof und ins Stallgebäude. Man weckte den Kutscher, der nicht davon erbaut war, die Pferde dem Unwetter preisgeben zu müssen. Ein junger Stallbursche, von der in Aussicht gestellten Belohnung gereizt, war willig, mitzufahren. Zehn Minuten darauf sausten die beiden flinken Tiere vor dem leichten Wagen über die Chaussee, in eine Finsternis hinein, die ein schwarzer Schwamm war. Im Norden stand noch immer Brandröte.

Zum Schutz gegen den Regen hatte Erasmus eine Lederkapuze umgeschlagen, die ihm der Kutscher gegeben. Bäume flogen vorüber, Telegraphenstangen, Häuser, Brücken, Ententeiche, kaum erkennbar in den Umrissen; die Hufe der Pferde klatschten in geschwindem Rhythmus ins Nasse. Über ihre nickenden schwarzen Köpfe hinaus starrte Erasmus auf die von den Laternen schwach beleuchtete Straße und in den matten Lichtkegel, durch den der Regen in glitzernden Strähnen fuhr. Bei jeder Weggabelung zog er die Zügel an und wechselte ein Wort mit seinem Begleiter, der schlaftrunken döste.

Er konnte nicht denken, doch sah er. Sah Marietta, fiebergequält in den Kissen; der vertraute Körper litt; Lix und Sebastiane huschten bisweilen lautlos durch das Zimmer; jede Bewegung der beiden war ihm wie das Einatmen von Wohlgeruch. Er sah Sparres hämisch-aufmerksames Gesicht; Inbegriff des Hassenswerten. Woher dieser Haß, der seinem Gemüt sonst unbekannt war? Er sah Pauline an einem Fenster stehen und ahnungsvoll in die Nacht hinausträumen; und Aglaia mit wissend und trotzig funkelnden Augen ihn messen; und wieder Marietta, von Schmerzen bedrängt, sterbend vielleicht; und dann ein Knabengesicht, wer war der Knabe? Alles gerann zu Nebel. Wie müde man wurde. Schön und schlank war der Knabe ...

Die ersten Häuser der kleinen Landstadt tauchten auf.

Um drei Uhr nachts war Erasmus mit Doktor Schmidthammer zurück. Marietta phantasierte. Man hatte sie in feuchte Tücher gewickelt. Sparres unerklärliche Weigerung, die Behandlung zu übernehmen, gleich nachdem er sich dazu angeboten, hatte auf alle wie neues, häßliches Unheil gewirkt. Er hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen und durch Ferry Sponeck die Absage geschickt. Ferry Sponeck beschwichtigte die entrüstete Gräfin, so gut er konnte; schließlich gab er sein Wort, daß Sparre ohne Schuld sei; es hätten sich Umstände ereignet, durch die er gezwungen worden sei, zu verzichten. Die Gräfin erwiderte unwillig, sie verstehe keine Silbe. Da sagte Georg Ulrich Castellani malitiös: „Unser Freund Erasmus hat

Digitized by Google

seine bête noire entdeckt, das wird es wohl sein."

Alle schwiegen erstaunt, der Zusammenhang rückte nur langsam ins Licht und völlig offenbar wurde er erst, als sich herausstellte, daß Erasmus heimlich und trotz Sturm und Unsicherheit der Wege nach Grünau gefahren sei, um den Arzt zu holen.

Graf Castellani sagte: „Mir fällt da die Geschichte von einem Marquis de Surêsne ein, der den größten Widerwillen gegen Jakobiner und Sansculotten hegte, obwohl er nie im Leben einen dieser Leute gesehen hatte. Eines Tages wurde er in der Nähe seines Schlosses in der Normandie von Räubern angefallen; auf sein Geschrei kam ihm ein des Weges reitender Mensch zu Hilfe und rettete ihn mit fabelhafter Bravour. Der Marquis erschöpfte sich in Danksagungen; als es sich aber später erwies, daß sein Lebensretter einer der Führer der von ihm so sehr verabscheuten Partei war, nahm er einen Strick und hängte sich auf; denn, sagte er, er wolle sein Leben nicht einem erklärten Feind des Menschengeschlechts verdanken. Es ist absurd, gewiß, aber es hat Charakter. Ich liebe solche Absurditäten; ich sammle sie, wie andere Leute Münzen oder Stockgriffe sammeln."

Jedoch die Gräfin war sichtlich verstimmt.

⁂ ⁂ ⁂

Die Bedenklichkeit des Falles erkennend, blieb Doktor Schmidthammer für den Rest der Nacht am Krankenbett. Erasmus vermochte einige Stunden zu schlafen. Als er sich gegen acht Uhr mit benommenem Kopf erhob und die Fenster öffnete, wunderte er sich über den wolkenlosen Himmel und die wasserhelle Bläue der Luft.

Mariettas Zofe erstattete Bericht; das Fieber sei unverändert hoch, aber die Kranke liege jetzt still, mit starren Augen, wie bewußtlos. Frau von Gravenreuth sei bei ihr.

Der Morgen war so nüchtern, so glasig; der ganze Tag blieb so; der Sonnenschein so lächerlich, die Dinge so deutlich, so kalt; der Fuß klebte im Schreiten. Erasmus frühstückte mit Sponeck allein; die Damen schliefen noch. Ferry Sponeck sagte, Sparre habe beschlossen gehabt, heute abzureisen, und sei schon um sieben Uhr auf der Station gewesen, um sich nach den Zügen zu erkundigen; er sei außer sich, da er erfahren habe, der Eisenbahnverkehr sei für die Dauer von drei Tagen eingestellt. Furchtsam hielt Ferry Sponeck die Augen auf Erasmus gerichtet.

„Das ist höchst fatal," murmelte Erasmus.

„Er wird das Zimmer nicht verlassen," tröstete Ferry Sponeck; „er wird Unpäßlichkeit vorschützen und die Mahlzeiten oben nehmen."

„Es ist trotzdem fatal," beharrte Erasmus.

Nach wenigen Stunden fühlte er sich derart im Hause, als seien Türen offen, die hätten geschlossen, und andere geschlossen, die hätten offen sein sollen. Er grübelte darüber nach, wie er es anstellen könnte, zu Marietta zu gelangen. Durch alle Wände sickerten Wehelaute aus ihrem Mund.

Die Gräfin begrüßte ihn kühl. Er fand es notwendig, ihr Aufklärungen zu geben. Er wurde beredt. „Sie müssen es verstehen, Gräfin," sagte er. „Der Mann peitscht mir das Blut mit jedem seiner Blicke. Das Wort, das er spricht, ist mir wie Schmutziges aus der Gosse. Spüren Sie es nicht auch? Sehn Sie nicht, daß sich in diesem Gesicht alles Böse zusammengeballt hat, der ganze Jammer, unter dem wir keuchen, die Anmaßung der gottlosen Kreatur, der Zynismus, der unsere Altäre besudelt und den Purpur mit Füßen tritt?"

„Der? Gerade der?" rief die Gräfin, halb belustigt, halb entsetzt. „Sie übertreiben, Erasmus, Sie übertreiben ungeheuerlich."

„Ich übertreibe so wenig, daß alles, was ich nicht auszudrücken vermag, mir noch zehnmal schrecklicher, noch zehnmal beweiskräftiger erscheint. Wir sind die Opfer dieses Menschen, glauben Sie mir. Ich rieche es, es steckt mir in den Nerven, und hätten wir mehr Witterung für dergleichen Subjekte, so wäre es nicht so weit mit uns gekommen, daß wir wie Schlachttiere unsern Hals hinhalten müssen. Er ist nicht bloß ein Exponent, er ist eine Inkarnation, glauben Sie mir, und daß er hier in unserer Mitte aufgetaucht ist, ist mir wie ein Steinwurf des Schicksals. Sie müssen es begreifen, daß mir der Gedanke unfaßbar gewesen ist, ihn an das Lager einer Frau treten zu lassen, wenn auch als Arzt, was ändert das? bleibt er nicht Sparre, derselbe Sparre? mit seiner ganzen Wissenschaft Sparre? einer Frau, die mir einmal teuer war, die mir noch immer nahe steht. Sie müssen das begreifen."

„Ich begreife, Erasmus, einigermaßen wenigstens," antwortete die Gräfin, milder gestimmt; „aber, lieber Freund, begreifen auch Sie: die Situation ist unmöglich. Marietta in meinem Haus, schwer krank, und Sie, und die jungen Mädchen, — unmöglich. Auf irgendeine Manier müssen wir aus diesem Wirbel heraus. Irgend etwas muß getan werden."

Erasmus geriet in lebhafte Verwirrung, denn der Wink war nicht mißzuverstehen.

Digitized by Google

„Ich bitte Sie, Gräfin, gönnen Sie mir Zeit," flehte er; „vierundzwanzig Stunden Zeit, oder zwei Tage vielleicht. Ich bin völlig bouleversiert. Ich bin zu keiner vernünftigen Überlegung fähig."

Die Gräfin lachte. „Nun, nun," besänftigte sie den Erregten, „machen Sie keine blutgierige Tigerin aus mir. Zwei Tage, natürlich, weshalb nicht; fassen Sie sich. Zur Separation ist noch kein Anlaß. Mut, armer Freund." Sie reichte ihm lächelnd die Hand, doch mit ungewichenem Mißtrauen noch in den Fältchen um die Augen.

An dieses Gespräch schloß sich eines mit Pauline und ein Gang durch den Park mit Aglaia.

Pauline saß lesend am Fenster des Musikzimmers. Ohne es recht zu wollen, trat er zu ihr hin. Seine Stirn vibrierte noch; er lächelte abwesend und schal. Die Freundlichkeit, mit der er sie anredete, war puppenhaft. Sie hob den Blick zu ihm, senkte ihn gleich wieder, legte das Buch auf den Sims, griff nach ihrem Spitzentuch und zerknüllte es in der Faust. „Ich denke fortwährend an Gräfin Marietta," sagte sie; „sie war unbeschreiblich schön, als sie gestern naß und elend im Flur stand. So habe ich mir immer eingebildet, daß Märtyrerinnen aussehen müssen." Sie stockte, sah ihn wieder an, wich seinem zweifelnden, unsteten, schuldigen Blick wieder aus. „Darf man sich dem Neid hingeben?" fragte sie; „es ist Todsünde, ich weiß es, aber ich beneide Gräfin Marietta, ich beneide sie über alles Maß, über alle Worte, bis ins Geheimste meiner Seele beneide ich sie."

„Warum, Pauline?" fragte Erasmus betroffen, „warum beneiden Sie Marietta?"

„Ich weiß es nicht," flüsterte das junge Mädchen; „ich kann es nicht sagen. Aber wenn ein Wunder geschähe, und ich könnte von jetzt an bis zum Abend Marietta sein, und ich müßte zum Entgelt dafür in der Nacht sterben, nicht eine Sekunde lang würd' ich mich besinnen."

„Wie sonderbar," sagte Erasmus kopfschüttelnd. Ihm war zumute, als habe sie ihm mit ihren Worten die Glieder an den Leib geschnürt. Sie übte, während er auf sie niederschaute, auf das nordisch gelbe Haar, die samtene Wange, die bebende Oberlippe, eine unbestimmte, quälende Macht über ihn aus, der er sich zu entledigen strebte. Mit einer banalen Ausflucht verließ er sie.

Aglaia kam eben über die Treppe herunter. Sie forderte ihn auf, sie ins Freie zu begleiten. „Ich habe Sie gesucht," sagte sie.

Im Hörkreis des Hauses gingen sie stumm. Erasmus schaute bisweilen zurück und verzögerte den Schritt, als ob er Wichtiges verabsäume, wenn er sich zu weit entfernte.

„Sicher wünschen Sie uns alle miteinander dorthin, wo der Pfeffer wächst," begann Aglaia mit ihrer rauhen, aber hellen Stimme, „wir sind Ihnen unsagbar lästig, und Sie wissen selbst nicht genau, weshalb. Man hat ein Attentat gegen Sie unternommen, und das Attentat ist mißglückt. Povero! Ich möchte Ihnen so gern aus der Patsche helfen, da ich uns schon nicht helfen kann. Wie machen wir denn das?"

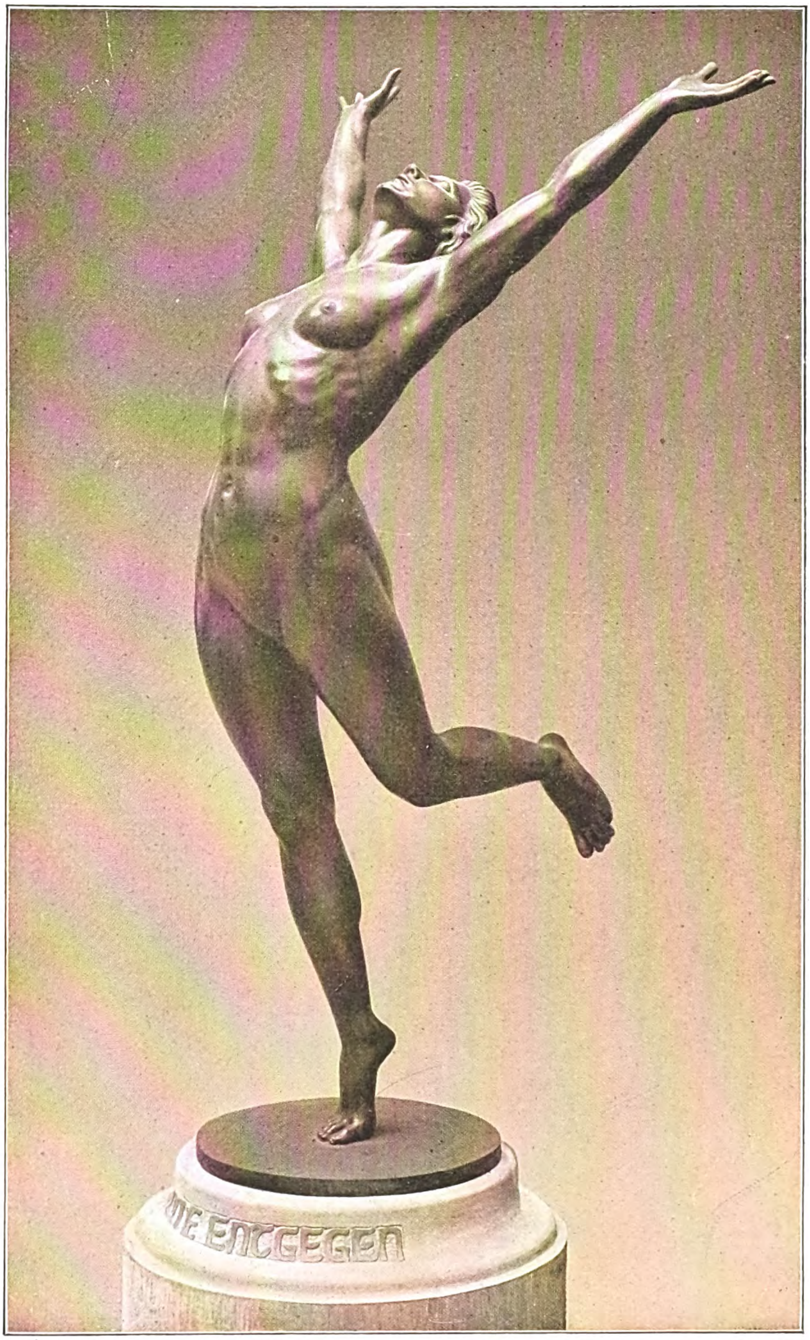
„Sie dürfen nicht so sprechen, Aglaia," bat Erasmus.

„Nichts da, ich will reden, wie mir ums Herz ist," entgegnete Aglaia; „das ganze Arrangement hat mir ohnehin nie recht gefallen; je besser ich Sie kennen gelernt habe, je weniger. Nun hat sich aber Pauline innerlich engagiert, und bei ihrer Veranlagung ist das kein kleines Unglück. Daß das Unglück viel größer wäre, wenn sie Ihre Frau würde, kann man ihr vielleicht sagen, aber sie wird es nicht einsehen. Unterbrechen Sie mich nicht, Erasmus, ich hab' mir's in den Kopf gesetzt, Ihnen die Leviten zu lesen, und will es auch tun. Es ist sträflicher Leichtsinn, daß Sie überhaupt ans Heiraten denken. Ist es Ihnen denn Ernst damit? Gott bewahre. Sie machen es wie die Indianer auf dem Kriegspfad; Sie stecken sich bunte Federn auf den Schopf, bemalen sich das Gesicht, dann schleichen Sie sich durch die Wälder, um ein bißchen zu wegelagern. Und wehe der Squaw, die Sie in Ihren Wigwam führen. Was da geschieht, je vois ça d'ici. Wenn sie meine Freundin wäre, würde ich sie auf den Knien beschwören, sich dreimal zu überlegen, und noch dreimal, und dann erst recht davonzulaufen. Womit ich nicht gesagt haben will, Erasmus," sie blieb stehen und sah ihn mit einer Mischung von Schelmerei und fließendem Gefühl an, „daß ich Ihre Vorzüge nicht kenne. Sie sind nur nicht der Felsen, auf den ich bauen möchte."

„Es erstaunt mich, Aglaia," antwortete Erasmus befangen, „daß Sie sich so zu urteilen getrauen; so dezidiert, so ... kühn. Wo haben Sie das her? So viel Kenntnis, kleine Aglaia, wo nehmen Sie die her?"

Sie sagte spöttisch: „Keine Geringschätzung gegen die Jahre, Erasmus. Solange es grauhaarige Dummköpfe gibt, darf es auch siebzehnjährige Komtessen mit gesundem Menschenverstand geben. Zwei Augen im Kopf sind zu allerlei nütze, und meine zwei Augen verraten mir, daß Sie jedes Herz lieblos zerzupfen, das sich Ihnen schenkt.

Digitized by Google



Der Sonne entgegen

Bildwerk von Hans Hubert Dietzsch-Sachsenhausen

(Kunstausstellung Berlin 1920)

Digitized by Google

Es tut Ihnen leid, aber Sie können nicht anders."

Erasmus nickte melancholisch. „Wenn es nur nicht so schwer wäre, Aglaia," erwiderte er mit seiner verdeckten Stimme: „man weiß nie das Richtige. Kommt es einem mal so vor, als hätte man sich zum Richtigen entschlossen, so machen einen die Leute durch ihre Reden wieder irre. Man liebt jemand, schön; aber weiß man denn, wie lang es dauert? Und die Betreffende bildet sich ein, es dauert ewig. Weiß man denn, was es mit der Betreffenden auf sich hat? ob sie sich nicht selber täuscht? ob es nicht ein Unrecht ist, wenn man sie glauben macht, sie sei einem so viel, wie sie sein möchte? Das sind furchtbare Verantwortungen. Über einem ist ein Gesetz; das Gesetz muß man erfüllen; wenn aber der Augenblick da ist, wo es Ernst wird, traut man sich nicht, den Schritt zu tun, weil man Angst hat; die Verantwortung ist zu groß. Es gibt bestimmte Zeichen, aber vielleicht deutet man sie falsch. Geschehenes kann man nicht rückgängig machen. Ich darf mich nicht betrügen lassen von meinen Sinnen. Ich darf mir nicht genug sein. Ich bin bloß einer aus der Mitte heraus und bin Rechenschaft schuldig. Es darf mir kein Zweifel übrigbleiben. Wenn ich so einen Entschluß fasse, muß ich das Bewußtsein haben: Gott will es. Kann ich's noch unterlassen, so heißt das so viel wie: Gott will es noch nicht. Man muß sich in acht nehmen und darf nicht vorwitzig sein." Er wischte sich Schweißperlen von der Stirn und sah kränklich aus.

Aglaia faltete die Hände und blickte mit drolliger Verzweiflung gen Himmel. „O Erasmus," seufzte sie, „Sie zerreißen mir das Herz. Und da gibt es Menschen, die einem harmlosen jungen Mädchen zumuten, Hoffnungen auf Sie zu setzen. Es muß ja jammervoll in Ihnen aussehen. Das ist schlimmer als die zehn ägyptischen Plagen. Nein; um Himmels willen, niemals! Passen Sie auf, Erasmus," fuhr sie zutraulich fort, „ich bin kein trockener Zunder, der beim ersten Funken Feuer fängt. Ich glaube, ich bin in Sie verliebt. Warum soll ich's leugnen? Ich glaube, ich könnte sogar Tollheiten für Sie begehen; nicht ganz große Tollheiten, gemäßigte nur. Ziehen Sie daraus keine Konsequenzen, bitte; lassen Sie es ein Wort sein wie guten Morgen. Jetzt, wo es eingestanden ist, ist ja Spiel und Zauberei davon weg. Und sehen Sie, wie hübsch, daß ich's gefunden habe, bei Spiel und Zauberei müßt' es auch bleiben. Das andere, das muß schauerlich sein mit Ihnen. Nur eine Komödiantin oder eine Heilige könnte es aushalten."

Erasmus schaute in die dunstig flimmernde Ebene hinüber. Er hatte sein spleeniges Lächeln um den Mund. ‚Spiel und Zauberei, ja, das war einmal', dachte er, ‚das darf nicht mehr sein.' Eine neue Stunde wies das Zifferblatt der Lebensuhr. Was diese Unentfaltete, listig Verwegene da gesagt hatte, es war zu klug, es ging zu nah; es schickte sich nicht ganz, wollte ihm scheinen.

Unversehens waren sie zu einem Rondell zwischen Beeten gelangt. Sebastiane saß in der Sonne auf einem Gartenstuhl, vor ihr spielten ihre beiden Mädchen im Sand, und der siebenjährige Wolf sah ihnen zu. Als er Erasmus und Aglaia erblickte, trat er ihnen mit reizendem Anstand entgegen und reichte die Hand. Ein verwunderter Blick Sebastianes streifte das Gesicht Erasmus' und das des Knaben. „Merkwürdig, wie ähnlich er Ihnen sieht," sagte sie. Auch Aglaia fand es auffallend.

Während Aglaia ins Haus ging, ließ sich Erasmus auf einem zweiten Stuhl nieder, und im spärlich fließenden Gespräch mit Sebastiane, die von der halbverwachten Nacht müde war, hefteten sich seine Blicke oftmals auf den Knaben. Er beobachtete seine Bewegungen, seine Hände, seine Füße, sein Mienenspiel. Als Wolf auf einem ziemlich entfernten Zweig ein Eichhörnchen erspähte und auf Zehenspitzen, am Bord des Rasens, hinschlich, erhob sich Erasmus und folgte ihm. Er redete ihn höflich an wie einen Erwachsenen. Er fragte ihn, ob er Tiere liebe; ob er die Namen der Bäume kenne; die Namen der späten Blumen, die noch blühten. Die Stimme des Knaben gefiel ihm; die unvordringliche und beherzte Art zu antworten; der groß vertrauensvolle Blick; das Oval des Gesichts. Er nahm ihn an der Hand und ging mit ihm weiter. Er erstaunte über sich selbst; er hatte sich nie mit Kindern beschäftigt, noch sich zu ihnen hingezogen gefühlt; die Empfindung für Sebastianes Kinder hatte ihnen nur in der Vereinigung mit der schönen Mutter gegolten.

Indem er die trockene, warme, winzige Hand in der seinen spürte, dünkte er sich alt. Er erschien sich wie ein Baum, belastet mit Jahren, beladen mit der Erinnerung an viele Wetter, viele stürmische Tage und Nächte, Frost und Glut der Sonne; der Knabe neben ihm, mit dem Haupt nicht weit über seine Hüfte reichend, erschien ihm wie ein Schößling, zart und kräftig, anschmiegend und edel, an ihm empor — einer unbekannten und zu fürchtenden Zukunft entgegenwachsend. Die gekiesten Wege waren ihm plötzlich verhaßt; die weiße Front des Herrenhauses

Digitized by Google

war eine Gefängnismauer. „Möchtest du mit mir zum Fluß gehen, Wolf?" fragte er. Der Knabe bejahte erfreut.

„Erzählen Sie mir eine Geschichte," bat der Knabe.

Erasmus dachte lange nach. Als sie zum Fluß gelangt waren, der dunkelschlammig zwischen flachen Ufern trieb, setzte er sich auf einen moosigen Stein, legte den Arm um des Knaben Schulter, lächelte verlegen und fing an: „Es ist kein Märchen, was ich dir erzählen will, es ist eine wahre Geschichte, die ich erlebt habe, als ich in Indien war. Am Hof des Vizekönigs, Vizekönig nennt man den Stellvertreter des Königs von England dort, mußt du wissen, am Hof des Vizekönigs also lebte unter vielen anderen Fürsten and Radschas ein bengalischer Fürst namens Lal Sarkar, der seit Jahren an einer unheilbaren Schwermut litt; trotzdem er reich und mächtig war, auch schön und klug. Solche Schwermut, weißt du, ist für die Seele und den Geist des Menschen dasselbe wie Fieber und krankhafte Schwäche für den Körper; wer davon heimgesucht wird, der hat an nichts in der Welt mehr Freude. So war das mit Lal Sarkar und wurde mit der Zeit immer ärger. Die Ärzte wußten so wenig Rat wie die Freunde; eines Tages aber kam ein Brahmane, ein Priester, zu ihm und sagte, er solle sich aufmachen und nach Lhasa zum Dalailama reisen, dort würde er Heilung finden. Der Dalai Lama ist der oberste Priester der indischen und chinesischen Welt, so wie der heilige Vater in Rom Herr über die Christenheit ist. Lal Sarkar tat, was der Brahmane ihm geheißen, rüstete eine Karawane aus und reiste über das hohe Gebirge des Himalaya nach der Stadt Lhasa. Zwei Monate darauf kehrte er zurück, und zwar als ein ganz anderer Mann, heiter, kraftvoll, lebensfroh; und so wunderbar war die Verwandlung, daß auch am Hof des Vizekönigs, wo ich um diese Zeit eintraf, das größte Erstaunen darüber herrschte. Wenn man sich aber erkundigte, erfuhr man nicht viel mehr, als daß eben Lal Sarkar in Lhasa gewesen sei. Mir ließ es keine Ruhe, und ich wußte es anzustellen, daß ich mit dem Radscha bekannt wurde und eines Abends in sein Haus eingeladen wurde. Das war nun wirklich wie ein Märchen, weißt du, dieser Palast mit seinen Springbrunnen und vergoldeten Säulen und Bassins mit Fischen und den kostbarsten Teppichen. Ich war ganz allein bei ihm, und als wir ins Gespräch gekommen waren, fragte ich ihn nach dem, worüber sich alle Europäer den Kopf zerbrachen, denn sie hatten ihn ja gekannt, als er wie ein Halbtoter sich traurig und hoffnungslos hingeschleppt hatte, und jetzt war er wie neugeboren, kraftvoll und feurig. Ich fragte ihn also und fragte auch, ob ein Fremder wie ich wissen dürfe, wie das vor sich gegangen und was mit ihm geschehen sei. Er sagte, gewiß dürfe ich es wissen, es sei nichts zu verheimlichen. ‚Ich habe den Dalai Lama gesehen, das ist alles, ich habe in sein Angesicht geschaut.' — ‚Das ist alles?' fragte ich, ‚nur in sein Angesicht geschaut?' — ‚Ja,' antwortet er, ‚nur das.' Und als ich verwundert, vielleicht auch ungläubig schwieg, sagte er folgendes, und ich habe nicht ein Wort davon vergessen: ‚Der Dalai Lama ist ein Knabe. Zwölf Jahre ungefähr, älter nicht. Er sitzt auf einem Thron und lächelt. Sein Gesicht ist das schönste Menschengesicht auf Erden, so schön, wie man es sich nicht einmal im Traum vorstellen kann. Seine Stirn ist wie ein geschliffener Edelstein, und göttliche Weisheit leuchtet auf ihr. Seine Augen strahlen eine Güte aus, daß es jeden, auch den verhärtetsten Unhold bis ins tiefste Herz trifft und er nicht anders kann als auf die Knie sinken. Sein Lächeln genügt, damit aller Gram verstummt, aller Schmerz vergeht, alle Sorge aufhört. Er ist ein Knabe, aber wenn man ihn anschaut, ist es, als sei er fünftausend Jahre alt. Er ist ein Knabe, aber man küßt seine Hand und weint. Vor Glück weint man. Er ist ein Knabe, aber er ist mächtiger als Armeen und Schlachtschiffe, unbesiegbarer als die Könige und Kaiser der Erde, er ist die Liebe und das Licht, und indem ich ihn anschaute, wurde ich von meiner Schwermut geheilt.' So sprach Lal Sarkar zu mir. Und das ist meine Geschichte."

„Es ist eine herrliche Geschichte!" rief Wolf mit hingerissenem Ausdruck, „die mußt du mir noch öfter erzählen." In seinem begeisterten Eifer duzte er Erasmus plötzlich, und dieser ließ es sich gern gefallen.

⁂

Gegen Abend suchte ihn Frau von Gravenreuth auf und sagte, Marietta wolle ihn sprechen; sie fühle sich besser, obschon man fürchten müsse, daß es ein trügerisches Intervall sei. Auch Erasmus hatte den Wunsch geäußert, sie zu sehen. Einige Heimlichkeit empfahl sich dabei.

Seine erste Regung, als er neben dem Bett stand, war Bedauern über den Wunsch. Das Gesicht war zerfurcht. Ein Tag hatte das Werk von zehn Jahren verrichtet Dämmerschwäche nietete den Leib in die Kissen und Tücher. Heiße Feuchtigkeit hatte Flecken auf der Haut hervorgetrieben. In den Augen war gelbfahles Licht. Um das

Digitized by Google

Haupt zu entlasten, waren die Haare gelöst, und über das weiße Linnen floß die kupfrige Flut, unvergangene Schönheit.

Sie so hingeworfen und zerstört zu erblicken, war schlimm. Schlimmer der Verlust; seine stumme Absage. Ihre Gestalt entfernte sich aus seinem Innern. Nichts, was zwischen ihr und ihm gewesen war, wollte gewesen sein. Erinnerung an Zärtlichkeit war Scham; was ihm dieser Körper geschenkt, was er ihm geraubt: Sünde. Da lag eine gefährdete Kreatur, arm, entschmückt; nicht Weib, nicht Geliebte, nichts ihm Verbundenes, nicht Teil seines Lebens mehr.

Er flüsterte ihren Namen. Sie lächelte und erhob matt die Hand.

Frau von Gravenreuth hatte das Zimmer verlassen. Marietta winkte ihm, er setzte sich auf den Rand des Bettes. Sie sagte: „Hör' mich an, Erasmus. Man weiß nicht, was einem zustoßen kann. Ich werde jedenfalls von bösen Ahnungen geplagt, und es ist besser, du erfährst jetzt, was du erfahren mußt. Hast du Wolf gesehen?“ Er nickte; er erbleichte. „Wolf ist mein Kind. Wolf ist dein Sohn.“

Regungslos starrte er Marietta an.

Sie fuhr mit matter Stimme fort und legte ihre Hand auf die seine, die nichts von der Berührung wußte: „Ich habe viel darüber nachgedacht, wie du es aufnehmen wirst. Muß ich erklären, warum ich es vor dir geheimgehalten habe? Prüfe dich selbst, und du wirst wissen, warum. Es ist ein unbekannter, finsterer Raum in deiner Brust, vor dem graute mir immer. Es war gut, daß etwas zwischen uns war, das uns trennte, wenn wir vereint waren, und uns vereinigte, wenn wir getrennt waren. Ich hätte sonst manches Schwere schwerer ertragen. Ich brauchte einen, der für dich Zeugnis gab. Ich brauchte etwas Lebendiges, wenn du mir starbst. Du bist mir sehr oft gestorben, und ich mußte dann dasitzen und mein Herz in der Hand halten und auf deine Auferstehung warten.“

Noch immer regungslos, mit geschnürter Kehle, starrte er Marietta an.

Sie berichtete mit wenig Worten, erschöpft schon, wann sie das Kind empfangen, wann und wo sie es geboren, wie sie die Verhehlung bewerkstelligt, erinnerte ihn an gewisse Einzelheiten, an die beweisenden Daten, sprach von ihrem Glück, von inneren Kämpfen, von Angst um die Zukunft des Kindes, schwieg, schloß die Augen, wartete auf ein Wort von ihm, aber es kam keines. Er saß regungslos und starrte sie an. Es war eine unbezweifelbare, sogar eine heilige Wahrheit in ihrer Stimme, in ihrem Blick, in ihrem Wesen; er entzog sich dieser Wahrheit nicht, er bezweifelte sie nicht, aber er wollte sie nicht einlassen; sie stand wie mit einem glühenden Schlüssel vor der Pforte des unbekannten, finstern Raums, von dem Marietta gesprochen, und fand keinen Einlaß.

„Das Kind ist wohlgeraten,“ sagte Marietta leise; „du wirst nicht nur in seinem Äußern viel von dir erkennen. Ich verlange kein Gelöbnis von dir. Dazu war alles zu schwebend zwischen uns. Du mußt ja auch erst mit dir selbst ins reine kommen. Ich sehe ja, wie es dich verwirrt. Denke nach, Erasmus. Jetzt geh; ich bin müde.“

Der Rest des Tages und Abends war Dunkelheit des Herzens. Angst, Gewissensangst, Frieren des Blutes, bittere Unlust, Gefühl der Einsamkeit, Selbstmißtrauen. Es jagte ihn ruhlos umher. Begegnungen wich er aus. Als Lix ihn anredete, senkte er die Augen wie ein Dieb. Im Hause wuchs die Besorgnis um die Kranke mit jeder Stunde. Doktor Schmidthammer hatte eine Lungenentzündung konstatiert. Während des Soupers herrschte die gedrückteste Stimmung. Die Gräfin saß da wie ohne Maske, alt und ein wenig böse. Selbst Aglaias Miene war ernst. Aber Erasmus sah nicht. Er fürchtete sich vor den schönen Gesichtern. Er fürchtete sich vor dem Blick heimlichen Einverständnisses, der ihn möglicherweise treffen konnte, vor dem enttäuschten, dem fragenden, dem vorwurfsvollen, dem mitleidigen Blick. Er bereute das verspielte Tun, die verspielte Zeit, die verspielten Worte. Es war in ihm ein Verlangen wie in einem, der seekrank ist, nach festem Boden unter den Füßen. Nach Sicherheit, nach Entscheidung ging das Verlangen; nicht nach Entscheidung durch Umstände und abgenötigten Beschluß, sondern nach der, die von oben kommt und unwiderruflich, unwidersprechlich ist.

Nach aufgehobener Tafel verabschiedete er sich von der Gesellschaft. Er wollte allein sein. Im untern Flur ging er noch eine Weile auf und ab. Bisweilen blieb er stehen und betrachtete die farbigen Stiche an den Wänden, Darstellungen englischer Jagdszenen; seine Aufmerksamkeit war künstlich; in Wirklichkeit starrte er in sein beunruhigtes Herz. Da kam Frau von Gravenreuth die Treppe herunter: sie führte Wolf an der Hand und redete mit liebevoller Miene auf ihn ein. Sie sagte zu Erasmus, während der Knabe weiterging: „Er ist so erregt heute, wollte nichts essen; ich weiß nicht, was ich mit ihm beginnen soll. Ich habe ihm versprochen, noch ein wenig ins Freie mit ihm zu gehen.“

Wolf wandte sich um. In seinem edelschmalen Mädchengesicht war ein Lächeln,

Digitized by Google

welches ausdrückte: wir kennen uns, wir sind Freunde; dazu Zweifel, Zurückhaltung und ein suchender Blick.

Das unerwartete Gegenüberstehen war Hölle für Erasmus. Er konnte sich nicht entsinnen, je Quälenderes empfunden zu haben. Es ertönte das Wort, das er selbst gesprochen, füllte seine Ohren, sein Hirn, den Luftraum: alle Legitimität stammt von Gott. Es schlug ihn in den Nacken; es war ein flammender Pfahl, der ihn schlug. Enthielt es Wahrheit, so gab es nichts daran zu mäkeln; war es Irrtum, so saß man am Wendepunkt und verkrampfte sich ins Arge.

Was war mit diesem Kind? Was wollte der Knabe in seinem Leben, fremd hervorgetreten aus der Fremdheit, Geschöpf der Leidenschaft, ungewünschtes, ungewußtes, unverbundenes? Und doch, die Augen, die Stirn, die Hand, das hegenswerte, wunderhafte Ganze; drohende Spiegelung; Spiegelung und Nachfolge.

Indessen war Sebastianes Buley aus einem Winkel hervorgeschossen und auf Wolf zu. Der Knabe beugte sich nieder, um ihn zu packen; das Tier, in spielgieriger Laune, entwich fauchend, kam zurück, sprang an den Beinen des Knaben empor und drängte den Lachenden gegen die Wand. Ein kleiner Schrei; Sturz eines Gefäßes; ein Klirren; die etruskische Vase, die auf einem Säulenpostament neben der Tür des Musikzimmers gestanden, war heruntergefallen und lag in Trümmern. Aus dem Speisesaal kamen die Damen, erschrocken; der Hund, scheuer Verbrecher, flüchtete zur Herrin; die Gräfin kniete mit bedauerndem Gesicht nieder, um die kostbaren Scherben zu sammeln; Wolf war blaß geworden, sein Mund verzog sich zum Weinen, und mit unwillkürlicher Bewegung griff er nach Erasmus' Hand. Erasmus, ebenso unwillkürlich, umfaßte die Hand des Knaben mit tröstendem Druck, und die Betrübnis, die sich in seinen Mienen malte, war kindlich und hatte tieferen Bezug als auf die zerbrochene Vase. Doch blieb Widerstand und Angst, trotzdem er sich zu dem Knaben niederbeugte und eine formelhafte Beschwichtigung flüsterte. Eine Schwere aber lastete nun auf allen, und es trat Verlegenheit hinzu, als vom Hoftor herein Eugen Sparre kam, der am Spätnachmittag fortgegangen war und jetzt zurückkehrte.

Erasmus entriß sich. In seinem Zimmer nahm er eine der theologischen Schriften zur Hand, die er stets mit sich führte. Aber er konnte seinen Geist nicht zur Lektüre sammeln. Es wurde spät, und er saß noch immer mit aufgestütztem Kopf, grauem, umrißlosem Denken nachhängend. Schließlich überwältigte ihn der Schlummer, im Sitzen. Es klopfte an der Tür; er hörte es nicht. Es klopfte abermals; er schrak empor; rief halb im Traum.

Es war wie Traum, als Sparre eintrat.

Die anfängliche Empörung Eugen Sparres hatte nicht lange gedauert, obwohl Ferry Sponeck täppisch wie ein Bauer gewesen war. Da er die Abneigung des Grafen Ungnad deutlich gespürt hatte, war ihm dessen Verhalten nicht einmal so rätselhaft wie seinem Botschafter, um so weniger, als sich Sponeck bemüßigt glaubte, zur Entschuldigung des Freundes auf eine zarte Beziehung zwischen ihm und der Kranken hinzuweisen. ‚Was für Dickhäuter diese Menschen doch sind,' dachte Sparre; ‚als ob dadurch der Schimpf harmloser würde.'

Man könne vorläufig nichts Rechtes unternehmen, faselte Ferry Sponeck, der nicht wußte, wessen Partei er ergreifen sollte, und zwischen der alten Anhänglichkeit an Erasmus und der bewundernden Dämonenfurcht schwankte, die ihn zu Sparre zog. Erasmus sei in einer kritischen Verfassung, jammervoll sei ihm zumute; ob Sparre an ritterliche Austragung denke? Doch wohl kaum? Wenn ja, wolle er mit Georg Ulrich Castellani beraten; jedenfalls sei er, Ferry Sponeck, in einer verteufelten Zwickmühle. Sparre lachte. Nein, daran denke er nicht; er gebe Satisfaktion auf die ihm angemessene Art und wünsche sie zu erhalten, wie es sich für gesittete Menschen zieme. Er fühle sich so wenig beleidigt, wie wenn er im Wald über eine Baumwurzel gestolpert wäre; „man war achtlos," sagte er, „das nächste Mal wird man aufpassen. Mit Ehrenkränkung hat das nichts zu tun." Worauf ihn Ferry Sponeck kopfschüttelnd für einen unmäßig interessanten Mann erklärte.

Sparre durchschaute den schlechten Schauspieler und hatte Nachsicht. Unbekannt mit einer Welt, in die ihn der Sturm verschlagen, die seine eigene aufwühlte, in die er wie zu einer bergenden Insel geflohen, nicht aus Schrecken über den Sturm, sondern weil er zur Vollendung einer wissenschaftlichen Schrift die Gelegenheit mit Freude ergriffen hatte, die ihm eine vorübergehende Ruhestatt zu bieten versprach, fühlte er stärker noch als unter dem ersten Eindruck das Erstaunen über alles, was ihn umgab.

Diese Menschen waren ihm wie alte Gemälde. Der Tod war über sie hinweggegangen; Leben in seinem Sinn hatten sie nicht. Etwas wie goldener Staub hing an ihnen, Gefesselte eines prunkenden Rahmens, verjährte Ehrwürdigkeit. Sie sprachen, und ihre Worte waren nicht die der Lebendigen;

Digitized by Google

sie scherzten, und ihr Lächeln war bedungen, ihr Lachen klang wie aus der Erde. Alles an ihnen war bedungen, gekettet, befohlen und vorgesetzt; ihr traurigster Ernst war noch Spiel, Schattenspiel hinter der Eisdecke. Sie waren einer glitzernden Lüge von Herrschaft hingegeben, und sie wußten um die Lüge, lange schon, aber jeder schmeichelte dem anderen die Lüge weg. Sie glichen den Schwerkranken, denen man Gesundheit einredet, mit leichter Mühe, weil ihre Seele getrübt ist; die in jede Gebärde, in jeden Hauch ein Übermaß von Hoffnung und Sorglosigkeit legen und nur die Täuschung wollen, sonst nichts. Diese Stuben, diese Gänge, die glänzenden und alten Dinge, es war ein Mausoleum, ausgeschaltet aus der Zeit, ohne Blut, ohne Kraft, ohne Farbe. Menschenruf verstummte; ein summender Schall war, worauf sie ängstlich lauschten; Menschenforderung galt ihnen für Unbill; sie wohnten noch in der alten Form, sie hielten noch die abgeschnittenen Zügel in ihren Händen, lächelnd, indes der Wagen stillstand und die Pferde entführt waren.

Die anmutigen Frauen; wie gelassen sie dem Abgrund zuschritten, dessen Phosphoreszenz sie über seine verschlingende Gewalt betrog. In einer Sehnsucht schmolzen sie, die keine Erfüllung mehr finden konnte, aber sie ahnten vom Unmöglichen nichts. Noch trieben sie Neckerei hinter der Maske; noch gefielen sie sich in ihrem tändelnden Idiom aus verwehten Epochen; nur kein Aufwachen, flehten ihre Mienen, nur kein rauhes Berühren. Die glatten Glieder wohlig hingeschmiegt an gespenstische Bilder; schwelgend in den pikanten Verfeinerungen, die ihre Phantasie noch schenkte, wo doch das Wirkliche bereits hinter der Wand aufbrüllte; sich als Letzte spürend, aber nicht als Vergangene, als Entrückte, aber nicht als Verlorene.

Eugen Sparre sah mit den Augen eines Forschers und eines Kindes. Die Regionen und die Jahre, aus denen er kam, hatten ihn in der Strenge der Betrachtung geübt. Empfundenes und Geschautes nicht zu verfälschen war sein innerstes Amt. Schmucklos war alles in ihm, an ihm und die Bahn hinter ihm. Unverwöhnt und unerreicht, besaß er die Kraft, Leiden zu überwinden und zu erkennen. Das Durchlebte war ihm oft wie giftiger Rauch. Er hatte gegen jede Art von Bedrückung getrotzt, jede Art von Erniedrigung erfahren. Er hatte die Ellbogen gespreizt und sie zu eisernen Balken gemacht, um nicht zu Brei zerquetscht zu werden. Hinaufgeklommen an den schlüpfrigen Quadern des Riesenbaues, von dem auf halbem oder viertel Weg die Schwächlinge und Übergierigen abgestürzt waren, um sich unten die Schädel zu zertrümmern, hatte er mit kühlem Kopf seinen Platz erobert, der Pflicht, die er gewählt, die ihn gewählt, unerschütterlich gehorsam und schicksalkennend, wie nur diejenigen sind, deren Herzschlag der Herzschlag des Jahrhunderts und des Volkes ist. Er hatte ungeachtet seiner Jugend zu den Propheten der großen Wandlung gehört; er hatte sie errechnet, sie war ihm ein Ergebnis logischer Erwägung, und mitten in der Taifunwelle war er leidenschaftslos geblieben, Beobachter, Arzt. Er war heiter geblieben, ohne aufrührerische Gelüste, dem Element vertrauend, es liebend beinahe, in jeder Verwüstung eine höhere Ordnung vorauswissend, denn alles war Notwendigkeit, Geballtes, Gerafftes, Gefügtes, Wüten von Lebenskeimen gegen Todeskeime, Erneuerungsraserei des fiebernden Menschheitsleibes, Wiedergeburt aus Agonie, Qual und Wahnsinn der sterblichen Einzelnen im unsterblichen Ganzen.

Von allen, die auf Rienburg um ihn waren, hatte Graf Erasmus Ungnad seine Aufmerksamkeit am meisten gefesselt. Der erste Anblick des gespannten, leidenden, hochmütigen, geschliffenen Gesichts hatte ihn als Erscheinung berührt. In einem Nu hatte er so scharf wie den andern sich selbst erfaßt, eben sein Anderssein und Andersmüssen, das völlige Widerbild, wie Pol gegen Pol. Und etwas Sonderbares war geschehen: er hatte Schmerz verspürt. Da war Figur; ja, Figur, wie die Sage sie gibt; umschlossene und einsame Gestalt; heimatlose Gestalt; in finster gewordenem Raum mit einer Haltung schreitend, als sei noch Licht die Fülle; müde wie einer, der Schätze getragen hat, ungegenwärtig, verfangen, versponnen, tragisch hinabgehend, von sterbenden Illusionen begleitet, der irrende, traurige Ritter; der Adlige. Das war er, der adlige Mann, Überbleibsel und Anachronismus, der, dem auch Gott nur eine Form ist, wie Graf Castellani gesagt hatte, der es nicht nahm, nicht wollte, daß sein Reich aufgehört hatte zu sein, und der von der Zeit nichts zurückbehalten hatte als die Jahre, geschäftige Symbole, doch leer und sinnlos.

Die Erschütterung wirkte fort in Eugen Sparre. Sie war derart, daß sie auch durch die beleidigende Feindseligkeit des Grafen nicht vermindert wurde, und gab ihm so viel zu denken, daß er seine Arbeit darüber vergaß. Die persönlichen Verhältnisse Ungnads flößten ihm, jenem Allgemeinen gegenüber, nur geringe Teilnahme ein; trotzdem horchte er bei den Andeutungen Ferry Sponecks auf.

Digitized by Google

Sponeck hielt sich in dem Fall nicht zur Verschwiegenheit verbunden; was alle Welt wußte, konnte auch Sparre wissen; für Sparre war es Bestätigung, die den Charakter noch tiefer erleuchtete. Er erblickte Verborgenes, und was seinem Auge entging, vervollständigte die Kombination. Diese Geschicke ließen sich wunderlich leicht entziffern; ihre Hieroglyphen bedurften nicht einmal der Geduld. So zuckte es für ihn wie greller Schein um die Szene im Flur, als er ins Haus trat und alle um die zerbrochene Vase herumstanden. Sekundenkurzes Schauen genügte; haften blieb in Blick und Gedächtnis der mädchenhaft zarte Knabe neben dem überschlanken Erasmus Ungnad, das Gebeugte und Zerquälte an ihm, das zitternd Aufgestörte im Wesen des Kindes, die unverkennbare Ähnlichkeit in der Gesichtsbildung beider, etwas Unsagbares von Verkettung.

Als Erasmus verschwunden war, las Baronin Polyxene die Scherben auf; Ferry Sponeck kniete ebenfalls hin, um ihr zu helfen. Da sagte Sparre, man möge ihm die Stücke überlassen; wenn er Klebstoff bekommen könnte, getraue er sich, die Vase wieder zusammenzusetzen; er habe dergleichen schon oft versucht, und mit Glück. Die Beschädigungen waren in der Tat nur geringfügig; die beiden Henkel und ein Teil des oberen Randes waren abgebrochen, ferner war in der Ausbauchung ein rundes Loch. Man sah ihn verwundert an; Ferry Sponeck nickte eifrig und versicherte: „Ja, darauf versteht er sich, er hat auch mir einmal eine Sèvresschale geleimt, er ist überhaupt ein Tausendkünstler." Die beflissene Fürsprache erweckte Heiterkeit, auch bei Sparre selbst, Niklas wurde gerufen, der nach einer Weile ein Töpfchen mit Leim brachte, Sparre packte die Vase samt den Scherben in ein Tuch und begab sich damit in sein Zimmer.

Er hatte von dem Zweck seines Beginnens keine deutliche Vorstellung. Es war ihm wie ein in das Kleid einer Parabel gehüllter Scherz; eine Mitteilung von ungewisser Tragweite und unbestimmtem Inhalt. Während er mit Sorgfalt die Bruchstellen aneinanderfügte, kleine Splitter mit geschickter Hand einpaßte, lächelte er häufig. Als er nach zweistündiger Arbeit fertig war, ging er zum Fenster; Ungnads Zimmer lag dem seinen schräg gegenüber, wie er wußte. Er sah noch Licht bei ihm. Da nahm er die Vase vorsichtig in die Hand, prüfte das Werk noch einmal, überzeugte sich von der Haltbarkeit der zusammengesetzten Teile und verließ das Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Erasmus fuhr auf. „Was wollen Sie?" stotterte er, „was bedeutet das?" Er starrte auf das tönerne Gefäß.

Sparre stellte die Vase auf den Tisch. „Wenn man morgen die Bruchlinien abfeilt, wird der Schaden kaum mehr bemerkbar sein," sagte er.

„Aber was soll es denn heißen?" murmelte Erasmus. Er hatte sich erhoben, stand frostig da, stirnrunzelnd, abweisend.

„Ich hatte den Eindruck, als sei Ihnen der kleine Unfall nah gegangen," sagte Sparre; „ich weiß selbst kaum, warum ich mich verpflichtet fühlte, ihn wieder gut zu machen. Vielleicht wollte ich damit auch eine mir geschehene Widerwärtigkeit aus der Welt schaffen. So etwas ist störend, wenn es auch mein Gleichgewicht nicht beeinträchtigen kann. Wo der Hieb nicht trifft, ist keine Wunde. Da Sie mich als Arzt für einen Menschen verpönt haben, habe ich mich begnügt, Arzt bei einem Ding zu sein. Das Ding ist leidlich geheilt, wie Sie sehen."

Die Stimme klang fast hohl, in ihrer Baßtiefe schleifend.

„Ich verstehe nicht," stieß Erasmus hervor, „Sie wollen sich über mich mokieren, scheint mir ..."

Sparre blickte zu Boden. „Merkwürdig, daß Sie es nicht verstehen," sagte er wie im Selbstgespräch. „Gibt Ihnen denn das keinen Fingerzeig, daß ich, der Mensch, den Sie hassen oder glauben hassen zu müssen, der Mensch Ihrer Abkehr und Ihres Grauens, dem Sie die unverdiente Ehre einer entscheidenden Funktion zuweisen, daß dieser selbe Mensch etwas Zerbrochenes für Sie wieder ganzgemacht hat?"

Erasmus stutzte. Vor Unwillen rötete sich seine Stirn. „Für mich ganzgemacht? Für mich? Wirklich, Sie erlauben sich ungebührlichen Spaß, Herr Doktor Sparre ..."

Sparre schlug langsam den Blick auf. „Ich möchte gern in anderm Ton mit Ihnen sprechen, Graf Ungnad," sagte er verhalten. „Sie gehen im wesentlichen fehl. Ihre Voraussetzungen sind falsch. Ich sah eine Not. Als der Krug da herunterstürzte, sah ich eine Menge Zerschmettertes liegen. War der Knabe eigentlich schuld und sein Spiel mit dem Tier? Er fühlte sich aber schuldig, und als Sie seine Hand faßten, hatte ich den Eindruck, als ob Sie sich für seine Schuld mitverantwortlich fühlten. Aber Sie haben es doch nicht gewagt, für ihn einzustehen. Was liegt an diesem altertümlichen Kram, Graf Ungnad? Wenn ihn das Aufräumweib vor mir auf den Kehricht wirft, schau' ich nicht einmal danach hin. Es entspricht auch nicht meiner Überzeugung, daß man

Zersplittertes wieder kitten soll. In diesem Fall habe ich mich entschlossen, die Überzeugung zu verleugnen. Ich dachte, es sei gut, es sei nützlich. Ich dachte, ich könne Ihnen damit etwas beweisen. Verstehen Sie mich noch immer nicht?"

In der Tat, Erasmus begriff nichts. Sein Gesicht zeigte Ausdruckslosigkeit und erbittertes Unbehagen. Die Unterlippe stülpte sich; die Handfläche rieb sich an der Lehne des Stuhls.

„Also will ich klarer sein," fuhr Sparre etwas gedrückt fort, denn er hatte flüssigere Verständigung erwartet; „ich habe etwas über mich vermocht, was meiner Natur und Lebensrichtung diametral entgegen ist. Ich habe etwas versucht, wozu ich mich bisher habe nie gewinnen können, das geistig Geschiedene zu überbrücken, dem, was streng und unbedingt jenseitig für mich ist, mich zu nähern. Ist es hoffnungslos? Diese Tonvase, ich stelle sie her wie einen Markstein, an dem wir uns treffen können, Sie von Ihrer Seite, ich von meiner. Es ist ein Augenblick, der nie wiederkehrt, nie wiederkehren kann. Die Wahrheit, die mich jetzt antreibt und anfüllt, ist sicher nur eine einmalige Flamme. Vielleicht ist dabei etwas in mir von dem geheimnisvollen Verwandlungsinstinkt der Insekten. Vielleicht kann ich den analogen Prozeß in Ihnen beschleunigen. Entziehen Sie sich nicht. Sich auflehnen gegen den Gang der Sterne ist kein Heroismus, das Unabänderliche verfluchen, keine Frommheit. Wenn ich Ihnen entgegenkomme, bis zu dem mühsam geleimten Krug auf dem Tisch da, so seien Sie nicht taub für mein qui vive; Sie wissen ja, die Posten haben scharfe Order. Ich verlange ja nicht Kameradschaft; ich habe nur erfaßt, was mir, was uns dienen kann. Es gibt verschiedenerlei Tugenden, Graf Ungnad, verschiedenerlei Mut und verschiedenerlei Feigheit, verschiedenerlei Grausamkeit und verschiedenerlei Güte. Ich und die Meinen, wir können nützen, was Sie und die Ihren im Lauf der Jahrhunderte an Erntegut in die Scheunen gebracht haben, an blutgehärtetem Stahl und geraffter Muskel und geweihter Lehre und dem Glauben daran und an Erfahrung, die durch die Geschlechter veredelt ist, an geschmolzenem und gemünztem Gold des Lebens. Es ist der Tag vielleicht nicht fern, wo wir zugreifen und dankbar quittieren, wenn wir uns vom ersten Rausch und Anprall erholt haben. Denn sonst sind wir auf unserer Seite so verloren wie Sie auf Ihrer; ein Rachen wird uns schlucken, der keinen Unterschied macht zwischen mehr oder weniger fein gemahlenem Korn. Und Sie, lockern Sie die zu straff gezogenen Schrauben. Geben Sie nach. Werfen Sie das Zerbrochene, auch wenn es kostbar, auch wenn es noch so meisterhaft gekittet ist, auf den Kehricht. Alte Form muß sterben. Und Gesetze sterben wie Formen und wie Menschen. Dagegen ist keine Hilfe als das Leben."

Er stand noch eine Weile und schaute über Erasmus hinweg, der sich nicht rührte. Dann verließ er mit zeremoniöser Verbeugung den Raum.

Erasmus rührte sich noch immer nicht. ‚Suada haben diese Leute,' dachte er und senkte in peinlicher Benommenheit den Kopf. Aber die Benommenheit wuchs und wuchs. Er fing an, auf und ab zu gehen. Es schien ihm, als zerspalte sich der Boden unter seinen Schritten. Einmal seufzte er und lauschte, weil ihn dünkte, das Seufzen käme aus der Mauer. ‚Wenn man die Schwere der Niederlage mildern könnte,' ging es ihm, scheinbar zusammenhanglos, durch den Sinn. Und darauf wieder: ‚Ich weiß, daß sie sterben wird, heute nacht wird sie sterben, ich weiß es.‚ „Erlöse uns von dem Übel," murmelte er vor sich hin, das Taschentuch an die Lippen pressend, „und führe uns nicht in Versuchung."

Abermals lauschte er. Es war still im Hause und doch lag in den Ohren weitentferntes, gräßliches Geschrei. Jemand ging im Korridor vorüber. Er öffnete die Tür; es war finster. Der Schlaf der Bewohner wälzte sich her, zu schwarzem Schlamm gestockt. Er zündete eine Kerze an und ging, die Flamme mit der Rechten schützend, den Flur entlang. Auf einmal prallte er zurück. Auf der Schwelle einer Tür stand eine Frau. Sie hatte die Hände vors Gesicht gelegt, so stand sie, gegen das Zimmer gewandt, in dem eine umhüllte Lampe brannte.

Es war Helene Gravenreuth. Sie drehte sich um, ließ matt die Arme fallen. „Schlimm steht es," hauchte sie.

Er schwieg.

„Kommen Sie herein," sagte sie, „hier schläft Wolf, die Pflegerin hat mich eben jetzt bei Marietta abgelöst. Aber leise, bitte, das Kind schläft spinnewebdünn heute."

Er trat ein. Er ging zum Bett des Knaben, nachdem er die Kerze verlöscht und weggestellt hatte. Er flüsterte: „Es ist alles so sonderbar, Baronin, so sehr sonderbar." Seine Wangen wurden fahl, plötzlich kniete er nieder und betete.

Frau von Gravenreuth schloß die Türe. „Ich war nicht vorbereitet," sagte sie mit erstickter Stimme, als Erasmus sich erhob, „bin es noch immer nicht. Was wird werden, Graf?"

Digitized by Google

Erasmus setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. „Sie wissen ja, weshalb ich hierhergekommen bin," sagte er.

Sie nickte. „Ich weiß," erwiderte sie, „Sie wollten um eine der Komtessen werben, Sie wollten heiraten."

Er fuhr fort: „Nun wird es anders kommen. Nicht eine Frau werd' ich heimbringen, sondern einen Sohn."

„Aber wie soll es werden, Graf Erasmus, mit diesem Sohn?" fragte Frau von Gravenreuth mit bleichen Lippen.

Erasmus begegnete ihrem zaghaften Blick und antwortete: „Es muß in Liebe werden und im Gesetz, denk' ich."

Ein Geräusch ließ beide zusammenfahren. Wolf war erwacht. Er hatte sich aufgerichtet und schaute mit den tauhaft strahlenden Augen herüber, mit denen Kinder den Schlummer verlassen. Frau von Gravenreuth streckte die Arme aus, als beschwöre sie ihn, Erasmus trat neben ihr an das Bett.

„Erzähl' mir vom Dalai Lama," sagte die helle Glockenstimme des Knaben.

Sonette von Clara Faißt

(Aus dem Sonettenzyklus: ‚Der Geiger')

Quellensucher

Du trugst in deiner Hand die Wünschelrute,
Auf meine Seele senktest du die Zweige,
Du riefst dem Quell darinnen, daß er steige
Ans Licht — da war mir wundersam zumute:

Die Rute ward in deiner Hand zur Geige.
Du sangst auf ihr, und sieh: in meinem Blute
Begann's zu branden, und es war, als flute
Der Seele Tiefe, daß sie dir sich zeige. —

Der Quellensucher geht im dunklen Walde,
Die Rute bebt, wo tiefe Wasser rauschen, —
Wann ward wohl je geheimnisvoll're Kunde?

So schrittest du durch meiner Seele Halde
Und hemmtest deinen Fuß, dem Quell zu lauschen,
Den du hervorgelockt in heil'ger Stunde.

Gebot

Du willst, daß ich des Schweigens Kunst soll preisen?
Ich fordre, daß du spielst zu meiner Not!
Nur du kannst wecken mich aus diesem Tod.
Nun spiele mir die kühnste deiner Weisen!

Nur Glut, nur Glut, der kein Erlöschen droht.
Laß sprühen Ton um Ton in wilden, heißen,
Herzblutentsprung'nen Melodienkreisen. —
O spiele, bis die Geige selber loht!

Ich fordre dies von dir. Zum erstenmal
Gebrauche ich das Recht, das mir verliehen,
Dir zu gebieten. Nie mehr will ich's dann.

Heut sollst du spielen mir zu Lust und Qual.
Einmal noch, eh' wir voneinander ziehen,
Stell' ich mit Willen mich in deinen Bann!

Digitized by Google

PHILIPP FRANCK

Von Hans Rosenhagen

Man spricht immer von der Entwicklung der künstlerischen Persönlichkeit, als ob das eine ganz einfache, selbstverständliche Sache wäre. Aber wie wenige Menschen entwickeln sich überhaupt! Und die Künstler bilden da keineswegs eine Ausnahme. Für die meisten von ihnen ist die Entwicklung zu Ende, sobald der Erfolg da ist. Man hat sich durchgesetzt, und da ein höheres Ziel nur selten vorhanden ist, glaubt man, seine Pflichten gegen die Kunst schon genügend erfüllt zu haben, wenn man sich auf der Höhe des errungenen Erfolges einigermaßen hält. Entwicklung indessen heißt, seine Kräfte steigern, seine Anstrengungen vermehren, immer neue und höhere Ziele sich setzen und ihnen mit voller Hingabe zustreben. Ein mühsames, unbequemes Unternehmen also, mit wenig Aussichten auf ein Dasein in behaglichem Genuß. Da mitzutun, können nur die wenigsten sich überwinden. Denn auch in dem Sinne ist Überwindung nötig, daß man in seinen eigenen Leistungen das Unzulängliche sieht und sie bis zu einem gewissen Grade verwirft. Natürlich sind der Entwicklung, auch des strebsamsten Künstlers, Grenzen gesetzt, einfach schon durch den Grad der Begabung. Aber wie selten wird diese Grenze erreicht! Und noch seltener wird der Versuch gemacht, sie weiter hinauszurücken. Der ausgezeichnete Landschafter Eugen Bracht pflegte seinen Schülern des öfteren zu sagen: „Ein richtiger Künstler muß immer mehr wollen, als er gerade kann, nur so kommt man weiter," und hat mit diesen Worten zweifellos den Weg angedeutet, der zur Weiterentwicklung künstlerischer Fähigkeiten führt. Jedoch mit dem Wollen allein ist es auch nicht getan. Auch eine Seele gehört dazu, die das Wahre liebt und bestrebt ist, das Errungene in diesem zu befestigen und so sich ganz zu eigen zu machen. Im anderen Falle ist das Mehrwollen nämlich nur Flunkerei und führt nur zu scheinbaren Fortschritten. Hier liegt der Punkt, wo fruchtbare und zukunftsreiche Entwicklung von zielloser Neuerungssucht sich scheidet. Entwicklung gibt es nur da, wo der Künstler auch innerlich an sich arbeitet und Wollen und Können in Einklang zu bringen sucht. Selbst mäßige Begabungen haben auf diese Weise sich zu erhöhen und durchzusetzen vermocht und

Mutter und Kind (1904). Berlin, Nationalgalerie

Digitized by Google

mögen mit ihrer Wirkung Anlaß zu dem Worte „Genie ist Fleiß“ gegeben haben. Viele erstaunliche Talente aber haben nichts erreicht und sind vergessen worden, weil sie die Mühe, Hingabe und Selbstkritik scheuten, ohne die eine Entwicklung nicht zu denken ist.

Warum hier das Thema „Entwicklung“ angerührt wurde? Weil der Künstler, von dem an dieser Stelle gesprochen werden soll, geradezu ein Musterbeispiel dafür ist, was ein ernsthaft Schaffender aus sich machen kann, der nicht nur das Wollen hat, sondern mit seinen Bauerngärtchen und blühenden Wiesen damals nichts anzufangen. Wer indessen die einfachen und zartfarbigen Bilder sich genauer ansah, fand in ihnen nicht nur malerische Ideen mit Geschmack ausgedrückt, sondern auch eine sehr feine Naturempfindung. Da war jemand, der mit der Wirklichkeit nicht willkürlich umging, um sie den Augen der Bilderkäufer verführerischer erscheinen zu lassen, der sich vielmehr bemüht zeigte, auf ihre zarten und leisen, dem Auge des Nichtkünstlers eigentlich

Bootsfahrt im Spreewald (1908)

auch eine heiße Liebe zur Wahrheit und durch diese zu wirken sucht. Es kommt bei einem Künstler dieser Art selbstverständlich in besonderem Maße auf die Fähigkeiten an, die er mitbringt; seine Entwicklung verdankt er aber, außer der gründlichen Arbeit an sich selbst, den Einwirkungen seiner Umgebung und letzten Endes seiner Einsicht, daraus anzunehmen, was ihm gemäß ist. Als Philipp Franck zu Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts nach Berlin kam, war er ein bescheidener Landschafter, dessen Leistungen kaum Beachtung fanden. Jedenfalls wußten die Ausstellungsbesucher und leider auch die Kritik verborgenen Reize hinzuweisen. Daß Franck in seiner Art tatsächlich etwas Gutes geleistet, fand er durch die Landschaften von Nozal und Muenier bestätigt, die im Sommer 1893 mit der ersten Ausstellung der Münchner Sezession nach Berlin gekommen waren. Die beiden vorzüglichen französischen Maler hatten ganz in seiner Art die einfache Natur intim und zartgefühlt wiedergegeben. Die Gleichgültigkeit, mit der seinen Arbeiten begegnet wurde, ließ indessen in Franck den Wunsch entstehen, auf andere Weise sich bemerkbar zu machen. Er verfiel auf den Gedanken, seine Naturwiedergaben in der Art Leistikows, der in den bei Schulte veranstal-

Tanzpause auf einem Spreewälder Dorfballe. Ölgemälde (1908). Ausschnitt

Digitized by Google

Blick von der Villa Fritz Rumpf, Potsdam (1904)

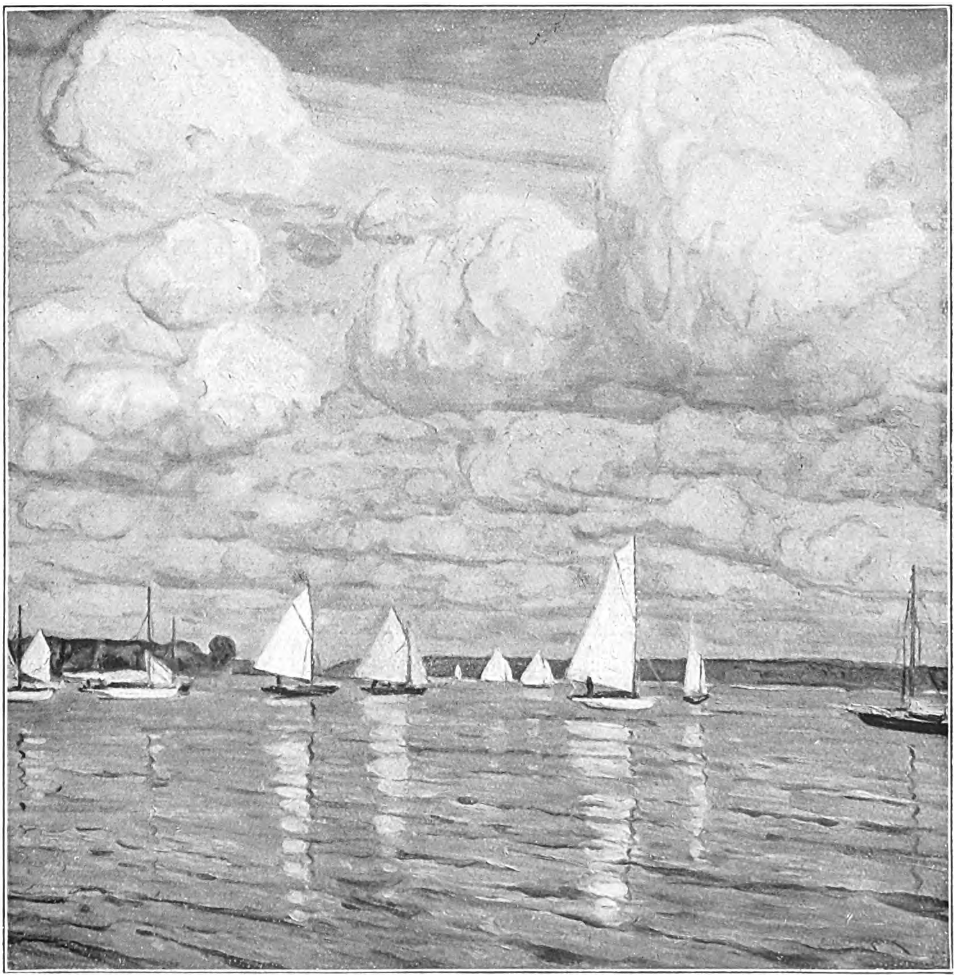
teten Ausstellungen der Vereinigung der Elf mit seinen stilisierten Landschaften Aufsehen erregt hatte, zu vereinfachen. Nun waren die beiden Maler durchaus verschiedene Naturen. Leistikow arbeitete mit dem Verstande, Franck mit dem Herzen. Die einfachen Motive, die jener wählte, ließen sich ohne Schwierigkeit sozusagen architektonisch umgestalten; dieser liebte die bewegte Natur und ihre zufälligen Schönheiten. Der Versuch mußte also aus inneren Gründen mißglücken, und als Franck gar ein Bild ausstellte, auf dem Jungfrauen, frei nach Ludwig von Hofmann, in zeitlosen, aber recht farbigen Gewändern über eine Wiese fort einem Walde zu wandelten, erschrak er selbst über den Irrtum, dem er sich hingegeben. Paßte doch das Stückchen Mark, das er in dem Dorfe Stolpe für sich entdeckt, ganz und gar nicht in die Leistikowsche Schablone und in die symbolistische Richtung Hofmanns. Da gab es keine Seen, in deren geheimnisvoll dunklen Fluten säulenartige braunrote Kieferstämme sich spiegelten, da fehlten melancholische Stimmungen; dafür aber strotzte dieses Stück Natur von blühendem und glühendem Leben, von Derbheit und Farben. Das symbolistisch oder stilisiert wiedergeben, hieß, es seines besonderen Charakters berauben, ihm seine ursprüngliche Schönheit nehmen. Indem Franck darüber sich klar wurde, fand er sofort auch wieder

Bildnis-Radierung (1907)

Digitized by Google

zu seiner eigenen Art zurück, zumal da die Bilder Liebermanns in den Elfer-Ausstellungen ihm Mut gemacht hatten, sich realistischer zu äußern.

In dieser Zeit begann Franck, seinen Bildern eine figürliche Staffage zu geben. Er folgte damit ebenfalls dem Beispiele Liebermanns, der in seinen Gestalten so gern den Sinn, das besondere Wesen einer bestimmten Landschaft zu verkörpern sucht. Es läßt sich nicht leugnen, daß Franck zu Anfang über das Ziel hinausschoß, daß er die Wirklichkeit seiner Gestalten zu stark betonte, daß vielfach nur ihr Häßliches zum Auge sprach und damit etwas zur Hauptsache gemacht wurde, was eigentlich nur zufällig war. Aber auch darin unterschieden sich die Bauern und Bäuerinnen, die Pferdeknechte und Hirten Francks von denen Liebermanns, daß sie mit einem gewissen Humor gesehen und wiedergegeben waren. Vor manchen seiner Bilder, so besonders vor den Kriegervereinsmitgliedern, die sich „nach der Feier" in einem Restaurationsgarten bei einer kühlen Blonden zusammengefunden haben, konnte man an Hans Baluschek denken, den Schilderer des Berliner Kleinbürgertums. Dieser und ähnlichen Schöpfungen, die ausnahmslos im Freien vor der Wirklichkeit entstanden waren, haftete jedoch teilweise eine große Härte des malerischen Ausdrucks an, die sie unerfreulich machte. Als Franck darauf aufmerksam wurde, entschloß er sich kurzerhand, seine Maltätigkeit in geschlossenen Räumen fortzusetzen. Im Stolper Gasthaus entstand ein vorzügliches Bild, das einen saalartigen Raum gegen das Licht gesehen darstellt. Vor der auf einen Garten mündenden, geöffneten, zwischen zwei Fenstern liegenden Tür steht ein gedeckter Kaffeetisch, zu dem hin eine aus dem Vordergrund des Bildes kommende alte Frau mit weißer Haube soeben eine gefüllte Kaffee-



Wannsee (1914)

Digitized by Google

kanne trägt. Das war nicht nur ein hübsches Motiv, sondern auch ein Bild, in dem feinste Beobachtung und gute Malerei aufs erfreulichste vereinigt erschienen. Diesem Werke folgten mehrere Schöpfungen, in denen die Beeinflussung durch Liebermann in nichts mehr zu bemerken war. Darstellungen aus Francks Heim mit genrehaften Bildnissen seiner Angehörigen, die in Unterhaltung oder beim Durchsehen von Zeitschriften und Büchern sind. Zugleich wendet der Maler sich übrigens erkennbar jetzt Trübner zu. Nicht, daß

Sonnenblumen (1919)

er von ihm als Erfinder von Bildern, als Landschafter oder Kolorist gereizt worden wäre, wohl aber beginnt ihn dessen Malerei als solche anzuziehen. Er strebt nach dem vollendeten Handwerk, das Trübners Schöpfungen auszeichnet, sucht seinen Vortrag zu verbreitern und seine Bilder prima herunterzumalen, d. h. jeden Strich sogleich an die richtige Stelle zu setzen und die einmal mit Farbe gedeckte Bildfläche unter keinen Umständen noch einmal mit dem Pinsel zu übergehen. Das Glanzstück unter Francks Leistungen dieser Art, unter denen sich auch richtige Porträts finden, ist das hier (S. 601) wiedergegebene Bild „Mutter und Kind". Als Trübner es bei dem Verfasser dieser Zeilen sah, bat er, den Maler zu dem Werke zu beglückwünschen und ihm zu sagen, daß er selbst sich freuen würde, so etwas gemacht zu haben. Außer dem großen Karlsruher Meister und dem Verfasser hat sich damals jedoch kaum jemand für das Bild interessiert. Es mußte erst etwa ein Dutzend Jahre alt werden, ehe es auf einer Ausstellung in der Akademie allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und noch einige Jahre warten, ehe es nationalgaleriereif wurde. Einige andere Bilder in dieser breiten Art folgten, von denen das „Bei der Toilette" noch erwähnt sei. Dann wurde der Künstler wieder stärker durch Liebermann gefesselt. Dieser hatte bald nach der Jahrhundertwende mit dem farbigen Ausdruck gewechselt. Waren seine Bilder bis dahin trübe und schmutzig in der Farbe, aber tonschön gewesen, so bemühte er sich nunmehr um die reine und leuchtende Farbe der französischen Impressionisten. Gab es bisher auf seinen Bildern nur eine graue, wolkenverhangene Luft, so sah man jetzt darauf einen heiteren Himmel sich wölben und das Sonnenlicht in breiten Strömen auf den von Menschen und Reitern belebten Strand fließen. Franck hatte wohl auch vorher blaue Luft und Sonnenschein gemalt, aber doch mehr in der Art der Pleinairisten, die das Sonnenlicht mit Hilfe bräunlicher oder violetter Schatten herausbrachten; nun begann er nach dem Beispiele Liebermanns mit reinen, lichten Farben zu arbeiten und die sonnige Beleuchtung mit Hilfe warmer und kalter, heller Töne zu erzwingen. Aus dieser Periode stammen seine vielfachen Bilder badender Jungen und der höchst originelle „Schulausflug" mit der Mädchenschar in weißen und bunten Kleidern, die in einem Restaurationsgarten unter grü-

Digitized by Google

Frühling im Taunus (1915)

nen, sonnendurchglühten Bäumen einen Imbiß einnimmt. Auch das (S. 604) wiedergegebene Bild mit dem Kinde, das von einem Balkon aus über den Heiligen See in Potsdam fort nach dem jenseitigen Ufer schaut, stammt aus dieser Zeit, und ferner das Bild einer jungen Näherin, die in der Tür ihres Hauses sitzt.

Merkwürdig, wie schnell Franck nach jeder solchen Bereicherung seiner Ausdrucksmittel durch die Kunst der von ihm bewunderten Zeitgenossen sich der fremden Beeinflussung zu entziehen trachtet! Es ist ihm ersichtlich peinlich, von Zunftgenossen oder von der Kritik zu hören: Das hast du dem oder dem abgeguckt. Er wechselt daher, oft

Die Mutter des Künstlers (1901)

ganz unvermittelt, Malweise und Gegenstand. Man hat das früher entweder als Zeichen dafür genommen, daß er selbst wenig Gefühl für das Persönliche seines Schaffens besaß, oder aber auch als eine bei ihm im Unterbewußtsein schlummernde Vorstellung davon, daß er als Künstler sich selbst aufgäbe, wenn er nicht nach beständiger Erneuerung seines malerischen Ausdrucks und neuen Bildervorwürfen strebe. Wahrscheinlicher aber ist, daß er solchen Wechsel vornimmt, weil die betreffende Periode für seine Empfindung vollständig abgeschlossen ist, weil er in dieser Richtung nicht mehr weiter kann. Franck hat nämlich die Angewohnheit, Bilder

Digitized by Google

einer bestimmten Art gleich massenhaft zu malen und nicht eher zu ruhen, als bis er das Thema bis auf den letzten Grund erschöpft hat. Lebhaften Geistes wie er ist, überfällt ihn dann offenbar ein unbezwingliches Kontrastbedürfnis, und er stürzt sich auf Vorwürfe, die den bisher bevorzugten ganz entgegengesetzt sind. Man könnte mit Franck über diesen dauernden Wechsel in seinem Schaffen rechten, wenn er für ihn selbst nicht auf Notwendigkeit beruhte, wenn er ihn nicht brauchte, um künstlerisch voranzukommen. Das Entscheidende jedoch ist, daß der Kern seines Wesens unter diesem ständigen Wechsel der künstlerischen Überzeugungen niemals gelitten hat, daß seine ursprüngliche Natur selbst aus Schöpfungen der gegensätzlichsten Art spricht.

Natürlich war nicht jeder solcher Wechsel von Vorteil für die Weiterentwicklung des Künstlers. Oft genug landete sein Malerschiff in einer toten Bucht, aus der er es mühsam wieder hinausbugsieren mußte. So ist er regelmäßig verunglückt, wenn er sich verleiten ließ, die Natur stilisiert wiederzugeben. Er opferte dabei sein Bestes: seine feine Empfindung für die zarten und zufälligen Schönheiten der Wirklichkeit, wurde, anstatt großzügig und ernst, ungeschickt und langweilig. Er zeigte bei solchen Gelegenheiten Wolken, die körperlicher wirkten als die Erde, über der sie schweben sollten, Wasser, dem die Flüssigkeit fehlte, Bäume, die unmöglich waren, Blumen, die ihre Zartheit und Anmut völlig eingebüßt hatten. Er theoretisierte, statt lebendige Gedanken zu äußern, und gewann auch nicht das geringste für seine Kunst dabei. Es entstanden auf diesem kalten, ohne herzliche Empfindung begangenen Wege bestenfalls dekorative Dinge, wie der „Landungssteg", der in dem Lebenswerk des Malers ebensogut fehlen könnte wie die inzwischen zerstörten Bilder aus der Leistikow-Hofmann-Periode,

Unterredung (1919)

Kronberg (1916)

ohne daß jenes darum ärmer erscheinen würde.

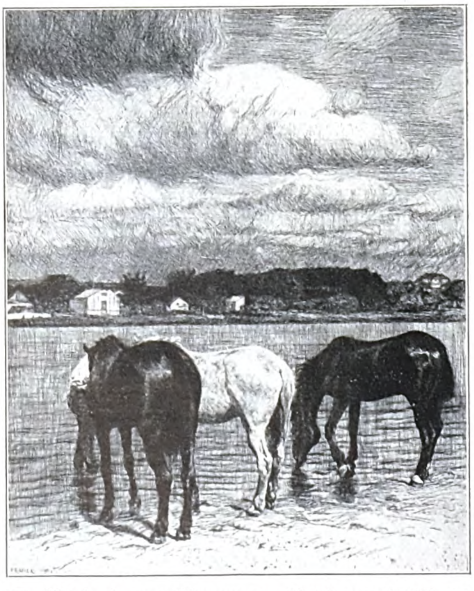
Dem Einflusse Liebermanns entzog Franck sich sehr schnell, indem er das Motiv wieder aufgriff, dem schon in früheren Jahren seine besondere Neigung gehört hatte: das der in voller Blüte stehenden Bauerngärten. Auf seiner inzwischen erworbenen Besitzung in Wannsee hatte er solchen Bauerngarten selbst angelegt und ihn dicht bepflanzt mit all jenen üppig und bunt blühenden Gewächsen, die der Dörfler liebt und pflegt. Entstanden in diesem Garten auch nicht immer Schöpfungen, denen eine bildmäßige Wirkung zugesprochen werden kann, so doch Werke, in denen das feine Gefühl des Künstlers für das Natürlich-Schöne, seine Bewunderung für die unsägliche Pracht und Fülle der Natur aufs lieblichste sich aussprechen. Kurz vor diesen neuen Gärten sind übrigens noch die Bilder aus dem Spreewald gemalt worden. Das gelungenste davon war ohne Zweifel die „Tanzpause", die in ihrer lustigen Farbigkeit von stärkstem Eindruck ist und auch als Menschenschilderung ihren Wert besitzt. Ein überreiches Werk, das auf den ersten Blick etwas Steifes und Eckiges hat; aber das liegt in diesem Falle am Gegenstande. Der farbige Reiz, den es ausströmt, ist sehr groß, und die Intimität in der Charakteristik, sowohl bei den vom Tanze ausruhenden Dirnen als auch bei den Musikern auf der Estrade, hat Franck in späteren Schöpfungen kaum je wieder erreicht. Auch die „Bootsfahrt im Spreewald" — die Bilder entstanden 1908 — zeigt, wie stark Philipp Franck war und ist, wenn ihn die Wirklichkeit selbst fesselt und er nur an sie und nicht an die Art denkt, wie andere sie etwa wiedergegeben haben. Den Darstellungen der blühenden Gärten folgten Bilder vom Wannsee, wie er in seiner strahlenden Bläue, von grünen Ufern eingefaßt, dem Auge entgegenleuchtet, wie die Segler darauf sich üben oder gar eine Regatta stattfindet. Auch badende Jungen erscheinen wieder, deren rote Hosen so grell gegen das blaue Wasser stehen. Scheinbar tritt jetzt ein Stillstand in der Entwicklung des Künstlers ein, der in der Hauptsache aber wohl auf seine Überbürdung mit Amtsge-

Digitized by Google

Ernte (1916)

schäften — Franck hatte inzwischen die Direktion der Königlichen Kunstschule übernommen — zurückzuführen ist.

Ein dem Künstler bewilligter Aufenthalt in der Villa Falconieri bei Rom 1913 beseitigte die Stockung. Allerdings mißglückte der Versuch Francks, der südlichen Natur auf die Art des damals gerade von den Berliner Malern lebhaft angeschwärmten Holländers van Gogh beizukommen, gründlich. Auch die Stilisierung der impressionistischen Malweise widersprach seiner Eigenart. Die stillschweigende Ablehnung, die seine in Italien gemalten Bilder fanden, ließ Franck keinen Zweifel darüber, daß er wieder in eine Sackgasse geraten war, und vernünftigerweise entschloß er sich zur Umkehr. Er hatte die Empfindung, daß er sich nirgends gründlicher von der Berliner Modekrankheit befreien könnte als in seiner ersten Malerheimat, im Taunus. So zog er denn 1915 im Frühjahr mit frischem Mut dahin, wo er einst unter den Augen Anton Burgers mit der Natur und mit der Kunst gerungen hatte. Er wurde wieder jung und frisch wie damals. Seine ersten, im Kriegsjahre 1915 gemalten Taunuslandschaften wirken wie farbige Umschreibungen von Goethes wunderbarem Mailied:

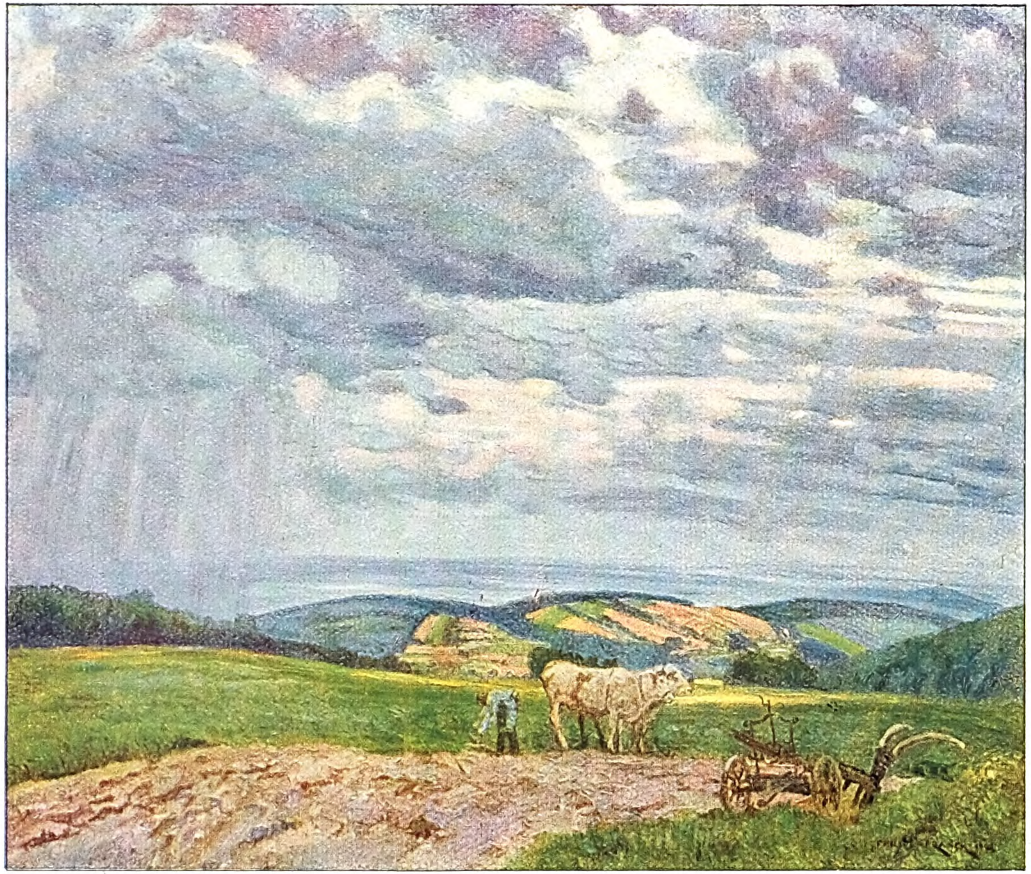


Pferde in der Schwemme. Radierung (1906)

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!



Taunuslandschaft (1916)

Digitized by Google

Digitized by Google

Diese ausführliche Darstellung von Francks Entwicklung als Maler läßt wohl keinen Zweifel darüber übrig, daß er selbst eine sehr ursprüngliche künstlerische Persönlichkeit sein muß, um diese verschiedenen Beeinflussungen aufzunehmen, ohne Schaden an seiner Originalität zu erleiden. Tatsächlich hat er aus jeder von ihm erlebten Kunstbewegung nur das herausgenommen, was ihn fördern konnte, und mit seiner Lebensarbeit aufs schlagendste die Richtigkeit des Goethewortes dargetan: „Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigen nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln." — Was Franck vor vielen anderen Malern auszeichnet, ist sein unbeirrbares Naturgefühl, seine unerschütterliche Liebe zur Wahrheit und eine gewisse poetische Empfindung. Dazu besitzt er ein scharfes Auge, eine sichere und geschickte Hand und sehr viel gesunden Menschenverstand. Mit diesen guten Eigenschaften hat er sich zwar nicht besonders schnell, dafür aber um so nachhaltiger durchgesetzt. Wenn er als Künstler nicht jederzeit sehr bescheiden von sich gedacht hätte, würde er nicht soviel von anderen gelernt haben. Diese echte und förderliche Bescheidenheit aber ist die Tugend aller großen Meister gewesen; denn von Dürer bis Menzel, von Raffael bis Klinger haben die sich immer umgesehen nach Künstlern, die es besser machten als sie, und nicht verschmäht, von ihnen zu lernen. Und wie sie, besitzt Franck die Beweglichkeit des Geistes, ohne die weder Fortschritt noch Entwicklung denkbar und möglich sind.

Philipp Franck ist ein Heimatgenosse Goethes. Er kam am 9. April 1860 als Sohn eines Bankbeamten in Frankfurt a. M. zur Welt. Die künstlerische Veranlagung

Auf dem Sofa (1919)

Digitized by Google

verdankt er wohl der Mutter, der Tochter Antonie des unter dem Namen Singemeyer bekannten Begründers des Frankfurter Liederkranzes. Sie hatte eine ausgezeichnete musikalische Erziehung genossen, gehörte bis in ihr spätes Alter zu den Koryphäen des Frankfurter Cäcilienvereins und erteilte Musikunterricht auch noch nach ihrer Verehelichung. Schon als Kind übte Franck fleißig das Zeichnen, als Knabe schwärmte er für das Theater und befliß sich wie Goethe des Puppenspiels. Der Jüngling mimte sogar auf einer Bühne, deren Dekorationen sein und seiner Freunde Werk waren. Schließlich aber siegte der Wunsch, Maler zu werden, über alle diese Liebhabereien. Mit siebzehn Jahren, nach dem Tode des Vaters, trat der junge Franck als Schüler in das Städelsche Institut, wo der Genre-, Tier- und Bildnismaler Joh. Heinrich Hasselhorst (1825—1904) und der Nazarener Eduard von Steinle (1810—1886) seine Lehrer wurden. Zwei Jahre hielt er es dort aus; dann zog er mit dem Landschafter Anton Burger (1824—1905) nach Kronberg im Taunus in die Malerkolonie. Doch auch die Unterweisungen dieses vortrefflichen Künstlers befriedigten den voranstrebenden jungen Menschen nicht. Er ging deshalb 1881 nach Düsseldorf auf die Akademie, wo er zunächst in die Malklasse Ed. von Gebhardts eintrat, in der er als Mitschüler bereits Arthur Kampf, Hans Herrmann, den jüngeren Bennewitz von Loefen und Hugo Vogel vorfand. Soviel nun Franck bei Gebhardt gelernt — dessen Methode jedoch, das Zeichnen an erster Stelle zu üben, entsprach nicht seinem Wunsche, vor allem malen zu lernen. So wandte er sich bald dem Landschafter Eugen Dücker zu, der ihn ohne weiteres als Meisterschüler aufnahm und ihm all die Freiheit gewährte, nach der er sich bei den anderen Lehrern vergeblich gesehnt hatte. Nach sechs in Düsseldorf verbrachten Jahren versuchte nun Franck sein Glück auf eigene Hand zu machen. Er wendete sich ganz der Freilichtmalerei zu und suchte die Motive für seine Bilder mit Vorliebe in den Rokokogärten von Benrath und Schwetzingen. Schließlich ließ er sich in Würzburg

Landungssteg am Wannsee (1915)

Digitized by Google

Rosenlaube (1919)

nieder und fand dort ein paar Schüler, durch die sein pädagogisches Talent geweckt wurde. Da er inzwischen geheiratet hatte und das Bedürfnis fühlte, seine Existenz auf eine festere Grundlage zu stellen, machte er kurzentschlossen 1890 in Berlin das Zeichenlehrer-Examen. Eine Anstellung in Halle war die Folge und 1892 eine Berufung als Lehrer an die Königliche Kunstschule nach Berlin. An diesem Institut, als dessen Direktor er übrigens seit 1912 wirkt, hat Franck eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit sowohl als Lehrer wie auch vor allem als Organisator entfaltet.

Die Hochachtung vor Francks Leistungen als Künstler kann nur wachsen, wenn man bedenkt, daß er in den letzten dreißig Jahren zum mindestens die Hälfte seiner Zeit dem ihm übertragenen Amte gewidmet und, trotzdem dieses den ganzen Mann und seine volle Kraft beanspruchte, mit der anderen Hälfte mehr anzufangen und zu erreichen gewußt hat als tausend andere, die als „freie“ Künstler sich betätigen konnten. Welche geistige und körperliche Spannkraft, wieviel Pflichtbewußtsein und Arbeitskraft haben dazu gehört! Und niemals hat Francks Kunst einen müden Ausdruck gehabt. Er, der jetzt ein Sechziger ist, wirkt jünger als die sogenannten Jüngsten, unter denen er sich als Mitglied der Freien Sezession bewegt. Und während in den Leistungen der Jüngsten von einer Entwicklung im Sinne des nach Vollendung Strebens kaum etwas zu spüren ist, hat man vor jeder Schöpfung Francks die Empfindung, daß sie noch keinen Abschluß bedeutet, daß dem Maler auch weiter noch möglich sein wird, sich zu erhöhen, noch Besseres hervorzubringen. Niemals hat dieser Künstler beim Malen seiner Bilder an den Ausstellungs- oder Verkaufserfolg gedacht; es war ihm Lebensbedürfnis, sie hervorzubringen, von dem Eindrucke sich zu befreien, den irgendwelches Stück Wirklichkeit in ihm erzeugt. Er faselt nicht vom „Erlebnis“, wie gewisse Leute aus der jüngsten Generation, sondern er erlebt die Natur wirklich und weiß soviel von ihr in seine Bilder zu bringen, daß auch fernere Geschlechter sie darin erkennen und lieben werden. Mögen sie Philipp Franck dann vielleicht auch nicht zu den großen Meistern zählen; den trefflichen aber werden sie ihn ganz gewiß zurechnen.

Daß der Künstler auch als Radierer ein großes Lebenswerk hinter sich hat, sei nur nebenbei erwähnt. Die hier wiedergegebenen Proben bezeugen, daß er auch mit der Radiernadel Glänzendes geleistet hat.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen an Marie v. Ebner-Eschenbach

Von Paul v. Szczepanski

Am 10. September 1830 — vor neunzig Jahren — wurde die Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, eine Tochter aus der dritten Ehe des Grafen Dubsky, auf Schloß Zdislawitz in Mähren, geboren. Kurz vor dem Zusammenbruch Deutschlands und Österreich-Ungarns entschlief die Dichterin, und die Totenklage um „die geistreichste aller Frauen", wie Luise von François sie genannt hat, verhallte fast ungehört in dem Lärm des Weltkrieges, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte. Ihr Geist lebt fort in ihren Werken. Aber sie war nicht nur die geistreichste, sie war auch die gütigste aller Frauen, und in dieser Vereinigung von Geist und Güte beruhte der Zauber, den sie bis in ihr spätes Alter auf alle ausübte, die ihr näher treten durften. Daß sie nicht schön war, vergaß man über den wundersamsten Augen und den Feenhänden, und man mochte es ihr nicht glauben, wenn sie gelegentlich selbst erzählte: „Ich bin nie bei Hof vorgestellt worden, — dazu war ich zu häßlich." Ich habe es ihr erst recht nicht geglaubt, als sie mir ein Mädchenbild von sich schenkte, das jetzt auf meinem Schreibtisch vor mir steht und von dem meine Frau behauptet, etwas Lieblicheres als dieses Jungmädchenangesicht habe sie niemals gesehen. Männlich daran ist nur die freie Stirn, die sich mit den Jahren immer mächtiger herausarbeitete. Also nehme ich an, daß die junge Komtesse Dubsky nur deshalb nicht wie ihre älteren Stiefschwestern, von denen zwei einen Fürsten Waldburg heirateten, bei Hof vorgestellt wurde, weil sie schon mit achtzehn Jahren ihren Vetter, den Hauptmann Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach, heiratete.

Als ich die Ebner kennen lernte, war aus dem Hauptmann bereits ein pensionierter Feldmarschalleutnant geworden, und das kinderlose Ehepaar lebte während des Winters in Wien in einer Etage eines alten Patrizierhauses in der Rotenturmstraße unweit des Stefansdomes, das die Baronin Ebner später verkaufte; während der Sommermonate in dem gräflichen Dubskyschen Schloß Zdislawitz in Mähren und in einer kleinen Villa in St. Gilgen am Abersee. Erst nach dem Tode ihres Mannes brachte die Baronin Ebner einige Winter in Rom zu. In Wien machte ich ihr im März 1888 den ersten Besuch.

Die gänzliche Trennung des ‚Daheim' und der daraus hervorgegangenen ‚Monatshefte' ließ es notwendig erscheinen, den Kreis der Mitarbeiter beider Zeitschriften zu erweitern. Der Verlag hielt es zu diesem Zweck für das Nützlichste, wenn die Redaktion sich nicht nur brieflich mit den ihr geeignet erscheinenden Schriftstellern und Künstlern in Verbindung setzte, sondern persönlich mit ihnen Fühlung suchte. Theodor Hermann Pantenius war ein sehr glücklicher Gatte und Vater, und die Aussicht, sich auf Wochen von den Seinigen trennen zu müssen, hatte nicht den geringsten Reiz für ihn. Ich war Junggeselle, und das Stillsitzen auf dem Redaktionsstuhl war mir — jetzt kann ich's ja sagen — zeitlebens mehr notwendiger Zwang als Vergnügen. So einigten wir uns zu beiderseitiger Zufriedenheit dahin, daß Pantenius sich die kürzeren Spritzen vorbehielt und ich die längeren Reisen übernahm. Auf diese Weise habe ich, da diese Reisen sich jährlich wiederholten, Wien gründlich kennen gelernt zu einer Zeit, als die ehemals genußfreudige und Genüsse bietende Donaustadt noch nichts von dem plötzlichen Zusammenbruch ahnte, den der Weltkrieg über sie heraufbeschwor.

Als ich zum ersten Male der Baronin Ebner-Eschenbach meine Karte hineinschickte, hatte ich eben eine Enttäuschung hinter mir, die mich weniger geschmerzt als erheitert hatte. Ich kam von einem jungen, aber bereits sehr erfolgreichen Romanschriftsteller, den ich gern für die ‚Monatshefte' gewonnen hätte, und da war es mir merkwürdig ergangen. Das mir öffnende Mädchen ließ mich lange auf eine Antwort warten, ob der Hausherr anwesend und mein Besuch angenehm sei. Ich hatte Zeit, mich in der offenen Korridortür an dem Quartett einer kräftigen Männerstimme, einer wohllautenden Frauenstimme und zweier jubelnder Kinderstimmen zu erfreuen, die durch eine der geschlossenen Zimmertüren deutlich zu mir drangen. Der berühmte Mann war offenbar augenblicklich ganz harmlos glücklicher Familienvater. Plötzlich verstummten diese vier Stimmen. Eine lange Kunstpause, bis das Mädchen wieder erschien, mir meldete, der Herr lasse bitten, und mir voranschritt, um mir die Tür des Arbeitszimmers zu öffnen. Natürlich hatte ich erwartet, den Hausherrn mir entgegentreten zu sehen oder das Zimmer leer zu finden, wenn er etwa noch ein paar Minuten brauchte, um

Digitized by Google

im Schlafzimmer seine Hausschuhe mit Stiefeln zu vertauschen. Aber ich hatte mich geirrt. Der Hausherr war allerdings im Zimmer, aber er trat mir nicht entgegen, sondern saß, mir den Rücken zukehrend, an seinem mächtigen Schreibtisch und blieb, die Feder in der Rechten, die gedankenschwere Stirn in die Linke gestützt, ruhig sitzen, trotzdem er das Öffnen und Schließen der Tür nicht überhört haben konnte. Ich ließ mir Zeit, das von einem Dekorateur funkelnagelneu und ‚stilvoll' eingerichtete Arbeitszimmer zu bewundern, und räusperte mich erst sehr vernehmlich, als mir der Scherz langweilig wurde. Da kehrte der gestörte Dichter in die Wirklichkeit zurück, legte heftig die Feder auf das Schreibzeug und erhob sich, um mit derselben Stimme, die ich eben noch mit Frau und Kindern hatte scherzen hören, nach meinen Wünschen zu fragen und mir einen Stuhl anzubieten. Daß ich nach dieser eines hysterischen Blaustrumpfes würdigen Komödie, in der ich unfreiwillig hatte mitspielen müssen, meine Angelegenheit nicht mit übergroßem Eifer betrieb, ist erklärlich. Der Dichter zeigte einerseits Zurückhaltung, indem er von den festen Verpflichtungen sprach, die auf ihm lasteten und die es ihm eigentlich unmöglich machten, meinem Wunsch zu entsprechen, und anderseits Entgegenkommen, indem er mir offen aussprach, daß er wohl Mittel finden würde, sich von diesen älteren Verpflichtungen zu lösen, wenn das Honorar, das ich ihm bieten könne, ihm eine Verbindung mit den ‚Monatsheften' lohnend erscheinen lasse. Ich antwortete sehr höflich, daß ich leider gar keine Möglichkeit sehe, sich von einmal eingegangenen Verpflichtungen wieder freizumachen, was ich um so mehr bedauern müsse, da mir der Verlag in bezug auf das Honorar ganz freie Hand gegeben habe, und damit erhob ich mich und bat um Entschuldigung, ihn gestört zu haben. Natürlich war es ganz und gar nicht zweckentsprechend, wenn ich die Verhandlungen auf diese Weise kurz abbrach, aber das Gefühl, mich nicht auf den Kuhhandel begeben zu haben, war leider stärker als andere Überlegungen.

Wenn Marie von Ebner-Eschenbach die Honorarfrage auch in den Vordergrund gestellt hätte, würde mich das gar nicht verletzt haben. Ich wußte aus guter Quelle, daß sie alles, was sie mit der Feder erwarb, und mehr noch dazu verwandte, um Hilfsbedürftigen mit einer durch keine üblen Erfahrungen belehrbaren Bereitwilligkeit beizuspringen. Hatte ihr doch eine Frau, die sie niemals gesehen und die nur durch einen jämmerlichen Bittbrief an ihr Herz gerührt hatte, mit den Worten gedankt: „Wenn Sie das bescheidene Hotelzimmer gesehen hätten, in dem ich leben muß, würden Sie sich schämen, mir nur 300 Gulden geschickt zu haben." Und die Ebner hatte ihr darauf geantwortet: „Ich müßte mich schämen, wenn meine Kasse nicht augenblicklich leer wäre." Aber die Honorarfrage wurde von Frau von Ebner bei diesem ersten Besuch gar nicht berührt. Sie sprach mir nur ihre Freude darüber aus, von den ‚Monatsheften', die bereits ihr lebhaftes Interesse erregt hatten, zur Mitarbeit aufgefordert zu werden, und ihr Bedauern, mir nicht gleich eine Arbeit zur Verfügung stellen zu können. Aber sie versprach, mir so bald wie möglich etwas zu schicken, wenn es auch wahrscheinlich älterer Verpflichtungen halber nur eine Kleinigkeit sein könne. Damit war der Zweck meines Besuchs erledigt, und ich hätte an den Aufbruch denken müssen. Aber das Ticken einer Uhrensammlung, die in einem Glasschrank ihres Zimmers vereinigt war, machte mich auf diese Liebhaberei der Dichterin aufmerksam, und ich konnte nicht umhin, danach zu fragen. Das veranlaßte Frau von Ebner, mir ihre Sammlung zu zeigen. Ihr und mein Interesse daran war freilich ein gänzlich verschiedenes. Frau von Ebner war die mehr oder minder kostbare Hülle der Uhren ziemlich gleichgültig und das ‚Werk' die Hauptsache. Ich verstand gar nichts davon, auf welche Weise alle die Räder und Rädchen in Bewegung gesetzt werden, die ein Uhrwerk treiben, — alles Mechanische ist mir zeitlebens ebenso unbegreiflich geblieben wie die Mathematik —, aber ich hatte meine Freude an der künstlerischen Verzierung und an dem Perlen- und Edelsteinschmuck der goldenen und silbernen Gehäuse. Diese Verschiedenheit der Interessen, mit der wir die Sammlung betrachteten, konnte Frau von Ebner natürlich nicht lange verborgen bleiben. Sie schob die ihrigen beiseite und ging liebenswürdig auf meine ein. So verplauderten wir eine Stunde, die mir später die Anregung gab, sie um einen Aufsatz über ihre Uhrensammlung zu bitten und ihre kostbarsten Stücke photographieren zu lassen, um den Beitrag mit diesen Bildern zu illustrieren.

Baronin Ebner hielt Wort. Sie wurde eine treue Mitarbeiterin der ‚Monatshefte'. Sogar eine längere Novelle, ‚Bertram Vogelweid' sandte sie, trotz ihren älteren Verpflichtungen. Ihre Briefe, diese Novelle und den Aufsatz über ihre Uhrensammlung betreffend, geben zugleich ein Bild der großen Gewissenhaftigkeit, mit der sie arbeitete. Am 11. Dezember 1894 schrieb sie mir aus Zdislawitz: „In zwei, längstens drei Tagen wird ‚Bertram Vogelweid' bei Ihnen anklopfen. Was da kommt, ist mehr als die Hälfte der Erzählung. Sie können schon sehr gut beurteilen, ob sie Ihnen paßt oder nicht. Wenn Sie nicht zufrieden sind, sagen Sie es mir offenherzig, vielleicht könnte ich Ihnen dann im Laufe des Winters eine andere, kürzere Erzählung schicken. Meinem Manuskript erlaube ich mir drei Novellen von einem jungen Mädchen beizulegen, das ich für sehr talentvoll halte: Fräulein Anna Abraham in Lübeck.

Mit herzlichsten Grüßen von meinem

Digitized by Google

Manne und mir, verehrter Herr von Szczepanski, in treuer Ergebenheit
Marie Ebner."

Am 13. Dezember sandte mir Baronin Ebner das angekündigte Manuskript mit folgendem Begleitschreiben:

„Verehrter Herr von Szczepanski!

Hier sind 14 Kapitel meiner Erzählung, auf 19 ist sie berechnet. Es würde mich außerordentlich freuen, wenn sie Ihnen entspräche, ich hoffe und erwarte aber, daß Sie mir ohne jede Rücksicht die Arbeit zurücksenden, wenn sie Ihnen nicht entspricht.

‚Am Hofe Minorcas' von Fräulein Anna Abraham hat mir sehr gefallen. Vielleicht halten Sie die kleine Erzählung der Aufnahme in die Monatshefte würdig, und vielleicht auch ‚Bei den Handwerksleuten', wenn die Verfasserin sich zu einigen Änderungen entschlösse. Darf ich Sie herzlich bitten, der jungen Schriftstellerin Ihr Urteil direkt mitteilen zu wollen. Mit besten herzlichen Grüßen, verehrter Herr, in aufrichtiger Ergebenheit
Marie Ebner."

Ich antwortete ihr nach Wien, daß ihre Erzählung uns sehr gefallen habe und wir dem Rest des Manuskriptes mit Spannung entgegensähen. Darauf schrieb mir Baronin Ebner aus Wien am 22. „Jänner" 95:

„Verehrter Herr!

Ich bin am Christabend vom Lande zurückgekommen und habe viele Zeichen freundlicher Erinnerung vorgefunden. Von dem ganzen Reichtum, der meiner wartet, hat mich aber nichts gefreut als Ihr Brief, verehrter Herr, und ich hätte Ihnen das sehr gern längst gesagt. Es kamen aber zahllose Abhaltungen dazwischen, und so gelange ich erst heute dazu, Ihnen gehorsamst zu melden, daß die letzten Kapitel ‚Vogelweid' hoffentlich in 14 Tagen, spätestens in drei Wochen zu Ihnen reisen werden. Es sind ihrer 7, im ganzen also 20, ich hab's nicht kürzer machen können.

Im ersten Monat des neuen Jahres gilt ein herzlicher Glückwunsch noch immer und den rufe ich Ihnen zu. Möge anno 1895 Ihnen nur Gutes oder doch vorwiegend Gutes bringen.

In treuer Wertschätzung und Ergebenheit empfiehlt sich Ihnen, verehrter Herr,
Marie Ebner."

Ich hatte die Freude, als dann der Rest des Manuskriptes angelangt war, der Baronin Ebner persönlich die Nachricht nach Wien überbringen zu dürfen, daß die ‚Monatshefte' den ‚Bertram Vogelweid' mit ganz besonderem Vergnügen veröffentlichen würden. Das Mittagessen, zu dem mich das Ehepaar jedesmal einzuladen pflegte, wenn ich in Wien meine Besuche gemacht hatte, verlief — vielleicht infolgedessen — in besonders angeregter Stimmung, die ganz und gar nicht dadurch gestört wurde, daß ich bei der Dichterin bescheiden anfragte, ob sie sich nicht dazu verstehen könne, an einer Nebengestalt eine Kleinigkeit zu ändern. Auch die Anregung, den ‚Monatsheften' einen Aufsatz über ihre Uhrensammlung zu schreiben, die von der Baronin Ebner mit Eifer aufgenommen wurde, mochte dazu beigetragen haben, unsere Tischunterhaltung mehr noch als sonst zu beleben. Nach Berlin zurückgekehrt, dankte ich ihr für die angeregten Stunden und erinnerte sie an ihre Zusagen. Ich erhielt, vom 25. März 1895 datiert, die folgende Antwort:

„Lieber, verehrter Herr von Szczepanski!

Da kann ich also nur raten, kommen Sie oft nach Wien, zu uns alten Leuten, bei denen man jung wird. Ein Scherz natürlich, und nichts ernst gemeint in dem Satze, als die Einladung: kommen Sie oft. Was die Jugend anbetrifft, die Lebhaftigkeit des Fühlens und Denkens, die haben Sie und werden Sie noch lange haben, wenn Ihren alten Freunden in der Rotenturmstraße zu Wien, wie man bei uns sagt, ‚kein Beindel mehr weh tun wird'.

Ach, der unglückliche Schößling! Wenn Sie mir einen Rat wüßten, wie ich ihn heraushacken könnte, ich ginge gleich an die Arbeit. Aber der Professor ist einmal Jungtscheche. Muß er sich nicht in dieser Eigenschaft wenigstens ein bißchen produzieren? Ich habe noch allerlei Gedanken, die vielleicht der Erzählung zugute kommen könnten. Schicken Sie mir bitte die Korrekturen nur so zeitlich wie möglich.

Für das Honorar sage ich Ihnen meinen herzlichsten, wärmsten Dank, es übersteigt meine kühnsten Erwartungen. Sie stiften Segen damit.

Ach, lieber Herr von Szczepanski, gleich nach dem Dank eine Bitte. Da hat ein Fräulein Irene Führmann, ein sehr talentvolles Fräulein, das in unserer Familie als Musiklehrerin fungiert hat und jetzt als Gesellschaftsdame bei Gräfin Julius Andrassy, der Witwe des Minister-Präsidenten, lebt, einen Roman geschrieben und ihn Herrn Neumann-Hofer eingesendet. Sie bittet mich inständigst um eine Empfehlung an ihn. Wollen Sie der Vermittler dieser Empfehlung sein? Sie würden mir einen großen Gefallen dadurch erweisen.

Herr Angerer schickte heute einen seiner Herren. Er war soeben da, Herr Göschl in Person. Die Uhren müssen ins Atelier spazieren; das soll Montag unter meiner Leitung geschehen. Vier Tableaux zu 4 bis 5 Uhren, wäre Ihnen das recht? Wegen des Gesamtbildes will sich Herr Göschl noch mit einem Photographen beraten."

Auch in den folgenden Briefen laufen die Interessen für die Novelle, deren Korrekturbogen die Dichterin las, und die für den Uhrenartikel, den sie schrieb, nebeneinander her.

„St. Gilgen am Abersee, O.-Österreich,
am 1. Juli 95

Lieber, verehrter Herr von Szczepanski!

Wenn sich's um Uhren handelt, da komme ich mir immer vor wie angelangt in ‚meiner

Digitized by Google

Heimat Hütten', und Koclans und Paul von Stetten und Barrington und Doppelmayer sind mir in diesem Augenblick interessanter als Vogelweid. Verzeihen Sie deshalb, lieber, verehrter Herr von Szczepanski, verzeihen Sie, ich bitte vielmals, daß ich heute nur zwei Bogen Korrektur zurückschicke. Die übrigen werden nun rasch nachfolgen. Ich hoffe es wenigstens und werde gewiß so fleißig sein als irgend in meinen Kräften steht."

„St. Gilgen am 2. Juli 95.

Verehrter Herr von Szczepanski!

Ich bitte auf das schönste und dringendste, ein Versehen, das ich begangen habe, gutzumachen. Graf R. muß umgetauft werden, darf weder Philipp noch Eugen, er soll Georg heißen. Der Name Eugen ist aber leider stehen geblieben auf dem zweiten Bogen; wenn ich nicht irre, kommt er da nur einmal vor, und zwar, als sich der Graf im Waggon seinem Schützling nennt.

Haben Sie, verehrter Herr von Szczepanski, die große, große Güte, den Namen ‚Eugen' zu streichen und an dessen Stelle: Georg zu setzen.

Mit besten Empfehlungen und dem herzlichsten Dank im voraus, wie die Autographensammler sagen, in treuer Ergebenheit

Marie Ebner."

„St. Gilgen am 22. Juli 95.

Verehrter Herr von Szczepanski!

Bitte sehen Sie den Aufsatz über die Uhren ein bißchen an. Ich hätte Material genug, um ihn fast noch einmal so lang zu machen, als er ist, aber ich wagte nicht auf die Teilnahme eines größeren Publikums für meine Liebhaberei zu rechnen. Wenn Sie glauben, daß ich ausführlicher sein darf, dann bitte ich, schicken Sie mir die Korrektur in Fahnen zu, damit ich dort wieder eintragen kann, was ich für die Abschrift in meinem Manuskript ausgestrichen habe."

„St. Gilgen, 30. August 95.

Lieber, verehrter Herr von Szczepanski!

Verzeihen Sie mir die polychrome Korrektur, die ich Ihnen heute schicke, ich bitte inständigst um Nachsicht und, wenn irgend möglich, um die gütige Zusendung der Revision. Sie findet mich hier bis 12. September, von da an in Hostic, Post Zdounek in Mähren. Mögen Ihre Herren Setzer nicht unmutig werden und am Ende gar streiken, es wäre ewig schade, und vielen Menschen würde eine große Freude verdorben. Das letzte Monatsheft ist wieder so schön, daß es mich mit dem größten Stolz erfüllt, zu seinen Mitarbeitern zu gehören.

Ganz besonderen Dank sage ich Ihnen, lieber, verehrter Herr von Szczepanski, für die äußerst wohlwollende Erwähnung der kleinen Charakteristik Betty Paolis. Sie hat manche Anfechtung erfahren, und ich weiß ja, daß eine ernste und eingehende Studie über die Dichterin den Band würdiger eingeleitet hätte als mein im ersten Schmerz über ihren Verlust geschriebenes Feuilleton. Aber ich hatte gebundene Hände. Wenn wir im Winter die große Freude haben sollten, Sie in Wien begrüßen zu dürfen, erzähle ich Ihnen das alles, schreiben läßt sich's nicht gut.

Unsere Freundin Hermine Villinger ist hier, vergnügt und munter und vortrefflich aussehend. Ihre Anwesenheit tut uns allen wohl. Sie läßt Sie herzlichst grüßen. Wir freuen uns immer von neuem über die schöne Beurteilung, die ihre Arbeiten im letzten Monatshefte erfuhren.

Von meinem Manne bekomme ich häufig und gute Nachrichten; er schreibt fleißig an seinen Memoiren.

Leben Sie recht, recht wohl! In wärmster Dankbarkeit

Ihre treu ergebene

Marie Ebner."

Die hier erwähnten Memoiren des Feldmarschalleutnants Moritz Freiherr von Ebner-Eschenbach sind meines Wissens bisher nicht im Druck erschienen. Marie von Ebner-Eschenbach hielt viel von ihnen, während sie den Novellen ihres Mannes so kritisch gegenüberstand, daß der liebenswürdige und bescheidene alte Herr erst bei einer Nachtischzigarre in seinem Zimmer und in Abwesenheit seiner berühmten Frau mir schüchtern davon sprach, daß er sich auch als Novellist versucht, aber niemals Schritte unternommen habe, seine im Schreibtisch ruhenden Manuskripte gedruckt zu sehen. Natürlich bat ich, in eines dieser Manuskripte Einsicht nehmen zu dürfen. Er willfahrte mir offenbar gern, und ich konnte ihm, nachdem ich gelesen, ohne Zwang manches Freundliche sagen. Daraufhin schrieb mir der Feldmarschalleutnant am 1. April 1895:

„Hochgeehrter Herr!

Ich wähle den heutigen Tag, um im Falle einer ablehnenden Antwort mir sagen zu können: ich habe mich selbst in den April geschickt.

Die Frage, zu welcher mich unsere persönliche Bekanntschaft ermutigt, lautet: ob ich Ihnen ein Manuskript zur gefälligen Beurteilung übersenden darf, welches eine von mir kürzlich verfaßte Erzählung enthält. Sie gleicht, da nichts gefeilt oder nachgebessert ist, einem Bilde, das der Maler prima malt.

Dieser Frage folgt die Bitte, meine Frau von solcher Kühnheit nicht zu unterrichten. Die Meisterin und der Dilettant sind zu nahe verwandt (wir sind Geschwisterkinder), als daß wir uns nicht, gleich verwandten Polen, zuweilen abstoßen sollten.

Das Manuskript enthält eine größere Erzählung als jene, welche Sie so gütig waren, kürzlich bei mir durchzulesen. Die Anfertigung einer Kopie wird noch einige Zeit beanspruchen. Der Titel: ‚Hypnotis perennis' klingt etwas fremdartig.

In aufrichtiger Verehrung

Moritz Ebner."

Natürlich bat ich den alten Herren umgehend, mir das Manuskript einzusenden; davon, daß er oder gar Marie von Ebner-

Digitized by Google

Eschenbach eine Ablehnung, falls sie schließlich notwendig werden sollte, nicht übelnehmen würden, war ich überzeugt. Beiden lag nichts ferner als die Empfindlichkeit gekränkter Autoren. Aber der Brief, in dem ich ihn um Einsendung bat, hatte sein Schicksal. Der „Exzellenz-Baron", wie ihn der Oberkellner des Wiener Hotels, in dem ich abzusteigen gewöhnt war, titulierte, wenn er mir die durch den Ebnerschen Diener mündlich ausgerichteten Einladungen überbrachte, schrieb mir darüber am 5. April 95:

„Hochgeehrtester Herr!

Ich habe mich richtig in den April geschickt, der Scherz, welchen ich beabsichtigte, ist mißlungen.

Nach einer gütigen Antwort wollte ich die Erzählung mit der Bitte übersenden — insofern sie Ihren Beifall fände — meiner Frau zu schreiben, sie sei Ihnen von hier anonym eingeschickt worden. Doch sei zu vermuten, der oder die Autorin wären ihr bekannt, und eine Auskunft sei erwünscht. Einige Beifallsworte von so großer Autorität würden dann meine Frau zu etwas vermehrter Aufmerksamkeit angeregt haben. Allein als eine Evastochter hat sie in meiner Abwesenheit Ihr liebenswürdiges Schreiben erbrochen und nun sitze ich in der Patsche.

Ganz recht ist mir geschehen! Contenti estote usw.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und nichts für ungut.

M. Ebner."

Diesem resignierten Brief des alten Herrn folgte ein vom Tage darauf datierter Brief von Marie von Ebner-Eschenbach:

„Lieber, verehrter Herr von Szczepanski!

Es ist mir etwas recht Peinliches geschehen. Ich komme neulich nach Hause, finde ein Paket Briefe, öffne, ohne die Adresse anzusehen, gleich den ersten — es ist Ihr Brief an meinen Mann. Das muß mir passieren, die nicht einmal eine Korrespondenzkarte, die nicht für sie bestimmt ist, ansehen mag. Nun ist meinem Manne eine Freude verdorben; er will sein Manuskript nicht mehr schicken, mir aber wurden ganze Tage durch den Verdruß über meine Kopflosigkeit vergällt. Ich weiß nicht, wie man die Sache wieder gutmachen könnte, und möchte doch so gern!

Für Ihren letzten so unendlich lieben und gütigen Brief sage ich Ihnen meinen wärmsten, herzlichsten Dank. Sie sehen aber, ich verdiene Ihre gute Meinung gar nicht; ich mache ja eine Dummheit nach der andern. Daß eine so ganz schnöde darunter sein muß wie die, deren ich mich heute anzuklagen habe, ist tief beschämend.

In treuer Ergebenheit grüßt Sie vielvielmals, lieber Herr von Szczepanski,

Marie Ebner."

Das beste Mittel, die Verstimmung der beiden gleich gütigen und liebenswürdigen Menschen zu beheben, lag auf der Hand. Ich bat Baron Ebner nun erst recht dringend, mir die Erzählung zu schicken. Er sandte zwei, und ich hatte die Freude, mit Theodor Hermann Pantenius darin übereinzustimmen, daß wir die eine, ‚Hypnotis perennis', recht wohl in den ‚Monatsheften' veröffentlichen könnten. Ich teilte dem Verfasser die Annahme mit, und er antwortete:

„Hochgeehrter Herr!

Sie beschämen mich durch Ihr überaus freundliches Schreiben.

Auf alle Vorschläge gehe ich bereitwilligst ein, überzeugt, daß die vollste Redaktionsfreiheit der Erzählung zum größten Vorteil sein wird. Die rüde Äußerung über Arbeitsführer ließe sich abschwächen, wenn sie als Auswüchse unter ehrlich Meinenden hingestellt würde. Daß die eigenhändige Anmerkung des Autors wegfällt, ist selbstverständlich. Sollte es zum Drucke kommen, so möchte ich bitten, die Korrekturbogen meiner Frau gefälligst zu senden, welche manche Rauhigkeit mildern wird.

Den ‚Heiligen Sebastian' wollen Sie gütigst behalten, vielleicht findet er einmal als Lückenbüßer Verwendung.

Aus meinen umfangreichen Memoiren entnehme ich augenblicklich, was mir wertvoll dünkt, und wähle den Titel: Erinnerungen eines österreichischen Veteranen. Da stehe ich auf wohlbekanntem Boden, während der des Erzählers mir allzu schlüpfrig ist. Vielleicht gestatten Sie mir seinerzeit davon etwas mitzuteilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich, hochgeehrter Herr,

Ihr ganz ergebenster Diener

Kißlegg, 13. VI. 95." M. Ebner.

Ein kurzes Hin und Her gab es noch, als die Novelle ‚Hypnotis perennis' gedruckt wurde. Baron Ebner konnte sich nicht entschließen, sie unter seinem Namen zu veröffentlichen, — uns lag daran, den Gatten der Ebner-Eschenbach als Verfasser wenigstens für Näherstehende kenntlich zu machen. Auf einen dahingehenden Vorschlag antwortete mir Marie von Ebner-Eschenbach auf einer Postkarte vom 6. Juli 95 aus St. Gilgen.

„Lieber, verehrter Herr von Szczepanski!

Vollkommen einverstanden und überzeugt, daß mein Mann (er ist noch in Kißlegg und ich schicke ihm Ihren Brief) es auch sein wird. Also: Moritz Freih. v. E. E., wie Sie zu zeichnen beabsichtigen.

Beste herzlichste Grüße

M. E."

Meine Korrespondenz mit Marie von Ebner-Eschenbach, die an meinen persönlichen Schicksalen den gütigsten Anteil nahm, schlummerte erst ein, nachdem ich in Rom als Zimmernachbarn ihren Neffen, den Grafen Dubsky, den jetzigen Schloßherrn von Zdislawitz, kennen gelernt hatte. Der war auch in Berlin ein häufiger Gast und vermittelte Nachrichten und Grüße zwischen uns beiden, die den Briefwechsel erübrigten.

Digitized by Google

DIE BOTSCHAFT DER AETHERWELLEN

Von Dr. Albert Neuburger

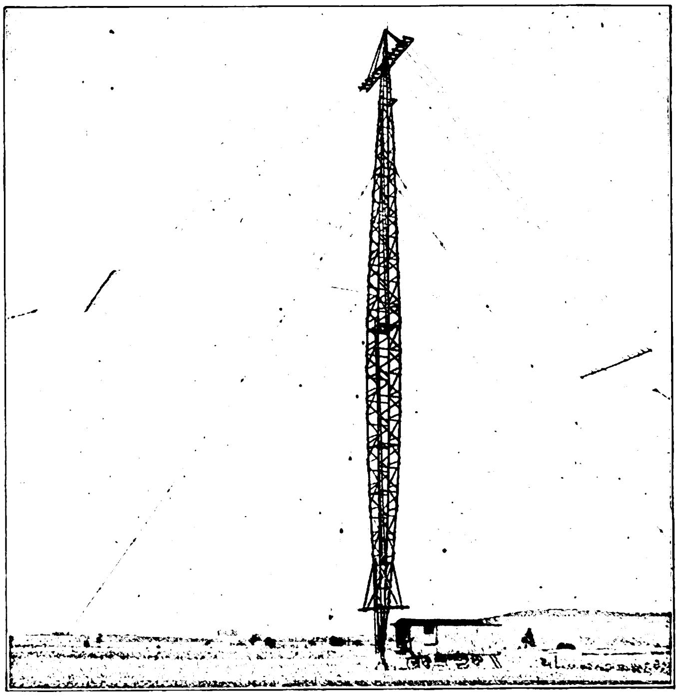
Kann es in unserem Zeitalter der Aufklärung, der exakten Naturwissenschaften und einer beispiellosen technischen Entwicklung noch angebracht erscheinen, Prophezeiungen auszusprechen? Fast ein Vierteljahrhundert ist es her, da entwickelte sich auf der lieblichen, bei Potsdam gelegenen Pfaueninsel ein gar geheimnisvolles Treiben, das an Zeiten erinnerte, wie sie dieses Eiland schon früher einmal gesehen hatte. Damals, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, hauste hier der Goldmacher des Großen Kurfürsten, der Alchimist Kunkel, der Erfinder des kostbaren Rubinglases. Während aber sein Laboratorium an der nordöstlichen Seite des Eilands stand, war es dieses Mal die Nordwestspitze der ‚Zauberinsel', wie sie Fontane nennt, an der merkwürdige Dinge vorgingen. Auf der Brücke des bizarren, von Friedrich Wilhelm II. erbauten Schlößchens hatte man eine Art von Galgen errichtet, und von diesem führte ein langer, langer metallener Draht herab bis an das Ufer. Auch sonst gab es noch allerlei Sonderbares und Unerklärliches zu sehen. Was ging hier vor?

Es waren die ersten Versuche mit drahtloser Telegraphie, die von Professor Slaby und seinen Assistenten auf deutschem Boden ausgeführt wurden und die schließlich zur Ausgestaltung eines eigenen deutschen Systems, des Systems der „Funkentelegraphie" führen sollten.

Aber kaum waren diese Versuche in dem „herrlichen Laboratorium der Natur", wie Slaby die Havellandschaft bezeichnet, beendet, so sprach er eine eigenartige Prophezeiung aus: „Wenn einst ein lieber Freund von mir jenseits des Ozeans auf einem fremden Erdteil weilt, und ich werde rufen: ‚Freund, wo bist du?' so werde ich seine Stimme vernehmen, und er wird mir antworten." Mit diesen Worten ungefähr kennzeichnete Slaby damals, im Jahre 1897, die Hoffnungen und Aussichten, die er sich von dem neuen, eben erschlossenen Gebiete versprach. Ist diese Prophezeiung, sind diese Hoffnungen und Aussichten nunmehr in Erfüllung gegangen?

Diese Frage erscheint gerade im gegenwärtigen Augenblicke mehr berechtigt als jemals. Bis zum Kriege konnte man die Entwicklung des drahtlosen Verkehrs in allen ihren Einzelteilen verfolgen. Zu Kriegsbeginn senkten sich die Schleier des Geheimnisses auf dieses große Gebiet herab. Nun, nach Friedensschluß, heben und lichten sie sich allmählich, und wir stehen staunend vor einer Reihe von Tatsachen und Fortschritten, die zum großen Teil dem Kriege ihre Entstehung verdanken, die aber, in die Friedenswirtschaft herübergenommen, in hohem Maße geeignet erscheinen, den gesamten Nachrichtenverkehr der Zukunft auf eine neue Grundlage zu stellen und umgestaltend auf weite Zweige unseres Verkehrslebens zu wirken.

Es ist schwer zu sagen, welches der wich-



40 m-Mast mit Doppelrahmen in Geltow
Rahmenantenne für Nachrichten aus Amerika

Digitized by Google

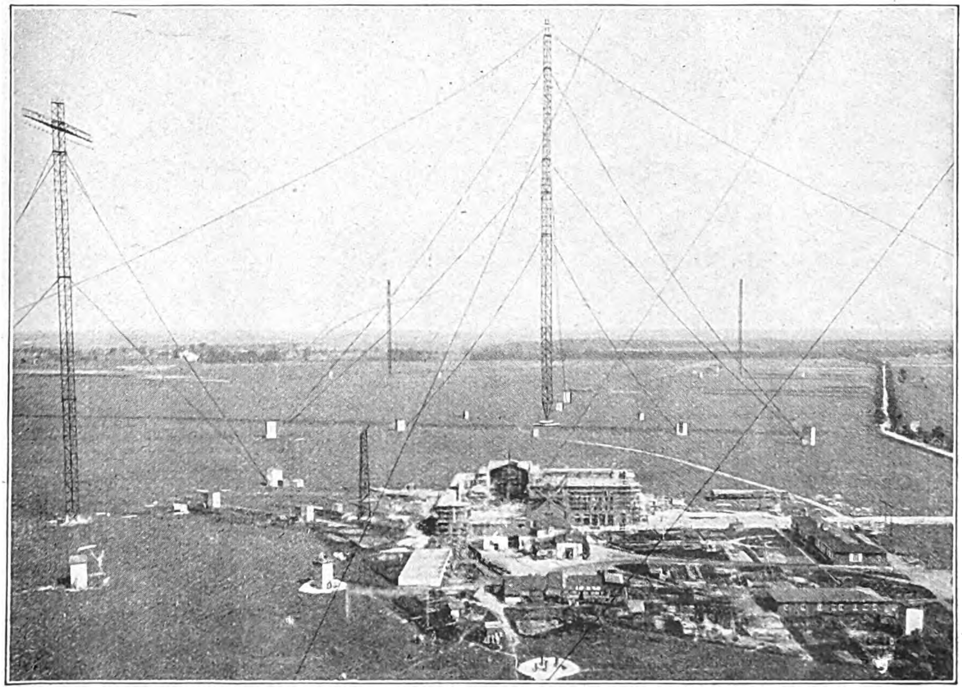
Drahtlose Station im Innern eines Möbelwagens beim vorstehenden Empfangsmast (24stündiger, ununterbrochener Betrieb)

tigste unter diesen Fortschritten ist, wem der Vortritt gebührt, womit man beginnen soll. Die eigentlichen Vermittler des zukünftigen Weltverkehrs werden die sogenannten Großstationen sein, die während des Krieges derart ausgebaut wurden, daß man nunmehr von einer dieser Stationen, und zwar von der deutschen Station Nauen aus, bereits um den ganzen Erdball herumtelegraphiert hat. Diesen einzig dastehenden Erfolg verdankt Nauen der hohen Leistungsfähigkeit seiner maschinellen und sonstigen Einrichtungen, deren Ausbau erst vor kurzem nach Plänen des Direktors der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, des Grafen Arco, vollendet wurde. Schreitet man von dem märkischen Städtchen Nauen auf der nach Fehrbellin führenden Landstraße, die durch die Schwedenjagd des Großen Kurfürsten im Jahre 1620 so berühmt geworden ist, nach Norden, so kommt man bald in die öde, baum- und schattenlose Ebene des havelländischen Luchs. Aber welches Wunder tut sich hier auf! Mitten aus diesen Riedgras- und Sumpfwiesen ragt ein herrlicher Palast, ragt eine Art von Feenschloß empor, umgeben von Türmen spukhaftester, unwahrscheinlicher Gestalt. Diese Stadt der Türme, dieses San Gimigniano des Nordens, ist die Großstation Nauen; der Palast, entworfen von Muthesius' Meisterhand, enthält die Maschinen und Betriebseinrichtungen. Vor allem aber sind es die Türme, die den Blick immer wieder auf sich lenken und ihn festhalten, erscheint doch ihr ganzes Dasein als ein Rätsel. Will man sich einen Begriff von ihrem Aussehen machen, so denke man sich einen besonders langen dreikantigen Bleistift, die Seiten ein Gitterwerk von feinster Filigranarbeit, der scheinbar frei auf seiner Spitze steht! Kann man überhaupt einen Bleistift auf die Spitze stellen, ohne daß er umfällt? Das Unmögliche wurde hier möglich gemacht. Die aus solchem Eisengitterwerk hergestellten Türme werden durch Verspannungen aus Drahtseilen gehalten, die in haushohen Klötzen aus Beton und Ziegelmauerwerk verankert sind. Der Turm kann sich dabei etwas auf seiner Spitze drehen, er vermag also dem Winddrucke nachzugeben. Der Zug, den er bei Wind auf die Spannseile ausübt, wirkt auf diese mit der gleichen Kraft, als ob daran Gewichte von 83000 Kilogramm angehängt wären. Trotz dieser gewaltigen Belastung reißen die Seile nicht. Auf das Fundament drückt jeder der großen Eisentürme mit einem Gewicht von etwa 800000 Kilogramm, und dabei besteht dieses Fundament aus Porzellanplatten, auf denen die Spitze des Turmes ruht, um ihn gegen die Erde elektrisch zu isolieren. An der Spitze kann der Wind mit einer Gewalt wirken, die einem Drucke von 350 Kilogramm auf den Quadratmeter entspricht. Aber auch bei diesem Druck, auch im Brausen des Sturmwinds, ist an den Spannseilen kaum eine Bewegung bemerkbar. Nauen besitzt zwei derartige 260 Meter hohe Türme, die

Digitized by Google

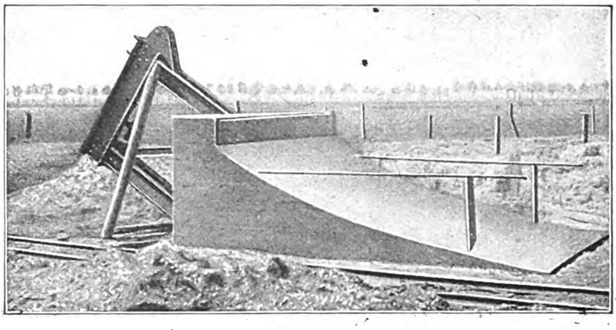
in einer Entfernung von mehr als zwei Kilometern voneinander aufgerichtet sind. Zwischen ihnen ist der ebenso lange Sendedraht, ist die sogenannte A-Antenne ausgespannt. Die Reichweite der drahtlosen Botschaften hängt von der Höhe der Antenne über dem Erdboden und der Größe der verwendeten elektrischen Energien ab. Die Höhe und Länge dieser A-Antenne hat es bewirkt, daß man vor kurzem tatsächlich um den ganzen Erdball herum zu telegraphieren vermochte. Die von Nauen ausgesandten funkentelegraphischen Zeichen fluteten in Gestalt von Ätherwellen über die Erde hin und wurden in Awanui auf Neuseeland, also in einer Entfernung von 20000 Kilometern, aufgefangen. Sie fluten aber nicht nur nach der einen Richtung gegen Neuseeland zu, sondern auch um die andere Hemisphäre herum. Und um eine solche handelt es sich in der Tat, beläuft sich doch der Umfang des Äquators auf rund 40000 Kilometer. Die Botschaft der Ätherwelt hat somit, von Nauen aus nach beiden Seiten um den Erdball herumfließend, diesen umkreist. Neue Aussichten eröffnen sich! Schon vor dem Kriege sollte eine internationale Kommission ein „Weltzeitsignal" schaffen, d. h. es sollte einmal am Tage ein drahtloses Signal um die ganze Erde herumgesandt werden, das man in allen Städten, auf allen Sternwarten, auf jedem Schiff aufnehmen konnte und nach dem alle Uhren gestellt würden. Auf diese Weise wollte man es erreichen, daß für jede Uhr der Welt die Möglichkeit geboten war, genau richtig zu gehen. Welche hohe Bedeutung einem derartigen Signal für wissenschaftliche Beobachtung, für die Bestimmung des Schiffsorts usw. zukommt, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Aber wie sollte man den Erdball drahtlos umspannen? Es war vorgeschlagen worden, vom Gipfel des Pik von Teneriffa einen 14 Kilometer langen Sendedraht bis an das Meer herabzuführen. Die Nauener A-Antenne hat diesen abenteuerlichen Plan unnötig gemacht. Der Krieg hat die Arbeiten zur Schaffung eines Weltzeitsignals unterbrochen. Sobald sie wieder aufgenommen werden, steht Nauen bereit, dieses Signal über Länder und Völker, über die ganze Erde hinwegzusenden. Außer der A-Antenne besitzt die Großstation Nauen aber noch eine ganze Anzahl weiterer Antennen, die für den Verkehr auf nähere Entfernungen, also mit den Nachbarstaaten, den Küstenstationen, dem Innern des Landes usw. Verwendung finden. Darum dieser Wald von Türmen in der trostlosen Niederung des havelländischen Luchs!

Die Türme dienen für das Senden der Depeschen sowohl wie zu ihrem Empfang. Aber schon sind sie, wenigstens für den letzteren Zweck, heute überflüssig geworden. Im Kriege stellte sich die Notwendigkeit heraus, die drahtlosen Nachrichten des Feindes ab-



Blick über die Gesamtanlage in Nauen. Im Hintergrunde einer der beiden 250 m-Türme, links ein 150 m-Turm mit Laufbrücke. Die haushohen Klötze aus Beton und Mauerwerk dienen zur Verankerung der Drahtseile, die die Türme halten.

Digitized by Google



Ein betonierter Verankerungsrahmen zum Halten der Antennendrähte in Nauen

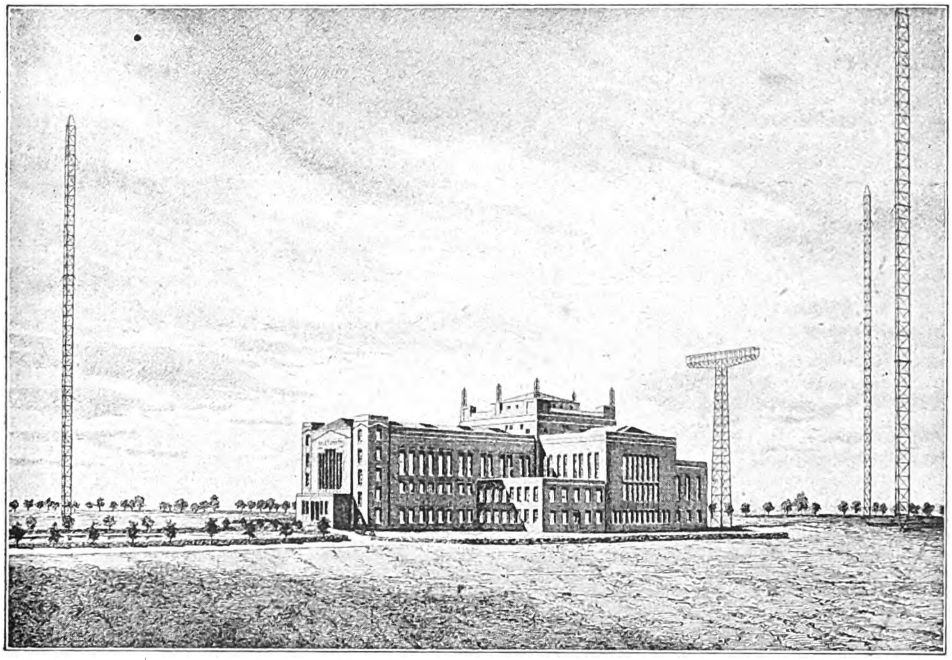
meter entfernt liegt, abzuhören. Bei günstiger Witterung wurden sogar die Telegramme der 6000 Kilometer entfernten Großstationen Amerikas hörbar. Je weiter die Entfernung, desto mehr wird man aber zum Besten einer ständigen, ungestörten Verbindung die Abmessungen der Rahmen vergrößern. Die Telegramme selbst können in der mannigfachsten Weise aufgenommen werden. Man kann sie im Telephonhörer abhören oder durch den Morseapparat niederschreiben lassen. Sie zeichnen sich

zuhören. In den Schützengräben konnte man keine Türme oder Maste aufrichten. Aus dieser Unmöglichkeit ist eine neue Einrichtung hervorgegangen, der für unsere Friedenswirtschaft eine im vollen Sinne des Wortes weittragende Bedeutung zukommen wird. Schon früher hatten einzelne Physiker beobachtet, daß man zum Empfang drahtloser Nachrichten die bisher benutzten, zwischen hohen Masten ausgespannten Empfangsantennen recht wohl entbehren konnte. Es gelang ihnen, die Telegramme dadurch abzuhören, daß sie ihre Empfangsapparate mit den Dachrinnen der Häuser, mit den auf Trockenböden aufgespannten Wäscheleinen und ähnlichen mehr oder minder spaßhaften „Ersatzantennen" verbanden. Im Kriege hat man dann um einen viereckigen Rahmen einige Drähte herumgelegt und so in Schützengräben usw., dann später aber auch auf Flugzeugen die Botschaften abgehört. Heute spielt die „Rahmenantenne" bereits eine wichtige Rolle. Sie besteht aus einem kleinen Holzrahmen oder einem Holzkreuz, über das einige Drähte gespannt sind. Hängt man sie im Zimmer auf, so genügt dies vollkommen, um Botschaften, die aus weiter Ferne her kommen, zu vernehmen. Mittels eines kleinen Rahmens von nur 10 Zentimetern Höhe gelang es, Telegramme aus dem 1000 Kilometer entfernten Lyon aufzunehmen. Eine andere Rahmenantenne von 1 Meter Seitenlänge, also 1 Quadratmeter Fläche, genügte, um Nachrichten aus Gibraltar, das 2900 Kilometer, ferner solche aus Tiflis, das 3000 Kilo-

sogar, während man spazieren geht, auf der Walze des Phonographen selbst auf. Kommt man dann nach Hause, so setzt man den Phonographen in Gang und hört ab, was es Neues gibt. In Geltow bei Potsdam hat man wohl die größte Rahmenantenne der Welt aufgestellt, die eine Höhe von 40 Metern aufweist. Sie erleichtert und beschleunigt dadurch den Verkehr mit Amerika, daß sie Nauen entlastet. Während man früher in Nauen 12 Stunden lang Telegramme absandte und 12 Stunden lang empfing, wird jetzt Nauen nur zum Senden, Geltow nur zum Empfangen, und zwar zunächst für den Verkehr mit zwei amerikanischen Großstationen benutzt. Dadurch ist sowohl in Geltow wie in Nauen ununterbrochen vierundzwanzigstündiger Betrieb möglich. Infolge ihrer Größe arbeitet diese Rahmenantenne bei jeder Witterung vollkommen störungsfrei. Und so gibt es Rahmenantennen in allen Größen, darunter

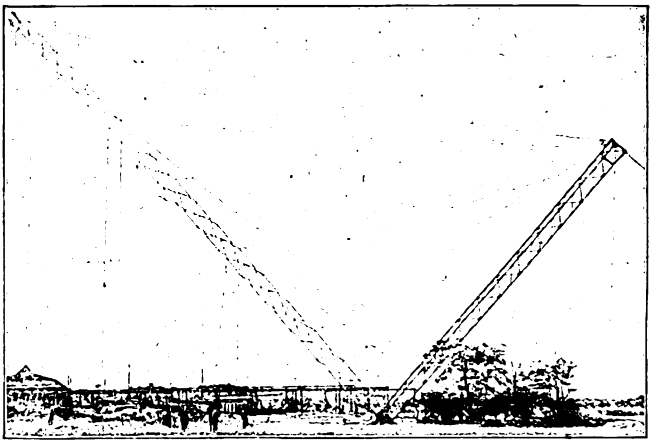
Aufnahme einer drahtlosen Nachricht mit Hilfe der aufgespannten, tragbaren Antenne und des Telephons in einem Boot

Digitized by Google

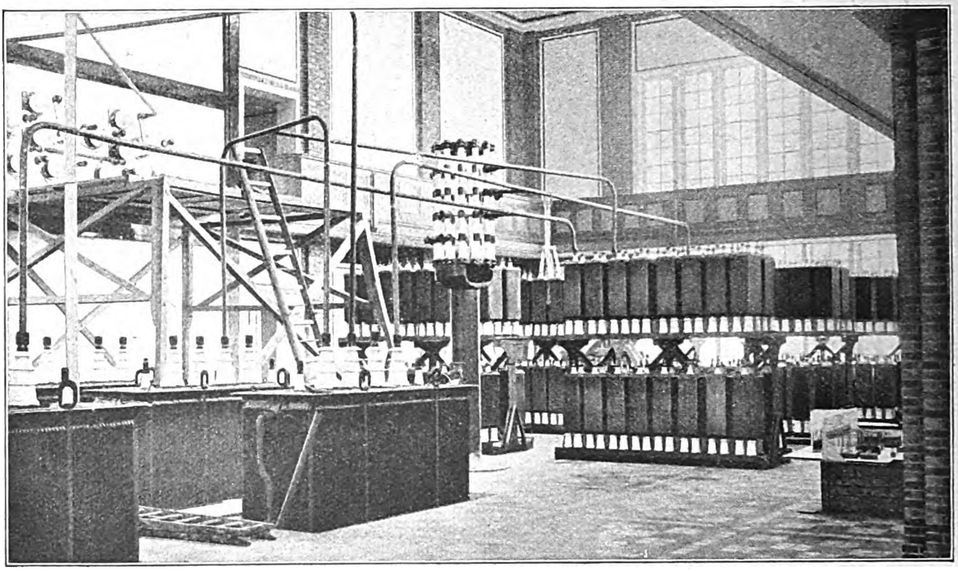


Nauen. Radierung von Heinrich Otto Weniger

so kleine, daß man sie samt den dazu gehörigen Empfangsapparaten bequem in einem Koffer unterbringen oder gar in der Hand tragen kann. Die letzte Anordnung gleicht dann äußerlich einem Photographenapparat. Dem zusammenlegbaren Stativ entspricht die zusammenlegbare Antenne, der Kamera aber der Empfänger. So ausgerüstet kann man nun auf Reisen gehen, man kann die Gipfel der Berge besteigen, Wanderungen durch weit ausgedehnte Wälder machen, man ist nie mehr unerreichbar, ist nie mehr sozusagen außer der Welt! Man braucht bloß die Rahmenantenne aufzuspannen, sie mit dem kleinen Empfangsapparat zu verbinden und den Telephonhörer über das Ohr zu legen. Dann kann man erfahren, was vorgeht. Man erhält Nachrichten von seinen Geschäftsfreunden und seiner Familie, ja sogar im Flugzeug werden uns die durch die Wellen des Weltäthers dahingetragenen Botschaften einholen. Auch dort, hoch in den Lüften, wird man die auf Erden erklingende Stimme vernehmen. Das mag so manchem gar nicht erwünscht sein, der Ruhe und Loslösung von den Fragen des täglichen Lebens sucht und der mit Scheffel denkt: „Still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst." Aber ein solcher Lebenskünstler braucht ja keine Rahmenantenne mitzunehmen. Vorerst handelt es sich bei diesen Rahmenantennen nur um den Empfang von Telegrammen, die bekanntlich in der aus Punkten und Strichen bestehenden Schrift des Morsealphabets gegeben werden. Im Telephonhörer werden diese Punkte und Striche in Form längerer und kürzerer summender Töne vernommen. Wer deshalb die Rahmenantenne benutzen



Aufrichten eines 120 m-Mastes in Nauen



Blick in einen Teil des großen Maschinensaales der Nauener Großstation

will, muß das Morsealphabet lernen. Das ist ja schnell geschehen, und außerdem werden wir sogleich sehen, welche Fortschritte die drahtlose Telephonie aufzuweisen hat. Die Einführung des drahtlosen Sprechverkehrs mit Hilfe der Rahmenantenne kann nur eine Frage sehr kurzer Zeit sein: dann wird das „Telephon in der Westentasche", das man vielleicht in der Form einer sehr klein zusammenlegbaren Rahmenantenne in ähnlicher Weise ständig bei sich trägt wie die Uhr, zur Tatsache werden.

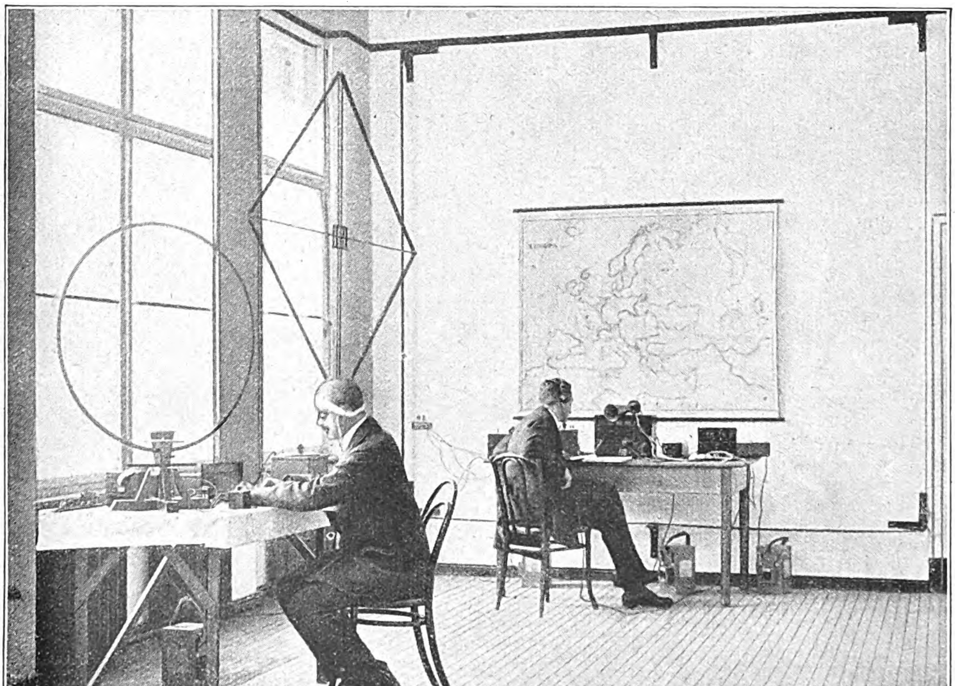
Vorerst wird die Rahmenantenne zu einer Umgestaltung unseres Pressedienstes führen. Bisher mußte jede Nachricht jeder einzelnen Zeitung besonders auf telegraphischem oder telephonischem Wege übermittelt werden. Soviel Zeitungen, soviel einzelne Telegramme oder Telephongespräche! Hängt man in jeder Redaktion eine Rahmenantenne auf, so genügt es, wenn die Nachrichten ein einziges Mal, sei es von Nauen, sei es von einer anderen Station aus gegeben werden. Dann werden sie gleichzeitig in sämtlichen Schriftleitungen empfangen, wo man sie abhört oder dafür sorgt, daß sie sich selbst auf der Phonographenwalze niederschreiben, von der man sie dann jederzeit wieder abnehmen kann. Die Einrichtung eines Presse-Funkdienstes ist für ganz Deutschland in Vorbereitung begriffen, eine Anzahl von Zeitungen ist bereits probeweise mit Rahmenantennen ausgestattet. Als erste deutsche Zeitung hat die ‚Danziger Zeitung' Ende 1919 einen derartigen Dienst eingerichtet, der sie von den über den polnischen Korridor hinwegführenden Telegraphen- und Telephonlinien unabhängig macht.

Mit Hilfe der Rahmenantenne läßt sich ganz genau feststellen, woher eine bestimmte Nachricht kommt. Man braucht zu diesem Zwecke die Antenne nur drehbar auf einem Fuß aufzustellen und an ihr einen Kompaß anzubringen. Man dreht sie dann so lange, bis man keines der ankommenden Zeichen mehr vernimmt. Die Sendestation liegt dann genau im rechten Winkel zur Ebene des Antennenrahmens. Dreht man nun die Antenne um 90 Grad, so hört man die Nachrichten vorzüglich. Einem allbekannten mathematischen Grundsatze zufolge ist die Lage eines jeden Punktes durch zwei Linien gegeben, die sich in ihm schneiden. Verwendet man daher zwei Rahmenantennen und stellt man mit ihnen die Richtung fest, woher die Wellen kommen, so erhält man den Schnittpunkt dieser beiden Richtungen und damit die Sendestation. Das war im Kriege sehr wichtig, um die feindlichen drahtlosen Stationen zu ermitteln. Im Frieden erlangt dieses Verfahren eine hohe Bedeutung für die Schiffahrt. Wenn Finsternis und Nebel die Feststellung des Schifforts hindern, wird man mit Hilfe dieser elektrischen Wellen peilen, mit ihrer Hilfe wird man die Schiffe auch an Klippen und Untiefen vorbei geleiten. Auch in schwärzester Nacht wird man das in Not geratene Schiff auf der Wüste des Ozeans finden. So wird die drahtlose Telegraphie in vielleicht nicht allzu ferner Zeit die Leuchttürme überflüssig machen.

Wie steht es nun aber mit der drahtlosen Telephonie? Allerdings konnte man bereits vor dem Kriege auf Hunderte von Kilometern telephonieren. Man mußte dazu aber so starke elektrische Energien aufwenden, daß die in den Hörern der Telephonapparate angebrachten Mikrophone sich zu rasch erhitzten. Mit Hilfe eines einfachen Apparates, einer Art von Röntgenröhre im kleinen, also einer

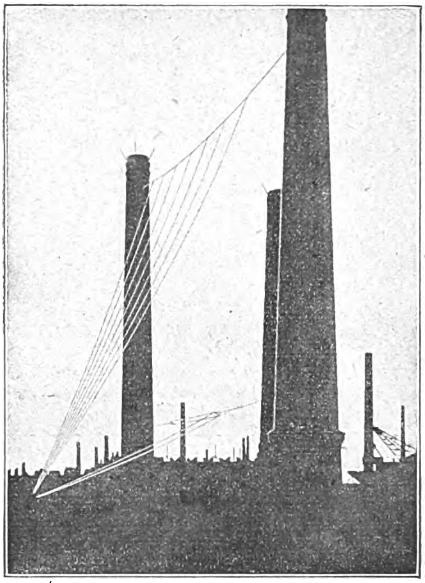
Digitized by Google

luftleeren Glasbirne, die mit elektrischen Einrichtungen versehen ist und den Namen „Kathodenröhre“ führt, gelingt es heute, schwache Ströme bis zum Zehntausendfachen zu verstärken. Man braucht also keine starken Ströme mehr zu verwenden, durch die sich die Mikrophone erhitzen, wenn man auf Tausende von Kilometern sprechen will. Ein schwacher Strom genügt; er kann ja durch die Kathodenröhre beliebig verstärkt werden. Aber auch noch durch andere Verfahren, durch die Verwendung bestimmter Sendeapparate, ließen sich die bisherigen Schwierigkeiten umgehen. Vor kurzem sind unter Verwendung des Poulsen-Lorenz-Senders zwischen Berlin und Moskau Gespräche von über eine Stunde Dauer, und zwar mit ganz gewöhnlichen Tischtelephonen geführt worden, wobei in beiden Richtungen jedes Wort deutlich verständlich war. Ebenso wurde mittels des Poulsen-Lorenz-Senders auch nach Schweden gesprochen. Und in Deutschland selbst ist, den bekannten „weitesten Kreisen“ völlig unbekannt, eine Art drahtlosen Telephonverkehrs bereits in vollem Gange. Man spricht teils mit Hilfe des eben erwähnten Senders, teils mit Hilfe der Kathodenröhre und elektrischer Schwingungen von Berlin nach dem Bodensee, nach Hannover und nach einer ganzen Anzahl weiterer Orte. Es handelt sich hier um Probebetriebe, die die Reichspostverwaltung eingerichtet hat, um erst Erfahrungen zu sammeln, ehe der neue Fernsprechbetrieb der Öffentlichkeit übergeben wird. Das dürfte aber in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein. Wer jemals eine Fernverbindung verlangte, der weiß, daß unsere Linien jetzt überlastet, daß sie fast an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind. Und neue Linien bauen? Man bedenke, daß angesichts der heutigen Metallpreise der Kilometer Leitung etwa 3000 Mark kosten dürfte, und nun rechne man sich aus, was die notwendigen Leitungen von Berlin nach Frankfurt, Stuttgart, Köln usw. usw. an Aufwendungen erfordern würden! Dabei aber wird man die Leitungen, wenigstens zunächst, noch weiter benutzen, ist es doch erst vor kurzem gelungen, mit ihrer Hilfe ein weiteres Problem, das des drahtlosen Verkehrs nach fahrenden Eisenbahnzügen zu lösen. Also auch im Zuge wird man in Zukunft jederzeit erreichbar sein. Die Wagen werden mit kleinen Antennen versehen, das Gespräch wird auf der an der Strecke entlanglaufenden alten Leitung geführt. Die elektrischen Wellen gleiten an dieser entlang und gehen von ihr aus auf den Zug über. Man kann so auf jeder Leitung sechs Gespräche gleichzeitig führen: eins mit Draht in der Leitung selbst und fünf drahtlos auf ihr. Dabei kann man



Rahmenantennen verschiedener Größe in einem Redaktionsraum. Die Antenne an der hinteren Wand (40 qm Fläche) genügt, um Nachrichten aus Honolulu aufzunehmen.

Digitized by Google

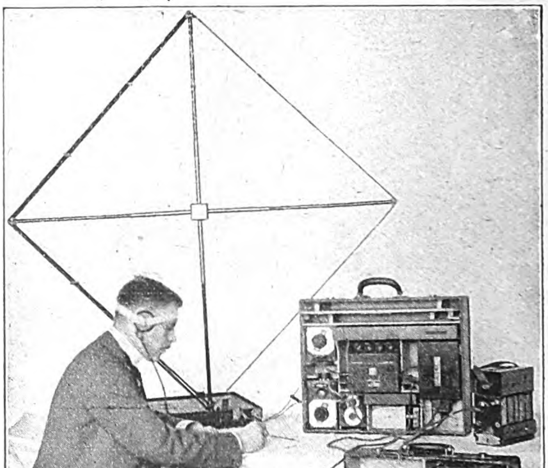


Antennenanlage für drahtlose Telephonie an den Schornsteinen eines Elektrizitätswerkes

gleichzeitig sprechen und gegensprechen. Auch nach Flugzeugen und Luftschiffen hat man bereits gleichzeitige Gespräche und Gegengespräche gepflogen. Es ist gelungen, die Apparate so klein und handlich auszugestalten, daß sie einer in Art von Tornister untergebracht werden können.

Aber nicht nur für den Verkehr mit den Reisenden, sondern auch für den Zug selbst haben die elektrischen Wellen eine besondere Bedeutung erlangt. Schon so manches Eisenbahnunglück ist dadurch entstanden, daß die Signale versagten, ohne daß der Lokomotivführer mehr benachrichtigt werden konnte, oder daß Nebel, vielleicht auch Ohnmachten oder Trübungen des Bewußtseins ein zu spätes Erkennen oder ein Übersehen im Gefolge hatten. Dann raste der Zug ins Unglück. Man hat nun drahtlose Zugsicherungen geschaffen, die, sehr verschiedentlich konstruiert, eine große Zahl von Möglichkeiten eröffnen. Teilweise wird durch sie der Lokomotivführer dadurch gewarnt, daß im Falle des Versagens oder der Nichtbeachtung der Signale auf der Lokomotive eine Warnung erfolgt, die in einem lang anhaltenden Klingelzeichen oder dem Aufleuchten einer elektrischen Lampe usw. bestehen kann. Teilweise aber ist man sogar soweit gegangen, daß in solchen Fällen der Zug durch die elektrischen Wellen ohne weiteres zum Stehen gebracht wird. Überhört oder übersieht der Lokomotivführer auch das Warnungssignal, so wird durch einen neben den Schienen befindlichen und von den Wellen mit Hilfe eines Verstärkers erregten Elektromagneten ein Hebel emporgestellt, der eine auf der Lokomotive befindliche Auslösevorrichtung für die Luftdruckbremse in Tätigkeit setzt. Dadurch wird der Zug ohne Zutun des Lokomotivführers gebremst.

Bedenkt man, daß es durch Verbindung der drahtlosen Telegraphie mit der Schnelltelegraphie, bei der die Schriftzeichen mit Hilfe einer Art von Schreibmaschine in einen Papierstreifen eingestanzt werden, der dann durch den Sendeapparat hindurchgezogen wird, geglückt ist, die Schnelligkeit des Abtelegraphierens drahtloser Nachrichten um ein Vielfaches zu steigern, und daß es ferner durch sehr einfache Verfahren gelingt, bei drahtlosen Ferngesprächen das Geheimnis zu wahren, so muß man zu der Erkenntnis kommen, daß durch die in jüngster Zeit gemachten Fortschritte alle Bedingungen zur Ausgestaltung eines drahtlosen Weltverkehrs gegeben sind. Im Gebiet des Weltäthers, dieses hypothetischen, feinen, unwägbaren Stoffes, der das ganze All durchsetzt und durchdringt, werden sich die Botschaften millionenfach kreuzen und durcheinanderfluten. Wir selbst wandeln in diesem Gewirr von Wellen dahin, ohne sie zu fühlen und ohne sie zu bemerken, aber jede dieser Botschaften aus dem Äther wird die Stelle finden, für die sie bestimmt ist. Die Prophezeiung Slabys wird ihre Erfüllung finden: Die Stimme des Freundes wird aus fernen Erdteilen her zu uns dringen!



Handkofferstation mit Rahmenantenne
Die Apparate im Gebrauch bei geöffnetem Koffer

Digitized by Google

Die Ecke der Welt

Erzählung von Max Dreyer

(Schluß)

Nach drei Tagen wollten sie fahren. In der nächsten Hafenstadt gedachten sie Wohnung zu nehmen, bis alles Wirtschaftliche in Ordnung gebracht war.

Als sie ins Boot stiegen, brütete ein schwüler Sommernachmittag über der See. Die Luft schwelte in Brodem und Dunst. Grünlich fast und wie giftig stach das Sonnenlicht hindurch. Keuchend, in ungleichen Stößen atmete der Wind wie aus kranker Lunge. Auf dem Wasser warfen sich sprudelnde Ringe auf, als kochten hier unterseeische Quellen. Geduckt und gejagt flogen die Vögel ängstlich zirpend unter dem dumpfen, fiebernden Himmel.

Über Hildegard kam ein Zagen. „Wie sieht die Welt bloß aus!"

„Es ist ein Gewitter in der Luft," sagte der wetterkundige Ditmar.

„Wollen wir nicht warten?"

„Nein. Wer weiß, ob und wann und wo es heraufkommt. Und auf das Boot ist Verlaß."

So stießen sie ab. Unter dem Lande hatte Ditmar mit den Segeln seine Not. Hier zuckte der Wind, warf sich und schlug um sich. Draußen herrschte eine gleichmäßige Brise vor, doch mischten sich leichte Wirbel tückisch hinein, der Bootsführer mußte auf der Hut bleiben.

Doch freier und heller war hier die Luft. Der Dunst kam nicht aus der See, das Land hauchte den stickigen Odem aus, dieses üble, böse, bösartige Land.

Je weiter es zurücksank, um so leichter hob sich Hildegards Brust. Mit einer lustvollen Gier sah sie den Hardeslaffer Kirchturm immer tiefer schwinden, bis er schließlich in den Rechentiner Buchen sich begrub. Und ein höhnendes Lebewohl winkten ihre Blicke dem wilden Vorgebirge, das jetzt all seine bohrende Furchtbarkeit verlor, das in das breite Wohlgefallen der langen, gemächlichen Küste sich sang- und klanglos auflöste.

Sie legte die Hände unter den Kopf. ‚Was für eine Törin bist du gewesen!' Auf der Flucht vor der Qual, schutzbedürftig, ruhebedürftend schloß sie die Augen, und gewiegt von den leisen Wellen dämmerte sie ein.

Vom klatschenden Segel wachte sie auf. Sie waren weit hinausgekommen, aber jetzt deckte eine bleierne Windstille sie zu. Auch das Wasser gab jetzt seinen Nebeldunst drein, die Sonne glotzte als rote Scheibe drohend und brütend durch die wallenden Schwaden. Im Südosten am Horizont stand ein schwarzer Wetterstreif. Hohl rollten ferne Schläge über das bebende, hallende Wasser.

Unruhig suchte Hildegard Ditmars Auge. „Es kommt herauf," sagte sie bedrängt. „Und wir liegen hier still."

„Wind werden wir bald wieder haben, vielleicht mehr, als wir brauchen."

Das war gerade kein Trost. Sie sprach ein gebräuchliches Wort und faßte es jetzt in all seinen Tiefen: „Die Stille vor dem Sturm."

Aber an Ditmars zuversichtlicher Ruhe fand sie einen Halt. Er sprach mit ihr, wo es vorläufig nichts zu tun gab, ganz gelassen von dem, was er aus neuen Zeitungen und Briefen heute von der Weltlage erfahren hatte. Die Welt war Frankreich. Sie krachte in ihren Fugen.

Die deutschen Blätter waren vorsichtig; sie brachten nur Andeutungen unbestimmter Art. Aber aus Privatnachrichten wußte er es: in Paris loderten die Feuer, das Volk hatte die Bastille gestürmt und sich an Blut berauscht.

„Es mußte so kommen," sagte er versonnen. „Nun schlagen sie ihre Peiniger tot."

Sie horchte hellauf und bebte in allen Fibern, und es flammte in ihr, leidenschaftlich, von eigener Erlösung. „Haben sie nicht recht? Von seinen Peinigern soll man sich befreien!"

Aber die Flammen sanken wieder. Und wieder grub sie in sich selbst. „Nur darf man, wenn man Gericht halten will, nicht selber belastet sein —"

„Wer ist ganz ohne Schuld?"

„Man darf nicht gerade seinem Peini-

Digitized by Google

ger etwas zuleide getan haben — sonst ist man doch selbst ein Peiniger — mehr Peiniger als er —"

Es war ein grausam-langsames Bohren, in ihren Augen irrte ein Licht wie von der Verzückung des Selbstzerfleischens, daß Ditmar erschrak.

‚Nun sei du stark und robust! Jetzt hilf ihrer matten Seele! An dir ist es, sie zu schützen und zu halten! Oder wankst du selbst unter der Last, fehlt selber dir die Kraft zum neuen Leben, die Führerschaft in die Zukunft?

‚Schuld — Schuld und Gewissen — was hast du alles darüber philosophiert? Und hattest du nicht eine Formel gefunden? In jeder Tat ist Recht und Unrecht gemischt, ich kann nicht helfen, ohne zu schaden!

‚Bleibt davon nichts, wenn einmal der Tod seine schwarze Standarte aufgerichtet hat?

‚Bossart — wie hätte der einem Weibe Kraft von seiner Kraft gegeben, das in seinen Armen hätte verzagen wollen! Was für einen wilden, aber starken Trost hätte der für die gequälte Geliebte bereit gehabt!

‚Das Leben ist Kraft — die Schwäche ist Tod.‘

Ist es des Todes hohler Ruf, was dorther von der schwarzen Wand durch die Welt zittert?

Sie steigt in die Höhe langsam, gewaltig in dunkler, richtender Majestät. Und nun sehen die beiden fern auch die Flammen züngeln eines erhabenen Zorns.

Durch die bebende Luft fahren jetzt einzelne Windstöße, schneidend, pfeifend wie Schwerter. Dann plötzliche Stille. Dann plötzliche Rufe — hier und da und dort — menschliche Stimmen in Not und Qual — die Stimmen Gerichteter, Verlorener —

Und jetzt braust der Wind über die Flut, in lauter Wirbeln — sie jagt das Grauen — ein toll fliehendes Heer.

In Hildegard schrie die erste Angst: „Wir wollen an Land!" Aber dann entsetzte sie eben dieser Gedanke, und da in Ditmar mit der bewegten Luft der Seemann sich rührte und er ihr mutig zusprach: „Wir fahren jetzt!" — da klammerte sie sich an diesen Entschluß und hielt sich an seinen Willen.

Sie half ihm bei den Segeln. Das Schaffen und Mühen löste sie beide aus der seelischen Verstrickung, aus den Schlingen des Gewissens; es straffte die Gefahr die zerwühlten Gedanken.

Das Fahrzeug flog in stoßender Fahrt, oft zuckte es zusammen und zitterte in den Fugen.

Vom schwarzen Himmel sinkt es herunter wie Nacht. Das Firmament will stürzen, erdrücken, begraben. Dumpf rollt es und grollt und droht und hat nur einen gespenstisch huschenden Schein, hat keine Flammen mehr, sich zu entladen. Die Luft wird zusammengewürgt, sie erstickt; immer gequälter schreit sie sich aus in den tosenden Wirbeln.

Das Wasser saugen und reißen sie auf zu kreisenden Säulen. Was deren Strudel erfaßt, wird erdrosselt und in Trümmer und Fetzen zerrissen. Eine Säule folgt dem Boot, verfolgt das Fahrzeug — das jagt vor ihr her in Todesangst. Das Ungeheuer bleibt ihm auf der Spur. Schon reckt es die Fänge nach ihm. In Ditmars Augen schwimmt das Grauen. ‚Zu Ende!‘ friert es ihm durchs Hirn. Da springt ein einzelner irrender Windstoß wie ein Wahnsinniger dem Riesen an die Kehle und wirft ihn aus seiner Bahn.

In Ditmar löst es sich, ein schluchzender Dank — aber die Not bleibt. Wie soll man steuern in dem Wirrsal und Wust? Wie soll man die Segel halten? —

Herunter mit dem Tuch — ein neuer Wirbel braust ihnen um die Ohren.

Hildegard hilft. Dann sinkt sie nieder auf das Leinen. Sie birgt die Augen in den Arm, sie hat keine Kraft mehr, nicht zum Leben, nicht zum Sterben.

Ditmar nimmt ihren Kopf, flüstert ihr Liebes ins Ohr und gibt ihr Zuspruch, er selbst in zitternder Sorge. „Wir bleiben still liegen — so kann uns nichts geschehn — und es wird ja bald vorüber sein — da im Osten zeigt sich schon ein heller Streif."

Der Streif löscht sich aus. Tiefer das Dunkel. Und eine Ruhe plötzlich, ein Schweigen, Nacht und Tod und Weltenende. —

Da — eine brechende Lichtflut in Zacken und wilden Kaskaden — zusammenkracht der Himmel in Blitzen, im Donner, in

Digitized by Google

tosenden Schauern von Hagel und Eis. Das Wasser heult auf. Ein Orkan schlägt seine Fäuste hinein. Ein Wirbelsturm reißt es empor. In Wänden und Säulen steigt es in die Höhe, zum Irrsinn gehetzt. So stürzt es sich aufs Land, wie um sich zu retten vor der Wut, und schlägt die Ufer entzwei und reißt die Küste in Stücke.

Und das Boot fliegt verloren zwischen Himmel und Erde, und die Menschen flattern, ein Nichts in dem tobsüchtigen All, betäubt, zerdrückt, zermalmt, sinnlos, ohne Leben.

Und dann tastet sich etwas hinein in die schwarze Sintflut, ein leiser Schimmer und ein anderer Klang aus der Ferne — noch einmal brüllt der Sturm auf, aber er ist wie in Not, wie Todesschrei — dann verröchelt er langsam.

Und das prasselnde Hagelwetter, schräggeworfen, fällt jetzt gelinder und sanft in weichen Graupen und lichtet sich auf. Da — ein Sonnenstreif blinzelt hindurch. Ganz plötzlich ist die Welt verwandelt. Abendsonne glutet durch die letzten dünnen Wolken, düster und schwer, doch in klagender Milde. Und es löst sich alles in eine wehe Stille.

Die beiden Menschen, geworfen von den Wellen, in denen noch weiter die Urkraft braust, heben die Köpfe. Verwirrt, verloren blicken sie sich um. Noch fassen sie das Leben nicht, das sie wieder an die Hand nimmt. Hildegard starrt in die Umwelt wie in eine Vision. So leblos, nicht einmal ein Zittern ist in ihr.

Da faßt er ihre Schulter. Jetzt suchen ihn ihre Blicke. Ihr Mund öffnet sich. „Das Gericht," spricht sie leise.

„Nun," er gibt sich festen Halt, „dann war es uns gnädig." Dem Abendgold zu wendet er sie. „Alles ist gut."

Sie schüttelte sich vor Frost. Ihre Hände sind eisig. Ihre Stirn ist wie Feuer. Das Boot ist voll Wasser geschlagen. Sie sitzen bis an die Knie im Nassen.

Und die Gefahr des Sinkens droht. Er schaufelt aus Leibeskräften das Wasser heraus. Sie will ihm helfen, aber ihre Glieder versagen.

Als das Notdürftigste getan ist, erklärt er: „Du kannst so nicht weiterfahren."

„Doch! Doch!"

„Wir müssen an Land."

„Nein, ich will nicht zurück. Und der Wind macht sich wieder auf. Wir wollen weiter."

In ihren Augen glimmt ein verzweifelter Wille.

Er setzt die Segel. Leise gleitet das Boot an der Küste entlang. Hildegard mit ihren fiebernden Pulsen ist nur bei der Fahrt, ihr Nachdruck zu geben, sie zu beschleunigen —

Ditmar mustert das Ufer. Verwandeln die Abenddämmer so das Bild? Sind die tiefgegrabenen Schluchten, die er nie gewahrt hat, Schatten der Dunkelheit? Oder ist es die Springflut gewesen mit ihren Wettersäulen, die sich hier eingebohrt, die das Land zerwühlt und zerschlagen hat, gerade dort — die Ecke der Welt — ausgehöhlt — ihre Trümmer dem Meere verfallen — ? — Was sie birgt, den Fluten ausgeliefert — ? —

Hildegard blickt nicht hinüber. Ihr Auge, ihr Sinn meidet das Land. ‚Fort — fort — fort —' klopfen ihre fiebernden Schläfen.

Fort aus dem Bannkreis — aus dem bösen Zauber fort!

Mit dem Dunkel wächst seine Macht — mit den Nebeln, die um das Ufer schleichen, lauernd und tückisch.

Wie langsam das Boot fortgleitet! Eine zähe, klebende Masse wird das Wasser. Ist es verschworen mit dem Lande, dem bösartigen, mörderischen? Will es dem Furchtbaren Schergen- und Henkerdienste tun?

Wann — wann endlich endet diese Qual? Ist diese Hemmung, dieses Festgehaltensein in dem Fürchterlichen, ist die Stockung nicht in ihr selbst, in ihrer Seele, in ihrem Gewissen?

Hält dieses Grauen sie nicht gefangen, weil sie selber unfrei ist? Bekennen muß sie, die Wahrheit sagen, dem Geliebten offenbaren alles, was sie getan hat!

Er ist ihr Beichtiger — keiner als er — in seiner Liebe findet sie den Freispruch und die Erlösung.

Sonst erwürgt das Geschehene sie in seinem Netz. Da — da — den Fangarmen des verfluchten Landes entrinnt sie nimmer —

Sie sucht seine Hand. Sie will sprechen. Wenn nur das Entsetzen nicht wär' vor

Digitized by Google

den Gesichten, die sie beschwört — das unsägliche Entsetzen —

Nein — nein — nein — nach dem Himmel blicken — nach den Sternen — und da ist die Mondsichel — wie gut, wie gnädig ist des Weltalls Fülle zur Flucht aus irdischer Not —! —

Das Mondlicht zittert über die Wellen in leisen Melodien.

Sie schließt die Augen und träumt — träumt von der Kindheit, träumt von angstlosen Stunden. Und schon ist in ihr ein Steigen und Schweben — empor — in den Äther —

Da weckt sie ein Stoß — er ist nur leicht — aber es gibt einen hohlen, dumpfen Klang — durch Mark und Bein geht es ihr —

Das Boot ist an einen treibenden Gegenstand gefahren — was hat das nur für einen Ton gegeben — den das Ohr nicht verliert — ? —

Und nun treibt es vorbei —

Sie steht — von einer eisigen Riesenfaust in die Höhe gezerrt — vereist ihr Gehirn — — — ein Sarg treibt vorbei —

Und da und dort — Särge — schwimmende Särge — eine Flotte des Todes und des Grauens. Dazwischen bleckt es hell im Mondlicht — von treibenden Leichen und Totengebein —

Sie steht — und rührt sich nicht — sie will etwas sagen — beschwörende, befreiende Worte — aber ihre Zähne kauen Luft und schlagen klappernd zusammen.

Dann wendet sie zu Ditmar sich hin. Trost braucht sie und Halt. In seine Blicke bohrt sie sich ein — wie die irren und verstört sind! So ist er selbst verloren in das Grauen, ihn selber zermalmt das Gewissen.

Ihn — und was ist seine Tat gemessen an ihrer!

Da schrillt es in ihr und gellt wie ein höhnend wehes Lachen. ‚Wie wird es nun erst mit dir sein, wenn du alles weißt? Aus was für Augen wirst du dann mich anblicken?‘

Und sie flüstert auf ihn ein und überstürzt sich im Bekennen: „Daß wir ihn da eingescharrt haben — und daß er hier nun so treiben muß — er gehört ja gar nicht hierher — in sein sicheres Erbbegräbnis gehörte er — er hat sich ja gar nicht umgebracht — ich — ich hab' es getan!“

Sie stand steil emporgerichtet. Es war keine Klage, keine Anklage — wie ein wilder, frohlockender Trotz flammte es in ihrem Bekenntnis.

Er sprach sanft und ergeben dagegen: „Wenn du — dann auch ich — dann wir beide —“ Und saß wie ein Büßer.

Sie schüttelte ab, was er sprach, seine Worte wie sein Wesen. Einen starken Kampfgenossen hätte sie gebraucht, die Tapferkeit, den fraglos unbekümmerten Mut eines Führers. Nun senkte er den Kopf.

„Nein, ich — ich allein!“ so schied sie sich von ihm. „Ich hab' es getan — ich hab' mit ihm gerungen — ich hab' den Schuß auf ihn gelenkt — ich hab' ihn sich verbluten lassen! Was wollt ihr mehr?“

So hielt sie sich aufrecht und frei, gehoben über das Grauen. Und blickte hinab auf ihn, der sich nicht lösen konnte, mitleidig fast. Sie wartete und dachte: ‚Du sollst sagen, es war gut, was ich tat!‘ Und da er schwieg, nickte sie. — ‚Siehst du — du kannst es nicht.‘

Dann wandte sie zum Ufer sich hin. Sie zuckte zusammen, und das bittere Lächeln zog an ihrem Mund. „Ob ich mir das nicht gedacht habe,“ raunte sie bebend.

Dort oben standen Leute. Das von der Verwüstung der Küste mußte sich herumgesprochen haben. Auch wußte man davon, daß das Boot in dem Wetter draußen war.

Und da stand auch er, natürlich — allein, von den andern fern, ein Besonderer, er, der große Zauberer dieses Gestades, dem Wind und Wasser zu Diensten waren. Stand da, der hohe Gewissenskündiger, und schaute auf sein armseliges, gefangenes Opfer.

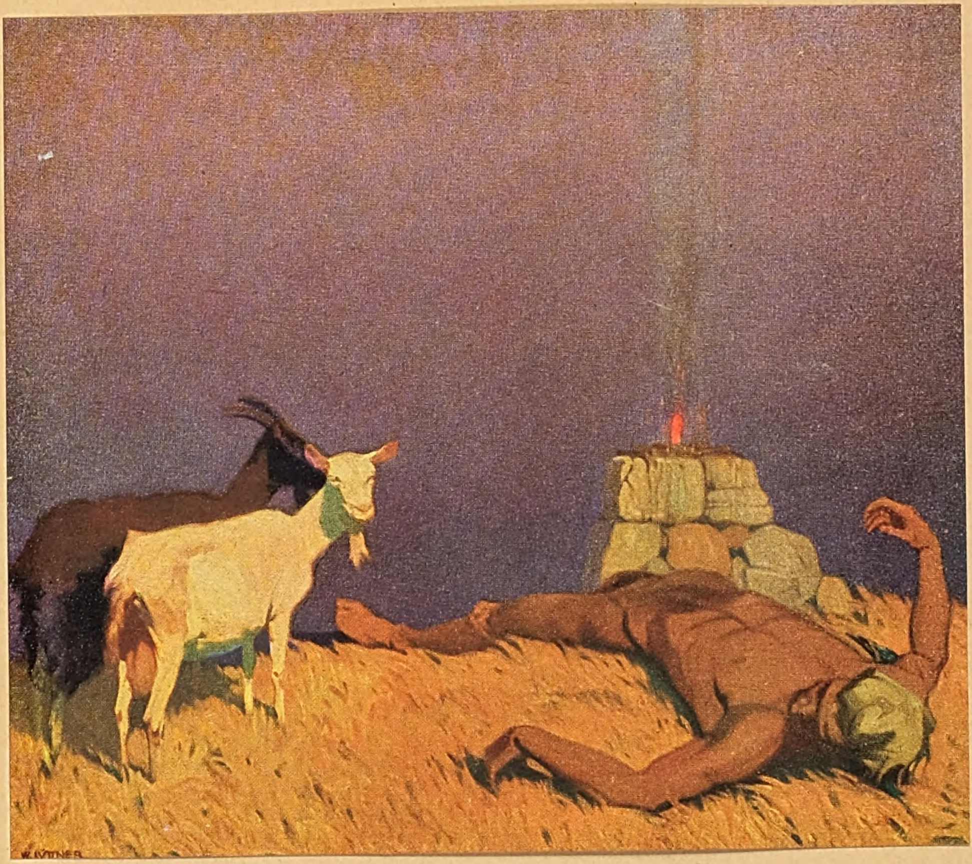
‚Du mein Peiniger!‘ schrie es in ihr auf. ‚Immer und immer du! Und kann dir nicht entrinnen.‘ Das Gift der Gequälten trat in ihr Blut.

Und dann schwelte es in ihr: ‚Recht hast du — recht hast du behalten! Ich komm' nicht frei. So komm' ich nicht frei. Denn noch — noch sind wir nicht fertig miteinander.

‚Nein, du! Noch bin ich nicht fertig mit dir!‘

Ihr Auge, ihr Denken drohte zu ihm auf: ‚Nun kehr' ich um zu dir. Deine Macht zieht mich zurück zu dir.

Digitized by Google



Abel

Gemälde von Willy Jüttner

Digitized by Google

‚Ganz nahe zu dir zieht sie mich. Bisher hab' ich sie gefürchtet, sie gescheut und gemieden. Jetzt will ich mich mitten in sie hineinbegeben. Mich hineinknien in sie. Auf den Grund will ich ihr kommen, enträtseln will ich sie, ihr Geheimnis will ich ergründen.

‚Wen das Leben so umgeworfen hat, Leben und Tod — was hat der noch zu fürchten!

‚Vielleicht, daß du selber zu fürchten hast! Vielleicht mußt du jetzt auf der Hut sein, du großer Zauberer du!'

Jetzt war er zu den Leuten getreten. ‚Willst du ein Volksgericht halten über uns, die Verstrickten?'

Damit fielen ihre Gedanken und ihre Blicke auf den Schicksalsgenossen, den stillen Ditmar, dessen Augen in liebevoller Sorge an ihr hingen.

‚Du bist gut,' dachte sie. ‚Aber machtvoll bist du nicht. Und auf Macht kommt es hier an.'

Er faßte ihre Hand, die kalt war und flog.

„Wir müssen an Land," sprach er angstvoll zärtlich. „Du kannst nicht in den nassen Kleidern bleiben!"

‚Nun sorgt er sich, daß du den Schnupfen bekommst!' höhnte sie. Und sie befahl: „Ja, wir müssen an Land."

Gleich machte er sich an die Segel. Sie selber setzte sich ans Steuer. Und wieder war Pastor Morbrands ragende Gestalt ihre Lotsenmarke.

‚Jetzt bist du mein Ziel — wie eine Aufgabe bist du für mich, die ich lösen muß, — das Rätsel meiner Zukunft, meines Lebens Geheimnis.

‚Schon seh' ich den Triumph in deinen Blicken, wenn ich als Gefangene vor dich trete. Aber mit dem Triumph ist es nicht getan, und glaub' nicht, daß ich in dumpfe, blinde Abhängigkeit mich begebe. Ich will wissen, was das mit den geheimen Kräften ist, deren Meister du dich dünkst.

‚Nun will ich hinter die Wolken sehen, will entdecken, was sie verhüllen. Und wehe dir, wenn du — du als dein eigener Herrgott, hinter ihnen thronst! Von dir selber auf den Thron gesetzt!'

All die Not und Angst, all das Entsetzen löste sich in die Fieber einer Kampfbegier.

Als sie anlegen, springt sie aus dem Boot, rührig und bereit. Und ihr Gedanke ist: ‚Wenn er nicht herunterkommt, uns in Empfang zu nehmen, werd' ich ihn mir suchen.'

Aber dann befällt sie wieder eine körperliche Schwäche und eine große Müdigkeit des Fühlens und Wollens.

‚Was kümmert's mich eigentlich?' fragt sie sich. ‚Was hab' ich noch zu tun in der Welt? Bin ich ihr nicht abgestorben? Wer das erlebt hat wie ich, wer so erfroren ist in Not und erstarrt in Grauen, ist der denn noch am Leben?

‚Oder das Leben müßte noch Geschenke für ihn haben — die Enthüllung von Geheimnissen — den tiefsten — von denen ein alter Sinnspruch sagt, daß nur der Einfachste zu ihnen den Schlüssel findet.'

Und dann — sie hatte es einmal gelesen — aber das war nichts, sie hatte es selber gefühlt: in der Frau sind all die komplizierten Kräfte der männlich-menschlichen Weltordnung auf die einfachste Formel zurückgeführt. Sie hatte es gefühlt, und weil sie dieses Gefühl hatte, darum war und blieb der Ruf des Lebens nun doch in ihr vernehmlich.

Der Strand unten war leer. ‚Wo bleibst du, Pastor Morbrand? Läßt dein Siegesjubel dir soviel Zeit?'

Umsonst leuchtet der Mond das Gestade nach ihm ab. Da — eine schwarze Gestalt — das ist er nicht. Ein alter Fischer ist es, einer von Ditmars guten Freunden. Die Leistung des Bootes hat ihm Achtung abgenötigt und ihn herbeigezogen.

‚Bei dem wirst du Unterkunft finden in dem kleinen hellblaugetünchten, strohgedeckten Haus.' Sie mußte jetzt daran denken, wo sie die Nacht bleiben sollte. Nach Rotenfüer wollte sie nicht zurück.

Der Alte half Ditmar bei dem Boot. Er sagte weiter nichts als ein paarmal: „Dull, dull" — das sollte heißen: ‚Es ist ein tolles Stück, was das Fahrzeug da in dem Wetter vollbracht hat.' Dann nahm er Hildegards Koffer auf den Nacken; ihr Quartier zu geben, war er gerne bereit.

Wie sie den Weg zu dem hohen Ufer hinanschritten, kam Pastor Morbrand ihnen entgegen.

‚Also doch,' dachte Hildegard. ‚Zeit hast du dir freilich gelassen. Willst du eine Zurückhaltung und Bescheidenheit als neues Machtmittel üben? Oder durch eine Art

Digitized by Google

Gleichgültigkeit und Gelassenheit mich noch mehr herabdrücken?

‚Ich will dich ergründen, mit all deinen Künsten und Kräften — weißt du das? So magst du dich wahren!‘

Er trat auf sie zu, und jetzt war es ihr fast, als wäre sie die Drohende, die Richtende, nicht er.

„Nun sind Sie in große Not gekommen,“ so begrüßte er sie, ruhig, sorglich und fest, aber das Vielsagende der Worte, ihr Doppelsinn quälte und reizte sie.

„Es war nicht so schlimm,“ gab sie zur Antwort, „ich bin nur sehr naß geworden und fürchte mich vor Erkältung.“ Sie sprach es leichthin, freute sich, wie die Oberflächlichkeit ihr gelang, und spottete seiner großen Augen.

Er hielt den geruhig-gütigen Ton fest und fragte, da er den Fischer mit dem Gepäck beladen sah, wo sie zu hausen gedächte, ob in Rotenfüer —

„Nein.“

„Nun, dann ist doch der Hardeslaffer Pfarrhof der Gegebene, Ihnen ein Obdach zu bereiten.“

Es war ihr, als mischte sich eine Unsicherheit, ein leises Beben in seinen Ton. Das machte sie geneigt und bereit, mit ihm zu gehen. ‚Hast du nun doch so etwas wie Furcht vor mir?‘ fragte ihr gespannter Sinn.

Noch verbarg sie sich hinter gesellschaftliche Floskeln, sprach von Umständen und Mühe, die sie machen würde, und daß sie in dem kleinen Fischerhaus gut aufgehoben wäre.

Da gab er schon dem Alten Anweisung, den Koffer ins Pfarrhaus zu schaffen. Für Ditmar war noch in Langenbruch alles in Bereitschaft. Er war gleich Hildegard jetzt, wo sie den beschwerlichen Weg hinaufschritten, zum Hinsinken müde, und beide sehnten sich vorerst nach paar Stunden Schlaf.

So trennten sie sich beinahe gedankenlos, dumpf und zerschlagen.

⁂

Hildegard und der Pastor Morbrand wandten sich dem Pfarrhause zu. Der mondscheinblasse Frühsommerabend legte etwas Sanftes, Kühles und Gelassenes um sie beide, ein Traumhaftes, Schwebendes und Vergessenes trug ihre Schritte. Sie gingen wortlos; es war wie ein Ausruhen und tat ihnen gut. Daß es einen Kampf zwischen ihnen beiden geben würde, einen Kampf um ihr Leben, das dämmerte in ihnen auf, unklar noch, aber schwer und unentrinnbar wie Verhängnis und Gewißheit.

Da das Haus sie grüßte und willkommen hieß, kam das Alltägliche. Er sagte: „Frau Burwich“ — das war seine Haushälterin — „soll die Giebelstube für Sie in Ordnung bringen.“

In Giebelstuben wohnt die Jungmädchenpoesie. Ihr wurde eigen zumute, zornig und weh, tieftraurig und bitter. Aber müde war sie vor allem. Gleich legte sie sich schlafen. Frau Burwich brachte ihr Fliedertee ans Bett.

In tiefer Ruhe lag sie, traumlos, ohne Gesichte bis zum Morgen. Dann, mit dem Finkenschlag und dem fröhlichen Gezänke der Spatzen in dem Klematis- und Glyziniengerank der Hauswand, kamen Bilder und Erinnerungen in ihren Schlummer. Ganz so hatte der Sommer sie in ihrer Jugendzeit wachgerufen. Sie war im Elternhaus, ein harmlos glückseliges Kind.

Nun mußte gleich die Spieluhr tönen, die der fürsorglich sanfte Vater als gelinden Wecker ihr ins Zimmer gestellt hatte, — er selbst war seinerzeit von seinem alten Herrn frühmorgens mit Pistolenschüssen aufgeschreckt worden.

Und dann, da der Morgen in das offene Fenster atmete, sprach sie ihr Gebet in die wehenden weißen Gardinen hinein, die froh verheißungsvollen Wolken, hinter denen Gott und die Welt und alle Geheimnisse des Lebens wirkten.

Sie sah jetzt mit halbgeöffneten Augen die wehenden Vorhänge und geriet in ihr Kindergebet, sprach es halb zu Ende und wurde darüber wach. Und erschrak vor dem Wirklichen und ließ die Worte fallen. Und der Jugendtraum zerklirrte und zerbrach. Das Leben packte sie an, hart, scharf und mit Bitterkeit.

Beten — konnte sie beten, ehrlich und überzeugt? Was ist Beten? Ein Sicherheben zu Einem, der außer und über uns ist. Hatte Ditmar sie nicht zu dem Glauben bekehrt: Gott ist in uns, wie unser Schicksal, unsere Schuld und Strafe, unsere Sühne, unsere Erlösung und Gnade — in uns ist Gott. Beten kann nur ein In-sich-selbst-

Versenken sein, bis zu den Gründen der Wahrheit. Wahrsein gegen sich selber, das ist Gottesdienst.

Wahr sein — und klar sehen. Sich nicht betrügen und sich nicht betrügen lassen, das ist des Lebens Inhalt. Und daran hielt sie sich — daran mußte sie sich halten, sollten die furchtbaren Erschütterungen sie nicht völlig entwurzeln, sie nicht verwehen und verschütten.

Nun ist sie in diesem Hause Pastor Morbrands, des Gefürchteten, Gast. Was ist es mit dieser Furcht?

Furcht — das dunkelste aller Gefühle und darum das lichtbedürftigste. Sie wollte und würde das Licht in dieses Haus tragen, daß die Nebel und Schauer zerrännen!

Es brennt sich, wer das Licht bringt. Aber sie scheut nicht das Feuer.

Sie ist beim Anziehn, und es erschreckt sie vor dem Spiegel der böse Zug, der über ihr Gesicht fliegt. Sie hat ihn nie gesehen. ‚So bist du geworden.‘ Sie verzerrt ihr Antlitz zu einer Fratze.

‚Ist es ein Wunder, daß du so geworden bist? Müßtest du nicht ein Gorgohaupt tragen nach dem, was geschehen ist, durch dich und mit dir?

‚Wenn Böses ist in deinem Gesicht, ist es nicht die Marke deines Schicksals?‘

Als ging' es zum Kampf, schritt sie die Treppe hinunter. ‚Wie mutig ich bin,‘ dachte sie. ‚Oder sitzt noch das Fieber mir im Blut?‘

Frau Burwich hieß sie am Frühstückstisch willkommen. Der Pastor war mit dem ersten Hahnenschrei weggefahren, in die Kreisstadt, zu einer Kirchenversammlung.

Frau Burwich war ganz Ordnung, Reinlichkeit und Demut. Unterwürfig neigte sie sich dem Ungewöhnlichen; vor Hildegards Schicksal beugte sie das Knie.

Sie sprachen stille und friedliche Dinge. Hildegard trug sich mit dem Gedanken: ‚Warum ist er gefahren? Ist eine Absicht gegen mich dabei? Will er mir zeigen, daß ich nichts Wesentliches für ihn bin?‘

Dann wieder dachte sie: ‚Es ist gut, daß er nicht da ist. Gut zum Ausruhen, gut zum Vergessen. Wieviel Behagen ist in diesem alten, stillen Hause. Wenn einer nicht hineingehört, ist er es mit dem fressenden Feuer seines Wesens.‘

Die alte Haushälterin mit dem geruhsamen, weißen Scheitel erzählte von ihren Hühnern, ihrem Beerenobst, ihren Topfpflanzen. ‚Sie ist nun jenes Flammengeistes ständige Umgebung!‘

Dann führte sie Hildegard durch Küche und Keller, zeigte mit Genugtuung die wohlgeordneten Vorräte, stellte mit Stolz vor den langen Reihen von Einmachegläsern sich auf.

‚Auch die Materie kommt in diesem Hause zu Wort. Das ist nun mal gewiß. Ob sie den Herrn nicht mehr beherrscht, als er verrät?‘

Jetzt ließ sie in seine Zimmer sich führen. An den Wänden nichts als Stiche von Madonnen und büßenden Magdalenen. ‚Frauen, nur Frauen — ist hier nicht auch Materie?

‚Warum umgibt sich seine Bildkraft, sein Bilderkult nur mit weiblichen Gestalten — und mögen sie erhöht sein von Nymbus und Mystik? Ist nicht gerade darin eine Erhöhung der Sinnenfreude selbst?

‚Und wieder und wieder das Geschlecht!‘

Daß er sie heute allein ließ — nun fragte sie wieder danach — es war nicht die Amtspflicht, es war sein Wille. Sein Wille, sie zunächst einmal beiseite zu schieben. Sein Wille auch, sich selbst vorerst einmal in Sicherheit zu bringen, sich zu sammeln, sich zu wappnen.

‚Jetzt hast du geglaubt, ich würde zerbrochen zu deinen Füßen kauern. Dabei hat das Erlebte mich hart geschmiedet — grausam und unerbittlich.‘

So spricht sie selber sich zu und singt sich Mut.

Lang ist der Tag. Sie kann nicht liegen und träumen. Die Träume sind ihre Feinde. Sie will Frau Burwig in der Wirtschaft helfen. Die schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und drängt sie ins Freie, ins Nichtstun.

So bleibt ihr nur das Wandern in den Sommermorgen, landeinwärts und auf einsamen Wegen — sie meidet die See und die Menschen.

Allein, abgelöst von dem Geschehenen, dem Werdenden zugewandt mit allem Willen, mit allen Sinnen, allem Streben und Sehnen.

Sie hat die Gegend von dieser Seite nie

Digitized by Google

gesehen, hier ist eine neue fremde Welt, wo sie in der vollen Ruhe ihrer Abgeschiedenheit sich ergehen kann.

Die Felder sind leer, sich selbst überlassen, sie haben jetzt für sich selber zu wirken, fürs Wachstum zu sorgen, die Menschen haben nichts auf ihnen zu schaffen.

So wandelt sie weiter in der Einsamkeit. Es tut ihr wohl, daß es so hohl und leer in ihr ist, ohne Licht und Schatten, ohne Bewegung, ohne Schmerz und Lust. Nichts als ein blasser, erloschener Schein. Erstorben wäre alles gewesen und tot, hätte nicht der eine Wunsch und Wille, der in die Zukunft wies, ihr Richtung, Linie und Leben verliehen.

Sie hat von Menschen gehört, die als halbe Leichen dahinleben, mit einer Art halbseitigen Lähmung, dermaßen, daß alle Fäden der Vergangenheit zerrissen sind, daß die Erinnerung dem Geschehenen keinen Widerhall mehr gibt. Darum schweben und eilen sie wie unbeschwert, es drängt sie nach vorn, ins Neue, in das Werdende. Ein großer, starker Wunsch räumt mit dem Zerfallenen auf und fordert alles Recht für sich allein.

Sie ist an der Langenbrucher Gemarkung angelangt. Das Haus schimmert durch die dünnen Buchen des Parkes. Sie weiß von diesem Bild, aber es bleibt wie in Schleiern.

Und Ditmar — wie ein Schatten steigt er auf. Befremdlich und fremd, beängstigend fast und quälend, daß sie ihn von sich weisen muß.

Unwillkürlich wendet sie den Schritt. ‚Ditmar‘ — zittert es in ihr nach — ‚er ist wie ausgelöscht aus meinem Leben — was ist alles in mir zerstört — bin ich nicht selber zerstört — bin ich krank, — ist mein Gehirn zerrüttet — ?‘

Wie schlafwandelnd schreitet sie weiter. Das Sommerlicht, der Lerchengesang, das wogende Grün der Kornfelder — alles dringt und klingt wie aus weltenweiter Ferne zu ihren betäubten Sinnen.

Und wie von einem andern Stern tönt der Ruf zu ihr: „Hildegard.“ Sie geht weiter, ungehemmt. Dann klingt es näher: „Hildegard.“ Nun dreht sie sich um — Ditmar hastet auf sie zu.

„Wie geht es? Ich war auf dem Wege zum Pfarrhaus. Wie freu' ich mich, daß ich dich sehe!“

Ist das Freude? Greift Freude nicht fest und machtvoll zu? Freude, echte, mutige Freude hätte sie vielleicht herausgeholt aus der blassen Welt. So aber ist hier ein scheu unsicheres Tasten.

‚Ja, Ditmar, es ist dir zu viel geworden. Es ist dir über den Kopf gewachsen. Die Schrecken haben dich noch mehr aufgeweicht. Mich haben sie versteinert. Du wärst geeigneter gewesen für einen gewöhnlich-gelinden Ehebruch. Dies geht über deine Kraft. Und da nun einmal alles ins Ungewöhnliche gehoben ist —‘

Sie spricht von dem, worauf es ihr ankommt. „Pastor Morbrand ist in die Stadt gefahren. Ich habe noch nicht mit ihm zusammen sein können.“

„Hm — legst du denn darauf so großes Gewicht — ?“ Heimlichkeit ist, was er ihr anraten will. „Ich denke, wir fahren heute morgen noch — ich hab' einen Wagen bestellt —“

„Ich fahre nicht.“

„Hilde —“

„Ich will hier nichts zurücklassen, was mich zurückziehen könnte. Nichts Dunkles. Nichts Geheimnisvolles. Keine Macht. Ich mußte mich mit Pastor Morbrand auseinandersetzen —“

„Bist du denn nicht fertig mit ihm?“

„Nein. Aber ich werde mit ihm fertig, so oder so.“

Und wieder sieht er sie fragend an, unsicher und tastend. Es kommt nicht der alte Klang zu ihnen beiden. Ein Fremdes bleibt zwischen ihnen, ein Kaltes und Totes. Eine Scheidung und ein Abschied.

„Soll ich denn vorausfahren?“ fragt er sie. „Soll ich in der Stadt auf dich warten?“

Sie nickt wie abwesend. „Ja, tu das.“ Und sie denkt: ‚Das ist dir das Bequemste. So bist du glücklich heraus und allein.‘ Und sie denkt weiter: ‚Ich glaube nicht, daß ich kommen werde.‘

Und ihr Geleit für ihn: ‚Du bist, was man so gut und lieb nennt. Aber hast du mich freimachen können, Ditmar? Nein, das hast du nicht. Du bist kein Befreier. So bleibt mir nur, mich selbst zu befrein!‘

Er spricht dann noch sorgsam über wirtschaftliche Dinge. ‚Ja, ja, dafür bist du der Mann. Aber wenn du wüßtest, wie fern mir das liegt, wie gleichgültig mir das alles ist.‘

Digitized by Google

Und er blickt ratlos in ihre Augen, die Augen, die von den nahen Dingen nichts wissen und in eine rätselhafte Ferne sich bohren.

Sie sprechen noch einige gebräuchliche Worte. Aber sie sind beide nicht in dem, was sie sagen. ‚Das Grauenvolle‘ — so gibt er sich die Erklärung — ‚hat sie verwandelt, natürlich. Sie ist wie eine Entrückte nach den unmenschlichen Erlebnissen. Nicht auf sie einreden — ein Trösten schon ist ein Erinnern — nicht stören — still sie sich finden lassen und schweigen.‘

Sie aber löst sich gerade durch seine Behutsamkeit und Gelassenheit nun vollends von ihm ab — er bleibt in dem Nebel des Vergangenen — Schatten unter Schatten. Und wesenlos ist ihr Lebewohl, äußerlich und leer.

Ditmar blickt ihr nach — sie wendet sich nicht um. ‚Hab' ich sie verloren? Wie kann das sein nach dem Ungeheuerlichen, das wir gemeinsam erlebt haben! Aber müßte ich nicht eben darum selbst etwas Gewaltiges haben, sie gewaltig losreißen, in eigener Leidenschaft, in eigenem ungebändigtem Lebenswillen sie überwältigen und überwältigend sie bergen und schützen? So wie ein Bossart sie genommen hätte!‘

War es Feigheit, war es Müdigkeit, war es beides, was ihn so zurücktreten ließ, als der Pastor sie in sein Haus nahm! ‚Sie gehört zu mir, sie geht mit mir, sie bleibt, wo ich bleibe —‘ das wär' eines Mannes Wort, eines Mannes Bekenntnis und Tat gewesen! Und sie wär' ihm gefolgt — gelacht hätten sie beide über das, was die Welt sagt, über des Pfaffen Gezeter und — über des Zufalls Spukwerk.

War sie ihm jetzt nicht verloren? Der leidenschaftliche, zornige Schmerz des Mannes brannte in ihm auf. ‚Ich lasse dich nicht — lass' dich nicht diesem Seelenverkäufer. Ob er auch nur geistliche Verführungskünste übt. Ob er gleich nur das Fleisch töten will —

‚Aber ich, der ich dein Liebhaber bin und dein Gatte, ich will kein getötetes Fleisch! Ich will deine warme, blühende Schönheit. Die du mir gegeben hast in unvergeßlichen Stunden. Die in meinen Sinnen ist und meinem Blut, lebendig in meinem Fühlen, meines eigenen Wesens Farbe und Licht und Glanz!

‚Ein Besitz, geheiligt durch Schrecken und Not. Und wenn er erkauft ist durch Schuld — —

‚Schuld — da ist es wieder. Was soll das! Schuld — was ist Schuld —?‘ Aber wie er so fragt, ist damit die Kraft nicht von ihm genommen? Jetzt geht schon wieder das Philosophieren an — das Philosophieren — was ist es als Unsicherheit? Als Ratlosigkeit und fragende Schwäche! Hätte Bossart philosophiert? Philosophiert der andere, Pastor Morbrand? Für solche wie die beiden gibt es nur Macht und Dogma. Nur ein Bejahen, ein Gebieten, kein Fragen! Der Frager, der Schwache ist er!

‚Hat sie — sie selbst mich nicht erkannt, sie selbst mich nicht in meine Schranken gewiesen, jetzt eben mit Worten und Gehabe?‘

Wie hielt sie sich doch? War darin noch etwas vom Bedürftigen, vom Hilfesuchenden?

Ist sie selbst nicht gestiegen? Ist es nicht, als hätte sie sich gehoben aus der Sintflut des Geschehens, als trügen sie die Trümmer des Lebens empor? Ist sie nicht höher, stolzer und stärker vor ihm gestanden, wehrhafter und freier? Selbstbewußt, selbständig, eine Eigene? Mit einem Willen und einem Ziel? Geht sie nicht in einen Kampf? Fordert sie nicht eine Entscheidung?

Und hat sie ihn nicht abseits gestellt? Will sie nicht allein ihren Weg gehen? ‚Bis ans Ende — so oder so!‘ Das sagten ihre starken Worte und ihr unverwandter, starrgerichteter, entschlossener Blick.

Jede Begleitung auf ihrem Wege lehnt sie ab, auch seine, des Schicksalsgenossen!

Mit dem Recht einer eigenen Weltbetrachtung, die von seiner sich entfernt, gewiß.

Sie glaubt an Geheimnisse, an verlorene Fäden, an eine innere Verschlingung aller Dinge. Sie läßt sich nicht klarmachen, welche Anmaßung es ist, daß wir Menschlein alles zu uns in Beziehung bringen wollen. Daß wir die harten Ereignisse nicht gelten lassen, wie sie sind, daß wir uns einbilden müssen, an allem beteiligt zu sein und mitzuwirken, mit eigenen Gedanken, Wünschen, mit eigenem Verdienst und eigenem Verschulden.

So kann er nicht mit ihr gehen. Er müßte ihr immer und immer widerstreiten

Digitized by Google

und könnte sie doch nicht überzeugen. Nur eigene Erkenntnis kann sie befreien.

Die Befreiung — sie fordert sie von dem selbst, der sie bedrängt und sie verstört. Nur aus der Höhle des Hexenmeisters selbst kann sie sich Wahrheit holen. Ihr Mut, ihr Wille bannt sie in diesen Weg, so schreitet sie dem Oger entgegen, der das Rätsel ihres Lebens bewacht.

‚Ich bin ihr ein Hindernis. Ich, der Frager, hemme ihren Schritt.

‚Zurück heißt es für mich. Mich an dich hängen, heißt dich ganz von mir entfernen. Im Warten muß ich bereit sein und dir nahe — —‘

⌘ ⌘ ⌘

‚Ditmar — wie ein Schatten bist du von mir gegangen. Ein traurig loser Schleiertanz das Leben, ein zerfließendes Träumen die Welt. Und ich bin wieder so müde —‘

Traumwandelnd, wie sie gegangen, schritt Hildegard zum Pfarrhof zurück.

„Ich bin so müde, Frau Burwig. Und frostig ist mir auch —“

„Kein Wunder, gnädige Frau!“

„Ich will mich in die Sonne legen, auf den Rasen. Wie ich es als Kind getan habe —“

„Aber die Käfer, die Insekten — !“

„Die stören mich nicht. Wenn Sie mir nur eine Decke geben möchten.“

So lag sie, bis in den späten Nachmittag hinein, verschlief das Mittagessen, merkte nichts von der händeringenden Ratlosigkeit der getreuen Schaffnerin. Erst als die Sonne den Rasenplatz räumte und sie verließ, wachte sie auf.

Gleich darauf kehrte der Pastor zurück. Er hatte es eilig, wieder zu Hause zu sein. Sein Wesen war gespannt und gestrafft. In seinen Augen stand die Erwartung. In sein sonst so blutleeres Gesicht war ein warmer, flackernder Schein gekommen. Mit hastigen Fragen nach Hildegard trat er ins Haus.

Sie war gleich zu seiner Begrüßung da, ruhig, gesammelt und beherrscht. Der lange Schlaf am Tage hatte ihr gut getan. Auf die große Sorge in seinen Fragen und Blicken hatte sie für sich die Antwort: ‚Wir Frauen können sehr viel mehr aushalten, als ihr gemeiniglich denkt; und ich habe jetzt allen Anlaß, von mir anzunehmen, daß ich eine zähe Katze bin.‘

Er sprach weiter mit ihr wie mit einer Leidenden. Dagegen lehnte sie sich auf. Und sie erklärte ihm frank und frei: „Sie möchten eine Last von mir nehmen, die jeder Mensch trägt: die Last seiner Verantwortlichkeit. Aber solange ich selbst an meine Klarheit glaube, kann ich keinerlei Geistesschwäche simulieren —“

„Gnädige Frau — !“

„Und mir das auch nicht nahe legen lassen.“

Er wich zurück. „Wer denkt daran! Aber wer so Schweres erlebt hat wie Sie, trägt schwer. Und daß ich den Beladenen helfe — !“

Sie dachte: ‚Du hättest mir eher helfen können, wo ich verirrt war und verloren und eine Führung brauchte. Jetzt führ' ich mich selber, jetzt helf' ich mir allein. Nun wirst du selbst wohl sehen müssen, wo du bleibst!‘

Er gab sich ein weltmännisches Ansehen, nahm einen Anlauf, für die Unterhaltung und Zerstreuung seines Gastes zu sorgen.

„Ich möchte Ihnen einmal meine Rosen zeigen.“

Es gab für ihn also doch noch etwas anderes als die Seelen geißeln, die Gewissen peitschen und — als seine Madonnen.

„Und dann machen wir vielleicht noch einen Weg. Wir werden einen herrlichen Sonnenuntergang haben.“

„Ganz wie in der Heilanstalt,“ sagte sie mit leisem Lächeln.

Er sah sie tief an. „Immer spricht Ihr Mißtrauen. Aber wenn wir schon bei dem Begriffe Heilanstalt bleiben —“

Sie schnitt seine Erörterung ab. „Gehen wir zu Ihren Rosen,“ meinte sie leichthin.

So traten sie in den Ziergarten. Und hier machte er sie jetzt ganz wie einer, der nur unterhalten will, auf die Vorzüge seiner Lieblinge aufmerksam, hier einer Noisette-, einer Remontant-, dort einer Kapuzinerrose.

Sie bemerkte: „Kapuziner und Rose, das will für mich nicht zusammengehn.“

„Wie meinen Sie?“

Sollte sie ihm derb und wahrhaftig erklären, daß die beiden an Wohlgefallen für Auge und Nase sich kaum miteinander verbinden ließen?

Schon aber gingen seine Gedanken einen andern Weg. „Warum soll jemand, der

Digitized by Google

auf so vieles verzichtet, nicht an solcher Schönheit der Natur sich erfreuen?"

Er beugte sich zu einer Souvenir de la Malmaison, sie sah, wie seine Nüstern sich weideten, sehnsüchtig, sinnenfreudig, wie er das Süße einschlürfte mit halbgeschlossenen Lidern — fast mit dem trotzigen Recht eines Fordernden, fast mit der Anklage gegen das härene Gewand und das Büßertum, das auch sein Leben trug, verwandelt seine Züge, seine Haltung, der ganze Mensch ein anderer. Und sie fragte: ‚Ist es nicht Freude, was alle Kreatur sucht und will und braucht und wovon sie lebt?' Und dann kam der Zorn, daß dieser da sich sonst in einer Maske wohlgefiel.

Als er nun ein Loblied anhob auf die Rose, der Blumen Königin, widersprach sie ihm schroff. „Ich liebe nur die Rosen im Hag. Ich mag sie nicht, diese aufgeplusterten Gartenschönheiten."

„Und ihr Duft?"

„Nur die wilden Rosen duften. Dies hier ist Parfüm."

„Oh —"

„Diese gehören ins Boudoir. Ich lobe mir Wald und Heide."

Er blickte sie an und wehrte sich. Denn wie ein Vorwurf erhob es sich, und er wuchs in seine alte Haltung hinein.

„Das klingt fast, als wollten Sie aus diesen Rosen etwas ruchlos Erkünsteltes machen." Er holte die Gelehrsamkeit herbei, sprach von der Abstammung, redete von der Antike und vom Orient.

„Aber Sie hier machen doch Ihre Künste mit den Blumen," entgegnete sie. „Da muß doch erst aus der schönen, freien Natur ein Hochstamm herausgerissen werden. Dann schneiden Sie an dem herum und pfropfen ihm gewaltsam was ein, womit er nichts zu tun hat und nichts zu tun haben will. Und verkleben und umwickeln ihn und sind dann stolz auf dieses Corriger la nature."

„Gewiß bin ich stolz darauf! Ihr Schlagwort schreckt mich ganz und gar nicht. Die Natur verbessern — ist das nicht von je des Menschen Aufgabe gewesen? Nicht einmal zum Getreide hätte er es sonst gebracht. Und daß gerade meine Pflichten auf diesem Felde liegen —"

Sie stellte sich nicht seinen Blicken. Er verließ den Weg ins Bedeutungsvolle und kehrte zu seinen Rosen zurück. Aber aus dem Gärtnerischen stieg er nun auf in seine Welt. Er fragte sie, ob sie nicht wisse, daß die Rose die Blume der Madonna sei.

Sie wußte es nicht. Da belehrte er sie, und aus seiner Unterweisung strömte es über sie her von künstlerischer Verzückung. Die Maria im Rosenhag deutete er ihr, den Rosenkranz und auch der Dornen heiligen Mythos. Dabei fieberte es wie Askese über ihn hin.

Und dann zog er sie in seine Träume, seine Gesichte, seine Visionen. Daß jede Rose nach ihrer Farbe, nach dem Flaum und Schmelz ihrer Blätter, nach ihrer Blatt- und Blütenform einem besonderen der Madonnenbilder seelenverwandt sei, wie sie nach den Offenbarungen der frommen Meister in ihm lebten. Hier sei die geheimnisvolle Vermählung zwischen Kunst und Natur. So könne man Murillo und Dürer, Holbein und Giorgione, Giulio Romano, Ghirlandajo und Martin Schongauer in seinem Rosengarten wandeln sehen.

Und wieder ging eine Kraft von ihm aus, die sie einspann in seine Andacht.

Bei dem Namen Ghirlandajo hatte er haltgemacht. Jetzt traf sie ein heißer, unsicherer Blick, in dem ein Suchen war und ein Zurückbeben. Dann beugte er sich zu einem Strauch, pflückte eine purpurrote, jungerblühte Bourbonrose und überreichte sie ihr mit erst tastender, dann dringender, stoßender Hand.

Sie nahm die gebotene unwillkürlich, gedankenleer. Er blieb im Schweigen. Und um sie legten sich die Wolken dieses Geheimkults, ohne daß sie den Trieb spürte, durch seine Schleier hindurchzudringen. Eine Müdigkeit dämpfte ihr Wollen. Ihr Sinn ruhte aus in einer leisen Betäubung, mit der Rosenduft und Symbolik sinnlich und übersinnlich zugleich sie einschlossen. So forschte sie nicht nach Zusammenhängen, die ihn von seinen Madonnen zu ihr gelangen ließen und ihr plötzlich eine Rose in die Hand gaben.

Und ohne Widerstand ließ sie sich von ihm führen, da sie auf eine Anhöhe gingen, den Sonnenuntergang zu betrachten.

Sie blickten in das rote Meer der Farben. Sie sahen den letzten Rubin erlöschen. Wie ein Mantel schlang sich um sie beide das weiche, wehe Violett des Verdämmerns. Es war ein stilles, verhaltenes Beieinander,

Digitized by Google

für ihn der Zusammenschluß in Geben und Empfangen, in Schutz und Bedürftigkeit. Für sie aber dämmerte schon die Nähe des Kämpfens und Ringens. Und seine Haltung war es, was sie aus ihrer Duldsamkeit aufweckte. Sie sah es ihm an, wie er so auf der Höhe stand und in den Abendschein sich hob, was an Genugtuung und Selbstzufriedenheit in ihm wirkte.

Sie fühlte, wie sein Hochmut sich steifte, dieses Selbstgefühl, das von der Heuchelei nicht weit abwohnte. Weshalb war sie hier geblieben? Wollte sie ihn nicht herunterholen von seinem falschen Prophetensitz?

‚Durch deine Selbsterhöhung, durch dein fernes, grausames Vonoben hast du mir mein Leben zerbrochen! Wenn ich dich das entgelten lassen könnte!‘ so sprach ihr Haß.

Und wieder kamen die Zweifel. ‚Bist du nicht doch viel mehr, als meine Rachsucht sich träumen läßt? Ist nicht mehr in deiner Welt, als meine Welt begreift?‘

Und die alten Schauer kamen über sie, die sie zu ihm hindrängten, gerade weil sie sie von ihm schreckten, — im Kreislauf der Kräfte.

Er empfand es, wie etwas in ihr nach ihm suchte, wie sie ihm näher rückte, und freute sich blindlings eines Gewinnes, eines Geschenkes für sein Leben, einer Erfüllung der schmerzlichsten Wünsche, einer Erlösung von den Qualen des Irrewerdens an seinem Beruf, seiner Sendung, seiner Macht über die Seelen.

Über die Seelen, — nun ja, wenn er diese eine vor den andern mit besonderer Hingabe sich erkor — es war ein Besonderes dabei — von dem Madonnenbilde her — eine Musik die in die Phantasie sich wob — nun ja! ‚Aber du, o Schöpfer, du gabst mir die Phantasie, gabst mir das Ohr für solche Musik — und eine Seele ist zu retten — und rette ich sie, so rette ich sie für dich —!‘

So taumelt er noch zwischen Wahrheit und Lüge. Und erst allmählich findet er den Mut zu ehrlicher Frage. ‚Fühle ich nicht eine Freude an der leiblichen Hülle? Habe ich nicht mein Wohlgefallen an der Schönheit? Sind wir damit nicht beim Weibe?‘

Gut denn! Er reckte sich. Mann und Weib — ist das nicht Gottes Wille, ist das nicht seiner Schöpfung Sinn und Inbegriff —? —

Er sah auf die Weggenossin — sie war bleich und matt von dem Gang. Gleich bot er ihr den Arm, sie nahm ihn ohne Zögern. Dieses Zusammen durchströmte ihn mit dem Glück: ‚Nun bist du ihr Beschützer, ihr Freund bist du — und sie, sie läßt sich von dir beschützen, sie will deine Nähe.‘ So flutete es durch ihn hin.

‚Menschenähnlich wird dieser Zauberer und Zeichendeuter bei näherer Betrachtung,‘ so gab sie sich zu wissen. ‚Er dräut nicht aus den Wolken — er schreitet neben mir auf gleicher Bahn. Und er forscht nicht und fordert nicht. Er hält sich so, als wolle er schirmen und heilen.‘

So forschte sie selbst nicht mehr und ließ ihre Gedanken ruhn. Die große Müdigkeit kam über sie und gab ihr traumlosen Schlaf, die ganze Nacht.

Am andern Morgen weckt es sie wie ein Kampfruf, der in ihr anschwillt. ‚Ich bin nicht hier, mich auszuruhn. Mich zu befreien, bin ich hergekommen. Ihn zu überwinden, hab' ich mich an ihn gehängt.

‚Wenn er jetzt andere Weisen spielt, sollen die mich betören? Und halten sie dem Vergangenen stand? Reckt sich das nicht wieder auf gegen mich mit seiner wilden, düstern Feindschaft! Und wer thront darüber — nach wie vor — ein Verkünder des Gerichts — ein Gewaltiger und Überwältiger —?‘

Da in dem Glas steht die Rose, die er ihr geschenkt, ganz wie ein Kavalier überreicht hat. Doch ein unheimlicher Ritter, hinter dem der Feuerschweif einer heilig-unheiligen Inbrunst herzieht.

‚Ist sie unheilig — ist sie irdisch — ist sie den Sinnen untertan, das will ich ergründen. Darüber muß ich Gewißheit haben. In dieser Gewißheit ist die Kraft, die mich befreit.‘

Sie sehen sich am Tage nur bei den Mahlzeiten. Auch heute legt sein Amt Beschlag auf ihn. Der Abend aber bringt sie wieder mehr zueinander.

Er kehrt zu ihr zurück, von Sehnsucht getragen. In seiner Tagesarbeit hat der Gedanke gelebt an das, was er zu Hause für sich hütete. Nun grüßt die Frau all sein Denken und all sein Fühlen.

Nach dem Abendessen, da Frau Burwig zur Ruhe gegangen ist, sitzen sie bei einander im Garten. Ein leiser, warmer Nebel

Digitized by Google

zieht von der See. In gedämpftem Licht schwimmen die Sterne. Von Rosenluft zittert die Nacht.

Die Nähe des Weibes bebt hinein in des Mannes Sinne. Nun lebt es in ihm auf von neuen Farben, ein Glanz blüht empor und sprüht Funken in sein Blut. All das Zärtliche, Suchende, Werbende, das so lange betäubt, so lange mißhandelt, so lange abgeleitet war zu geistigem Feuer, es will erwachen und ans Licht mit junger, unverbrauchter Kraft.

Er neigt sich zu ihr — und jäh preßt er die brennenden Augen auf ihre Hand — dann die fiebernden Lippen.

Bewegungslos sitzt sie. Die leiseste Regung — sie fühlt es, sie weiß es — und seine zuckenden Arme reißen sie an seine Brust.

Bewegungslos. Und die Gedanken fliegen. Jetzt hat sie ihn. So ist er. Nicht anders als die andern. Der Prophet, der Richter, der Zwingherr über die Seelen! ‚Wo ist dein Thron geblieben — deine überwältigende Höhe, du Verweser des Gewissens! Weißt du nicht, was ich getan habe? Und willst du nun der dritte sein?‘

Warum eigentlich nicht? Durch ihren Hohn wettert es wie der flüchtige Blitz eines Verlangens, einer Neubegier, — der Wüstling — der Sinnierer — der Asket — der dritte gewiß ein Seltenes und Besonderes —

Ein Schwingen ihrer Nerven — kaum ihr selbst bewußt und schon verflogen — er aber hat es verspürt. Seine Hände packen ihre Schultern. Sein Kopf drängt nach ihrem Hals. Da springt sie auf, streckt sich, als würfe sie etwas ab, und geht aus dem Garten.

Er starrt ihr nach, erschreckt, geschlagen, und sitzt in Betäubung. Dann rafft es ihn empor, und er flieht nach der andern Seite, über die Felder, an die See. In der Ecke der Welt findet er sich wieder. Und gerade an dieser Stätte, die ihm furchtbar alles Geschehene bezeugt, kommt er zu einer starken Ruhe, die über dem Vergangenen ist.

‚Durch meine Liebe führe ich dich und mich zum Vergessen. Meine Liebe — ja, Glut ist in ihr, Leidenschaft ist in ihr — ich schäm' mich ihrer nicht!

‚Wenn sie ungebärdig sich gab — ich bin so ungeschickt als Werbender.‘ — Fast lacht er sich aus. ‚Dich hat es verstört — daß ich so wild auf dich eindrang, — du brauchst Zeit, den Gedanken zu durchleben und dich zu mir zu gesellen. Aber ich lasse dich nicht!

‚Und ich glaube, glaube meiner Macht!

‚Und ich lasse dich nicht!‘

Er ist hinabgeschritten zum Strand und wandert durch die Nacht, ohne Ziel, gedankenlos jetzt und sorgenfrei. Das Schreiten gibt ihm Stille und Zuversicht.

Schreitet, bis ihn die Müdigkeit der späten Stunde zum Rasten nötigt.

Er setzt sich in die Dünen, legt sich in den Sand. Wie oft hat er hier zu nächtlicher Weile nach schweren Kämpfen sich von der Brandung in Schlaf rauschen lassen.

Als er aufwacht, fangen die Sterne an zu bleichen. Schlaftrunken macht er sich auf den Heimweg.

Es dämmert in ihm auf, was sein Haus für ihn birgt — verheißend, beseligend —

Frau Burwig tritt ihm entgegen, blaß wie der Morgenhimmel.

„Frau von Rotenfüer hat in der Nacht das Haus verlassen," berichtet sie angstvoll.

Er begreift nicht gleich. Dann stürzt er die Treppe hinauf in das Giebelzimmer.

Leer. Auf dem Tisch liegt ein Schreiben.

Er bricht es auf. In dem Frühlicht verschwimmen die Buchstaben. Dann enträtseln seine zuckenden Augen mit Not die Worte: „Der, der die Schrecken dieses Landes verwaltet, ist auch bloß ein Mann. Nun bin ich los und kann gehn."

Das liest er wieder. Jetzt sind die Schriftzüge hart und klar. Und liest doch nicht den Sinn.. Dann aber durchbohrt es ihn, das helle Verstehn. Er sinkt an den Tisch, seine Glieder fliegen, es wackelt sein Kopf, und stammelnde Laute klappern zwischen den Zähnen.

Ist dies das Ende?

Eine Schreckensherrschaft hat er geübt, in ein Gefängnis sie gesperrt, die Furcht, das Grauen hat sie zu ihm gebracht, in der Zärtlichkeit ist seine Macht zerronnen.

Als hätte sie gar mit List sich an ihn gemacht, ihre Ketten zu lösen —! Nein, nur das nicht —! —

Ein wirrer Augenblick hat sie geschlagen und verstört — zu gewaltig war ihr Erleben — sie ist nicht Herrin ihrer selbst und braucht Hilfe nach wie vor — mehr jetzt als je —

‚Meine Hilfe!‘ Er richtet sich in die Höhe. Die alte Entschlußkraft trägt ihn.

Digitized by Google

Das alte Selbstgefühl. ‚Sie kann noch nicht weit sein. Ich suche sie mir. Ich hole sie mir. Heimfinden soll sich die Irrende! Mein Dasein ihre Heimat!‘

Er fuhr in die Stadt. Ihren Brief trug er bei sich als seinen Reisepaß. Und las ihn wieder. „Der, der die Schrecken dieses Landes verwaltet, ist auch bloß ein Mann. Nun bin ich los und kann gehn.“ Und wieder krampfte es ihn zusammen.

Stieg daraus nicht der jubelnde Laut einer Befreiten auf, mit Lachen und Verlachen? Dann kam wieder alles überstrahlend seine Selbstherrlichkeit auf, und in ihm fieberte der Trieb des Verfolgers.

Er fand von ihr keine Spur in der Stadt. Doch Ditmar traf er, den Wartenden.

Was sie sich fragen, was sie sich sagen sollten, die beiden Männer wußten es nicht. Derweil flog sie, die Frau, weiter in die Welt, zu der sie ihren Schlüssel gefunden hatte.

Diese beiden Männer, die Todfeinde waren und es nicht bekennen durften, weil sie das Geheimste hüten mußten, Todfeinde, die sich vernichten mußten und sich nicht bekämpfen durften, Feinde, die Genossen waren, Genossen, die dasselbe suchten, die sich zugleich helfen und hindern wollten — und durften das eine nicht und das andere nicht — das Leben, in eines Weibes Gestalt, lacht über die beiden, über ihr Miteinander, ihr Gegeneinander.

Ditmar blieb und wartete. Morbrand fuhr wie ein Irrwisch durch die Lande, die Kreuz und die Quer. Keiner bekam sie. Sie blieb verschollen.

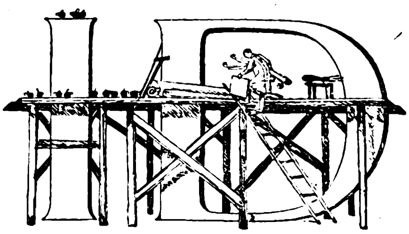
⁂ ⁂ ⁂

Eberhard Morbrand kehrte heim, ein kranker Mann. Das fressende Feuer verzehrte sein Blut. „Er war wie ein Vergifteter,“ schrieb Pastor Michelsen von Sassendorf, der Nachbarspfarrer, der ihn zeitweilig vertreten und ihm zur Seite sein mußte, in sein Tagebuch.

Krank war er, aber zerbrochen war sein Feuergeist nicht. Noch heftiger zuckte die Glut seines Glaubenseifers gegen die andern als gegen sich selbst. Um so wilder zwischendurch die Verzückungen seiner jagenden Sehnsucht, seiner Phantasie, der flammengepeitschten.

„So brannte er sich selbst zu Asche,“ schrieb der Berater und Freund. „Gegen Ende seines Lebens kam es mit der ‚Ermüdung als wie eine größere Ruhe über ihn. Dann hatte er auch seine stillen, nachdenklichen Stunden. Einmal sprach er es aus: ‚Ein Meteor ist durch mein Leben geflogen und hat es versengt.‘ Sonsten redete er nie mehr von der Frau, um die er den Kampf seines Lebens gekämpfet hatte in Licht und Dunkel, in Wahrhaftigkeit, Verblendung und Trug, maßen wir nun einmal alle in die Irre gehen. Gerüchten, so über ihr weiteres Schicksal ins Land kamen — es hieß, sie sei nach Frankreich ausgewandert und spiele da in den freigeistigen Kreisen der Revolution eine Rolle — sotanen Gerüchten, wofern sie überhaupt an sein Ohr gelangten, forschete er nicht weiter nach. Unter den geistlichen Fragen, über die wir des Zwiespruches pflogen, beschäftigte ihn am meisten und immer wieder das menschliche Gewissen. Dabei er denn auch einmal seines alten Widerparts gedachte, des Herrn von Rotenfüer, von dem er die bitterüblen Worte wiedergab: ‚Alle Menschen gedeihen zu mehr oder weniger großen Gewissenskünstlern — und glauben Sie mir, je mehr man auf dem Gewissen hat, um so leichter trägt es sich!‘ — ‚Das war ein Mensch,‘ fügte Morbrand hinzu und suchte nach Worten, nach flammenden und verdammenden. Wonach er jedoch Zorn und Stimme sinken ließ. ‚Ein Mensch — auch er ein Mensch.‘ Und er sprach das große versöhnliche Wort: ‚Ein ecce homo auch hier!‘ Und meinte weiter: ‚Der in seinem schwimmenden Sarg taugte nun allerdings nicht zum Gottesgericht. Er konnte kein Gewissenskündiger sein. Hm ja, — der schwimmende Sarg. An was alles mahnt er uns? Wes allen ist er ein Symbol? Für alle umschließt er eine Bedeutung, allen kann er ein Menetekel sein.‘ Darauf er dann sehr lebhaft zu wissen gab: ‚Ich will einen schwimmenden Sarg stiften für meine Hardeslaffer Kirche. Dort soll er unter den Schiffen aufgehängt werden. Und ich werde dann eine Predigt über ihn halten, ich glaube, sie wird mir wohl gelingen!‘ Der Sarg kam in die Kirche. Zur selbigen Stunde, kaum daß er dort unter den Schiffen an seinen Platz gehoben worden, entschwebte Pastor Morbrands unsterblicher Teil in die Ewigkeit. Ward also die Predigt, mit der seine Gedanken bis in die letzten Stunden umgingen, nicht mehr gehalten.“

Digitized by Google



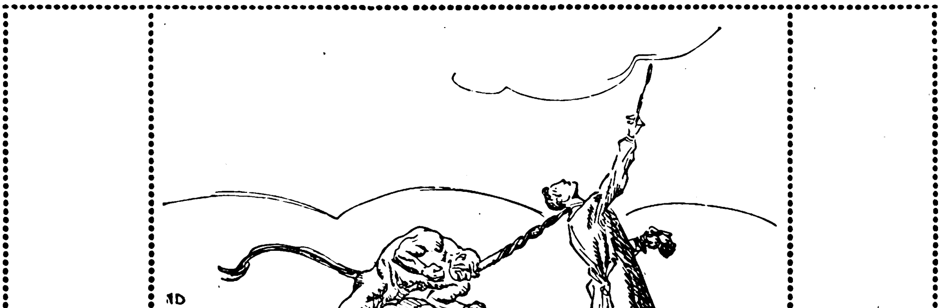
WIE EIN DECKENGEMÄLDE ENTSTEHT

VON RICHARD BRAUNGART

Den boshaften Leuten, zu denen manchmal auch der Schreiber dieser Zeilen gehört, macht es bei Führungen durch Schlösser oder Kirchen weit mehr Vergnügen, das Publikum zu beobachten, als die schönen Dinge zu betrachten, die der führende Beamte oder Kastellan mit mehr oder weniger Beredsamkeit anpreist. Und ganz besonders lustig ist es, den Leuten zuzusehen, wenn sie ein Deckengemälde ‚besichtigen'. In diesem Augenblick sehen selbst die gescheitesten Leute oft sehr drollig aus; denn es ist nicht so einfach, würdig dreinzusehen, wenn man mit offenem Munde und schmerzendem Genick senkrecht in die Höhe starrt.

Es ist aber durchaus nicht nur die unbequeme Stellung daran schuld, daß so viele Betrachter von Deckengemälden einen nicht gerade übermäßig gescheiten Eindruck machen. Weit häufiger, als man denkt, kommt auch noch hinzu, daß der Betrachter sich hier einer Sache gegenübersieht, die ihn, so sehr ihm auch Einzelnes gefallen mag, doch als Ganzes fremd berührt. Ursache hierfür: man hat keine Ahnung, wie eigentlich so ein Deckengemälde entsteht und wie es da hinaufkommt. Das Wissen des Laien — des echten Laien, der nicht dilettiert, sondern nur Liebhaber ist — sein Wissen von technischen Dingen in der Kunst pflegt schon im allgemeinen recht mangelhaft zu sein. Man bekäme zuweilen Erstaunliches zu hören, fragte man irgendeinen Bekannten, wie er sich das Werden eines einfachen, mit Öl auf Leinwand gemalten Bildes eigentlich vorstelle. Und nun gar ein Deckengemälde! Da verläßt fast alle das Wissen, das sie sich von solchen Dingen in der Schule oder irgendwo draußen im Leben erworben haben. Und es ist deshalb ohne weiteres anzunehmen, daß mancher dankbar sein wird, wenn er einmal einiges darüber erfährt.

Den unmittelbaren Anlaß zu diesen Ausführungen gibt ein neues Deckengemälde von Professor Julius Diez, dem weitbekannten Münchner Meister der dekorativen Malerei. Dieses Bild ist nicht wie so viele Deckenbilder geringeren Umfangs im Atelier auf Leinwand gemalt und dann auf die Decke aufgeklebt, sondern unmittelbar auf den frischen Kalk gemalt, also ein echtes Fresko (fresco = frisch). Es schmückt die Decke des Ehrensaales des neuen Deutschen Museums für Wissenschaft und Technik in München, dessen Grundsteinlegung schon vor etwa fünf-



Digitized by Google

Figur der Technik

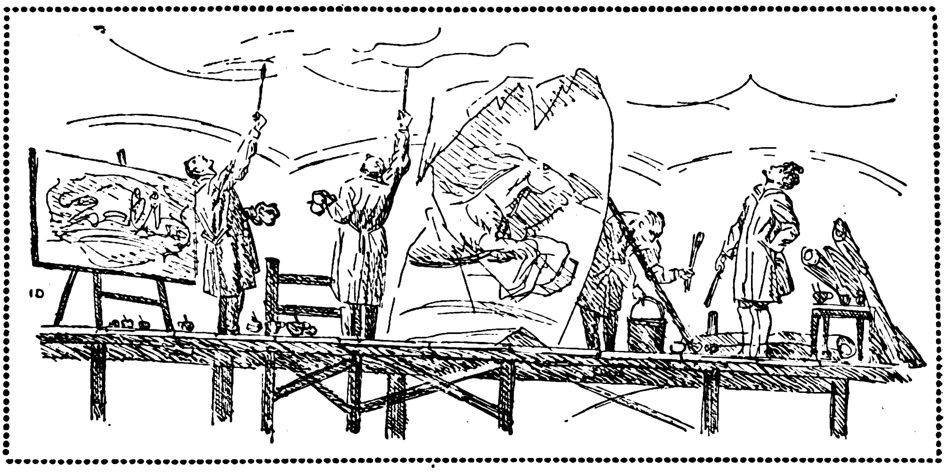
dern und so dem Ganzen erst das rechte Gleichgewicht geben. Vorläufig freilich fehlt das, was ausgeglichen werden soll, noch vollständig; mit andern Worten: der ganze Saal befindet sich noch im Urzustand, und nur das Bild mit seiner Umrahmung und der anschließenden Gewölbeleibung ist im Sommer 1919 — in den Monaten Juli bis September — fertiggestellt worden.

Die Größe des Bildes selbst ist 9:6 m, die der ganzen Decke 16:9 m. Das Bild ist in einen tiefblauen Himmel eingebettet, auf dessen Grunde goldene Sterne leuchten und von dem sich in Stuck aufgetragene vergoldete Tierkreiszeichen abheben. Die Idee des Bildes aber ist, daß die Wissenschaft (in purpurnem und goldenem Gewand) mit der nackten, grünlich, fast schemenhaft schimmern-

zehn Jahren stattgefunden hat, das sich aber aus vielerlei Ursachen noch immer in einem ruinenähnlichen Rohbauzustand befindet.

Besagter Ehrensaal ist von dem unlängst verstorbenen Münchner Architekten Emanuel von Seidl entworfen, der nach dem Tode seines älteren Bruders Gabriel von Seidl die Bauleitung des Museums übernommen hatte. Er ist streng klassizistisch gedacht und soll mit grauem Marmor verkleidet werden. In die Wände sollen Inschrifttafeln mit den Büsten berühmter Forscher eingelassen werden. Die Gesamtwirkung des Raumes wird also ernste Feierlichkeit sein. Und dazu soll nun das Bild von Diez einen hellen Ober- und Begleitton leihen. Oder, malerisch ausgedrückt: es soll durch Farbe und Helligkeit das Grau der Wände usw. mil-

Gruppe der Zeit und Wissenschaft



den Zeit über einen Lichtbogen schreitet, gefolgt von der Technik, die in flatterndem blauem Mantel den beiden nacheilt und ihre Fackel an der Fackel der Wissenschaft entzündet (d. h. die Technik holt sich Anregungen bei der Wissenschaft); im Hintergrunde stürmen, auf bläulich-purpurnem Grunde, die weißen, schimmernden Rosse der Zeit mit wehenden Mähnen und schnaubenden Nüstern vorüber.

Wie ist nun dieses Gemälde entstanden? Wir wollen auf die Frage so antworten, daß wir damit zugleich auch zu der allgemein gehaltenen Fassung des Themas im Titel Stellung genommen haben. Also: das erste ist, daß der Künstler, der das Deckengemälde ausführen soll, vor ein plastisches Modell des Raumes gestellt wird, für den das Bild bestimmt ist. An diesem Modell wird u. a. etwas sehr Wichtiges ausprobiert: wie groß nämlich die Figuren des Gemäldes im Verhältnis zum Raum sein dürfen, damit sie nicht zu mächtig, aber auch nicht zu klein wirken. Das ist gar nicht leicht festzustellen, und es werden deshalb mit ausgeschnittenen Figuren so lange Versuche angestellt, bis der Künstler das richtige Verhältnis von Raum und Bild gefunden hat. (Daß, bevor der Künstler an diese Arbeit gehen kann, bereits ein Entwurf zu dem Bild vorliegen muß, ist selbstverständlich und deshalb gar nicht besonders erwähnt worden.) Ist also diese Vorarbeit nach Wunsch erledigt, dann führt der Künstler das Gemälde zunächst einmal als Entwurf im Maßstab 1:10 aus. In unserem Falle ist der Entwurf der Gesamtdecke mit der Tierkreisumrahmung in diesem Maßstab gehalten. Dann folgt ein Entwurf im Verhältnis von 1:5. Auch diese Entwicklungsstufe des Diezschen Deckengemäldes, nach der dann die Ausführung erfolgte, ist hier abgebildet. Ein Vergleich der beiden Zustände macht sofort große Unterschiede sichtbar, und man begreift nun wohl auch, daß es für den Schöpfer eines solchen Bildes nicht anders möglich ist, seinem Ziel immer näher zu kommen, als daß er die Einzelheiten in immer größerem Maßstab entwirft. Hält man die beiden Entwürfe nebeneinander, so scheint es freilich, als sei der erste leichter, schwebender, durchsichtiger; der zweite erscheint daneben fast schwer und zu materiell. Aber das ist doch nur eine Täuschung, die hauptsächlich durch das Fehlen der Farbe bei der Wiedergabe bewirkt wird. Die Wahrheit ist vielmehr, daß der zweite, endgültige Entwurf seinem Zwecke ungleich besser entspricht als der erste, der wohl als Staffeleibild günstiger wirkt, als Deckengemälde aber, vor allem an der Stelle, für die er bestimmt war, unmöglich und vollkommen unwirksam gewesen wäre. Bemerkt sei noch, daß der Fertigstellung des zweiten, endgültigen Entwurfs die Modellstudien für die Figuren vorangegangen sind.

Nach dieser Vorlage wird dann mit der Herstellung der Kartons für alles Figürliche in der Größe, die diese Figuren auf dem Bilde haben sollen, begonnen. Das ist eine Arbeit, die mit äußerster Genauigkeit ausgeführt werden muß. Da gibt es kein Flunkern und kein geniales ‚Schwimmen', sondern jeder Strich und jeder Fleck muß genauestens an seinem Platz stehen, wenn nicht alles aus den Fugen gehen soll. Unter diesen Kartons muß man sich allerdings nichts Festes und Steifes vorstellen, wie das Wort eigentlich vermuten läßt. Sie bestehen aus verhältnismäßig dünnem Zeichenpapier, da sie ja dazu dienen sollen, die Zeichnung auf die Decke zu übertragen. Doch davon soll gleich die Rede sein.

Unterdessen muß natürlich die Kalkdecke selbst längst gebrauchsfertig, d. h. weiß getüncht und trocken sein. Und es muß ein (in unserm Falle 14 m hohes) Gerüst aufgestellt worden sein, dessen oberster, zur Arbeit bestimmter, jederzeit leicht und rasch abzumontierender Bretterboden gerade so

Digitized by Google

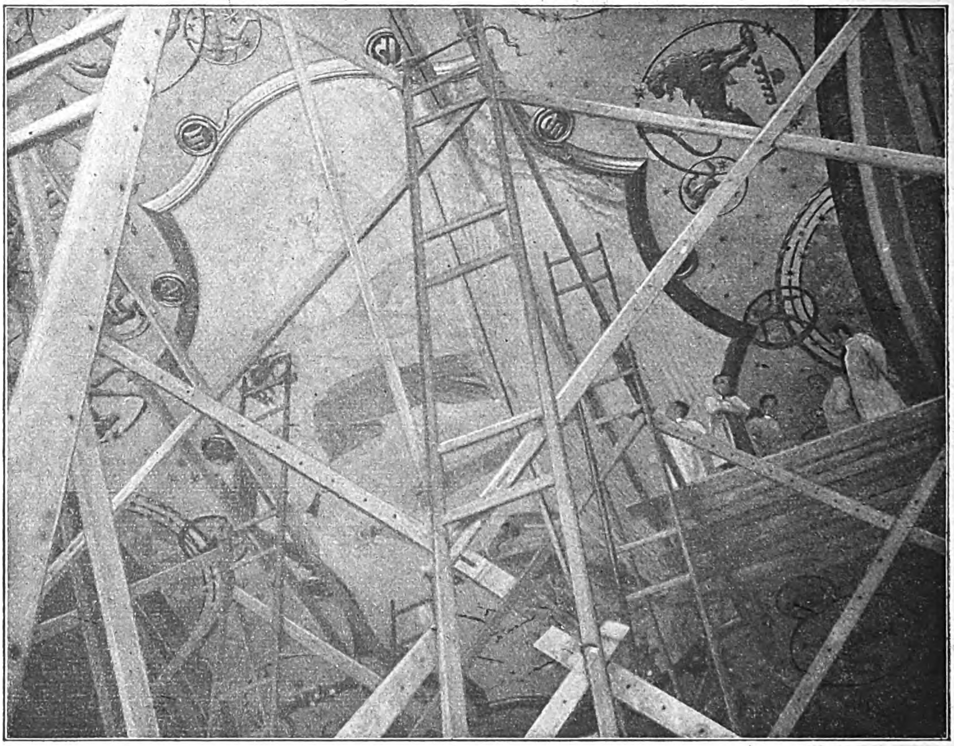
Entwurf der Gesamtdecke: Bild mit plastischer Umrahmung

Digitized by Google

Entwurf, nach dem die Ausführung erfolgte

Digitized by Google

weit von der Decke entfernt ist, daß ein aufrecht stehender Mann mit erhobenem, gestrecktem Arm malen kann. Sind diese Vorbereitungen beendet, so werden die Kartons geradelt, d. h. sämtliche Konturen werden mit einem scharfen, gezähnten Rädchen nachgefahren. Dann werden die Kartons von einer Anzahl Leuten an die Decke angepreßt, und andere fahren mit dem Pausbeutel, der mit Kohlenstaub gefüllt ist, sämtliche Linien nach. Da diese Linien durch das Rädchen durchlöchert sind, so drückt sich ein Gewirr von punktierten Linien — die Umrißzeichnung — auf dem Grunde ab, der vorher der Hohlkehle ausgeführt) sämtliche Farbtöne gemischt. Das geschieht in kleinen Töpfen, die in großer Zahl auf einem mächtigen Tisch bereit stehen. Auch Pinsel in genügender Menge warten dort auf ihre Verwendung. Und nun geht's los. In die aufgepauste Umrißzeichnung, die auch schon die Farbenflächen in deutlicher Begrenzung angibt, wird Ton für Ton eingesetzt, bis das Bild in der ersten Anlage (Untermalung) fertig ist. Die Hauptschwierigkeiten, die sich dabei ergeben, liegen in der zu geringen oder zu starken Saugfähigkeit des Grundes und daran, daß die Kaseïnfarben, mit denen



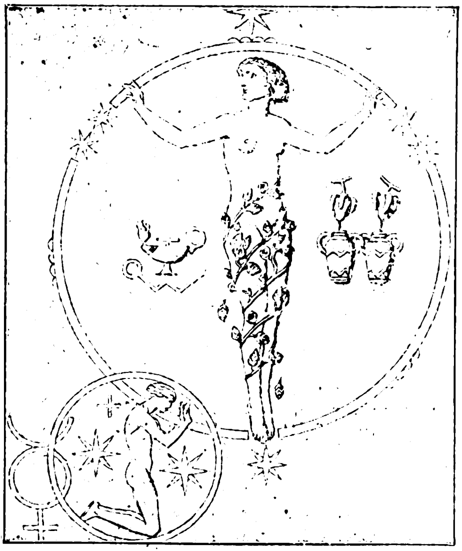
Auf dem Gerüst im Ehrensaal des Deutschen Museums zu München

schon leicht (im vorliegenden Falle rötlich) getönt worden ist. Auch diese Arbeit ist wie alles, was mit einem Deckengemälde zusammenhängt, mühsam und erfordert äußerste Genauigkeit.

Nun beginnt die eigentliche Malarbeit. Daß man, anfänglich wenigstens, bei solchen Riesenflächen mit der Palette nichts auszurichten vermag, begreift sich leicht. Es wird also eine andere, umfangreichere ‚Palette' vorbereitet. Nämlich: unter der Leitung des Meisters werden nach der Skizze von ihm selbst und seinen Gehilfen (das Museumsbild hat Diez mit zwei Schülern gemalt; gleichzeitig haben zwei weitere Schüler die Umrahmung und eine Reihe von Symbolen in solche Bilder gemalt zu werden pflegen, wie die Temperafarben ganz anders — meist viel heller — auftrocknen, als sie aufgetragen werden. Es kann also vorkommen, daß ein und derselbe Farbton zwei-, drei-, ja fünf- und sechsmal aufgetragen werden muß, bis der gewünschte Tonwert erreicht ist! Dazu kommen noch allerlei andere Unbequemlichkeiten. Vor allem muß von allen Mitarbeitern das Schmerzen des Genicks überwunden werden, das eine Folge des beständigen Streckens des Halses ist. Die ‚Krisis' pflegt am dritten Tage einzutreten. Dann sind die Hals- und Genickmuskeln an die Dehnung gewöhnt, und man spürt keinen Schmerz mehr. Ungefähr so lange pflegt

Digitized by Google

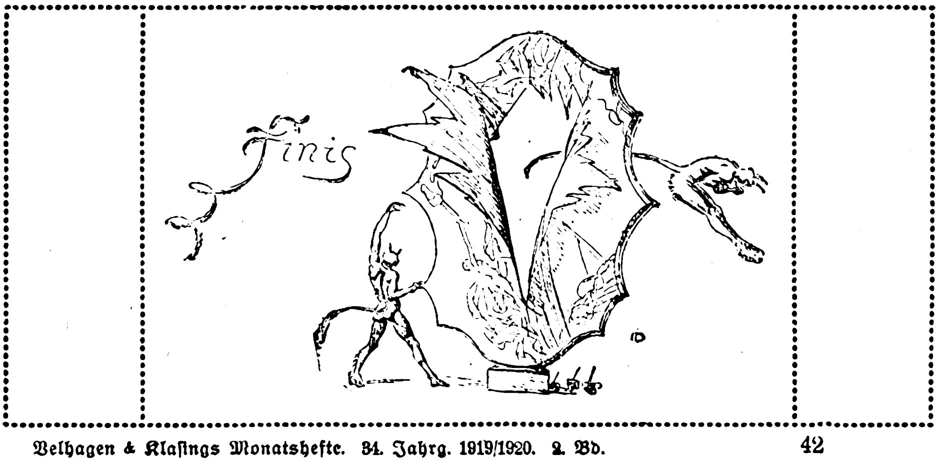
es übrigens auch zu dauern, bis man sich an den Anblick der großen Figuren und ihrer aus so unmittelbarer Nähe wunderlich genug wirkenden Verkürzungen gewöhnt hat.



Einzelheit aus der Umrahmung

Selbstverständlich müssen Meister und Gehilfen immer wieder von Zeit zu Zeit zu ihrem Werk Abstand nehmen. Das heißt: Teile des Bretterbodens werden herausgenommen, so daß man das Bild vom Saalboden aus sehen kann. Dabei ergibt sich dann oft, daß Töne, die aus unmittelbarer Nähe vollkommen richtig und jedenfalls genügend stark erschienen sind, von unten ganz anders oder zu schwach wirken. Das muß alles langwierig und mühsam ausgeglichen werden. (Besonders viel Arbeit hat bei dem Diezschen Bilde der purpurn schimmernde Grund des Bildes selbst und der aus verschieden starken Tönen gemischte tiefblaue Sternenhimmel der Umrahmung gemacht.) Erst ganz zum Schluß kommt dann die Überarbeitung des Bildes mit dem feineren Pinsel und der Palette. Dabei werden z. B. alle Einzelheiten der Akte und Gewänder durchgebildet. Und es ist selbstverständlich, daß auch diese Arbeit nur unter beständiger Prüfung aus der Entfernung, d. h. vom Saalboden aus, zu einem guten Ende geführt werden kann.

Haben die letzten Proben ergeben, daß jeder Farbton in der gewünschten Stärke sitzt, daß die Fläche vollkommen gleichmäßig durchgebildet ist und vor allem auch die Helligkeiten und Dunkelheiten harmonisch gegeneinander abgestimmt sind, dann kann das Gerüst abgebrochen werden. Das Gemälde ist fertig, und die Arbeit von etwa zwei Monaten — solange hat Diez mit seinen Gehilfen zur Fertigstellung seines Deckenbildes gebraucht — kann beginnen, ihre Schuldigkeit zu tun. In diesem besonderen Falle freilich wird das Bild, wenn das Gerüst entfernt ist, vorerst nur wie ein Fremdkörper, etwa wie ein verirrter Riesenschmetterling in einer Felsenhöhle, wirken. Es fehlt ihm noch der Ausgleich durch die Architektur und durch die Gesamtstimmung des Raumes, die, wie bereits erwähnt, bei der Farbengebung genauestens in Rechnung gezogen worden sind. Wer den Saalentwurf gesehen hat und einiges Vorstellungsvermögen besitzt, wird ja den endgültigen Anblick des Raumes mit dem Deckenbild in der Phantasie für sich vorwegnehmen können. Die anderen aber werden warten müssen, bis alles fertig ist. Wann das freilich der Fall sein wird, heute kann niemand wissen. Jedenfalls kann Professor Julius Diez mit Befriedigung auf seine Mühe und Arbeit zurückblicken. Er hat mit diesem Gemälde sein Werk bereichert, und die Leser werden es ihm danken, daß er es in diesen Heften zeigt und mit ein paar drolligen Zeichnungen auch von der Plage plaudert, die es ihm und seinen Gesellen bereitet hat.



Digitized by Google

Die Bedeutung Südamerikas für unsere Wirtschaft

Von Prof. Dr. Adalbert Hämel

Die wirtschaftliche Bedeutung Südamerikas liegt in den allerdings bisher immer noch zu wenig ausgenützten natürlichen Hilfsquellen des Landes: seinen Wäldern, seiner Landwirtschaft und Viehzucht, seinem Reichtum an Mineralien. Um die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Landes würdigen zu können, beachte man, daß Südamerika ungefähr ein Achtel der gesamten Erdoberfläche einnimmt, daß Argentinien allein fünfmal, Brasilien gar fünfzehneinhalbmal so groß wie Deutschland ist, daß aber diese ungeheuren Flächen eine weit zahlreichere Bevölkerung ernähren könnten; denn alle südamerikanischen Staaten zusammen zählen sogar noch 10 Millionen weniger Einwohner als das so beträchtlich kleinere Deutschland.

Südamerika ist vor allem Rohstoffland für die übrigen Länder der Erde. Als solches kommen hauptsächlich seine natürlichen Erzeugnisse zur Ausfuhr. Die heimische Industrie, die erst im Werden begriffen ist, vermag die reichen Schätze des Landes noch nicht ausgiebig zu verwerten. Welches sind nun die Schätze jener ungeheuren südamerikanischen Gebiete, die gerade augenblicklich für so manchen unserer deutschen Volksgenossen den Zauberklang eines fernen Märchenreiches tragen?

Da sind zunächst die reichen Waldbestände Brasiliens (134 Mill. ha, Deutschland 14 Mill. ha), die Urwälder Argentiniens, Paraguays und Venezuelas, die besonders in den tropischen Gegenden reich an Heil- und Nutzpflanzen sind und den für Brasilien nach dem Kaffee wichtigsten Ausfuhrartikel liefern: den Kautschuk. Die Gewinnung des Kautschuks ist allerdings etwas mühsam. Die Bäume wachsen nicht in Beständen, sondern nur vereinzelt, auch ist ihre Ausnützung dadurch erschwert, daß sie in einem ungesunden, von Europäern gemiedenen Klima gedeihen. Das Amazonas- und Paragebiet sind die Hauptlieferanten in Kautschuk für die Vereinigten Staaten, für England und Frankreich. Über Liverpool und London kommt brasilianischer Rohgummi auch nach Deutschland.

Neben dem Kautschuk ist es vor allem das Holz des Quebrachobaums, das auch vor dem Kriege in beträchtlichen Mengen in Hamburg eingeführt wurde. Der Quebrachobaum kommt hauptsächlich in Argentinien und Paraguay vor. Sein Holz dient als Gerbmaterial. Paraguay zieht überhaupt großen Nutzen aus seinem Holzreichtum. Die Ausfuhr an Nutzhölzern nimmt dort die dritte Stelle unter den Exportartikeln ein und macht die Hälfte des ganzen Ausfuhrwertes aus. Es beginnt aber auch bereits die einheimische Industrie den Holzreichtum des Landes zu verwerten.

In bezug auf landwirtschaftliche Erzeugnisse nimmt, wie allgemein bekannt ist, Argentinien die erste Stelle ein. Es hat sich allmählich zu einer Weltkornkammer entwickelt. Der Argentinier baut vor allem Weizen, daneben Mais, Lein und andere Getreidesorten. An eine völlige Ausnützung des zur Verfügung stehenden Landes ist jedoch noch lange nicht zu denken; denn die noch anbaufähige Fläche für Weizen wird auf 400000 qkm, die für Mais auf 340000 ha geschätzt, während bisher schon 6870000 ha mit Weizen, 1300000 ha mit Lein bebaut sind. Solche Zahlen beweisen am deutlichsten, welche Bedeutung Argentinien für die Weltversorgung mit Getreide hat und haben wird. Vor dem Kriege bezog Deutschland nur einen geringen Teil (siebzehneinhalb Prozent) seines Bedarfes an ausländischem Weizen aus Argentinien. In Mais dagegen war Argentinien für uns das wichtigste Lieferungsland. An Lein stellt es für Europa den größten Anteil von allen für die Ausfuhr in Betracht kommenden Ländern. Argentiniens Anbaufläche an Lein ist die größte der Welt. Auch Hafer sendet uns Südamerika in ziemlichen Mengen über die See.

Man fragt sich aber, welches die Veranlassung sein könnte, daß trotz der ungeahnt günstigen Entwicklungsmöglichkeiten des argentinischen Ackerbaus die Besiedelung des Landes nur sehr langsam vorwärtsschreitet. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß sich die Großgrundbesitzer zum größten Teil weigern, die riesigen Ländereien ihres Besitzes zu verkaufen. Sie ziehen das Verpachten vor. Die Folge davon ist, daß der Wert von Grund und Boden in den letzten Jahren bedeutend in die Höhe gegangen ist.

Digitized by Google

Die Tatsache, daß auch der unbebaute Boden in festen Händen liegt, hat auf die Einwanderung von Kolonisten nur hemmend wirken können. So entstand ein großer Mangel an Arbeitskräften, der die Löhne um das Doppelte in die Höhe trieb. Überhaupt ist der Verdienst der Landwirte nicht so glänzend, wie wir ihn vielleicht erwarten. Obwohl z. B. das Erntejahr 1917/18 eines der besten gewesen ist, so mußte doch die Zeitung „La Prensa" in einem zusammenfassenden Bericht vom 1. Januar 1919 schreiben, daß die Teuerungspreise für alle Bedürfnisse der Landwirtschaft bis herab zur Notwendigkeit, die Getreidemengen wegen Frachtraummangels an den Verschiffungspunkten lange zu lagern, die eigenen Gestehungskosten erheblich anschwellen ließen. Infolge der kurzsichtigen Bodenpolitik ist der Gegensatz zwischen reich und arm in Argentinien besonders scharf ausgeprägt.

Das wichtigste Erzeugnis Südamerikas, namentlich Brasiliens, Kolumbiens und Venezuelas ist der Kaffee. Brasilien führt im Durchschnitt 10 Mill. Sack zu 60 kg jährlich aus. Vor dem Kriege war Hamburg nach Neuyork der wichtigste Einfuhrhafen für brasilianischen Kaffee, und Deutschland nahm als Absatzgebiet die zweite Stelle ein. Welch ungeheure Bedeutung Brasilien für die Kaffeeerzeugung der Welt hat, ist schon allein daraus zu erkennen, daß von der Welternte 1911/12, die 17,37 Mill. Sack betrug, Brasilien allein 13 Mill. lieferte. Während des Krieges ist die Kaffeeausfuhr stark zurückgegangen. Die Gesamtweltproduktion ist von 20 Mill. Sack im Jahre 1915/16 auf 16 Mill. im Jahre 1916/17 gefallen. Infolgedessen hat die brasilianische Regierung jetzt auch anderen landwirtschaftlichen Produkten erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Baumwolle, Tabak und Zucker werden in größeren Mengen erzeugt als vor dem Kriege.

Ein Drittel der Welterzeugung von Kakao stammt aus Südamerika, zum Teil auch aus Brasilien, dann aus Venezuela, vor allem aber aus Ecuador, dessen wichtigsten Ausfuhrgegenstand der Kakao bildet. Im Jahre 1918 wurden dort 49 Mill. kg verschifft. Durch die längere Dauer des Weltkrieges hatte wohl kaum eine südamerikanische Republik so zu leiden wie Ecuador. Auf Kakao konnte man in den kriegführenden Ländern verzichten. Die Folge war, daß die Einnahmen des Staates und privater Besitzer stark zurückgingen. Mit der Beendigung des Krieges wurde die Nachfrage nach Kakao größer, und der Absatz von Ecuadors wichtigstem Erzeugnis hat wieder mehr begonnen. Vor dem Kriege hatte Deutschland von allen europäischen Ländern den meisten Bedarf von Kakao aus Ecuador (1913: 4 Mill. kg). Während des Krieges ist der Bedarf Nordamerikas bedeutend gestiegen, doch hat er die durch das Ausscheiden der mitteleuropäischen Märkte entstandenen Verluste nicht ausgleichen können.

Die Tabakerzeugung ist, außer in Brasilien, Paraguay und Kolumbien, in Südamerika noch zu wenig entwickelt. Die eigentlichen Weltlieferanten sind die Vereinigten Staaten von Amerika, die die halbe Welternte stellen, und Niederländisch-Indien. Aber auch in Südamerika wären alle Bedingungen für eine gedeihliche Tabakgewinnung gegeben.

Für Baumwolle sind die Vereinigten Staaten zu gefährliche Konkurrenten, als daß Südamerika bis jetzt dagegen hätte aufkommen können. Die Baumwolle aus Peru wird zwar sehr geschätzt, doch ist die Ausfuhr noch nicht recht bedeutend. Das Hauptanbaugebiet ist auch hier wieder Brasilien, das mit zwei Prozent an der Weltversorgung beteiligt ist. Es ist immerhin möglich, daß die Vereinigten Staaten den Bedarf Deutschlands an Baumwolle auf die Dauer nicht werden befriedigen können, da Nordamerika jetzt schon allein zwei Drittel seiner eigenen Erzeugung verbraucht und die Nachfrage nach Baumwolle immer größer wird. In Argentinien ist die Baumwollkultur in steigender Entwicklung begriffen. Während im Jahre 1895 nur 879 ha angebaut wurden, waren es 1914 schon 3300 ha. Die Bedingungen für die Baumwollpflanzungen sind nach dem Urteil von Fachleuten in Argentinien, vor allem in der Provinz Chaco, zum Teil sogar günstiger als in den Vereinigten Staaten. Die argentinische Baumwolle hat außerdem auch noch den Vorteil, daß sie bereits im Mai auf den Markt kommt, während die übrigen baumwollfördernden Länder erst im August mit der Ernte beginnen können. Das Klima und der Boden von Paraguay sind ebenfalls für Baumwollkultur vorzüglich geeignet. Trotz dieser ausgezeichneten Bedingungen steckt die Erzeugung noch in den Anfängen, die Entwicklung geht aber rasch vorwärts, und man kann wohl vorhersagen, daß Baumwolle von Paraguay in Kürze auf dem Weltmarkt mit konkurrieren wird.

Der Anbau von Zuckerrohr nimmt besonders in Argentinien ständig an Verbreitung zu. Während der Kriegszeit haben vor allem die Zuckerraffinerien in Chile großen Nutzen aus der allgemeinen Lage gezogen, trotzdem dort kein Zuckerrohr und nur wenig Zuckerrüben gebaut werden, das Rohmaterial also von auswärts, namentlich aus Peru, bezogen werden mußte.

Digitized by Google

Mächtigen Aufschwung nimmt der Weinbau in den argentinischen Provinzen Mendoza, San Juan, Catamarca und Rioja. In Mendoza ist die Anbaufläche von 6740 ha im Jahre 1888 auf 72892 ha im Jahre 1914 gestiegen. Im Zusammenhange mit der Kultur der Rebe entwickelte sich die Weinindustrie, die zum größten Teil in den Händen von Aktiengesellschaften ist, bei deren Gründung in hervorragendem Maße auch europäisches Kapital beteiligt war. Die Ausfuhr an Wein betrug im Jahre 1911 nur 3490 Liter, stieg aber bereits im Jahre 1915 auf 862000 Liter, um in den folgenden Kriegsjahren 1916 und 1917 sogar die riesige Höhe von 5,8 und 3,4 Mill. Litern zu erreichen.

Der südamerikanischen Viehzucht stehen noch große Entwicklungsmöglichkeiten offen. Die ungeheuren Weideflächen sind bis jetzt noch viel zu wenig ausgenutzt. Wenn auch die Viehzucht in ganz Südamerika verbreitet ist, so ist das Land der Zukunft auch hier in erster Linie Argentinien, und zwar sind es die Küstenprovinzen, in denen die günstigsten Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung gegeben sind. Argentinien ist der Hauptsitz der Pferdezucht, hat bis jetzt schon den höchsten Schafbestand der Welt und steht an vierter Stelle der Weltstatistik mit seiner Rindviehzucht. Merkwürdig wenig entwickelt ist dagegen die Schweinezucht; Deutschland allein hat achtmal soviel Schweine als Argentinien. An günstigen Vorbedingungen fehlt es aber dort keineswegs; im Gegenteil. Der stete Aufenthalt der Tiere im Freien und in der Sonne schützt sie vor dem bei uns so häufigen Rotlauf. Während des Krieges ist die Nachfrage nach argentinischem Schweinefleisch bedeutend gestiegen (von 299 Tonnen Ausfuhr im Jahre 1914 auf 4335 im Jahre 1917). Die Ziegenzucht ist ebenfalls, besonders in den gebirgigen Gegenden Südamerikas, stark verbreitet. Die Geflügelzucht steckt dagegen noch sehr in den Anfängen. Die Gefrierfleischindustrie könnte für die Fleischversorgung Europas von großer Bedeutung werden, nachdem Rußland auf absehbare Zeit nicht in der Lage sein wird, das übrige Europa mit Fleisch zu versorgen. Vierzig Prozent seines Bedarfes hat bereits England vor dem Kriege aus Argentinien bezogen, Frankreich und Italien haben während des Krieges große Mengen Gefrierfleisch eingeführt, und im November 1918 ist in Hamburg eine Gesellschaft gegründet worden, die Gefrierfleisch auch nach Deutschland einführen will. Weltbekannt ist die in Fray Bentos am Uruguay eingerichtete Fleischextraktfabrik nach Liebigs Verfahren, die täglich 2500 Rinder aus Uruguay, Paraguay und Argentinien verarbeitet. In Uruguay hat sich während des Krieges auch die Konservenindustrie sehr entwickelt. Frankreich war und ist der beste Abnehmer für diese Produkte. Die Häuteausfuhr ist besonders in Brasilien, Bolivien, Ecuador und Paraguay sehr bedeutend. In Chile gehört die Gerberei zu den wichtigsten Industrien des Landes. Sattlereien, Kofferfabriken, Schuhfabriken haben sich während des Krieges kräftig weiterentwickeln können.

Unermeßlich sind die Bodenschätze in Südamerika. Da nur ein ganz geringer Teil bis jetzt erschlossen ist, steht den südamerikanischen Freistaaten auch auf diesem Gebiete eine ungeahnte Entwicklung bevor. Zunächst fehlt es immer noch an den nötigen Unternehmern und dem dazu gehörigen Kapital. Es ist doch mehr als auffallend, daß ein von der Natur so reich bedachtes Land wie Brasilien an der Ausfuhr von Mineralprodukten, ebenso wie Paraguay, noch immer sehr wenig beteiligt ist. Argentinien hat nicht viel mehr als Kohle zu vergeben, Ecuador und Kolumbien führen in der Hauptsache nur Gold aus, Chile, Peru und vor allem Bolivien sind dagegen vielseitiger. In Chile treffen achtundachtzig Prozent, in Bolivien sechsundachtzig Prozent der gesamten Ausfuhr auf Mineralien.

Chiles wichtigster Ausfuhrartikel ist Salpeter. Er ist die Hauptquelle der Einnahmen des Landes. Der Salpeterreichtum Chiles wird auf 100 Millionen Tonnen geschätzt. Die salpeterhaltigen Gebiete umfassen beinahe 200000 qkm, von denen bis jetzt nicht einmal 6000 qkm untersucht sind. An der Gewinnung ist einheimisches und ausländisches, vor allem englisches Kapital beteiligt. Auch in anderen Gegenden Südamerikas wird Salpeter gefunden, aber in so geringen Mengen, daß sich die Ausbeute nicht lohnt, Chile beherrscht also tatsächlich die Salpetergewinnung. Der Krieg hat die Salpeterindustrie jedoch zunächst sehr ungünstig beeinflußt. Die Betriebe gingen infolge des Mangels an Schiffsraum, des Ausfalls der Lieferungen an kriegführende Länder bedeutend zurück. Der Bedarf an Salpeter zur Herstellung von Sprengstoffen wurde aber im Verlaufe des Krieges immer größer, so daß die Preise ungeahnte Höhen erreichten. Inwieweit die Stickstoffgewinnung aus der Luft Chiles Salpeterindustrie und infolgedessen den Außenhandel des Landes beeinflussen wird, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen.

Die Förderung von Zinn ließe sich noch bedeutend steigern. Bis jetzt liefert Bolivien ein Fünftel des Weltverbrauchs. Auch für

Digitized by Google

die Gewinnung von Kupfer sind die Entwicklungsmöglichkeiten günstig. Die Hälfte der gesamten Welterzeugung liefern bis jetzt die Vereinigten Staaten, aber Südamerika, vor allem Chile, Peru und Bolivien bieten noch reiche Möglichkeiten der Entfaltung.

Nur zwei Prozent aller Goldförderung treffen auf Südamerika. Kolumbien, Ecuador, Venezuela und Peru liefern jährlich für 47 Millionen Gold zur Ausfuhr. Gold ist aber in viel größeren Mengen vorhanden, und es liegt nur an der Art der Ausbeutung und an der Unterstützung kapitalkräftiger Kreise, um eine Steigerung der Erzeugung herbeizuführen.

Silber wird etwas mehr gefördert, nämlich fünfeinhalb Prozent der Welterzeugung. Das alte Silberland Peru nimmt hier die erste Stelle ein und gestaltet seine Ausfuhr an Silber immer reicher. Trotz der wachsenden Transportschwierigkeiten hat Peru während des Krieges seinen Außenhandel bedeutend heben können.

Auch über ausgedehnte Quecksilberlager verfügt Südamerika. Doch ist die Ausfuhr in der letzten Zeit zurückgegangen.

Für Platin war bis vor dem Kriege Rußland der Hauptlieferant. Es deckte fünf Sechstel des Weltbedarfes. Da die Ausfuhr von Platin aus Rußland zunächst nicht in Frage kommt, dürfte es nicht überflüssig sein, auf den großen Reichtum an Platin hinzuweisen, den Kolumbien besitzt. Dieser südamerikanische Freistaat hat, was für künftige Handelsbeziehungen nicht ohne Bedeutung sein dürfte, wie Argentinien und Chile, bis zum Schlusse des Weltkrieges seine Neutralität gewahrt. Die Ausbeute an Platin ist dort ständig im Wachsen begriffen. Schon während des Krieges haben die Vereinigten Staaten, nachdem der russische Markt verschlossen war, ihren ganzen Bedarf an Platin in Kolumbien gedeckt.

Daß sich die Diamantgewinnung in Brasilien und Kolumbien noch nicht reicher hat entfalten können, liegt wieder nur an der zu wenig zweckmäßigen Art der Gewinnung, Auch die Ausnützung der Smaragdgruben steckt noch in den Anfängen. Die erst seit etwa zwanzig Jahren betriebene Förderung von Manganerz in Brasilien hat sich rasch gehoben. Brasilien steht schon an dritter Stelle der manganfördernden Länder. Das brasilianische Erz enthält siebzig Prozent metallisches Eisen und gehört somit zu dem reichsten Eisenmineral der Welt. Es kommt so häufig vor, daß Brasilien alle Eisenhütten der Welt jahrhundertelang damit versorgen könnte. Ohne Zweifel wird gerade jetzt nach dem Kriege die wirtschaftliche Verwertung des brasilianischen Erzes ungeheure Bedeutung gewinnen.

Erdöle für die Ausfuhr lieferte vor dem Kriege nur Peru. Englisches und amerikanisches Kapital hat hier bereits Hand auf die Gewinnung des Petroleums gelegt. Auch die Bohrungen in Kolumbien, die immer mehr Erfolg versprechen, sind in den Händen von englischen und amerikanischen Gesellschaften. In Argentinien und Brasilien haben die Regierungen klugerweise die Ausbeutung selbst in die Hand genommen.

Der unermeßliche Reichtum lockt natürlich auch viele Deutsche nach Südamerika, die dort ihr Glück versuchen wollen. Freilich wären, wie schon oben erwähnt wurde, infolge der ausgedehnten unbewohnten Landstriche, vielseitige Besiedelungsmöglichkeiten gegeben. Auch dürfte es, wie aus unseren Ausführungen erhellt, zum Besten der Weltwirtschaft dienen, wenn diese so reichen Gebiete ausgiebig dem Handel erschlossen würden. Aber nur wer einen starken Rückhalt in der Heimat oder an kapitalkräftigen Kreisen besitzt, nur wer im voraus weiß, welche Verhältnisse ihn jenseits des Ozeans erwarten, nur wer auch die Schattenseiten des Aufenthalts über der großen See kennt, kann es wagen, die Ausreise anzutreten, und wird in der Neuen Welt vor Enttäuschungen bewahrt bleiben. Die soziale Fürsorge, deren sich Deutschland erfreut, kennt Südamerika nicht. Hier heißt es auf eigenen Füßen stehen, wenn man nicht zugrunde gehen will. Denn die Konkurrenz mit den Einheimischen und den ihnen verwandten eingewanderten Romanen, die weitaus die Mehrzahl der Einwohner ausmachen, darf nicht übersehen werden. Vor allem aber ist eine mehr als oberflächliche Kenntnis der spanischen oder für Brasilien der portugiesischen Sprache unerläßlich. Nur wer gewillt ist, angestrengt, ohne Ruh und Rast zu arbeiten, wird sich in Südamerika emporschwingen können. Jede eingehende Betrachtung der südamerikanischen Wirtschaftslage zeigt, daß diese Länder Zukunftsstaaten sind. Es ist ratsam, wenn wir sie augenblicklich noch wie Märchenländer zauberisch uns rufen lassen. Erst muß der Deutsche sich wieder im Rat der Völker den Sitz erringen, der ihm gebührt, und dann wandere, wer Lust und Mut hat, an den Amazonasstrom oder zum Fuß der Cordilleren. Denn nur wenn ihm das Vaterland auch in der Ferne Halt und Stütze zu bieten vermag, wird es dem Auswanderer möglich sein, die Schätze des Westens zum eigenen Nutzen, zum Vorteil des Vaterlandes und zum Wohle der Menschheit zu heben.

Digitized by Google

Die größte Gefahr

Novelle von Ossip Schubin

(Schluß)

Der Amerikaner fuhr zu erzählen fort: „Anfang Juli war's! Eine dumpfe Schwüle lastete auf der Bowerie, zugleich mit einem ekelhaften Gestank von verstopften Kanälen. Um die Stunde, wo ich gewöhnlich meine Arbeit in der vermaledeiten Schenke antrat, fand ich die Gooseberry aus einem Zeitungsblatt vorlesend in einer Ecke, rings um sie herum die Bediensteten und ein paar Stammgäste der Wirtschaft. Sie machten alle lange Hälse. ‚Was gibt's? Um was handelt sich's?' fragte ich einen alten Kellner, der sich, von der Aufregung unberührt, damit beschäftigte, die Tische vorzubereiten.

„‚Ach, irgendein alter Geizkragen ist in San Franzisko ermordet worden. Geschieht ihm ganz recht! Es scheint, daß große Posten von Wertpapieren aus seiner Kasse geraubt worden sind! Er war einer der ärgsten Arbeiterschinder von Kalifornien!'

„‚Hat man keine Ahnung, wer der Mörder ist?' fragte ich und setzte mich, weil mir die Beine schwach geworden waren.

„‚Man vermutet einen Neger, den der Alte kürzlich hat durchpeitschen lassen — der Neger ist verhaftet worden!'

„Ich atmete auf.

„‚Glaubt ihr an den Neger?' fragte mein Freund Tim Bredy. ‚Der Neger ist bereits auf freien Fuß gesetzt,' bemerkte ein anderer. ‚Man verfolgt jetzt eine neue Spur.'

„‚Welche?' fragte Tim.

„‚Zwei verschiedene Spuren. Einen irischen Kellner hat man festgenommen und einen Franzosen, der ehemals Laufbursche bei dem Alten war und den er wegen einer Dummheit auf die Straße gesetzt hat!'

„‚Na, beteiligt mag er dran gewesen sein an dem Einbruch — geplant hat er ihn nicht!' erklärte Tim.

„‚Wieso? Warum glaubst du?'

„‚Weil der Raub mit ungeheurer Genialität durchgeführt worden ist!'

„‚Und der Mord?' stammelte ich.

„‚Der war nicht beabsichtigt, war Notwehr,' behauptete Tim. ‚Der Alte muß gerade dazugekommen sein, als man seine Kasse leerte. Da hat ihn einer niedergeknallt, ein Meisterschuß — mitten ins Herz.'

„Mir war schlecht geworden. Ein Schwindel hatte mich gepackt. Ich mußte in den Hinterhof hinaus, um etwas frische Luft zu schöpfen. Hm, frische Luft in einem Backyard in der Bowerie! Na, besser als die von Gin, Rauch und menschlicher Ausdünstung verpestete Atmosphäre im Lokal war sie doch. Tim kam mir nach. ‚Willst du mir etwas Wasser auf den Kopf pumpen?' ersuchte ich ihn. Ich steckte meinen Kopf unter das Rohr, er pumpte gewaltig, aber es nützte alles nichts.

„‚Tim,' bat ich, ‚willst du heute meine Arbeit übernehmen? Mir ist zu miserabel!'

„‚All right, my boy — ich versteh'!'

„‚Was verstehst du?' fuhr ich ihn an.

„‚Nichts ... das sagte ich nur so!' Er lachte breit, sagte dann, sich auf die Brust klopfend: ‚Bank of England, du weißt!' und er drehte sich auf dem Absatz um und ließ mich allein.

„Ich ging nach Haus. Meine Glieder versagten mir bei jedem Schritt. Ehe ich die baufällige Baracke erreichte, in der sich hoch oben, knapp unter dem Dach, mein Unterschlupf befand, kaufte ich mir eine Flasche Gin. Mühsam schleppte ich mich die Treppe hinauf. Auf jedem Treppenabsatz blieb ich stehen, sagte mir: ‚Es ist unmöglich,' und schämte mich für meinen Verdacht. Oben angelangt, sperrte ich meine Tür hinter mir ab, was sonst nicht meine Gewohnheit war. Wovor hätt' ich mich fürchten sollen? Diesmal wollte ich ungestört bleiben.

„‚Es ist unmöglich,' sagte ich. — Dann machte ich mich daran, die mitgebrachte Flasche zu entkorken. Ein Pfropfenzieher und ein Revolver waren die einzigen Luxusgegenstände, über die ich verfügte. Ich zögerte noch ein paar Minuten. — Seit meiner Freundschaft mit dem Kid hatte ich mir den Suff abgewöhnt. ‚Es ist unmöglich,' sagte ich noch einmal. — Dann steckte ich den Flaschenhals in meinen Mund. Ich betrank mich systematisch, bestialisch!

„War je einer von Ihnen betrunken? Meine Herren, Sie lachen! Ich meine, so bis zur völligen absichtlichen Betäubung des Bewußtseins betrunken? Hm, 's ist ein törichtes Experiment, man hat nichts Gutes davon. Erinnern Sie sich vielleicht, mit welchen heimtückischen Spitzfindigkeiten das Bewußtsein sich dafür an uns rächt, daß wir es für eine Zeitspanne ersticken? Was für häßliche Gespenster uns durch die Seele schleichen, wenn es darin zu dämmern be-

Digitized by Google

ginnt, hämisch grinsende Gespenster, die mit boshaften Fingern nicht nur auf alle scheußlichen Dinge deuten, die wir vergessen wollten, sondern uns allerhand enthüllen, an dem wir bis dahin einfältig und verständnislos vorübergelebt hatten. ‚Hast du denn wirklich nicht begriffen,‘ höhnen die Gespenster, ‚wirklich nicht, was das bedeutet — und jenes — und weißt du noch den Abend und erinnerst du dich an das Wort und an das häßliche Lachen ... und — und ...?‘ Die Erinnerungen flackern uns durchs Gemüt, verzerrt, bald grell, bald schattenhaft wie ein böser Traum, der sich an unserm Heiligsten vergreift! Wir kämpfen dagegen, wollen uns herausringen, wollen erwachen; ... dann aber wird's heller und heller in uns, unsere ganze Seele ist plötzlich voll nüchternen Lichts, das nichts schont, das jedes an sich unwesentliche kleine Ereignis in unserer Vergangenheit enthüllt und in Beziehung zu dem Schrecklichen bringt, dem unsere Gedanken ausweichen wollen.

„Man kann nicht mehr ausbiegen. Aus der unheimlichen, andeutenden Ahnung ist eine grausam deutliche Tatsache geworden. Man ist wach! Gräßlich! Noch einmal durchmachen möcht' ich's nicht. Arg genug, sich zu erinnern.

„Als das nüchterne Tageslicht mir in die Fenster grinste, war von meiner Trunkenheit nichts mehr übrig als ein brennender Durst, ein stechender Kopfschmerz und die beschriebene Hellsichtigkeit. Es fing an, mir in der Brust zu klopfen, daß mir der Atem verging. Mein Herz fühlte sich an wie ein Amboß, auf den man mit einem glühenden Hammer losgeschlagen hatte. Jeder Schlag ein rasender Schmerz. Plötzlich versagte mir der Atem, aber so, daß ich mit den Gliedern herumschlug wie bei einem Herzkrampf. Ein schrecklicher Gedanke war mir im Kopf aufgeblitzt: ‚Er hat dir ja doch nur schön getan, um dich in seine Gewalt zu bekommen und dich zu seinem Helfershelfer anzuwerben! Und wie er eingesehen hat, daß es damit nichts war, hat er dich links liegen lassen. Wirklich gemocht hat er dich nie! Es war alles Komödie, gemeine Berechnung!‘ — Das konnt' ich nicht aushalten. Lieber ein Ende machen. Ich griff nach meinem Revolver. Schon hatte ich zwei Patronen eingesetzt, mein Finger berührte den Hahn — als ich das leise Geräusch hörte, mit dem der Postmann einen Brief unter die Türe schiebt. Und da ... möchten Sie es glauben — was mich rettete, war ein Gefühl der Neugierde! Wie sich das Gefühl mitten durch meine Verzweiflung Bahn brach, mögen Ihnen die Herren Psychologen erklären — ich kann es nicht — kann Ihnen nur sagen, daß es so war.

„Briefe waren ein seltenes Ereignis in meinem Leben. Ich wendete mich um — und da vor der Türe lag einer. Den mußte ich mir noch besehen, ehe ich mir die Kugel durch den Kopf jagte, denn das war auch noch fürderhin meine feste Absicht. Kaum daß ich mich nach dem Brief gebückt hatte, merkte ich, daß er von ihm stammte. Er war in sorgsam ausgeführten Druckbuchstaben adressiert, den einzigen Schriftzeichen, die ich entziffern konnte. Ein Grauen zuckte in mir auf, aber es erstarb in der Sehnsucht nach ihm, erstarb in einem dringenden kläglichen Wunsch, der Brief möge eine Rechtfertigung für meinen angebeteten Wohltäter enthalten. Ich riß den Brief auf. Er enthielt eine Tausend- und eine Hundertdollar-Banknote. Das Geld verdroß mich. Ich schob es weg. Mühsam begann ich zu buchstabieren: ‚Mein lieber Junge! Die 100 Dollar sind für die Mutter von den zwei Kinderchen, die wir aufs Land geschickt haben. Die 1000 Dollar sind für Dich.‘ (Ich zitterte vor Wut, aber ich las weiter.) ‚Es ist wahrscheinlich ein Unglück für mich, aber ich hab' nun einmal eine starke Zuneigung zu Dir gefaßt. Ich bin endlich reich geworden und kann mich gottlob! vom Geschäft zurückziehen. Vor allem wär' mir darum zu tun, Deinem großen Talent die nötigen Entwicklungsbedingungen zu schaffen. Ursprünglich hatte ich die Absicht, dich persönlich abzuholen, um mit Dir die Reise nach dem entfernten Weltteil zu unternehmen, in dem ich mich mit Dir niederlassen will. Die Umstände aber haben sich derartig zugespitzt, daß ich nicht nach Neuyork zurück kann. — Darum schick' ich Dir das Geld, mit dem Du vorläufig die Reise nach Kapstadt unternehmen kannst. Später wollen wir sehen, wohin wir uns wenden. Von einem kannst Du überzeugt sein, daß ich von Dir nichts verlangen werde, das nicht — sagen wir, vor dem spießbürgerlichsten Polizeimannsstandpunkt bestehen könnte. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue, Dich wieder zu sehen! Dein Hid.

„In Kapstadt bitte ich Deine Adresse postlagernd zu hinterlassen. — Ich werde Dich sofort aufsuchen.

„Nein, es war kein Unglück für mich, Dir zu begegnen. Das hab' ich nur so hingeschmiert. Du warst der einzig anständige Einfluß in meiner ganzen Existenz, denn Du warst der einzige durch und durch instinktiv anständige Mensch, den ich je kennen gelernt habe.‘

Digitized by Google

„Jedes Wort bestätigte meinen schrecklichen Verdacht in Beziehung auf meinen Wohltäter. Und dennoch bereitete mir der Brief eine unbeschreibliche Freude und Erleichterung. — Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er eine warme, uneigennützige Zuneigung für mich gefaßt hatte. Diese Erkenntnis jauchzte alle meine anderen Bedenken nieder. Mochte er in den Augen der andern ein Verbrecher sein, für mich war er von einem Augenblick zum anderen ein Rächer der Armen, ein Wohltäter der von der Welt Verstoßenen geworden.

Ich sah ihn vor mir, wie ich ihn damals auf der Straße gesehen, das zarte, kränkliche kleine Mädchen auf dem Arm, hörte die weiche Stimme, mit der er ihr Mut zusprach; viele Züge warmer, mitfühlender Menschlichkeit, die ich nicht die Zeit gefunden, Ihnen zu berichten, meine Herren, fielen mir ein. Sein plötzliches Erbleichen und seine aufrichtige Entrüstung angesichts der jungen Kälber, die damals der Fleischbank entgegengetrieben wurden, und die Worte, die er daran knüpfte. Warum sollte man nicht einen alten Geizhals töten, um mit seinem Geld tausend traurigen, bedürftigen Menschen, denen er seine Unterstützung versagte, aus ihrem Elend herauszuhelfen? Warum in den Fällen, in denen das Gesetz eine natürliche Lösung hemmte, es nicht durchbrechen und sein eigenes Gesetz schaffen? Ganz überzeugend wirkte die Beweisführung freilich nicht. Immer wieder stieg das Grauen neuerdings daraus hervor. Aber trotzdem: ich war ihm verfallen mit Leib und Seele, und ehe eine Stunde vergangen war, stand der Entschluß bei mir fest, zu ihm zu halten durch dick und dünn und die Reise nach Kapstadt zu unternehmen.

„Am liebsten wäre ich gleich gegangen, um mein Billett für Kapstadt zu lösen, aber ich wußte ganz gut, daß das für unsereinen mit Förmlichkeiten verbunden war, denen ich auszuweichen versuchen mußte. — Die Tausend-Dollarnote zu wechseln war nicht leicht. Er hatte sie mir offenbar geschickt, weil er den Brief nicht durch kleine Banknoten beschweren wollte, und es meiner Schlauheit anheimgestellt, mich damit abzufinden.

„Nun, vor allem wollte ich der Mutter meiner kleinen Freunde die hundert Dollar bringen und hierauf einen tüchtigen Spaziergang machen. In der freien Luft draußen würde mir am ehesten etwas einfallen, sagte ich mir.

„Ich ging zu der Mutter der Kinder, brachte ihr das Geld und sagte, es käme von dem großmütigen Herrn, der ihre Kinder aufs Land geschickt hätte und der sie auffordern lasse, ihnen zu folgen. Sie sagte: ‚Gott segne ihn,‘ und küßte das Geld. Ich aber machte mich aus dem Staub, nachdem ich Mrs. Higgins aufgefordert hatte, ihren neuen Reichtum zu verschweigen, was sie wohl ohnedies getan hätte, da, wenn er ruchbar geworden wäre, sie zuviel davon hätte abgeben müssen. Sie sehen, die Gefahr war mir sehr nahe.

„Ich begab mich auf einen Spaziergang, d. h. ich streckte die Beine und bewegte mich vorwärts. Irgendeinem Ziel strebte ich nicht zu, nur ruhigen Straßen, in denen ich ungestört würde nachdenken können über die Ausführung meines festgefaßten Entschlusses.

„Es war wahnsinnig heiß. Ich kam nicht recht vom Fleck. Endlich erreichte ich einen Platz, den ich früher nie bemerkt hatte und in dessen einer Ecke eine mächtige alte Platane ihren Schatten kühlend über das von Hitze zerspringende Pflaster breitete. Ich sah mich um und bemerkte, daß der Platz von schäbigen, schlecht bewohnten Häusern eingefaßt war und auf eine schmale Gasse hinausmündete. Auf der Wand eines der Häuser, von denen sich der Mörtel so massenhaft löste, daß es wie von einem bösen Ausschlag verwüstet aussah, war eine Hand aufgemalt, die nach dem Gäßchen wies, und neben der Hand waren mit grellen Teerstreifen in Druckschrift zwei Worte aufgemalt: ‚Beauties lane.‘ Hm, das klang vielversprechend, beschäftigte mich aber nicht weiter ... Ich hatte unter der Platane eine Bank entdeckt, auf der ließ ich mich nieder.

„Ich war todmüde, vielleicht von der übermäßigen Aufregung, vielleicht noch von meinem kaum ernüchterten Rausch. — Nach wenigen Minuten schlief ich fest.

„Ein lautes, rohes Gelächter weckte mich. Ich richtete mich auf. Da vor dem Eingang des Gäßchens sah ich ein halb Dutzend baumstarker Lümmel, die den Weg versperrten, wogegen sich ein Häuflein junger Mädel halb herausfordernd, halb unwillig wehrte.

„‚Maut zahlen, Maut zahlen,‘ riefen die Burschen, und schon hatte einer von ihnen eine der Schönen an sich gerissen, eine rotwangige Brünette mit blitzenden Augen und Zähnen, die ihm erst mit großer Handfertigkeit zwei Ohrfeigen versetzte, worauf sie sich ganz gehörig von ihm küssen ließ. Dann gestattete er ihr ohne weitere Hinderlichkeiten ihres Weges zu ziehen. Dasselbe Spiel wiederholte sich mit mehreren anderen von den Mädeln.

„Ich war mit einem Unbehagen erwacht, das meinen fest gefaßten Entschluß unan-

Digitized by Google

„Du Licht in dunkler Nacht"
Farbige Originallithographie aus dem Zyklus
„An meine Mutter" von Sidonie Springer

Digitized by Google

Digitized by Google

genehm überschattete. Ich brauchte eine Ablenkung von den, wie ich mir einredete, schwächlichen Bedenken, die sich in mir regten. Weiber, im brutalsten Sinn des Wortes, waren damals mein Lebenselement. Ich gesellte mich zu den Burschen, küßte mich nach Herzenslust satt an ein paar Dingern, die mir geradezu in die Arme gelaufen waren.

„‚Hört, Jungen,‘ rief ich, ‚geht das alle Tage hier so zu?‘

„‚Alle Tage,‘ rief ein älterer Mann, der, eine Pfeife im Mund, zugesehen und nicht mitgetan hatte. ‚Alle Tage. Um diese Stunde kommen die Mädel aus der Fabrik dort‘ — er drehte den Kopf nach einer Seite des Platzes — ‚und die Lehrerinnen kommen aus der Volksschule in Washington Square. Die Fabrikmädel machen nicht viele Geschichten. Die Lehrerinnen spreizen sich. Küssen lassen sie sich auch, grad so gern wie die andern, sie müssen sich nur selber weismachen, daß sie sich nicht helfen konnten. Ah, da sind die Lehrerinnen!‘

„Ich lief natürlich auf die hübscheste zu, um auszuprobieren, ob er recht gehabt hatte. Leider ... Indessen waren die andern Burschen eifersüchtig geworden, ich gehörte nicht zu ihrem Clan, sie ärgerten sich über meine Erfolge. Ich erklärte mich bereit, mit einem nach dem andern zu boxen, und war gerade im Begriff, meinen Rock auszuziehen, als noch ein junges Mädchen erschien.

„Der Atem stockte mir. Ich schämte mich für meine Hemdärmel, in aller Eile streifte ich meinen Rock an. Sofort merkte ich, daß die ganz anders als die andern war. Kaum mittelgroß, war ihre Gestalt dürftig entwickelt, die eine Schulter ein wenig höher als die andere und doch, welche Anmut! Der Körper war ganz nebensächlich bei ihr, die Hauptsache war die Seele. Die Seele war so stark, daß sie den dürftigen Körper wie eine Alabasterlampe durchleuchtete. Ich habe zahllose Bilder von ihr gezeichnet, später gemalt, sie sind alle ähnlich — gerecht wird ihr keins. — Ihre Arme waren zu lang und auch die Hände zu lang und schmal, wie das bei etwas verwachsenen Menschen fast immer der Fall ist. Auch ihr Gesichtchen war zu lang, besonders das Kinn, im übrigen war's regelmäßig gebildet, aber daran dachte man gar nicht, nur der Ausdruck fesselte. Um den Mund schwebte ein liebes, freundliches, tapferes Lächeln, ein Lächeln, mit dem sie sich und der ganzen Menschheit Mut zulächelte, die Nase feingeformt, etwas spitz, verriet eine alles Gewöhnliche ablehnende, innere Vornehmheit, eine angeborene Feinheit des Geschmacks, aber die Nase war der landläufigste Zug in ihrem Gesichtchen. Ganz einzigartig waren die Augen, Augen so blau, so tief und doch so durchsichtig, so rein, wie ich keine andern Augen je gesehen. Und das Merkwürdigste war der Blick, ein so langer, weit hinschwebender Blick, ein Blick, der an allem Häßlichen vorbei und über die gemeine Wirklichkeit hinüber das Göttliche im Menschen sah. Zu einem einfachen, aber sehr niedlichen blauen Sommerkleidchen mit breitem, weißem Kragen trug sie den schwarzen Hut der Mitglieder der Heilsarmee. Jeder kennt den Hut. Sie hinkte ein wenig, ging aber ziemlich rasch, auf einen Stock gestützt.

„Sofort versperrten die Strolche ihr den Weg, nicht daß sie ihnen sonderlich gefiel, dazu war sie viel zu zart — aber sie ergötzten sich an ihrer Angst.

„‚Maut zahlen, Maut zahlen,‘ riefen sie alle.

„‚Lassen Sie mich durch!‘“ erwiderte sie kurz.

„‚Ja, aber erst jedem einen Kuß!‘

„Ratlos sah sie sich um. ‚Laßt mich in Ruh!‘ entgegnete sie.

„‚Nein, nein. Einen Kuß! Anders tun wir's nicht!‘ schrien die Rüpel. Einer faßte sie um den Leib.

„‚Um Gottes willen!‘ schrie sie entsetzt. ‚Ist denn keiner von euch ein anständiger Mensch?‘ Da sprang ich dem Rüpel, der sich an ihr hatte vergreifen wollen, an den Hals und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß. Eine greuliche Rauferei entspann sich; aber der größte Teil der Kerle stellte sich auf meine Seite. Strolche waren sie alle, aber sie waren Amerikaner; eine Frau zu behelligen, die nicht behelligt sein wollte, wirklich nicht wollte, ging ihnen gegen den Strich. Auch mochten sie an Ritterlichkeit nicht hinter mir zurückstehen. Sie gaben nicht nur die Bahn frei, sondern bildeten Spalier rechts und links von ihr, den Hut in der Hand. Ich geleitete sie bis nach Hause, wobei ich mich bescheiden an der andern Seite der Straße hielt. Neben ihr zu gehen, hätte ich mir nicht erlaubt. Sie aber winkte mich ganz zutraulich zu sich hinüber. Wie mir da zumute wurde! Zu sprechen wagte ich nicht. Sie fing an zu plaudern, als ob ich ihresgleichen gewesen wäre.

„‚Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich beschützt haben,‘ sagte sie, ‚und dankbar, daß Sie mich noch ein Stück begleiten, denken Sie nur‘ — und dabei zuckte ihr liebes, blasses Gesichtchen — ‚meine Nerven haben nachgegeben — zum erstenmal in meinem Leben hab' ich mich gefürchtet — vor Män-

Digitized by Google

nern gefürchtet. Ich weiß gar nicht, wie das jetzt mit mir werden wird!'

„,Oh, I'm so sorry, 's war eine Schmach, eine Schande!' rief ich und fühlte, wie mir das Blut in die Stirn stieg vor Entrüstung. Sie lächelte — ach, was für ein liebes, begütigendes Lächeln. ‚Ich glaube, die jungen Leute haben's gar nicht so schlimm gemeint,' fuhr sie fort. ‚Nur schrecken wollten sie mich, einen Scherz in Szene setzen ... aber nach der Richtung hin ist mein Sinn für Humor unentwickelt geblieben!' Sie lachte weich und leise. — Es lief mir über die Haut wie ein lindes Lüftchen an einem Novembertag — so wohl tat mir dieses Lachen. Ich hatte noch nie eine Frau so lachen hören, nur die Turteltauben im Wald lachten so — und ... der kleine Junge im Central Park hatte so gelacht. Und plötzlich stand mir neben dem herzigen kleinen Knirps auch seine Mutter vor Augen. Ich hatte sie nicht lachen hören, aber ich hatte sie lächeln sehen, und sie hatte genau so gelächelt wie das liebe kleine Mädchen, das ich jetzt nach Hause geleiten durfte.

„Kleines Mädchen — hab' ich gesagt. Kleines Mädchen —" unterbrach der Schlachtenmaler seine Erzählung. „Für einen Amerikaner sind alle Frauen kleine Mädchen. Das beweist Ihnen nur, wie beschützerisch und verantwortlich wir unsere Rolle dem besseren Geschlecht gegenüber auffassen. Ja, zucken Sie nicht mit den Achseln, ich weiß so gut wie Sie, daß man gewöhnlich vom schwächeren Geschlecht spricht oder vom schöneren Geschlecht. Ich aber sage aus voller Überzeugung: das bessere Geschlecht. Erst an jenem schwülen Sommernachmittag war mir das Verständnis dafür aufgegangen. — Was hatte ich denn für Frauen gekannt bis dahin? Ich bitte Sie — außer meiner armen Leanie — und selbst die ... trotz aller Dankbarkeit — mit einem Engel, wie's die Kleine war, hatte die nichts gemein. — Die andern: Bestien — alles Bestien — ich ahnte kaum, daß es was anderes gab. Und da war's nun, stand mitten in meinem Leben, ein Engel, der seine Flügel zu Haus gelassen hatte, d. h. im Himmel, um uns arme Erdenmenschen nicht damit zu beschämen. — Und ich durfte den Engel beschützen, ein erbärmlicher Strolch wie ich — der nichts um sich herum sah als Gemeinheiten, der täglich, wenn er auch nicht selbst mittat, allerhand Verbrechen neben sich geschehen ließ und zu jedem möglichen Laster die Augen zudrückte.

„Das Licht, das aus den blauen Augen des Engels drang, zeigte mir alles das, was sich früher sozusagen in meinem Leben im Dunkeln abgespielt hatte, deutlich. —

„‚Sie kennen diesen Hut?' fragte sie in mein Schweigen hinein und legte die Hand daran.

„‚Ja,' nickte ich, ‚es ist der Hut, den die Hallelujamädchen tragen!' Und dann zuckte ich zusammen, weil mir einfiel, daß ich nicht mit genügendem Respekt von ihm gesprochen, aber sie lachte nur. Gott, wie gern ich sie lachen hörte. ‚Ich war selbst ein Hallelujahmädchen — drei Jahre lang,' erzählte sie mir, ‚und bin, nur von diesem Hut beschützt, bei Tag und Nacht bis in die abscheulichsten Kneipen von San Franzisko vorgedrungen und immer bin ich respektiert worden. Es war heute das allererstemal, daß ich belästigt worden bin. Drum war ich auch so ganz betäubt vor Schrecken, so ratlos. Ich fühle genau ... daß es eine lange Weile dauern wird, eh' ich aufhören werde, mich zu fürchten!'

„Wir waren jetzt in eine stille, anständige, bescheidene Straße eingebogen. Vor einem sauberen Hause blieb sie stehen. ‚Da wohne ich,' sagte sie. ‚Good bye, und noch einmal vielen Dank!' Dabei reichte sie mir die Hand, einem elenden Strolch wie mir ihre kleine, zarte Hand. Erst wagte ich kaum, sie zu berühren, dann konnt' ich's kaum über mich gewinnen, sie loszulassen.

„‚Please missy,' rief ich — ich sprach damals fast wie die Neger reden — ‚please missy, wollen Sie mir nicht sagen, wo sich die Schule befindet, in der Sie unterrichten — und um welche Zeit Sie gewöhnlich den Heimweg antreten? Ich möchte an der Tür warten, um Sie nach Hause zu begleiten.' Und da sie mich aus großen, erstaunten Augen starr ansah: ‚Oh, Sie müssen nicht denken, daß ich hoffen könnte, ein zweitesmal neben Ihnen so hergehen zu dürfen; ich will Sie nur aus einer anständigen Ferne beschützen wie ein treuer Hund. — Nur ... weil ich's überhaupt nicht aushalten könnte zu denken, daß Sie unbeschützt durch die Straßen gehen, daß Sie noch einmal der Frechheit von solchem Lumpengesindel preisgegeben werden könnten wie auf dem Square!'

„Sie sah mich an, wieder mit dem lieben Blick, der wie ein verschleierter Sonnenstrahl in meine Seele hineinschwebte, wärmend, aber ohne verletzende Grellheit, ohne grausame Forschung — dem lieben Blick, der so vieles nicht sah, was kaum dem gewöhnlichsten Menschen entgeht, hingegen deutlich erspähte, was fast nur dem lieben Gott offenbar ist.

„‚Die Schule befindet sich in Manhattan Square,' sagte sie — sonst nichts, für mich war's genug. —

„Als sie in dem Hause verschwunden war da, wenn jemand vorbeigegangen wäre,

Digitized by Google

hätte er mich für einen Narren gehalten. Aber es ging niemand vorbei, oder wenn, so bemerkte ich ihn nicht. Ich kniete nieder auf der Straße und küßte die Schwelle, über die sie ihre kleinen Füße gesetzt hatte.

„Ich ging nicht nach Hause — ich schwebte — ich flog — ich fühlte keinen Boden unter mir. Alles, was häßlich, was schmutzig war in meinem Leben, hatte ich vergessen. Ich dachte nur an liebe schöne Dinge, an den reinen, würzigen Duft des Morgentaus auf blühenden Wiesen, an einen hochgewölbten Sternenhimmel, ganz tiefblau und gold über nachtdunklen, leise rauschenden Wäldern, an einen klaren Bach zwischen mit Vergißmeinnicht verbrämten Ufern. — Bäche sind selten in Amerika — aber einen kannte ich, zwischen Wiesen und Wäldern schlängelte er sich in den Hudson hinein, leise murmelnd und girrend.

„Aber plötzlich, als ob er vor mir her durch die stumpfe, heiße Luft geflattert wäre, sah ich den braunen Papierlappen, der 1000 Dollars bedeutete und der dort oben in meiner Stube unter einem der lockeren Ziegel des Fußbodens versteckt auf mich wartete. Das ganze schmutzige Elend, in dem sich mein Dasein weiterschleppte, die ganze Verworfenheit des Auswegs, der sich mir geboten hatte, erkannte ich so von einem Augenblick zum andern und auch, was es für mich bedeuten würde, mein Leben an das des Hidalgo zu ketten.

„Mühsam, wie unter einer schweren Last zusammensinkend, erreichte ich meine scheußliche Bodenkammer, warf mich auf mein Bett, dort lag ich ausgestreckt, hilflos dem Schmerz preisgegeben. Die Dankbarkeit, die ich dem Hid trotz allem und allem schuldig war, mischte eine besonders peinliche Note hinein. Dann kam der Gedanke: ‚Wenn sie wüßte ... oh, wenn sie wüßte!' —

„Aber ich war jung — kerngesund — ich schlief ein.

„Im Schlaf erquickte mich ein wunderlieber Traum. Um Jahre sank meine müde Seele in die Vergangenheit zurück, viele Jahre. Ich war wieder ein ganz kleiner Bub und wohnte mit meiner Mammie, mit Leanie Maclean in ihrer großen, reinlichen Stube, das Kupfergeschirr glänzte an der Wand, und die Holzscheite prasselten im Kamin. Ich saß mit Leanie an einem kleinen Tisch und spielte mit ihr Karten (das war ein sehr beliebter Zeitvertreib von ihr gewesen). Da ich ein schlechtes Blatt hatte, zog ich eine besonders gute Karte aus einem Stich und half mir damit zu einem Trick. Aber Leanie bemerkte sofort meinen Betrug. ‚Was ist das für eine Art! Bei wem hat mein Junge schwindeln gelernt!' herrichte sie mich an; zugleich sauste eine famose Ohrfeige auf mich nieder. Ich erwachte — wahrscheinlich hatte ich mich an den Bettpfosten geschlagen, denn ich fühlte den Schmerz der Ohrfeige deutlich auf meiner linken Wange.

„Das folternde Mißbehagen, der nagende Schmerz in meinem Innern hatten nachgelassen. Es war, als ob ein reißender Strom durch meine Seele gerast wäre und alles mitgenommen hätte, was er drin gefunden, sie war ganz leer; aber es wehte reine Luft drin. Was auch die Zukunft mir bringen würde — Armut, Elend, den Haß und die Verachtung der Menschen — alles sollte mir gleichgültig sein, so lange ich mein Leben so hielt, daß es vor dem Blick der lieben blauen Augen bestehen konnte.

„Nun hieß es, den Tausend-Dollarschein loswerden. Denn das wußte ich: wenn, was von einem Tag zum andern geschehen konnte, mein Verkehr mit dem Hid der Polizei bekannt wurde, dann stand mir unbedingt eine Hausdurchsuchung bevor. —

„Wollen Sie mir erklären, wieso es kam, daß, trotzdem mir vor der Note wie vor einem Gespenst oder einem Ungeheuer graute — trotzdem ich unter gar keinen Umständen Nutzen daraus ziehen wollte und ihre Anwesenheit in meiner Wohnung eine große Gefahr für mich bedeutete — ich mich trotz alledem nicht entschließen konnte, sie zu vernichten? —

„Eine Woche verging ... Meine Stellung in dem Lokal konnte ich vorläufig nicht aufgeben, erstens wäre ich dadurch brotlos geworden, und zweitens war ich überzeugt, daß die Genossenschaft, die sich in und um einen jeden solchen Dive bildet, mich aus Rache sofort der Polizei in die Hände gespielt hätte. — Aber jeden Tag um die Stunde, wo sie mich brauchte, stand ich dem Ausgang der Schule gegenüber und erwartete sie. So zutraulich wie jenen ersten Tag war sie nicht mehr — sie ließ mich jetzt ruhig auf der andern Seite der Straße gehen, was ich demütig hinnahm und ganz in der Ordnung fand, aber sie nickte mir jedesmal freundlich zu, wenn sie mich erblickte, und ehe sie vor meinen Augen verschwand, winkte sie von ihrer Türschwelle mit der Hand und rief: ‚Thank you — thank you ever so much!' Einmal war mir's, als ob sie leicht errötete, während sie zu mir herübersah. Freilich schalt ich mich einen dummen Hans, einen eitlen Toren dafür, daß mir so etwas einfallen konnte. Ja, ich schämte mich meiner Vermessenheit. Aber, es war nun einmal so, ja, ja — sie war errötet vor mir. —

Digitized by Google

„Nach Haus zu gehen mit diesem heißen Zittern im Herzen, mit diesen sich jagenden Bildern im Kopf konnte ich mich nicht entschließen. Eine Unruhe war in mir, als ob mir hätten Flügel wachsen sollen. — Die Luft war schwül voll elektrischer Strömungen; aber davon gab ich mir erst später Rechenschaft. Ich ging und ging und träumte und quälte mich zu Tode und raffte mich auf und träumte weiter. Mit einemmal verfinsterte sich die Luft, der Sturmwind raste und tobte und pfiff, schlug sich um die Ecken, schrie, pochte klirrend an die Fensterscheiben und riß Ziegelsteine vom Dach. Vom Himmel senkten sich die Wolken. Immer tiefer senkten sie sich — und der Wind wirbelte den Staub auf bis in die Wolken hinein. Erst ward die Luft grau, dann wurde sie dunkelviolett, dann schwarz. Der Donner krachte, der Wind schwieg. Schlag auf Schlag krachte der Donner. Der Himmel spie Feuer. Dann fielen die ersten großen Tropfen, warm und erlösend. Ich nahm meinen Hut ab, um sie besser zu genießen, und bald prasselte der Regen wie ein Sturzbad auf mich herab. Mein Schritt wurde langsamer, aber ich ging und ging, bis meine Kleider so schwer an mir hingen, daß ich sie kaum mehr schleppen konnte und das Fieber mich zu schütteln begann. Dann lenkte ich den Schritt nach Haus. Nach Haus ...

„Als ich mich mühsam im Dunkeln die sechs Stock hinaufgetastet hatte, schlug mir eine Wolke von Zigarettendampf und Alkoholdunst ins Gesicht. Ich strich ein Zündholz an: vor meiner Tür kauerte die Gooseberry. Ausgerechnet!

„Mein Entsetzen, meinen Ekel, meinen Zorn können Sie sich vorstellen. Gerade die — heute! Die schmutzigste, sumpfigste Verkörperung meiner Vergangenheit. Ich mag mich nicht daran erinnern, wie ich die Unglückliche angeschrien und angeflucht habe. Am liebsten hätte ich sie die Treppe hinuntergeworfen. Aber sie war doch ein Weib, und draußen goß es in Strömen, einen Hund hätte man nicht hinausgejagt. Freilich hätte ich einen Hund lieber in meine Stube hineingelassen als die Gooseberry. Schließlich saß sie doch auf dem alten Sofa in meiner Stube — ich ihr gegenüber — zwischen uns ein Tisch, auf dem eine blakende Petroleumlampe brannte, die ich mit von Fieber flatternden Händen ungeschickt angezündet hatte. Sie hatte gesagt, daß sie mir etwas Wichtiges mitzuteilen habe, und ohne sie eines Wortes zu würdigen, wartete ich, daß sie damit herausrücken möge.

„Sie fing an, an ihrem Kleid herumzunesteln, zog endlich einen Brief aus ihrer Brust. Sofort erkannte ich die pedantisch gezeichnete Druckschrift des Hid. Die Glieder schlotterten mir.

„,Wie kommst du dazu?' fragte ich. Sie zuckte störrisch mit den Achseln. ,Was hat er dir dafür gezahlt, daß du seine Botengänge machst?' höhnte ich sie.

„,Gezahlt hat er ordentlich!' gab sie mir zur Antwort. ,Aber dafür hätt' ich's nicht getan. Ich tat's, weil ich dem nun einmal nie etwas abschlagen kann ... so!' Sie lachte hämisch. ,Ah, du hast's wirklich geglaubt, daß ich in dich verliebt war, du grüner Junge? Um die Zeit tot zu schlagen, nimmt man's, wie's kommt. Mein Gott, ob der Branntwein, den man säuft ...'

„Ich wendete den Kopf horchend nach dem Fenster. ,Der Regen hat nachgelassen,' sagte ich kurz. Sie stand auf und schlug die Tür hinter sich zu, daß das alte Haus in allen seinen Fugen krachte. Dann erbrach ich den Brief. Wenn ich auch den Wortlaut nicht mehr genau weiß, so erinnere ich mich doch des Sinnes: ,My dear boy,' fing er an. ,Ich kann nicht bis Kapstadt warten, kann die Ungewißheit nicht aushalten. Wenn ich Dich aufgeben muß, ist das Leben für mich keinen Schuß Pulver mehr wert. Ich bin nach Neuyork zurückgekommen, obzwar es eine Dummheit ist — nur um unsere Angelegenheiten ein letztes Mal mit Dir durchzusprechen. — Komm punkt elf Uhr, heute am 27. Juli nach Washington Square. — Ich werde Dich dort erwarten. Hid.'

„Schon vor elf Uhr war ich dort. Ich wußte, daß ich mein Leben aufs Spiel setzte. Das galt mir nichts. Wovor ich mich fürchtete, das war der magnetische Einfluß des Hid. Aber ... seltsamerweise war der von ihm bestimmte Square gerade derjenige, wo ich meinen lieben Schutzengel kennen gelernt. Das gab mir Mut. — Von Fabriken, die in der Nacht schliefen, im übrigen von Ruinen eingefaßt, deren Baufälligkeit auch die Ärmsten verscheucht hatte, bildete er so ziemlich den trostlosesten Punkt der ganzen Gegend. Ich war ganz und gar in der Hand des Schicksals und des Hid. Das Gewitter hatte sich verzogen. Nur die angenehme Herbigkeit der Luft und die großen Pfützen auf dem unebenen Pflaster zeugten noch von dem kürzlich niedergegangenen Platzregen. Der Himmel war wolkenlos und glitzerte von Sternen, die sich in den Pfützen spiegelten. Der Mond stand zwischen ihnen und goß sein Licht tageshell über die eine Hälfte des Squares, während die andere finster blieb. Die alte Platane stand auf der lichtbeschienenen Hälfte. Ihre Schatten

Digitized by Google

zeichneten dunkle Sammetarabesken über das mondversilberte Pflaster. Es flüsterte leise in den Blättern, aus denen ab und zu große Tropfen fielen.

„Ich mochte so fünf Minuten auf ihn gewartet haben, als es von einer benachbarten Stadtuhr elf schlug, worauf mir fast gleichzeitig die mir wohlbekannte Stimme meines kleinen Freundes Jago um die Füße bellte und winselte. — Wo war der Hid? Da fühlte ich seine Hand weich und warm auf meiner Schulter. Er stand hinter mir. Wie wohl mir seine Berührung tat, wie ich mich unwillkürlich hineinschmiegte, wie mein ganzes Wesen ihm zuzustreben begann. Noch heute kann ich nur mit Schrecken daran zurückdenken.

„‚It's you, master?‘ entfuhr es mir unwillkürlich.

„‚Yes, my boy!‘ Jetzt stand er vor mir. ‚Well, I am glad to see you!‘ Und da ich schwieg: ‚Ich fürchtete schon, daß du nicht kommen würdest!‘ In seinen dunklen, traurigen Augen ging das Licht auf. Noch ein Pulsschlag, der mich zu ihm hinzog, und ich war verloren. — Sie haben's gewiß alle erlebt, wie einem irgendein Laut die Erinnerung an eine liebe Stimme wachruft. Nun aus dem Flüstern der alten Platanen hörte ich plötzlich den Tonfall ihres lieben Geplauders heraus! — — — Ich war gerettet. — — —

„Hat einer von Ihnen je ein Glied gebrochen?“ Der Deutsche und der Österreicher nickten. „Und wissen Sie noch, wie das weh tut, der Ruck, mit dem man das zerbrochene Glied einrenkt? Einen heftigeren Schmerz kenne ich nicht. So etwa empfand ich, als sich meine Seele von der des Hidalgo losriß.

„‚Ich mußte kommen, ... um Ihnen das zurückzustellen,‘ sagte ich und reichte ihm die Tausend-Dollarnote. Sein Gesicht verzerrte sich.

„‚Also nur deshalb bist du gekommen? Damn it!‘ Er zerknüllte die Banknote und warf sie in eine Pfütze.

„‚Nein, nicht nur deshalb,‘ erwiderte ich. ‚Ich wollte Sie fragen —‘

„‚Hallo — und glaubst du, daß ein Schurke wie ich dir die Wahrheit sagen würde?‘

„‚Davon bin ich überzeugt!‘

„‚So! Sehr verbunden, also frage zu!‘

„‚Ich ...‘ wie sich mir der Hals zuschnürte, wie schwer mir die Worte über die Lippen holperten. — ‚Ich möchte wissen ... so sehr ich mir den Kopf darüber zerbrochen hab', bin ich mir noch immer nicht klar darüber geworden ... und es tut so entsetzlich weh, das am allermeisten! ...‘

„‚Was ... rück' doch heraus damit!‘

„‚Der Gedanke, daß ... als Sie mir gleich von Anfang an so freundlich entgegenkamen, keine wirkliche Sympathie für mich im Spiele war — daß Sie mich einfach zu Ihrem Spießgesellen hatten anwerben wollen.‘

„‚Und daran hast du nur einen Augenblick gezweifelt?‘ höhnte er mich, und dann lachte er häßlich: ‚Ja! So war's, und anfangs war ich entzückt von meinem Fang ... Bitte dich — ein schöner, starker Bengel, der ein Hufeisen zwischen den Händen zerbricht und der jedes Frauenzimmer um den Finger wickeln kann. — Der war doch für mich geschaffen ...‘

„Der Boden schwankte unter mir. ‚Es ist gut,‘ sagte ich, und wollte mich zum Gehen wenden. Da aber faßte er mich am Handgelenk. ‚Bleib!‘ herrschte er mich an. ‚Hör' zu, lauf doch nicht davon, eh' ich fertig bin. Nun ja, anfangs war's so — genau so, wie ich dir's gesagt hab'. Aber dann ... dann hab' ich dich lieb gewonnen. Ich hab's eingesehen, daß du zuschade für mein Gewerbe bist. Ich bin reich, ich kann mich von meiner Arbeit zurückziehen, ich will nichts mehr, als dir angenehme Existenzbedingungen schaffen, deinem großen Talent würdige Entwicklungsmöglichkeiten. Komm! Ich lass' dich nicht mehr, komm!‘

„Er wollte mich mit sich ziehen, aber ich widerstand. Er faßte mein Handgelenk fester; zugleich griff er mit der rechten Hand in seine Brusttasche nach seinem Revolver. ‚Entweder du kommst, oder ich knall' dich nieder!‘ zischte er. — Ich sah ihm ruhig ins Gesicht. ‚Wenn Sie wüßten, wie wenig ich mich vor dem Tod und wie schrecklich ich mich vor dem Leben fürchte!‘ sagte ich.

„Wie lange er mir den Lauf des Revolvers ins Gesicht gezielt hat, weiß ich nicht. — Es mögen ein paar Sekunden, es mögen ein paar Minuten gewesen sein. Mit einemmal ließ er mich los und steckte den Revolver ein. ‚Kann nicht — verdammt — hast einen Schwächling aus mir gemacht ...‘ Er sah mich noch einmal durchdringend und mit einem unbeschreiblichen Schmerz in den Augen an. ‚Bist du unbewaffnet hergekommen?‘ — ‚Ja!‘ — ‚Dummkopf, du mußtest doch wissen, daß du dich in Gefahr begabst!‘ — ‚Ja, aber ... vor der fürchtete ich mich nicht ... ich fürchtete eine ganz andere —‘ ‚Was für eine?‘ — ‚Die Gefahr, meiner Freundschaft für Sie zu unterliegen, — Master.‘ Unwillkürlich entfuhr mir das Wort. Er biß sich in die Lippen, sein Gesicht verfiel, veredelte sich — es war, als ob ein unsichtbarer Griffel Strich für Strich den Ausdruck des tiefsten Schmerzes hinein-

Digitized by Google

gezeichnet hätte, den ich je auf einem menschlichen Antlitz ausgeprägt gesehen habe.

„‚Ein Frauenzimmer steht zwischen uns,' murmelte er.

„‚Nein — ein Engel!'

„‚Ein Engel! So! — Wie bist denn du dazu gekommen, einen Engel kennen zu lernen?'

„‚Das müssen Sie den lieben Gott fragen!'

„‚Ah! Well ... good bye!' Er machte eine unbeholfene, zuckende Bewegung, als hätte er mir zum Abschied die Hand reichen wollen und als ob er's nachträglich für unstatthaft erachtet hätte. Ich ging auf ihn zu und reichte ihm die meine. ‚Good bye, master!' — ‚Damn it — you're a plucky one,' grollte er, nahm meine Hand, drückte sie warm und ging. ‚Good bye,' sagte er noch einmal. Er ging so rasch, daß der dicke kleine Bulldogg ihm nicht folgen konnte. Traurig winselnd setzte er sich nieder. Der Hid wendete sich, faßte ihn beim Genick und trug ihn fort. Mein Herz zog sich zusammen. Zum erstenmal gab ich mir Rechenschaft von der fürchterlichen Vereinsamung meines armen Freundes, denn mein Freund war er gewesen, trotzdem er ein Einbrecher war und ich mich von ihm lossagen mußte. Er hatte nichts mehr auf der Welt als seinen Hund."

⌘ ⌘ ⌘

Der Amerikaner schwieg, als ob ihm irgendeine innere Bewegung das Wort abgeschnitten hätte.

„Nun, und was geschah weiter?" drang der Österreicher in ihn.

„Ich hatte Ihnen nur versprochen, die größte Gefahr in meinem Leben zu schildern — die Gefahr ist vorbei!" erwiderte der Amerikaner. „Was interessiert Sie das weiter?"

„Aber es interessiert uns sehr!" riefen seine beiden Zuhörer. „Vor allem," fügte der Deutsche hinzu, „möchte ich wissen, was aus Ihrem Gentleman Housebreaker geworden ist?"

„Bitte, sprechen Sie nicht in diesem leichtfertigen Ton von ihm!" bat der Amerikaner und zog die dichten Augenbrauen zusammen. Es war, als ob der neuauferstandene alte Schmerz in seinen Augen sich schäme und sich in den Schatten dieser Brauen hätte verkriechen wollen.

„Übrigens haben Sie mit Ihrem Witzwort den Nagel auf den Kopf getroffen. Gentleman Housebreaker oder Gentleman Burglar hieß er eine Zeitlang in ganz Neuyork. Nach seinem Abschied von mir scheint ihn ein entmutigender Trübsinn befallen zu haben. Er versäumte das Schiff, das ihn in Sicherheit gebracht hätte, und unterließ die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln. Wenige Tage nach unserer Unterredung in Washington Square wurde er festgenommen. Die Gerichtsverhandlungen gestalteten sich zu dem sensationellsten Ereignis der Season in Neuyork, dermaßen wußte der Hid das Publikum für sich zu gewinnen. Alle seine Verbrechen gestand er ruhig ein, hingegen weigerte er sich eigensinnig, den Namen auch nur eines einzigen seiner Spießgesellen zu verraten. Was er selbst getan, sei er vollständig bereit, nicht nur vor sich, sondern auch vor seinem Herrgott zu verantworten; er habe sich nur dann fremdes Kapital angeeignet, wenn es in schlechten Händen war. Es stellte sich heraus, daß er der illegitime Sohn eines irländischen Peers und einer spanischen Zigeunerin war. Er hieß Jack Carrèras, hatte in Oxford studiert und war, als sein Vater, in dessen Haus er aufgewachsen war, plötzlich, ohne ein Testament zu hinterlassen, starb, von den legitimen Erben auf die Straße gesetzt worden, mit den Bedürfnissen eines sehr verwöhnten jungen Edelmanns — und einer Bedientenpension.

„Im Laufe der Verhandlung wurde auch danach geforscht, weshalb er in letzter Zeit in so besonders vornehmer Tracht einhergegangen sei. Hierauf antwortete er, die Tracht eines Stutzers habe er stets angelegt, wenn Gefahr für ihn im Zuge war; denn diese Tracht schütze einen immer gegen die Polizei und sehr häufig gegen den Detektiv, wenn man sie nämlich zu tragen wisse. Einem Menschen, der wie ein Gentleman aussieht, wagt die Polizei kein Verbrechen zuzumuten.

„Der Ausspruch wurde natürlich oft zitiert.

„Ich wurde festgenommen. Ganz Neuyork hielt mich für seinen Lehrling. Niemand wollte glauben, daß ich ohne eine Ahnung von dem, was er eigentlich war, so viel und so vertraulich mit ihm verkehrt hatte. — Von den beiden Briefen, die er an mich geschrieben, hatte ich, wie er's von mir verlangt hatte, den ersten verbrannt, den zweiten, den mir die Gooseberry gebracht, liegen lassen und vergessen. Den hatte die Polizei gefunden. Er belastete mich schwer. Die Sache stand schlecht für mich. Man hatte irgendwie erfahren, daß ich mit ihm zu später Nachtstunde in Washington Square zusammengekommen war. Wir wurden einander gegenübergestellt Und während ich als Spießgeselle eines Mörders angeklagt ihm gegenüber stand, bemerkte ich unter dem eng zusammen gestauten Publikum Mary Clare, totenblaß, die großen blauen Augen auf mich·

gerichtet. Es war keine Angst in diesen Augen, kein Zweifel, nur ein grenzenloses Mitleid. Die Augen wußten, daß ich unschuldig war. Da begann der Hid zu sprechen. Ob er mich kannte? Natürlich kannte er mich. — Spießgesell — Helfershelfer? — Unsinn! Er widerlegte den Verdacht gegen mich Punkt für Punkt. — ‚Die American States sollten den Burschen nicht aus den Augen lassen,‘ sagte er zum Schluß. ‚In dem steckt viel und nur Gutes. Er ist der einzige durch und durch anständige Mensch, der mir je begegnet ist, obzwar ich der Sohn eines sogenannten Gentleman bin und bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre nur mit sogenannten Gentlemen verkehrt habe!‘

„Hm! Verzeihen Sie die Übertreibungen seiner erhitzten Phantasie.

„Aber seine großmütig entlastenden Aussagen vermochten mich nicht ganz reinzuwaschen. Unsere mitternächtliche Zusammenkunft blieb unaufgeklärt. Da rettete mich der liebe Gott, d. h. sein Laufbursche, der Zufall. Der Hid hatte, ohne sich in weitere Einzelheiten einzulassen, erklärt, ich hätte mich zu dem von ihm verlangten Stelldichein begeben, um ihm seine Tausend-Dollarnote zurückzustellen. Aber eine solche Note hatte sich nicht bei ihm gefunden, und daß er sie, wie er behauptete, einfach weggeworfen hatte, glaubte ihm niemand. Da stellte sich's heraus, daß am Tage nach unserer Zusammenkunft ein Arbeiter die Note gefunden und bei der Polizei abgegeben hatte. Zerknüllt und beschmutzt, wie sie war, bezeugte sie die Glaubwürdigkeit der Aussage des Hid. Der Staatsanwalt, der immer die Indiskretion in die notwendige Forschung mischt, fragte mich, ob ich denn dem Hid wirklich zugetan gewesen wäre. Darauf erwiderte ich sehr bestimmt: ‚Nein! Ich hab' ihn vergöttert!‘ Und als der Staatsanwalt mit einem hämischen Lächeln fortsetzte: ‚Nun ... vergöttern tun Sie ihn wohl nicht mehr?‘ da erwiderte ich ebenso bestimmt: ‚Nein, — aber gern hab' ich ihn noch immer!‘ Der Hid sah mich groß an — dann sagte er: ‚Danke, mein Junge.‘

„Von da ab war nichts mehr herauszubringen aus ihm. Es waren die letzten Worte, die er überhaupt gesprochen.

„Obzwar er drei Morde eingestanden hatte, war die Justiz ratlos. So viele Beweise seiner Großmut den Armen gegenüber waren unterdessen aufgetaucht, so viele Beweise von seiner Tollkühnheit, so viele von der Minderwertigkeit seiner Opfer, daß er alle Sympathien auf seiner Seite hatte. Es schien fast unmöglich, ihn zu verurteilen, und ihn auf freien Fuß zu setzen, wäre ja doch bedenklich gewesen. Er löste das Problem selbst und auf die schicklichste Weise. Die Nacht vor der Abstimmung der Jury fand man ihn tot im Bett; er hatte sich die Adern an beiden Handgelenken durchgebissen.

„Sein Begräbnis gab Anlaß zu einer sozialistischen Demonstration, und in der Bowerie spuken heute noch zahllose Anekdoten über Jack Carrèras, und manchmal taucht auch noch die lange Ballade auf, in der vor vielen Jahren seine Taten und Abenteuer verherrlicht worden sind, mit dem Refrain: Handsome Jack, galant Jack, generous Jack Carrèras.

„So, meine Herren! und jetzt wissen Sie alles!“

⌘ ⌘ ⌘

Ein tiefbewegtes Schweigen folgte seiner Erzählung — dann stumm, aber innig reichte ihm einer nach dem andern von seinen Zuhörern die Hand. —

Nach einer Pause fragte der Deutsche: „Und was ist aus Ihrem lieben, kleinen Schutzengel geworden?“

Ein feuchter Glanz trat in die Augen des Amerikaners, dann sehr leise, fast andächtig sagte er: „Meine Frau!“

Reife. Von Else Torge

Sie sagen, jede Seele hat ihre Jahreszeit
Im großen Ring des Daseins.
Dann fällt die letzte Hülle,
Und ihre tiefste Fülle
Ist einmal ganz befreit.

So ist mein Fest der Sommer mit seiner heißen Pracht.
Im großen Ring des Daseins
War trüb des Lenzen Ehe,
Die Knospen sprangen wehe,
Voll Sturm war seine Nacht.

Die Blüten schwollen, fielen wie stille Träume nur.
Im großen Ring des Daseins
Sind sie doch nicht verloren,
Frucht ward um Frucht geboren.
Wie reich ist meine Flur!

Nun reift die reiche Ernte. Nun, kühner Schnitter mein,
Im großen Ring des Daseins
Erwuchs aus meinem Grunde
Auch deine Königsstunde, —
Die ganze Pracht ist dein!

Digitized by Google

Über Lüge und Verstellung

Von Prof. Dr. Emil Utitz

Kein ernst zu nehmender Forscher hegt heute noch eine Auffassung, die in dem Gedächtnis eine Art Schachtel erblickt, in der die Erlebnisinhalte aufbewahrt werden, bis sie eine passende Gelegenheit hervorzieht. Und da es sehr viele Inhalte sind, so gehen manche verloren, sie „entfallen", wie man in deutlicher Anlehnung an jenes Bild zu sagen pflegt. Wir wissen jetzt — dank der glänzenden Leistungen der von William Stern eingeleiteten und ausgebauten Aussage-Psychologie — daß das Gedächtnis die ursprünglichen Wahrnehmungssachverhalte nicht nur lückenhaft widerspiegelt, sondern auch verändert. Es besteht eine sehr verbreitete Neigung, bei der Erinnerung den Grad der beobachteten Erscheinung zu steigern und zu verallgemeinern. So nähert sich z. B. ein behaltenes Rot demjenigen, das als Repräsentant des Wortes gilt. Oder fordert man jemand auf, das Schwarz des Hutes, das Rot der Lippen in vorliegenden Farben auszuwählen, wählt er regelmäßig eine zu gesättigte Farbe. Man spricht in diesen Fällen von einer affektiven Umbildung, um deren Deutung sich besonders G. E. Müller verdient gemacht hat. Es ist z. B. nur eine Seite des Vorgangs, daß Erinnerung Verstorbene verklärt. Besonders deutlich treten uns die Erscheinungen entgegen in den sogenannten Gerüchtversuchen. Ihre von William Stern begründete Technik besteht darin, daß eine Versuchsgeschichte einer Person vorgelesen wird. Und diese muß aus der Erinnerung möglichst genau das Gemerkte aufschreiben. So entsteht die erste Wiedergabe, die dann einer zweiten Versuchsperson vorgelegt wird; deren Arbeit dient hierauf als Grundlage für eine dritte usw. Auf diese Weise ist es möglich, die allmähliche Umwandlung eines Inhaltes zu verfolgen. Ich will ein praktisches Beispiel geben. Die Originalgeschichte, von der aus W. Stern seine Versuche unternahm, lautet:

„Eine seltene Entdeckung ist vor einigen Wochen in einem Städtchen sechs Meilen von Lyon gemacht worden. In einem ansehnlichen Hause der Stadt wohnte die Witwe eines Beamten. Von ihren zwei Kindern, welche sie einst besessen hatte, war der Knabe wenige Jahre nach dem Vater gestorben, während die hübsche Tochter unmittelbar nach dem Tode des Bruders plötzlich aus dem Hause verschwunden war, zur größten Verzweiflung der Mutter, die die Verschollene mit Aufgebot aller Mittel, aber ohne Erfolg suchen ließ. Im Laufe der Jahre hatte sich der Schmerz der geprüften Frau geebbt; sie hatte im lebhaften Verkehr, zugleich in reger Ausübung von Wohltätigkeit Vergessenheit gesucht. — Eine anonyme Anzeige bei der Polizei ergab nun das Unglaubliche, daß die Tochter gar nicht verschollen, sondern von der Mutter die ganze Zeit hindurch, d. h. dreieinhalb Jahre lang, gefangen gehalten worden war. Die Polizei fand eine geheime Tapetentür, die in ein elendes Kämmerchen führte. Hier lag das unglückliche Mädchen in verkommenem Zustande auf seinem Strohlager. Die unnatürliche Mutter, die gleich in Haft genommen wurde, verweigert jede Auskunft über das Geschehnis. Von den vielen Erklärungsversuchen, die überall auftauchen, sei nur einer erwähnt, ohne daß ihm irgendwelche Wahrscheinlichkeit beigemessen werden sollte; man meint, daß vielleicht der Sohn der Witwe von der Mutter, die das Erbe an sich bringen wollte, aus dem Wege geschafft worden sei, und daß die Tochter, welche zufällig Zeuge des Verbrechens geworden, dann von der Verbrecherin auf diese Weise unschädlich gemacht wurde."

Sterns Versuchspersonen waren sämtlich Studenten. Ich bringe hier gleich die vierte Wiedergabe, wobei jene Stellen, welche die stärksten Abweichungen vom Ursprünglichen zeigen, in ‚ ' gedruckt sind.

„In einem Orte, sechs Meilen von Lyon, ereignete sich folgendes Verbrechen: Der Sohn einer Familie, die sich aus Mutter, Tochter und Sohn zusammensetzte, wurde plötzlich ‚ermordet aufgefunden, ohne daß es auch nur im geringsten gelang, dem Mörder auf die Spur zu kommen'. Kurze Zeit darauf vermißte man auch die Tochter; der ‚Verdacht lag nahe, daß hier ebenfalls ein Verbrechen vorliege, welches derselben Quelle entstamme wie das erste'. Nach sorgfältiger und eingehender Untersuchung entdeckte man in der Wohnung der Mutter eine ‚Falltür', die zu einem ‚dunklen, unheimlichen' Raum führte. Hier fand man, ‚zu einem Skelett abgemagert', die Tochter vor. Die entmenschte Mutter ‚bekannte sich beider Verbrechen schuldig'; das Motiv hierzu war in der Habsucht der Mutter zu suchen; sie wollte eine ‚Erbschaft für ihren Sohn erwerben. Die Strafe, die sie traf, lautete auf lebenslängliches Gefängnis'."

Diese überraschende Verfälschung des ursprünglichen Inhalts fußt gewiß nicht auf böser Absicht, bewußter Übertreibung oder gar Lüge; es handelt sich lediglich um unwillkürliche Gedächtnisarbeit, deren Ergebnisse sich darstellen als ein Auslassen, Vergröbern, Steigern, Verallgemeinern und Ausmalen. Das Gefühlswirksame und Interessante werden überbetont. Es entsteht fast der Eindruck, als ob ein einzelner den Stoff in Hinblick auf Spannung, Erregung und Wirkung geformt hätte: denn es wird alles unterdrückt, was nicht in diese Richtung weist, aber das zu diesen

Digitized by Google

Vor dem Kaffee Bauer. Gemälde von L. Ury

(Ausstellung 1920 der Berliner Sezession)

Digitized by Google

Digitized by Google

Komplexen Gehörende erfährt eine breitere Behandlung oder scharfe Zuspitzung. Und nun denke man nicht an ein künstlich erzeugtes Gerücht, sondern an eines, das von Mund zu Mund schnellt; wie schnell müssen sich da die Tatsachen verzerren. Und doch braucht Lüge in keiner Weise beteiligt zu sein. Jeder einzelne der Beteiligten — und bei den Gerüchtversuchen war dies gewiß der Fall — vermag den redlichsten Wahrheitswillen zu haben, und der Enderfolg bietet sich als geradezu groteske Falschaussage dar. Ganz ähnlichen Erscheinungen begegnen wir überall dort, wo Suggestion irgendwie mitspielt. Slosson erzählt z. B.: „Ich hatte eine Flasche zurechtgemacht, die mit reinem destilliertem Wasser gefüllt, sorgsam in Watte gewickelt und in eine Büchse gestellt war. Nachdem ich einige andere Experimente vorausgeschickt hatte, erklärte ich, daß ich nunmehr durch ein Experiment die Geschwindigkeit festzustellen beabsichtige, mit welcher ein Geruch sich in der Luft verbreite. Ich bat meine Zuhörer, sobald jemand den Geruch wahrnehme, möge er seine Hand erheben. Ich nahm dann die Flasche aus der Büchse und goß von dem Inhalte auf Watte, welche auf dem an einer Frontwand des Zuhörerraumes befindlichen Experimentiertisch lag, wobei ich die Flasche möglichst weit von mir abhielt und den Kopf möglichst zur Seite neigte. Zugleich setzte ich eine Kontrolluhr in Gang, wobei ich äußerte, daß hoffentlich keinem meiner geehrten Zuhörer der ganz eigenartige strenge Geruch unangenehm sein möchte. Innerhalb 15 Sekunden hatte die Mehrzahl der in der ersten Reihe Sitzenden die Hände erhoben, und innerhalb 40 Sekunden hatte der Geruch sich bis zu der entgegengesetzten Wand des Zuhörerraumes verbreitet. Ungefähr Dreiviertel der Zuhörer hatten das Zeichen gegeben, wobei der „Geruch“ wie eine Art Welle sich über den Zuhörerraum verbreitete. Es würden wahrscheinlich noch mehr Zuhörer die Suggestionswirkung bei sich gespürt haben, aber nach Verlauf einer Minute mußte ich mit dem Versuch aufhören, da einige in der ersten Reihe Sitzende deutliche Zeichen von Unbehagen erkennen ließen und Anstalt machten, den Raum zu verlassen.“ — Und die durchschlagende Wirkung von Suggestivfragen ist sattsam bekannt, die nicht nur eine Vorstellung oder ein Vorstellungsgebiet, sondern schon eine bestimmte Stellungnahme dazu nahelegen. Es bedarf also einer sorgsamen Fragetechnik, um Suggestionen möglichst auszuschließen. Ja Otto Lippmann, der Reformvorschläge zur Zeugenvernehmung vom Standpunkt des Psychologen ausgearbeitet hat, will überhaupt Fragen tunlichst vermieden wissen; wo sie nicht zu umgehen sind, sollen sie wenigstens dem Verhandlungsprotokoll einverleibt werden. Denn hierdurch gewinnen wir die Möglichkeit, ihre Wirkung auf Form und Inhalt der Antwort zu bestimmen. Ebenso ist die suggestive Wirkung der durch die Presse gebrachten Berichte zu beseitigen, zum mindesten bei der Wertung der Aussagen zu berücksichtigen. Handelt es sich um eine Erkennung, vermag sie nur dann als gültig angesehen zu werden, wenn der Zeuge den vermutlichen Täter aus einer Reihe womöglich ihm etwas ähnelnder Personen oder sein Porträt aus einer Reihe solcher Porträts herausfindet. Eine winzige Suggestion genügt häufig, um überraschende Wirkungen zu erzielen. Hugo Münsterberg berichtet, daß während des Krieges ein Warenhaus mit Bewußtsein seine Verkäufer anwies, nicht wie bisher zu fragen: „Dürfen wir es Ihnen zuschicken?“ sondern statt dessen: „Nehmen Sie es mit sich?“ Im folgenden Jahre wurden Tausende an der Zusendung von Waren erspart.

Oft wird ferner bloß Gehörtes mit wirklich Erlebtem verwechselt, oder es wandelt sich eine wahrscheinliche Vermutung in Gewißheit. A. Cramer teilt mit: „Ich befand mich bei einer achtzehnjährigen jungen Dame, deren Vater gelegentlich Streit mit ihrem Bruder gehabt hatte. Man hörte eine laute Unterhaltung im Nebenzimmer zwischen Vater und Sohn, dann verließ der Sohn plötzlich und rasch das Haus. Die junge Dame sah zum Fenster hinaus und sah das. Sofort äußerte sie: ‚Eben hat der Vater den Richard zum Haus hinausgeworfen.‘ Tatsächlich hatte der Vater dem Sohne ein eiliges, wichtiges Geschäftstelegramm zur Besorgung übergeben.“ Auch hier liegt keine absichtliche Unwahrheit vor, aber eine durch die Umstände gerechtfertigte Annahme wird nicht in dieser Form — „ich glaube“, „wenn ich nicht irre“ — kundgetan, sondern unvorsichtig als zweifelsfreie Behauptung. Ein so erfahrener Kriminalpsychologe wie Hans Groß behauptet geradezu, daß durch den Mangel an Gewissenhaftigkeit und durch Gleichgültigkeit für Wahrheit mehr Schaden angerichtet wird als durch bewußte Lüge. Erschreckend fast sind die Ergebnisse von Versuchen, die während verschiedener Universitätsvorlesungen veranstaltet wurden. Eine vorher genau bis in jede Einzelheit hinein verabredete Szene — meist ein Streit — spielte sich vor den Hörern ab; nachher ersuchte der Dozent die Studenten, das Erlebnis möglichst wahrheitsgetreu aufzuschreiben und die Punkte zu unterstreichen, die sie bereit wären zu beeiden. Erst nach Abgabe der Berichte erfolgte die Aufklärung, daß es sich bloß um einen wissenschaftlichen Versuch gehandelt habe. Die Niederschriften wimmelten von Fehlern, von Erdichtungen, Weglassungen, Übertreibungen usw. Der Eid wirkt zwar zügelnd, aber auch er verhütet nicht Falschangaben. In der Aufregung wird eben schon vieles unrichtig und lückenhaft aufgefaßt, und die Erregung verfärbt weiter in ihrer Weise die Erlebnisinhalte. Auch gleichförmigen Aussagen muß noch keine Beweiskraft zukommen, wie besonders Marbe und Johann Dauber gezeigt haben. Ich gebe wieder ein Beispiel: Einige Burschen schoben Kegel, als ein un-

Digitized by Google

bekannter Bursche vorbeiging. Sie riefen ihm nach, ob er mitspielen wolle. Der Fremde antwortete nicht und ging weiter. Die Burschen betrachteten dies als Grobheit und schimpften ihm nach. Alle Zeugen sagten aus, der Angerufene habe sich darauf umgedreht und eine Flut von Schimpfworten zurückgerufen; deshalb mißhandelten die Kegelspieler den Fremden. Dieser hatte aber weder die Beschimpfungen gehört, noch hatte er zurückgeschimpft, denn er war taubstumm.

Die Betrachtung der bisher erörterten Fälle — ich konnte längst nicht alle Typen darlegen — zeigt deutlich, daß die „wahre" Aussage keineswegs die selbstverständliche Folge einer von Böswilligkeit freien Gesinnung ist. Um alle die Hemmnisse und Klippen zu überwinden, welche die Richtigkeit unserer Aussprüche gefährden, bedarf es der Erziehung zu scharfer Beobachtung, zu kritischer Selbstbesinnung, zu Urteilsvorsicht. Die „Wahrheit" fällt uns nicht als Gnadengeschenk in den Schoß, sondern muß erarbeitet werden; vor allem durch Schulung der Gedächtnistreue. Der Zeichenunterricht hat z. B. dahinzielende Methoden entwickelt, wenn er erst sehr bekannte Gegenstände aus der Erinnerung skizzieren läßt, um darauf dem Modell die Korrektur vorzunehmen. Und die verschiedenen Berufseignungsprüfungen untersuchen die Fähigkeiten des Gedächtnisses, soweit sie für eine bestimmte Berufslaufbahn erforderlich sind. Ohne aber auf diese Fragen weiter einzugehen, müssen wir trachten, das Problem scharf zu fassen, was nun eigentlich Lüge und Verstellung sind. Es gibt nicht bloß Wahrheit und Lüge; aber wie grenzen wir das Reich der Lüge ab? Das ist ja nicht nur theoretisch von Belang, sondern ebenso praktisch, etwa für den Pädagogen oder Juristen.

Lügen sind bewußte Unwahrheiten, bewußt falsche Aussagen. Jemand sagt: „Ich bin herzkrank." Da sind verschiedene Fälle zu unterscheiden: Er glaubt es wirklich und hat tatsächlich dieses Gebrechen. Er spricht also wahr, und seine Worte sind richtig. Sodann, er hält sich für herzkrank, ohne es zu sein, sei es aus Hypochondrie, sei es aus Unkenntnis seines eigentlichen Leidens. Er befindet sich demnach im Irrtum. Es liegt von ihm aus keinerlei Täuschungsabsicht vor, und er verhält sich wahrhaft, wenn auch seine Aussage falsch ist. Drittens: Er betrachtet sich nicht als herzkrank und ist es auch nicht. Das ist der Fall einer eindeutigen Lüge. Viertens: Er hält sich nicht für herzkrank, aber er ist es. Hier verknüpfen sich Lüge und Irrtum. Er lügt genau so wie im dritten Fall, nur irrt er noch dazu. Fünftens wären noch die im Bewußtseinsgrad mannigfach unterschiedlichen Fälle anzuführen, wo einer die Krankheit vorschiebt, um etwa Zumutungen an seine körperliche Leistungsfähigkeit zu entgehen, die wahren Gründe seines Verhaltens sich aber nicht eingesteht. Er glaubt selbst mehr oder minder oder auch ganz fest an das, was er sagt. Aber diese Fälle einer „inneren" Verlogenheit — wie man zu sagen pflegt — wollen wir nicht weiter verfolgen: die echte Lüge ist eine bewußt falsche Aussage. Zur Abspaltung von der Erinnerungstäuschung dient das Merkmal der bewußten Falschheit. Denn der, den das Erinnern täuscht, urteilt und handelt im guten Glauben, und es liegt nicht der geringste Anlaß vor, bewußte Falschheit anzunehmen. Auch bei der phantastischen Aussagefälschung muß das Bewußtsein der Falschheit keineswegs klar gegeben sein; die Person kann ihren Aussagen im Augenblick glauben, oder diese stehen — etwa gleich dichterischen Gebilden — jenseits von Wahr und Falsch im Sinne der üblichen Wirklichkeitserfahrung. Wo das Moment des bewußt Falschen sich vordrängt, liegt auch die Annäherung an die Lüge. Ja in gleichem Maße wie dieses Moment hervortritt, wandelt sich die phantastische Aussagefälschung in Lüge. Diese ist letzthin ein intellektueller Vorgang, mag er auch noch so sehr in emotionelle Akte eingebettet sein oder mag er auch ihnen seinen Ursprung verdanken. Die phantastische Aussagefälschung weist aber — wie schon ihr Name andeutet — in eine andere Richtung: ihr Sein — nicht nur ihre Entstehung — ist unmöglich ohne Spiel der Phantasie und der Gefühle. Denn diese verändern den zu beurteilenden oder zu schildernden Tatbestand, sie arbeiten an ihm, verzerren ihn, gestalten ihn um usw. Der echte Lügner hat aber die „wahren" Tatbestände vor sich, die er bewußt umkehrt. Natürlich treffen wir hier fließende Übergänge, jedoch die Extreme treten deutlich auseinander, und diese Sonderung vollzieht das Moment der bewußten Falschheit.

Verstellung scheint nun noch ein Plus der Lüge beizufügen. Sie beschränkt sich nicht auf „Aussagen", sondern wirkt sich in gewissen Handlungen aus oder im Unterlassen bestimmter Handlungen. Der Simulant sucht den zu simulierenden Tatbestand zu verwirklichen. Versichert einer: „ich habe Schmerzen," ohne im geringsten zu leiden, lügt er, aber er verstellt sich noch nicht. Er tut dies, wenn er schreit, seine Mienen verzerrt, also den Ausdruck von Schmerzen gestaltet. Der Aussage bedarf es dann oft nicht. Aber selbstverständlich können sich Lüge und Simulation verbünden, indem die eine die andere zu stützen trachtet. Das Kennzeichen der Simulation sind demnach bestimmte Handlungen oder das Unterlassen bestimmter Handlungen. Wer Taubstummheit simuliert, markiert nicht nur das Gehaben eines Taubstummen, sondern er unterdrückt auch alle Handlungen, die ein des Sprechens und Hörens Fähiger vollführt. Aber nicht jede „bewußt falsche Handlung" ist schon Simulation. Ein Arbeiter liefert z. B. geflissentlich schlechte Ware, ja verdirbt sie sogar. Er will als für diese Beschäftigung ungeeignet eine andere, ihm mehr zusagende zugeteilt bekommen. Er wählt demnach bewußt „falsche" Handgriffe. Er ist nicht etwa

Digitized by Google

fahrlässig, sondern eifrig darauf aus, es nicht gut, sondern schlecht zu machen. Auch dabei muß er noch nicht simulieren. Am Abend sagt er vielleicht bei der Überprüfung zum Werkleiter: „Ich konnte es nicht besser!" und begeht damit eine Lüge. Die Simulation beginnt aber erst, wenn der Betreffende durch sein ganzes Gebaren während der Arbeit es so darstellt, als ob er trotz aller Mühe nicht besser schaffen könnte oder wenn er nach der Arbeit zerknirscht naht, in Wort und Geste seinen Mißerfolg beklagend. Ich möchte demnach in der Simulation nicht so sehr eine Konfiguration bewußt falscher Handlungen erblicken, als den Nachdruck legen auf die „Ver-stellung" — ich stelle mich absichtlich anders als ich bin — auf jenen Rollencharakter, dem eine bewußte Absicht zugrunde liegt. Will man eine formelhafte Definition, kann man die Simulation bezeichnen als bewußte Darstellung oder Vorspiegelung nicht vorhandener Sachverhalte. Ich stelle also dar, „daß ich krank bin", „daß ich fröhlich bin", „daß ich müde bin" usw. Den Ausdruck „bewußte Vortäuschung" wünschte ich am liebsten vermieden, obzwar er nicht unpassend ist Aber er weckt gemeinhin die Vorstellung, als ob der Simulant stets irgendeinen täuschen wollte. Das Primäre ist die Durchführung der Rolle, und insoweit ist das Verhalten immer absichtsvoll. Aber damit ist nicht behauptet, daß es allemal eine Täuschung bezweckt; vielleicht erfolgt diese bisweilen als Nebenwirkung, ohne aber beabsichtigt zu sein. Es gibt Simulation um der Simulation willen ohne äußere Zielsetzung. Oft ist gerade diese so schwer zu enträtseln, weil man keinen Grund für sie findet und sie deswegen auch nicht vermutet. Wir unterscheiden eine zweckhafte und eine zweckfreie Simulation — ich verstelle mich das eine Mal, um einen Vorteil zu erreichen, das andere Mal aus bloßer Lust an dieser Erlebnismöglichkeit — und man darf sich zur letzteren nicht den Weg versperren, indem man sie bereits in der Definition ausschließt. Als Simulationserlebnisse sind beide ihrem Grundkern nach gleich. In meiner 1918 im Verlage von Ferdinand Enke zu Stuttgart erschienenen „Psychologie der Simulation" habe ich diese Auffassung zu vertreten und in allen ihren Folgerungen zu entwickeln versucht.

Wie kommt es nun aber zu Lüge und Verstellung? Im Mittelalter herrschte die Lehre, Lüge sei eine angeborene Eigenschaft des Kindes, und in manchen Köpfen spukt heute noch diese Anschauung. Andere huldigen wieder der gegenteiligen Ansicht. Wer gleich Rousseau von dem Satze ausgeht: „Alles ist gut, was aus den Händen des Schöpfers kommt, alles entartet unter den Händen des Menschen", muß meinen, das Kind wäre seiner Natur nach wahrhaftig und nur die Erziehung mache aus ihm einen Lügner. Diese Grundsätze führen — wie Franziska Baumgarten gezeigt hat — zu verschiedenen pädagogischen Folgerungen. Neigt man der ersten Annahme zu, handelt es sich darum, die „böse Natur" auszurotten, während auf dem Boden der zweiten die Forderung erwächst, das Kind sich möglichst selbst zu überlassen und nur achtzugeben, daß seine angeborenen guten Eigenschaften nicht verkümmern. Nimmt man eine vermittelnde Stellung ein, wird man danach trachten, bestimmte Anlagen zu hemmen und zu schwächen, andere dagegen zu entwickeln und zu stärken. Die moderne Psychologie — besonders die Forschungen von Clara und William Stern — haben uns darüber belehrt, daß wir nicht alles als Kinderlüge auffassen dürfen, was dem Wortlaut der Aussage nach in diese Richtung weist. So wird häufig Vorgestelltes mit real Erlebtem verwechselt, namentlich dann, wenn das Vorgestellte mit einem starken Gefühlsakzent des Interesses oder der Erwartung oder auch einer großen logischen Wahrscheinlichkeit verbunden war. Clara Stern ging mit ihrem drei Jahre zehn Monate alten Töchterchen Hilde im Februar spazieren. Das Ziel war ein Park. Auf dem Wege dahin war viel die Rede von den dort im See lebenden Schwänen. Sie waren aber nicht draußen, weil noch eine dünne Eisschicht den Teich bedeckte. Mutter und Kind unterhielten sich längere Zeit darüber, ob die Schwäne wohl in dem kleinen Häuschen im Wasser steckten und wie es in dem Häuschen aussehen möge. Dann kamen andere Gespräche auf. Unterwegs fragte die Mutter: „Was wirst du nun dem Vater erzählen?" Hilde erwiderte sofort: „Daß wir Schwäne gesehen haben." Die Mutter: „Was haben wir gesehen?" Hilde: „Viele Schwäne." Die Mutter: „Haben wir wirklich Schwäne gesehen?" Hilde — sich besinnend —: „Nein, die waren im Häuschen drin." Hier haben die stark gefühlsbetonten Vorstellungsbilder und Wünsche über die Wirklichkeit gesiegt, und erst ein Aufrütteln aus der Phantasiewelt führt zu der Wirklichkeit zurück. Oder wenn das zweieinhalbjährige Kind auf die Frage der Mutter: „Wer hat das zerbrochen?" unrichtig mit „Papa" antwortet, ist es wieder nicht ohne weiteres erlaubt, von vornherein hier an Lüge zu denken. In solchem Falle antwortet häufig — wie Baumgarten meint — das durch den schroffen Ton der Mutter erschreckte Kind mit dem Wunsche, zum Vater zu fliehen. Der kleine Wortschatz, den das Kind besitzt, erlaubt ihm nicht, seinen Gedanken klarer auszudrücken. Clara und William Stern glauben geradezu, daß bis zum Ende des zweiten Lebensjahres wohl die meisten sogenannten Lügen der Kinder lediglich auf irrigen Ausdeutungen beruhen, „die um so mehr vermieden werden müßten, als sie zu pädagogischen Konsequenzen von verhängnisvoller Wirkung für des Kindes spätere Wahrhaftigkeitsliebe führen könnten". Mögen nun jene kindlichen Scheinlügen auf reiche und ungehemmte Phantasietätigkeit zurückgehen, auf Mängel sprachlicher Fassung,

Digitized by Google

auf Verwechslung usw., der Weg ist damit gleichsam vorgezeichnet, auf dem in weiterer Verfolgung Lüge und Simulation anzutreffen sind. Ist einmal ein Irrtum nützlich gewesen, kann im Wiederholungsfalle dieser „Irrtum" absichtlich herbeigeführt werden, und schon sind Lüge oder Verstellung da. Sie brauchen sich also nicht gleich einem Fremdkörper in das Seelenleben des Kindes einzuschleichen, sondern sie sind keimhaft in den Anlagen des Kindes vorgebildet und verdichten sich bei passender Gelegenheit zu Fähigkeiten. Ganz anders ist natürlich die Frage, wie die einzelnen Individuen dank ihrer sonstigen seelischen Verfassung sich dazu verhalten, auch dank der Erziehung und äußerer Umstände; d. h. ob sie von dieser Fähigkeit Gebrauch machen, ob sie sie pflegen oder verkümmern lassen, ob sie sie mit gutem oder schlechtem „Gewissen" ausüben, und ob sie jene schätzen oder mißbilligen. Unter den schulpflichtigen Kindern wird es wohl nur sehr wenige geben, die nicht aus eigener Erfahrung Bekanntschaft mit Lüge und Verstellung gemacht haben. Lügen und Verstellung sind eben Waffen, die leider allzu häufig der Schwächere gegenüber dem Stärkeren, der niedriger Gestellte gegenüber dem höher Gestellten anwendet. Märchen und Sagen kennen darum meist neben dem reinen Helden der Kraft den minder Kräftigen, der durch List und Verschlagenheit das erreicht, was jenem im offenen Kampfe glückt; neben Achilles steht Odysseus, neben Siegfried Hagen. Volk, Mythe und Epos empfinden dabei sehr richtig, daß der Kräftige jene Waffen nicht braucht, daß sie aber den Schwachen stark machen. Pädagogik und Ethik scheinen in gleicher Weise interessiert an diesen Fragen; aber sie können erst dann mit Erfolg an jene herantreten, wenn die Erlebensweisen bekannt sind, in denen Lüge und Simulation sich kundtun. Wie der Plastiker sein Material genau studiert haben muß, um aus dem Marmorblock ein Bildwerk herauszulösen, ist hier auch völlige Materialbeherrschung unerläßliche Grundlage. Das Material ist in unserem Falle: der Mensch. Alle pädagogischen Maßnahmen setzen die Psychologie voraus.

Aber auch der Jurist hat es — wie wir bereits sahen — mit Lüge und Simulation zu tun; ja jede Gerichtsverhandlung zielt auf Ermittlung echter Tatbestände, jede Zeugenaussage soll Wahrheit kundtun. Und nicht minder ist der Mediziner mit diesen Fragen beschäftigt: als Gutachter hat er zu entscheiden, ob eine betreffende Person wirklich krank ist oder bloß simuliert. Ein begründetes Urteil ist häufig so schwer zu fällen, weil von der Simulation allmähliche Übergänge in Hysterie und psychogene (seelisch bedingte) Leiden hineinführen. Der Arzt stellt fest, daß kein organischer Befund zu entdecken ist, aber damit weiß er noch nicht, ob er einen Schwindler vor sich hat, einen psychisch Erkrankten oder einen, der gewisse Beschwerden übertreibt, der aggraviert, wie der Fachausdruck lautet. Gerade die Verhältnisse des Krieges haben durch unzählige Fälle unsere Erfahrungen bereichert. Einer erschrickt etwa angesichts einer furchtbaren Gefahr im Schützengraben; er will schreien und kann nicht; er ist der festen Überzeugung, seine Stimme verloren zu haben. Er beschäftigt sich in seinen Gedanken unaufhörlich mit diesem Ereignis, vielleicht gesellt sich noch der Wunsch hinzu, nicht wieder hinaus ins Feld zu müssen. O. Muck heilt z. B. Aphonie dadurch, daß er den stimmlos Gewordenen plötzlich mittels Einführung einer Kehlkopfkugel in Erstickungsangst bringt, wobei der Betreffende einen Schrei ausstößt. Anschließende suggestive Behandlung erweitert und sichert den durch Überrumpelung gewonnenen Erfolg, der vor allem darin besteht, daß der Kranke erfährt, daß er sprechen kann. Wer wollte jedoch leugnen, daß diese Methode ideal geeignet scheint, Simulanten zu entlarven, falls man sich zu einem so drastischen Mittel entschließt? Nur wüßte man dann nie, ob man es wirklich mit einem Simulanten zu schaffen hatte und nicht vielmehr einen Kranken heilte. Oder R. Sommer konstruierte einen „Schreckapparat", der hinter dem Kopf des angeblich tauben Patienten starke Glockenzeichen abgibt, während die Schreckreaktion in Gestalt kleiner, feiner Bewegungen auf einer Kurve nachgelesen werden kann. Die Entstehung der Schreckkurve unmittelbar vor den Augen des Patienten wirkt auf diesen außerordentlich suggestiv. Glückt der Versuch, ist an der Tatsache der Hörfähigkeit nicht zu zweifeln; und ihr Wiedereintritt erfolgte bei der Mehrzahl der Fälle sofort. Aber Sommer ist sich völlig klar darüber, daß die Unterscheidung von pathologischer und krimineller Vortäuschung von Symptomen außerordentlich schwierig werden kann, und der Prüfling wird ausdrücklich auf den rein ärztlichen Charakter des Verfahrens aufmerksam gemacht. Noch ein Beispiel: der Unfallverletzte muß seine Ansprüche beweisen, und oft begegnet er nur geringer Geneigtheit, seinen Angaben Glauben zu schenken. Er sagt sich: ‚Du mußt schon ganz dick auftragen, damit man dich ernst nimmt.' Damit ist die Bahn frei für Lüge und Simulation, die auf diese Weise geradezu künstlich gezüchtet werden. Und wie schnell wird bisweilen die anfänglich bewußte Übertreibung vom Übertreibenden selbst für bare Münze genommen; er steigert sich in einen Zustand hinein, an dessen Tatsächlichkeit er leicht immer mehr glaubt. Bumke sagt, daß auch die Unfallshypochonder häufig den ehrlichen Wunsch haben, gesund zu werden, und daß sie oft schwer unter ihrer Krankheit leiden; der Umstand jedoch, daß sie versichert sind, mit allen äußeren Folgen wie ärztliche Begutachtungen, Aufnahme in das Krankenhaus, Denunziationen von Nachbarn u. dgl. lenkt ihre Aufmerksamkeit auf ihre Beschwerden, genau so wie sie früher

Digitized by Google

durch die erziehlichen Mittel der Not und der dadurch erzwungenen Arbeit von diesen Beschwerden abgelenkt wurden. Die Frage nach Simulation muß — in der Formulierung von Bumke — lauten: Wie weit ist sich der Kranke über das Wesen der von ihm gebotenen Symptome und über die Möglichkeit, sie zu unterlassen oder zu beseitigen, selbst klar?

Die eindeutige Feststellung der Simulation kann demnach sehr erheblichen, mitunter unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Und nur der Anfänger ist gleich fertig mit seinem Spruch, der gewiegte Praktiker wird vorsichtig alle Möglichkeiten erwägen und lange nicht so viel Fälle ermitteln, wie man gewöhnlich annimmt. Gerade weil die Unterschiede ineinander verschwimmen, darf es meist nicht bei einer Beachtung der einzelnen Erscheinung bleiben, sondern das ganze Verhalten des Menschen muß eingehend studiert werden; es gilt ein möglichst umfassendes Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Dazu sind psychologische Schulung und Begabung erforderlich. Man wird auch in der Lage sein, mit Hilfe von Experimenten festzustellen, was überhaupt simuliert werden kann und was nicht, und unter Umständen von hier aus gewisse Hinweise empfangen. Und die Art der Überführung, der Entlarvung wird man ganz dem Einzelfall anzupassen versuchen. Verfahren stehen ja genug zu Gebote; angefangen von ruhiger Unterredung, Suggestion, Überrumpelung bis zur Anwendung schmerzlicher elektrischer Ströme. Doch wird wohl jeder gern, wo es nur immer angeht, auf eine stets an Folter gemahnende Gewalt verzichten, und je mehr er wahrer Seelenarzt ist, um so leichter wird er auch mit rein psychischen Mitteln auskommen. Er wird wissen, wann er an die Scham und wann an das Ehrgefühl appellieren darf, wann vernünftige Erwägung am Platze ist und wann eine affektive Einwirkung. Und wo keine anderen Interessen entgegenstehen, wird er es dem Betreffenden möglichst leicht machen, die Maske der Lüge und Verstellung abzuwerfen. Die Psychologie hat sich nun auch bemüht, gleichsam raffiniertere Behelfe auszuarbeiten, um verstecktes Seelenleben an das Tageslicht zu ziehen. Ein bekannter, aber gefährlicher Weg ist die Psychoanalyse, wie sie Freud und seine Schüler anwenden. So sollen z. B. das Versprechen, Verlesen, Verhören auf einer Gegeneinanderwirkung zweier Absichten beruhen, von denen die eine verheimlicht wird, aber sich doch durch jene Symptome verrät. Einer erzählt von irgendwelchen Vorgängen, die er beanstandet, und fährt fort: „Dann aber sind Tatsachen zum Vorschwein gekommen . . .“ Auf Anfragen bestätigt er, daß er diese Vorgänge als Schweinerei bezeichnen, aber dieses unpassende Wort unterdrücken wollte. „Vorschein“ und „Schweinerei“ ließen mitsammen das sonderbare „Vorschwein“ entstehen. Max Wertheimer und Julius Klein haben die psychologische Tatbestandsdiagnostik begründet, die dann besonders durch O. Lipmann weitergeführt worden ist. Die Versuchsanordnung war folgende: Sie riefen in der Versuchsperson ein „gefühlsbetontes“ Erlebnis hervor, z. B. durch Betrachtenlassen eines eindrucksvollen Bildes. Darauf wurden der Versuchsperson Worte zugerufen, und sie erhielt den Auftrag, jedes einzelne Wort möglichst schnell mit dem ihr gerade einfallenden zu beantworten. In diese Wortreihe waren nun auch Worte eingeschoben, die sich auf den betreffenden Tatbestand bezogen. Sie hießen „Komplexreize“. Der Versuchsperson wurde gesagt, sie solle ihre Kenntnis des Tatbestandes verheimlichen. Bei dem Versuche zeigte sich, daß diese Verheimlichung nicht gelang. Bei Reizworten rutschte oft auch gegen den Willen eine verräterische Antwort heraus; oder es glückte zwar, sie zu unterdrücken, dann dauerte es längere Zeit, bevor eine farblose Antwort gefunden wurde, und diese war meist weit hergeholt. Maß man nun die Zeit zwischen dem Zuruf des Wortes und der Erwiderung, so konnte man die einzelnen Verzögerungen feststellen. Eine andere Art dieses Vorgehens ist folgende, die ich in Messers Beschreibung wiedergebe: „Man erzählt dem Prüfling eine Geschichte, die mit dem betreffenden Tatbestand große Ähnlichkeit hat, aber in gewissen Punkten abweicht. Dann gibt man ihm einen lückenhaften Text eben dieser Geschichte mit der Aufgabe, die ausgelassenen Worte richtig zu ergänzen. Wer nicht nur die erzählte Geschichte, sondern den Tatbestand selbst kennt, wird bei den abweichenden Stellen leicht in Verwechslungen verfallen und durch seine Ausfüllung sein Wissen um den Tatbestand ahnungslos verraten.“ Eine Verwertung in der Gerichtspraxis erweist sich allerdings als unmöglich: denn erstens braucht sich der Angeklagte gar nicht auf den Versuch einzulassen, und zweitens sind durch Presseberichte und Inhalt der Beschuldigung die meisten Umstände einem jeden — auch Unschuldigen — geläufig. Aber in der Medizin haben sich diese Verfahren bewährt, wo es gilt, den Vorstellungsverlauf kennen zu lernen, bestimmte Einblicke in seelische Tiefen zu gewinnen usw. Engelen und Rangette nahmen noch Puls- und Atmungskurven auf, während die Versuchspersonen der Beeinflussung durch Reiz- und Reaktionsworte unterworfen wurden. Es ist ja bekannt, daß unsere Gefühle in Beschleunigungen oder Verlangsamungen usw. von Atmung und Puls sich körperlich äußern. Mißt man diese Erscheinungen, so läßt sich der Nachweis erbringen, daß eine gewisse Gruppe von Reizworten im Gegensatz zu anderen sich dadurch auszeichnet, daß irgendwelche Gefühlserregungen in den registrierten Kurven sich ausprägen. Ich selbst habe zum Studium der Simulation einer ganzen Reihe von Versuchspersonen den Auftrag erteilt, sich taubstumm zu stellen. Währenddessen mußten sie einstellige Zahlen addieren, und am linken

Digitized by Google

Arm wurde der Puls gemessen, wobei die einzelnen Pulsschläge sich in einer fortlaufenden Kurve einzeichneten. Es wurden bestimmte akustische Reize ausgeübt: Signale, z. B. das Läuten einer Taschenspieluhr, und Anreden, z. B.: „Bitte von nun an je drei Zahlen zu addieren!“ „Halt!“ „Schneller rechnen!“ „Falsch, Sie haben sich geirrt.“ Man konnte feststellen, wie die Personen auf diese Störungen reagieren: durch Änderung des Verhaltens, durch eine solche der Pulskurve, durch Verzögerungen oder Fehler im Rechnen. Es war auch möglich, die Einübung in die Simulation zu verfolgen, und vor allem nach Beendigung des Versuches durch ein eingehendes Verhör sich über die Erlebnisse in diesem Zustande zu unterrichten. Die Verarbeitung dieses Materials findet der Leser in meinem bereits erwähnten Buch.

Bisher sprachen wir nur von der Aufdeckung der einzelnen Lüge oder Verstellung. Aber man vermag auch Vorsorge zu treffen, der Simulation den Boden zu entziehen und durch sittliche Erziehung den Menschen in die Lage versetzen, der Verlockung zu jenen Verhaltungsweisen erfolgreich zu widerstehen. Eine gründliche Heilung ist nur möglich, wenn es glückt, Lüge und Verstellung unnötig und nicht lohnend zu machen. Alles nur irgendwie Erlaubte kann ohne diese Mittel erreicht werden; und zur Erlangung des Verbotenen müßten sie untauglich sein. Auf diesen Standpunkt sollte unser soziales, staatliches und religiöses Leben gelangen, oder wenigstens ernst nach ihm streben, jedenfalls nicht — wie heute so oft — geradezu Gesinnungsheuchelei und andere Formen unechter Regungen fördern. Man kann aber im Kampfe gegen Lüge und Verstellung noch weiter gehen: Scham, Widerwille, Abscheu ihnen gegenüber wecken. Ein berühmter Pädagoge hat einmal eine allgemein als verlogen verschriene Schule dadurch umgewandelt, daß er jedem aufs Wort glaubte; denn bald hieß es: es sei niederträchtig, ihn zu betrügen. Es sind — anerkanntermaßen — nicht die „braven“ Lehrer, die alles durchgehen lassen, die eine derartige Vorzugsstellung genießen; diese „Güte“ hält der Schüler meist für Ausfluß von Schwäche und Dummheit. Der strenge, aber wohlwollende und durchaus gerechte Lehrer der sichtlich auf das Wohl seiner Schützlinge bedacht ist, Menschliches versteht, aber Auswüchse energisch beschneidet, das ist schließlich der, für den die Klasse „durch das Feuer geht“. Was wir hier vom Lehrer sagten, gilt in ähnlicher Weise vom Offizier, vom Richter oder Arzt. Man schämt sich, den zu belügen, den man liebt, den man achtet. Und man will auch nicht Vertrauen brechen. In einer Welt, in der Lüge und Verstellung nicht gedeihen, wird auch nicht die Neigung gezüchtet, bei jedweder Gelegenheit bei ihnen Zuflucht und Rettung zu suchen. Wo es als selbstverständlich gilt, mit den Mitteln der Ehrlichkeit und Offenheit zu streiten, liegt die Versuchung fern, zu den Mittelchen der Heuchelei und Verstellung zu greifen. Wie weit wir aber auch immer mit Plänen, Hoffnungen und Wünschen ausschweifen, den festen Grund muß eine gesicherte Psychologie abgeben, denn sonst bauen wir Luftschlösser ins Blaue hinein.

Die träumende Pagode. Von F. A. Angermayer

Zweifelnde Liebe

Als wär's nicht Liebe, will mir's heute scheinen ...
Mein Lachen stirbt und wird an dir zu Weinen.
Selbst meine Kerze weint, schönste der Frauen,
Wächserne Tränen ... bis zum Morgengrauen ...

Die weiße Nacht

Die Wasseruhr ist eingeschlafen,
Verbrannt sind alle Räucherkerzen.
Scharf bläst der Mittnachtwind im Hafen,
Die Dschunken ächzen wie in Schmerzen.

Mich aber flieht der Schlaf des Müden ...
Weil die bebenden Mondenstrahlen
Draußen küssen die ersten Blüten,
Die sich mir auf den Vorhang malen ...

Im Feld

Über den Steppen glänzt der Mond vom Norden.
Im Frühlicht wandern die Tatarenwinde ...
Mein Herz träumt sehnsuchtsschwer von Weib und Kinde ...
Bis mich Trompetenschall erweckt ... zum ... Morden.

(Frei nach dem Chinesischen)

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Hesse: Kleiner Garten. Erlebnisse und Dichtungen (Wien, E. P. Tal & Co.) — Elisabeth von Heyking: Die Orgelpfeifen. — Aus dem Land der Ostseeritter (Leipzig, Philipp Reclam jun.) — Carl Bulcke: Die drei Troftburgs (Berlin, Morawe & Scheffelt) — Meta Schoepp: Schiff auf Strand! Ein Helgoländer Roman (Berlin, August Scherl)

„Unrein und verzerrend ist der Blick des Wollens. Erst wo wir nichts begehren, erst wo unser Schauen reine Betrachtung wird, tut sich die Seele der Dinge auf, die Schönheit. Wenn ich einen Wald beschaue, den ich kaufen, den ich pachten, den ich abholzen, in dem ich jagen, den ich mit einer Hypothek belasten will, dann sehe ich nicht den Wald, sondern nur meine Beziehungen zu meinem Wollen, zu meinen Plänen und Sorgen, zu meinem Geldbeutel. Dann besteht er aus Holz, ist jung oder alt, gesund oder krank. Will ich aber nichts von ihm, blicke ich nur ‚gedankenlos' in seine grüne Tiefe, dann erst ist er Wald, ist Natur und Gewächs, ist schön. — So ist es mit den Menschen und ihren Gesichtern auch. Der Mensch, den ich mit Furcht, mit Hoffnung, mit Begehrlichkeit, mit Absichten, mit Forderungen ansehe, ist nicht Mensch, er ist nur ein trüber Spiegel meines Wollens. Ich blicke ihn, wissend oder unbewußt, mit lauter beengenden, fälschenden Fragen an."

So beginnt Hermann Hesse in seinem Kleinen Garten eine Prosadichtung von der Seele. Die Stelle ist hier angeführt, nicht nur um sogleich eine charakteristische Probe von dem Gehalt des Buches zu geben, sie hat auch für unsere mechanisierte, von den rohsten Geldkampfinstinkten beherrschte Zeit (womit nichts gegen die an sich erfreuliche und notwendige Lebensverbesserung der unteren Stände gesagt sein soll) ihren besonderen Wert. Wie arm wird unser inneres Leben durch die Grundsätze und Ziele einer solchen Zeit: schon jetzt sieht man, zumal in den großen Städten, fast nur noch nervöse, gequälte, böse Gesichter. Wer von ihnen glaubt einem Hermann Hesse noch, wenn er in dieser Betrachtung ausruft: ‚Für jeden von uns ist beseelter Menschenblick, ist Kunst, ist Seelengestaltung die oberste, jüngste, wertvollste Stufe und Welle alles organischen Lebens.' Und doch hat er recht! Und doch möchte man allen, die aus nichts mehr als aus organisiertem Wollen, aus Verstand, Absicht, Plan zu bestehen scheinen, zurufen: Ihr habt eure Seele verloren in der Welt des Geldes, der Maschinen, des Mißtrauens. Und sinnvoll schließt darum Hesse die gedankenvolle Betrachtung mit den alten Worten, die zeitlos und ewig neu sind: ‚Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewännest und nähmest Schaden an deiner Seele.'

Die angeführte Stelle ist aber noch aus einem anderen Grunde wichtig. Nimmt man ihren Grundgedanken zum Richtmaß, so erkennt man auch in der Erzählungskunst deutlicher als sonst den Unterschied zwischen dem zweckvoll Zugestutzten und dem dichterisch Geschauten, will sagen zwischen dem Gemachten, Einseitigen, Schiefen und dem Gewordenen, Organischen, künstlerisch Wertvollen. Ein Heinrich Mann z. B., dessen Streben ich nicht unterschätze, sieht — in seinen letzten Erzählungen ganz besonders — die Menschen, die er darstellen will, gar nicht in ihrem natürlichen Wesen, er sieht sie nur in ihren Beziehungen zu seinem Wollen, seinen Plänen und Zwecken; ein dichterischer Erzähler, ein wahrer Epiker sieht sie — und zwar mit hellem, liebevollem, freudig erstauntem Finderauge — als eigentümliche, merkwürdige Geschöpfe Gottes, oder wie er die Quelle ewigen Neuwerdens nennen mag.

Und hierfür gibt Hesse selber, wenn er vom dichterischen Schauen ins Erzählen hinübergleitet, das beste Beispiel. Da steht gleich auf einem der ersten Beete dieses ‚Kleinen Gartens' eine Blume von wundervollem Glanz und Duft, besonders merkwürdig dadurch, daß es dem Dichter gelungen ist, in ihr die Lenzfröhlichkeit des Veilchens und Maiglöckchens mit der lächelnden Farbenschwermut der Herbstaster zu vereinen. Die Geschichte heißt ‚Der Flieger'. In einer Form, wie sie nur der Dichter des ‚Peter Camenzind' meistert, geschrieben mit strömendem Dichterblut, wird da erzählt, wie ein junges Paar in erstem Liebesrausch am goldenen Oktobertag durch die Dörfer und die Weinberge schlendert, in denen Alt und Jung bei der Lese sind; Arm in Arm, selig in Liebe und Lebensfreude. Endlich begegnet den übermütig Dahintrollenden ein alter Mann, der ihnen Aufschluß gibt über eine kleine Kapelle, die an ihrem Wege liegt. Sie ist einem alten Weinbauern zu Ehren errichtet worden, der vor ein paar hundert Jahren in beispielloser Treue sein ganzes Leben nur Gott und seinem Weinberge gewidmet hatte. Er zog die beste Traube in der ganzen Gegend und ging jeden Tag zu seinen Reben, war früh und spät im Geschirr, bis endlich an einem so schönen und gesegneten Herbst, wie ihn noch niemand erlebt hatte, Gott den Alten auf seinem Wunsch zu sich nahm, als er die erste köstliche Traube geschmeckt hatte. Die Süße und der Würz-

Digitized by Google

duft einer solchen Traube läßt sich so wenig beschreiben wie die Süße und der Würzduft dieser Erzählung, man muß sie selber kosten ...

Es liegt auf der Hand, daß nicht alle Stücke von gleichem Wert sein können; es blüht auch einmal eine Butterblume im ‚Kleinen Garten‘, aber selbst die hat dann noch meist einen besonderen Glanz in der Farbe, so daß es einen nicht reut, sie betrachtet zu haben. Aber dann gibt es da eine Königin der Nacht: die Erzählung, wie der Dichter auf einer Vortragsreise im Kriege den Tod seines alten Vaters erfährt, wie er zum Begräbnis in die Heimat reist, und was er dort erlebt. Hier wird an die tiefsten Tiefen von Leben und Tod, von geistiger und seelischer Unlösbarkeit, von kindlicher Liebe und männlicher Treue gerührt. Die Stunden, in denen der Dichter allein bei seinem toten Vater in dessen Stübchen ist, werden ihm (und wer hätte nicht ähnliches erlebt?) zu tiefen Offenbarungen. Er fühlt seine Hände an der hohen, kalten Stirn des Entschlafenen wie an einer heiligen Quelle, und ‚alles was weh tat, war nichts gegen diese gute Kühle‘. Erst seit den Stunden, die er bei dem Toten zu Gast war, ist ihm das Wissen um den Tod wichtig und köstlich geworden. Erst jetzt steht er ganz seine Wirklichkeit und Größe, wie er als Gegenpol da drüben steht und uns erwartet, damit ein Schicksal und ein Kreis vollendet werde. Und er nimmt von diesem letzten Beisammensein mit dem Vater für sich und für seine Geschwister das Vermächtnis einer Zucht und eines Glaubens mit, des Glaubens an eine Bestimmung, an eine Berufung und Verpflichtung.

Sehr schön weiß Hermann Hesse ein andermal, in der Erzählung ‚Der Maler‘, die Geheimnisse der Künstlerseele aufzudecken. Dieses Malers ‚Gefühl und Wunsch war gewesen, daß zwischen ihm und der Welt eine schöne starke Beziehung und Strömung entstehe, daß zwischen ihm und der Welt etwas Starkes und Inniges beständig schwinge und leise musiziere.‘ Nach langem vergeblichem Tasten, Suchen und Reisen findet er diesen Kontakt endlich in einer an sich ganz unscheinbaren Landschaft, und von da an beginnt sein Aufstieg zur großen Kunst, zugleich aber auch sein Mißverhältnis und Gegensatz zu Publikum und Kritik. Mit einem leisen Spott auf diese Mächte schließt das Stück. Von anderen wertvollen Prosadichtungen nenne ich noch: ‚Es war einmal‘, ein entzückendes Erinnerungsbild voll Jugend und hellem Schauen, ‚Der schöne Traum‘, ‚Heimat‘, ‚Die schöne Wolke‘. Sie sind kleine Meisterstücke poetischer Erzählung.

Aber nehmen wir das belangreiche Büchlein als Ganzes, so finden wir, daß Hesse darin eigentlich gar nicht so sehr Erzähler ist, wie — Bekenner, Naturphilosoph, Dichter, fast möchte man sagen: der Heilige einer neuen Zeit. Er umspannt mit seiner tiefen Liebe Natur und Heimat, Volk, Kunst und Welt, er sucht durch ihre unveräußerlichen Werte sich und uns zu neuem Glauben und zu neuer Zuversicht zu bringen. Die feine milde Kultur des Dichters erhellt diesen ‚Kleinen Garten‘ und seine keuschen Wunderblüten mit dem Zauberglanz des Mondlichtes.

Legen wir das zarteste der diesmal zur Betrachtung ausgewählten Bücher in seine Nähe: es ist ohne Zweifel das schmale Bändchen, welches *Elisabeth von Heyking* mit zwei Erzählungen darbietet: Die Orgelpfeifen und Aus dem Lande der Ostseeritter. Das Buch ist eingeleitet mit einer feinsinnigen literarischen Würdigung der Verfasserin durch Grete Litzmann. Wer es noch nicht weiß, erfährt darin, daß Frau von Heyking, eine geborene Gräfin Flemming, die Enkelin von Achim und Bettina von Arnim, blutsverwandt auch Novalis und Hardenberg ist. Doch scheint es mir verfehlt, sie darum eine Romantikerin zu nennen; wohl ist die ‚Romantikersehnsucht nach dem Wunderbaren‘ auch Frau von Heyking eigen, aber, wenn ich recht sehe, besteht ihre Wesensart mehr in einem Zuge großherzigen Entsagens und einem verstehenden Wirklichkeits- und Tatsachensinn, der das eigene Erleben am großen Weltweben mißt und in diesem Hinblick mit verhaltener Wehmut auf die Erfüllung der persönlichen Träume und Hoffnungen verzichtet. Dafür ist gleich die erste Erzählung *Die Orgelpfeifen* ein Beispiel.

Die Orgelpfeifen sind Großmamas drei Enkel. Sie selbst hat im Kriege 70 ihren Mann und ihren einzigen Sohn verloren, so nimmt sie sich der drei Waisen an. Aber niemand denkt, während die Kinder aufwachsen, daran, sie mit den blitzenden Orgelpfeifen der schönen Schloßkirche zu vergleichen, nur ein zugereister Professor verglich sie einmal mit den kleinen Engelchen im Schnitzwerk des Orgelgehäuses. Sie wachsen auf; drei hübsche, frische, tatfrohe Menschen, besuchen sie im Juli 1914 zum letztenmal die Großmama zu ihrem Geburtstag. Es kommt der Krieg und bald fällt der älteste, ein Reiteroffizier, der zweite findet auf einem U-Boot, der dritte als Flieger seinen Tod — und die steinalte Frau steht nun ganz allein. Ihre letzte Freude ist noch, wenigstens den Flieger, der in den Reihen der Unsern abgestürzt ist, in der alten Stammgruft des Schlosses beisetzen zu können. Aus der Umgegend haben viele Deputationen sich angemeldet, und Flieger des nächsten Flugplatzes werden während der Feier das Schloß umkreisen. Und — auch die Orgelpfeifen der Kirche werden dabei sein. Tags drauf kommen sie fort, um eingeschmolzen zu werden ...

Bei diesem Gedanken glaubt die Großmama noch einmal die Sonne eines fernen Tages zu sehen, wie sie die kleinen Knaben in der Kirche beschienen, die wie die Orgel-

Digitized by Google

In Italien. Gemälde von Prof. Matthäus Schiestl

Digitized by Google

Digitized by Google

pfeifen ausgerichtet standen. Sie hatte gehofft, die Stimmen dieser Kinder würden noch viele Jahre, nachdem ihre eigene verstummt, in diesen Räumen froh erschallen — und nun waren sie so jäh verklungen wie ein abgerissenes Lied. ‚Aber,' denkt sie wehmütig weiter, ‚ob früh, ob spät, Rohstoff war ja alles; Menschen und Dinge, zum steten Umformen vorausbestimmt. Durch den Schmelzofen gingen die Metalle, durch den Tod die Menschen, um zu dem Neuen gewandelt zu werden, das gebraucht wurde. Jede Einzelerscheinung, so geliebt, so beglückend sie auch sein und so unersetzlich sie scheinen mochte, war jedoch etwas nur ganz vorübergehend Notwendiges. Und es galt, den Blick zu weiten zu einer Erkenntnis, die hinausreichte nicht nur über das Einzelne und dieser Zeit Wirrsal des Hassens und Mordens, sondern über alle irdischen Daseinsformen, wie wir sie kennen, weit hinweg. Nur wer in der gesamten Menschheit eine vorübergehende Gestaltungsart letzten unvergänglichen Inhalts sah, und im Tod den Durchgang zu seiner Umwandlung erblickte, vermochte des kurzen Erdenlebens schwere Verkettung von Verlust und Schmerz ohne Verzweiflung zu ertragen.'

So tröstet sich die einsame Frau — im Buch steht die ‚Großmama'. In Wirklichkeit ist es aber die Verfasserin selbst, die sich aus schwerstem Unglück heraus zu diesem herben Trost einer großen Weltauslegung emporhebt. Frau von Heyking hat während des Krieges ihren Mann und ihre beiden Söhne verloren. Sie hat, ich weiß es von ihr selber, in dieser, 1915—16 geschriebenen Erzählung ihr Weltbekenntnis angesichts eines so furchtbaren Schicksals abzulegen gesucht. Daß die Dichterin vollen Trost darin gefunden hätte, ist natürlich nicht anzunehmen, sie behauptet es auch nicht. Wann wäre denn das Herz je Philosoph gewesen?

Und das Herz verleugnet die Heyking im Grunde niemals. Mit Recht betont Grete Litzmann ihre Eigenart, alle Eindrücke der Außenwelt nicht mit den Sinnen allein, sondern mit der Seele aufzunehmen und umzubilden.

Das spürt man gleich zu Anfang der zweiten Erzählung ‚Aus dem Land der Ostseeritter'; die Kinderjahre des kleinen Komteßchens Dorothee auf dem Gut ihrer Eltern in Livland sind mit so viel Herzensanteil, so viel lächelnder Liebe erzählt, daß man merkt: auch hier liegen Selbstbekenntnisse, Kindheitserinnerungen der Verfasserin unter dem Bunt der erfundenen Fabel versteckt. Übrigens zeichnet sich diese Erzählung durch kleine Meisterstücke epischer Darstellungskunst aus. Nicht nur das Leben dieser stillen Kinderseele blüht mit ihrer ganzen Umgebung wie ein Erlebnis vor uns auf, auch die Fahrt nach Petersburg, das Leben und Treiben dort bei Hofe, ist mit einer ungewöhnlichen Beobachtungskunst geschildert. Zu einem Gedicht in Prosa aber erhebt sich die Erzählung des großen Liebeserlebnisses zwischen Dorothee und dem schönen Marchese Ercole. Auch dieses Glück bleibt ein Traum. Dorothee gehört zu jenen Heykingschen Frauengestalten, die fast zaghaft vor großem Glücke stehen, deren Natur ein stilles Dulden und Resignieren fordert. Komteßchen Dorethee, die schon als kleines Kind mit manchen Puppen nicht recht spielen konnte, weil sie gar zu prächtig waren, wagt nicht den Liebesantrag des bildschönen reichen Marchese anzunehmen und ihm auf seine berühmten italienischen Besitzungen zu folgen, sie kehrt lieber nach Burkahnen in Livland zurück und heiratet den simplen Vetter Arnold. Als siebzigjährige Frau muß sie sich von ihrem ehemaligen Geliebten, der jetzt selber ein zierlicher Greis geworden ist, sagen lassen: ‚Von allen Sorgen, Contessa, ist wohl die müßigste, daß das Leben je zu schön sein könnte.' Er hat sicherlich recht, der greise Marchese, aber diese Heykingschen Frauenseelen halten es nun einmal mit Platens Wort:

> Nicht Besitz ist alles. Auch Entsagen
> Schwellt das Herz mit einem edlen Hochmut. —

Wenn man diesen edlen Hochmut des Entsagens ins Tragikomische travestiert, wie etwa ritterlichen Mut in Don Quichotterie, so hat man ungefähr die Stimmung, in der Hauptmann a. D. Bernhard von Trostburg, auf dem abfahrenden Rügen-Dampfer das Taschentuch zieht und der großen Welt, seinen reichen Verwandten für immer ‚Ade!' zuwinkt, sobald er außer Sehweite ist — um sich bis an sein Lebensende in bäuerliche Einsamkeit zu vergraben. Bernhard ist der älteste der drei Geschwister, deren Geschichte Carl Bulcke in seinem Roman Die drei Trostburgs erzählt. Ihr Vater war ‚Herr Eberhard von Trostburg, ein schöner, aufrechter Mann mit einem Kaiser-Friedrich-Bart, hellblauen Augen und einer ziemlich unsteten Vergangenheit, dem man nach dem französischen Kriege eine glänzende Laufbahn geweissagt hatte', die er aber keineswegs erfüllte. Er wird, als Hauptmann verabschiedet, Lotterieeinnehmer in Landsberg, heiratet zum zweiten Male eine Fabrikantentochter aus Chemnitz, die ihm einen Sohn schenkt und gleich drauf stirbt.

Er folgt ihr als folgsamer Ehegatte bald nach, und drei Waisen bleiben zurück, Bernhard und Tressie aus der ersten, Botho aus der zweiten Ehe. Das Schicksal Bernhards ist dem seines Papas verzweifelt ähnlich. Auch er versimpelt als Infanterieoffizier in kleinen Garnisonen, läßt allerhand Gelegenheiten, sein Glück zu machen, vorübergehen, teils aus Anstandsgefühl, teils aus Ungeschick, und endet weltvergessen als Rügenscher Kohlbauer. Tressie, die zwei Jahre jüngere Schwester, versteht das Leben besser zu nehmen. Sie heiratete den Fahrradfabrikanten Julius Guttmann in Berlin, einen smarten Geschäftsmann, der sich zum Millionär entwickelt und der schönen Tressie jeden Luxus gestattet,

Digitized by Google

sogar den, sich die Väter ihrer Kinder unter der eleganten Künstlerwelt der Hauptstadt auszusuchen. Diesen Leuten geht es gut ... Das kann man auch von Botho behaupten, dem Sohn aus Eberhards zweiter Ehe. Er wird bei seinem industriellen Verwandten in Chemnitz erzogen, bekommt gleich eine Million als Zehrpfennig mit auf den Lebensweg und entwickelt sich zum tüchtigen Baumeister, der später das alte Stammschloß in Tirol, die Trostburg, von einem österreichischen Magnaten ersteht. Der Roman endigt mit jener elegisch-tragikomischen Dampferszene, die zu Beginn angedeutet wurde.

Wir haben in dieser Erzählung eins der stärksten Zeugnisse für die feine und doch ungemein treffsichere satirische Kraft Carl Bulckes. Namentlich die erste Hälfte des Romans, die auch stilistisch von vorbildlicher Gedrungenheit ist, gehört zum Glänzendsten, was der schaffensfreudige Erzähler bisher geschrieben hat. Eine stechend scharfe Beobachtungsgabe, die mit der überlegenen Ruhe des ausgereiften Epikers angewendet wird, gibt in erstaunlichen Konturen sauber umrissene Typen aus dem modernen Leben, die einem greifbar vor Augen stehen. Wie sind diese Guttmanns, namentlich Julius, Tressies Gatte, wie ist die üble Familie der de Ligues, aber auch Tressie selber und ihr Geliebter, der Maler von Horn, prachtvoll gezeichnet. Immer mit leisem Spötterlächeln, immer ein wenig die Karikatur streifend, ohne doch in sie hinüberzugleiten und sich von der Lebenswahrheit zu entfernen. Die zweite Hälfte steht ein wenig hinter der ersten zurück. Es scheint, als ob der Verfasser um die Mitte des Romans etwas von der Spannung einer lebhaften Anteilnahme an seinen Gestalten verliert; der Faden rollt nicht mehr so flott und glatt über die Spule, Bruchstücke werden lose aneinandergefügt, kleine Bilder ersetzen die großzügige Darstellung, und auch der Leser spürt ein leises Nachlassen seiner Aufmerksamkeit bei der steten Wiederkehr des Ehepaares Guttmann in nur wenig veränderter Beleuchtung. Auch für den Satiriker gilt der Satz: Zeichnen ist Weglassen. Bei einer Neuauflage, die man dem Roman prophezeien darf, würden einige Striche im zweiten Teil sich nützlich erweisen, ebenso eine Revision der Selliner Schlußepisode, die einen unwahrscheinlichen und angeklebten Eindruck macht. Alles in allem aber haben wir in den ‚Drei Trostburgs‘ einen Unterhaltungsroman aus dem modernen Leben, der schon um seiner ausgezeichneten Satire willen weit über dem Durchschnitt steht.

Eine starke Überraschung hat mir Meta Schoepps Helgoländer Roman Schiff auf Strand bereitet. Von einer Frau geschrieben und doch nichts weniger als ein Frauenroman, ja, man möchte sagen, überhaupt kein Roman, kein Buch, vielmehr Nordsee, Riffe und Klippen von Helgoland, Inselvolk und Schiffbruch; man hört das Brausen der Sturmnacht, das Schreien der am schrägen Mast klebenden Matrosen, man sieht die Boote der „bergenden“ Holluner in den Wogen tanzen, es riecht nach Salzwasser, Teer, Fischen, Knaster und Rum; man sitzt im „Pottchen“ mit den alten Seebären und trinkt fürchterlich viel Grog, kurzum: alles wirkt so leibhaftig, als wären wir selber vor hundert Jahren auf „Heiligland“ gewesen und hätten dies alles miterlebt.

In diesem Buch ist kein falscher Zug, weder in der Anschauung noch Redeweise der Seeleute, weder in der Geschichte des Landes noch in der Schilderung seiner Bewohner, seines Meeres, seiner Wetterschicksale.

Welch ein langes und ernstes Studium muß dazu gehört haben, dies Werk zu schreiben, das seine Aufgabe, uns ein farbiges Bild von Helgoland um 1826 zu geben, restlos erfüllt.

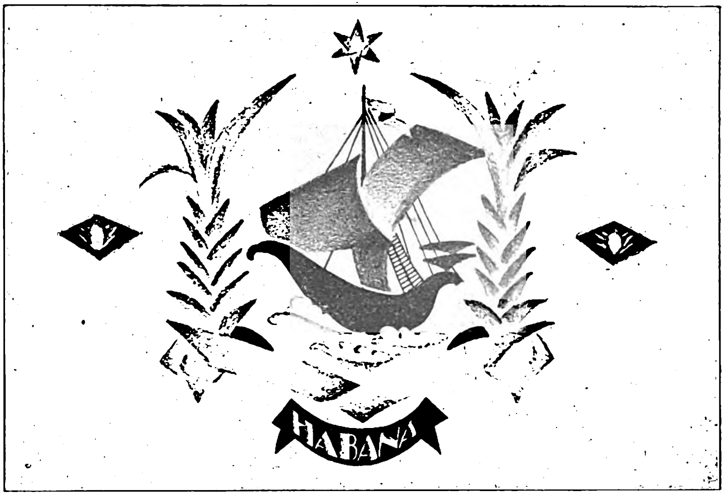
Damals ist Helgoland bekanntlich englisch; die Einwohner leben in der Hauptsache vom Schiffbruch, ein Drittel des geborgenen Strandguts ist ihnen gesetzlich zugesichert. Und mit prächtigem Humor weiß Meta Schoepp die psychologischen Folgerungen aus dieser gefährlichen Bestimmung anschaulich zu machen. Es ist selbstverständlich, daß ein solches „Privileg“ zum Piratentum erzieht. Die Holluner wollen weder von warnenden Leuchtfeuern, noch von Rettungsbooten etwas wissen, sie leiden nicht, daß ihr Pastor, ‚den wi betahlen‘, für glückliche Heimkehr der vorüberfahrenden Schiffe betet, und ebenso unverschämt wie ihre Lotsen im Fordern, sind Weiber und Männer beim „Bergen“. Das Kostbarste aber ist, daß der englische Regierungsvertreter, Gouverneur Sir Henry, Exzellenz, als der größte Gauner bei jeder Strandung den Löwenanteil einheimst und jedesmal auf die Klagen der unglücklichen Kapitäne achselzuckend erwidert: „I cannot help it — —.“ Dafür lädt er sie dann zu Plumpudding und erlesenem (aus Strandgut erlesenem) alten Portwein ein. Ein in seiner Art kostbares Buch (in dem nur die eingeflochtenen Liebesgeschichten ein wenig hergebracht anmuten), das so lange dauern wird, wie der Name Helgoland und für alle, die Möwenschrei und Meeresbrausen und der Waterkant rauhes Geschlecht lieben, eine wahre Fundgrube köstlicher Unterhaltung und Erheiterung bedeutet.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Zigarrenpackungen — Berthold Clauß — Porzellanfiguren von Adolf Amberg — Zwei alte Meister — Zu unseren Bildern

Als vor bald einem Menschenalter das neuerwachende Kunstgewerbe die ‚Gegenstände täglichen Bedarfs' auf ihren Geschmack zu mustern begann, entdeckten wir auch die rohe Süßlichkeit unsrer Zigarrenpackungen, die mit gluhäugigen Senoritas und blitzenden Preismünzen für die Güte ihres Inhalts zu bürgen suchten. Fortschrittliche Zigarrenfabrikanten bemühten sich alsbald um neue Entwürfe, aber eine allgemeine Besserung wurde nicht erzielt und der Krieg mit seinen Hindenburg- und Mackensen-Marken brachte sogar eine nicht leicht zu bekämpfende Verschlechterung. Jetzt hat die Leipziger Zigarrenfabrik Haschke durch das Leipziger Kunstgewerbemuseum ein Preisausschreiben für Zigarrenpackungen erlassen, bei dem die erstaunlich hohe Zahl von etwa 1500 Arbeiten einging. Eine ganze Menge wurde angekauft, die sechs besten Lösungen der Aufgabe wurden preisgekrönt. Wie unsere Proben zeigen, verschmelzen sie Anregungen moderner Graphik mit altholländischen Überlieferungen, und die Leser werden mit den Preisrichtern darüber einig sein, daß auf diese Weise sehr glückliche Leistungen zustande gekommen sind.

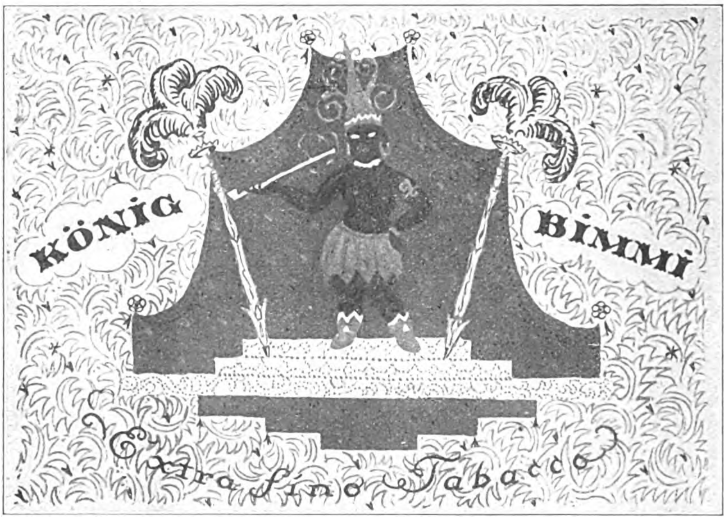


Herbert Lehmann, Dresden Ein 2. Preis

Friedrich Tischler, Berlin: 1. Preis

Aus einem Preisausschreiben für Zigarrenpackungen

Auf den Seiten 676 bis 678 führen wir den Lesern einen Graphiker vor, dem die guten Gaben des Humors und der



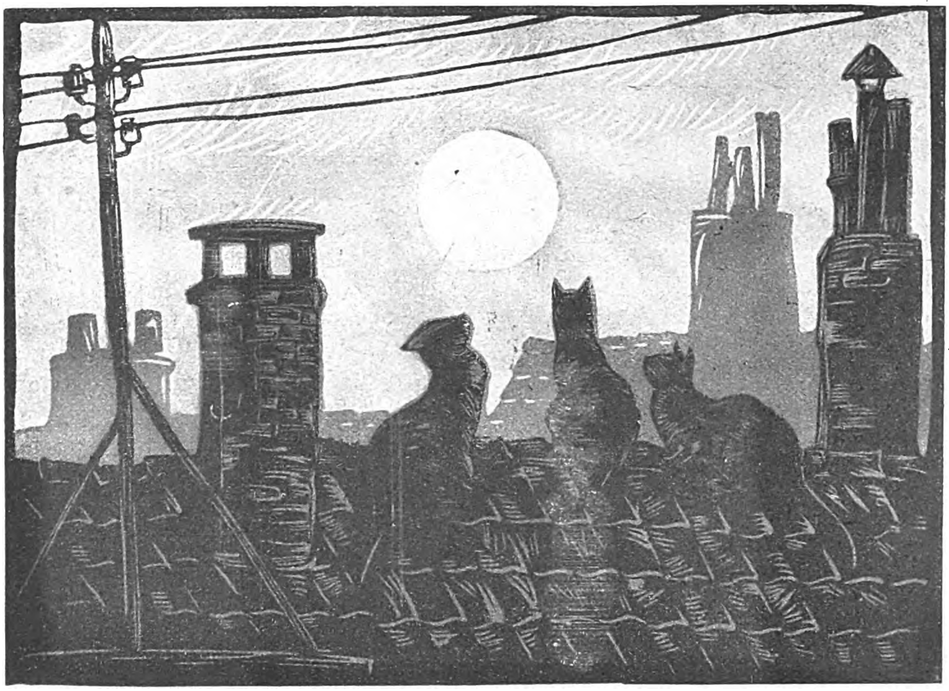
Walter Buhe, Berlin: Ein 3. Preis
(Aus einem Preisausschreiben für Zigarrenpackungen)

Phantasie geworden sind; es ist der Altonaer Berthold Clauß. Geboren 1882 hat er eine vierjährige Lehrzeit in einer Hamburger Druckerei durchgemacht, war zwei Jahre am Rhein und in Nürnberg tätig und fand erst dann den Weg vom Handwerk zur freien Kunst. Im Jahre 1901 unternahm er eine einjährige Fußreise durch Italien, denen später ähnliche Wanderungen in allen vier Winden folgten. Die Altonaer Kunstgewerbeschule nahm ihn 1904 auf; ein Jahr später ging er nach Berlin und lernte an der Akademie unter Kallmorgen, G. Koch und Kappstein. Bis zum Kriege war er in Berlin seßhaft; nach seiner Rückkehr vom Felde hat er sich in seiner alten Heimat Altona niedergelassen. Seit Anfang dieses Jahres lehrt er an der graphischen Abteilung der dortigen Kunstgewerbeschule. Seine Fahrten wirken in seinen Blättern nach: er hat Sinn für den Humor und die Wehmut des einfachen Mannes, des Handwerksburschen; er steht der Natur nahe, wie das nur ein Mensch vermag, der es erlebt hat, daß auch das Sternenzelt einmal ein kostbarer Betthimmel sein kann.

Die Staatliche Porzellanmanufaktur in Berlin hat eine Folge neuer Arbeiten von Adolf Amberg herausgebracht, fremdländische Mädchen und Frauen, Krieger und Könige, die in ihren phantastischen Gebärden und Trachten einen starken Reiz ausüben. Wir bilden auf Seite 679 einige der bezeichnendsten ab; Gertrud Kant hat den Dekor an den kleinen Kunstwerken ausgeführt. Die belebteste der beiden Figuren ist die tanzende Perserin, die anmutigste die Inderin mit dem Pfau. Andere Werke Ambergs wie ein Assyrer verraten noch eine besondere Gabe Ambergs, die des Humors. Der 1874 geborene Künstler stammt aus der altberühmten Goldschmiedestadt Hanau, und die ihm aus der gewerbfleißigen und geschmackvollen Heimat zuströmenden Einflüsse sind für ihn wichtig geworden und geblieben. Seit der Pariser Weltausstellung von 1900, auf der er mit einem großen silbernen Springbrunnen vertreten war, zählt er zu unseren ersten Kleinmeistern.

Der Kometenfänger. Holzschnitt von Berthold Clauß

Digitized by Google



Nachtmusik. Steindruck

Von freundlichen Lesern ist uns mehrfach die dankenswerte Anregung übermittelt worden, wir möchten auch der älteren Kunst einmal wieder in eingehenden Aufsätzen gedenken, und alte Freunde der Hefte haben an umfangreiche Beiträge über Tizian, Holbein und andere große Meister als Vorbilder erinnert. So einfach diese Forderung zu erfüllen scheint, so schwer wird mittlerweile die Wahl, denn die Reihe der bedeutenden und vielseitigen Künstler, die wir noch nicht behandelt haben, ist nicht sehr groß. Immerhin sind wir, auch aus eigenem Antrieb, in dieser Richtung tätig gewesen und freuen uns, daß wir schon für eins der nächsten Hefte einen Aufsatz über Jan Lys ankündigen können, den uns ein so hervorragender Kenner der niederländischen Malerei wie Wilhelm v. Bode geschrieben hat. Während unserer Bemühungen, Künstler ausfindig zu machen, die nicht allgemein bekannt sind und dennoch eine Behandlung in unseren Heften lohnen, sind wir auch auf Gerhard van Honthorst gestoßen, indem uns ein Freund unserer Zeitschrift auf das S. 680 abgebildete Gemälde aufmerksam machte. Es zählt nicht zu den zuverlässig beglaubigten Werken des niederländischen Meisters (1590—1656), aber es weist seine bezeichnenden Züge auf und ist, ganz abgesehen vom Namen, ein vortreffliches Bild aus jener Zeit, wo die holländische Malerei in das Fahrwasser des italienischen Naturalismus geriet. Der Einfluß Caravaggios ist auch hier deutlich

Klatschbasen. Holzschnitt

Graphische Arbeiten von Berthold Clauß

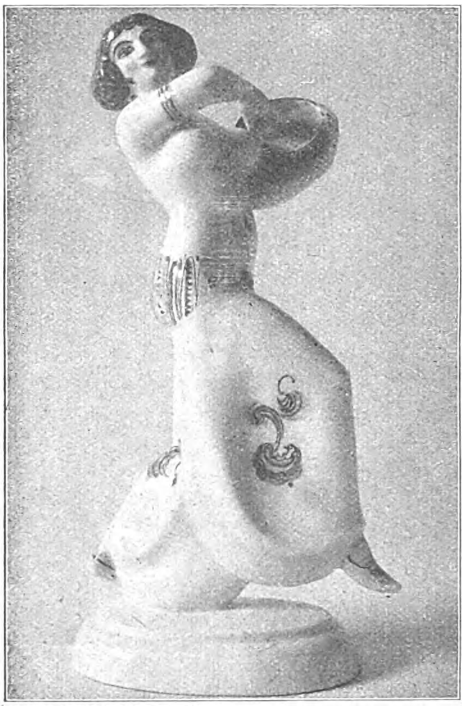
zu spüren, gleichzeitig mit der Vorliebe für eine etwas verlumpte Romantik italienischer Hirten und Bauern.

Ist hier die Frage nach dem Maler auch nach der Ansicht hervorragender Fachgelehrter mit großer Wahrscheinlichkeit zu beantworten, so steht es schwieriger mit dem auf S. 679 wiedergegebenen Frauenbildnis. Auch dieses befindet sich im Besitz eines unserer Leser, und die Schriftleitung ist gebeten worden, festzustellen, von wem es wohl stammen möchte. Über das Alter des Bildes besteht kein Zweifel. Es gehört in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es ist ein kleines auf Holz gemaltes Bild und vor Jahren von dem berühmten Restaurator Hauser sachgemäß gereinigt worden, so daß es sich jetzt wohlerhalten und in der ursprünglichen Frische seiner Farben darstellt. Das reizvolle Bildnis steht vielleicht in Beziehung zu dem sogenannten Meister der weiblichen Halbfigur, in dem man neuerdings François Clouet († 1540), den Hofmaler Franz' I. von Frankreich, vermutet hat. Trifft dies zu, so würde diese betende und durch das Salbgefäß als Magdalena kenntlich gemachte Frau zu jenem Damenhof gehören, den König Franz und seine Schwester Mar-

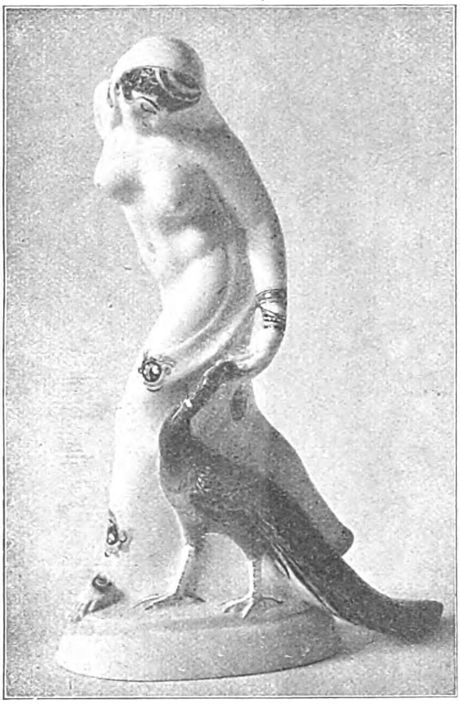
Vogelscheuche. Steindruck von Berthold Clauß

Landstreicher. Steindruck von Berthold Clauß

Digitized by Google



Perserin. Porzellanfigur von Adolf Amberg



Inderin. Porzellanfigur von Adolf Amberg

garete von Navarra um sich versammelt hatten. Der König legte großen Wert auf seinen Damenhof. Er nannte die vornehme fröhliche Gesellschaft seine petite bande. Er wählte die Stoffe für ihre Kleider, und so wird es daher kommen, daß sie allesamt sehr ähnlich gekleidet auch im Bilde überliefert sind. Die holden Frauen sehen sittsam und fast ein wenig hausbacken aus. Aber sie waren es nicht. Sie singen des Hofdichters Marot Liedchen: „Ist es zu verwundern, wenn ich meinen Liebsten lieber

Bildnis. Gemälde eines unbekannten Meisters des 16. Jahrhunderts

hab' als meinen Mann?"

⁂

Ein ungewöhnlich starker Farbenklang eröffnet unser Heft: ein Gemälde von Professor Erich Erler. Es ist eigentlich das Bruchstück einer Dekoration für ein Gartensälchen. Die Kaminwand war die Hauptsache; dort breitete sich über dem schwarzen Marmorkamin wie ein etwa vier Meter breiter Gobelin die Darstellung einer fröhlichen, bunt maskierten Gesellschaft beim Weine aus: die Männer als Hähne und Türken verkleidet, die Frauen als Schäferinnen, etwa

Digitized by Google

Nachtstück. Gemälde von Gerard van Honthorst

im Sinne der Masken aus den italienischen Komödien des 17. Jahrhunderts. In den kleineren Feldern der Seitenwände sah man Pärchen oder einzelne, die sich beschaulich zurückgezogen haben. Der kostümierte Vogelsteller auf unserem Bilde ist einer von ihnen. Die Darstellung des Ganzen war gobelinartig gedacht, worauf auch die umrahmende Girlande zurückzuführen ist. — Auf einfache, stark gegensätzliche Flächenwirkung ist der erschlagene Abel von W. Jüttner gestellt (zw. S. 632 u. 633). Die Luft ist wie von Blut erfüllt, und unheimlich leuchtet das Weiß der Ziege im Vordergrund. — Von Professor Hans Bohrdts Kunst ist unsern Lesern nicht viel Neues zu sagen. Sein Gemälde ‚Im Kattegatt' zeigt, daß dieser Maler der See am natürlichsten gegenübertritt, wenn er auf Belebung durch Schiffe oder gar Seegefechte verzichtet (zw. S. 584 u. 585). — Das nervöse Hasten der Großstadt hat kein Maler prickelnder zu erfassen gewußt als der Berliner Lesser Ury (zw. S. 664 u. 665). — Vor einigen Monaten haben wir von Peter Kálmán ein farbig wiedergegebenes Frauenbildnis gezeigt. Sein ‚Lustiges Trio' (zw. S. 576 u. 577) wird den Lesern vielleicht noch besser gefallen, obwohl wir in unsrer Abbildung auf die Reize der Farbe leider verzichten mußten. Trotzdem läßt sich die Schmissigkeit des Vortrages erkennen, und man ahnt, wie bunt die Trachten und wie gesund die Gesichter sind. — Von Sidonie Springer lag uns eine Folge von Steinzeichnungen vor, die unter dem Titel ‚An meine Mutter' ein hohes Lied auf unerschöpfliche Mutterliebe anstimmen. Aus diesen Blättern der jungen Künstlerin sprach eine Kraft und vor allem eine Reinheit des Empfindens, daß wir wenigstens eins hier zeigen mußten (zw. S. 656 u. 657). — Das Gemälde von Matthäus Schiestl (zw. S. 672 u. 673) zeigt italienische Landschaft so deutsch, wie sie der junge Maler, des Künstlers Bruder Rudolf, in sich aufnimmt. — Die Plastik von H. H. Dietzsch-Sachsenhausen (zw. S. 592 u. 593) hat dem Künstler einen ersten großen Erfolg auf der Berliner Kunstausstellung eingetragen. Nicht weniger als siebzehnmal hat er den Auftrag erhalten, die in der Bewegung ausgezeichnete Figur verkleinert wiederzugeben. Dieser Erfolg hat den Bildhauer um so freudiger gestimmt, als es sich um sein erstes größeres Werk nach langen Kriegsjahren handelt. P. W.

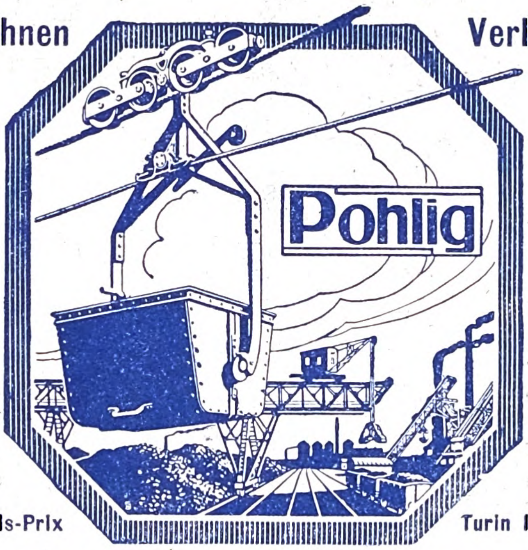
Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

Digitized by Google

J·Pohlig A·G·Cöln

Drahtseilbahnen

Verladeanlagen



Becherwerke
Krane
Elevatoren
Verladebrücken
Bandförderer

Selbstgreifer
Elektrohängebahnen
Waggonkipper
Conveyors

Brüssel 1910, 2 Grands-Prix

Turin 1911, 4 Grands-Prix

Digitized by Google

Bildung macht frei!

Nicht, wo der Pöbel ungezügelt rast, nicht auf den blutigen Barrikaden der Strassenkämpfe wohnt die Freiheit, sondern dort, wo Bildung, Charakter und Können zu lauterer Harmonie sich vereinen. L'homme est ne libre — der Mensch ist frei geboren, — sagt J. J. Rousseau, frei in dem Sinne, dass niemand ihn hindern darf, sein Leben als Geschöpf der Natur in Gemässheit seiner Individualität zu gestalten, zu wachsen und zu gedeihen an Leib und Seele und seine Fähigkeiten frei zu erproben im grossen Spiele des Daseins. Aber gerade diese edelste und grösste Freiheit bedingt auch die grösste freiwillige Beschränkung! Nur soweit die Äusserungen der Individualität nützlich sind innerhalb der Schranken des Gemeinschaftslebens, der sozialen Wohlfahrt, dürfen sie ungehemmt ihren Zielen entgegenstreben. Da die Natur auch den Hang zum Schlechten in das Menschenherz gepflanzt, so gehört demnach ein eiserner Wille dazu, seine Handlungen stets nur auf das Gute und Edle zu richten. Wirkliche Bildung, d. h. Kultur an Geist und Herz, ist also Sache der Selbsterziehung, des unbeugsamen stahlharten Willens. Auch der Schwächste und Energieloseste erwirbt einen solchen nach kurzer Zeit durch die täglichen praktischen Willensübungen, wie sie Poehlmanns Geistesschulung enthalten und vorschreiben. Dieser einzig dastehende briefliche Unterricht hat schon Tausende unseliger Schwächlinge zu stolzen, freien und glücklichen Menschen gemacht und sie von der Wahrheit des Spruches überzeugt:

„Ich will — das Wort ist mächtig,
Spricht's einer ernst und still!
Die Sterne reisst's vom Himmel,
Das eine Wort: ich will!"

Man verlange kostenlosen Prospekt von

Ch. L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 50.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google